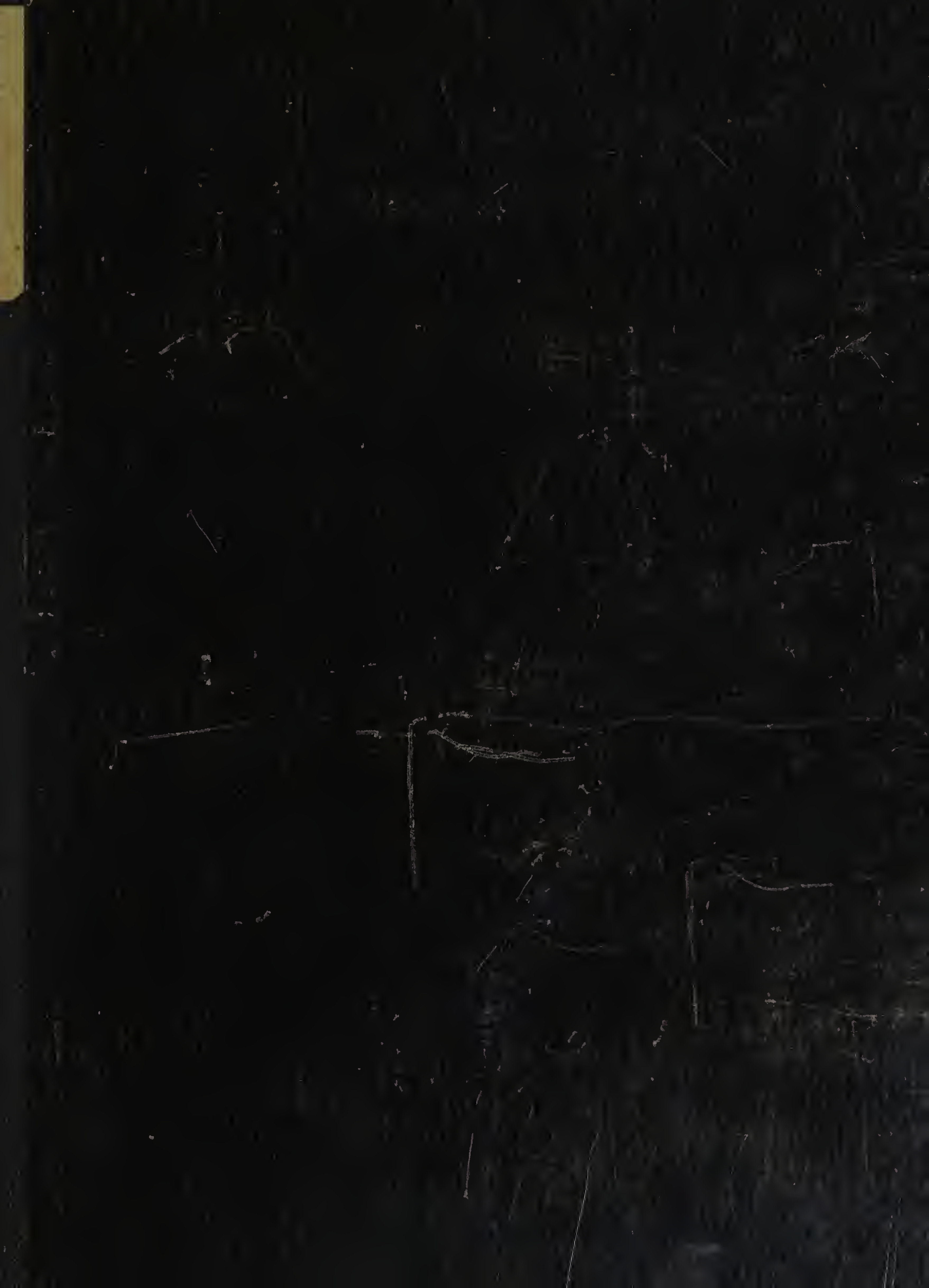




Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr **Paul Zimmermann.**

Erster Band.

Jahrgang 1895.



Braunschweig. 1895.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen (W. Laßmann).

Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).

Vorwort.

Das Braunschweigische Magazin ist als Beiblatt der Braunschweigischen Anzeigen durch einen Beschluß des Herzoglichen Staats-Ministeriums zum 1. September d. J. wieder ins Leben gerufen worden. Man hat damit einen alten Brauch wieder aufgenommen, der in verschiedenen Formen vom ersten Erscheinen der Anzeigen im Jahre 1745 bis Ende des Jahres 1868 bestanden hat. Anfangs waren die „gelehrten Artikel" ungesondert von dem übrigen Inhalte des Blattes erschienen, bis der bekannte Friedr. Wilh. Zachariä sie seit dem 1. Januar 1761 unter dem Namen „Gelehrte Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen" als ein besonderes Blatt neben den Anzeigen herausgab. Unter des Litterarhistorikers J. J. Eschenburg Leitung erhielt es zum 1. Januar 1788 den Namen „Braunschweigisches Magazin", den es dann bis zu Ende seines Erscheinens unverändert geführt hat. Wenn trotzdem der vorliegende Band des Magazins als „erster" bezeichnet ist, so geschah dies nur aus Zweckmäßigkeitsgründen, insbesondere um in Zukunft das Citiren zu erleichtern. Im Uebrigen wird das Hauptbestreben der unterzeichneten Schriftleitung sein, den alten guten Ueberlieferungen treu zu bleiben und ihnen den veränderten Zeitverhältnissen und Anforderungen gemäß nach bestem Können gerecht zu werden.

Wolfenbüttel, December 1895.

Dr. Paul Zimmermann.

Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteraturgeschichte.

4. Cultur- und Sittengeschichte.

5. Topographie.

6. Nekrologe.

II. Besprechung von Büchern, Aufsätzen und Karten, Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 1. September. **1895.**

[Nachdruck verboten.]

Die Schlacht bei Blekenstedt
(1493)
nach der Schilderung eines Augenzeugen.
Von Ludwig Hänselmann.

Es giebt in der Geschichte unserer Stadt kaum ein zweites Ereigniß, wovon zu seiner Zeit so hohen Tones gesungen und gesagt worden ist wie von der sogenannten „Schlacht“ bei Blekenstedt. Eine Bezeichnung, die nach heutigen Begriffen überschwänglich heißen muß, und auch mythische Täuschungen mengten sich ein, sofern man diesen zaghaften Nothkampf als hochgemuthe Waffenthat pries. Zum Frohlocken war aber in der That alle Ursach: es entsprang einer richtigen Schätzung des Erfolgs, der dort für Braunschweig und die sächsischen Städte insgemein errungen wurde.

Mit dem Aufgebot all seiner Macht und seiner Mittel bedrängte Herzog Heinrich der Aeltere die Stadt Braunschweig. Ihm zur Seite ein Fürsten- und Adelsbund, wie man in Deutschland seinesgleichen seit den Tagen der Fehde um Soest und des Nürnbergschen Markgrafenkriegs nicht hatte auftreten sehen. Daß diesmal unvergleichlich viel mehr als je zuvor auf dem Spiel stand, daß es nicht um den einen oder andern der vielen zwischen Braunschweig und den Herzögen streitigen Ansprüche, daß es um die Freiheit der Stadt, ihre ganze politische Existenz ging, ja daß, wenn diese Hochburg des Sachsenlandes fiel, in weitem Umkreise bald das letzte Stündlein aller bürgerlichen Selbstherrlichkeit schlagen mußte — dies Bewußtsein war hüben wie drüben allgemein. Bezeichnend, daß auch so ferngesessene Fürsten wie der König von Dänemark, der Herzog von Pommern, der Pfalzgraf am Rhein dieser Fehde des Herzogs, wenn nicht mehr, doch ihre Namen zu leihen sich beeilten. Und für Braunschweig hinwiderum rührten sich williger, geschwinder, nachdrücklicher, als sonst ihre Art war, mit den nächstverwandten sächsischen Städten auch die Hansegenossen an der See. Zu thätlicher Hilfleistung freilich nur Hildesheim: den übrigen verboten theils ihre Entlegenheit, theils andere Umstände, in Waffen mitzuthun. Aber alle, voran Lübeck, Hamburg und Lüneburg, halfen mit Darlehn und stattlichen Subsidien zur Besoldung des Kriegsvolks, das Hildesheim annahm, um Braunschweig zu entsetzen.

Zwar hinter seinen Mauern hielt dieses auch der Uebermacht Stand; das Feld aber mußte es ihr lassen Zu Riddagshausen im Kloster und umher lag das Hauptheer der Feinde auf der Lauer; von dort nach allen Seiten hin vorstoßend, sperrte es der Stadt ihre Pässe und jedwede Zufuhr. Nicht lange, und drinnen ward der Mangel an allem Nothwendigsten fühlbar, eine eigentliche Hungersnoth stand vor der Thür, und wie immer in dergleichen Läuften fand dabei der Wucher in jeder Gestalt — schon damals ein fressender Krebs am Leibe des Kleinbürgerthums — fette Weide. Das niedere Stadtvolk, „die Armuth“, der „Hans bei der Mauer“, von jeher voll Haß auf die Reichen und nicht anders gewohnt, als die Schuld jedes Drucks, dem es erlag, auf die Obrigkeit zu schieben, begann laut zu murren; ein Geist des Aufruhrs, der, von Lüdeke Hollant erregt, noch glimpflich vor zwei Jahren unterdrückt worden war, getraute sich von neuem hervor. Viele wollte die Landsässigkeit unter fürstlicher Herrschaft ein besseres Loos dünken als die Freiheit unter Rathsregiment. Der Herzog, von Hollant berathen, hatte schleunig, gleich zu Anfang der Fehde, mit schmeichlerischen Briefen an die Gilden und Gemeinden versucht, diese Stimmungen gegen die bestehende Gewalt aufzurufen. Damals war er abgewiesen worden; jetzt aber, in der Drangsal dieser Tage, entsann sich Mancher der gnädigen Erbietung des Fürsten und erwog, ob es nicht besser gethan gewesen wäre, die dargereichte Hand zu ergreifen. So zogen von innen wie von außen schwere Wetter herauf, deren Schlägen die hergebrachte Stadtfreiheit nicht schien widerstehen zu können.

Im Januar des Jahres 1493 waren diese Nöthe zum höchsten gestiegen. Der Rath schickte Botschaft über Botschaft nach Hildesheim mit flehentlichen Bitten um Errettung. In den ersten Tagen Februars hatte man sich dort dazu endlich in Bereitschaft gesetzt Am 7. ward das Kriegsvolk nach Braunschweig geführt; mit einem braunschweigschen Bürger- und Söldnerheere zog es am 11. über Peine, wo die Braunschweiger blieben, wieder heim, um sich mit ihnen, verstärkt durch ein hildesheimsches Bürgeraufgebot, am 12. von neuem zu vereinigen und folgenden Tages gemeinsam einen langen Zug Wagen mit Proviant, Kriegsbedarf und Kaufmannsgütern nach Braunschweig zu geleiten.

Es gelang, nachdem die Städtischen bei Blekenstedt, wo ihnen der Herzog den Weg verlegen wollte, zwei

Angriffen Stand gehalten hatten, und dieser Erfolg ward der Wendepunkt des Krieges. Nicht nur, daß er Braunschweig der gefährlichsten Bedrängniß enthob — noch bedeutsamer war seine Wirkung auf den Feind. Dem Herzog sank der Muth; in der Hoffnung getänscht, Braunschweig werde dem Hunger und der inneren Gährung erliegen, ließ er sich nach kurzem auf Verhandlungen ein, aus denen die Stadt zwar nichts weniger als glorreich, nicht ohne schwere Opfer an Geld und Geldeswerth, aber doch ohne Einbuße bürgerlicher Freiheit hervorging.

Von jenem glückhaften Abenteuer liegt die Erzählung eines Zeitgenossen vor, der selber, und als oberster Gewaltiger, dabei gewesen ist: Henning Brandis', Bürgermeisters von Hildesheim. Er hat davon in seinem „Diarium" geschrieben, einer Quelle ersten Ranges für die Dinge dieser Lande in den siebenundfünfzig Jahren von 1471 bis 1528 — für Braunschweig kaum weniger unschätzbar als für Hildesheim selbst. Und wie seine Aufzeichnungen sich überall in ihrer Unmittelbarkeit, Ausführlichkeit, Zuverlässigkeit, Anschaulichkeit über die landläufige Art der Berichte jener Zeiten hoch erheben, so auch und fast noch mehr als anderwärts in dem Abschnitte, der von der Schlacht bei Blekenstedt, von ihren Vor- und ihren Nachspielen handelt. Was historische Lieder und braunschweigsche Chroniken verstückt, schemenhaft und verschwommen vorführen, das stellt diese Schilderung in der Fülle lebendigsten Lebens, in festen, lückenlosen Konturen vor Augen.

Sie folgt hier nun zunächst, in einer freien Uebertragung des niederdeutschen Textes, hin und wider mit leiser Aenderung des Wortlauts, leichten Einschiebseln, vorsichtigen Umstellungen, je wie das eine oder andere zur Erleichterung des Verständnisses nothwendig schien. Henning Brandis erzählt:

Am Mittwoch Dorotheen um Mitternacht (6. Februar) ritten Kesselrand und ich mit den Reitern durch die Kalkgrube und über die Furth bei Wipshausen[1]), kamen nach Braunschweig, als die Glocke gegen neun war, und hielten vor dem Thore, bis nachmittags um vier unsere Fußknechte auch zur Stelle waren, die einen sonderlichen Richteweg gezogen. Von Riddagshausen her rückten die Feinde an und hatten mit den Unseren über die Oker ein Schießen. Die Braunschweiger läuteten Sturm und kamen uns rüstig zu Hilfe.

Sonnabend, am Tage Apollonien (9. Februar) zogen wir mit einander aus dem Thore und wollten nach Peine. Da kam unser Bote Heinrich Jacob mit der Zeitung: er hätte die Feinde gesehen, vier Haufen Reiter, wohl an die tausend Pferde. Derhalben ward gerathschlagt, wir kehrten am Ende wieder um und zogen durch die Stadt auf Salzdahlum und Atzum, wo wir brannten und raubten. Das behagte den Braunschweigern nicht, denn sie wollten nach Peine, zu proviantieren, und meinten, man dürfte sich nicht also abschrecken lassen. Ihr Rittmeister Plettenberg sagte: auf diesem Zuge stünde alles, diesmal müßten sie schon auf ihrem Kopfe bestehen. Wir vier Geschickte von Hildesheim gaben zur Antwort: wenn es ihnen so deuchte, dann wollten wir wohl mit dem reisigen Zuge durch Peine dräuen, die von Hildesheim holen und mit ihnen wiederkommen. Darauf jene: sie dürften uns nicht darum bitten, die Kundschaften lauteten gar zu sehr ängstlich. Aber Plettenberg sagte: Verachtet sie nicht, sondern nehmt sie zu Hilfe. Da sagten sie: Gerne! und baten darum.

Am Montag nach Apollonien (11. Februar) zogen wir mit denen von Braunschweig nach Peine. Die Fußknechte wollten aber nicht aus dem Thore, ihnen würde zuvor denn mehr Sold zugesagt. So mußten wir denn wieder zurück vor das Klipphaus, wo sie noch waren. Die Bürgermeister von Braunschweig baten mich, hieran zu thun, was ich könnte. Zuletzt mußt' ich ihnen einen Monatssold, leidliche Kost und zwei Goldgulden jedem geloben. Die Schälke!

Als wir vor Peine anlangten, da wollten sie nicht mehr als fünf Pferde einlassen, dann fünfzig und nach und nach mehr. Das hielt uns sehr auf, und wir mußten es leiden. Die von Braunschweig blieben dort, wir zogen weiter. In der Vorsriede holte uns Heinrich v. Weihe eilig ein, rief Holda! und als er an mich kam, sagte er: daß wir uns so theilten, wäre unser Verderben, ihn erbarme, daß die gute Stadt Braunschweig mit offenen Augen zu Schaden kommen sollte, und dergleichen klägliche Reden noch mehr. Darob drängten sich die Rittmeister und tapfersten Junker heran und wollten die Sache erwägen. Doch ich sagte: Es ist so beschlossen, und Henning v. Reden, unser Hauptmann, wandte sich kurz nach dem Unglücksraben um und schnaubt' ihn an: Schweig, du Ratte! Da durfte er den Mund nicht mehr aufthun. Wir kamen zu Hildesheim an, als die Glocke gegen neun war, und gingen aufs Rathhaus. Je sechs aus dem Rathe und von den Vierundzwanzig wurden zu mir mit tröstlichem Zuspruch geschickt.

Am Dinstag (12. Februar) kurz vor Tage zogen wir, die von Hildesheim, aus mit den Streitwagen, Büchsen und allem Geräth, auch einem Wagen mit zwanzig neuen Bockbüchsen. Als es im Felde heller Tag wurde, schickten wir die anwesenden Rathleute und Vierundzwanziger zu allen drei Bannern und lasen die Bürger und die Streitwagen aus, die jedem Banner zugetheilt waren, bestellten auch bei jedem zwei Bürger, auf die Pferde zu achten, damit sie, wo etwa im Handgemenge Schlüsse einschlügen, nicht wild würden und unter dem Volke Verwirrung anrichteten. Die Fußknechte stießen nach Verabredung zu uns, und so kamen wir nach Peine. Unsere Kämmerer hatten in der Hast die nothdürftige Speisung vergessen, in Peine war nicht viel zu bekommen, und so ging es knapp her, nur Butter und Brot war im Ueberfluß zu haben. Die von Hildesheim sammt denen aus der Neustadt schlug ich auf siebzehnhundert Mann an. Ueber Nacht lagen wir und die von Braunschweig vor Peine.

Diesen Abend und am folgenden Morgen wurde vielfach gerathschlagt, was weiter werden sollte. Denn inzwischen kam ängstliche Zeitung: vor uns wären die Feinde in gewaltiger Stärke zu Pferde und zu Fuß. Die Geschickten von Hildesheim, die Hauptleute, alle

1) Nordwestlich von Braunschweig, jenseits der Oker.

Kapitäne der Reiter und Knechte von Braunschweig und Hildesheim riethen insgemein, man sollte nicht weiterziehen, sollte lieber umkehren, sollte eine Weile in Hildesheim liegen und dann nach Braunschweig ziehen. Indeß die Geschickten von Braunschweig wollten vorwärts und Kunzemann v. Falkenberg sagte: Ziehet ihr nicht weiter, so wird es euch all euer Lebtag gereuen. Unser Rittmeister aber gelobte im Felde vor Peine, der Mutter Gottes Marien, so wir siegten, nächstkommenden Sonnabend zu fasten bei Wasser und Brot.

Man war noch nicht einig, da brachen am Mittwochen, tags vor Valentini (13. Februar), die von Braunschweig mit den Ihrigen auf, und wir folgten ihnen nach. Wir hatten gegen fünfhundert reisige Pferde, gegen achtzehnhundert Knechte aller Art und an Bürgern die von Braunschweig bei dreitausend, wir von Hildesheim etwa siebzehnhundert, insgesammt an siebentausend wehrhaftige Leute. Die Herzöge, sagte man, gegen vierzehnhundert reisige Pferde — an sechszehnhundert sollten sie abends vorher gefüttert haben — bei zwölfhundert Knechte und wohl zehntausend Bürger und Bauern. Doch diese liefen und flohen bereits in großen Haufen. Bei uns her gingen Weiber aus Braunschweig, wohl anderthalbhundert, die trugen um Lohn, was jede konnte oder wollte, staken eine Schürze als ihr Banner auf und waren guter Dinge, bis sie sahen, daß es Ernst werden wollte: da fielen sie alle auf die Knie, falteten die Hände und weinten.

Als wir dem ersten Dorfe des Herzogs unweit Vecheldes nahten, erlaubten auf Anstiftung Rolefs die Gewappneten den Jungen, zu pochen und zu brennen. Doch der Rittmeister rannte ihnen nach mit bloßem Schwerte und wehrte ihnen: Vollbringet was ihr vorhabt, dann thut ihr was rechtes — dies Dorf will ich, wenn es euch beliebt, mit zwanzig Pferden verderben.

Ueber Vechelde rückte der Herzog ins Feld mit mehr als hundert Pferden und sah, wo wir blieben. Etwelche der Seinen und der Unsrigen sprachen mit einander, die Feinde zogen jenseit des Bruches, wir diesseits dem Streite entgegen, wir sahen sie und sie uns. Als wir an Vallstedt vorbeikamen, fielen dort die Unsrigen ein, legten Feuer an und pochten das Dorf völlig aus. Beim Dumbruche, nahe dem Berge über Blekenstedt, bat ich die Bürger: da wir nun, wie sie wohl sähen, mit den Feinden zu schicken haben würden, möchten sie doch soviel thun und weder Büchsen noch Armbrüste losschießen, ehe denn die Feinde auf Spießlänge nahe gekommen, damit sie sicher träfen; thäten sie also, den von Braunschweig und Hildesheim, auch ihnen selber zu Ehren und guter Nachrede, dann würden wir unsere Feinde gewißlich schlagen, sonder allen Zweifel, denn wir hätten, das sähen sie alle, viel gute Reiter, Fußknechte und wohlversuchte Bürger, mit Gottes Hilfe würde also der Sieg unser sein.

Als wir auf den Berg kamen, ritten die Feinde uns über die Brücke bei Blekenstedt mit zweihundert Pferden unter Augen. Ihr übriges reisiges Reitervolk hielt in starken Haufen auf der anderen Seite des Bruches mit den wehenden fürstlichen Bannern; von ihrem Fußvolk war viel schon verlaufen. Ihre Wagen hatten sie bei dem Dorfe aufgestellt, vier oder fünf Feldschlangen aber vor das Bruchfeld gelegt und den Berg hinan gerichtet, wo unser Weg herabführte.

Unser Rittmeister beschickte mich durch Reiter — durch achterlei Botschaft aus eigener Bewegung auch die Gutenmanns und dergleichen mit der Werbung: wir könnten Gewinnst an den Feinden erlangen, die über die Brücke zu uns kämen. Ich ritt zu den zwei Bürgermeistern von Braunschweig, Lafferde und Wittekopp, zu fragen, was sie meinten. Wie ihr rathet, sagten sie. Die Geschickten aus dem Rathe und von den Vierundzwanzig zu Hildesheim riethen nicht ab. Da sagte ich: So laßt sie denn in Gottes Namen reiten.

Unsere Reiter rückten vor und hieben ein, gleich wandten die Feinde sich zur Flucht, fünf der Unsrigen rüstig hinterdrein, Berninghausen, Reden, Plettenberg, Stelter und Lubbert. Ich bat die Knechte und Bürger, hastig vorwärts zu eilen: Ihr habt immer redlich gehandelt, ihr sehet, daß die Feinde vor uns fliehen, daß unser der Sieg ist! Doch da war keiner, der darum schneller gegangen wäre.

Zuhand schossen die Feinde die Büchsen los unter unser Volk, vier oder fünf Schüsse, daß sechs- oder achtundzwanzig todt lagen. Nun liefen die Knechte und Bürger auch vorwärts, aus dem Schußziel zu kommen, und davor erschraken die Feinde, liefen gleichfalls und ließen ihre Büchsen und was sie da hatten im Stich. So gewannen wir, Gott sei gelobt, den ersten Sieg vor Blekenstedt und nahmen all die Büchsen und über zwanzig Wagen mit fünf Tonnen Kraut [2]), Kost, Herrenkleidern, güldenen Spangen, Kleinoden, Siegeln und allerlei anderer Habe der vornehmen Leute. Sofort waren unsere Büchsenmeister fertig, schossen heftig dahin, wo die Herzöge mit ihren Hauptbannern und Reitern hielten, und so wichen diese auch. Da mochte die Glocke gegen eins sein.

Die Feinde rückten büchsenschußweit jenseit Blekenstedts über den Bruchfließ auf den Berg und den Weg, wo wir hergekommen waren, zogen auf der Höhe in genügender Ferne von uns hin und her und reizten uns zum Schießen, so daß wir wohl sahen, sie wollten wieder an uns. Wir zogen die Streit- und die Güterwagen vor uns her und schickten uns dergestalt an, daß wir stark im Vortheil waren. Im Osten, hinter uns, lag ein Bruch, im Süden war ein breiter Graben, den die Bauern des Viehes halber ausgeworfen hatten, im Norden das Dorf, im Westen, wo die Feinde den Berg herab gegen uns anrücken mußten, am Fuße des Berges, dicht vor der Wagenburg, ein weicher Moorgrund.

Als um die Vesperzeit die Feinde kampffertig den Berg herabkamen, nahmen sie uns den Sonnenschein, und während des Streites war keiner. Sie stäubten im Rennen bis an die Wagenburg, vier oder fünf Gleven [3]) stachen auf unser Volk drinnen ein — ein Glück, daß da, wo sie hintrafen, hochbeladene Wagen mit Kaufgut standen. Ihr Hauptbanner kam ganz nah, fast auf Ackerbreite heran, ein großes Loch ward hindurch geschossen, auch kam es dicht vor uns zu Fall und ganz hernieder, aber außermaßen rasch wieder auf.

---

2) Pulver.

3) Lanzen, Beritte von 6—8 Mann.

Ihr Angriff war so stolz und so schön, wie man nur immer sagen mag. Dann hielten sie dort aber eine ziemliche Weile ganz ärmlich und betrüblich. Da waren unsere Feldschlangen, Steinbüchsen, alldergleichen nicht geladen, bis auf eine einzige Schlange, und diese traf gut. Die reisigen Schützen der Feinde schossen ihre Pfeile im Bogen zur Wagenburg herein, ihr Fußvolk, die Knechte und Andere, kamen vom Dorfe her, kehrten aber gleich wieder um. Auch von unseren Knechten hielten viele sich ganz kläglich, ein Theil that das Seine so hin, und desgleichen die Bürger; unsere Reiter standen an einem Ende und rührten sich nicht, als wären sie gemalt. Und derweil auf beiden Seiten ein gewaltiges Schreien, Trommeten, Trommeln, Pfeifen und Büchsenerklingen. In diesem Wunder rieth ich zur rechten Zeit und rief nach den Bockbüchsen. Da sagte der Büchsenmeister: Sie sind nicht geladen. Viele riefen: Lothe her! Pfeile her! Sie hatten sie zur Unzeit ganz jämmerlich verplackert.

Als die Feinde außer Schuß geritten waren, hatten sie vielleicht mit den Verwundeten zu thun, sodaß sie eine Zeit lang verzogen. Derweilen beriethen wir uns zu drei Malen, ob wir weiter ziehen wollten. Wenn aber die Rittmeister das an die Ehrbaren brachten, hatten diese viel Bedenken: Oberg und Strombeck wollten wieder nach Hildesheim ziehen. Das währte weit über eine Stunde.

Wir griffen Johann Rommel, die übrigen Gefangenen ungerechnet; uns wurde Klein Henning abgegriffen. Von Hildesheim blieben dort am Platze ein namhafter Bürger, Kort Arndes, ein ehrbarer Mann, Peter v. Isenburg, von anderm Volke gegen zwanzig, auch starben hernach noch an zwanzig, die wir verwundet nach Braunschweig mitführten. Von den Feinden blieben todt Dietrich v. Wierthe, Marx v. Mosburg und Evert v. Burgdorf — mehr wurden uns bei Namen nicht kund, doch man sagte, auf beiden Seiten wären gegen zweihundert Todte gewesen.

Als wir die Walstätte räumten und gen Braunschweig abzogen, ein Theil über die Brücke, die meisten über den Bruch, den sie mit Weiden und allerlei Geräth, das dazu taugte, gangbar machten, war die Glocke zwischen vieren und fünf. Die größten Schlangen blieben liegen, was kläglich versehen war, denn wir hatten viel Wagen und Pferde gewonnen, hätten also sie leicht mitführen können. Etliche schlugen in die Zündlöcher Nägel und hieben die Räder entzwei. Die Feinde hatten viel große Brode, Rothwürste, Schuh, Mäntel und sonst allerlei von sich geworfen, womit unser Volk sich wohl versorgte. Alle Dörfer längs unseres Weges brannten wir, eins lag auf einem Berge — mochte Geitelde sein — das leuchtete uns trefflich bis zur Landwehr.

Gegen Glocke neun kamen wir vor Braunschweig an. Sobald ich den Harnisch vom Leibe hatte, schrieb ich barfuß, bloßen Hauptes, ungespeist nach Hildesheim, wie meinen mitgeschickten Herren und mir deuchte, daß die Sache sich zugetragen hatte, auch daß der Rittmeister Sonnabend zu fasten gelobt, ob man dies dort etwa auch thun und es der Gemeinde verkündigen wollte. Förderte den Boten in Eile aus dem Thor.

Feldflüchtig war ein einziger Bürger von Hildesheim geworden, und der durfte nicht wieder in die Stadt. Von den Braunschweigern kamen bei fünfzig, die ausgerissen waren, ans Thor, baten um Geleit und wurden hier gelitten. Vielleicht waren ihrer noch mehr.

(Schluß folgt.)

Das Nothfeuer im Braunschweigischen.

Von Dr. Richard Andree.

Der uralt heidnische Brauch des wilden Feuers oder, wie es häufiger anderwärts genannt wird, des Nothfeuers, hat sich gerade im Braunschweigischen und den benachbarten Gegenden bis auf unsere Tage herab erhalten. Das wilde Feuer wurde nach alter Art durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, damit wurden Scheiter oder Reisighaufen entzündet und durch dieses Feuer trieb man von Seuchen befallenes Vieh, um es so zu heilen.

Für Deutschland läßt sich dieses Feuer schon im Jahre 742 nachweisen, denn damals gebot eine unter dem Vorsitze des Bonifacius als Erzbischofs von Mainz abgehaltene Synode den Bischöfen und Grafen alle heidnischen Gebräuche (paganias) sorgsam zu verhindern: Todtenopfer, Thieropfer „sive illos sacrilegos ignes, quos niedfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes“ [1]) und die Synode zu Listines in den Niederlanden ein Jahr später handelte in dem Indiculus superstitionum et paganiarum „de igne fricato de ligno id est Nodfyr“ [2]).

Trotz aller geistlichen und weltlichen Verbote hat sich das wilde Feuer bei uns zwölfhundert Jahre erhalten; es ist erst dem Zuge der Neuzeit erlegen, aber noch leben in unserem Lande Leute, die sich erinnern, daß es in ihrer Jugend zur Anwendung gelangte und zwar genau in der Weise, wie es ein Landsmann, der Wolfenbüttler Schulrector Joh. Reiskius, vor zweihundert Jahren schilderte[3]): „Wenn nun sich etwan unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit großen Schaden erlitten, werden die Bauren schlüssig, ein Nothfüer oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas von Wasen und Stroh und Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingestecket, mit Wagenpech und Theer wohl geschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialen aufgefasset,

---

1) „Oder jene gotteslästerlichen Feuer, die sie „niedfyr“ nennen, sowie alle Gebräuche der Heiden jeglicher Art“.

2) Pertz, Mon. Germ. I, 17,20. In dem Verzeichnisse von Aberglauben und heidnischen Bräuchen über das Feuer, das vom Holze gerieben wird, nämlich dem „Nodfür“. Den Namen erklärt Grimm D. M.[1] 344 aus nôt. necessitas, sei es, weil das Feuer gleichsam genöthigt wird, zu erscheinen, oder das Vieh die Gluth zu betreten oder seine Bereitung in Zeiten der Noth, der Seuche, erfolgt.

3) Joh. Reiskius, Untersuchung des Nothfeurs. Frankfurt und Leipzig 1696. Seite 51.

durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeur ausschlägt; dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwey durchbohrete Pfäle, stecken in die Löcher eine Walle oder Winde nebst alten Fettbeschmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen härnen oder gemeinen dichten Strick, suchen neunerley Holtz zusammen und halten so lange mit gewaltsamer Bewegung an, bis Feuer herab falle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloß auf die Kur des Viehs eingerichtet. Nach drei- oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhause wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch- oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse".

Ich will nun die für die Gegenwart giltigen Zeugnisse, die auf unser Land Bezug haben, anführen. Schambach[4]) verzeichnet das wilde Feuer unter nâdfûer, das noch „vor wenigen Jahren" (vor 1858) entzündet wurde. Nach ihm erzeugte man es durch starke Reibung eines Holzes auf der Drehbank. In das brennende Stroh wurden Getreidekörner geworfen, welche nachher die durch das Feuer gejagten Schweine fressen mußten. Ein glimmender Brand des Nothfeuers wurde von jedem Hofbesitzer mit nach Hause genommen, in Wasser gelöscht und dieses Wasser den Schweinen zum Saufen gegeben.

Für die Dörfer im Drömling besitzen wir den Bericht von Pastor Ebeling.[5]) Alle Burschen, die beim Entzünden des wilden Feuers betheiligt waren, mußten gleiche Vornamen haben, sonst gelang das Werk nicht. Das Feuer wurde durch Reibung mit einem Seile, das um Thorbalken geschlungen war, erzeugt und damit ein Scheiterhaufen entzündet, in dem auch alte Stiefel, Brot und Korn lagen. Dann trieb man die kranken Schweine hindurch.

Wohl auf die Gegend von Adersheim bei Wolfenbüttel bezieht sich die Schilderung, die Th. Reiche[6]) giebt; sie enthält den abweichenden Zug, daß der Schmied das wilde Feuer aus dem kalten Ambos klopfen mußte, dem der zündende Funke entsprang. Auf der Dorfstraße wurden zu beiden Seiten Dornwasen (Reisig) hingelegt, zu denen alle Einwohner Beiträge liefern mußten. Diese wurden mit dem wilden Feuer entzündet und nun das Vieh, zuerst Pferde, dann Rinder, dann Schweine u. s. w. hindurchgetrieben. War das Feuer niedergebrannt, so nahm sich Jeder ein paar Kohlen von dem Brande mit nach Hause, die man dem Vieh in das Trinkwasser legte.

Herr v. Koch in Braunschweig bezeugt, daß er in seiner Jugend in Schladen (in den vierziger Jahren) von alten Männern gehört habe, wie bei Viehseuchen das wilde Feuer entzündet und das kranke Vieh durch dasselbe hindurch gejagt worden sei.

Der verstorbene Registrator Sack behauptet, in seiner Jugend, etwa 1802, ein Nothfeuer in Seesen gesehen zu haben; 1828 sei ein solches im hannoverschen Dorfe Eddesse angezündet worden[7]). Das Dorf liegt nördlich von Peine.

In Gandersheim ist das wilde Feuer bis zum Beginne der westfälischen Zeit, also bis 1807, als Mittel gegen die Halsbräune der Schweine noch mitunter angewendet worden. Trat die Krankheit dort auf, so wurden die Nachbarschaften (Bezirke) des Städtchens durch ihre Schäffer (Vorsteher) zusammengerufen und die Ausführung beschlossen. Dazu wurde der Weg vor dem Neudorferthore bestimmt, welcher auf einer Seite durch die Mauer des Abteigartens, auf der anderen durch eine dichte Hecke begrenzt war. An dieser Hecke stand der Feuerpfahl, mannshoch, 1/2 Fuß dick und mit einem Querloche versehen; ihm gegenüber wurde durch die Schäffer ein zweiter ganz gleicher errichtet und beide Pfähle dann durch eine in den Querlöchern gehende Welle verbunden Zur weiteren Ausführung gehörte ein neuer Strick, der womöglich mit Fäden eines schon gebrauchten Galgenstrickes durchflochten war. Allen Einwohnern, die Schweine besaßen, wurde von Schäfferei wegen durch den Hirten angesagt, sie möchten in einer bestimmten Nacht auf das Tuten und Peitschenknallen des Schweinehirten ihr Borstenvieh aus den Ställen lassen. Dies fand gegen Morgen statt und Jung und Alt strömte mit den herausgetriebenen Schweinen nach dem Neudorferthore. Auf dem Wege vor demselben waren aus Stroh und Holz drei Scheiterhaufen errichtet und diese galt es zu entzünden. Zu diesem Zwecke wurde die Welle zwischen den beiden Feuerpfählen durch den erwähnten Strick in Drehung gebracht und dieses Drehen so lange fortgesetzt, bis durch Reibung Feuer entstand. An welcher Stelle des Feuerreibapparates dieses geschah, ist aus dem vorliegenden Berichte nicht zu ersehen. Es mißlang zuweilen dieses Vorhaben oder gelang erst nach bedeutender Anstrengung; dann hieß es: „Da hat ne Hexe all vor ösch Föüer anebott", wodurch das Werk gehindert wurde. Es mußte nämlich während der Entfachung des wilden Feuers auf allen Herden Gandersheims das Feuer ausgelöscht sein. Nun folgte Haussuchung in der Stadt und fand man ein Feuer, so wurde es ausgelöscht. War die Herstellung des wilden Feuers gelungen, so entzündete man mit demselben die Scheiterhaufen, ließ sie ziemlich niederbrennen und trieb nun die kranken Schweine dreimal durch die glühenden Reste, worauf man sie in ihre Ställe zurückkehren ließ[8]).

Von allen indogermanischen heidnischen Bräuchen hat sich wohl das wilde Feuer am zähesten erhalten. In slavischen Gegenden wird es ganz so, wie oben beschrieben und zu gleichem Zwecke noch jetzt gelegentlich entfacht, wie die Berichte aus Slavonien, Bulgarien, Masuren,

4) Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. 1858

5) Blicke in vergessene Winkel, II. 274. Leipzig 1889.

6) Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift, Braunschweig 1888. I. Seite 5.

7) Zeitschrift des Harzvereins II. Viertes Heft, S. 167.

8) G. Brackebusch nach den Berichten älterer Gandersheimer Bürger. Wochenblatt des Kreises Gandersheim. 30. Juni 1849. № 50.

Polen und Rußland, die bis in die achtziger Jahre reichen, beweisen [9]).

Im Norden von England ist das needfire bei Seuchen unter dem Rindvieh noch 1843 ganz in gleicher Weise wie in unsern braunschweigischen Dörfern und zu demselben Zwecke entzündet worden. Ich gebe hier die belangreiche Parallele [10]):

„Als vor etwa achtzehn Jahren die Seuche unter dem Rindviehe ausbrach, wurde dies Feuer entzündet, indem man zwei Stücke trockenen Holzes an einander rieb, und wurde von Ort zu Ort durch den ganzen Bezirk getragen als Zaubermittel gegen die Erkrankung des Viehes. Scheiterhaufen wurden damit angezündet, und das Vieh in den Rauch getrieben und einige Zeit darin festgehalten. Viele Landleute hiesiger Gegend wendeten das Nothfeuer an. Und Herr Denham erzählt, daß sich sein Vater, der 1843 in seinem 79. Jahre starb, sehr gut vieler Personen der oberen und mittleren Stände aus seiner Heimath Bowes erinnerte, die sich an den Ufern des Flusses Greta versammelten, um das Nothfeuer zu entzünden, als eine Seuche unter dem Rindviehe in jenem Theile Yorkshires herrschte. Das Feuer wurde durch starkes, anhaltendes Reiben zweier Holzstücke entzündet, und wenn das Vieh durch den so entstandenen Rauch getrieben wurde, sah man die Heilung als sicher an“.

Zu den allgemeinen Zeugnissen über das Noth- oder wilde Feuer in germanischen oder slavischen Ländern gesellen sich also hier sechs aus braunschweigischem Lande. Nach ihnen mag angenommen werden, daß noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Gebrauch bei uns lebendig war [11]). Betrachten wir die angewendeten Methoden der Feuererzeugung, wie sie berichtet werden, so ist der alte Reiskius wohl der klarste, da auf die von ihm geschilderte Art wohl Reibungsfeuer zu erhalten ist. Gar nicht verständlich ist die von Pastor Ebeling aus dem Drömling bezeugte Art, durch Reibung mit einem um die Thorbalken gewundenen Seil. Im Göttingenschen ist schon die Drehbank (nach Schambach) zur Reibung verwendet, auch der Bericht aus Gandersheim gestattet keinen genauen Einblick in die Methode. Wie endlich ein vom Ambos geschlagener Funke (Bericht Reiche's, wohl nach Ueberlieferung) sich zu einer Feuerflamme entwickelt, ist aus der Schilderung nicht zu ersehen. Sicher aber geht aus allen Berichten hervor, daß es sich um Reibungsfeuer, die älteste und urthümlichste Art Feuer darzustellen, handelt, um ein Feuer, dem eben wegen seines Alters und der Reinheit der Darstellung Heiligkeit anhaftete.

Solche „Ueberlebsel“, wie sie ethnographisch bezeichnet werden, sind oft mit heiliger Scheu betrachtet und erhalten sich selbst im Kultus sehr lange.

Die Indier kennen seit langer Zeit Stahl und Feuerstein zur Erzeugung des Feuers für gewöhnliche Zwecke. handelt es sich aber um die Herstellung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer, so wird jetzt noch das alte Reibverfahren angewendet, weil dieses „reines und heiliges“ Feuer liefert [12]).

Die Herstellung des Feuers durch Reibung ist sicher die älteste Art der Herstellung, älter als die übrigen Methoden, wie z. B. das Schlagen mittels Stein und Stahl, denn das letztere ist an und für sich schon eine späte Erfindung. Wir kennen die Reibungsverfahren, deren es verschiedene giebt, sehr genau da ihr Vorkommen bei den Naturvölkern bis auf den heutigen Tag uns das Studium erleichtert hat [13]). Erst jetzt, wo das wilde Feuer nicht mehr entzündet wird, ist bei uns die urthümlichste Art der Feuererzeugung verschwunden, während sie in den slavischen Ländern Europas noch heute vereinzelt vorkommt und allmählich auch in Asien, der Südsee, Amerika und Afrika bei den dahinschwindenden Naturvölkern durch die „schwedischen Zündhölzer“ verdrängt wird

Helmstedter Studenten-Abc.

Aus dem Munde meines Vaters, der ein Helmstedter Kind, 1797 geboren, sich noch lebhaft der letzten Zeiten der Universität, insbesondere der Abschiedsfeier 1810 und von den Professoren des alten Beireis, des elterlichen Hausarztes, erinnerte, habe ich öfters Verse eines Studentenliedes in Form eines Abcdarius gehört, von denen mir zwei im Gedächtniß geblieben sind. Es sind dies die erste und entweder die vierundzwanzigste Strophe, wenn die Reihe das ganze Alphabet umfaßte, oder die sechste, wenn nach bekannten Analogien nur die Vokale je einen Vers erhalten hatten.

A — A — A —
Vivat Germania!
Vivat noster Carolus,
Semper Serenissimus!
A — A — A —
Vivat Germania!

Ypsilon —
Wie früh auf geht die Sonn'!
Da reit't der Bursch zum Thor hinaus
Und lacht die Sch(elm)philister aus.
Ypsilon —
Wie früh auf geht die Sonn'!

9) F. S. Krauß, Altslavische Feuergewinnung. Globus, Band 59, S. 140 und 317 nebst Abbildung. — Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Band III, S. 574, Wien 1895, geben Abbildungen und Beschreibung der heute noch dort üblichen Feuergewinnung durch Holzreiben.

10) Nach W. Henderson, Folk-lore of the Northern Counties of England and the Borders. 2. Auflage London 1879, S. 167.

11) Auch andere deutsche Landschaften haben es natürlich gekannt. Am 10. Juli 1792 wurde auf Veranlassung des Magistrats der mecklenburgischen Stadt Sternberg gelegentlich einer Viehseuche ein Nothfeuer entzündet und das Vieh hindurch getrieben. (Bartsch, Mecklenburgische Sagen II, S. 149.)

12) E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, S. 20.

13) Man unterscheidet einfaches Quirlen, Sägen (malayische Art) und Pflügen (polynesisch). Walter Hough, Fire making Apparatus in the U. S. National Museum. Report of the U. S. Nat. Museum 1887—88, S. 531, mit Tafeln, und derselbe: The Methods of Fire Making, Report for 1890, S. 395. Erst ganz kürzlich hat Flinders Petrie durch Funde in der alten Stadt Illahun nachgewiesen, daß auch die alten Aegypter durch das Reibverfahren ihr Feuer entzündeten; er entdeckte den vollständigen Reibapparat mit den angekohlten Reiblöchern. (Flinders Petrie, Ten years' diggings in Egypt. London 1892, S. 117).

Nach dem Fürstennamen und dem Titel in der ersten Strophe zu urtheilen gehörte das Lied wahrscheinlich der Julia-Carolina eigen und entstammte der Mitte oder dem dritten Viertel des 18. Jahrhunderts. Es wäre daher von Interesse zu versuchen, ob sich vielleicht irgendwie und -wo, wenn nicht das ganze Lied, so doch weitere Bruchstücke zusammenfinden ließen. Außer der mündlichen Ueberlieferung könnten Stammbücher Beiträge liefern; aus ihnen würde sich auch ergeben, ob wir in dem Vivat Germania ein Hoch auf das Vaterland oder nur eins auf eine engere Verbrüderung, einen Studentenorden der Zeit, zu erkennen haben. Kann einer der Leser beisteuern? W. B.

Kurze Nachrichten.

Bronzener Schaftcelt aus Kl. Schöppenstedt. Auf dem sogenannten Rennberge bei Kl. Schöppenstedt (Braunschweig) wurde bei der Anlage von Spargelfeldern am 11. April d. J. in einer Tiefe von etwa 50 cm ein bronzener Schaftcelt (Paalstab) mit flacher Rinne zur Befestigung des Schaftes (Schaftrinne) und wulstförmigem Quersteg zwischen Schaftrinne und dem geschweiften Schneidentheil, gefunden. Die Schneide zeigt Spuren von altem Schliff. Das ganze Stück ist mit schön grünem, festem Edelrost (Patina) überzogen. Seine Länge beträgt 17,2 cm. An der Schneide ist der Paalstab 4,7 cm, am Bahnende, das rechteckigen Querschnitt zeigt, 2,3 cm breit und 2 cm dick. Die größte Dicke am Quersteg beträgt 3 cm. — Das Stück ist durch Schenkung in den Besitz des städtischen Museums zu Braunschweig gelangt. F. Grabowsky.

Bücherschau.

C. Schattenberg, Pastor, Aus vergangenen Zeiten. Eine chronikalische Schilderung des Dorfes Eitzum, hauptsächlich nach Kirchen-, Pfarr- und Schulacten bearbeitet. Braunschweig u. Leipzig, H. Wollermann 1895. 120 S. 8⁰, M 1.50.

Eine Dorfchronik, der hoffentlich bald viele andere nachfolgen. Denn bislang ist auf diesem Gebiete recht wenig geschehen, und doch würde gerade heutzutage, wo die Geschichtsforscher ihre vornehmste Aufgabe in der Klarstellung der wirthschaftlichen, socialen und culturhistorischen Verhältnisse zu sehen angefangen haben, die Veröffentlichung möglichst zahlreicher Dorfschroniken sehr erwünscht sein. Schon aus diesem Grunde gebührt dem Verfasser der vorliegenden Chronik unser Dank. Sie handelt in sechs Abschnitten von der Entstehung und Entwicklung des Elmdorfes Eitzum, von der Kirche, der Pfarre, den Predigern, der Schule und den Lehrern; dazu kommt als Anhang ein Verzeichniß der Hausstätten mit ihren jetzigen und, soweit sie zu ermitteln waren, auch den früheren Besitzern, sowie den heutigen Mietsbewohnern. Der erste Abschnitt fordert häufigen Widerspruch heraus: die hier versuchte Reconstruction der Geschichte Eitzums im ersten christlichen Jahrtausend ist reich an ungenügend begründeten Behauptungen, die sich zum Theil aus der Benutzung veralteter Werke herschreiben; unserer Meinung nach wäre sie besser ganz unterblieben. Aber den wenig gelungenen Anfang vergißt man bald über der wohl gelungenen Fortsetzung. Die Abschnitte, für welche die Quellen reichlicher flossen, sind gewandt, lebhaft und klar geschrieben und zeugen von zweckmäßiger Benutzung und Sichtung des Materials. Die mit Recht in voller Breite geschilderten Treibereien und Irrungen, die bei den Prediger- wie Lehrerwahlen sich ziemlich regelmäßig abspielten, sind höchst ergötzlich zu lesen, stellenweise geradezu spannend und fordern unwillkürlich zu Vergleichen mit der Gegenwart heraus. Culturhistorische Cabinetstücke sind ferner die mitgetheilten Schilderungen des Pastors Berkhan über die Gebräuche bei den dem Pfarrer zu leistenden Mistfuhren und bei Hochzeiten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, recht beachtenswerth auch die Angaben über die materielle Lage der Lehrer und die allmähliche Steigerung der Anforderungen an ihr Wissen und Können. Bei der Beschreibung der Kirche und ihres Zubehörs giebt die Erwähnung des Kirchholzes Veranlassung, uns die Streitigkeiten vorzuführen, in die Pfarrer und Gemeinde mit den herzoglichen Forstbeamten wegen der Aufsicht über die Kirchen- und Gemeindewaldungen geriethen. Auch diese Mittheilungen tragen das Ihrige dazu bei, die Eitzumer Chronik höchst lesenswerth zu machen. Möge sie denn recht viele Leser finden. H. M.

Rudolf Eckart, Die Fürsten des Welfenhauses in ihren Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft. E. Festgabe zum 150jähr. Jubiläum des Collegium Carolinum. Braunsch., Schwetschke 1895. 94 S. gr. 8⁰. M 2.

Es ist gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, die reichen Beziehungen des Welfenhauses zu Kunst und Wissenschaft einmal im Zusammenhange eingehend darzustellen. Aber leider hat der schöne Vorwurf in dem vorliegenden Buche eine ganz ungenügende Behandlung erfahren. Der Verf. weiß auf dem Gebiete offenbar nur sehr mäßig Bescheid; er liefert im Wesentlichen aus früheren Werken nur trockene Auszüge; von Beherrschung oder gar Gestaltung des Stoffes ist nichts zu verspüren. Wer erkennt aus den dürftigen Angaben über Heinrich den Löwen die hohe Bedeutung, die dieses Fürsten Hof für die Geschichte der deutschen Litteratur und Kunst thatsächlich gehabt hat? Welch lebensvolle Culturbilder hätten wir bei der Schilderung der geistigen Bestrebungen eines Herzogs Heinrich Julius, August, Anton Ulrich u. A. erhalten können, die auf dem Felde der Dichtung und der Wissenschaft selbstthätig auftraten! Hier ist nichts von alledem zu finden. So bleibt uns nur die Hoffnung, daß das Werk einen berufeneren Schriftsteller zu derselben Arbeit anregen möge. Z.

Das erste Heft des 28. Jahrganges der **Zeitschrift des Harzvereins** für Geschichte und Alterthumskunde (1895) enthält eine gründliche Arbeit von Dr Hermann Steudener über Herzog Albrecht I. von Sachsen, den Enkel Herzog Albrechts des Bären, dessen Regierung in die Jahre 1212—60 fällt. Dann folgt ein Aufsatz von Ed. Jacobs, der in ausführlicher Weise Ludw. Aug. Unzer als Dichter und Kunstrichter würdigt und besonders auch auf seine religiöse, dem Christenthume feindliche Stellung eingeht. In diese Richtung wurde

er besonders von Jacob Mauvillon geführt, der von 1785—94 als Officier und Lehrer des Carolinums in Braunschweig wirkte. Unzer lieferte auch Aufsätze für die „Gelehrten Beyträge zu den Braunschw. Anzeigen“, den Vorläufer des Braunschw. Magazins, wie für die „Braunschw. Zeitung“, die der Zeit beide von Fr. Wilh. Zachariä herausgegeben wurden. Zu Letzterem, der seinen religiösen Standpunkt übrigens gar nicht theilte, stand er offenbar in freundschaftlichen Beziehungen. Denn er hat ihm — wie wir hier noch hinzufügen können — zu seinem Hochzeitstage aus „Wernigerode den 6. Jenner 1773“ ein Gedicht „Ode an die Liebe“ gewidmet. dessen Druck Jacobs entgangen zu sein scheint. Es ist dies bekanntlich die Hochzeit, die auf dem Großen Weghause gefeiert wurde und von deren vergnügtem Verlaufe Lessing seiner späteren Frau so launig berichtete. — Daran schließt sich dann die Ausgabe der Zellerfelder Chronik des Magisters Albert Cuppius, die vom Oberbibliothekar Dr. O. v. Heinemann veranstaltet ist. Sie umfaßt die Jahre 1604—1629 und bietet uns von dem Leben und Treiben in der Bergstadt, von den Bergwerken, denen sie in der Hauptsache ihren Ursprung verdankte, insbesondere aber von dem Ueberfalle der Stadt durch Tilly im Jahre 1625 eine anschauliche Schilderung. Ueber die Persönlichkeit des Verfassers können wir hier noch nachtragen, daß er aus Glentorf stammt und am 22. April 1585 in Helmstedt immatriculirt wurde. Zwar ist er hier als Albertus Koppius Glentorpiensis eingetragen. Da uns aber im Album der Universität am 10. Juli 1593 ein Bartoldus Cuppius Glentorpiensis begegnet, in dem wir offenbar einen Bruder jenes zu erblicken haben, so sind wir wohl berechtigt, in Koppius einen Schreibfehler für Cuppius anzunehmen. Gestorben ist Cuppius nach Honemann (Alterth. d. Harzes IV. Th. S. 12) im Jahre 1636. — Aus dem Vermischten ist besonders der Aufsatz über das „Alter und den Bestand der Kirchenbücher im Herzogthum Braunschweig“ vom Amtsrichter R. Krieg in Schlieben hervorzuheben. Er beruht auf umfangreichen Ermittelungen, die auf Veranlassung des Herzoglichen Staatsministeriums von dem Consistorium, sowie den katholischen Geistlichen unseres Landes gemacht worden sind. Das so gewonnene Material ist Krieg zur Verfügung gestellt worden, der daraus dann die vorliegenden Auszüge machte. Auf diesen Sachverhalt ist hier wohl um so mehr aufmerksam zu machen, da der Verfasser desselben auffallender Weise mit keinem Worte gedenkt.

In der **Zeitschrift für Ethnologie** (Jahrg. 1895. S. 25—36) hat kürzlich Dr. Rich. Andree einen Aufsatz über „Die Südgrenze des sächsischen Hauses[1]) im Braunschweigischen“ veröffentlicht, der um so wichtiger und verdienstvoller ist, da die Zeit, in der die Behandlung solch einer Frage überhaupt möglich ist, immer mehr ihrem Ende entgegen geht. Zunächst legt der Verf. die Ursachen dar, die das allmähliche Verschwinden des sächsischen Hauses zur Folge haben, und skizzirt dann kurz die Gesammtaufgabe, die für ganz Deutschland nur dann gründlich gelöst werden kann, wenn durch sorgsame Einzelforschung das Inventar des sächsischen Hauses von Holland bis nach Pommern festgestellt wird. Für das Herzogthum Braunschweig hat A. jetzt diese mühsame Arbeit vollendet, die hoffentlich für andere Gebiete zur Nachfolge anregt. Sie ist niedergelegt in dem vorliegenden Aufsatze, der durch eine anschauliche Karte in wirksamster Weise unterstützt wird. Das Ergebniß seiner Untersuchung hat der Verf. am Schlusse in prägnanter Weise zusammen gefaßt. Wir können nichts Besseres thun, als diese Worte hier zu wiederholen:

„Das Gebiet des sächsischen Hauses ist in der Auflösung begriffen, namentlich an seiner Südgrenze, wo Bauten im oberdeutschen Stile siegreich vordringen, weil diese praktischer sind, als der alte Einheitsbau, der den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Die noch heute vorhandene Grenze des sächsischen Hauses fällt nicht zusammen mit jener der niederdeutschen Sprache und des Sachsenstammes, sondern liegt durchschnittlich nördlicher“.

„Im Braunschweigischen verläuft die Grenze noch ziemlich scharf, zeigt aber nach Süden zu schon Gebietsverlust. Sie umfaßt, von West nach Ost ziehend und dabei die Hauptstadt schneidend, heute noch das nördliche Drittel der Kreise Braunschweig und Helmstedt. In allen Dörfern aber sind die alten sächsischen Häuser gegenüber den oberdeutschen schon in der Minderzahl. Das älteste, von mir in den bereisten Grenzgebieten angetroffene sächsische Haus datirt von 1621; das siebzehnte Jahrhundert ist noch leidlich vertreten, die meisten noch vorhandenen entstammen dem achtzehnten Jahrhundert; das jüngste, im Grenzgebiete gefundene sächsische Haus ist von 1822. Schon im vorigen Jahrhundert erfolgte das Vordringen des oberdeutschen Hauses; es wurde dieses Vordringen besonders stark seit etwa 1820 und heute wird kein Haus nach sächsischer Art im Braunschweigischen mehr gebaut. Das sächsische Haus ist dem Untergange geweiht und wird in absehbarer Zeit nur noch in Abbildungen und Beschreibungen existiren“.

Evangelisch-lutherische Monatsblätter. Nr. 13 bis 17. C. Simon, der Cultus der heutigen Juden; G. Damköhler, ein neuer Zeuge gegen den Jesuitenorden (Graf Hoensbroech); Meyer, die Ergebnisse der modernen Kritik des A. Ts. und ihre Folgen; welche Mittel sind anzuwenden, um das Gemeindebewußtsein zu wecken?

Amtsbrüderliche Mittheilungen. Nr. 2. Ergebnisse der III. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins, Fürsorge für die Kandidaten; Selbstkommunion der Geistlichen; Pfarrvereinsthemata.

Evang. Gemeindeblatt. Nr. 27 und 28. Sechster evang.-socialer Congreß in Erfurt; Lourdes. — 29 u. 30. Windhorst; E. Lerche, Scholastik des Mittelalters und Professorenfrage der Gegenwart. 31 u. 32. O. Eggeling. Was man wissen sollte (besonders gegen Beyschlags Beurtheilung Sudermanns u. Hauptmanns); E. S., Christus, Geistl. Oper v. Rubinstein; Italien. — 33. Zum 18. August. Italien. —

[1]) Unter sächsischem Hause versteht man jenen Einheitsbau, der Stuben, Kammern, Küche, Dele, Ställe und Scheuern unter einem Dache vereinigt. Ihm gegenüber steht das oberdeutsch-fränkische Haus, das sich für jene Zwecke in verschiedene Gebäude sondert.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 14. September. **1895.**

Die Schlacht bei Blekenstedt
(1493)
nach der Schilderung eines Augenzeugen.

Von Ludwig Hänselmann.

(Schluß.)

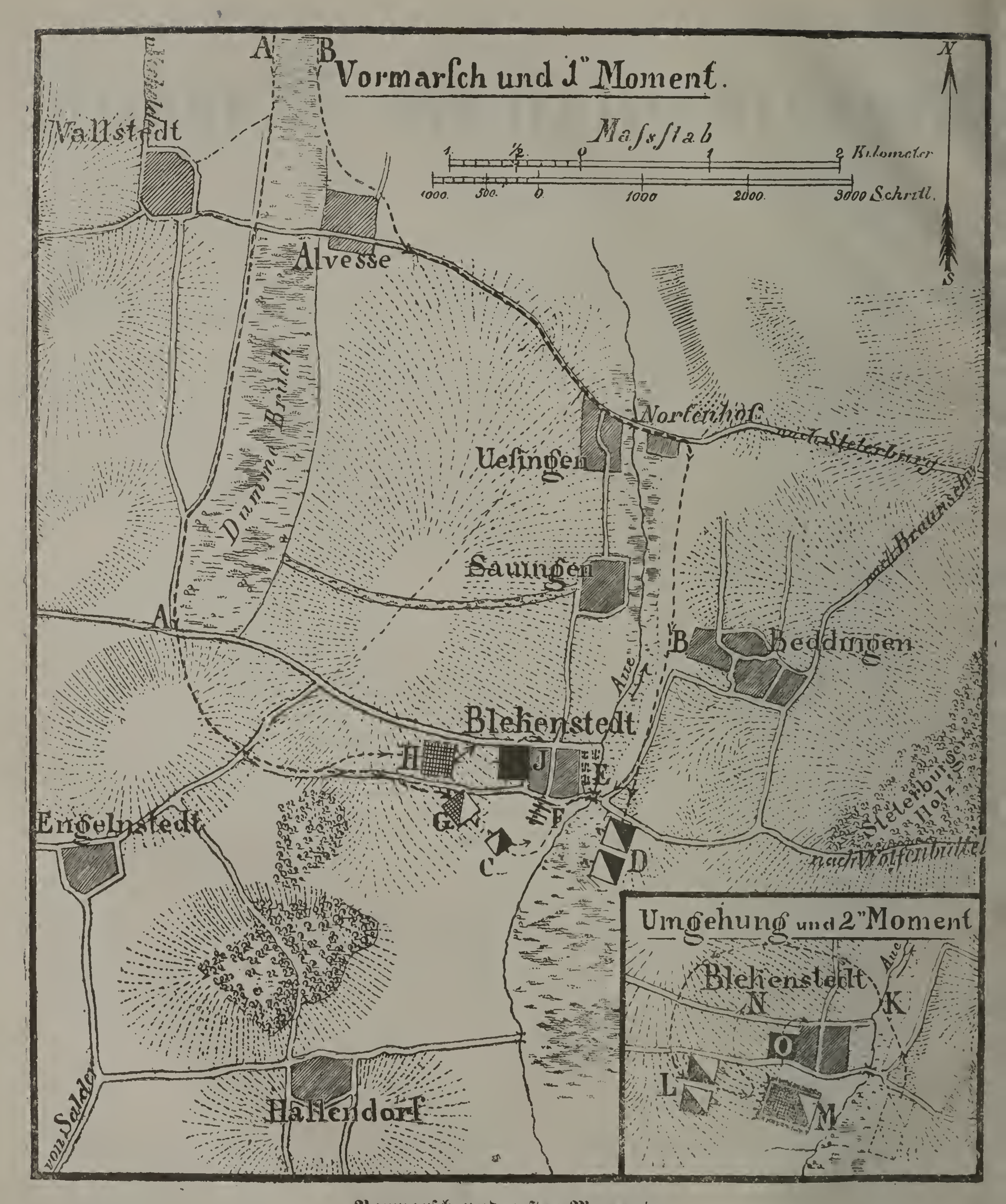
Wir waren kaum in der Stadt, da forderten die Reiter und Knechte einen doppelten Monatsold, wie für einen Streit ihnen solcher gebühre. Wir sagten: dieses wäre kein vollkommener Streit; sie darauf: so wär' es eine Schlacht, wir hätten den Feinden ihr Feldzeug abgewonnen und streitlicher Weise die Walstatt behauptet. Darüber ward am Sonnabend (16. Februar) mannichfalt gehandelt; die von Braunschweig boten ihnen tausend Gulden in die Beute. Großen Fastelabend, Sonntag, gingen Kesselrand und ich zu den Reitern in ihre Herbergen und wo wir sie beisammen finden konnten, den Tag lang und bis Mitternacht hin, und baten sie, mit uns nach Hildesheim zu reiten. Jeder sagte: was die Anderen thäten, das wollte er auch thun. Nachdem ich zu Bett gegangen war, gegen eins, kam Günter Bödeker und sagte: Kasper v. Hanstein wäre da und wollte mich sprechen. Dieser brachte mir an: da alle Junker doch gesagt hätten, reiten zu wollen, wenn die anderen auch ritten, so wollte nun keiner. Warnte mich also zum besten, und sein Rath war, das Volk, womit ich zu thun hätte, schlennig zu versammeln und mit ihm Willen zu machen. So lief ich vor Bürgermeister Vecheldes Thor und klopfte; er kam im Hemde und ward mit mir eins, alle Reiter und Knechte zu drei Uhr früh auf das Neustadthaus zu entbieten. Dafür mußten wir von Hildesheim des Rathes Bauermeistern eine braunschweigische Mark geben. Aber erst Glocke sieben war das Volk bei einander und fing an mit uns zu handeln. Am Ende verglichen wir uns, statt des doppelten Soldes den Reitern auf das Pferd einen rheinischen Gulden und den Anderen nach Verhältniß zu geben.

Das war am Montag Morgen. Schon am Sonnabend hatten wir von denen von Braunschweig begehrt, uns wieder nach Hause zu befördern. Nun wollten wir endlich davon und begehrten nicht mehr, als daß sie mit uns aus dem Thore kämen und mit den Feinden, die etwa von Riddagshausen an uns kommen wollten, zum Scheine scharmutzierten. Allmächtiger Gott, wie baten sie uns da um Gottes willen! — sie hätten unsertwegen am liebsten wohl nicht einen Mann aus dem Thore gelassen. Zuvor war ihr Anschlag, wir sollten Riddagshausen stürmen helfen; doch wir gaben zur Antwort: dazu wären wir nicht hergeschickt worden; nahebei aber wollten wir uns halten und sie nach Vermögen vor den Feinden schirmen helfen.

Die Glocke schlug elf, da zogen wir aus Braunschweig mit dem reisigen Volke der Reiter und Knechte, und nahmen zu unserm Theil die kleinste der Feldschlangen mit, die den Feinden genommen worden waren. Ich schlug die von Hildesheim mitsammt den Neustädtern auf fünfzehnhundert an, den ganzen Zug auf siebzehnhundert. So zogen wir gen Peine. Die Feinde waren hinter uns im Felde, wie es hieß, mit etwa vierhundert Pferden. Vor Peine hielten wir, das Fußvolk ging über die Mühle, die Reiter lagerten vor Peine, Henning v. Reden, unser Hauptmann, und ich als die letzten zogen ein in die Stadt.

Als wir am Kirchhofe waren, kam Zeitung, daß der Feind bei dem Steinfelde wäre. Ich sandte Johann Hottelem und den Hauptmann voraus, unser Volk anzuhalten, und folgte selber nach. Die Peineschen ließen mich nicht gern aus dem Thore, denn, sagten sie, wär' ich einmal draußen, so könnte ich nicht wieder herein. Es ward dunkel. Bei der Mühle — ich ging dahin zu Fuß, denn reiten konnte ich in der Dunkelheit und vor dem Gedränge des Volkes nicht — kam Johann Hottelem daher mit der Meldung: der Hauptmann sei bei der Vorsriede in einen Sumpf gerathen, man könne nichts dabei thun. So gingen wir wieder zurück vor das Thor, wo Henning Probst mein Pferd hielt. Die Ridemeister Harlessem und Kesselrand standen bei den Peineschen über dem Thore und hätten uns gerne eingelassen; die Peineschen aber verlangten, ich sollte erst Alle, die dort waren und nicht zu den Reitern gehörten, zurücktreten heißen, dann wollten sie uns aufthun. Doch ich sagte: Das thu ich nimmermehr. So mußten wir bis lange nach Mitternacht dort stehen, dann ließen sie alle ein, die wir da waren.

Als wir Dienstag (19. Februar) in den Thorentagen wieder herauskamen, murrten alle Bürger und Knechte, die im Dorfe und Felde übernachten müssen, heftig auf uns und die Reiter, die in Peine gewesen: ich hätte auf dem Bette gelegen, ging die Rede. Das mußte ich un-



Vormarsch und erster Moment.

A. Vormarsch der Städter. B. Vormarsch der Herzoglichen. C. Die von der Brücke her angreifenden 200 herzoglichen Reiter. D. Hauptmasse der herzoglichen Geschwader. E. Wagen der Herzoglichen. F. Herzogliche Geschütze. G. Städtische Reiter, die die zweihundert herzoglichen (C) angreifen und werfen. H. Städtisches Fußvolk. J. Herzogliches Fußvolk.

Umgehung und zweiter Moment.

K. Vorrücken der herzoglichen Geschwader über den Bruchfließ (die Aue). L. Deren Angriff auf die Wagenburg der Städter M. N. Wahrscheinliche Rückzugslinie der herzoglichen Geschwader. O. Herzogliches Fußvolk.

Bemerkung. Die Marschlinien, Formen und Größen der Heerhaufen sowie ihrer Geschütze und Wagen machen in der Zeichnung auf Genauigkeit keinen Anspruch. Sie sollen eben nur ein ungefähres Bild von dem Beginn und Verlauf des Treffens geben.

schuldig leiden; zu Hildesheim aber im Rathsstuhle rechtfertigte ich mich und that den Mund wohl auf. Wir kamen dort an, als die Glocke gegen drei war.

Nächsten Tags, am Aschermittwoch, gaben die von Braunschweig in unserm Beisein drei Kapitänen den Abschied: Löffler, Jacob Holsten und Gerlach v. Wulne. Den anderen Kapitänen und Knechten ward verkündigt: man wollte ihnen zulegen, es könnte aber soviel nicht sein, wie in Braunschweig gelobt worden wäre; sie möchten sich also entschließen, ob sie uns solchermaßen weiterdienen wollten, denn auf ungewisses hin sie hier in Hildesheim länger zu beköstigen, ginge nicht an.

Das verzog sich acht Tage, bis Donnerstag nach Invocavit (Februar 28). Da wollten wir nach Lesse ausziehen, die Kapitäne waren willig, doch die Knechte wollten nicht, kehrten bei St. Katharinen wieder um und zogen auf den Klingenberg. Um Mitternacht ritt ich vor das Rathhaus, ging auf die Laube und erbot mich gegen Rath und Vierundzwanzig, zu den Knechten zu reiten. Da hieß es von allen Seiten: ja, wenn ich das thun wollte! zumuthen könnte man mir's nicht. Doch ich ritt vor die Zingeln, neben mir Kunzemann v. Falkenberg zur Rechten und Henning v. Reden, unser Hauptmann, zur Linken — der stand in Verdacht, die Rottierung angestiftet zu haben, weil man des Auszugs halber ihn nicht zu Rathe gezogen.

Ich ließ die Knechte bitten, vor die Zingeln zu kommen und redete sie an: der Rath danke ihnen, daß sie der Stadt Braunschweig und uns wie fromme Leute gedient, und darum wolle man sie über Nacht in der Stadt gerne herbergen; möchten dann ihrer etliche uns nicht länger dienen, so hätten sie doch den Tag vor sich, ihres Weges zu ziehen; wer also herein wollte, möchte durch die Pforte gehn, wir wollten zuhand die Stadt schließen. Da kamen denn alle, den letzten verbot ich bei Strafe, nach ihrer Gewohnheit die Büchsen abzuschießen.

Die Kapitäne schrieben mir zweiundzwanzig Hauptschuldige dieser Meuterung auf, die ließ ich vor Rath und Vierundzwanziger laden, und da ward ihnen der Abschied gegeben. Ihre Antwort war trotzig: darum wollten sie erst mit den Knechten insgemein sich besprechen. Die kamen dann freventlich aufs Rathhaus gelaufen, vor der Stube traten Rath und Vierundzwanziger ihnen entgegen, wir ließen alle Bürger in Wehr auf dem Markte versammeln und gingen selber zu Harnisch. Das brachte die Schälke zur Vernunft, und dankten Gott, daß sie am Ende noch glimpflich aus der Stadt kommen konnten. —

So schrieb von diesen Vorgängen bald nach seiner Heimkehr Henning Brandis. Nur an wenigen Stellen bedarf sein Bericht der Erläuterung und Ergänzung.

Auffällig sind die Umwege, die diese Züge her und hin zwischen Braunschweig und Hildesheim nahmen. Die Reiter, mit denen um Mitternacht vom 6. zum 7. Februar Brandis aufbrach, gingen über die Ersefurth beim Dorfe Wipshausen gegen fünf Stunden nördlich von Braunschweig — ohne Zweifel um unter dem Schutze der Dunkelheit und durch einen Landstrich, den der Feind nicht bewachte, ungefährdet ihrem Ziele so nahe zu kommen, daß man ihnen von dort her im Nothfall die Hand reichen konnte, wie dies denn auch geschah. Der Richteweg des Fußvolks wird nicht näher bezeichnet; keinesfalls aber kam es auf der kürzesten Linie, der eigentlichen Heerstraße über Steinbrück, nachgezogen: diese hatte der Herzog, wie anderweit berichtet wird, durch Gräben ungangbar machen lassen, die in den „Langen Wiesen“, zwischen Lafferde und Bettmar bei Vechelde, voll Schneewasser standen[1]. Und hieraus erklärt sich dann auch, daß am 11. die vereinigten Heere beider Städte von Vechelde ab auf dem Haken über Peine gen Hildesheim zogen.

Auf demselben Wege kamen sie am 13. wieder zurück. Als ihnen vor Vechelde der Herzog entgegen trat, wichen sie nach Süden hin aus, um am westlichen Rande des Dumbruches hinziehend die Straße zu gewinnen, die nach Braunschweig über Blekenstedt führt. Eine spätere Nachricht legt ihnen auch das Vorhaben unter, auf weiteren Strecken im Lande des Herzogs den Kriegsbrauch jener Zeiten mit Brennen und Rauben zu verüben. Allein daß sie darum, im Angesicht des Feindes, den Hauptzweck des ganzen Unternehmens aufs Spiel gesetzt hätten, ist an sich wenig glaublich, und ausdrücklich meldet Brandis, wie der Raubgier des Trosses beim ersten Ausbruch durch den Rittmeister Einhalt geschah. Wenn weiterhin Vallstedt und nach dem Siege noch andere Dörfer ihr doch zum Opfer fielen, so war die Gewohnheit eben stärker als die Zucht und die bessere Einsicht der Führer.

Beobachtend folgte der Herzog auf der anderen Seite des Dumbruchs. Dann der Absicht seiner Gegner gewiß geworden, schwenkte er bei Zeiten links ab, um bei Blekenstedt Stellung zu nehmen. Dicht unter dem Dorf an dessen Ostseite zog sich ein anderer Bruch hin, von der Aue durchflossen, die die Straße hier mittels einer Brücke überschritt. Jenseits dieses Bruches des Herzogs Reiterei, diesseits beim Dorfe sein Fußvolk, soviel nach der massenhaften Flucht der zur Landfolge aufgebotenen Bauern noch beisammen sein mochte, seine Wagen, eine Anzahl Feldschlangen, den Weg hinan gerichtet, der von Westen die Höhe herablief: so hatte sich der Feind hier festgesetzt, als droben die Städter erschienen.

Was Brandis von dem alsdann folgenden Treffen berichtet, verdeutlicht besser, als eine Besprechung vermöchte, das Croquis auf der vorigen Seite, das man der gütigen Mitarbeit des Herrn Oberstlieutenants a. D. Karl Gerloff verdankt. Verlauf und Ausgang dieses Kampfes aber zeigt unverhüllt den ganzen Tiefstand der Kriegstüchtigkeit des spätern Mittelalters. Diese Bauern, die sich haufenweis, noch ehe sie des Feindes ansichtig geworden sind, in Sicherheit bringen und, wenn es gar erst zum Handgemenge kommt, nichts eiligeres zu thun haben, als Knebelspieß, Mantel und Knappsack hinzuwerfen und sich „holzwärts zu entheben“; diese Bürger und Söldner, die im Liede zwar höhnen:

1) „Und hat auch Graben auf der Heerstraße, so zwischen Peinen und Braunschweig ist, und sonderlichen auf der Langen Wischen, da von geschmulzenen Schnei viel Wassers war, aufwerfen lassen“. Die erste dieser Angaben wird durch die zweite berichtigt: die Langen Wiesen durchschneidet nicht die Straße von Peine her, sondern nur eben die, welche Hildesheim direkt mit Braunschweig verbindet.

De buer dede [1] na syner art,
he hof sick hen to holte wart,
he wolde wasen houwen.
Den hoiken [2] leit he vor ein pant,
den brotsack worp he ut der hant,
syn hovet begunde he to klouwen. [3]

Wanne! [4] du leve Janekesman [5],
woldestu vor einen ruter [6] stan?
dar en [7] bustu nicht to boren.
Molden unde schuffeln houwen [8], dat is dyn art:
jucket dick ok noch dyn bart?
wat hestu hyr verloren? —

die vor dem Feinde aber selber das Ihrige beklommen und lässig nur „so hinthun", zum Angriff trotz der feierlichen Mahnung ihres Obern nicht um einen Tritt schneller ausschreiten und erst dann vorwärts eilen, wenn dahinten die Kugeln einschlagen; dies herzogliche Fußvolk, das im Schreck vor solch ungewohntem Anlauf ohne Widerstand reißaus nimmt; diese reisigen Geschwader, die hier „wie gemalt stehn" und nicht eingreifen, dort nach der einen vergeblichen Berennung der Wagenburg rathlos und thatlos davor halten und am Ende sich geräuschlos verziehen — sie alle sind echte Figuren ihrer Zeiten. Es waren die Zeiten des „täglichen Krieges", all ihr Krieg aber nur noch eine Karikatur, so arm an Muth und Geschick, wie verderblich für die wehrlose Masse, die er „in Blut und heißen Kohlen" zerstampfte. Ernstes Ringen mit einander, wobei sie ihr eigen Leib und Leben oder auch schwere Lösegelder, wenn sich einer fangen ließ, einsetzen mußten, vermieden seine Helden nach Möglichkeit, bis etwa einmal — wie es hundert Jahr vor diesem Tage mit unbewußt treffendem Humor Erzbischof Peter von Magdeburg bezeichnete — „Gott Gnade gab", daß der eine Theil „nicht anders konnte von Leibesnoth wegen, er mußte die Feinde bestreiten". Eine neue Kunst und Ehre des Waffenhandwerks bildete sich erst in den großen Landsknechtsheeren heraus, die seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den Schlachten der hohen Politik sich mit einander zu messen begannen [9].

Söldnerbanden von geringerer Zahl hatten längst schon in Deutschland die örtlichen Fehden wie die Landkriege ausfechten helfen. Sie waren den Fürsten und Herren so unentbehrlich wie den Städten, bei allen Parteien jedoch gleich gefürchtet und gehaßt — ein zuchtloser Orden der verlorenen Kinder aller Stände, prahlerische Eisenfresser in den Herbergen, draußen erbarmungslose Landschinder, wenn sie aber fechten sollten, allemal nicht weniger als der Bürger und der Bauer auf Vorsicht als den bessern Theil des Muthes bedacht; ohne Herz für die Sache, der sie jeweilig dienten, heute auf dieser Seite, morgen auf jener; ohne Treue und Glauben, in kritischen Momenten stets bereit, die Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen und zu streiken, um mehr herauszuschlagen, als in den Dienstverträgen ausgemacht war. Zwei solcher Fälle erlebten Braunschweig und Hildesheim in dieser ihrer Noth. War es just nicht schön, so war es schlecht und recht doch ein Stücklein nach dem Laufe dieser Welt, wie sie sich halfen, indem sie „die Schälke" mit ihrer eigenen Münze bezahlten, in gefährlicher Stunde sich scheinbar ihren Forderungen fügten, hernach nur gaben, was sie mochten und konnten, und den Betrogenen, als sie aufmucken wollten, grimmig auch ihre Zähne wiesen. Der Mohr hatte eben seine Schuldigkeit gethan, und der Mohr konnte gehen.

1) that 2) Mantel 3) begann sich hinter den Ohren zu kratzen. 4) O weh!. 5) Verstärkte Koseform von „Jan", „Johann". 6) Reuter 7) „en — nicht" doppelte Negation. 8) Mulden und Schaufeln schnitzen; „houwen" hier und vorher („wasen houwen") wortspielerisch: „Hauen — ja wohl, aber nicht als Reitersmann, sondern" ꝛc.

9) Vgl. Hänselmann, Braunschweig im täglichen Kriege des Mittelalters: Werkstücke I, S. 53 ff.

Die Gründung des Klosters St. Ludgeri bei Helmstedt.

Von Paul Zimmermann.

In der Geschichte Helmstedts ist keine Frage so umstritten, hat keine das Interesse weiterer Kreise so lebhaft in Erregung versetzt wie die der ersten Anfänge des Klosters Ludgeri, durch das die Stadt Helmstedt entstand und erwuchs. Denn diese ist unter dem Krummstabe groß geworden; sie führt noch heute den heiligen Liudger im Wappen, der als Stifter des Klosters zugleich auch als der eigentliche Gründer der Stadt betrachtet wird.

Viele Jahrhunderte hindurch hat diese Ansicht unbestritten geherrscht. Zwar hat schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Archivregistrator Rud. Aug. Nolte in Wolfenbüttel unter dem Pseudonym Constantius Olorino gewichtige Bedenken gegen die Gründung des Helmstedter Klosters durch Liudger erhoben [1]). Aber da der bekannte Herausgeber des Codex Traditionum Corbejensium, der Evesser Pastor Joh. Friedr. Falke, sogleich eine Entgegnung darauf erscheinen ließ, in der er mit gelehrten Gründen und kühnen Hypothesen selbstbewußt und entschieden für Liudger als Gründer des Klosters eintrat [2]), so blieben jene Darlegungen Noltes so gut wie unbeachtet [3]), bis genau 100 Jahre später der Marburger Theologe Friedr. Wilh. Rettberg diese Frage aufs Neue aufwarf und mit dem Aufgebote umfassender Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinns behandelte [4]).

Die Ausführungen Rettbergs übten auf die Helmstedter Kreise eine äußerst ernüchternde Wirkung aus. Kurz vorher hatten dort vor Allem auf Betreiben des um die ostfälische Geschichtsforschung verdienten Pastors Peter Wilh. Behrends Protestanten und Katholiken in erfreulicher Gemeinschaft einen Ludgeri-Verein gegründet und an der Stelle, wo Liudger die ersten Christen ge-

1) Vgl. Braunschw. Anzeigen 1747. Stück 94, Sp. 2041; St. 96, Sp. 2117 ff.

2) Vgl. Braunschw. Anz. 1748 Stück 93, 94 u. 96, Sp. 1881 ff.

3) So hielt z. B. G. P. v. Bülow in seinen Beiträgen zur Geschichte der Braunschw.-Lün. Lande (Braunschw. 1829) S. 137 die „Hypothese" Noltes für völlig widerlegt durch Falke.

4) Vgl. Götting. Gelehrte Anzeigen 1846 St. 65; Kirchengeschichte Deutschlands II B. (Gött. 1848) S. 479—85.

tauft haben soll, am sog. heiligen Borne, dem Glaubensboten ein Denkmal errichtet. Jetzt kam plötzlich die Kunde, daß er niemals in dieser Gegend geweilt habe, daß das nach ihm genannte Kloster nicht von ihm, sondern erst in viel späterer Zeit im zehnten Jahrhunderte gegründet sein könne. Es gelang weder Behrends, der sogleich mit mehr patriotischem Eifer als historischem Verständnisse das Alter des Klosters und Liudgers Thätigkeit daselbst zu vertheidigen suchte [5]), noch Späteren die Gründe Rettbergs zu entkräften. So ist denn seine Meinung in der Wissenschaft jetzt fast allgemein angenommen worden. Zwar versuchte in neuerer Zeit L. Th. W. Pingsmann, dem heiligen Liudger wenigstens den Plan der Klostergründung zuzuschreiben [6]). Aber er fand mit diesem Vermittlungsversuche keinen Beifall. Der verdiente Herausgeber der Vitae sancti Liudgeri [7]), Wilh. Diekamp erklärte ihn S. CXV für mißglückt [8]) und in der kürzlich erschienenen Kirchengeschichte von Albert Hauck wird unseres Ludgeriklosters bei der Behandlung des 9. Jahrhunderts mit keinem Worte gedacht, ein deutliches Zeichen, daß auch dieser bewährte Forscher die Behauptungen Rettbergs für vollbewiesen ansieht [9]). Wollen wir uns ihm nun nicht gleichfalls unterwerfen, so können wir nicht umhin, uns zunächst mit seinen Ausführungen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Man muß Rettberg unbedingt zugeben, daß alle positiven Zeugnisse, die für die Wirksamkeit Liudgers in der Helmstedter Gegend sprechen sollen, vollständig unhaltbar sind. Die Urkunde Karls des Großen, 802 in Seligenstadt für Helmstedt ausgestellt [10]), ist eine offenbare Fälschung, und ebenso wenig beweist die Berufung auf das Chronicon Corbejense, das namentlich Falke heranzieht, auf die rythmische Lebensbeschreibung Liudgers aus dem 12. Jahrhundert u. A. Da ferner das Leben Liudgers von mehreren, fast zeitgenössischen Männern, darunter von seinem Verwandten Altfrid, auf das Genaueste verfaßt und sonst nichts zum Ruhme des Glaubenshelden verschwiegen ist, dabei aber über die Thätigkeit Liudgers unter den Ostfalen bei Helmstedt oder an anderen Orten nicht das Geringste verlautet, so wird man zugestehen müssen, daß es im höchsten Grade unwahrscheinlich sei, daß Liudger in dieser Gegend geweilt habe. Die späteren sächsischen Quellen, die davon berichten, fallen gegen die fast gleichzeitige Lebensbeschreibung Liudgers von Altfrid, die davon schweigt, nicht ins Gewicht. Es ist nicht einzusehen, wie diesem die Nachricht unbekannt und von ihm unerwähnt hätte bleiben können, aber wohl erklärlich, wenn jene trotzdem davon berichten. Sie wollten für ihre Stiftung einen ehrwürdigen Begründer gewinnen, von dem sie Namen und Ursprung ableiteten.

Damit sind wir aber auch an das Ende der Zugeständnisse gekommen. Wenn Rettberg auch die älteste der uns überlieferten Originalurkunden von St. Ludgeri, das Diplom König Ottos I. vom 29. April 952 [11]), verdächtigen will, so geht er entschieden zu weit. Die Urkunde hat keine Spuren der Fälschung an sich und ist jetzt auch in der neuen Ausgabe der Kaiserurkunden in den Monumentis Germaniae [12]) ganz unbeanstandet geblieben. Sie beweist, daß das Kloster 952 vorhanden war. Es ist dies das älteste urkundliche Zeugniß für sein Bestehen; weiter hinauf können wir es mit directen Beweisen nicht verfolgen. Aber auch der Gegenbeweis, den Rettberg versucht, ist nicht zu führen Denn wenn er sagt, daß die Verbindung Helmstedts mit Werden als Schwesteranstalt unter demselben Abte während des 9. Jahrhunderts noch nicht statt gefunden habe, weil sonst die Werdenschen Urkunden, wie die Immunitätsverleihung von 877 [13]), Spuren davon enthalten müßten, so ist diese Behauptung hinfällig. Denn auch in den späteren allgemeinen Privilegien für Werden von König Otto III. von 985, von König Konrad II. von 1024, König Heinrich III. von 1040, Kaiser Heinrich IV. von 1098, König Konrad III. von 1147 [14]) u. A., also aus einer Zeit, wo das Kloster Ludgeri zweifelsohne bestand, ist von Letzterem niemals die Rede. Muß man daher hier Helmstedt mit einschließen, so kann man es auch dort, und keinesfalls ist man an jener Stelle aus dem Fehlen des Namens zu weiteren Folgerungen berechtigt. Natürlich, wenn in späterer Zeit, wo die Urkunden überhaupt weit zahlreicher werden, und die Beziehungen zwischen Werden und Helmstedt sich mannigfaltiger gestalten, die Erwähnung des letzteren Orts in Werdenschen Urkunden öfter als früher vorkommt; verhältnißmäßig selten bleibt sie doch immer. Wie kann z. B. in einer Urkunde, wie der von 1230, auf die sich Rettberg beruft [15]), in der das gegenseitige Verhältniß der beiden Klöster geregelt wird, der Name Helmstedts fehlen? Hätten wir solche Bestimmungen aus älterer

5) Braunschw. Magazin 1847. Stück 28. S. 217 ff.

6) Der heilige Ludgerus. Ein Lebensbild. Freiburg im Br. 1879 S. 114 ff.

7) Münster 1881.

8) Das Hauptmoment, das Diekamp gegen Pingsmann anführt, ist allerdings nichts weniger als stichhaltig. Er sagt, die ältesten Biographen Liudgers hätten ihn unter drei Völkern, den Friesen, Sachsen und Franken wirken lassen, nicht aber in Nordthüringen. Sie hätten, wenn Liudger in Helmstedt thätig gewesen wäre, statt einer der obigen Völkerschaften Thüringen nennen oder von vier Völkern, bei denen er seine Wirksamkeit entfaltet habe, sprechen müssen. Allerdings war Helmstedt nahe der Grenze des Nordthüringaus und des Darlingaus, aber gewiß noch in letzterem gelegen. Beide Gaue gehörten aber nicht zu Thüringen, sondern zum östlichen Sachsen. Man würde also eine Thätigkeit Liudgers in Helmstedt ohne alle Schwierigkeit unter der obigen Bezeichnung mitverstehen können.

9) Im zweiten Bande seiner „Kirchengeschichte Deutschlands“ (Leipzig 1890) ist von dem Kloster Ludgeri weder S. 372 ff, S. 551 ff., noch S. 734, wo es sonst hätte genannt sein müssen, die Rede.

10) Gedruckt u. A. von Behrends in den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins II B. (Halle 1836) S. 452. Vgl. Erhards Regesta historiae Westfaliae (Münster 1847) S. 83; Sickel, Acta regum et imperatorum Karolinorum II Th. (Wien 1867) S. 417.

11) Original im Herzogl. Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel.

12) Diplomata T. I S. 229.

13) Lacomblet Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. I B. S. 36.

14) Lacomblet a. a. O. S. 73, 99, 107, 165 u. 245.

15) S. 483 Anm. 12 Vgl. Urk. in den Neuen Mittheilungen II S. 477 ff.

Zeit, so würde dies ebenso wenig der Fall sein. Daß uns diese aber fehlen, beweist noch nicht, daß das gegenseitige Verhältniß der beiden Klöster nicht in sehr frühe Zeit hinaufreicht. Vielmehr läßt sich gerade diese Zusammengehörigkeit von Werden und Helmstedt nur durch die Annahme eines sehr hohen Alters hinreichend erklären.

Um dies näher zu untersuchen, müssen wir uns den Gang der Christianisirung der sächsischen Lande kurz vergegenwärtigen. Im Jahre 780 überschritt König Karl zum ersten Male die Oker und drang in das ostsächsische Gebiet bis an die Elbe vor. Der Eroberung suchte er zur Sicherung der unterworfenen Länder die Christianisirung auf dem Fuße folgen zu lassen. Der König theilte zu dem Ende, wie die Lorscher Annalen bezeichnend schreiben, das Land unter Bischöfe, Priester und Aebte, damit sie in ihm tauften und predigten [16]). Es handelte sich zunächst darum, den Boden für die christliche Lehre zu bereiten; erst dann konnte eine feste kirchliche Gliederung der unterworfenen Landstrecken nachfolgen. So sehen wir denn verschiedene Kirchen in regem Wetteifer im Sachsenlande ihre Wirksamkeit entfalten. Das Gebiet von Paderborn wurde dem Bischofe von Würzburg übertragen, das von Osnabrück dem von Lüttich; das Kloster Amorbach erhielt die Mission in der Verdener Gegend; das Kloster Fulda war an der mittleren Weser um Hameln thätig und in derselben Weise scheint das Kloster Hersfeld in der Halberstädter Gegend gewirkt zu haben.

Eine besonders hervorragende Stellung nimmt unter den Begründern des Christenthums bei Friesen und Sachsen Liudger ein. Zu Werden an der Ruhr noch auf fränkischem Boden, aber nahe der sächsischen Grenze hatte er zumeist aus eigenen Mitteln nach langer sorgsamster Vorbereitung ein Benedictinerkloster gegründet, das der Mission als wirksamer Stützpunkt dienen sollte und gedient hat. Liudger erhielt die geistliche Leitung von fünf friesischen Gauen, später auch die von Westfalen, wo er ebenfalls in Minigermeford ein Kloster stiftete; von dem Namen desselben (Monasterium) erhielt der Ort im 11. Jahrhundert den Namen Münster. Im Jahre 804 wurde hier ein Bisthum errichtet, als dessen erster Bischof Liudger geweiht wurde. Nach kurzer segensreicher Wirksamkeit ist er 809 gestorben und zu Werden beigesetzt.

Als Nachfolger Liudgers in der Abtei zu Werden erscheint dessen Bruder Hildegrim. Diesen nennt die sächsische Ueberlieferung nicht nur als Bischof von Chalons, sondern auch als Bischof von Halberstadt im Gegensatze zu den fränkischen Quellen, die ihn nur in ersterer Stellung kennen. So sagt insbesondere der Biograph Liudgers, Altfrid, nichts von seinem Halberstädter Bisthume. Dieser Umstand vor Allem hat Rettberg [17]) veranlaßt, die Identität des Bischofs Hildegrim von Chalons und des von Halberstadt zu läugnen und neuere Forscher wie Abel, Simson, Haugk haben sich ihm darin angeschlossen; man hat geradezu von dem „sagenhaften Bischofe“ gesprochen. Dagegen ist von anderer Seite geltend gemacht worden, daß Altfrid in erster Linie das Leben Liudgers, nur nebenbei das Hildegrims behandele, daß daher seine Aussage oder sein Schweigen über Letzteren noch nicht als völlig maßgebend betrachtet werden könne, und in treffender Weise hat K. Lindecke die inneren Gründe auseinandergesetzt, die die sächsische Ueberlieferung in Bezug auf das Halberstädter Bisthum Hildegrims unterstützen [18]).

Hierzu kommt noch eine Thatsache, die erst neuerdings von Albert Reinecke bekannt gemacht ist [19]): der urkundliche Nachweis, daß ein enger Zusammenhang zwischen Chalons und Halberstadt im Mittelalter wirklich bestand. In einer Kirchenordnung der Kathedralkirche zu Chalons, die aus dem 13. Jahrhundert stammt und in der dortigen Capitelbibliothek aufbewahrt wird, findet sich nämlich die Angabe, daß dort am Montag nach Invocavit für die Brüder in Alvestat (pro fratribus nostris de Alvestat) feierlich vor dem Hochaltare eine Messe gesungen wurde [20]). Die Ueberschrift jener Ordnung bezeichnet sie als seit alter Zeit in Geltung (ab antiquis temporibus constitutae). Da sie nun keine einzige andere Kirche nennt, mit der in Chalons in derartiger Weise eine Gebetsgemeinschaft bestanden hat, da ferner von irgend welchen Beziehungen zwischen Chalons und Halberstadt zu keiner anderen Zeit als zu der Hildegrims in der Geschichte die Rede ist, so gewährt dieser gottesdienstliche Gebrauch den Nachrichten der sächsischen Quellen natürlich die kräftigste Unterstützung.

Noch ein anderes kommt hinzu. Auch unter den folgenden Halberstädter Bischöfen waren noch zwei andere zugleich Verwandte des Liudger und Aebte von Werden: Dietgrim 839—41 und Hildegrim II 849—886. Es bestand also damals thatsächlich zwischen Werden und Halberstadt ein enger Zusammenhang. Nur zwei andere Aebte gab es dort in der Zwischenzeit: Gerfrid 827 — 839 und Altfrid 841—849, gleichfalls Verwandte des Liudger. Diese waren aber zugleich Bischöfe in Münster, also an einem Orte, von dem die engsten Beziehungen zu Werden und der Familie des Liudger wie zu ihm selbst ganz offenbar sind. Liegt nun aber der Schluß nicht nahe, daß das, was von Münster und von Halberstadt seit dem Jahre 827 unzweifelhaft fest steht, auch schon für den Anfang des Jahrhunderts für Halberstadt gelten kann? Spricht nicht Alles dafür, daß jene engen Beziehungen zu Werden schon aus früherer Zeit sich herschreiben? Und wäre es, wenn wir die Gründung Halberstadts überhaupt in den Anfang des neunten Jahrhunderts setzen wollen, nach dem, was sicher beglaubigt ist, nicht in hohem Grade unwahrscheinlich, daß diese Anfänge des Bisthums ohne Beziehung zu Werden und der Familie des Liudger stattgefunden hätten. Nur durch einen ganz eigenthümlichen Zufall könnten wir

16) Monumenta Germaniae T. I S. 31.

17) A. a. O., S. 470 ff.

18) Zeitschrift des Harzvereins 18. Jahrg. (1885), S. 353—64

19) Vgl. Reinecke, Die Einführung des Christenthums im Harzgau im 8. Jahrhundert (Osterwieck 1888), S. 59 f.

20) In einer Kirchenordnung, die sich in der Bibliothek des großen Seminars befindet und gleichfalls dem 13. Jahrhundert angehört, findet sich statt Alvestat die Form Halvestat. Reinecke a. a. O.

dieses Zusammentreffen uns sonst erklären. Das keineswegs unerklärliche Schweigen der fränkischen Geschichtsschreiber ist demgegenüber doch nicht unbedingt beweisend. Ihnen waren die ganzen Verhältnisse im östlichen Sachsen zu fern und zu fremd, um näher bei ihnen zu verweilen. Ihre Lückenhaftigkeit in Bezug auf unsere Gegend kann uns daher nicht überraschen. Eine einheimische Geschichtsschreibung beginnt hier erst in späterer Zeit; sie hat natürlich nicht den Werth einer zeitgenössischen Quelle. Gelingt es aber, ihre Nachrichten mit wohlverbürgten, wenn auch später berichteten Thatsachen in inneren Einklang zu setzen, so haben wir gewiß erreicht, was zu erreichen war.

Die somit festgestellten nahen Beziehungen Werdens zu Halberstadt im 9. Jahrhundert verstärken die Gründe für das hohe Alter der Zusammengehörigkeit von Werden und Helmstedt. Diese wie andererseits ein enger Zusammenhang zwischen Helmstedt und Halberstadt werden durch eine alte Ueberlieferung der Stiftungen selbst bestätigt, die uns aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts urkundlich bezeugt ist. Bischof Friedrich von Halberstadt sagt in einer Urkunde von 1221, daß seine und die Ludgerikirche zu Helmstedt bekanntlich von Alters her Schwestern gewesen seien und spricht von der „fraternitas, que inter nostram et Helmestadensem ecclesias a prima fundatione utriusque in caritatis amore facta fuisse dignoscitur“ [21]) und in gleicher Weise äußert sich Abt Gerhard von Werden am 26. Juli 1230: „qualiter ecclesia S. Liudgeri in Helmstede Werthinensis ecclesie vinculo fraterne charitatis sociata sit a prima fundatione ecclesiarum utrarumque“ [22]).

Soviel ist durch diese Angaben jedenfalls sicher bezeugt, daß man im Anfang des 13. Jahrhunderts in jenen Stiftungen selbst die Zusammengehörigkeit von Werden und Helmstedt und die engen Beziehungen zwischen Halberstadt und Helmstedt als uralte ansah.

Als solche stellen sich beide aber auch heraus, wenn wir die ganzen geschichtlichen und rechtlichen Verhältnisse der Zeit in Betracht ziehen. Nach 886 ist niemals wieder ein Werdener Abt Bischof von Halberstadt gewesen, seitdem verlautet nichts mehr von Beziehungen, die zwischen Halberstadt und Werden direct bestanden hätten. Es ist daher nicht glaublich, daß noch nach dieser Zeit sich von dem 45 Meilen entfernten Ruhrthale her neue Anknüpfungen nach Helmstedt hätten anbahnen lassen; diese müssen einen älteren Ursprung haben. Schon die Eifersucht der Bischöfe, die stets ängstlich darüber wachten, daß keine fremde geistliche Gewalt in ihrer Diöcese Platz griffe, würde dies damals auf alle Fälle zu verhindern gesucht haben, und es hätte gewiß sehr schwer gehalten, gegen ihren Willen solch einen Versuch durchzusetzen.

Eine derartige Verbindung, wie wir sie zwischen Werden und Helmstedt Jahrhunderte hindurch erhalten sehen, daß der an ersterem Orte gewählte Abt ohne Weiteres auch von den Insassen des anderen Klosters anerkannt wird und über das umliegende Gebiet, insbesondere die Stadt Helmstedt, landesherrliche Rechte ausübt — eine solche Verbindung konnte nur in der ersten Zeit der Christianisirung entstehen. Da sendet das Kloster seine Glaubensboten aus, die in fremden heidnischen Landen Niederlassungen zu gründen suchen. Anfangs ist es wohl nur ein unbedeutendes Kirchlein, um das eine kleine Gemeinde sich sammelt. Wächst aber ihr Kreis und damit die Macht und das Einkommen der Kirche, so erweitert sich diese zu einem stattlichen Kloster oder Stifte, unter besonders glücklichen Umständen wohl gar zu einem Bisthume. Diese Art der Gründung von Niederlassungen ist aber nur in einer Zeit möglich, wo das Christenthum noch keine festen Wurzeln im Volke geschlagen hatte, wo noch weite heidnische Landstrecken zur Verfügung standen. Sie mußte ein Ende nehmen, als die Eintheilung des Landes in Bisthümer fest geregelt und deren Gewalt selbst sicher begründet war. Da suchten die Bischöfe natürlich solche widerstrebende Mächte von sich fern zu halten oder sich zu unterwerfen. Gründeten aber einheimische Große ein Kloster oder Stift, so geschah dies natürlich niemals in der Weise, daß eine auswärtige Stiftung die Landeshoheit über das betreffende Gebiet erhielt, wie sie der Abt von Werden über Helmstedt thatsächlich besessen hat.

Ein ähnliches Verhältniß wie hier fand zwischen dem Stifte St. Bonifacii in Hameln und der Abtei Fulda statt. Von hier aus wurde im Weserthale wohl schon im 8. Jahrhundert eine dem heiligen Romanus geweihte Missionskirche erbaut, aus der um das Jahr 800 ein Kloster erwuchs, das später in ein Collegiatstift verwandelt wurde. Das Patronat über dasselbe besaß Jahrhunderte lang das Kloster Fulda; auch die Stadt Hameln war ursprünglich nur eine Landstadt desselben. Im Verlaufe der Zeit ward es dem Kloster schwer gegenüber der Gewalt des Diöcesanbischofs von Minden, den Selbstständigkeitsgelüsten der Untergebenen selbst und der Macht der dort eingesetzten Vögte, der Grafen von Everstein, diese Hoheit aufrecht zu erhalten. Es verkaufte daher das Patronat über das Stift Hameln 1259 an den Bischof von Minden, in dessen Diöcese dasselbe gelegen war [23]).

In ähnlicher Weise hat man sich auch die Entstehung des Klosters Ludgeri vorzustellen. Anfangs war es auch hier wohl nur eine kleine Missionskirche, die Werdener Mönche errichteten. Wir irren wohl nicht, wenn wir deren Gründung schon in den Anfang des 9. Jahrhunderts verlegen. Wenn auch die Lebensbeschreibungen Liudgers, von dessen persönlicher Wirksamkeit in hiesiger Gegend wir vollends absehen müssen, nichts davon berichten: sie besaßen des Stoffes genug an dem, was ihr Held selbst vollbracht hatte; leicht konnte ihnen entgehen oder unbedeutend erscheinen, was als mittelbare Folge seiner Arbeit ohne sein persönliches Zuthun in weiter Ferne sich erst in kleinen Anfängen entwickelte. Allmählich wuchs die Missionsstätte zu einem Kloster heran. Wann wir zuerst ein solches anzunehmen haben, entzieht

21) Schmidt, Urkundenb. des Hochstifts Halberstadt, Th. I, S. 479 f.

22) Neue Mittheil. II, S. 478.

23) Vgl. hierüber besonders die Einleitung von Otto Meinardus zu seinem Urkundenbuche des Stiftes und der Stadt Hameln (Hannover, 1887).

sich unserer näheren Bestimmung. Wieder nur vermuthen können wir, daß dies vor der Mitte des 9. Jahrhunderts der Fall gewesen. Der Schutz der Bischöfe von Halberstadt, in deren Diöcese Helmstedt lag, wird der Stiftung nicht gefehlt haben. Wir haben ja gesehen, daß jene selbst zum Kloster Werden zum Theil als dessen Aebte in engster Beziehung standen. Als dann diese Verbindung 886 aufhörte, muß das Helmstedter Kloster schon einen wohlbegründeten Besitz, einen nicht unbedeutenden Grad innerer Festigkeit erlangt haben; sonst hätte sich die Oberhoheit des Abtes von Werden schwerlich dort aufrecht erhalten lassen.

Es läßt sich nicht läugnen, alle diese Angaben beruhen mehr oder weniger auf Combinationen: vor dem J. 952 haben wir kein litterarisches Zeugniß für das Bestehen des Helmstedter Klosters. Wo aber die Pergamente und Papiere schweigen, da reden die Steine. Und diese bestätigen, wenn ihre Sprache nicht gänzlich trügt, die obige Auseinandersetzung. In der s. g. Ludgerikapelle, einem doppelgeschossigen Baue, von dem der obere Theil dem heiligen Johannes dem Täufer, der untere dem h. Petrus gewidmet ist, finden sich korinthische Säulen und Pfeilerkapitäle von einem Alter, daß sie in die Zeit, in die das Gebäude gesetzt werden muß, spätestens die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, schlechterdings nicht gehören. Man muß in ihnen Ueberreste eines früheren Baues erblicken, die man ihrer schönen Form willen in den neuen hinübernahm. Es sind dies nach K. Hases Ansicht Kapitäle, die ohne Zweifel der karolingischen Zeit angehören und sehr wohl in die Zeit Karls des Großen passen[24]). An eine Ueberführung dieser Architekturstücke aus weiter Ferne ist in damaliger Zeit nicht zu denken. Wir müssen in ihnen vielmehr Ueberbleibsel des ersten hier errichteten Gotteshauses erblicken, dessen Erbauung wir demnach mit Fug und Recht in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts verlegen können.

So erhalten unsere Schlüsse von baugeschichtlicher Seite eine neue feste Unterlage. Aus inneren wie äußeren Gründen sind wir berechtigt, die ersten Anfänge des Klosters Ludgeri in den Beginn des 9. Jahrhunderts zu verlegen. Von Werden aus müssen diese stattgefunden haben. Hat Liudger auch selbst keinen persönlichen Antheil an dieser neuen Gründung gehabt: aus seinem Sinne und Geiste, denen das Kloster Werden sein Dasein wie seine Erfolge verdankt, ist sie gleicherweise hervorgegangen. Es ist daher ein Zeichen dankbarer Pietät, wenn das Kloster bald nachher sich nach dem Namen seines geistigen Schöpfers benannte und die Stadt Helmstedt sein Bildniß in ihr Wappen nahm.

Bücherschau.

Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig gesammelt. Mit einer Karte. Braunschweig, B. Goeritz, 1895. XVI und 340 S. 8⁰. 4 M.

24) Reise-Skizzen der Niedersächsischen Bauhütte (Hannover, 1864), S. 2.

Für die Sagensammlungen, die in Niedersachsen von Kuhn und Schwartz, von Schambach, Pröhle u. A. bereits in früherer Zeit veranstaltet worden sind, liefert das vorliegende Werk, das mit liebevollem Fleiße nach treuen, wohl beglaubigten Aufzeichnungen und Mittheilungen zusammengestellt worden ist, zahlreiche Nachträge (306 Nr.), die sich im Wesentlichen auf das Herzogthum Braunschweig beschränken und nur gelegentlich Nachbargebiete berühren. Es bringt manche willkommene Bereicherung der deutschen Sagenkunde, die wie jede Wissenschaft auch das Kleine und Unscheinbare als Theil des Ganzen nicht gering achten darf, und ein Material, das in unserer Zeit mehr und mehr dem Untergange verfällt, doppelt dankbar entgegen nimmt. Wir betonen dies einer vornehm absprechenden Kritik im Litter. Centralblatte (1895 Nr. 15) gegenüber um so mehr, da wir uns in dieser Ansicht mit anerkannten Fachkennern, wie dem jetzigen Altmeister der deutschen Alterthumskunde, Karl Weinhold (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 1895, H. 3), dem Ethnographen Rich. Andree (Globus B. 67 Nr. 17) u. A. eins wissen. Die Sagen werden ohne künstliche Ausschmückung schlicht und knapp erzählt, ohne dabei den individuellen Ton der einzelnen Gewährsmänner ganz zu verwischen. In der Mehrzahl sind es die Schullehrer, deren Mittheilung oder Vermittlung die Sagen verdankt werden. Der Herausgeber hat sie nach sachlichen Gesichtspunkten in 28 Abschnitte geordnet, die sich auf den wilden Jäger, verwünschte Jungfrauen, Riesen, Zwerge u. s. w. beziehen. Kurze Nachweisungen über frühere Drucke der Sagen sind den einzelnen Abschnitten beigegeben. Den geographischen Ueberblick erleichtert eine Uebersichtskarte; auch die Beifügung eines Ortsregisters wäre zu gleichem Zwecke erwünscht gewesen. Wir können das Buch nicht nur Sagenforschern, sondern auch weiteren Kreisen, zumal unseres Herzogthums, zu angenehmer Lectüre angelegentlichst empfehlen.

In der **Zeitschrift für christliche Kunst** (1895 Nr. 6 Sp. 185—98) bespricht Graf J. Asseburg ein frühgothisches Lectionarium, das nach der Schrift um den Anfang des 14. Jahrhunderts angefertigt sein wird. Mit überzeugenden Gründen weist er aus der Erwähnung des heiligen Autor, der Gedächtnißfeier für eine Markgräfin (Gertrud, die Erbin der Brunonischen Güter, Großmutter Heinrichs des Löwen † 1117) u. A. nach, daß das Buch aus dem Kloster St. Aegidii in Braunschweig stamme. Leider ist es unserer Heimath schon seit längerer Zeit verloren gegangen; es befindet sich jetzt in der Nicolaikirche zu Höxter. Eine Abbildung des kunstvoll gezierten, oberen Einbanddeckels des Lectionariums, der wohl noch aus früherer Zeit stammt und aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt wurde, ist dem Aufsatze beigegeben.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 6, 7. R. Schulz, Einweihungsfeier des neuen Herzogl. Krankenhauses; H. Steinmeyer, Erfahrungen über die Diphtherieserumtherapie; Nr. 8, Beneke, Kampf gegen die Tuberculose; Wichmann, Alkoholismus als Ursache von Krankheit und Verbrechen; Nr. 9, Rubner, Gasglühlicht; Wichmann, Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 29. September. **1895.**

Johann Arnold Ebert
und der
braunschweigische Hof.

Von Dr. Carl Schüddekopf.

Am 19. März sind hundert Jahre vergangen, seit in Braunschweig ein Dichter und Gelehrter die Augen schloß, der für unser engeres Vaterland die höchste Blüthe litterarischen Lebens heraufführen half, die es je erlebt hat — Johann Arnold Ebert, der Freund Klopstocks und Lessings, der Bremer Beiträger und Professor am Collegium Carolinum. Ihm ein biographisches Denkmal zu setzen, wie er es mehr durch seine weitreichenden persönlichen Beziehungen zu anderen Dichtern, als durch eigene Leistungen verdient, ist hier freilich nicht der Ort, vielmehr auf eine demnächst erscheinende Lebensbeschreibung zu verweisen; aber ein bescheidenes Gedenkblatt wird der Leser gern dem liebenswürdigen Menschen und Poeten an dieser Stelle gewidmet sehen, zumal wenn auf Grund bisher unbekannter Berichte sein Verhältniß zu dem braunschweigischen Herzogshause, besonders zu dem Erbprinzen und Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand, näher beleuchtet wird.

Daß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Stadt und das Land Braunschweig eine hervorragende, für eine kurze Zeit vielleicht die führende Stellung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eingenommen hat, ist eine längst anerkannte und durch Dr. Carl Schiller in einer besonderen Darstellung näher erläuterte Thatsache. Es lohnte sich wohl, das darauf bezügliche Material, welches seit Schillers Buche bekannt geworden ist, einmal zusammenzufassen; eine stattliche Reihe von Gelehrten und Dichtern, darunter die besten Namen ihrer Zeit, einen Klopstock, Gellert, Wieland, Winkelmann, Heinse, Jacobi, Ramler, Boie und Andere, würden wir unter den Bewerbern um eine Anstellung in braunschweigischen Diensten sehen. Zwei wissenschaftliche Institute zogen vor Allem mit magnetischer Kraft an: das Collegium Carolinum unter Jerusalems weiser Fürsorge und die Wolfenbüttler Bibliothek — und um beide hat sich, mittelbar und unmittelbar, unser Ebert die größten Verdienste erworben.

In Hamburg am 8. Februar 1723 als Sohn eines Stadtsoldaten geboren, hatte er früh aus den niedrigen Kreisen seiner Abstammung sich heraufgearbeitet; noch als Schüler des akademischen Gymnasiums gewann er die Zuneigung, ja Freundschaft eines der berühmtesten Dichter der damaligen Zeit, Friedrichs von Hagedorn, der auf seine geistige Entwicklung den entscheidendsten Einfluß ausübte. Er bestärkte ihn nicht nur in seiner Vorliebe für die englische Sprache und Litteratur, die in der reichen Handelsstadt Hamburg schon genug Nahrung fand, sondern er führte den angehenden Poeten, der bereits mit anakreontischen Liedern und Kantaten an die Oeffentlichkeit getreten war, mit gewichtiger Empfehlung in weitere Kreise der Litteratur ein, indem er eine Ebert'sche Uebersetzung zweier Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen dem zweiten Theile seiner „Sammlung Neuer Oden und Lieder" (1744) vorausschickte. Hier schon finden wir unsern Dichter als Lyriker auf seinem eigensten Gebiet, bei dem fröhlichen Dreiklang von Wein, Weib und Gesang; unter den griechischen Skolien, die der Zwanzigjährige geschickt übertrug, ist auch das bekannte, zum Volksliede gewordene und vom Volksmunde selbst nach verschiedenen Mustern in Musik gesetzte Lied:

> Lebe, trinke, liebe, lärme,
> Kränze dich mit mir!
> Schwärme mit mir, wenn ich schwärme;
> Ich bin wieder klug mit dir.

Am 6. Mai 1743 in Leipzig als Theologe immatrikulirt, wurde Ebert alsbald von seinem Fachstudium durch zwei Ereignisse abgelenkt; einmal durch das scharfe Verdammungsurtheil, das die orthodoxe Hamburger Geistlichkeit über eine seiner poetischen Jugendsünden, eine Serenade unter dem Titel: Das Vergnügen, fällte, wodurch eine spätere Anstellung in seiner Vaterstadt vereitelt erschien, vor Allem aber durch seine Verbindung mit dem Kreise von Leipziger Dichtern und Dichterfreunden, welche die Litteraturgeschichte nach dem Titel ihres Hauptorganes unter dem Namen der „Bremer Beiträger" zusammen zu fassen pflegt. Ebert gewann hier nicht nur die Freundschaft eines Klopstock, Gellert, Rabener und seiner späteren Collegen in Braunschweig, sondern auch wichtige Anregungen für seine litterarische Bildung; er sagte sich mit den Genossen von dem streitbaren Dictator Gottsched los und veröffentlichte in den Zeitschriften des Bundes neben Oden, Fabeln und poetischen Briefen auch seine ersten Uebersetzungen aus dem Eng-

lischen, worin er bald der anerkannte Meister Deutschlands werden sollte.

Diese Verbindung mit den Bremer Beiträgern, die ihm Zeitlebens eine theure Erinnerung blieb, wurde auch Veranlassung zu seiner Uebersiedelung nach Braunschweig. Als erster seiner Freunde, die bald — wie es das gewöhnliche Schicksal solcher studentischen Vereinigungen ist — in alle Welt zerstreut wurden, war Gärtner durch Gottscheds Empfehlung an den Abt Jerusalem zu Ostern 1747 an das neugegründete Collegium Carolinum gegangen, anfangs als Hofmeister zweier Grafen von Schönburg, dann als Docent und — seit Januar 1749 — als Professor der Beredtsamkeit und Sittenlehre. Ihm folgte, auf Gärtners Rath ebenfalls durch Jerusalem berufen, zu Ostern 1748 Ebert als öffentlicher Hofmeister bei der mit dem Collegium Carolinum damals verbundenen Pensionsanstalt, mit freier Wohnung in der Anstalt selbst. Seine für damalige Zeiten ausgezeichnete Kenntniß der englischen Sprache vermittelte aber bald, daß ihm auch der öffentliche Unterricht in derselben, und damit der Titel „Docent" übertragen wurde; und in den nächstfolgenden Jahren scheint er auch dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, der damals an mehreren Vorlesungen des Collegii Theil nahm, Privatunterricht im Englischen ertheilt und damit am Hofe festen Fuß gefaßt zu haben — denn so ist es wohl zu verstehen, wenn Klopstock über seine Aussichten in Braunschweig an Bodmer schreibt (6. Juni 1749): „Ich hatte Eberts Exempel vor mir; der ist mit einem guten Gehalt Professor des Erbprinzen geworden", oder wenn Gellert ihn fragt (17. Mai 1750): „Sind Sie denn nunmehr bei Ihrem Prinzen? Lieber Ebert, werden Sie doch mein Patron, und machen Sie mich zu was". Daß der Erbprinz bereits im Spätsommer 1753 bei der psychologisch und kulturhistorisch gleich interessanten ersten Verlobung Eberts mit Henriette von Töpfer vermittelt habe, ist jedoch ein Irrthum O. von Heinemanns (Beiblatt zur Magdeburg. Zeitung 1895 № 13). Der in Eberts Briefe an seine Braut (Glaser, Aus dem 18. Jahrhundert, S. 30) erwähnte „Prinz" wird „einer von den größten Männern unserer Zeit" genannt und seine Ansichten über Eberts Liebeshandel sind diesem „lauter gewöhnliche Maximen eines alten Soldaten und Staatsmannes." Das kann sich nicht auf den damals erst siebzehnjährigen Karl Wilhelm Ferdinand beziehen. — Seine Leistungen wurden im Jahre 1753 durch eine ordentliche Professur am Collegium Carolinum belohnt; seine Bestallung (im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel), durch welche er „in Betracht seiner Geschicklichkeit und der gedachtem Collegio erwiesenen nützlichen Dienste" zum Professor mit 400 Thalern Gehalt von Michaelis 1753 an ernannt wird, „wogegen aber die bis daher gehabte freie Wohnung, Feuerung, Licht und Tisch aufhören wird", ist vom 12. October datirt. Ebert las anfangs über englische Sprache und Litteratur und über Gelehrtengeschichte; und als Eschenburg ihm im Jahre 1770 die letztere abnahm, über griechische Sprache.

Seine Erfolge als Lehrer waren vermuthlich auch die Ursache, daß Ebert bald in ein näheres Verhältniß zu dem Fürstenhause gelangte; wie Eschenburg bezeugt, folgten dem Erbprinzen mehrere seiner Geschwister in Eberts Unterrichte, so Anna Amalie, die ihren alten Lehrer später nach Weimar einlud, Sophie Karoline Marie, nachmalige Markgräfin von Baireuth, Prinz Friedrich August und Wilhelm Adolph. Der Abt Jerusalem, welcher die Erziehung der fürstlichen Kinder leitete, war von Anfang an ein warmer Gönner Eberts; dem Herzog Karl hatte sich der Dichter durch eine im Namen des Collegii Carolini überreichte Ode auf seinen Geburtstag gleich im ersten Jahre seines Braunschweiger Aufenthaltes und später durch mehrere Festreden vortheilhaft bekannt gemacht, und die Herzogin Philippine Charlotte, die milde Beschützerin der Künste und Wissenschaften, machte ihn bald zu ihrem litterarischen Berather. Eine wichtige Rolle bei seiner wachsenden Beliebtheit am Hofe spielte Eberts Vorlesekunst, welche von den Zeitgenossen, z. B. von der Karschin, ungemein hoch gestellt wird; die meisten Dichterwerke, welche zur Kenntniß der höchsten Herrschaften gelangten, hat Ebert, wie wir noch hören werden, ganz oder in ausgewählten Proben vorgetragen und dadurch oft erst ein näheres Verständniß erzielt. Aber auch seine gesellschaftlichen Formen hatte Ebert, trotz seiner niedrigen Abkunft, durch frühzeitige Gewöhnung so zu verfeinern gewußt, aufs Glücklichste unterstützt durch angeborne Laune und liebenswürdigen Witz, daß er sich mit zierlichem Anstand auf dem Parket bewegte und bald ein gern gesehener Gast bei Hofe wurde. Ein gewisses Uebermaß von strenger Etikette und gravitätischer Erscheinung blieb in späteren Jahren freilich auch bei ihm nicht aus, zumal er nach einer tragischen Jugendliebe bis in sein fünfzigstes Jahr ein Hagestolz blieb; in gelbseidenen Strümpfen und steifer Perrücke, mit Chapeaubas, Stock, Regenschirm und Muff bewaffnet war der einstige fröhliche Zecher und lustige Gesellschafter kaum wiederzuerkennen, wenn auch seine Vorliebe für die Tafelfreuden, über die Lessing bei der Kunde von seiner späten Verlobung spottet, andauerte.

Mit dem regierenden Herzoge Karl, dessen Geschmack nach einer anderen Richtung neigte, konnte sich kein näheres Verhältniß bilden; gleichwohl thut Havemann Unrecht, wenn er in seiner braunschweigischen Geschichte von einer „faden Gesellschaft" an seinem Hofe redet. Wie bei der Beurtheilung von Friedrichs des Großen Stellung zu der deutschen Litteratur, muß auch bei ihm eine vorurtheilslose Geschichtschreibung mit der undeutschen Erziehung und Bildung rechnen, in welcher diese Generationen aufwuchsen. Karls Vorliebe für französisches Theater und italienische Musik ist bedingt von den Einflüssen, unter denen seine Jugend stand; daß er daneben auch die deutschen Wandertruppen eines Schoenemann, Ackermann und Döbbelin unterstützte, zeugt, wie seine Lieblingsschöpfung, das Collegium Carolinum, für die Anerkennung, die er auch dem deutschen Geiste zollte. — Engere Beziehungen hatte Ebert, wie die meisten übrigen Braunschweiger Dichter, zu Karls größerem Bruder, dem Sieger von Crefeld und Minden, Herzog Ferdinand. Der gefeierte Held des siebenjährigen Krieges, dessen Gedächtniß der Vorstand des Vaterländischen Museums in Braunschweig vor Kurzem würdig erneuert hat, war reich an schlichten bürgerlichen

Tugenden, prunklos und fein gebildet, und sein Sommersitz in Vechelde zog die Braunschweiger und Lessing öfters hinaus. Von seiner Correspondenz mit Ebert ist leider wenig erhalten; nur zwei eigenhändige Briefe kann ich mittheilen, von denen der erstere wahrscheinlich an E. gerichtet ist, der ihm einige Ramlersche Oden überreicht hatte. Er lautet: „Ich danke Ihnen vielmals vor die mir übersandte Oden; der Herr Professor Ramler hat sie mir, wie ich in Magdeburg war, zugesand. Ich erkenne mich aber gegen Ihnen ungemein verpflichtet, daß Sie bey Uebersendung derselben einen neuen Beweis Ihrer Achtung gegen mich haben am Tage legen wollen. Ich remittire also mit vielmahligen Danck die mir communicirte hierbey zurücke kommende eine Ode; Indem ich das andere Exemplar zu Ihrem Andenken aufbewahren will

Braunschweig d. 27 Merz 1765.

Ferdinand Herzog zu
Braunschweig und Lüneburg.

Dem großen Feldherrn, welchen Friedrich II. als Alcide in einer Ode feierte, widmete Ebert die zweite Auflage seiner Uebersetzung von Glovers Heldengedichte „Leonidas“, die zuerst 1749 erschienen war. Der Herzog dankte in folgendem Schreiben:

„Mein Lieber Herr Professor und Canonicus Ebert.

Ich habe Ihr so verbindliches Schreiben vom 3ten dieses nebst dem mir übersandten vortreflichen Werke, enthaltend die Geschichte eines der größten Helden, richtig und zu meinem großen Vergnügen erhalten.

Die Dedication der Uebersetzung eines so wichtigen und alle Aufmerksahmkeit verdienenden Werkes, welche aus Ihrer Fehder geflossen, muste mir nicht wenig schmeicheln. Ich statte Ihnen daher so wohl dafür, als für das Ihrem Schreiben beygefügte Buch selbst meinen verbindlichsten Dank ab. Ich werde mich stets freuen eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen Beweise derjenigen Gesinnungen und Hochachtung zu geben, mit welcher ich verbleibe,

Mein Lieber Herr Professor und Canonicus Ebert
Ihr Ergebener und wohl affectionirter
Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Braunschweig, d. 7. Xbre 1778.

Von den Söhnen Herzog Karls hatte die wärmsten litterarischen Interessen der Herzog Friedrich August, durch den Oels an das braunschweigische Haus kam und dessen eigene schriftstellerische Thätigkeit einmal eine selbständige Behandlung verdiente. Sein Nachlaß, der leider dem braunschweigischen Lande verloren gegangen und nach Weimar gekommen ist, enthält mehrere Schreiben Eberts. Der Prinz theilte mit ihm unter anderm die Bewunderung für die berühmte „Naturdichterin“ Anna Luise Karsch, der er — wie auch Herzog Ferdinand — eine jährliche Unterstützung zuwandte und die ihn dafür mit ihrer schnell fertigen Stegreifdichtung besang (vgl. die von Burkhardt im Archiv für Litteraturgeschichte 2, 501 veröffentlichten Gedichte); er schreibt in einem ungedruckten Briefe an Ebert aus Berlin, 7. Mai 1764: „Ich habe Bekanntschaft mit der Madam Karschin gemacht. Ich gestehe, daß ich über der Fertigkeit erstaunt bin, mit welcher dieselbe Verse machen kann. Wann sie einen Einfall hat, so geht es ihr wie der Priesterinn Pythias. Sie verdreht die Augen im Kopfe und ist ganz abwesend. Auf einmal stürzt sie mit ein paar Strophen, so gar auch mit einem Gedichte von einigen Seiten hinaus. Ihr stört nichts in dem Augenblick, und so wie sie Ihren poetischen Eyfer hat auswüten lassen können, ist sie sehr still und spricht mit vieler Vernunft und Sittsamkeit von den Schriften, welche sie gelesen hat“.

Von ungleich größerer und zugleich praktischer Bedeutung, als diese vereinzelten Aeußerungen, sind die Beziehungen Eberts zu Karl Wilhelm Ferdinand, dem größten Welfen des achtzehnten Jahrhunderts. Leider sind wir auch hier, da die Correspondenz des Herzogs verloren gegangen ist, auf die Briefe Eberts an seine Freunde und auf spärliche Concepte seiner Briefe an den Herzog angewiesen, also auf einseitige Darstellung; aber wider Erwarten — denn meist herrscht bei derartigen Schriftstücken die Phrase vor — ergeben sich aus den erhaltenen Resten einige wichtige Aufschlüsse. Einen Theil dieser Correspondenz besaß die Wolfenbüttler Bibliothek schon seit Bethmanns Zeiten, der Hauptheil ist dann durch Vermächtniß der Familie Vieweg ihr im Jahre 1892 zugefallen, nachdem die wichtigsten Briefe daraus bereits durch den Herausgeber von Westermanns Monatsheften veröffentlicht waren. Daneben durften ungedruckte Briefe Eberts an Gleim, Knebel, Michaelis, Ramler, Raspe und den Grafen von Stolberg-Wernigerode in anderen Sammlungen benutzt werden.

Daß der Erbprinz alsbald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, in welchem er trotz seiner Jugend eine wichtige Rolle gespielt hatte, und nach der Rückkehr aus England in Ebert einen litterarischen Berather suchte, geht aus den Briefen des Letzteren an seinen Berliner Freund Ramler hervor. Dieser hatte dem Erbprinzen zu Anfang des Jahres 1765 seine Ode „Glaukus' Wahrsagung“ zugeschickt, welche neben dem Herzog Ferdinand auch den jugendlichen Thronfolger als Kriegshelden und Freund der Künste feiert und die Franzosen verhöhnt:

Vergeblich flieht ihr diesen Feind, geschwinder
Als Kraniche den Adler; setzt
Vergeblich zwischen euch und euren Ueberwinder
Jetzt Berge, Ströme jetzt.

Auf ungezähmten Rossen, mit der Flamme
Des Schwertes, zürnet hinter euch
Ein zweyter Ferdinand aus diesem Götterstamme,
Dem Sohn der Thetis gleich.

Ein Eigenthum durch alle Folgezeiten
Von Braunschweigs Helden: jeder spannt
Des Gottes Silberbogen und des Gottes Saiten
Mit gleich geübter Hand.

Auf diese für unsern heutigen Geschmack überladene Ode bezieht sich nun folgende Stelle in einem Briefe Eberts vom 21. März 1765: „Ich kam neulich eben zu unserm durchl. Erbprinzen, bey welchem ich, seit seiner Rückkunft aus dem Felde, fast täglich eine oder zwey Stunden zuzubringen die Gnade, — oder besser, (ob es gleich nicht so hofmäßig und sclavisch klingt,) — das Vergnügen habe, -- da er eben Ihren Brief empfangen hatte, und noch daran las. Er fragte mich sogleich nach

Ihnen; und hier machte ich mir die Freude, ihm alles das zu sagen, was mir meine Hochachtung und Liebe gegen Sie eingab. Ihr Schreiben gefiel ihm. Er fieng darauf an, Ihre Ode zu lesen. Allein, weil ihm, so wie allen deutschen Prinzen, (von welchen er sich sonst in vielen Stücken, und selbst in Ansehung des Geschmacks, rühmlich unterscheidet,) theils der Schwung derselben, theils auch der edle und poetische Ausdruck, etwas fremd war, und ich befürchtete, daß er wegen der vorkommenden Schwierigkeiten die meisten Schönheiten übersehen möchte: So bat ich mir die Erlaubniß aus, ihm die Ode vorzulesen .... Nachdem mein Collegium darüber zu Ende war, so nahm ich Gelegenheit, noch etwas von den Verdiensten unserer besten Köpfe, die zum Theil den Ausländern schon bekannter sind, als ihren eigenen Landsleuten und Landesherren, und von der Pflicht der letzteren, jene durch Beyfall und Belohnungen aufzumuntern, und von den Folgen, die dieses haben würde, zu sagen; da die deutschen Schriftsteller bisher nur für sich selbst oder für einander gearbeitet haben, und dennoch ohne fremde Unterstützung schon so weit gekommen sind; eine Erinnerung, die ich in der Sphäre, worinn ich mich befinde, schon oft anzubringen Anlaß gehabt habe, und nie zu geben versäume. — Das, was ihm am wenigsten in Ihrer Ode gefallen hat, ist das, wovon man es am meisten vermuthen sollte, nämlich, das Lob; denn er fürchtet und flieht alles Lob, und zwar ohne Affectation und Coquetterie..... Ich habe Ihnen noch zu sagen vergessen, daß der Fürst so gnädig war, mir die Ode mitzugeben, weil ich sie mir ausbat, um sie mir selbst erst recht, wie sichs gebührt, vorzulesen Den folgenden Tag hatte ich das Vergnügen, mein Amt auch bey der durchl. Prinzessin Braut zu verrichten."

Daß die Gunst und Förderung, welche die nationale deutsche Litteratur am braunschweigischen Hofe fand, sich sogar im ausgesprochenen Gegensatze zu Friedrich dem Großen, dem Schwager des Herzogs Karl, herausbildete, und daß neben des Königs Schwester, der Herzogin Philippine Charlotte, auch ihr Sohn Karl Wilhelm Ferdinand auf Mittel und Wege sann, um dem Großen Friedrich eine bessere Meinung von der deutschen Litteratur beizubringen, geht aus den folgenden Briefen hervor. Schon am 9. Juni 1771 hatte Ramler bei Uebersendung eines den Punsch feiernden Liedes „Achelous, Bacchus und Vertumnus" für den Erbprinzen gefragt: „Liest die Frau Erbprinzessin auch deutsch, oder verdolmetschen Sie ihr zuweilen etwas deutsches? Meine Ode betrifft das Lieblingsgetränk ihres Vaterlandes; sie müßte also billig von der Englischen Prinzessin verstanden werden. Meinem Könige darf ich sie wohl nicht in die Hände zu spielen suchen; die Sprache möchte ihm zu schwer seyn; ob er gleich in seiner Fabrique einen schönen Punschnapf stehen hat, den ich mir wohl damit verdienen möchte! Welch ein mäßiger Wunsch!" Ebert antwortete am 7. August 1771: „Der erste oder zweyte Tag nach dem Empfange Ihres Briefes war just einer von denen, da ich im Sommer die Ehre — (oder, welches mir viel lieber, als alle Ehre ist,) das Vergnügen habe, mit unserm theuren Erbprinzen auf einem Lustschlosse, eine Meile von hier (Salzdahlum) zu speisen, und nach der Tafel von allerley Dingen, insonderheit von litterarischen Materien, mit ihm zu reden, oder ihm etwas vorzulesen, oder auch ihn selbst etwas lesen zu lassen. Diesesmal waren Sie der Hauptinhalt unserer Unterredung und unsers Lesens. Endlich las ich ihm die für ihn bestimmte Ode vor, und ließ ihn darinn die sinnreiche Erfindung, den eleganten und kräftigen Ausdruck, und den Wohlklang der Versification bemerken. . . . Hierauf las er sie selbst mit vielem Vergnügen. Ich hatte ihm auch vorher die Stelle in Ihrem Briefe vorgelesen, in welcher Sie von der Erbprinzessin und Ihrem Könige und Ihrem in der That sehr bescheidnen Wunsche in Absicht auf diese Ode reden; weil ich wußte, daß sie ihm gefallen würde; und auch, um ihm zu zeigen, wie wenig Aufmerksamkeit und Aufmunterung unsre vortrefflichsten Köpfe sich bisher noch von den Großen versprechen können, und um in ihm ein Verlangen auch nach dieser Art von Ruhm, die unter unsern Fürsten leider noch ganz neu ist, zu erwecken". Zu dem Zwecke habe er dem Erbprinzen noch mehrere Ramlersche Oden, welche Friedrich den Großen verherrlichten, vorgelesen und mehr als einmal gegen ihn die Anmerkung gemacht, daß der König von Preußen, ja, daß kein König, kein August, kein Ludwig XIV. jemals feiner gelobt worden. Wie traurig, wie unverantwortlich wäre es also nicht, daß der König nicht allein den Plato (Mendelssohn), den er in seinem eigenen Lande hätte, sondern auch den Horaz, den er besäße, nicht kennte!

Weit schärfer noch werden diese Fragen accentuirt in den Briefen nach Eberts erstem Besuche in Berlin, Herbst 1771. Ramler schreibt (25. October 1771): „Sagen Sie mir doch, wie ich es künftig bey einer neuen und vermehrten Ausgabe meiner lyrischen Sächelchen mit meinem so oft besungenen Könige halten soll? Ich habe es noch nicht gewagt, ihm die Lobgesänge auf ihn selbst zuzuschicken. Die Schwierigkeit der Materie ist es nicht, warum ich glaubte, die Stücke würden ihm nicht gefallen; sondern die Schwierigkeit, die ihm die deutsche Büchersprache, ja noch mehr, die deutsche Poetensprache machen wird, die er gar nicht gewohnt ist, so sehr er auch in einer andern Sprache selbst Poet und selbst Richter der Poeten ist. Ich habe hier keinem Großen, der um ihn ist, geschmeichelt, daß ich glauben und hoffen könnte, er würde mir einen Dienst in dieser Sache leisten. Wäre ich gewiß versichert, daß er seinen Dichter nur nicht auslachen würde, so schickte ich ihm die Büchelchen geradezu. Vielleicht ist dieser Weg der beste." Eberts Antwort erfolgte in der fast stereotypen Form, aber ihr Inhalt ist wichtig. Er schreibt am 17. Februar 1772: „Den Tag nach dem Empfange Ihres angenehmen Briefes nahm ich ihn zu meinem Erbprinzen mit, in der Absicht, ihm die Stelle von Ihren Gedichten auf den König vorzulesen, und ihm zu zeigen, wie die vortrefflichsten deutschen Dichter, die wir mit Recht alten und neuern ausländischen Dichtern entgegenstellen können, belohnt werden, und wie edel sie denken. Mir war kurz vorher Hrn. Z.(immermanns) Erzählung von seiner Unterredung mit dem Könige von Hannover . . . zugeschickt; und ich konnte voraussetzen, daß es jenem

nicht zuwider seyn würde, wenn ich sie dem Erbprinzen sobald als möglich, bekannt machte. Zugleich wollte ich sie zu einem Uebergange auf Ihr Schicksal brauchen. Ich las ihm also jene Erzählung vor, und konnte mich nicht enthalten, sie, nach meiner, — (ich weiß nicht, ob löblichen oder unlöblichen Gewohnheit) mit einer und der andern Anmerkung zu begleiten, worin ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß der freye Schweizer so geschmeidig geworden, und so sinnreich gewesen, jedes Ja oder Nein in ein schmeichelhaftes Compliment zu verwandeln. . . . Hierauf zog ich Ihren Brief hervor, und bat mir die Erlaubniß aus, ihm eine Stelle daraus vorzulesen, die mit jener Erzählung einen sonderbaren Contrast machen würde. Er fand Ihre Klage billig, und ersuchte mich, mit meiner Antwort noch ein Paar Tage zu warten, bis ich ihn wieder gesehen hätte, weil er sich unterdessen darauf besinnen wollte, was Ihnen wohl zu rathen wäre. Ich war der Meynung, daß Sie Ihre Oden mit ein Paar Zeilen von der Art, wie ich wüßte daß Sie schreiben könnten, begleiten sollten. Diese, hoffte ich, würden den König aufmerksam und begierig machen, mehr von Ihnen zu lesen. Dieses fand er aber gar nicht rathsam, weil der König den Brief, sobald er deutsch wäre, gewiß nicht lesen würde. Es wäre ein Unglück, sagte er, daß der König itzt keinen um sich hätte, der ihm solche Schriften vorlesen und im Nothfall erklären könnte, seitdem Q.(nintus) I(cilius) nicht mehr um ihn wäre; denn dieser wäre dazu fähig gewesen; C.(att) aber verstünde nicht deutsch genug dazu. — Wie ich das nächste Mal wieder zu ihm kam, sagte er mir, daß er zwar an die Sache gedacht hätte, aber Ihnen noch keinen Rath zu geben wüßte". (Schluß folgt.)

August Kühne.[1] †

Von Paul Zimmermann.

Durch den Tod des Professors August Kühne haben das österreichische Museum für Kunst und Industrie und die Kunstgewerbeschule in Wien, damit aber das ganze Kunstleben dieser Stadt, einen schmerzlichen Verlust erlitten, der dort in verschiedenen Kundgebungen bereits beredten Ausdruck gefunden hat. Unnatürlich würde es sein, wenn diese Klage nicht auch bei uns einen Wiederhall fände. War doch A. Kühne ein Sohn unserer engeren Heimath, auf den stolz zu sein wir gerechte Ursache haben, der unter schwierigen Verhältnissen zumeist aus eigener Kraft zur Meisterschaft sich emporrang und den Ruhm des Künstlers mit dem eines edlen und liebenswürdigen Menschen harmonisch in sich vereinigte.

Karl Ludwig August Kühne wurde am 29. Juli 1845 zu Stift Königslutter geboren, wo sein Vater Ernst Kühne Organist und zweiter Schullehrer der Stiftsschule war; seine Mutter, eine geborene Nödler, war die Tochter eines Bäckermeisters in Wolfenbüttel. Dicht unter den Thürmen des ehrwürdigen Domes Kaiser Lothars von Süpplingenburg, am Fuße des schönen Elmwaldes wuchs der Knabe heran, so daß Kunst und Natur auf seine empfängliche Seele früh einwirken mußten. Er besuchte bis zu seiner Confirmation (1. Mai 1859) die Stifts- und Stadtschule zu Königslutter. Des Vaters Wunsch ging ursprünglich dahin, den Sohn, auf den als einziges Kind die ganze Liebe der Eltern sich vereinigte, womöglich Theologie studiren zu lassen. Aber dieser zeigte zu wissenschaftlicher Arbeit weder große Lust noch Anlage, sondern fühlte sich vielmehr zu praktischer Thätigkeit hingezogen; Bilderbesehen, Zeichnen, Formen und Hämmern waren seine Lieblingsbeschäftigungen, schon früh ergötzte er seine Mitschüler durch lebenswahre und launige Einfälle, die er schnell auf das Papier warf; unbewußt regte sich der Künstler in ihm.

Doch die Verhältnisse der Stadt und der Familie hielten solch höheres Streben noch gefesselt. Es galt ein Handwerk zu ergreifen. „Der Hang zum Soliden", wie Kühne später sagte, ließ ihn den Beruf eines Schmieds wählen. Der Vater brachte ihn nach Braunschweig bei einem Zeugschmied Bertram in die Lehre, aber der zarte Körper des Sohnes war der schweren Arbeit nicht gewachsen und die etwas rohe Gesellschaft, in die er kam, sagte ihm gar nicht zu. Auf Rath eines Oheims trat daher Kühne noch im August desselben Jahres 1859 bei einem tüchtigen Goldschmiede, Wilh. Jürgens, in Wolfenbüttel in die Lehre, wo er volle fünf Jahre lang verweilte. Diese Thätigkeit näherte sich schon mehr der künstlerischen Sphäre und würde ihm vielleicht genügt haben, wenn der geisttödtenden Arbeit des Löffelschlagens, des Löthens rc. nicht gar so viel gewesen wäre. Volle Befriedigung fand er in der Sonntagsschule, wo der tüchtige Bibliotheksregistrator Theodor Thies, ein vielseitiger talentvoller Autodidakt, Unterricht im Zeichnen und Modelliren ertheilte. Mit leidenschaftlicher Vorliebe gab er sich in seiner Mußezeit diesen Arbeiten hin, schon jetzt lebte und webte er in künstlerischen Interessen. Als er einst nach einem Bilde seinen Vater modellirt hatte, erregte diese Büste berechtigtes Aufsehen. Professor Georg Howaldt, der bekannte Bildhauer und Erzgießer in Braunschweig, wurde um Rath angegangen und erklärte sich bereit, den Jüngling für eine Probezeit in seiner Werkstatt zuzulassen. Insbesondere nahm sich hier Howaldts Sohn, der talentvolle, frühverstorbene August Howaldt († 1868), liebevoll seiner an; er ließ ihn von April bis September 1865 Copien in Gips anfertigen und bestimmte ihn dann, sich ganz der Bildhauerkunst zu widmen.

Kühne ging nun nach Dresden, wo er im October 1865 in die Mittelklasse der Akademie eintrat und sich bis April 1867 ausschließlich mit dem Studium der menschlichen Figur beschäftigte. Er rückte dann in die obere Klasse, den Actsaal, auf und wurde auch in das Atelier des Professors Ernst Hähnel aufgenommen. Auch hier blieb er 1½ Jahr und fertigte in dieser Zeit seine erste

---

1) Nach Aufzeichnungen Karl Schillers und Briefen A. Kühnes an ihn im städt. Museum in Braunschweig, nach gütiger Auskunft des Herrn Pastor Freist in Stift Königslutter, des Herrn Kümmel, eines Vetters K.'s in Wolfenbüttel, der Direction des K. K. österr. Museums für Kunst und Industrie und den „Mittheilungen" desselben N. F. Jahrg. X Nr. 117, der Neuen Freien Presse v. 17. Aug. 95 Nr. 11127, der Münch. Allgem. Zeit. v. 22. Aug. 1895 Nr. 232. Vgl. ferner Br. Tagebl. v. 18. Juli 1869 Nr. 192. Beil. und Biograph krit. Skizzen hg. von A. Martinez VI Folge.

Statuette: Siegfried, das von ihm geschmiedete Schwert betrachtend. Das Werk fand zwar allgemeine Anerkennung, aber leider keinen Käufer. Bei seiner Mittellosigkeit und seinem geringen Selbstvertrauen, das in allzu großer Bescheidenheit wurzelte, schlug ihn dieser Mißerfolg vollständig nieder. Er sprach sich plötzlich jede Begabung für die figürliche Plastik ab und wandte sich, wenn auch schweren Herzens, der Ornamentik zu. Was ihn an seine früheren, höher fliegenden Pläne erinnerte, wollte er von sich thun; er schenkte den Siegfried dem städtischen Museum zu Braunschweig, dessen kunstsinniger Leiter Karl Schiller warmes Interesse für den jungen Künstler bekundete. Er bittet diesen unterm 23. April 1869, „die Figur als ein Anfängerwerk, seine erste und letzte selbständige Arbeit in der Figurenbildnerei anzusehen" und fügt dann hinzu; „Nach einem mehrjährigen Studium der Figurenplastik, von der Unzulänglichkeit meiner Begabung in diesem Fache überzeugt, habe ich mich jetzt auf das Feld der ornamentalen Bildnerei begeben, welches freilich in der Reihe der Künste nur einen untergeordneten Rang einnehmend, vielleicht aber in pecuniärer Hinsicht ehr eine Existenz ermöglicht."[2]).

Vergeblich suchte ihn Hähnel, der sich über die Statue, insbesondere deren Kopf sehr lobend aussprach, noch eine Zeit lang zurück zu halten. Mißtrauen in die eigene Kraft und der Wunsch, seinem Vater nicht länger zur Last zu fallen, ließen ihn bei seinem Entschlusse beharren; er trat um den Anfang des Jahres 1869 in das Atelier des Ornamentisten August Hauptmann ein.

Doch die Hoffnung, die der wackere Schiller bei der Statue des Siegfried in den Katalog des Museums eintrug: „es könne im Interesse der Kunst nur gewünscht werden, daß Kühne sich wieder seinem eigensten Berufe, der Figurenbildnerei zuwenden möge", sollte bald in Erfüllung gehen. Im Jahre 1870 begab er sich nach Wien und trat hier als Schüler und Mitarbeiter in das Atelier des Professors Otto König ein. Hier fand er die kräftigste Förderung und in dem reichen Kunstleben der Donaustadt wurde der Niedersachse, der die Vorzüge seines Stammes niemals verläugnete, zu dem, was er geworden ist. Er kehrte zu seiner alten Liebe, der Figurenplastik, zurück und hat hier, vorzüglich auf dem Gebiete der Kleinbildnerei, Hervorragendes geschaffen. Mit König trat er bald in den engsten Freundschaftsbund, den jetzt erst sein Tod zerrissen. Beide Männer weilten 1871 und 73 zusammen in Italien; 1878 war Kühne in Paris. Als 1877 die Kunstgewerbeschule in Wien neu organisirt wurde, suchte man auch Kühne's hervorrrgendes künstlerisches und pädagogisches Talent für sie nutzbar zu machen; er wurde zum Assistenten zunächst für ornamentales Zeichnen an der Vorbereitungsschule und am Lehrerbildungscurse, sodann für Modelliren an der Vorbereitungsschule, hierauf im Jahre 1881 zum wirklichen Lehrer und 1884 zum Professor ernannt. Ueber seine Bedeutung als Lehrer und Künstler läßt sich ein berufener Beurtheiler in Nr. 117 der Mittheilungen des K. K. österreichischen Museums für Kunst und Industrie, die zu seiner Ehre mit Trauerrand erschien, folgendermaßen vernehmen: „Kühne widmete sich seinem Lehrberufe mit hingebungsvollem, nie rastendem Eifer; er verstand es in unübertrefflicher Weise, schlummernde Talente zu entdecken und zu entwickeln, den Schülern nachhaltige Begeisterung für ihre Kunst einzuflößen, ihren Blick zu schärfen, ihre Hand zu leiten und sie jenes tüchtige ehrliche Arbeiten zu lehren, welches sein eigenes Schaffen in allen Phasen seiner Entwicklung ausgezeichnet hat. Kühne selbst ist in Wien von Jahr zu Jahr mit seinen höheren Zielen künstlerisch bis zur Meisterschaft gewachsen und er erfreute bis in die letzte Zeit seines Lebens in stetem Fortschreiten immer auf's Neue mit neuen liebenswürdigen Gebilden seines reichen Könnens. Natur und Antike studirte er unablässig. Alles was er geschaffen hat, ist der Natur abgelauscht, und wo er antike Motive verwerthet, erweist er sich als Einer, der tiefe verständnißvolle Einblicke in das Wesen der classischen Kunst gewonnen hat. Er verstand es, zwischen Naturalismus und Classicismus glücklich zu vermitteln, er war ein im besten Sinne des Wortes moderner Künstler der seine Anschauungen von der Antike stets durch das Studium der Natur und des Lebens berichtigt hat; und da seinem Wesen nur das Reine, Anmuthige, Liebenswürdige congenial war, so gelangte er auf diese Art zu einem erhöhten stilvollen Realismus der Darstellung, der Jedermann ergreifen und fesseln mußte."

Zahlreich sind die Werke des Künstlers, aber leider sind nur wenige derselben in dauerhaftem Materiale ausgeführt worden. Als die bekanntesten seiner Gebilde werden genannt: die Blumenverkäuferin, der Sämann, der Schnitter, der betende Tiroler Bauer, Mignon, Phryne, der Thorwart, der Vasenmaler, der Flötenspieler, die Quelle mit Reh und — die Anhänglichkeit an die alte Heimath ist doch nie geschwunden — der Bortfelder Bauer. Seiner allzu bescheidenen Natur, die fest auf sich selbst beruhte, war jedes Vordrängen, jede Reclame innerlich zuwider. Gewiß hat das in unserer lauten Zeit dem Bekanntwerden seiner Arbeiten nicht unwesentlich geschadet; doch wird auch hier das Goethe'sche Wort seine Geltung bewahren:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren".

Leider mußte Kühne in seiner Wirksamkeit stets mit seiner schwächlichen Gesundheit rechnen. Im Jahre 1886 bestand er eine lebensgefährliche Krankheit und im letzten Winter wurde er von einer schweren Lungenentzündung auf das Krankenlager geworfen; es zeigten sich bedenkliche Anzeichen einer vorgeschrittenen Tuberculose. Kaum genesen, nahm er dennoch seine Lehrthätigkeit wieder auf; er erkrankte aufs Neue und konnte auch in Bad Gleichenberg die gewünschte Heilung nicht mehr finden. Auf der Rückreise ist er in Graz am Morgen des 15. August ruhig und gefaßt gestorben; zwei Tage darauf hat er dort auf dem evangelischen Friedhofe die letzte Ruhestätte gefunden.

Den Meister an der Stätte seines Wirkens zu ehren, wird die Direction des Oesterreichischen Museums für

---

2) Außerdem besitzt das städt Museum von A Kühne noch eine Skizze zu einem Standbilde Heinrichs des Löwen, die der Anstalt von seinem Vater im Juli 1869 geschenkt wurde.

Kunst und Industrie im Monate October eine Ausstellung der Werke A. Kühne's veranstalten, die seine sämmtlichen plastischen Arbeiten, kunstgewerblichen Entwürfe und hinterlassenen Skizzen enthalten soll. Möchte aber nicht nur dort in seiner neuen zweiten Heimath, sondern auch bei uns in seinem Geburtslande das Andenken des wackeren Künstlers in Ehren bleiben und in seinen Werken fortleben!

Bücherschau.

Aug. Hermann, Erenst und Snack, En lüttjen Pack. Plattdeutsche Gedichte in niedersächs. Mundart. 2. verb. und verm. Aufl. Braunschw., Fr. Wagner 1895. 108 S. 8⁰ geb. 1 ℳ 80.

Wenn man von plattdeutschen Versen hört, so denkt man zweifellos zunächst an humoristische Dichtungen, an Läuschen und Rimels, da ja mit Recht die Mundart besonders geeignet erscheint, anschaulich, behaglich und lustig die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens zu schildern. Aber doch ist ihre Ausdrucksfähigkeit nicht auf das Gebiet des Scherzhaften beschränkt; man braucht nur das erste Kapitel der Stromtid aufzuschlagen, um zu erkennen, wie das Plattdeutsche auch die tiefsten Herzenstöne anzuschlagen vermag. Freilich Reuter hat fast nur in Prosa Ernsthaftes mundartlich behandelt; an Gedichten ist die Kriegserinnerung „Großmutting hei is dod!“ fast das einzige Beispiel. Die ernsthafte, plattdeutsche Lyrik ist das eigentliche Gebiet Klaus Groths. Obwohl wir aber von ihm höchst ergreifende, wie durch ihre Anmuth entzückende Dichtungen haben, so darf man doch nicht verschweigen, daß er häufig Plattdeutsch für Städter gedichtet hat, ich meine, daß manche Gedichte trotz ihres bäuerlichen Gewandes in den Salon gehören. Solche Dialektlyrik hat eben ihre besonderen Schwierigkeiten. Wenn sie einen einheitlichen Eindruck machen soll, so muß sie sich auch inhaltlich in der ländlichen Sphäre bewegen, sich in erster Linie an den Bauern wenden. Und wenn eine ernsthafte Dichtung den packt, dann kann der Dichter gewiß sein, daß sie auch dem kunstverständigen Städter gefällt, daß er die Töne getroffen hat, die in jeder Menschenbrust mitklingende Saiten finden. Diese Nothwendigkeit, sich zunächst an den einfachen Mann zu wenden, schließt zugleich einen großen Segen in sich, sie bewahrt vor Sentimentalität. Denn jedes Sentimentale, d. h. jedes unwahre, erheuchelte oder ungesunde Gefühl verräth sich sofort durch unfreiwillige Komik, sobald man es in das mundartliche Gewand kleidet. Dieses Gewand selbst aber ist nicht ohne Schwierigkeit herzustellen, weil man dabei sich nicht nach der herrschenden Mode richten kann, sondern originell sein muß. Nicht nur für den Dilettanten, sondern thatsächlich ebenso für den wirklichen Dichter gilt das Schillersche Wort, daß die Sprache für ihn dichtet und denkt. Das Genie wird sich sofort an kräftigen Wortbildungen, überraschenden Wendungen und inhaltreichen Verben erkennen lassen, aber die Mehrzahl seiner Gedanken drückt der Dichter doch mit Hilfe des poetischen Wortschatzes aus, an dessen Zusammenstellung Jahrhunderte gearbeitet haben. Nicht so der niederdeutsche Dichter. Ihm stehen nur wenige Vorbilder und ein verschwindend kleiner Vorrath poetischer Wendungen von vornherein zur Verfügung. Er muß also ein verhältnißmäßig größeres Maß von schöpferischer Kraft aufwenden und dabei auf der einen Seite dem Zwange gehorchen, das Empfindungsleben, welches er darstellen will, in den Worten des einfachen Landmanns wiederzugeben, auf der anderen Seite aber muß er die Gefahr vermeiden, durch eine zu alltägliche Redeweise das Lächeln des gebildeten Lesers hervorzurufen. Diesen Anforderungen entsprechen die meisten ernsten Dichtungen in der ersten Hälfte von August Hermanns plattdeutschen Gedichten „Erenst und Snack, En lüttjen Pack.“ Diese Gedichte in braunschweigischer Mundart erschienen vor etwas über zwei Jahren bei Friedrich Wagner, und die neue Auflage, die nach so kurzer Zeit nöthig wurde, ist wie die erste Wilhelm Raabe gewidmet. Diese neue Auflage ist etwa um ein Dutzend Nummern erweitert worden, von denen zwei zu den besten des ganzen Bandes zählen; ich möchte aber in diesen Blättern, die ja eben erst wieder zu erscheinen beginnen, das Buch als Ganzes ansehen, wie es sich darbietet, und neben den neuen auch die älteren Theile desselben kurz besprechen.

Ein Muster der Art von Dichtung, wie wir sie oben forderten, ist die Handlöwte, die Verlobung auf dem Felde nach gethaner Arbeit. Das ist gesunde Poesie, jene Poesie, die das tägliche Leben überall bietet, wo man es nur mit offenen Augen und offenen Herzen aufzunehmen weiß. Diese beiden frischen, kräftigen, nicht von Bildung angekränkelten jungen Leute haben etwas ungemein Anziehendes, man muß ihnen gut sein. Und was uns für sie gewinnt, das ist dasselbe, was die beiden zu einander führt, die Reinheit und die Tüchtigkeit. Es ist recht bezeichnend, daß von Schönheit der Erscheinung gar keine Rede ist, sondern nur von Kraft und Gewandtheit. Das ist nämlich hier etwas sehr Wesentliches, wo in der Ehe die Frau im wahren Sinne des Wortes dem Manne eine Gehilfin sein, wo beide zusammen den Lebensunterhalt verdienen müssen. Wie anschaulich steht das Mädchen vor uns, die Hände in die Seiten gestemmt, und wie lebenswahr ist die Stimmung der verschämten Dörte geschildert, als sie ahnt, daß er jetzt sprechen wird, und Jubel und Angst in ihrer Seele um die Herrschaft streiten. Einen sehr hübschen, weihevollen Abschluß bildet die Betglocke, deren Anschlagen schon geschickt vorbereitet ist. Von den Gedichten, die ihre Stoffe dem Liebesleben entnehmen, hebe ich als schön noch zwei hervor. Zunächst Twei Glückliche, ein ganz lyrisches Gedicht, der Ausdruck der reinen, tiefen und stillen Glücksempfindung, die das Herz weit macht; und dann Vertruen, ein Preis der Treue und des unerschütterlichen Vertrauens auf die Treue, das nicht auf schwunghafte Betheuerungen und Schwüre, sondern bloß auf das starke, sichere Gefühl im Herzen baut. Das Gedicht gewinnt sehr an Lebendigkeit durch die kurze Andeutung der Abschiedsscene, „hier war's, an diesem Zaune“, wobei uns zugleich die Worte „ich schreibe dir ‚einen‘ Brief“ ins Gedächtniß rufen, mit wie einfachen Verhältnissen wir es hier zu thun

haben. Erst an zweiter Stelle möchte ich Dat Enn von'n Leed nennen. Das Gedicht wirkt sehr gut bis auf den Schluß: nicht etwa daß ich an dem Werkzeuge Anstoß nähme, das in dieser Tragödie die Katastrophe herbeiführt, aber ich meine, das Ende müßte noch energischer und überzeugender motivirt werden; denn man hat die Empfindung, als ob diese gesunden, ländlichen Naturen viel weniger leicht dazu kämen, Hand an sich selbst zu legen, als die vor lauter Kultur haltlos gewordenen Großstädter. Auch den Kinderton weiß Hermann gut zu treffen in der kleinen Weihnachtsscene und besonders in dem Wiegenliede „Slap in, min leiwe Kind", das sehr zart und fein und ein wirkliches Kindergedicht ist. Auch die Probe besteht der Verfasser, wie sein Verhältniß zur Natur ist. Das erste Gedicht „Dat Fräunjahr kummt" ist eine empfindungsvolle Schilderung des Frühlingseinzuges mit hübsch beobachteten Einzelzügen, die auch den Humor nicht vermissen lassen; denn wenn es vom Kiebitz heißt, daß er so gerne vor April noch seine Eier legen will, so wissen wir ja alle, warum sich dies patriotische Thier beeilt. Dies führt uns auf ein anderes Gedicht, De Ultsöhnige, das mit der Handlöwte zusammen den Glanzpunkt des ersten Theiles bildet. Es schildert nämlich die Versöhnung zwischen Bismarck und dem Kaiser unter dem Bilde eines alten, pensionirten Inspectors und des neuen Gutsherrn. Der Vergleich ist mit großem Geschick durchgeführt, jeder einzelne kleine Zug darin stimmt aufs treffendste. Und dabei ist das Gedicht mit einem solchen Reichthum und einer solchen Wärme der Empfindung geschrieben, daß es einen jeden wahrhaft ergreifen muß, es ist ein ganzes Prachtstück.

Ich wende mich zum zweiten Theile, der Lustig Tüg überschrieben ist. Das erste Gedicht nimmt darin eine Sonderstellung ein, da es eine Fabel bietet, den Fuchs und den Hahn. Das Gedicht erinnert an Klaus Groths Matten de Has; auch hier spielt der Fuchs zum Tanze auf. Die Geschichte ist recht gewandt und knapp und dabei lustig und fein behandelt. Fast alle andern bewegen sich auf dem Gebiete der bäuerlichen Komik. Der Verfasser zeigt eine große Leichtigkeit der Versifikation. An den Versen ist nicht viel auszusetzen, wenigstens findet sich eine gezwungene Wortstellung aus Reimnoth lange nicht so häufig wie in niederdeutschen Gedichten anderer Verfasser. Stellenweis wird die Erzählung ein wenig wortreich, allein dem Humor gestatten wir gern eine gewisse behagliche Breite, ebenso wie wir manches derbe Wort verzeihen, das ja im Dialect nicht so störend wirkt, noch dazu da der Verfasser nirgends damit das Gefühl verletzt. Weniger gelungen sind die Gedichte, in denen ein alter Scherz neu behandelt ist, wie die Entdeckung von Amerika, das Renommiren mit den kostspieligen Söhnen und das Telephon. Gut ist von diesen Sachen die Geschichte 'tis doch ne Zicke, da sie viel lebensvoller und reicher ist als das bekannte sächsische Gedicht gleichen Namens. Kurz und niedlich ist das Gedicht Man saun lüttjig Enne. Das Mißverständniß ist höchst komisch und wirkt sehr gut. Recht lustig ist auch Dösselfritze. Der Bauerjunge, dem diese schmeichelhafte Bezeichnung gilt, ist so stumpfsinnig ehrbar, daß er durch nichts in Bewegung zu bringen ist. Sein Vater, der sich nichts sehnlicher wünscht, als daß sein sanfter Fritze mal einen dummen Streich macht, schickt ihn mit Bekannten zum Jahrmarkte und gab ihm ganze fünf Thaler mit. Sie kommen auch zu einem Carussel, und dies scheint mächtigen Eindruck auf den stillen Jüngling zu machen, ja auf einmal ist er sogar verschwunden. Am andern Morgen erst ist er wieder zur Stelle, und auf die Frage, ob das Geld gereicht, zeigt er dem erstaunten Vater seine fünf Thaler. Was er verzehrt, habe er sich sauer verdient, er habe nämlich — das Carussel gedreht! Eine ebenso spaßhafte Pointe hat auch das Gedicht von dem „Caviar fürs Volk". Aber nicht um bildlichen, sondern um wirklichen Caviar handelt es sich hier, den die biedern Bauern auf einem Diner vorgesetzt bekommen und für lüttje Heilebeeren halten. Aber sie munden ihnen nicht recht, und auf die Frage, wie sie ihm schmeckten, erwidert Gnireke enttäuscht: „Use Mudder makt se immer säute." Zu den besten Stücken dieses Abschnittes gehört die Feuerwerkskiepe, die sich bekanntlich sowohl als Einzeldruck wie als Theil der Gedichte eine große Beliebtheit erworben hat. Die Geschichte ist auch in der That höchst scherzhaft. Die unter Donner und Blitz sich entladenden Feuerwerkskörper, die ein „Frosch" in Brand gesetzt hat, und noch dazu in dem luftdicht verschlossenen Zimmer, die sich angstvoll verkriechenden Bauern, die schier meinen, der jüngste Tag sei angebrochen, und die Zuschauer draußen, die fast auf den Gedanken kommen, der Gottseibeiuns treibe in dem unheimlichen, von Schwefeldampf erfüllten Kruge sein Wesen — alles das bildet eine hochkomische Situation. Aber noch viel besser ist das längste neu hinzugekommene Stück, Dat kole Bad. Die Geschichte ist ganz einfach. Einem kranken Bauern wird ein kaltes Bad verordnet, und da sich die Seinigen nicht anders zu helfen wissen, so lassen sie ihn in den Brunnen hinab, wobei unglücklicher Weise der Strick reißt. Diesen Stoff hat jedoch der Verfasser mit solcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert, mit so vielen lustigen kleinen Zügen ausgestattet, und die Personen so scharf charakterisirt, daß das Gedicht eine unwiderstehliche Komik hat. Auf humoristischem Gebiete ist es entschieden das Beste, was Hermann geleistet hat, und wir sind überzeugt, daß dies „kalte Bad" allein schon dem Buche ein Publicum gewinnen wird. Und das möchten wir ihm wünschen. Denn der Landmann wird mit Freude diese ernsten und heiteren Schilderungen aus seinem Leben begrüßen, und für uns norddeutsche Städter, noch dazu wenn wir vom Lande stammen, hat die niederdeutsche Dichtung immer etwas sehr Anheimelndes. Ein Wort in dieser unserer eigentlichen Sprache erregt in einem unverbildeten Gemüthe immer ein Gefühl, wie man's empfindet, wenn man nach langer Wanderung wieder die Kirchthürme des Heimathortes zu Gesichte bekommt.

Hans Martin Schultz.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 13. October. **1895.**

Johann Arnold Ebert
und der
braunschweigische Hof.

Von Dr. Carl Schüddekopf.

(Schluß.)

Aus diesen bisher unbekannten Aeußerungen des Erbprinzen dürfen wir, glaube ich, unbedenklich den Schluß ziehen, daß auch Karl Wilhelm Ferdinand die Ansichten seiner Mutter, der Herzogin Philippine Charlotte, theilte, als diese dem Abt Jerusalem den Auftrag ertheilte, eine Vertheidigung der deutschen Litteratur gegen ihres königlichen Bruders Schrift „de la litterature allemande" zu schreiben. Diese erschien zugleich in einer deutschen Ausgabe unter dem Titel „Ueber die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Kgl. Hoheit die verwittwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg" Berlin 1781, und in einer französischen Uebersetzung von le Coq und wurde von der Herzogin ihrem Bruder zugeschickt. Daß Friedrich der Große sie gelesen und dann an den Grafen von Hertzberg übersandt hat, geht aus einem Briefe des Letztern an den König vom 3. Januar 1781 hervor; daß sie aber auf den König irgend Eindruck gemacht habe, ist nicht nachgewiesen, und wenn Carl Schiller sagt (S. 33), der König habe von diesem Augenblick an nichts mehr bedauert, als schon allzusehr in seinen Vorurtheilen ergraut zu sein, um noch umkehren zu können, so ist das die bei ihm häufige Uebertreibung des Lokalpatrioten. Denn man kann nicht sagen, daß Jerusalem seine wichtige Aufgabe mit Geschick gelöst habe. Der Respect vor seiner hohen Auftraggeberin und dem großen Könige, seinem Gegner, hat den milden, überall vermittelnden Hofprediger zu keiner kräftigen Entgegnung kommen lassen; und auch sein litterarischer Geschmack ist einseitig und veraltet. Die alten, von Herder längst bekämpften Parallelen zwischen Geßner und Theokrit, Ramler und Horaz kehren wieder, von Goethe und Herder verlautet nichts. Treffend hat Goethe, der selbst an einer Gegenschrift in Form eines Gespräches zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Wirthshaustafel zu Frankfurt arbeitete, Jerusalems Aufsatz in einem Briefe an Frau von Stein vom 19. Februar 1781 characterisirt: „Wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm". Bekehren konnte sie den alten König, der seine Schrift vierzig Jahre zu spät veröffentlichte, nicht; uns aber ist sie wichtig als eine Art von Glaubensbekenntniß des braunschweigischen Hofes, welches auch Karl Wilhelm Ferdinand theilte.

In dieser seiner Stellungnahme für die deutsche Litteratur, welche den Traditionen des Welfenhauses entsprach, wurde der Erbprinz hauptsächlich von Ebert bestärkt und unterstützt; eine ganze Reihe von Verbindungen des Fürsten mit deutschen Dichtern hat der Professor zu Stande gebracht. Besonders auf seine beiden größten Freunde, Klopstock und Lessing, hat Ebert den Erbprinzen aufmerksam gemacht. Wie schon im Mai 1750 der Abt Jerusalem den jugendlichen Dichter des Messias nach Braunschweig zu ziehen versuchte, so hat auch später der durch solche Huldigungen verwöhnte Sänger aus Braunschweig Zeichen der Gunst erfahren. Ein Exemplar seiner „Hermannsschlacht" ließ Klopstock 1769 durch Ebert dem Erbprinzen überreichen und hinzufügen, es geschehe dies aus einer sehr wahren und eben so freien Verehrung, und ohne alle andere Absicht, als sie auf diese Art zu bezeigen. Er habe niemals einem der deutschen Fürsten etwas von seinen Arbeiten überschickt. Wenn sich etwa der Erbprinz die Hermannsschlacht von Ebert vorlesen ließe, und ihm die Barden nicht mißfielen, so könne Ebert noch hinzusetzen, daß er, Klopstock, in jenen alten Zeiten hinter ihm in der Schlacht gewesen sein würde, um den Inhalt seiner Bardite in der Nähe zu sehen. Darüber, daß Ebert nach seiner Gewohnheit solche Briefe dem Erbprinzen ganz vorlas, war Klopstock zwar wenig erbaut; als ihm aber der Freund von des Fürsten Gesinnung gegen ihn schrieb, nennt er ihn stolz einen Deutschen, „geistvoll, offen, schnell, kühn, entschlossen, ein Vorbild jeder europäischen Nation" — wie Carlyle später von Schiller sagte: „Sein Character ist in der That deutsch, wenn „deutsch" heißt: aufrichtig, ernst, edel, menschlich sein". Und es characterisirt ganz den Dichter Klopstock, wenn er — freilich als einen Scherz, den Ebert nicht einmal als Scherz dem Erbprinzen wiedersagen dürfe — dem Freunde folgenden seltsamen Einfall meldet: „Wenn ich der Erbprinz wäre, so ließe ich Hermanns Schlacht unter freyem Himmel im Harz, just auf einem solchen Felsen am Thale der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen, und lüde, außer einigen Kennern, auch einige preußische Bataillons, die sich in dem letzten

Kriege besonders hervorgethan hätten, dazu ein". — Praktische Bedeutung erhielt seine Verbindung mit Braunschweig für Klopstock, als er nach dem Sturze seines Gönners, des Grafen Bernstorff, den dänischen Gewalthabern gegenüber wegen seiner Zukunft fürchtete; daß ihm damals der Erbprinz, der eben Lessing in's Land gezogen hatte, neue Anerbietungen machen ließ, wie es scheint, eine Professur in Braunschweig zu übernehmen, geht hervor aus einem unbekannten Briefe Eberts an Karl Wilhelm Ferdinand, dessen Concept (in Wolfenbüttel) undatirt ist, der aber ins Jahr 1783/4 fällt. Es heißt darin: „Herr Klopstock schrieb mir vor einiger Zeit Folgendes (denn ich glaube Euer Durchlaucht nicht weniger als ihm schuldig zu seyn, es Ihnen mitzutheilen): „Er erinnere sich noch immer mit ehrerbietiger Dankbarkeit, daß Euer Durchlaucht ihn zu einer Zeit, da es in Dänemark für ihn etwas mißlich zu stehen geschienen, nach Braunschweig hätten ziehen wollen; dies habe er noch nicht vergessen, und werde es nicht vergessen". — Es wird itzt an seinem Bardiet oder Drama, Hermann und die Fürsten, gedruckt, welches eine Art von Fortsetzung seiner so originalen und so sehr bewunderten Hermannsschlacht ist, und welches er mir, eine noch nicht ausgearbeitete Scene ausgenommen, schon vor 8 Jahren vorgelesen hatte. Er bittet sich die gnädige Erlaubniß aus, es Euer Durchlaucht zuzusenden, weil er Ihnen dadurch seine alte Hochachtung von neuem zu erkennen geben wolle. Aber, fügt er hinzu, ich zittre für jedes Blatt, worin von der Kriegskunst die Rede ist". — Das Verhältniß des Dichters zu dem Fürsten hatte bekanntlich einen befremdenden, seltsamen Ausgang. Wie viele andere der edelsten Deutschen seiner Zeit befand sich auch Klopstock in einer großen Täuschung über die Ziele der französischen Revolution; begeistert jubelte er dem Siege der Freiheit und des Rechtes der Vernunft zu, die er durch sie errungen sah. Auch als das erste Bürgerblut unter den Händen der vermeintlichen Freiheitskämpfer floß, wich sein Enthusiasmus nicht, noch immer glaubte er, daß aus dem Ringen der Nation nach bürgerlicher Freiheit ein Paradies auf Erden entstehen werde. Und als das französische Volk den zum Schutze seines unglücklichen Königs Ludwigs XVI. verbündeten deutschen Fürsten, dem Kaiser und dem Könige von Preußen, im April 1792 den Krieg erklärte, als Karl Wilhelm Ferdinand den Oberbefehl über das Heer der beiden Mächte übernahm, da richtete Klopstock an seinen fürstlichen Gönner die Ode „Der Freiheitskrieg", welche seinen Ansichten unverhohlen Ausdruck verlieh. Er klagte darin die deutschen Fürsten an:

> Wolt das gepeinigte Volk, das Selbsterretter, der Freyheit
> Gipfel erstieg, von der furchtbaren Höh,
> Feuer und Schwert in der Hand, herunter stürzen, es zwingen
> Wilden von neuem dienstbar zu seyn.

und warnt sie:

> Möchtet ihr sehn! Es entglüht schon in euren Landen die Asche,
> Wird von erwachenden Funken schon roth.
> Fragt die Höflinge nicht, noch die mit Verdienste gebornen,
> Deren Blut in den Schlachten euch fließt;
> Fragt, der blinken die Pflugschaar läßt, die Gemeinen des Heeres,
> Deren Blut auch Wasser nicht ist:
> Und durch redliche Antwort erfahret ihr, oder durch lautes
> Schweigen, was in der Asche sie sehn.
> Doch ihr verachtet sie.

Zum Schluß spricht er sogar freimüthig die Hoffnung aus, Gott werde der Freiheit, die er durch Deutschlands Fürsten bedroht glaubt, einen baldigen Sieg verleihen. — Diese befremdenden Verse sandte Klopstock am 2. Juli 1792 dem Herzoge zu, mit einem noch unverhohleneren Begleitschreiben, worin er seinen früheren Gönner aufforderte, „noch einmal zwischen der wahren und scheinbaren Ehre zu wählen" und den Oberbefehl niederzulegen. Natürlich war seine Warnung ebenso vergebens, wie Gleims spätere gerade entgegengesetzte Bitte an den Herzog (im Jahre 1794), das Commando nicht abzugeben; daß Ebert in beiden Fragen anders dachte, als seine Freunde, werden wir unten sehen. Daß er aber überall für spätere Entfremdung zwischen seinem Fürsten und den von ihm empfohlenen Dichtern nicht verantwortlich gemacht werden kann, ist selbstverständlich — das gilt auch bei dem Verhältniß, dem wir uns im Folgenden zuwenden wollen, und welches die einseitige Betrachtung eines Stahr und Mehring im falschen, ungünstigsten Lichte dargestellt hat.

Das hervorragendste und am weitesten wirkende Verdienst um sein neues Vaterland hat sich Ebert nämlich erworben, indem er die Berufung Lessings nach Wolfenbüttel vermittelte. Beide hatten ihre aus dem Jahre 1756 stammende persönliche Bekanntschaft im Sommer des Jahres 1767 — nicht erst 1768, wie Lessings trefflichster Biograph E. Schmidt meint — in Eberts Vaterstadt erneuert, und den daraus erwachsenden Briefwechsel benutzte Ebert nach seiner alten Gewohnheit, um dem Erbprinzen, der Lessingen schon seit einigen Jahren als Schriftsteller kannte und schätzte, „den grimmen Streiter von der gewinnendsten menschlichen Seite" zu zeigen. Die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" war nicht erst — wie man vermuthet hat — nöthig, um Lessing in Braunschweig zu empfehlen; es fragte sich nur, ob für den unabhängigsten der deutschen Dichter, der nach dem Scheitern der Hamburgischen Theaterunternehmung wieder einmal müssig am Markte stand und damit umging, Deutschland den Rücken zu kehren, in dem kleinen braunschweigischen Lande eine Stätte zu bereiten war. Eine schon zu Anfang des Jahres 1769 leicht hingeworfene Einladung, auf der geplanten Reise nach Rom nicht blos Göttingen und Kassel, sondern auch Braunschweig zu besuchen, wurde im Sommer persönlich von Ebert wiederholt und endlich im October 1769 in der Form einer bestimmten Aufforderung, sich dem Erbprinzen mit der Aussicht auf Eintritt in braunschweigische Dienste vorzustellen, ausgesprochen. Vorbedingung dazu war, daß das Bibliothekariat in Wolfenbüttel frei wurde — das einzige Amt, das, wie Lessing

selbst paradox meinte, sich für seine Fähigkeiten, und wie Ebert richtiger interpretirt, für seine Neigung schickte; ein Zusammentreffen mehrerer glücklicher Umstände, besonders das Entgegenkommen des Erbprinzen, führte zu einem baldigen Abschluß der von Ebert geführten Unterhandlungen. Hören wir, was dieser selbst darüber urtheilt. Eine erste, bisher unbekannte Aeußerung findet sich in Eberts Briefe an Gleim vom 31. Januar 1770, also zu einer Zeit, wo Lessing nach seinem ersten Besuch in Braunschweig wieder nach Hamburg zurückgekehrt war: „Unser Lessing hat nun in dem Bibliothecariate zu Wolfenbüttel das einzige Amt erhalten, welches sich, (ich will nicht, wie er, sagen, auch für seine Fähigkeiten) sondern für seine Neigung schickte; und ich habe die Ehre und das Vergnügen gehabt, der Unterhändler in dieser Sache zu seyn: Ich meyne, von unseres Erbprinzen Seite; denn jener hat es gar nicht gesucht, sondern mir vielmehr, nachdem ich es ihm angetragen, alle Bedingungen überlassen. Sie können sich vorstellen, daß ich mir diese angenehme Nachbarschaft zu Nutzen machen werde; nämlich besonders dadurch, daß ich, wie ich schon bisher, obgleich noch ohne Erfolg, gethan habe, ihn unaufhörlich anspornen werde, für das deutsche Publicum, für unser Theater, für die Nachwelt zu arbeiten. Denn in dieser Kunst habe ich meines Gleichen nicht; es ist aber auch die einzige, deren ich mich rühmen kann. Um darinn desto glücklicher zu seyn, habe ich einen Theil unserer Herrschaften, unsers Hofes, und vornehmlich einige von unsern artigsten Damen wider ihn aufgehetzet. Und Sie sollen mir auch darinn helfen. Wir wollen doch einmal sehen, ob er dieser ganzen gegen ihn vereinigten Macht wird widerstehen können; ob wir nicht zum wenigsten diejenigen Stücke von ihm werden erpressen können, die er längst halb oder fast ganz fertig hat." — Noch ausführlicher spricht sich Ebert einige Monate später dem Kasseler Hofrath Raspe — traurigen Andenkens durch seine Unterschleife — gegenüber aus; die Stelle, bruchstückweise in Schmidts Lessing mitgetheilt, lautet nach dem Originale folgendermaßen: „Welch eine Freude es für mich seyn müsse, daß Hr. Lessing zu uns kömmt, das können Sie sich leicht vorstellen. Und es muß mir um so viel angenehmer seyn, da ich mir vielleicht schmeicheln darf, daß ich etwas dazu beygetragen habe. Schon seit einigen Jahren hatte ich es mir zur Pflicht gemacht, unsern vortrefflichen Erbprinzen, wie mit andern verdienten Männern und großen Genien unter unsern Landsleuten, so auch vornehmlich mit Lessing in Bekanntschaft zu bringen. Er wünschte ihn immer persönlich kennen zu lernen, und ihn in unser Land zu ziehen. Aber dazu konnte ich ihm keine Hoffnung machen, weil ich wußte, wie sehr sich Lessing vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute. Das einzige Amt, das sich noch für ihn zu schicken schien, und wovon ich glaubte, daß er es auch nicht ausschlagen würde, war ein Bibliothecariat. Ich wünschte also, daß das in Wolfenbüttel ledig seyn möchte. Ich äußerte meinen Wunsch auch ein Paarmal gegen ihn selbst, wenn ich ihn in Hamburg besuchte; und ich merkte wohl, daß es ihm nicht ganz zuwider seyn würde; wenn er erfüllt werden könnte. — Und siehe, wider alles Vermuthen wird er erfüllt; der Erbprinz erweist mir die Ehre, mich zum Unterhändler in dieser Sache zu brauchen; und mein Freund macht mir das Vergnügen, meine Vorschläge anzunehmen; mit der einzigen Bedingung, daß es ihm erlaubt wäre, in einiger Zeit seine längst vorgehabte Reise nach Italien zu thun". Wie sich Klotz darüber ärgern werde! „Ich würde mich nicht wundern, wenn er vom Schlage gerührt worden wäre, oder die Epilepsie bekommen hätte; zumal, da er ungefähr zu eben der Zeit hier eine Beförderung vergebens gesucht hatte". Und auch hier hören wir zum Schluß das Gelöbniß, daß er das Glück, Lessings Nachbar zu sein, durch unermüdliche Mahnung zur Vollendung seiner fragmentarischen Werke nutzen wolle. „In dergleichen Erinnerungen bin ich stark, und ich bin stolz genug, zu hoffen, daß ich damit vielleicht schon manches anerkannte Gute ausgerichtet habe. Und es ist wenigstens meine Schuld nicht, daß wir nicht schon längst von Hr. Lessing den Dr. Faust, die Arabella, den Schlaftrunk, den Philoctet, und wer weiß was alles mehr? und von Hrn. Klopstock, die noch übrigen Gesänge der Messiade, die Oden, die Abhandlung vom Sylbenmaaße, den David (den ich schon vor 5 oder 6 Jahren gelesen), den König, Hermann und die Fürsten, haben". In der Kürze hat hier Ebert seine Verdienste um die zeitgenössische Litteratur, die größer sind als seine eigenen poetischen Leistungen, zusammengefaßt; wir werden in der That seinen Einfluß auf Lessings dramatische Production höher einzuschätzen haben, als die bisherige Lessingforschung thut.

Da diese bescheidenen Beiträge zur Kenntniß Eberts und seiner Freunde sich durchweg auf urkundliche Mittheilungen beschränken, so schließe ich hier einen in Wolfenbüttel befindlichen Brief an, der in mancher Hinsicht zu rathen giebt. Aller Wahrscheinlichkeit nach betrifft er Vorgänge, die sich während der Unterhandlungen über Lessings Berufung in Braunschweig abspielten, und läßt auf eine Abneigung schließen, wie sie während des Fragmentenstreites und noch nach Lessings Tode in gewissen Kreisen auftrat. Das von unbekannter Hand (nicht von Eschenburg, dessen Schrift ähnlich ist), geschriebene Billet lautet: „Der Küssenswürdige M . . . hat in der Gestrigen Unterredung H. L. Sedat gefunden, und meinet Er, die jugendliche Hitze, welche in einige seiner Lieder hervorblicke, würde sich legen, diese Lieder sind mier unbekannt. Diesen Mittag, will man eine genauere Prüfung anstellen, inzwischen freuet man sich einen Bibliothecarium zu erhalten, welcher Manuscripte lesen, und verstehen kann. Auß alle diesen sehe die Hauptsache nun ganz decidirt an, nur bitte es so einzuleiten, daß Eigenliebe, Stolz, und Vorurtheil nicht von H. L. . . . ohnvermuhtener Weise, vor den Kopf gestoßen werden, Sie wissen wie unvergeblich solcher trefbar ist. vale".

Die spätere Entwicklung von Lessings Verhältniß zu Karl Wilhelm Ferdinand berührt uns hier nicht, da sie ohne Eberts Zuthun, wenn auch gegen seinen Wunsch und Willen, sich vollzog.

Neben diesen beiden großen Freunden, Klopstock und Lessing, hat Ebert — wie wir schon früher beobachten konnten — auch andere Dichter und Gelehrte dem Erbprinzen bekannt gemacht, so in Halberstadt, wo Karl

Wilhelm Ferdinand als Chef des dort garnisonirenden preußischen Regiments häufig verweilte, Gleim und Jacobi, in Berlin und Potsdam Mendelssohn, Ramler und Knebel, ferner Wieland und andere mehr. Zu Goethe, welcher seinen einzigen Besuch in Braunschweig im August 1784 mit dem Herzoge Karl August machte, stand Ebert in keinen näheren Beziehungen; und Goethe seinerseits, der sich sonst am braunschweigischen Hofe ziemlich gut gefiel, auch durch die Marquise Branconi mit dem Herzoge Verbindung gehabt hatte, konnte zu Karl Wilhelm Ferdinand, diesem aus so heterogenen Eigenschaften zusammengesetzten Charakter, kein rechtes Vertrauen gewinnen, wenn er auch seine großen Vorzüge bewunderte. Noch in seinen Aufzeichnungen über die Campagne in Frankreich, unter dem Oberbefehle des Herzogs, äußert er die Ansicht, daß der Herzog, obgleich er ihn während des Feldzuges auf alle Weise als Historiographen für sich zu gewinnen suchte, ihm dort nicht aufrichtig zugethan gewesen sei. — Von Wielands Werken, über dessen Moral er freilich noch im Jahre 1772 seine Bedenken hatte, empfahl Ebert dem Erbprinzen vor Allem den „goldenen Spiegel“, diese berühmte Erziehungsgeschichte, als ein Werk, das kein Grieche, kein Xenophon, besser hätte schreiben können, und das er allen Prinzen auf dem Erdboden anpreisen möchte. Selbst für des großen Leibnitz Nachlaß, der damals noch in Hannover schlummerte, wußte Ebert den Erbprinzen zu interessiren; und endlich scheint Ebert auch in einer für ein anderes Land, aber zugleich auch für die Geschichte unserer Litteratur ungemein wichtigen Berufung eine Vermittlerrolle gespielt zu haben, nämlich in der Knebels an den weimarischen Hof. Ebert hatte den damaligen preußischen Officier in Potsdam auf seiner Reise nach Berlin (im Sommer 1771) kennen gelernt und den Eindruck gewonnen, daß der auch poetisch veranlagte Lieutenant für den Garnisondienst nicht geschaffen war. Knebels Bitte, sich bei dem Erbprinzen für seine Entlassung aus dem preußischen Heere zu verwenden, hat Ebert erfüllt, wie aus seinem folgenden Briefe (im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus) vom 29. März 1773 hervorgeht: „Ich habe unserm liebenswürdigen Erbprinzen in Ihrem und in meinem eignen Namen für sein gnädiges Bezeigen gegen Sie gedankt. Wenn die Großen solchen Männern, die wahre Talente besitzen, und sich nicht allein dadurch, sondern auch durch edlere, den Talenten gemäße Sitten von den meisten Personen ihres Standes unterscheiden, mit gehöriger Achtung begegnen; so muß man, dünkt mich, ihnen bey aller Gelegenheit zeigen, daß man dies zu erkennen wisse, um sie theils dafür zu belohnen, theils um sie in dieser . . . Tugend zu befestigen und dazu aufzumuntern“. Zumal im militärischen Stande sei dies selten, und noch weniger, wenn Genie und Wissenschaft in deutscher Tracht erschiene: „Zu meinem großen Vergnügen darf ich behaupten, daß jener unter diesen Wenigen sey; und ich hoffe, daß auch diejenigen Officiere, die nun das Glück haben, bey seinem Regimente zu dienen, dieß durch ihr eignes Zeugniß bestätigen werden“. — Wie der Prinz von Preußen, in dessen Regiment Knebel stand, scheint dann auch Karl Wilhelm Ferdinand dem Scheidenden, der Weimar zu besuchen dachte, ein Empfehlungsschreiben an seine Schwester, die Herzogin Anna Amalia, mitgegeben und so zu seiner demnächstigen Berufung nach Weimar mitgewirkt zu haben.

Eberts vielfache Anregungen und Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung; gleich nach seinem Regierungsantritte im Jahre 1780 belohnte Karl Wilhelm Ferdinand ihn durch Ertheilung des Hofrathstitels, nachdem ihm schon im Jahre 1775 ein Kanonikat am St. Cyriaksstifte mit einer sehr geräumigen und heitern freien Wohnung verliehen war. Diese Kanonikatswohnung ist wahrscheinlich in den Curien auf der Burg zu suchen; Hauseigenthümer wenigstens ist Ebert nie gewesen. — Zu dem Antritte seiner Regierung beglückwünschte Ebert den Herzog in einem Schreiben, welches zugleich seinem Danke für die ihm erwiesene Gnade Ausdruck verlieh; das Concept zu demselben ist in Elise Campes Handschriften-Sammlung auf der Hamburger Stadtbibliothek erhalten und mag hier wiedergegeben werden:

Durchlauchtigster
Gnädigster Herzog und Herr.

Die Besorgniß, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht wichtigere Geschäfte auch nur einen Augenblick zu unterbrechen, und die Furcht, unbescheiden und zudringlich zu scheinen, haben mir bisher ein ehrerbietiges Stillschweigen gegen Eure Durchlaucht auferlegt. Aber mein Herz hat doch unterdessen in mir selbst nicht geschwiegen: Und wie hätt' es auch wohl bey einer Begebenheit schweigen können, welche so viel tausend Menschen nicht allein in diesen Gegenden, sondern auch in allen denen Ländern, wohin der Ruhm des Erbprinzen von Braunschweig gedrungen ist, seit so vielen Jahren erwartet haben; welche ich selbst kaum zu erleben gehofft, so sehr ich sie auch manchmal zu erleben gewünscht habe; und welche endlich in der Geschichte dieses Landes immer eine merkwürdige Epoche machen wird? Alle die Empfindungen, welche diese Begebenheit in meinem Herzen erweckt, würde ich unmöglich ausdrücken können; und vielleicht am wenigsten dann, wann ich die Gnade hätte, meinen unterthänigsten Glückwunsch persönlich zu Euer Durchlaucht Füßen niederzulegen. Denn da würde mir vielleicht theils meine Schwächlichkeit, theils auch die Fülle meines Herzens selbst, kaum verstatten, ein einziges Wort vorzubringen. Darf ich mir aber nicht mit der süßen Hoffnung schmeicheln, ja, darf ich nicht versichert seyn, daß Eure Durchlaucht meine Gesinnungen sowohl in Absicht auf Ihre hohe Person, als auf Gott selbst und alles, was mir in der Welt theuer und werth ist, (denn diese stehn mit jenen in einer genauen Verbindung,) nicht erst aus meiner mündlichen oder schriftlichen Erklärung derselben kennen zu lernen brauchen? Unterdessen kann ich doch diese feierliche Gelegenheit nicht vorbeylassen, Euer Durchlaucht zum wenigsten einen Theil davon zu erkennen zu geben. Gott Lob, daß ich mich dabey nicht der oft eben so sinnlosen als gefühlleeren Sprache, welche die meisten deutschen Fürsten von ihren Unterthanen zu hören gewohnt sind und auch wohl zu fordern pflegen, sondern der Sprache des Herzens bedienen darf, die mit den Gesinnungen der ehrerbietigsten Unterthänigkeit sehr wohl

übereinstimmt, und wodurch ein erleuchteter Fürst mehr, als durch die weitläufigste Titulatur unsers Curialstils, geehrt zu werden glaubt. Wie Euer Durchlaucht über viele andere Vorurtheile Ihres Standes erhaben sind, so haben Sie Sich auch von jeher über jenes hinausgesetzt; und ich kann aus eigener vieljähriger Erfahrung in dieser Absicht eben das mit Wahrheit sagen, was noch neulich ein Reisender in einem Journale von des itzt regierenden Fürsten von Dessau leutseligem, leichtem und von allem steifen Ceremoniell entfernten Umgange mit seinen Hofbedienten sowohl als mit Fremden rühmte.

So weit hatt' ich geschrieben, als ich das gnädige Patent vom 10. April bekam, worin Euer Durchlaucht mich zu Höchstdero Hofrath zu ernennen geruhen. Ich hatte mir fest vorgenommen, in meinem unterthänigsten Schreiben alle die Wünsche und Hoffnungen, die mich selbst allein betreffen, zu unterdrücken, und sie denen, die ich mit allen Ihren Unterthanen gemein habe, aufzuopfern. Ich wollte nur sagen, daß wenige Fürsten, mit solchen Gaben von der göttlichen Vorsehung ausgerüstet, mit einem so durchdringenden, durch so viele nützliche und Regenten anständige Kenntnisse bereicherten Verstande, mit solchem Gefühle für Wahrheit und Recht, und mit einem so geschäftigen Eifer, beides zu befördern, mit solcher Ueberzeugung von der göttlichen Würde und Wohlthätigkeit der christlichen Religion, als der Grundfeste aller wahren menschlichen Hoheit und Glückseligkeit, (wovon Sie noch kürzlich), mit Ihrer Prinzessin Tochter, gleichsam Selbst ein öffentliches und ungemein erbauliches Bekenntniß ablegten), mit einer solchen von Einsicht und Geschmack geleiteten Liebe zu allen Wissenschaften und Künsten, welche der edelste Vorzug und die schönste Zierde der Menschheit sind, — daß endlich wenige Fürsten, in einem so reifen Alter, durch so viele Erfahrungen unterrichtet, durch so viele Prüfungen bewährt, in den Geschäften eines Regenten so geübt, und mit so vielem Ruhme begleitet, ihre Regierung angetreten haben. Und hieraus wollt' ich den Schluß ziehen, was Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Unterthanen, mit allen unsern Zeitgenossen, sich von derselben mit Grund versprechen können; mit welcher ehrfurchtvollen Liebe und Dankbarkeit sie ihren neuen Landesvater aus den Händen des allerhöchsten Regierers und Vaters der Welt empfangen, und mit welchem Vertrauen, mit welcher Ruhe sie den künftigen Zeiten entgegensehen können; ja mit welchem freudigen Muthe Euer Durchlaucht Selbst in diese beschwerliche, aber doch auch glorreiche Laufbahn treten müssen; mit nicht geringeren, als womit Sie so manchen Feldzng gethan haben. — Von allem diesen gedacht' ich etwas ausführlicher zu reden. Nun aber muß ich eilen, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht für die Gnade, die Sie besonders mir itzt erwiesen, meinen unterthänigsten Dank abzustatten. Diese wird mir dadurch noch um so viel schätzbarer und angenehmer, weil sie eine von den ersten Gnadenbezeugungen meines huldreichen Herzogs ist, und weil sie zugleich sowohl für mich, als auch für manche andere getreue Diener, eine glückliche Vorbedeutung zu seyn scheint Gott, der Euer Durchlaucht bisher nicht nur durch Ihre Geburt, sondern auch durch so mancherley Talente und Schicksale, zu Ihrem hohen Amte vorbereitet und eingeweihet, der sie (!) nun bis an das Ziel Ihrer großen Bestimmung auf Erden gebracht hat, Gott segne Sie ferner und durch Sie Ihr ganzes Land! Er stärke Sie ferner unter der Last der Regierungsgeschäffte, wovon Sie schon so lange und so unermüdet den größten Theil getragen haben! Er belohne Sie durch mehr solche väterliche Freuden, als die ist, die Er Sie itzt in der glücklichen Vermählung Ihrer ältesten Prinzessin Tochter erleben läßt, und vornehmlich durch die landesväterliche und beynahe göttliche Freude, alle diejenigen, deren Wohlfahrt von Ihm Ew. Durchlaucht gnädiger Fürsorge anvertrauet ist, so viel möglich froh und glücklich zu machen; bis Er Sie einst (möcht' es doch zum Glücke dieses Landes erst spät und lange nach meinem Tode geschehen!) zu dem höchsten Ziele menschenfreundlicher und tugendhafter Fürsten hinführt, wo Ihrer eine unvergängliche Krone wartet, und wo alle, die ihr zeitliches, vielleicht auch ihr ewiges Wohl Euer Durchlaucht Huld verdanken, unsern Gott für Euer Durchlaucht Leben und Regierung in dieser Welt und für Ihre Seligkeit in der künftigen mit Ihnen gemeinschaftlich preisen werden.

Geruhen Sie, Gnädigster Herr, diesen aufrichtigen Wunsch zugleich als die aufrichtigste Huldigung meines Herzens und als das erste Zeugniß derjenigen Ehrerbietung und Treue anzunehmen, womit ich bis an mein Ende seyn werde

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht
meines gnädigsten Fürsten und Herrn
unterthänigst-gehorsamster
J. A. Ebert.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens nutzte Ebert seine fast vertraute Stellung zu dem Herzoge im Interesse seiner Freunde aus, und mancher auch unter Hochstehenden bat ihn um seine Verwendung. So ersuchte ihn im Jahre 1791 der regierende Graf Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode, einem von ihm warm empfohlenen Theologen Namens Reinhard durch seine Fürsprache beim Herzoge eine Lehr- oder Hofmeisterstelle am Collegium Carolinum zu verschaffen. Ebert antwortet ihm am 11. Nov. 1791 (Original im Fürstl. Archiv zu Wernigerode, mir durch E. Jacobs gütigst mitgetheilt), er ersehe gar keine Gelegenheit, den Petenten in Braunschweig anzubringen: „Die Lehrerstellen bey unserm Carolino sind alle, und zum Theil gar doppelt, besetzt. Ja, selbst der einzige öffentliche Hofmeister, der bisher noch da gewesen, wird vermuthlich bald abgehen, und ein Professorat erhalten; weil der Herzog aus verschiedenen Ursachen beschlossen hat, die eigentliche Erziehungsanstalt aufzuheben, und nur das Lehrinstitut beyzubehalten. Bey dem letztern ist zwar mein sel. Freund, der Hofr. Gärtner abgegangen; und bey der Gelegenheit ersuchte mich auch ein alter gemeinschaftlicher Freund von uns beiden, seinen Sohn, den ich selbst als einen sehr brauchbaren Mann kenne, unserm Herzoge zu diesem Amte zu empfehlen. Ob ich nun gleich schon ziemlich gewiß wußte, daß ich eine Fehlbitte thun würde, so glaubte ich doch, sie aus Achtung für die Bitte meines Freundes wagen zu müssen. Meine Vermuthung traf auch ein; denn der Herzog gab mir zu erkennen, daß er wünschte, die Geschäfte des sel. Mannes möchten

unter einige seiner Collegen vertheilt werden; welches denn auch geschehen ist." — In demselben Briefe spricht Ebert seine Freude über den Besuch des hoffnungsvollen Erbgrafen aus und fügt hinzu: „Auch haben mir unsre beiden Herzoginnen zu meinem großen Vergnügen selbst versichert, daß er sich durch sein Betragen ihre Achtung und Zuneigung erworben habe." Und als Ebert im August 1794 mehrere Tage lang mit seiner Louise als Gast auf dem „Zauberschlosse" zu Wernigerode, wie er es mit Recht nennt, geweilt hatte, glaubte er nach seiner Rückkehr seine Dankbarkeit für die mannigfaltigen Gütigkeiten nicht besser ausdrücken zu können, wie er am 31. August an den Grafen schreibt, „als dadurch, daß ich sie einige Tage nach unserer Ankunft unserm theuersten Herzoge und den übrigen gnädigen Herrschaften rühmte. Dem erstern erzählte ich alles, was Sie alle mir von Ihrer aufrichtigen Verehrung und Liebe gegen ihn bey jeder Gelegenheit gesagt hatten; und er hörte es mit besonderem Wohlgefallen, und bezeugte mir wiederum, wie sehr er Ew. Excellenz und Dero Fr. Gemahlin nebst Ihrer ganzen wohl erzogenen und glücklichen Familie, die er schon seit zwey und zwanzig Jahren, und also von ihrer Kindheit an gekannt habe, hochschätze. Dieses gab mir Anlaß, ihm zu sagen, daß sich die Frau Gräfin noch eines herrlichen Gesprächs mit ihm über die Erziehung erinnere. Auch konnte ich nicht umhin, den Wunsch gegen ihn zu äußern, daß er Sie einmal in Wernigerode selbst besuchen möchte, weil ich versichert wäre, daß ihm dieses nicht weniger Freude, als Ihnen, machen würde. Die Herzogin Mutter sprach mit vieler Hochachtung von Ew. Excellenz, und rühmte mit Erkenntlichkeit die wohlthätige Milde, welche Sie gegen die armen Hasselfelder bewiesen hätten. Auch erzählte sie mir, wie sie schon sonst gethan hat, daß sie noch das Vergnügen gehabt hätte, Ihren Herrn Vater zu kennen".

Auch seine fast verstummte Leier hat Ebert im letzten Jahre seines Lebens noch zweimal bei festlicher Veranlassung für sein verehrtes Fürstenhaus gerührt. Am 6. Februar 1794 begrüßte er den Herzog selbst bei seiner Rückkehr vom französischen Feldzuge in altfränkischen Versen, aber mit warmer Ehrerbietung; sein vertrautes Verhältniß zu ihm deutet er an mit den Worten:

> In Ihm ward früher, als der Welt,
> Der weise Fürst, der tapfre Held,
> Einst meinem nähern Blick enthüllet.

Während Ebert über des Herzogs glückliche Rückkehr jubelt und „die schnöde Brut" der Gallier verdammt, im Gegensatze zu Klopstock, wie wir oben sahen, ist auf der andern Seite sein Freund Gleim empört über den Frieden mit Frankreich. Er schreibt an Ebert (14. Febr. 1794): „Ihr Gedicht ist ein Ausbruch Ihrer Freude! Man sieht's ihm an, daß Sie's ehrlich und redlich meinten, wie's einem braven Braunschweigischen Patrioten eignet und gebührt! Aber auch einem deutschen? Das nicht; wir wollen aber uns nicht zanken, ich bin nun einmahl, was mein lieber Ebert nicht ist, ein deutscher Patriot, und bin als solcher nicht im mindesten mit der Zurückkunft auch unsers angebeteten Herzogs zufrieden, nicht im mindesten sag' ich! Wenn unsere Fürsten für Deutschlands Freyheit nicht mehr fechten wollen, dann sind wir verlohren!"

In einem zweiten Gelegenheitsgedichte, welches er im November 1794 bei der Abreise der Prinzessin Karoline, verlobten Prinzessin von Wales, nach England, in fünffüßigen Jamben sang, stellt der alternde Dichter sich selbst in Gegensatz zu jüngeren Poeten, welche die Ueberfahrt der Prinzessin mit reicheren Farben, unter Zuhilfenahme anakreontischer Liebesgötter, malen würden:

> Des Alters Ernst verschmäht den bunten Tand,
> Den zur Belustigung des Augenblicks
> Der Musen magische Laterne mahlt.
> Der Wahrheit und des Herzens Sprache nur
> Genüget ihm. — Auch Dir genüget sie.

Wenn Ebert so am Abend seines Lebens mißbilligend auf dichterische Formen blickte, die einen Theil seiner eigenen poetischen Natur ausgemacht hatten, so hielt ihn das doch nicht ab, auch jüngeren Dichtern seine Anerkennung und seine Verwendung bei Hofe entgegenzutragen. Mit einem Beispiele hierfür, einer ausführlichen Bittschrift für einen der beliebtesten der jüngeren Dichtergeneration, Friedrich von Matthisson, den Sänger der von Beethoven componirten „Adelaide", wollen wir schließen. Dieser nahe der Grenze unseres Herzogthums geborene Dichter war nach seinen Wanderungen im Süden auch nach Braunschweig gekommen und hatte dort, wie er in seinen Erinnerungen selbst beschreibt, die Zunftgenossen begrüßt. Ebert wandte sich nun bald darauf (1793 oder 1794) mit folgender Bitte, die im Concepte zu Wolfenbüttel liegt, an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand: „Nun aber wage ich noch eine ehrerbietige Bitte für einen meiner Freunde, einen Mann, der sich, nach dem Urtheile der größten Kenner unserer Litteratur, als einen der vorzüglichsten Köpfe in sehr correcten und eleganten Gedichten, (wovon in dieser Messe schon die vierte Auflage in zweyerley Druck und Format erscheinen wird,) gezeigt hat, und sich künftig auch als einen Gelehrten in anderen Fächern zeigen wird. Sein Name ist Matthisson. Nachdem er einige Jahre theils bey dem sel. Bonnet, theils bey einem Hrn. v. Bonstetten, Landvoigt zu Nyon im Canton Bern, theils zu Lyon bey den großen Banquiers Scherer und Fingerlin als Freund gelebt, hat er sich vor einem halben Jahre mit einem Frl. v. Glafey verheirathet, deren Onkel Hofmarschall am Markgräflich Schwedtschen Hofe gewesen, und die von der Fürstin von Dessau erzogen und ausgesteuert ist. Mit dieser hat er sich darauf in der Nachbarschaft des erwähnten Herrn v. Bonstetten niedergelassen, wo er noch ein paar Jahre zu bleiben, und dann nach Deutschland zurückzukehren gedenkt; um seine Mutter im Magdeburgischen, woher er gebürtig ist, nach zehn Jahren wiederzusehen, und um einige Personen, die er sehr schätzt und von denen er sehr geschätzt wird, näher kennen zu lernen, that er vor etlichen Monaten eine Reise nach Deutschland und Dänemark, und wurde zu Copenhagen besonders in dem Bernstorffschen Hause, sowie in Holstein von der Stolbergschen Familie, mit welcher er schon vorher bekannt gewesen, ungemein wohl aufgenommen. Auf seiner Rückreise kam er auch hierher. So sehr er aber auch wünschte,

unserm vortrefflichen Regenten auch seine vieljährige Verehrung persönlich zu bezeugen, so verstattete ihm doch die kurze Zeit seines Aufenthalts nicht, die gnädigste Erlaubniß dazu zu suchen; weswegen er auch nicht einmahl eine Einladung zum Mittagessen bey dem Hrn. geh. Rath von Féronce, mit welchem ich einmahl von ihm gesprochen hatte, annehmen konnte. Von hier ist er über Halberstadt und Magdeburg nach Wörlitz gegangen, wo er, wie er mir schreibt, ein paar glückliche Tage bey seiner edlen Fürstin von Dessau zugebracht hat, und darauf hat er seinen Weg eilends wieder nach der Schweiz genommen. Bey seinem Hierseyn fragte ich ihn einmahl, ob er nicht, wie ich gehört zu haben glaubte, den Titel eines Hofraths führte; und er antwortete mir, es hätte ihm zwar nicht an Gelegenheit gefehlt, ihn von einem oder dem andern Fürsten zu erhalten: er hätte aber auch Bedenken getragen, ihn bey einem andern zu suchen, als einem solchen, von welchem es eine Ehre wäre, ihn zu haben. Dieses veranlaßte ihn nun, zu äußern, was er sonst gewiß aus Bescheidenheit auf immer unterdrückt hätte, daß er es allerdings für eine besondere Ehre halten würde, wenn Eure Durchlaucht ihm denselben ertheilen wollten. Er würde, setzte er hinzu, es nie gewagt haben, E. D. um diese Gnade zu bitten; wollten E. D. aber, auf meine ehrerbietige Vorstellung, ihm dieselbe zu erzeigen geruhen, so würde er sie mit desto gerührterer Dankbarkeit annehmen. Auch würde er ihr gewiß nie Schande machen. — Und ich darf sicher hinzufügen, daß er ihr sowohl durch seine Talente und Kenntnisse, als auch durch seine edelen Sitten und seinen völlig gebildeten und zuverlässigen Charakter (denn er ist schon ein Mann von einigen 30 Jahren), Ehre machen würde; und daß, in diesen Betrachtungen, nicht leicht ein Andrer, dem diese Gnade wiederfahren ist, derselben würdiger seyn könne. Sollte er nun so glücklich seyn, diesen seinen Wunsch erfüllt zu sehen, so würde ich nur um die gnädigste Erlaubniß bitten, ihn bald mit der Nachricht davon zu erfreuen, und es dann Euer Durchlaucht gnädigem Ermessen anheim stellen, wann Sie das Patent darüber für ihn ausfertigen zu lassen geruhen wollten". — Eberts ebenso ausführlicher, wie diplomatischer Antrag ist nicht zur Ausführung gekommen, aus unbekannten Gründen; Matthisson wurde bald darauf Vorleser und Reisebegleiter der oben erwähnten Fürstin Luise von Dessau und hat erst später vom Landgrafen von Hessen-Homburg den Hofrathstitel erhalten.

Damit sind wir am Schlusse unserer Mittheilungen aus diesen ungedruckten Papieren, die sich leicht vermehren ließen, aber in ihrer trockenen Aneinanderreihung die Aufmerksamkeit der Leser schon über Gebühr in Anspruch genommen haben dürften. Immerhin zeigt sich in ihnen ein weitgreifender Einfluß des braunschweigischen Hofes und ein feines Verständniß für wahrhafte Größe und Verdienste bei Herr und Diener. Und Erinnerungen dieser Art an frühere ideale Besitzthümer unseres Landes sind uns jetzt doppelt nöthig; noch warten Ebert und Zachariä auf das bescheidenste Gedenkzeichen in Braunschweig!

Aus Küche und Keller von St. Marienberg.

Man findet heute vielfach die Ansicht verbreitet, daß unsere Voreltern sehr geringe Ansprüche an die Genüsse und Freuden der Tafel gestellt haben. Diese Meinung hat auch eine gewisse Berechtigung für die Zeiten, in denen durch den dreißigjährigen Krieg unsere Braunschweigischen Lande arg verwüstet worden waren, als der Handel und die Landwirthschaft fast völlig darniederlagen und die Unsicherheit der gesammten Lage auf alle Gemüther drückte. Durch die Verödung ganzer Dorfschaften, durch die fortgesetzten schweren Brandschatzungen von Freund und Feind, durch die unaufhörlichen harten Kriegscontributionen war der frühere allgemeine Wohlstand aus dem Lande gewichen.

Anders war dies vor Beginn des großen Krieges. Die breiten Handelsstraßen nach dem Süden wie auch nach dem Norden, besonders nach Lüneburg, waren recht belebt von den Planwagen der Kaufherren, welche die begehrten Güter den kaufkräftigen Städten und z. Th. auch dem platten Lande zuführten. Es liegen hierfür eine große Anzahl von Zeugnissen vor, aus denen ich jetzt nur die Wirthschaftsbücher des Klosters zu Unser Lieben Frauen Berge vor Helmstedt herausgreifen möchte.

Stets galt dieses Kloster Marienberg für eine verhältnißmäßig arme Stiftung. Dennoch wurden hier in den letzten drei Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts, also kaum dreiviertel Jahrhunderte nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, als der alte levantinische Handel von Venedig, Genua ꝛc. noch nicht vernichtet war, folgende Gewürze verwendet [1]):

Enguer (Ingwer) 1 ℔ = 2 Gulden 10 Groschen [2]), Pepper (Pfeffer) 1 ℔ = 1 Gulden 6 Groschen, Muschaten (Muskatnuß) 1 ℔ = 3 Gulden 12 Groschen, Negelken (Gewürznelken) 1 ℔ = 2 Gulden, Saffran 1 Lot = 7 bis 9 Groschen. Außerdem wurden verbraucht Mandeln 1 ℔ = 12 Groschen, Rosin 1 ℔ = 2 Groschen, Sucker (Zucker) ohne Preisangabe — er wurde gewöhnlich durch Honig ersetzt —, Riss (Reis) 1 ℔ = 3 Groschen — der Reis scheint besonders mit Hühnerfleisch gegessen worden zu sein, vielleicht wurden die Hühner damit gefüllt —, Senfkörner 1 Himten = 1 Gulden 4 Groschen. An den eigentlichen Gewürzen wurde jährlich für ungefähr 20 Gulden verbraucht, gewiß nicht wenig für damalige Zeit.

Da das Gemüse meist selbst gebaut wurde, so findet dasselbe in den Wirthschaftsbüchern wenig Erwähnung. Gekauft wird aber noch in großen Mengen Weißkohl, 1 Schock = 8 Groschen, ferner Petersilienwurzel, Zwiebeln, Meerrettich (Mirretch) und Bortfelder Rüben (borfeltsce roiue), außerdem Hirsen und Buchweizengrütze. Trotz der großen Obstgärten reichen die Aepfel nicht immer aus; 4 Schock Aepfel kosten 8 Groschen 2 Pfennige. Da der Bedarf an Butter nicht aus der eigenen Wirthschaft gedeckt werden kann, so wird dieselbe aus Braunschweig u. s. w. zugekauft, es kostet die Tonne frische

1) Hauptsächlich im Jahre 1572/73.
2) 1 Thaler = 36 Groschen, 1 Gulden = 20 Groschen, 1 Groschen = 6 Pfennige.

Butter ungefähr 20 Thaler, das Pfund 3 Groschen 3 Pfennige. Ebenso müssen Eier und Käse in größeren Mengen gekauft werden. Der grüne Käse kostet 1 ℔ 13 Pfennige, Holländischer Käse wird über Lüneburg eingeführt und außerdem wird viel Süßmilchkäse verbraucht. Das Salz wird u. A. in Steinform gekauft und in der Hauptsache aus Schöningen bezogen. 180 Salzel kosten 21 Gulden, das Stück 2 Groschen bis 2 Groschen 4 Pfennige.

Fleisch wurde ziemlich viel gegessen und zwar Rind- und Hammelfleisch meist grün, Schweinefleisch geräuchert &c. Recht beliebt waren die Kaldaunen, während Kalbfleisch wenig begehrt gewesen zu sein scheint. 10 ℔ Rindfleisch kosten 15—16 Groschen, 10 ℔ Hammelfleisch 12—15 Groschen. Gänse und Hühner wurden in großer Zahl gehalten und gut mit Hafer, Gerste und dergl. gefüttert. Der Preis für 1 Huhn war durchschnittlich 2 Groschen.

Neben dem Fleisch durften die Fische nicht fehlen, die in den Fastenzeiten und wenigstens einmal in der Woche, am Freitag, verspeist wurden. Die gewöhnlichen Teichfische [Karpfen[3]) u. s. w.] aus den Teichen des Klosters und der Umgegend von Helmstedt, welche bei der sorgfältig betriebenen Teichwirthschaft gewiß eine nicht unwesentliche Menge lieferten, konnten den Bedarf bei Weitem nicht decken, so daß sehr viel Fische eingeführt werden mußten. Die Seefische kamen fast nur über Lüneburg. Obenan steht der Hering, von dem die Tonne je nach der Güte 10 bis 12 Gulden kostete und für dessen Ankauf z. B. 1576 über 157 Gulden verausgabt wurden. Ebenso wurden jährlich 900 bis 1000 ℔ Stockfisch oder Rottscher (wegen des rothen Fleisches) verbraucht, welcher ungefähr mit 10 Thaler 10 Groschen die Tonne bezahlt wurde. Auch Lachs bezw. gesalzener Lachs wird sehr viel gegessen. Es kostet der Ctr. gesalzener Lachs fast 20 Gulden, während 1 Ctr. getrockneter Lachs nur 3 Gulden 12 Groschen kostet. Auffallend ist der große Verbrauch von Schollen (Schullen), deren 100 Stück große 2 Gulden 14 Groschen, mittlere aber nur die Hälfte kosten. Von den Schollen getrennt wird der Rochen aufgeführt, der hin und wieder verspeist wurde. Auch Aale werden viel auf den Klostertisch gebracht, obgleich der halbe Centner 9 Gulden 4 Groschen und mehr kostet, während für 1 Bind Netzaale 18 Groschen bis 1 Gulden 6 Groschen gezahlt wurde. Der Stindt war damals, wie noch heute in gewissen Kreisen der Bevölkerung ein beliebter billiger Fisch, denn man konnte 1 ℔ für 1 Groschen haben. Theurer waren die Neunaugen (negen ogen), welche in kleinen Fäßchen kamen und von denen 1 Viertel 5 Gulden 8 Groschen oder 1 Bind 1 Gulden 6 Groschen galt. Ebenso bildete der Wittling ein ziemlich theueres Gericht, da 1 Bind 3½ Thaler kostete. Im März und August, vielleicht auch in anderen Monaten, brachte der Meifisch Abwechselung in die Genüsse der Tafel, während der Juni und Juli die wohlschmeckenden Krebse lieferte. Von den Teich- und Flußfischen sei endlich noch besonders des Hechtes — 1 Stück ungefähr 9 Groschen — gedacht, weil derselbe außer dem gewöhnlichen einheimischen Hecht als Havelhecht (hauelhecht), von Magdeburg bezogen, die Tafel zierte, obgleich der halbe Centner 7 Gulden 10 Groschen kostete.

Zum Essen gehörte aber auch schon vor dreihundert Jahren und früher ein guter Trunk und man war auch damals der Ansicht, daß es außer klarem Wasser noch andere Getränke giebt, um den Durst zu stillen. Das Kloster braute deshalb selbst ziemlich viel Bier, ließ auch wohl gelegentlich in Königslutter brauen. Der in den eigenen Hopfengärten gebaute Hopfen reichte aber nicht immer aus, denn im Jahre 1572 werden noch 7 Scheffel Hopfen, jeder zu 3 Gulden 10 Groschen, sowie einige Posten Malz zugekauft. Neben diesem eigenen Gebräu wurde aber noch sonstiges Helmstedter Bier getrunken, ferner Braunschweiger Mumme, das Faß für 7 Gulden, Gardelegisches Bier[4]) (Gardelebisches, Garlebisches, Garlebsener, identisch damit wohl auch Garley) und Zerbster Bier, während merkwürdiger Weise Goslarer Gose damals nicht aufgeführt ist, trotz der vielfachen Beziehungen nach dieser Stadt. Unsere Sitte (oder Unsitte?), die verschiedensten Biere zu trinken, scheint also schon recht alt zu sein. Die Weinberge des Klosters lieferten den Hauptbedarf an Wein, doch mußten immerhin bessere Sorten noch zugekauft werden. Denn das eigene Gewächs wird in der Regel sauer genug geworden sein. Solch Ankauf geschah wohl namentlich bei Gelegenheit hohen Besuches. Denn dieser Wein war nicht billig, wenn ein Stübchen mit 14 Groschen gerechnet wurde. Für brentwin gaben die Jungfrauen des Marienbergischen Klosters nur wenig aus, doch wurde er Gästen, wie dem Pastor zu Hamersleben, kredenzt; leider sind die verabfolgten Mengen und die Preise nicht angegeben.

Aus der vorstehenden Skizze ist wohl zu ersehen, daß unsere Vorfahren es ganz gut verstanden haben, eine gewisse Mannigfaltigkeit in ihre Mahlzeiten zu bringen; es ist auch bekannt, daß die reichen Bürger und Patrizier ihre Tafeln mit viel kostbareren Gerichten besetzt haben, als die armen Jungfrauen zu Unser Lieben Frauen Berge vor Helmstedt, welche in steter Geldverlegenheit waren, dies zu thun vermochten. Die obigen Mittheilungen sollen kein vollendetes Bild des Tafellebens jener Tage, sondern nur einen kleinen Beitrag dazu liefern und womöglich auch eine Anregung geben, um Andere zu ähnlichen Arbeiten zu veranlassen. Denn erst durch die Zusammenstellung umfangreichen Materials aus verschiedenen Gegenden und Ständen läßt sich ein deutlicher Einblick in Küche und Keller unserer Altvordern gewinnen und damit ein nicht unwichtiges und uninteressantes Stück deutschen Kulturlebens in klares Licht setzen. Möchten daher reichhaltige Ergänzungen zu den vorstehenden Notizen nicht ausbleiben.

Dr. St.

3) Am 19. August 1599 wurden 7 Schock Karpfenlaich in die Klosterteiche gesetzt, jedes Schock 16 Groschen, später einmal nur 14 Groschen.

4) Dem Krüger zu Morschleben wurde für 1 Faß Garlebisches Bier 7 Gulden gezahlt am 3. Nov. 1572, während am 24. April 1573 für 1 Tonne dieses Bieres 1 Gulden 16 Groschen angeschrieben steht.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 27. October. **1895.**

[Nachdruck verboten.]

Karl von Schmidt-Phiseldeck. †

Abermals hat das Herzogliche Consistorium und damit unsere Landeskirche einen schmerzlichen Verlust erlitten. Hat jene Behörde am 1. August des vorigen Jahres in Ernst Wiehe ihren technischen Berather verloren, mit dessen Wirksamkeit eine neue Periode im Kirchen- und Schulbau unseres Herzogthums ihren Anfang nahm, so ist ihr jetzt durch den Tod Karl v. Schmidt-Phiseldecks der Mann entrissen, der auf dem Gebiete der Kirche und Volksschule und vor Allem dem der kirchlichen Gesetzgebung hier in hervorragender Weise eine schöpferische Thätigkeit entfaltet hat. Daneben hat er als langjähriger Vorstand des Herzogl. Landeshauptarchivs, als gründlicher Forscher und Kenner der Landesgeschichte und Landesrechte sich hohe Verdienste erworben und zugleich als Landtagsabgeordneter und städtischer Vertreter an der Entwicklung unserer staatlichen, wie der communalen Verhältnisse der Stadt Wolfenbüttel in bemerkenswerther Weise Antheil genommen. Genug der Gründe also, daß daraus diesen Blättern die Pflicht erwächst, das Lebensbild des Mannes, wie es den Mitlebenden vor der Seele steht, auch dem künftigen Geschlechte fest zu halten.

Karl Justus Wilhelm von Schmidt-Phiseldeck war am 4. April 1835 in Wolfenbüttel geboren und entstammte einer angesehenen Familie. Nach Braunschweig kam zuerst sein Urgroßvater Christoph Schmidt gen. Phiseldeck, der aus Northeim gebürtig war, 1765 Professor am Collegium Carolinum, 1779 Archivar in Wolfenbüttel wurde und hier am 9. September 1801 als Vorstand des Herzoglichen Landeshauptarchivs gestorben ist. Unterm 24. April 1789 war er von Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhoben worden. Von seinen Söhnen haben sich Konrad Friedrich und Justus besonders bekannt gemacht: jener, gestorben 1832 in dänischen Diensten, als Dichter und Publicist, dieser, der Großvater des jetzt Verstorbenen, im heimischen Staatsdienste. Er trat in diesen 1795 als Secretär beim Landeshauptarchive ein, und setzte hier, wie später der Enkel, seine Thätigkeit auch fort, als er 1799 zum Consistorialrathe ernannt war. Vom Herzoge Friedrich Wilhelm in das Geheimrathscollegium berufen, wurde er später nach des Herzogs Tode die Seele der vormundschaftlichen Regierung. Es ist bekannt, wie übel ihm Herzog Karl seine hohen Verdienste um das Land lohnte, wie er 1827 dieses heimlich verließ, um sogleich im hannoverschen Staatsdienste ehrenvolle Anstellung zu finden. Sein Sohn Justus kehrte aus hannoverschen Diensten 1833 in die Heimath zurück und war Landgerichtsassessor in Wolfenbüttel, als ihm unser Karl v. Sch.-Ph. 1835 als einziger Sohn geboren wurde.

Dieser besuchte zunächst die Bürgerschule und dann 10 Jahre lang das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1853 verließ, um sich nach Göttingen zu begeben. Hier widmete er sich bis zum Herbste des Jahres 1856 dem Studium der Rechtswissenschaft und bestand am 1. November 1856 mit bestem Erfolge in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung. Wenige Tage darauf traf ihn und seine Familie ein schwerer Schlag, indem am 5. November plötzlich erst 53 Jahre alt der Vater starb, der damals Oberstaatsanwalt war und dem nach allgemeiner Annahme eine noch höhere Laufbahn sicher bevorstand. Er hinterließ außer dem Sohne eine Wittwe und sechs zum Theil noch sehr kleine Töchter. Früh erwuchs jenem da die Pflicht, für Andere zu sorgen und selbst mit seinen Ansprüchen bescheiden zurückzutreten, und sie steigerte sich noch, als die Kinder fast 5 Jahre später am 11. November 1861 auch die Mutter, Helene, eine Tochter des Justizamtmanns Jacobi in Reinhausen, eine innerliche, streng religiöse Natur, verloren. Die ganze Verantwortung für die zahlreichen Geschwister ruhte jetzt auf den Bruder, und die innige Anhänglichkeit, mit der diese ihr Leben lang an ihm hingen, beweist, wie trefflich er diese Aufgabe gelöst hat. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß er den gemeinsamen Wohnort nicht zu verlassen suchte, und so hat er denn den ganzen Vorbereitungscursus der Rechtscandidaten in Wolfenbüttel durchgemacht. Am 20. Juli 1861 bestand er die zweite juristische Prüfung, wiederum mit der besten Censur, die damals ertheilt wurde. Er ward zum Referendar ernannt und bald darauf durch Rescript vom 22. August 1861 als Hülfsarbeiter beim Herzoglichen Landeshauptarchive beschäftigt.

War die archivalische Thätigkeit in der Familie auch gleichsam überliefert, so haben ihn zunächst doch mehr äußere Verhältnisse als innere Neigung dazu geführt. Diese war nicht so sehr auf stille gelehrte Arbeit, wie auf eine praktisch juristische oder verwaltende Thätigkeit

gerichtet. Erst später sollte er ein Feld finden, auf dem er diese seine besten Kräfte bethätigen konnte. Ein Freund seines Vaters, der Archivrath Dr. Schmidt der ihm stets rege Theilnahme geschenkt hatte, veranlaßte ihn, jenen Weg einzuschlagen. Die Hoffnung, auf diese Weise in kurzer Zeit zu einer festen Anstellung zu kommen, erfüllte sich aber nicht; erst zum 1. Januar 1865 wurde er zum Archivsecretär ernannt. Bald nachher, am 2. Mai 1865, hat er ein eigenes Hauswesen gegründet, indem er Helene Görtz, die Tochter des damaligen Staatsanwalts Wilhelm Görtz in Wolfenbüttel, als Gattin heimführte.

Schmidt-Phiseldecks amtliche und wissenschaftliche Thätigkeit wurde zunächst etwas beengt durch die Bahnen, in denen sein Vorgesetzter in bester Absicht ihn fest hielt. Er erwarb sich trotzdem aber eine gründliche Kenntniß der Braunschweigischen Geschichte, sowie der Entwicklung aller unserer Einrichtungen und Verhältnisse, in denen nicht leicht einer so zu Hause war wie er. Mit scharfem Verstande wußte er in allen geschichtlichen und rechtlichen Fragen stets den Kernpunkt zu treffen; er ruhte nicht eher, als bis er eine Sache bis zu ihren Anfängen verfolgt, durch alle Stadien ihres Werdeganges klar gelegt hatte, und verstand es dann bei der vorzüglichen Lehrgabe, die er besaß, meisterhaft, auch verwickelte Fragen in klarer, gewandter Diction anschaulich und faßlich darzustellen. Auch bei seinen späteren Geschäften ist ihm diese streng historische Schulung, die er bei seinen Archivarbeiten sich aneignete, wesentlich zu Statten gekommen. Daneben erwarb er sich eine beneidenswerthe Gewandtheit in dem Lesen der verschiedensten Handschriften und insbesondere suchte er in der Entzifferung undeutlicher Siegellegenden u. a. seines Gleichen. Sehr geschickt wußte er, hier ein Schüler des verdienten Bibliothekregistrators Thies, auch selbst Siegel zu zeichnen; die Abbildungen im Stötterlingenburger Urkundenbuch rühren großentheils von seiner Hand her. Bei keiner Arbeit ging er Schwierigkeiten aus dem Wege, sondern suchte ihrer Herr zu werden, und mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit hat er auf alle Anfragen, deren nicht wenige an ihn ergingen, Auskunft ertheilt.

Wissenschaftlich ist er nicht so viel, wie man erwarten sollte, in die Oeffentlichkeit getreten. Denn das Meiste, was er hier arbeitete, ist leider niemals gedruckt worden. So umfangreiche Untersuchungen über die Grafen von Regenstein und Blankenburg und über den Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel Was er später über Letzteren veröffentlichte, ist nur eine zum Zweck eines Vortrages gemachte kurze Zusammenstellung der Ergebnisse seiner früheren Forschungen. Ihn hinderten in dieser Beziehung die gutgemeinten, aber unberechtigten Bedenklichkeiten und Weiterungen seines Vorgesetzten, die er gar zu ernsthaft und rücksichtsvoll aufnahm.

Neben allen diesen Arbeiten bewahrte aber Sch.-Ph. auch für andere Fragen ein lebhaftes Interesse. Sein reger, vielseitiger Geist bewegte sich auf den verschiedensten Gebieten und erwarb sich so eine Fülle von Kenntnissen, die oft Bewunderung erregte und ihn so leicht bei Frage und Antwort nicht im Stiche ließ. Auch an öffentlichen Bestrebungen nahm er lebhaften Antheil, und da er Alles, was er that, mit ganzer Seele trieb, so nimmt es bei seinen Gaben, der Gewandtheit und Freundlichkeit, die er im Verkehr gegen Jedermann zeigte, nicht Wunder, daß er an verschiedenen Orten bald die führende Stelle einnahm. Er war ein eifriger Turner und als Vorsitzender des Männerturnvereins ist er es zumeist gewesen, der 1864 in Wolfenbüttel eine Turnerfeuerwehr ins Leben rief. Er war ihr Hauptmann von ihrer Gründung an bis in die Mitte des Jahres 1868, und so auch bei dem Brande des Residenzschlosses in Braunschweig am Abend des 23. Februar 1865, wo die Wolfenbüttler Feuerwehr so erfolgreich eingriff. Um den Stenographenverein in Wolfenbüttel, dessen langjähriger Vorsitzender er war, hat er sich große Verdienste erworben; manchen Winter hat er, rein aus Interesse an der Sache, den Unterrichtscursus der Schüler geleitet. Dabei war er sehr musikalisch, ein eifriges Mitglied des Gesangvereins und überall, bis in seine letzten Jahre hinein, ein vergnügter Gesellschafter, der eine fröhliche Versammlung geschickt zu leiten und in Ernst und Scherz das rechte Wort stets glücklich zu finden wußte. Ein Zeichen des Vertrauens seiner Mitbürger war es, daß er im November 1874 zum Stadtverordneten gewählt wurde. Da ihm aber sein Vorgesetzter die Genehmigung zur Annahme des Amtes verweigerte, so blieb die Erweisung seiner Fähigkeiten auf diesem Gebiete erst einer späteren Zeit vorbehalten. Zum Syndicus des ritterschaftlichen Creditvereins des Herzogthums Braunschweig wurde er bereits im Anfang d. J. 1867 gewählt und er hat diese Stelle, zu deren Uebernahme die Erlaubniß der Regierung erfolgte, bis zum Ende d. J. 1874 versehen, wo sich seine dienstliche Thätigkeit bedeutend erweiterte.

Der Geheimrath Trieps, der auf ihn aufmersam gemacht war, veranlaßte zu Neujahr 1875 seine Ernennung zum Consistorialrath und eröffnete ihm dadurch das Gebiet, auf dem er vor Allem segensreich wirken sollte. Daneben setzte er aber auf seinen eigenen Wunsch seine amtliche Thätigkeit am Archiv, soweit seine neuen Geschäfte es gestatteten, ununterbrochen fort. Ja diese Arbeit nahm noch bedeutend zu, als der Geh. Archivrath Schmidt zum 1. November 1879 in den Ruhestand versetzt und die Geschäfte eines Vorstandes des Herzoglichen Landeshauptarchivs Sch.-Ph. übertragen wurden. Es fiel dieses gerade in die Zeit, in der das Archiv durch die Verlegung des Obergerichts nach Braunschweig eine bedeutende Vermehrung seiner Räumlichkeiten erlangt und zunächst die Vornahme umfassender Umbauten, dann aber eine ganz neue Aufstellung und Gliederung der bis dahin eng zusammen gepferchten, unübersichtlich und z. Th. auch schlecht untergebrachten Urkunden- und Aktenbestände unabweisbar waren. So vollzog sich denn unter seiner Oberleitung eine vollständige Umgestaltung des Archivs, bei der man vorsichtig an bestehende und bewährte Einrichtungen und Ordnungen anknüpfte, den gesammten Inhalt aber nach festen Grundsätzen übersichtlich in die alten und neuen Räume vertheilte und ganz neu aufstellte. Was von wichtigeren Registraturen im Lande noch vorhanden war, suchte er heranzuziehen und bei dieser Gelegenheit mit einzureihen, auch in Betreff guter Arbeitsräume, litterarischer und

sonstiger Hülfsmittel u. A. der Art das Archiv ganz den Forderungen und Bedürfnissen der neueren Zeit entsprechend einzurichten. Wer die Anstalt vor dem Jahre 1879 gekannt hat und jetzt wiedersieht, wundert und freut sich über den Wandel, der sich dort seit jener Zeit vollzogen. Einträchtig wirkten Regierung und Landesvertretung zusammen, ihm für diese Zwecke die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung zu stellen, nur bedauerte er immer, daß er trotz eifrigen Anstrengungen, der kurzsichtigen Principienreiterei einiger Abgeordneter gegenüber, eines nicht hatte durchsetzen können, daß nämlich das alte Canzleigebäude ganz den Zwecken des Archivs eingeräumt werden möchte.

Auch sonst trug er allen geschichtlichen Bestrebungen ein lebhaftes Interesse entgegen. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, für dessen Zeitschrift er werthvolle Beiträge lieferte und dessen Jahresversammlungen er fast regelmäßig besuchte. Die Begründung des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Ortsvereins für Geschichte u. Alterth. im Jahre 1873 war wesentlich sein Werk; in den ersten Jahren hat er in ihm das Amt eines Schriftführers, von 1877 bis zu seinem Tode das eines stellvertretenden Vorsitzenden versehen. Ist er in späterer Zeit bei der Menge der Geschäfte, die auf ihm lastete, auch zu eingehenden Vorträgen kaum mehr gekommen, so hat er doch bei allen Verhandlungen und Aeußerungen des Vereins sich lebhaft betheiligt, und oft ist hier zu idealistischen Plänen gegenüber sein nüchtern abwägendes Urtheil von entscheidendem Einflusse gewesen.

In der Hauptsache nahmen seine Arbeitskraft die Geschäfte des Consistoriums in Anspruch, ganz besonders seit er am 1. April 1885 zu dessen Präsidenten ernannt worden war. Hier hat sich seit jener Zeit und wesentlich durch seine Arbeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung eine äußerst rege Thätigkeit entwickelt. Schmidt-Phiseldeck besaß zum Ausarbeiten von Gesetzentwürfen eine ganz besondere Gabe. Neben einem scharfen Verstande, umfassenden Kenntnissen und einem unermüdlichen Fleiße, der in der Gründlichkeit der Vorarbeiten sich nicht leicht genug that, befähigte ihn zu jener Arbeit vor Allem die Objectivität seines Urtheils; er erwog eine Sache nach allen Seiten, erfaßte und verarbeitete fremde Anschauungen leicht und schnell, suchte allen berechtigten Anforderungen nach Möglichkeit gerecht zu werden und wußte dann das Ergebniß aller dieser Erwägungen in kurzer, klarer Sprache zum Ausdrucke zu bringen. So sind aus seiner Feder — kleinerer Gesetze nicht zu gedenken — insbesondere das Kirchengesetz über die Emeritirung und das Ruheeinkommen der Geistlichen vom 1. Dec. 1882, das Gesetz über die Errichtung einer Landes-Pfarrwittwen-Versorgungsanstalt vom 15. April 1889 und das Gesetz über das Disciplinarverfahren gegen Kirchendiener vom 15. Juni 1890 entstanden, durch die insgesammt tief eingreifende, lange umstrittene Materien voraussichtlich auf lange Zeit gesetzliche Regelung gefunden haben. Einige andere Gesetzentwürfe, die der nächsten Landessynode vorgelegt werden sollten, hatte er in Vorbereitung und zum Theil schon weit gefördert. Die Verbesserung und Sicherung der materiellen Lage der Prediger und Lehrer, sowie der Prediger-Wittwen und Waisen in neuerer Zeit sind wesentlich seiner Thätigkeit zuzuschreiben. Auch das Volksschulwesen suchte er nach Kräften zu fördern und die Erhaltung eines zweiten Lehrerseminars in der Stadt Braunschweig ist nicht zum Wenigsten seinem Eintreten dafür zu danken. Nicht minder als durch seine amtliche Wirksamkeit hat er sich in den weiten ihm untergebenen Kreisen durch das Wohlwollen, das er jedem Einzelnen entgegen trug, allgemeine Achtung und Zuneigung erworben.

Auch für die Leitung eines Collegiums sowie einer wissenschaftlichen Anstalt hatte Sch.-Ph. vorzügliche Eigenschaften. Zunächst eine große Geschäftsgewandtheit, einen raschen Ueberblick über die vorliegenden Fragen und eine ruhige Sicherheit in der Leitung der Verhandlungen. Ohne Rechthaberei ging er auf fremde Ideen gern und leicht ein und that der Selbstständigkeit der ihm unterstellten Beamten niemals Abbruch, ohne daß er es dabei jemals an Interesse für die Sache fehlen ließ. Zwischen widerstreitenden Meinungen suchte er gern zu vermitteln. Für kirchliche Fragen besaß er ein warmes inneres Interesse, und war er bei ihrer Entscheidung besonders darauf bedacht, die rechtlichen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, wie er denn überall einen sichern Rechtsboden festzuhalten suchte. Ueberhaupt war er eine friedliche, versöhnliche Natur, dem jedes Streiten innerlich zuwider lief. Es war daher auch nicht so sehr Freude an der Sache, als Sorge für die Gesetzentwürfe des Consistoriums, die ihn lange Jahre in der Landesversammlung festhielt.

Zum Winter 1878 auf 79 ward er von den der Grund- und Gewerbesteuer nicht unterworfenen Berufsständen der Kreise Wolfenbüttel und Helmstedt in die Landesversammlung gewählt. Seine erste größere Rede hielt er als Referent der Petitionscommission zu Gunsten der Wolfenbüttler Bibliothek und es hat sein gründliches, formvollendetes Referat nicht wenig dazu beigetragen, daß diese Angelegenheit, die die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in hohem Maße auf sich gezogen hatte, in ein gutes, glückliches Fahrwasser kam. Wiederholt hat er mit vorzüglichen Reden, wie z. B. bei den Verhandlungen über die Burg Dankwarderode, in die Debatte eingegriffen. Aber ihm blieb die Enttäuschung nicht erspart, daß mit Reden allein oft wenig erreicht wird und daß die besten und folgerichtigsten Gründe nicht immer überzeugen. Zum Parteimanne fehlten ihm, wie oben angedeutet, die Gaben. So hat er denn im Landtage die Rolle wohl nicht gespielt, die ihm nach seinem Wissen und geistigen Fähigkeiten hätte zufallen müssen.

Im Herbste 1893 lehnte er aus Gesundheitsrücksichten eine Wiederwahl zum Landtage ab. Bei seiner Arbeitslust war dies ein bedenkliches Zeichen dafür, daß seine Arbeitskraft nachzulassen begann. Diese war stets eine ungewöhnliche gewesen und es war wohl weniger das Viel als das Vielerlei der Arbeit, das sich seinen Nerven mehr und mehr fühlbar machte. Zuerst zeigte sich dies im Anfange des Jahres 1883, als er neben seinen Consistorial- und Archivgeschäften auch noch an den Landtagsverhandlungen in Braunschweig theilnahm und

zugleich für die Heraldische Ausstellung in Berlin an der Zusammenstellung der Herzoglichen Siegel arbeitete, die dort mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurden und über die er das unten angeführte Verzeichniß veröffentlichte. Im folgenden Jahre suchte er zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit ein Seebad auf. Dennoch nahm er im Juli 1884 eine Wahl zum Stadtverordneten an und er hat dieses Amt, auch als ihm die Ablehnung frei stand, aus Interesse für seine Vaterstadt beibehalten, die er, von seinen Studienjahren abgesehen, niemals auf längere Zeit verlassen hat. Nach Abt Stanfebachs Tode wurde er am 23. Juni 1892 zum Vorsteher der Stadtverordneten gewählt und es erregte allgemeines Bedauern, als im März dieses Jahres sein Gesundheitszustand ihn zwang, diese Stellung aufzugeben.

Schon früher hatte er gesucht, sich allmählich zu entlasten. Mitte Mai 1890 wurde er auf seinen Wunsch von den Vorstandsgeschäften des Landeshauptarchivs entbunden; doch wollte die Regierung seinen Rath, der sich vornehmlich in der Streitsache des Grafen zu Stolberg-Wernigerode wegen des Fürstenthums Blankenburg so vorzüglich bewährt hatte, auch hier nicht ganz entbehren und behielt sich daher das Recht vor, etwaigen Falls Rechtsbescheide von ihm zu fordern. Die Muße, die ihm so erwuchs, benutzte er vor Allem zur Vollendung seines Werkes über das evangelische Kirchenrecht des Herzogthums Braunschweig, das allgemein die größte Anerkennung fand. Daß es auch einem tiefgefühlten Bedürfnisse weiter Kreise in willkommenster Weise entgegenkam, beweist der Umstand, daß die Auflage des Buches nach kurzer Zeit so gut wie verkauft war. Sch.-Ph. plante in zuversichtlichen Tagen bereits eine zweite Auflage des Buches, für das die Gesetzentwürfe, die er in Arbeit hatte, die Umgestaltung großer Theile würden erfordert haben. Doch meist sah er nicht so froh in die Zukunft, wenn er sich auch äußerlich nicht das Geringste anmerken ließ. Ein schweres Unglück, das er ganz niemals verwunden, ereilte ihn am 11. October 1891, wo ihm sein hoffnungsvoller, ältester Sohn Justus, der dicht vor der Anstellung stand und glücklich verlobt war, durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Er kränkelte nun öfter, und man merkte ihm an, daß er älter geworden war. Dennoch glaubte zu ernstlicher Besorgniß zunächst Niemand Anlaß zu haben. Noch zu Ende des Juli dieses Jahres nahm er an der Hauptversammlung des Harzvereins in Hildesheim anscheinend frisch und gesund Theil, wie in früheren Jahren. Wenige Wochen darauf stellten sich die Anzeichen eines Uebels ein, dem die Kunst und die Geschicklichkeit der Aerzte nicht gewachsen waren. Nur Linderung seines Zustandes konnte er im Krankenhause zu Braunschweig erlangen, in das er sich nicht ohne Todesahnung begab und wo er nach langen, mit Ergebung getragenen Leiden am Todestage seines Sohnes, am 11. October, im 61. Lebensjahre sanft entschlafen ist.

Nicht nur seiner Familie ist er zu früh geschieden. Auch für den Staat und die Kirche, sowie für die Wissenschaft bedeutet sein früher Tod einen herben Verlust. Mancher Plan, mit dem er sich getragen, ist unvollendet geblieben und es wird schwer halten, die Lücke, die sein Tod gerissen, wieder auszufüllen. Aber hat er auch sein Lebenswerk so, wie er es gewünscht, nicht mehr zu Ende geführt: ein dauerndes, dankbares Gedächtniß hat er an allen Stätten, wo er gewirkt, sich doch gesichert. In der Geschichte unseres Landes und unserer Landeskirche wird der Name „Karl v. Schmidt-Phiseldeck“ stets mit Auszeichnung genannt werden. P. Z.

Schmidt-Phiseldeck veröffentlichte an selbständigen Werken:

1. Der Braunschw. Credit-Verein. Gedanken über sein Wesen, seinen Zweck und seine Einrichtung, insbes. über die Belegung von Capitalien bei demselben. Geschrieben im Herbst 1867. Als Manuscript gedruckt. Wolfenb. 1868. (Anonym.)
2. Die Urkunden des Klosters Stötterlingenburg. Im Auftrage des Harzvereins . . . bearbeitet. Bd. IV der Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Halle, Waisenhaus 1874.
3. Die Siegel des Herzogl. Hauses Braunschw. und Lün. Verzeichn. der d. Herzogl. Landes-Hauptarchive z. Wolfenb. gehörigen Sammlung von Gipsabgüssen, mit erläuternder Einleitung. Wolfenb., Zwißler 1882.
4. Das evangelische Kirchenrecht des Herzogthums Braunschweig. Wolfenb., Zwißler 1894.

Ferner an größeren Aufsätzen:

5. Ueber die stenographischen Systeme von Stolze und Gabelsberger. (Anonym.)
   Braunschw. Magazin 4. Stück v. 26. Jan. 1867. S. 29—42.
6. Urkundenbuch des Klosters Stötterlingenburg. (Selbstanzeige, anonym.)
   Zeitschr. des Harz-Vereins f. Gesch. u. Alterthumsk. VI. Jahrg. (1873) S. 540—47.
7. Der Kampf um die Herrschaft im Harzgau während der 1. Hälfte des 14. Jahrh.
   Ebenda VII. Jahrg. (1874) S. 297—319.
8. Geschichte der Edlen von Biewende u. ihrer Herrschaft im 13. Jahrh.
   Ebenda VIII. Jahrg. (1875) S. 1—79.
9. Gunzelin von Wolfenbüttel, e. Lebensbild aus Wolfenbüttels ältester Zeit.
   Ebenda XVI. Jahrg. (1883) S. 209—230.

Das niedersächsische Quartier der Hanse im 16. Jahrhundert.

Von Heinrich Mack.

Den beiden großen Quellenwerken für hansische Geschichte, dem hansischen Urkundenbuche und den Hanserecessen, ist als zeitliche Grenze das Jahr 1530 gesetzt worden. Nicht ohne schwerwiegende Gründe. Denn zunächst erschien es unnöthig, mit der gleichen Eindringlichkeit wie der aufwärtssteigenden Entwicklung der Hanse auch ihrem Niedergange nachzugehen, dessen Ursachen zwar der schärfsten Beleuchtung würdig sind,

dessen Verlauf aber, weder erfreulich noch sehr belehrend, bloß die typischen Formen zeigt, in denen der Verfall von Gemeinschaften mit verdorrten Lebenswurzeln sich zu vollziehen pflegt Zu diesem innern Grunde gesellte sich ein äußerer, das ungeheure Anwachsen des Quellenmaterials in der Neuzeit, das eine so umfassende Veröffentlichung, wie sie die mittelalterlichen Actenbestände verdienen, in der Regel ausschließt. So mußte man einen weniger umständlichen Weg ausfindig machen, auf dem auch die jüngeren Hanseacten der Forschung nahe gebracht werden könnten, und diesen Weg wies Prof. Höhlbaum, der verdiente Bearbeiter des hansischen Urkundenbuches. Sein Vorschlag war, über die in Frage kommenden Bestände der bedeutenderen hansischen Archive sogenannte Inventare aufstellen zu lassen, d. h. Verzeichnisse, in denen rein chronologisch angeordnet die einzelnen Stücke ihrem wesentlichen Inhalt nach in knappster Form wiedergegeben werden, die also zwischen Repertorien und Regestenwerken die Mitte halten. Höhlbaums Anregung gemäß wurden bisher durch Beauftragte des hansischen Geschichtsvereins solche Inventare in dreien der ehemaligen Quartierstädte des Bundes in Angriff genommen, in Köln, in Danzig und in Braunschweig. Von diesen Inventaren sind bereits beträchtliche Stücke vollendet, wenn auch noch nichts im Drucke vorliegt. Was insbesondere das braunschweigische angeht, dessen Bearbeitung dem Schreiber dieser Zeilen übertragen ward, so ist es in endgültiger Bearbeitung bis 1600 herabgeführt, erstreckt sich aber in erster Redaction auch schon über einen großen Theil der Acten des 17. Jahrhunderts.

Der Werth des Braunschweiger Materials liegt einmal darin, daß es nicht selten die Aufschlüsse größerer Archive über Wesen und Entwicklung der hansischen Lebensfragen und Hauptactionen zu ergänzen vermag. Sodann aber ist es natürlich am besten geeignet, die Stellung des niedersächsischen Quartiers, dessen Vorort Braunschweig war, im Hansebunde zu beleuchten. Ueber diesen Punkt eine kurze Betrachtung anzustellen möge mir hier gestattet sein. Wenn dabei das Jahr 1600 nicht überschritten werden soll, so rechtfertigt sich dies nicht nur aus dem oben berührten Stande der Inventararbeit. Vielmehr bildet die Scheide des 16. und 17. Jahrhunderts zugleich eine Scheide auch in der Geschichte der Hanse und insbesondere des niedersächsischen Quartiers.

Das niedersächsische Quartier als ein rein binnenländisches mußte von vornherein darauf verzichten, eine bedeutsame Rolle in der Hanse zu spielen und aus ihr auch nur annähernd die gleichen Vortheile zu ziehen wie die übrigen Quartiere, die sämmtlich für den Nord- oder Ostseehandel günstiger belegen waren. Wohl begreiflich also, daß seit dem Beginn des Niederganges die Abnahme des Interesses an der Hanse im braunschweigischen Quartier eine besonders rasche war, hier die Abbröckelung sich besonders rasch vollzog. Schon vor dem Jahre 1531 hatte es Mitglieder wie Halle, Quedlinburg, Aschersleben, Halberstadt und Helmstedt verloren, so daß in unserem Inventar nur noch Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Hannover, Hameln, Einbeck und Northeim als solche genannt werden, und von diesen Northeim anscheinend auch nur mit Unrecht, da es selber wenigstens seine Eigenschaft als Hansestadt immer wieder bestreitet und sogar die Quartierstadt ihr diese nur zuweilen beilegt. Aber das Quartier war nicht nur zusammengeschmolzen, es herrschte in ihm auch ein Geist passiven Widerstandes gegen alle auf Erhaltung der hansischen Handelshegemonie oder auch nur der hansischen Concurrenzfähigkeit berechneten Maßregeln. Nicht als ob hier schon die Erkenntniß zum Durchbruch gekommen wäre, daß der Kampf mit dem überall mächtig erwachenden nationalen Bewußtsein, das die ungeheuerlichen Vorrechte der Fremden nicht dulden konnte, erfolglos sein müsse, nein, lediglich die Abneigung, große Opfer für Anderer Vortheile zu bringen, dazu der wachsende Vermögensverfall der meisten Städte riefen jenen Widerstand hervor. Aber einmal ins Leben getreten, wuchs er bald über die ihm durch seine Ursachen gezogenen Grenzen hinaus. Ein hansisches Contor gab es selbst im 16. Jahrhundert noch, das dem niedersächsischen Quartier keineswegs gleichgiltig sein konnte, denn zahlreiche Söhne Braunschweigs vor Allem, aber auch der Nachbarstädte begegnen uns unter den hansischen Kaufleuten in Antwerpen, wohin, wenn auch nicht officiell, so doch thatsächlich bald nach Beginn des Jahrhunderts das brüggische Contor verlegt war. Bedeutende Mittel waren erforderlich, um das Contor an seinem neuen Sitze zu gefestigten Verhältnissen zu bringen, bedeutendere später, als die Stürme des Krieges über die Niederlande dahinbrausten, um ihm eine auch nur nothdürftige Existenz zu fristen, aber kein Quartier war zur Aufbringung dieser Mittel unlustiger als das braunschweigische. So bedurfte es langjähriger Verhandlungen, um von ihm die Besiegelung des erneuerten Schoßbriefes zu erlangen, auf dem das Besteuerungsrecht des brüggischen Contors beruhte, und selbstverständlich kam während dieser Verhandlungen von den Kaufleuten des Quartiers auch nicht ein Pfennig Schoß ein. Immer wieder lassen die Leiter des Contors ihre Klagen über die Widerspenstigkeit der Braunschweiger und Genossen und deren böses Beispiel erschallen, Klagen, die auch dann nicht verstummen, als sich endlich gegen einen Revers mit gewichtigen Zugeständnissen das Quartier als solches zur Besiegelung des Schoßbriefes verstanden hat. Auch bei den außerordentlichen Contributionen, die seit den fünfziger Jahren in großer Anzahl für das Brügger Contor erhoben wurden und ins Ungemessene wuchsen, seit man zu Anfang der sechziger Jahre in arger Täuschung über die wirklichen Verhältnisse in Antwerpen die große neue Residenz erbaut und damit eine bedeutende Schuldenlast auf das Contor geladen hatte, marschirte das niedersächsische Quartier, wenigstens zu seinem größten Theile, an der Spitze der Opposition. Und daß dies auch bei allen Aufwendungen für die vielen andern, das Quartier weit weniger interessirenden Zwecke der Fall war, braucht nicht erst gesagt zu werden. Mochte es die endliche Befriedigung des immer vertrösteten und nie bezahlten Hansesyndikus Dr. Heinrich Sudermann und seiner Leidensgefährten gelten, mochte es sich um Unterstützung des Londoner Contors handeln, das bei der schroff nationalen Handelspolitik der Königin Elisabeth solcher sehr dringend bedurfte, mochten Opfer für die der

russischen Brutalität erliegenden Livländer oder andere bedrängte Brüder gefordert werden — nirgends fand man taubere Ohren als im braunschweigischen Quartiere.

Bei alledem zeigt das Verhalten der verschiedenen ihm zugehörigen Städte noch bedeutende Abstufungen. Northeim, wie gesagt, rechnet sich in unserer Periode nicht mehr zur Hanse und weist, dies betonend, alle hansischen Anforderungen rundweg ab. Einbeck verfehlt in seinen Antworten nie, nachdrücklich zu versichern, wie hoch es die Zugehörigkeit zur Hanse schätze, bedauert aber ebenso regelmäßig, wegen erlittenen Brandschadens nicht zahlen zu können. So schleppt es sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts durch, als es auch dann noch nicht die geringste Leistung auf sich nehmen, nicht einmal 10 Thaler jährlich beisteuern will, wird es thatsächlich nicht mehr als Glied der Hanse betrachtet. Göttingen und Goslar hinwiederum bringen in den ersten Jahrzehnten nach 1530 ihre Contributionsquoten, wenn auch meist erst nach wiederholten Mahnungen und mit großen Verspätungen, wirklich ein. Aber schon 1557 erklärt Göttingen, als ihm drei oder vier rückständige Raten nicht erlassen werden sollen, seinen Austritt. Freilich nimmt es diesen 1562 wieder zurück, doch nur um zu zeigen, daß es in den Jahren des Draußenstehens um nichts opferwilliger geworden ist, und somit 1566 zum zweiten Male — nun auf immer — auszutreten. Kurze Zeit darauf scheidet, wiewohl nicht so formell, auch Goslar aus, nachdem es schon seit 1564 jede hansische Leistung verweigert hat. Ein viel bestimmteres Bewußtsein von ihren hansischen Pflichten legen Hannover und Hameln an den Tag. Bis zum Jahre 1579 entrichteten sie trotz vieler Klagen über ungerechte Belastung mehr oder weniger regelmäßig ihre Quoten. Als damals aber — zuletzt war es 1572 geschehen — schon wieder eine zehnfache Contribution erhoben werden sollte, verweigerten sie die Zahlung und zwar nicht nur für dieses eine Mal; sie erklärten nämlich, in Zukunft nichts weiter als ein jährliches Fixum, ein Annuum, wie sie es nannten, für die hansischen Zwecke beitragen und im Fall der Ablehnung dieses Anerbietens sich des Bundes begeben zu wollen. Zwei Jahrzehnte hindurch wiederholten sie, so oft neue Forderungen Anlaß dazu gaben, bis zum Ueberdruß diese Erklärung, ohne eine bestimmte Antwort darauf erhalten zu können. So zeigte denn Hameln 1598 in sehr entschiedener Kürze seinen Austritt an und blieb dabei, obgleich kurz nachher die Annuumsanerbietungen aus dem Quartier — auch von dessen übrigen Mitgliedern lagen jetzt solche vor — im Princip angenommen wurden. Hannover freilich beschloß daraufhin im Bunde zu bleiben und mahnte sogar, die ehemaligen Genossen, darunter auch die längst ausgeschiedenen wie Halle, Aschersleben, Quedlinburg u. a. auf dieser Grundlage zum Wiedereintritt aufzufordern. Dennoch aber kam es zu einer Einigung zwischen ihm und der Bundesleitung nicht, und so ist auch Hannover seit Anfang des 17. Jahrhunderts nicht mehr Hansestadt, das niedersächsische Quartier nunmehr auf Braunschweig, Magdeburg und Hildesheim zusammengeschmolzen. Allerdings haben diese drei Städte bis zuletzt am Bunde festgehalten, aber von rückhaltloser Hingebung an ihn waren doch auch sie weit entfernt. Auch sie sträuben sich nach Kräften gegen die Ausschreibung von Contributionen, zu welchem Zwecke es auch sei; auch sie bedürfen häufiger Mahnung, ehe sie sich zur versprochenen Zahlung bequemen, und namentlich Braunschweig ist groß darin, diese unter den nichtigsten Vorwänden hinzuzögern; auch sie erklären schließlich — um die Mitte der achtziger Jahre — bis auf Weiteres zwar ein festes Annuum, aber nicht mehr die gewaltigen, mindestens zehnfachen Contributionen erlegen zu wollen. Nach langen Verhandlungen, während deren sie noch 1592 zur Vermeidung ihres Ausschlusses wohl oder übel in den sauern Apfel einer gar vierzigfachen Contribution beißen müssen, erreichen sie endlich 1598 die vorhin gedachte Entscheidung in ihrem Sinne. Doch nicht dieser Erfolg ist es, der seitdem die Opposition des niedersächsischen Quartiers verstummen läßt. Der Grund liegt viel tiefer, in dem Zurücktreten der bisher von der Hanse verfolgten Ziele hinter ganz andersartigen. Die großen Opfer des 16. Jahrhunderts galten alle der Aufrechterhaltung der hansischen Handelshegemonie — das 17. Jahrhundert stellt dem Bunde in erster Linie nur politische Aufgaben. Die unmittelbare Bedrohung durch die immer mehr erstarkenden fürstlichen Gewalten bringt engeren Zusammenschluß der in gleicher Gefahr befindlichen Städte zuwege, und Braunschweigs Bedrängniß durch Herzog Heinrich Julius ist es, die hierzu den vornehmsten Anlaß giebt.

Die Taterngräber in Volkmarode.

Mit dem Ausdrucke Tatern bezeichnet unser Volk die Zigeuner und dasselbe Wort ist in Schweden, Dänemark und Finnland für sie gebräuchlich. Es entstand durch irrthümliche Uebertragung des Namens des mongolischen Tatarenvolkes auf diese Nomaden, von denen wir jedoch mit großer Sicherheit wissen, daß ihre ursprüngliche Heimath Indien ist.

Unser Land ist so wenig wie andere deutsche Gebiete von dem fremden Volke verschont geblieben, das überall, wohin es kam, von den Einwohnern unfreundlich begrüßt wurde. Schwere Verordnungen seitens der Landesherrschaft beginnen schon am 18. August 1597 gegen die Tatern und setzen sich durch die Jahrhunderte fort; daß sie gern bei uns lagerten, dafür sprechen auch Flurnamen wie der Taternkamp bei Klein-Twülpstedt, der Taternpfahl bei Hedeper und Kissenbrück. In der Zigeunersprache hat Braunschweig einen eigenen Namen; es heißt graiéskero temm, das Pferdeland, von grai, das Pferd, womit auf das braunschweigische Wappen gedeutet wird, und temm, Land.

Noch jetzt kommt es alljährlich vor, daß urplötzlich zu einer bestimmten Jahreszeit von verschiedenen Seiten her das wandernde Volk in größerer oder geringerer Anzahl im Braunschweigischen erscheint. Im sogenannten Künstlersalonwagen ziehen die bald stärkeren bald kleineren Trupps alle einem gemeinsamen Ziele zu, dem nordwestlich von der Stadt Braunschweig gelegenen Dorfe Volkmarode. Hier und im Kruge des nahen

Dibbesdorf lassen sie sich häuslich nieder und begehen auf dem Friedhofe von Volkmarode eine fromme Ceremonie, halten einen Todtencultus ab, der bei diesen Nomaden besonders ausgebildet ist. Ap i mulende! Bei den Todten! ist der höchste Schwur, den das äußerlich wohl christliche, innerlich aber noch stark heidnisch gefärbte Volk leistet, und wie sehr der Zigeuner an hervorragenden Todten seines Stammes hängt, beweisen gerade diese alljährlich, in vermehrter Anzahl aber alle vier Jahre stattfindenden Wallfahrten nach Volkmarode. Dabei wird die Gelegenheit ergriffen, gemeinsame Angelegenheiten der zerstreuten Banden zu besprechen, Ehen oder Verlöbnisse zu schließen u. dergl. Es herrscht Fröhlichkeit im Kruge und die Wirthe haben nicht zu klagen, denn die in Dibbesdorf und Volkmarode verkehrenden Tatern sollen gute Zahler sein. „Sei hebbet en ganzen bü'el vull blanke dalers midde."

Auf dem Kirchhofe von Volkmarode liegen zwei Zigeunergräber, deren eines sich durch auffallende Form auszeichnet; es ist dies eine Art Mausoleum in Gestalt einer kleinen Hütte, mit Schiefern gedeckt, umgeben von hohen Ahornen und Lebensbäumen. Darin steht, wie ein Volkmaroder erzählte, der mit rothem Tuche beschlagene Sarg halb über der Erde. Das Kreuz, welches auf der Hütte stand, ist zerbrochen und man liest darauf nur noch: Robert Blum geboren 1850 zu Berlin. Im wirren Durcheinander wurde dem Berichterstatter erzählt: es sei dies der Sohn eines Zigeunerhauptmanns gewesen, der vor etwa 25 Jahren in Dibbesdorf gestorben wäre; der Vater habe schwer getrauert. Vielleicht aber sei es auch ein Sohn des Revolutionärs Robert Blum gewesen, der auf den Barrikaden erschossen worden sei — was selbstverständlich eine mit Anklang an den Namen des Verstorbenen später entstandene Fabel ist.

In dem zweiten Grabe, das mit einem knorrigen Kreuze geschmückt ist, liegt die Zigeunerin Hulda Franz, geb. Strauß, geboren zu Merseburg 1848, gestorben 1881. Wir wissen von ihr, daß ihr Mann sie kurz vor ihrem Tode in dem Künstlerwagen vor das Haus eines angesehenen Braunschweiger Arztes fuhr, der sie stöhnend und ächzend in einer Hängematte in jenem Wagen fand. Der Zigeuner aber erschien in grüner, goldbetreßter Husaren-Uniform mit langen, schwarzen, herabhängenden Haaren. Diese Frau ist auch in Dibbesdorf gestorben und dann in Volkmarode beigesetzt worden.

Auffallend erscheint bei beiden Gräbern noch Folgendes: Um die Kreuze sind schmale Bänder von verschiedener dunkler Farbe und Stoff gewunden, welche nach Aussage eines Einwohners von Volkmarode von den alljährlich eintreffenden Zigeunerweibern und Mädchen dort als Todtenopfer dargebracht werden. Gewöhnlich sind es die Haarbänder der Spenderinnen. Damit ist aber ein uralter, durch den ganzen Orient gehender Brauch erhalten, nämlich Kleiderfetzen, Bänder u. dergl. als Votivgaben an Bäumen, Gräbern von Heiligen u. s. w. zurückzulassen, ein Brauch, der auch vielfach aus Indien belegt ist und von des Ganges Ufern bis zu dem kleinen braunschweigischen Dorfe getragen ist.

Auch in Erkerode am Elm soll sich ein in ähnlicher Art geschmücktes Zigeunergrab befinden. A.

Bücherschau.

A. Lambrecht und **A. Kleye.** Unser jetziges directes Steuersystem nebst einer Betrachtung über das in Aussicht genommene Staats-Einkommensteuer-Gesetz. Braunschweig und Leipzig, Wollermann 1896. 36 S. 8⁰ — ℳ 50 ₰.

In dieser Schrift geben die Landtagsabgeordneten Lambrecht und Kleye eine Kritik des bestehenden Zustandes unseres directen Steuersystems und bringen sie ihre Wünsche bezüglich der vom Ministertische seit Jahren versprochenen Steuerreform zum Ausdrucke Schon im Mai 1892 hat die Finanzcommission des Landtags in einem vom Oberbürgermeister Pockels verfaßten Berichte zu dieser Frage Stellung genommen und empfohlen: Aufhebung der Grundsteuer und Gewerbesteuer sowie Einführung einer Einkommensteuer unter stärkerer Heranziehung des fundirten Einkommens im Verhältniß zum eigentlichen Arbeitsverdienste. Dieses einfache und klare, im Landtage gebilligte Programm, das dem heutzutage wohl überall anerkannten Grundsatze, daß die Leistungsfähigkeit der Maaßstab für die Höhe der Staatssteuer sein soll, entspricht, haben die Herren Lambrecht und Kleye leider nicht acceptirt. Nicht ohne Anklänge an die bei Socialdemokraten und Agrariern Mode gewordenen demagogischen Floskeln von der Ungerechtigkeit der heutigen Gesetzgebung suchen die Verfasser nachzuweisen, daß der Grundbesitzer, insbesondere der ländliche, das Stiefkind des Staates sei und dem Steuerdrucke fast erliege. Dabei wird verschwiegen, in welcher glänzenden Weise sich in den letzten Jahrzehnten die Landwirthschaft, speciell unser Bauernstand, unter der liberalen Gesetzgebung, die den auf dem kleineren Grundbesitze lastenden Druck beseitigte, gehoben hat, wie die Grundrente gestiegen ist und insbesondere in den Zuckerrüben bauenden Gegenden die Erträge der Landwirthschaft sich in ungeahntem Maaße gesteigert haben. Selbst heute noch, wo der Wirthschaftswerth, wenigstens zur Zeit, gesunken ist, stehen die Pacht- und Kaufwerthe der landwirthschaftlichen Grundstücke bei uns so hoch wie nur je. Die Grundsteuer, welche von einer weit geringern Ertragsfähigkeit des Bodens ausging, ist für die ländlichen Grundstücke seit 40 Jahren unverändert geblieben. Im Gegensatze dazu sind die städtischen Grundstücke seit Einführung der Grundsteuer wiederholt abgeschätzt und ist die Veranlagung der Steuer den ermittelten höheren Grundwerthen entsprechend geschehen, so daß speciell in der Stadt Braunschweig die Grundsteuererträge nicht nur durch die Vergrößerung der Stadt, sondern auch durch die gegen früher gestiegenen Miethwerthe der Häuser vermehrt sind. Während 1877 für 12 Monate 256857 ℳ in der Stadt Braunschweig an Grundsteuer ausgeschrieben wurden, betrug dieselbe für 12 Monate 1895/6 404193 ℳ; eine enorme Steigerung zu Ungunsten der städtischen Grundbesitzer

Wenn ferner in der Lambrecht-Kleye'schen Schrift, um die auf dem ländlichen Grundbesitze lastenden Kosten als erschreckend hoch nachzuweisen, Brandversicherungsbeiträge u. dgl. und in der Reichsgesetzgebung begründete Ausgaben für Invaliditäts-, Alters- und Kranken-

versicherung herangezogen werden, so ist doch demgegenüber hervorzuheben, daß die zur Sicherung des Besitzers gegen Gefährdung aufgewandten Beträge unmöglich bei der Frage der steuerlichen Belastung in Rechnung kommen können, ebensowenig wie der auf Seite 21 erwähnte Umstand, daß im Kriegsfalle dem Landmann die besten Pferde aus dem Stalle gezogen werden.

Wie es „den reichen Leuten", welche aus „Actien, Dividenden" Einnahmen beziehen, im Kriege ergeht, ist auch nicht ergötzlich und auch sie erleiden eine gleiche Belastung und Schmälerung des Einkommens durch das Reich wie die ländlichen Grundbesitzer; denn die socialpolitischen Gesetze berühren die Industrie mindestens in gleichem Maaße wie die Landwirthschaft, ganz zu schweigen von den das mobile Capital treffenden Reichsstempelabgaben, Börsensteuer 2c.

Ist sonach die Begründnng als einseitig und deshalb nicht immer gerecht zu bezeichnen, so kann die Tendenz der Verfasser, die Grundsteuer und Gewerbesteuer zu beseitigen und durch eine Einkommensteuer zu ersetzen, nur gebilligt worden. Die Verhältnisse haben sich gegen früher wesentlich geändert. Das mobile Capital hat sich mit der Zunahme des Nationalreichthums in Deutschland colossal vermehrt; wir sind mehr oder weniger Industriestaat geworden und es ist nur gerecht, wenn die Steuergesetzgebung dem Rechnung trägt und die Lasten den stärksten Schultern auferlegt, also unter anderen Verhältnissen und nach anderen Gesichtspunkten geschaffene Steuern fallen läßt.

Leider haben die Verfasser sich aber schließlich gescheut, die nothwendige Consequenz ihrer Ausführungen zu ziehen, und sie empfehlen nicht, wie der oben erwähnte Bericht der Finanzcommission die Einführung der Einkommensteuer als einzige directe Staatssteuer, sondern die Beibehaltung der von ihnen als so verwerflich geschilderten Steuern und wollen deren Ungerechtigkeiten dadurch beseitigen, daß deren Beträge auf die Einkommensteuer angerechnet werden sollen. Dieser Versuch muß als verfehlt angesehen werden, weil er zu der auf Seite 32 anerkannten und als Vorzug hervorgehobenen Consequenz führt, daß derjenige Grundbesitzer oder Gewerbetreibende, welcher so wenig verdient, daß er gar keine oder nur geringere Einkommensteuer zahlt, trotzdem den vollen Betrag der bestehen gebliebenen Grundsteuer oder Gewerbesteuer entrichtet. Das wäre denn doch die denkbar größeste Ungerechtigkeit, wenn man den wohlhabenden, erhebliches Einkommen beziehenden Grundbesitzern und Gewerbetreibenden die Steuern abnimmt und den armen beläßt; dazu würde sich weder die Regierung noch der Landtag verstehen. Ueberhaupt ist nicht einzusehen, welche Gründe für eine solche Scheinexistenz von Steuern sprechen sollten; fällt die Grundsteuer auch nur in der Form der Anrechnung auf die Einkommensteuer, so ist die jetzige Zusammensetzung des Landtags nicht zu halten. Es kommt hinzu, daß die größeren Gemeinwesen bei den ständig wachsenden Bedürfnissen die Grund- und Gewerbesteuer, wenn auch in anderer Form und vielleicht geringerer Höhe, nicht werden entbehren können, wenn nicht die Einkommensteuer zu unerschwinglicher Höhe wachsen soll, die von der Finanzcommission des Landtages empfohlene Ueberweisung dieser Steuern an die Commune aber unmöglich wird, wenn der Staat sie, wenngleich nur auf dem Papiere, unverändert beibehält.

In der Form einer Vermögensrentensteuer neben gleichförmiger Belastung des mobilen Vermögens wird allerdings auch der Grundbesitz demnächst vom Staate noch herangezogen werden müssen, um eine Entlastung des reinen Arbeitsverdienstes bei Aufbringung der nothwendigen Staatseinkünfte zu ermöglichen, allein das ist nicht eine Beibehaltung der Grundsteuer im Sinne der besprochenen Schrift.

Das Urtheil über letztere wird man dahin zusammenfassen können, daß die Bekämpfung der Grund- und Gewerbesteuer zu billigen, aber nicht neu, die gegebene Begründung einseitig und der empfohlene Ausweg nicht gangbar ist. Semler.

Br. Landwehr-Zeitung. 5 u. 6. Zum Sedantage; v. Legat, Gefecht b. Saarbrücken. — 7. Westphal, vom Kyffhäuser-Denkmal. — 8. Frh. v. B., Ritt des Grafen Zeppelin.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 13—15. H. Nicolai, Gründung ländlicher Kirchenchöre; A. Fricke, ein Vorkämpfer für die Neugestaltung des Naturgeschichtsunterrichts (Joh Heinr. Blasius). — 16—19. L. Heinemann, aus d. Geschichte d. Rechenunterrichtes. — 20. Nachruf an v. Schmidt-Phiseldeck; Landeslehrerverein 1894—95; Landes-Lehrertag zu Bad-Harzburg.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. Juli-Aug. 23. u. 24. Plenarversammlung der Handelskammer: Bericht der Handelsschule, d. städt. Fortbildungs- und Gewerbeschule; Production u. Besteuerung des Bieres, Branntweins 2c.

Br. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 27. Frühjahrs-Versamml. des Central-Ausschusses des landwirthsch. Central-Vereins; Bedeutung Argentiniens als Vieh- u. Fleisch-Exportland. — 28. Zur Beerenweinbereitung; Uebersicht der durchschnittl. Ernteerträge i. d. Amtsgerichtsbezirken des Herzogth. Br. i. J. 1894. — 29. Entwickelung der Preise der landwirthschftl. Haupterzeugnisse in Deutschl.; 30. Ursachen der Stickstoffverluste in faulenden organ. Stoffen; milchwirthschaftl. Institut in Hameln; Fohlenschau in Seesen. — 31. Wie läßt sich die Milchviehhaltung einträglich gestalten?; worauf beruht die Wirksamkeit des Thomasschlackenmehls? 32 — Danger, Stroh und Spreu der Oelfrüchte; Pflücken der Birnen; Orth, Verwendung von Kalk und Mergel. — 33. H. Pütz, Schutzimpfung gegen „Stäbchenrothlauf" d. Schweine; Eichloff, Wassergehalt d. Butter. — 34. Herter, Schlachtschweine d. Berliner Mastvieh-Ausstellung; Aufbewahrung v. Kernobst. — 35. Eichenschälwaldbetrieb; Einschränkung d. Verbreitung d. Tuberculose beim Rindvieh. — 36. Bongartz, Nervenschlag d. Pferde; Veredlung d. Getreides. — 37. Ruhland, Giebt es eine Ueberproduction im Getreide? — 38. Spreufütterung in gesundheitl. Hinsicht; v. Ploetz, Bedeutung u. Gefährdung d. deutschen Landespferdezucht. — 39. Wie gründet man Raiffeisenvereine? — 40. Vieth, Molkerei-Ausstellung. — 41. Die sog. innere Fremdkörperentzündung d. Rindviehs. — 42. Meisel, Haftverbindlichkeit bei d. sog. „freien" Vereinen.

Evang. Gemeindeblatt. Nr. 34—42 Italien; (34) Gustav-Adolfs-Feste als Volks-Feste; (37) Weiherede Fabers b. Kaiser Wilhelm-Denkmal; (39 u. 40) Hauptversammlung der Gustav-Adolf-Stiftung in Hannover; (41 u. 42) K. Z. Materialismus, Pantheismus, Gottesglaube.

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 10. November. 1895.

[Nachdruck verboten.]

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

1. Zur Geschichte der Prähistorie im Lande Braunschweig.

Die erste Kunde von der Betrachtung eines vorgeschichtlichen Denkmales vernehmen wir aus der Stadt, bei der sich eins der ältesten Klöster unseres Landes erhob, in der einst auch die Julius-Universität blühte. Aber nicht die zahlreichen Grabhügel, die sich damals auf dem Elme und in seiner Umgebung noch so zahlreich vorfanden, waren es, die die Aufmerksamkeit der Gelehrten jener Hochschule erregten, sondern jene beiden Steingräber, die auf dem St. Annenberge vor Helmstedt liegen. Die Sage erzählt, Riesen hätten vor Zeiten die Blöcke dahingeworfen, und Hermann Conring, Professor an der dortigen Universität, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, weiß nichts anderes, als dieser Sage beizustimmen. In einer 1665 erschienenen Schrift sagt er, daß die Lübbensteine ein Zeugniß seien von den Giganten, die vor der Sündfluth in dieser Gegend gewohnt hätten. Unmöglich sind diese Blöcke, so meint Conring, durch die Hände gewöhnlicher Menschen an ihren Ort geschafft, dazu in die Höhe gebracht und aufeinander gelegt worden, da man ja damals noch keine mechanische Hebzeuge hatte.

Ein halbes Jahrhundert später hat dann Caspar Calvör, Generalsuperintendent und Consistorialrath in Clausthal, die Lübbensteine richtig als Gräber erkannt[1]).

Nach einigen fünfzig Jahren ist es abermals die Gegend am Elme, wo von vorgeschichtlichen Fundstätten die Rede ist. Arnold Ballenstedt, Rector am fürstlichen Gymnasium zu Schöningen, weist in einer kleinen Schrift auf die Alterthümer jener Gegend hin[2]). Er kennt die „sogenannten Donnerkeile, auch die mit durchbohrtem Loche“, wovon er selbst ein paar besitzt. Dann erzählt er von den Begräbnißhügeln, die noch zu seiner Zeit dort in Menge zu sehen waren. In einem Umkreis von wenig Meilen, sagt er, ist fast kein Ort, wo nicht dergleichen vorhanden sind, und, so fügt er hinzu, wer weiß, was noch entdeckt werden wird! Besonders erwähnt er die Grabhügel von Harpke und Marienborn, dann die Todtentöpfe von Schöningen, die der Pflug aufwühlte, die von Söllingen, die nahe an der Kirche stehen, die von Evessen, Schlanstedt u. s. w. Nach der Meinung des würdigen Rectors stimmen die Hügel im Bau, in der Lage und Gestalt mit denen auf der jütischen Halbinsel vollkommen überein, und so kommt er zu dem Schluß, daß auch hier am Elme Cimbern gewohnt und die Stadt Schöningen gegründet hätten.

Zu derselben Zeit, da Ballenstedt seine Untersuchungen über die ältesten Bewohner des Elmes anstellte, lebte in einem stillen Dorfe, wenige Stunden von Schöningen, der Mann, der als der erste Prähistoriker unseres Landes angesehen werden muß. Es ist das der Pastor Johann Christian Dünnhaupt zu Lelm. Denn während andere Gelehrte an die Steingräber und Grabhügel nur ihre Betrachtungen über die Erbauer anknüpften, auch gelegentlich einen Todtentopf oder ein Steinbeil mitnahmen, hat Dünnhaupt zuerst Spaten und Hacke in die Hand genommen, um zu graben, und dann seine Erfahrungen und Forschungen auch veröffentlicht.

Johann Christian Dünnhaupt wurde 1715 wahrscheinlich in einem Orte des Weserlandes geboren und bezog in seiner Jugend die Klosterschule zu Amelunxborn. Er studirte Theologie und wurde 1751 Prediger zu Berel im Amte Salder; 1763 verlieh ihm sein Landesherr das Pfarramt zu Lelm und Langeleben.

Hier im friedlichen Pfarrhause zu Lelm widmete er sich in seinen Nebenstunden der Erziehung und dem Unterrichte seiner Kinder. Nachdem er aber seine drei ältesten Söhne auf Schulen und Akademien geschickt hatte, griff er wieder zu seinem Lieblingsstudium, nämlich zur Alterthumskunde der Heimath. Der Verlust eines mit Recht erwarteten Erbes traf ihn empfindlich und kränkte sein Gemüth. Um sich zu beruhigen, befolgte er die Regel des weisen Sirach: Nimm dir etwas vor zu arbeiten, so widerfährt dir sobald keine Krankheit. Darum las er Werke der Geschichtsschreiber und fing an, die Grabhügel im nahen Elmwalde zu eröffnen und Urnen auszugraben. Hierdurch erheiterte sein Gemüth sich immer mehr auf, und er überzeugte sich von der Wahrheit dessen, was Cicero sagt: Studien bieten uns

1) C. Calvör, Das alte heidnische und christliche Niedersachsen. Goslar, König. 1714. S. 61.

2) M. Jo. Arnold Ballenstedt, Der erste Versuch über einige Merkwürdigkeiten der braunschweigischen Länder. Helmstedt, Drimborn, 1771.

im Unglück Hülfe und Trost und erfreuen uns zu Hause[3]).

Jene Grabhügel, die Dünnhaupt ausgrub, lagen nahe bei Lelm in dem Theile des Elmwaldes, welcher der alte Hain heißt. Professoren der nahen Universität Helmstedt ermunterten ihn, in seiner Arbeit fortzufahren und Studenten kamen auch wohl hinzu, dem Urnengraben beizuwohnen. Daneben forschte er fleißig weiter in den Geschichtswerken der Alten und trug aus ihnen zusammen, was sich auf die Bewohner unserer Heimath, auf ihre Religion, ihre Wohnungen bezog. Wie manchmal mag der Pastor den Weg von Lelm nach Helmstedt gegangen sein, um sich immer wieder neue Werke, immer wieder andere Bücher zu holen, die er in seiner Bibliothek nicht hatte! Aus diesen Studien und Nachforschungen entstand dann zuletzt seine Schrift: Beiträge zur Deutschen Niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern. Helmstedt, 1778. Wie denn das so manchmal geschieht, daß Freunde des Alterthums auch ihrem Wohnorte gern eine besondere Bedeutung zutheilen möchten, so ist auch Dünnhaupt in seinem Eifer manchmal zu weit gegangen, und wir können nicht allen seinen Behauptungen zustimmen, so, wenn er von einem auf dem Stöh erfochtenen Siege der Cherusker über die Katten spricht, wenn er von einem Kampfe der Sachsen unter Wittekind und Hesio gegen Karl den Großen erzählt, der gleichfalls an dieser Stätte ausgefochten sein soll, oder wenn er drei Steine auf dem Stöh als Fundament eines dreiseitigen Altars ansieht, auf dem die Cherusker ihren Göttern Dankopfer darbrachten, wobei die Druiden, ihre Priester, die Gefangenen schlachteten. Dagegen gebührt ihm das Verdienst, daß er der Erste war, der in den zahlreichen auf dem Elme befindlichen Erdgruben jene Höhlenwohnungen erkannte, von denen Tacitus im 16. Capitel seiner Germania spricht. Der bedeutendste und wichtigste Abschnitt des Buches ist jedoch der, wo er einen Bericht über seine Ausgrabungen liefert. So sorgfältig, wie er jene ausgeführt, so gewissenhaft ist auch die Beschreibung der Grabhügel und der Urnen, und es stände ein gut Stück mit der Vorgeschichte unsres Landes besser, wenn die Urnengräber der Gegenwart nur erst solche Fundberichte niedergeschrieben hätten, wie der Lelmer Pastor vor 120 Jahren. Es ist auch sehr anzuerkennen, daß er seinem Werke eine Kupfertafel anhängte, auf der elf Urnen nebst einigen Beigaben dargestellt sind.

Gelegentlich erzählt uns der fleißige Ausgraber auch, daß zu seiner Zeit auch noch ein anderer Mann vorgeschichtliche Funde aufbewahrte. Der Abt von der Hardt, Professor zu Helmstedt, besaß einige kostbare Urnen nebst den dabei gefundenen Seltenheiten, als goldene Ringe und Haarnadeln[4]).

Seine Entdeckungen der Urnen wurden bald in der Umgegend, ja sogar in andern Ländern bekannt, und das erweckte denn bei habgierigen Leuten den Wunsch, auch zu graben, freilich nicht nach Heidentöpfen, sondern nach Schätzen. Er bekam Briefe von solchen Männern unter versteckten Namen, auch ohne Unterschrift, mit der freundlichen Bitte, ihnen bei ihrer Schatzgräberei behülflich zu sein. Sogar hochgestellte Persönlichkeiten trugen ihm die Leitung über solcherlei Unternehmungen an mit der Versicherung bester Verpflegung und Belohnung seiner Mühe mit viel Tausenden. Der eine wußte hier, der andere dort in der Erde, auf Höfen und in Gebäuden, wo ehemals Tempelherren gewohnt haben sollten, unsägliche Schätze liegen. Dünnhaupt forderte in seiner Antwort auf dergleichen Anträge nicht nur die obrigkeitliche Genehmigung, sondern verlangte auch, daß öffentlich gegraben werden solle. Doch dazu wollte und konnte sich Niemand verstehen, und weil der Pastor viel abergläubisches Wesen dabei merkte, so fertigte er jene Leute gehörig ab und warnte die Goldgierigen vor den Schatzgräbern als Erzbetrüger. Er gab sich der Hoffnung hin, verschiedene Schatzgräber, deren sich, wie er sagt, mehr finden, als man denken sollte, auf bessere Gedanken gebracht zu haben.

Der alte Pastor starb am 2. Mai 1786 im Alter von 71 Jahren. Das Kirchenbuch fügt noch hinzu: Er wurde in seinem Leben wegen seiner Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit von Jedermann geliebt und bei seinem Tode allgemein betrauert [5]).

Nun folgt eine lange, stille Zeit, in der von Urnengraben keine Rede ist. Einmal im Frühling des Jahres 1801 wurden am Sandberge vor Braunschweig zwei Aschentöpfe gefunden und von dem Unterofficier C. F. Vonderfour in Kupfer gestochen. Erst 38 Jahre nach Dünnhaupt's Tode lebte wieder ein Mann, der, wie Jener, zu Hacke und Spaten griff, um die Gräber der Alten zu öffnen. Es war dies der Kreisamtmann Wilhelm Bode, aus Königslutter gebürtig und später lange Zeit Stadtdirector zu Braunschweig, ein Freund der vaterländischen Alterthümer, der auch den vorgeschichtlichen Gegenständen seine Aufmerksamkeit widmete. In den Jahren 1824 und 25 veranstaltete er Ausgrabungen am schwarzen Berge und im Hainholze bei Helmstedt und veröffentlichte darüber einen kurzen Bericht mit Zeichnungen im 3. Bande von Kruse's Deutschen Alterthümern, Halle 1828. Er gab dabei die Absicht kund, sich später ausführlicher über seine Funde zu äußern. Einige der von ihm ausgegrabenen Sachen, besonders der merkwürdige Eisenring, der in einer Bronzehülse steckt, und die wichtige „silberne“ Bügelspange kamen später aus seiner Sammlung ins Herzogliche Museum.

Mit dem Ende des 3. Jahrzehnts brach eine Zeit an, wo den Sammlern die schönste Gelegenheit geboten wurde, Funde zu machen und Alterthümer zu erwerben. Im Jahre 1828 begann nämlich an Stelle der alten Heerstraßen der Bau der Staatsstraßen, denen sich dann von 1841 an die Gemeindewege anschlossen. Von 1835 an wurden die Vorarbeiten zu der Eisenbahn Braunschweig-Harzburg betrieben. Um dieselbe Zeit wurde die Zusammenlegung der Grundstücke in Angriff genommen, und diese für die Landwirthschaft so bedeutsame Arbeit ist dann in den folgenden Jahrzehnten fort-

---

3) Cicero pro Archia 16.
4) Dünnhaupt, a. a. O. S. 237.
5) Nach gütiger Mittheilung des Herrn Pastor Försterling zu Lelm.

gesetzt worden. Nun wurde Unland unter den Pflug gelegt, es wurden Entwässerungsgräben gezogen, Wege gebaut, so daß die Ackerflur ein ganz anderes Ansehen erhielt. Dann erfolgte seit 1849 der Anbau der Zuckerrübe, die einen tiefgepflügten Boden verlangt. Bei all diesen Arbeiten sind viele Gräber aufgedeckt, viele Alterthümer gefunden worden, doch hat man nicht gehört, daß sich Jemand sonderlich darum bekümmert hätte. Nur einmal wurde auf diese Schätze hingewiesen. Bei Watenstedt im Amte Schöningen kamen beim Wegebau eine Menge Urnen zu Tage. Hilmar von Strombeck, zu der Zeit Aktuar in Schöningen, nahm sich der Funde mit Eifer an, machte im Jahre 1850 dem Staatsministerium in Braunschweig Anzeige davon und bat um einen Zuschuß von 25 Thalern, um dies Urnenfeld für das Herzogliche Museum ausbeuten zu können [6]). Aber der Geheimrath Langerfeldt hielt, nachdem er über diesen Gegenstand die gutachtliche Aeußerung des Hofrathes Eigner eingezogen hatte, es nicht für angemessen, auf den Vorschlag einzugehen. Das Herzogl. Museum — so lautete der Bescheid aus dem Ministerium — besitzt bereits eine genügende Zahl solcher Aschenkrüge, und eine Ausbeute an alterthümlichem Geräth oder Schmuck steht hier, wo nur Knochen und Asche als Inhalt der Krüge sich gefunden haben, nicht zu erwarten. H. von Strombeck bemerkt hierzu mit Recht, daß das Museum nur eine unbedeutende Zahl von Urnen habe, von denen viele um so werthloser seien, da ihr Fundort unbekannt sei [7]).

Bald nach dieser Zeit begannen zwei Männer vorgeschichtliche Gegenstände zu sammeln. Der eine war der für unsere Landeskirche bedeutsame Dr. Heinrich Thiele, Abt zu Riddagshausen, der wiederum ein Sohn des Elmes war, da seine Wiege ebenfalls in Königslutter gestanden hatte. Derselbe trieb in seinen Mußestunden eifrig Geschichte, besonders Alterthumskunde. Er kaufte nicht nur einzelne Fundstücke auf: Steingeräthe, Schmucksachen, Werkzeuge und Waffen aus Bronze und Eisen, sondern öffnete auch selbst Grabhügel und deckte Urnenfelder auf. Bei seinen Bestrebungen auf diesem Gebiete wurde er durch eine ausgebreitete Bekanntschaft in der Nähe und Ferne unterstützt, besonders auch durch Prediger unseres Landes gefördert. Ueber seine Erwerbungen legte er genaue Verzeichnisse an, so daß die Herkunft jedes Stückes bestimmt ist. Freilich vermissen wir jetzt eingehendere Fundberichte, wie auch eine besondere Charakteristik der einzelnen Urnenfriedhöfe. Im Jahre 1878 kaufte die Regierung unseres Landes 995 Nummern der Thiele'schen Sammlung für 5500 ℳ an, und 1886 erwarb sie noch einen andern Theil seiner Schätze, den er inzwischen wieder gesammelt hatte. Alle Gegenstände wurden dann dem Herzogl. Museum überwiesen.

Da in dem letztgenannten Jahre auch die Sammlung des Conservators Moritz Schultz angekauft und dem Herzoglichen Museum übergeben wurde, so gelangte dasselbe durch diese Erwerbungen auch auf dem prähistorischen Gebiete zu einiger Bedeutung, die durch die etwa gleichzeitig erfolgten Schenkungen des Herrn Baumeisters Leidesdorf und des Herrn Mannsfeld-Bullner in Kopenhagen noch erhöht wurde.

In jener Zeit, da der Abt Thiele sammelte, schenkte auch der Dr. Karl Schiller den unscheinbaren Urnen und den übrigen kärglichen Resten der Vorzeit seine Aufmerksamkeit. Als Vorsteher des städtischen Museums zu Braunschweig hat er in unermüdlicher Weise, wie für andere Theile seiner Anstalt, so auch für die vorgeschichtliche Abtheilung gesorgt, manches Stück erworben oder sich für seine Sammlung schenken lassen. Aber noch mehr! Alles was er an Nachrichten auf dem Gebiete der Vorgeschichte erlangen konnte, Berichte über Ausgrabungen, Veröffentlichungen von Funden u. a. trug er mit Bienenfleiß zusammen und vereinigte alle diese sorgfältig aufgeschriebenen Mittheilungen unter dem Namen: Fundstätten vorchristlicher Alterthümer im Herzogthum Braunschweig. Sie bilden eine werthvolle Fundgrube für die Vorgeschichte unseres Landes.

Diesen Männern von der Universität, dem Gymnasium und der Kirche, die durch Schriften sowohl wie auch durch Ausgrabungen und durch das Sammeln der alten Fundstücke der Vorgeschichte unseres Landes dienten, muß noch ein ungelehrter Mann angereiht werden, der von nicht minderem Eifer für das Erbe unserer heidnischen Vorfahren erfüllt war, als jene. Auch er war ein Sohn des Elmes, wie denn dieser waldige Höhenzug mit seinen zahlreichen Einzelfunden, seinen Grabhügeln und Mardellen, seiner Hochburg über dem Reitlingsthale für unser Land der Ausgangspunkt der vorhistorischen Arbeiten geworden ist. Am Ausgange jenes friedlichen Thales liegt das Dörfchen Erkerode. Dort wohnte bis in die siebenziger Jahre auf seinem Familienerbe der Mühlenbesitzer Hans Mülter, später Bohrunternehmer in Königslutter. Von Jugend auf hatte er dem, was der Schooß der Erde an Mineralien oder Menschenwerk birgt, nachgespürt, und der Abt Thiele verdankte ihm manchen Nachweis und manches Fundstück. Dann, als er bemerkte, es war 1868, wie in den Tuffsteinbrüchen des nahen Lucklum achtlos Aschenkrüge zerbrochen, Skelette und Waffen beiseite geworfen wurden, beschloß er, selbst zu sammeln und zu retten, was noch zu retten war. So erwarb auch er Steingeräthe, Bronzeschmuck und Waffen. Auf mancher Wanderung, auf mancher Fahrt spürte er auf, was die Leute beim Pflügen, Hacken oder Roden gefunden hatten, und erwarb es. Auf dem Elme und auf dessen benachbarten Fluren grub er auch Urnen aus, ja selbst in die Lüneburger Heide zog er, um Hügel zu öffnen. So brachte er denn eine ansehnliche Sammlung zu Stande, sein Freund, der Bildnißmaler Haacke, zeichnete die Erwerbungen in ein Skizzenbuch, und Mülter schrieb den Fundbericht dazu. Nach einigen Jahren verkaufte er seine Mühle und damals, 1877, erwarb das städtische Museum seine Sammlung. H. Mülter starb zu Anfang Februar 1894 in Königslutter.

Daß ein solcher Mann jener kleinen Zahl von Freunden und Förderern der Vorgeschichte angereiht werden kann, ist ein erfreuliches Zeichen. Es zeigt uns, daß die Theil-

6) C. Schiller, Fundstätten vorchristlicher Alterthümer im Herzogthume Braunschweig. Mnscpt. Watenstedt.

7) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1864, S. 358.

nahme an jenen unscheinbaren Ueberbleibseln unserer Vorfahren in immer breitere Volksschichten eindringt. Und das ist gut. Denn keine Wissenschaft ist so auf die Mitwirkung weiterer Kreise angewiesen, wie die Vorgeschichte. Weg- und Waldarbeiter, Tagelöhner und Knechte sind es, die am ersten Urnen spüren und Steingeräthe oder Bronzen finden, und Hofbesitzer, Förster, Verwalter und Wegebauaufseher sind gewöhnlich die ersten Leute, denen das kund wird. Möchten sich doch auf dem Lande noch mehr solche Männer finden, die sich dieser Funde annehmen!

Fast hundert Jahre vergingen nach dem Erscheinen der Dünnhaupt'schen Beiträge, bis wieder ein Buch auf dem Gebiete der Vorgeschichte veröffentlicht wurde. Es war von Alfred Nehring geschrieben und behandelte die vorgeschichtlichen Steingeräthe Norddeutschlands[8]). Der Verfasser, damals Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel, studirte schon in jener Zeit hauptsächlich die Knochenreste von Thieren in den diluvialen Bodenablagerungen, insbesondere in den Gipsbrüchen von Thiede unweit Wolfenbüttel und Westeregeln im Bodegebiet, und wies aus ihnen nach, daß nach dem Schwinden des gewaltigen Inlandeises, welches sich von Skandinavien aus über die norddeutsche Niederung breitete, zunächst eine Tundra entstand, der dann später die Steppe und darnach erst der Wald folgte. Neben diesen Forschungen sammelte Nehring auch Steingeräthe, und arbeitete einen Vortrag, den er im Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde gehalten, zu jener Schrift aus, in welcher er Material und Hauptformen, Herstellungsweise und Zweck der Steingeräthe bespricht und dabei besonders auf braunschweigische Fundstücke Bezug nimmt[9]). Seine Sammlung vorgeschichtlicher Werkzeuge wurde vom Ortsverein für Geschichte angekauft.

In Folge der Thätigkeit jener Sammler sind nun die Schränke unserer Museen mit Thongefäßen angefüllt, und in den Schaukästen liegen Bronze- und Eisensachen, Perlen und Münzen[10]). Sollen nun solche Alterthümer auch fernerhin in derselben Weise zusammengetragen werden, oder was muß geschehen, um der Vorgeschichte zu dienen? Mancherlei Aufgaben sind auf diesem Gebiete zu lösen. So ist es wünschenswerth, daß die wichtigeren der in den Museen und sonstigen Sammlungen aufbewahrten Fundstücke in Wort und Bild veröffentlicht werden und zwar unter Hinweis auf ähnliche Sachen in Deutschland und anderen Ländern.

Nöthig wäre es, die großen Denkmäler der Vorzeit, wie die Hünensteine bei Benzingerode, die Schanzen und Ringwälle vor weiteren Zerstörungen sicher zu stellen, sei es durch Ankauf seitens der Regierung oder sei es durch Erlaß eines Schutzgesetzes[11]). Das unbefugte Graben nach Urnen und Bronzen müßte auf den Liegenschaften der städtischen und ländlichen Gemeinden möglichst verhindert, auf dem Grund und Boden der Domänen und Staatsforsten verboten werden.

Durch den auf so hoher Stufe der Entwicklung stehenden Ackerbau in unserm Lande sind die Felder bis zu einer gewissen Tiefe hin so umgewühlt, daß wohl bei der Bewirthschaftung immer noch Steingeräthe und Bronzen, sehr selten aber heile Urnen oder unberührte Gräber gefunden werden. Doch aber giebt es noch Stätten genug, wo eine von kundiger Hand unternommene Ausgrabung Aussicht auf Erfolg hätte. Dahin gehören die zahlreichen Urnenfelder im nördlichen Landestheile, z. B. die von Völkenrode, Warmenau, Helmstedt und so manche andere. Selbst Lauingen, wiewohl bereits vielfach durchsucht, würde nach den Erfahrungen, die Hostmann bei Darzau gemacht hat, doch gewiß bei regelrechter Durchforschung noch werthvolle Ausbeute liefern.

Bei diesen Ausgrabungen kommt es nicht darauf an, nur einzelne, werthvoll scheinende Sachen zu heben, es ist vielmehr die genaueste Beobachtung aller Fundverhältnisse, auch der geringfügigen Umstände, nothwendig. Wird z. B. ein Grab entdeckt, so genügt es nicht, etwa nur ein Bronzestück oder vielleicht ein Thongefäß mitzunehmen, es muß nach der Freilegung das Grab nebst dem gesammten Inhalte gezeichnet und vermessen werden, so daß später Alles im Museum so wieder aufgestellt werden kann, wie es die Erde bis dahin verwahrt hat. Nicht um ein paar alterthümliche Gegenstände zu erlangen, soll die Ruhe der Todten gestört werden, ein rechter Forscher bringt die Ueberreste der Bestatteten und die Gaben, die sonst das Grab birgt, darum ans Sonnenlicht, um durch sie einen Einblick zu gewinnen in die Zustände der Vorzeit. Vom Leben und Treiben der Vorfahren sollen uns diese Funde erzählen, von ihrer Thätigkeit und ihren Handelsbeziehungen. Ebenso hat eine Todtenurne erst dann rechten Werth, wenn nicht nur ihr Inhalt an Knochenresten und Beigaben noch vorhanden ist, sondern wenn auch die Fragen nach Ort und Stellung der Grabgefäße, nach der Bedeckung und Sicherung derselben u. s. w. aufs Sorgfältigste berücksichtigt wurden.[12]). Bei der Aufstellung der Urnen in den Museen ist erforderlich, daß die Knochen im Gefäße bleiben und etwaige Bronze- oder Eisensachen aus demselben über oder neben der Urne zur Anschauung gebracht werden.

Und dann noch eins! Es ist dringend zu wünschen, daß die Kunde der Vorzeit in weitern Kreisen verbreitet werde. Nur wer die Fundstücke kennt, wird sie

8) Alfred Nehring, Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands. Mit 2 Tafeln. Herausgegeben von dem Wolfenbüttler Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde. 1874.

9) A. Nehring, jetzt Professor an der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin, faßte seine Forschungen über die diluviale Fauna zusammen in dem Werke: Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit. Berlin 1890.

10) Allen Denen, die auf dem Gebiete der Vorgeschichte unseres Landes thätig sind, würde ihre Arbeit wesentlich erleichtert werden, wenn die betreffenden Sammlungen in Braunschweig und Wolfenbüttel an einer Stelle vereinigt würden.

11) Wie ich höre sind die Lübbensteine bei Helmstedt, im Besitz der Herzogl. Cammer, jetzt sicher gestellt.

12) Alle Punkte, die bei solchen Ausgrabungen ins Auge gefaßt werden müssen, enthält die kleine Schrift von A. Voß, Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Berlin. Mittler u. Sohn. Zweite Auflage 1894.

schätzen und bewahren. Wohl hat der Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde zu Braunschweig und Wolfenbüttel im Februar 1879 einen Aufruf zur Sammlung der vaterländischen Alterthümer versandt, dann ist auf Veranlassung und mit Unterstützung des Herzogl. Staatsministeriums das unten angezeigte Merkbüchlein von Voß den Predigern, Lehrern, Forst-, Wegebaubeamten u. A. zur Durchsicht und Nachachtung zugegangen, aber diese Schriften sind nicht zu Denen gedrungen, die in den meisten Fällen die Funde machen, und das sind Pflugleute, Knechte, Waldarbeiter. Um diesen zu zeigen, was der Prähistoriker sucht, müssen große Wandtafeln mit farbigen Abbildungen und kurzen, verständlichen Erklärungen in Rathhäusern und Wirthschaften, in den Wartesälen der kleineren Bahnstationen und in den Gesindestuben aufgehängt werden[13]. Eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung hat auch der Anthropologische Verein für Schleswig-Holstein getroffen. Zur Ueberwachung der Denkmäler und zur Bergung etwa auftretender Funde stellte der Verein an verschiedenen Orten der Provinz „Pfleger" auf. Diese Herren erhielten Bestallungen, welche der Oberpräsident beglaubigte, so daß sie im Stande sind, erfolgreich ihres Amtes zu warten.

Durch solche Mittel — anderer nicht zu gedenken — wird es möglich sein, die Theilnahme der Bewohner für die Alterthümer zu wecken und die Kenntniß der Vorgeschichte zu fördern. Und das ist die Hauptsache! Wir sollen stolz sein auf die Werke der Väter, ihre Hinterlassenschaft zu ehren, soll unsere Ehre sein!

Ein Drohbrief Herzog Heinrichs des Jüngern.

Von Fr. Cunze.

Das Jahr 1542 zeigte Deutschland in trauriger Verwirrung. Kaiser Karl V. war im vorigen Jahre nach langer Zeit einmal wieder im Reiche erschienen, hatte aber auch diesmal nichts in Staat und Kirche endgültig entschieden; jetzt lag er nach seinem erfolglosen Zuge gen Algier aufs Neue in Kriege mit Frankreich. Sein Bruder, der römische König Ferdinand, sah sich noch mehr auf Compromisse angewiesen, um nur die Hülfe des Reiches gegen den Sultan Soliman zu gewinnen. Nun war freilich der Reichskrieg gegen die Ungläubigen beschlossen, aber des Reiches Feldhauptmann, Joachim II. von Brandenburg, fand das Heer lange nicht vollzählig auf dem Kriegsschauplatze, er selber war wohl nicht der geeignete Führer: kurz, es sollte ein ruhmloser Feldzug werden. An der nöthigen Unterstützung hatte es namentlich der Schmalkaldener Bund fehlen lassen; ihm lag die Fehde gegen den Braunschweiger Herzog Heinrich den Jüngern näher. Dieser trotzige Welfe sah sich, nachdem in den letzten Jahren namentlich Brandenburg, Sachsen-Dresden und Calenberg noch lutherisch geworden waren, in Norddeutschland als Katholik recht vereinsamt. Trotzdem ward er nicht vorsichtiger, vielmehr verwickelte er sich mit den beiden Häuptern der Schmalkaldener in den berüchtigten Federkrieg und befehdete grimmiger als je Goslar und Braunschweig. Beide Städte aber waren Glieder des Schmalkaldener Bundes und riefen in ihrer Noth den Bund um Hülfe an. Hessen und Kursachsen rüsteten gewaltig, auf die litterarische Fehde sollte der wirkliche Krieg folgen. Heinrich war dieser Macht gegenüber zu schwach, er sah sich vergebens nach Bundesgenossen um. Denn Karl V. wie Ferdinand hatten genug mit eigenen Dingen zu thun; eine unnütze Gesandtschaft war das Höchste, was Ferdinand leistete; und der Nürnberger Bund der Katholiken zeigte sich lau; es war gar nicht daran zu denken, daß diese Oberdeutschen ihrem Bundesbruder schnell nach Wolfenbüttel zuzögen. So war Heinrich auf seine eigene Macht beschränkt und damit außer Stande, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Er sicherte nach Möglichkeit seine festen Plätze, verpflichtete sich seine Stände und räumte sein Land. Eigenthümlich ist es, daß er kurz vor seinem Aufbruche an die Patrizier der Stadt Braunschweig, soweit sie Lehen von ihm besaßen, die Aufforderung ergehen ließ, sie möchten sich als fürstliche Lehensmannen auf seine Seite stellen. Denn ihr Zuzug hätte ihm nicht viel genützt, und die Politik ihrer Stadt konnten sie zu seinen Gunsten nicht beeinflussen; dazu war der Grimm der seit 14 Jahren protestantischen Stadt auf den katholischen Fürsten, der sie so arg geplagt hatte, zu tief und zu allgemein (Havemann II, 236).

Von diesen Briefen ist einer abschriftlich überliefert in dem „Lehn- und Feldregister derer von Horn", aufgezeichnet von Heinrich Christoph von Horn im Jahre 1694. Es heißt da S. 80: „Copey eines Briefes, welchen Hertzog Heinrich der Jünger zu Braunschweig und Lüneburg an unsern Obereltervater Hans von Horn a. 1542 abgeben lassen; weiln das Original hiervon sehr alt und schadhaft, als (= also, so) habe solchen zum Gedächtnis hieher verzeichnen sollen".

Der Brief selber lautet folgendermaßen:

Unserm lieben getrewen Hansen vom Horn.

Von Gottes Gnaden Heinrich der Jünger, Hertzog zu Braunschweig undt Lüneburg.

Unser Gunst zuvorn, Lieber Getreuer.

Wier kommen in Erfahrung, wie daß der Churfürst zu Sachsen undt der Landtgrave zu Hessen ein Anzahl Kriegesvolk zu Roß undt Fuß bestelt undt angenommen, darmit sie uns, auch unser Landt undt Leute — zu Schwechung der christlichen Expedition wieder den Erbfeind der Christenheit, den Türken — dem ausgekündigten, hochverpöenten Landtfrieden, der Reichsordnung, gülden Bulla undt allen des Reichs Abschieden zu entgegen, auch wieder Gott, Ehr und Recht unvorsehnlich zu überfallen, zu überziehen und anzugreifen willens seyn sollen, ohne daß sie dessen eine erhebliche Ursach haben mögen. Wiewohl wir wohl erachten mögen, daß du solches Für-

13) Für das Rhein- und Donaugebiet hat der württembergische Major v. Tröltsch eine solche Wandtafel gezeichnet, die in Süddeutschland große Verbreitung gefunden hat. Auch in Preußen sind für einige Provinzen ähnliche Wandtafeln angefertigt worden.

nehmens ein Wissenschaft habest undt der gedachten Wiederwertigen (= Feinde, Gegner) Anhänger seyn mögest, — dan wir befinden, daß du derselben Wiederwertigen angenommen Reüter in guter Anzahl albereit in die Stadt eingenommen, daraus dieselben undt andere uns undt unser Landt undt Leute beschedigen undt überziehen sollen, — wenn dehm also wäre, wie es den deinen Ehren, Gelübden undt Eiden geziemen wolt, denselben anzuhangen undt darein zu helligen (= einzuwilligen) oder einige Fürdernüß zu thun, habest du selbst zu bedenken; undt obschon zwischen uns undt dem Rath ein Mißverstand (= Mißverständniß) eingefallen seyn kann, dessen uns das Recht wohl scheiden mag undt darzu wir ihnen nicht Ursach gegeben, darumb so wollet dich gleichwohl nicht gebühren, also uns undt den Unsern zu Schaden, Verderb und Nachtheil, [unsern Wiederwertigen] Beilegung (= Zustimmung), Fürschub undt Fördernüß zu thun.

Dennoch nichts desto minder so thun wir dich deiner Gelübde, Eide und Verwandtnüß erinnern, vermahnen und ersuchen, daß du uns alsbald und ungesäumet wieder gedachte unser Wiederwertigen an Ende und Platz, die wir dir ernennen wollen, wohlgerüstet zum sterkisten zuziehest und deinen Gelübden, Eyden und Verwandtnüß gnung thust, verlassen wir uns zu dir mit aller Billigkeit; wir vermahnen auch dich und alle andere Bürger, so uns mit Lehnschaft verwandt, bey Verlust aller und jeder deiner und ihrer Lehn und Güter, daß du und sie in Raht und That, so wieder uns und die Unsern ist, nicht seyst, sondern dich als ein getreuer Lehnmann beweisen wollest. Undt das zeigen wir auch dir an, ob du ungehorsam seyn würdest, daß du dieser unserer Forderung undt Vermahnung eingedenk seyn mögest und dich mit keiner Unwissenheit zu entschuldigen habst; dan, will Gott, so soll es unsern Wiederwärtigen und ihren Anhängern nicht gelingen.

Undt begehren des deiner Antwort, darnach zu richten.

Datum Wulfenbüttele, Montages nach Visitatonis Mariae (= 3. Juli) 1542.

Hans v. Horn, Adrians Sohn, „senator et consul Brunsvicensis“, war damals das Haupt des Geschlechts; er starb 65jährig 1555. Ob die Drohung des Herzogs nach seiner Wiedereinsetzung im Jahre 1547 ausgeführt ist und dem Geschlechte die „fürstlichen Lehen“ entzogen sind, läßt sich nicht mehr feststellen. Von Dauer ist die herzogliche Ungnade sicher nicht gewesen: die folgenden zwei Jahrhunderte zeigen die von Horn im Besitze fürstlicher Lehen. Möglich ist es, daß sie der rachsüchtige Herzog nicht wieder mit allen bisherigen Gütern belehnt hat und daß sich auf diesen Verlust das Verzeichniß „einiger Lehnstücke“ bezieht, „so vor alters bey dem Hornischen Geschlechte gewesen, nunmehr aber davon abgekommen undt in fremde Hände gerahten“.

Ob Hans von Horn auf den Brief des Herzogs 1542 geantwortet hat, ist unbekannt. Die Stadt Braunschweig schickte 14 Tage später an Heinrich ihre Absage, und während dieser aus seinem Lande wich, ward Riddagshausen geplündert, Wolfenbüttel genommen und das neue Bekenntniß im Herzogthume eingeführt.

Bringt auch der Brief kaum etwas Neues, so ist es doch anziehend zu sehen, wie der stolze Herzog hier in der Noth auch die kleinen Mittel persönlicher Einwirkung nicht verschmäht, wie er, der sonst in Wort und Schrift so grob drein zu fahren liebte, hier ganz ruhig und sachlich sich ausläßt und endlich, wie er die religiöse Frage, die leicht zu einem Gegensatze führen konnte, hier mit keinem Worte auch nur andeutet.

Kühne-Ausstellung in Wien. [1])

Von Dr. Alexander Dedekind.

Die Ausstellung der plastischen Werke unseres Landsmanns August Kühne im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie am Stubenringe zu Wien ist mit der Schulausstellung der Kunstgewerbeschule dieses Museums vereinigt worden; in sinniger Weise sind so die Arbeiten der jetzigen Zöglinge mit denen des ehemaligen Schülers und späteren Lehrers verbunden, der sich an dieser Stätte zur Meisterschaft emporgearbeitet hat. Die Ausstellung wurde am 8. October eröffnet und soll bis zum 18. d. Mts. währen.

Weit eindringlicher als die beste Schilderung bekundet der lebendige Anblick seiner Werke eines Künstlers Eigenart und Werth. Wer diese Ausstellung besucht, muß sich gestehen, einen selbständigen, feinen, liebenswürdigen, edlen Künstler kennen gelernt zu haben. Das Wort edel ist ganz besonders hier am Platze; denn ob Kühne idyllisch, realistisch, romantisch oder classicistisch schuf, immer sah er in allen Stoff- und Auffassungsgebieten, auf welchen er nach einander und neben einander sich bethätigt hat, auf klaren Formenadel, auf echt künstlerische Weihe und Keuschheit. Seine Werke gleichen guten, gehaltvollen Büchern, welche überall erfreuen und nirgends Schaden stiften.

Wer in dieser Ausstellung auf die Aufeinanderfolge der vorgeführten Werke achtet, gewahrt leicht, daß unser Landsmann sein Gebiet stetig erweiterte, daß er sich immer gehaltvollere Aufgaben stellte, daß er allmählich zu einer stilvolleren Formgebung aufstieg und schließlich zu einer seltenen Harmonie von Realem und Idealem, zu einem stilvollen Realismus, welcher ihn ganz eigen kleidet, gelangte. Er stieg aus dem Genre empor; er gewann für die Kleinplastik die große Form. Nie zu wirklichen monumentalen Aufgaben berufen, monumentalisirte er gleichsam die Nippes, das figurale Salonstück.

Was fast alle Schöpfungen Kühne's gleichmäßig schmückt, das ist die wahrhaft plastische Ruhe trotz aller Kraft und Ausdrucksfähigkeit in Haltung, Hantirung und Geberde. Man kann nicht einfacher vortragen und damit mehr besagen. Seine Schöpfungen sind von geradezu classischer Schlichtheit, ob sie nun schlanke spielende Kinder oder Handwerker, wie Vasenmaler und Töpfer, oder Bauern im Sonntagsstolze, mit der Sense, mit dem Getreidesamen in der aufgerafften Schürze,

---

[1]) Der Aufsatz ist mit Genehmigung des Verfassers aus Raummangel gekürzt worden. Benutzt ist dabei der Artikel „Plastik“ der Wiener Abendpost vom 9. October 1895 No. 233. Ueber den Lebenslauf Kühne's vgl. Br. Mag. No. 3 S. 21 ff.

oder dienende Gestalten, wie den Thorwart und die Wasserträgerin, oder romantische Personificationen, wie die Quelle, das Echo, Mignon, oder antike Idealfiguren, wie die Blumen-Verkäuferin, die Badende, die Haarflechterin, die Schöne mit dem Spiegel vorstellen.

Kühne arbeitete wenig oder gar nicht auf Bestellung. Seine Auftraggeberin war die Muse, sein künstlerisches Schaffen Privatfleiß. Verhältnißmäßig wenig ist von Kühne's Gebilden in dauerndes Material umgesetzt worden oder in Liebhaberhände und in bleibendes Eigenthum übergegangen. Das österreichische Museum besitzt in Bronce den Säemann, den Schnitter, eine sitzende und eine stehende weibliche Figur, Beide mit dem Spiegel. Erst in den letzten Jahren fand Kühne Käufer und Kunstfreunde, welche einige seiner bedeutendsten Schöpfungen theils in Marmor, theils in Bronce (bei Turbain) ausführen ließen. Der Geigenspieler und die im vorigen Jahre vom Wiener Kunstgewerbe-Vereine im österreichischen Museum errichtete Büste des Präsidenten Hanusch sind von Pönninger gegossen worden.

Dazu kommen noch einige kunstgewerbliche Modelle, welche Kühne für den Glas-Industriellen Lobmeyer, für Schütz in Cilli, für Hanusch und Lux gearbeitet hat. Alles Uebrige, das seine Künstlerhand gebildet, ist bisher Gips geblieben. Erbe des künstlerischen Nachlasses ist des Verstorbenen Freund und College, der am österreichischen Museum angestellte kunstfeuerige Plastiker Professor Otto König.

Das Ausstellungs-Verzeichniß umfaßt, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, sechzig Werke unseres Landsmanns.[2]) Fassen wir einige derselben näher ins Auge!

Da ist z. B. No. 55 Blumenverkäuferin, Marmorstatuette, in der Durchschnittshöhe der sämmtlichen Werke, etwa eine Elle hoch. Das Mädchen in altgriechischer Gewandung hält ein viereckiges flaches Körbchen, das mit Blumen gefüllt ist. Der Korb ist ungemein getreu als aus Schilf geflochten dargestellt. Der rechte sehr schön geformte Arm der Verkäuferin ist von der Schulter an ganz bloß. Der linke Arm dagegen wird von dem Gewande, welches bis zum Handgelenke reicht, verhüllt. Des hübschen Antlitzes Ausdruck ist bescheiden abwartend, ob sich etwa ein Verkäufer einfinde. Die Füße sind mit Sandalen bekleidet, deren Riemenwerk überaus sauber und accurat ausgeführt ist.

No. 18. Quelle mit Reh. Diese hübsche Gruppe stammt aus dem Jahre 1890. Das Mädchen, welches die Quelle versinnbildlicht, sitzt bei einem Felsenblock. Der linke Fuß späht unterhalb des rechten Kniees hervor. Den linken Schenkel bedeckt ein faltenreiches Gewandstück. Hinter dem Felsen hervor tritt ein Reh, den Kopf zur Erde leicht gesenkt.

No. 50. Gastfreundschaft, eine Original-Skizze aus vorigem Jahre. Dies Stück finde ich ganz besonders liebenswürdig. Ein eingeschlafener Hirtenknabe sitzt da mit einem Kruge auf dem Schoße. Ein Häschen schleicht ungemein behutsam zur Rechten herbei und blickt forschend zum Schläfer hinauf. Auch zur Linken naht sich schüchtern ein sehr niedliches Häslein. Es läßt sich nichts Holderes, den Idyllen vom Waldesrande bei Mittagsgluth charakteristischer Abgelauschtes denken, als diese unvergleichlich gelungene Gruppe.

No. 21. Schäfer. Diese Statuette, welche auch etwa eine Elle hoch ist, stammt aus dem Jahre 1890. Rechts von diesem Hüter des Kleinviehs läuft ein Spitz; selten ist wohl ein Hund so ausgezeichnet von einem Plastiker geformt worden. Der Hirt trägt einen langen, bis unter die Knie reichenden Rock, der mit großen, eng an einander gereihten Knöpfen verziert ist. Der Rock dürfte in Bortfeld angefertigt worden sein. Auch bildet dieser Schäfer geradezu ein Pendant zu dem berühmten Bortfelder Bauer. Ich habe nicht nöthig, meinen Landsleuten zu schildern, wie ein solcher gekleidet ist. Hervorheben will ich nur das schöne, ernste, stolze, faltenreiche und doch wohlgenährte Gesicht des ausdrucksvollen Kopfes. Trefflich scheint mir in diesen Zügen des Bauern vor Allem der unbeugsame niedersächsische Rechtssinn zum Ausdrucke gebracht zu sein.

Diese mit Recht berühmte Statuette steht rechter Hand von einer großen, das Brustbild Kühne's lebensgroß darstellenden Photographie, die dem Besucher der Ausstellung gleich zuerst in's Auge fällt. Ernst schaut der Künstler uns aus diesem Bilde entgegen, umgeben von einem mächtigen Lorbeerkranze, von dem zwei Trauerschleifen herabhängen.

So zeigt sich der Sohn des Braunschweiger Landes hier in Wien inmitten seiner bedeutsamen Werke der plastischen Kleinkunst, und mit berechtigtem Stolze für mein engeres Vaterland an der Oker gedachte ich beim Verlassen des Museums der Worte aus Tacitus' Annalen: Nostra quoque patria habet multa digna imitando.

---

2) Dieselben sind aufgeführt in den Mittheilungen des österreichischen Museums f. K. u. J. Neue F. X. Jahrg. S. 490 ff.

Bücherschau.

Anna Klie, Gedichte. Leipzig, Verlag von G. Wiegand. 1895. 108 S. 8°. Geb. 3 M.

Es ist heutzutage soviel Lärm allerart in der Welt, nöthiger und überflüssiger, daß mancher davor, wer weiß wie lange, kein Lerchenlied zu hören bekommt und meinen könnte, das liebe Sängervolk wäre ausgestorben. Nicht anders auf dem Gebiete der Kunst, zumal der Dichtung. Selbst aus der Lyrik schreit und tobt es einem sinnverwirrend entgegen, hier ein Anarchist und dort eine Socialistin, hier ein Neurotiker und da ein Uebermensch. Allein Gott sei Dank, die Lerchen leben noch und auch den alten trauten Ton des deutschen Liedes kann man noch vernehmen, man muß nur aus den Gassen, den Palästen und Winkeln der Großstadt sich ins Freie retten. Ein Zeugniß dafür von mehreren das vorliegende Büchlein einer heimischen Dichterin. Anna Klie, die zu voriger Weihnacht mit ihren Märchen und Geschichten „Fürs Kindesherz" unsere Kleinen so schön bedacht hatte, bietet darin den Großen ihren ersten vollen Liederstrauß, und doch schon einen erlesenen und streng gesichteten; denn wer ihren Namen in den Zeitschriften verfolgt hat, wird hier manches Stück vermissen, was ihm dort recht gut gefallen hatte. Dafür gewinnt man aus

dem Buche ein um so bestimmteres Bild ihrer dichterischen Persönlichkeit. Der Kreis von Empfindungen und Vorstellungen, in dem sie sich bewegt, ist nicht eben groß: ihre Lyrik spiegelt die Erlebnisse einer Seele, die einen schlichten Lebenspfad mit den anderen und doch einsam wandelt, Erlebnisse, die der Welt weder groß noch ungewöhnlich scheinen, wenn sie auch dem, der sie erlebt, die Welt und ein Schicksal bedeuten. Aber diese Empfindungen sind immer stark und rein bis zum vollen Eindrucke der Naivetät, und die Vorstellungen so klar und so wahrhaft poetisch angeschaut, daß man der Dichterin schon von dieser Seite in ihrem Genre schlechterdings eine Meisterschaft zuerkennen muß. Es ist gute Frauenart, wenn sie in Leid und Freude die milden, gedämpften Töne liebt: über dem Glücke liegt schon wie ein Hauch die Ahnung der Resignation, und aus der Entsagung leuchtet doch noch ein Glücksgefühl, sei es der Erinnerung, sei es der Ueberwindung. Selten daß einmal ein Stück ganz ins Düstre fällt, wie das „Hochwasser“, Grelles findet sich gar nicht. Gleichmäßig aber über allem ausgegossen ist der Reiz einer vollendet schönen Form. Ich meine damit nicht die schwungvolle Schönrednerei und die langweilige Korrektheit des regelrechten Jambenschmieds, der eher den Gedanken opfert, ehe er e und ä reimte oder einen Ausdruck wählte, der unter dem üblichen pathetischen Niveau liegt. Die sinnliche Schönheit dieser Gedichte besteht vielmehr darin, daß die Form mit dem Inhalte, Gedanken und Bild, Stimmung und Ton so vollständig zusammengehen, daß man dabei nicht bloß keinen Sprung und keine Härte, sondern auch keine Feile spürt, daß infolgedessen diese Harmonie nicht den Eindruck des Gekünstelten, sondern den des Gewachsenen macht, wie bei organischen Naturgebilden, daß überhaupt keine Wahl Metrum und Ausdruck bestimmt zu haben scheint, sondern eine dem werdenden Kunstwerke innewohnende Nothwendigkeit. Dieses poetische Verdienst, eins der größten, wonicht das größte, das zumal lyrische Dichtungen haben können, schmückt wie gesagt nicht etwa einzelne besonders glücklich gelungene Prachtstücke — als solche möchte ich im übrigen bei der Gelegenheit die „Karyatide“, das „Fliederlied“, den „Wunsch“, die „Nadel, die nach Norden zeigt“, die „Vase“ und „Was bleibt“ hervorheben — es ist vielmehr allen durchgehends eigen, der beste Beweis einer genialen Begabung; denn der klugen Nachahmung und der fleißigen Arbeit gelingt wohl ein Gedicht und das andere in solcher Weise, aber nun und nimmermehr ein ganzer Band. Einen zweiten Beweis glaube ich gerade in der eigenthümlichen Beschränkung des schönen Talentes auf das Lyrische finden zu müssen. Während nämlich Anlehnung und Fleiß auf keinem Gebiete so sicher eine Technik erreichen, die wie ein ursprüngliches Können aussieht, als auf dem der poetischen Erzählung und der Ballade, steht von den erzählenden Gedichten unseres Bändchens nicht eins auf der Durchschnittshöhe der Lieder: am nächsten kommt ihr „Tante Martha“, eigentlich nur ein verkapptes Stück persönlicher Lyrik, am fernsten bleiben die Versuche, die den epischen Charakter am reinsten zeigen wie „Die gute Lehre“. Dennoch haben wir der Dichterin zu danken, daß sie auch ein paar muntere Stücklein aus der Vergangenheit unserer Stadt und unseres Landes neu zu erzählen und damit lebendig zu machen oder zu erhalten unternommen hat. Auch dafür, wie für den kleinen Anhang von Gelegenheitsgedichten im engeren Sinne, werden sich dankbare Leser finden, und so wird schließlich bei dem Büchlein jeder auf seine Rechnung kommen. Der Verleger hat es des Inhalts würdig ausgestattet; möchte der schmucke Goldschnittband unter recht vielen Weihnachtsbäumen und seine Lieder in recht vielen Herzen eine Stätte finden! W. B.

Th. v. Ditfurth, Geschichte des Geschlechts v. Ditfurth. 3. Th. Chronik. Mit 23 Bildnissen, Ahnen- und Stammtafeln. Quedlinburg, H. C. Huch 1894. XV u. 389 S. 10 M.

In diesem mit großem Fleiße verfaßten und sehr würdig ausgestatteten Werke ist für die neuere Braunschweigische Specialgeschichte ganz besonders der Theil von Interesse (S. 233 ff.), der sich auf Johann Adolf v. Ditfurth bezieht, dem vom Jahre 1778 ab die Leitung der jüngeren Söhne des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, insbesondere die des Herzogs Friedrich Wilhelm, anvertraut war. Das ungünstige Urtheil, das über die Thätigkeit dieses Mannes von den Biographen des Herzogs in stets verstärkter Form gefällt wird, verfolgt der Verf. in umsichtiger Weise auf seinen Ursprung und gelangt zu dem Ergebnisse, daß v. D. damit entschieden Unrecht widerfahren sei. Ganz überzeugend sind die Gründe nicht. Es bleibt zu berücksichtigen, daß der „Anonymus“, der das Büchlein „Ehre und Wahrheit für Friedr. Wilh.“ schrieb und sich über v. D. sehr abfällig äußerte, der Pastor Karl Venturini war, ein durchaus wahrheitsliebender und gerecht urtheilender Mann, dem als Sohn eines Herzoglichen Hoffouriers intimere Vorgänge im Schlosse sehr leicht zur Kenntniß kommen konnten (vgl. über ihn Allgem. deutsche Biographie B. 39 S. 607 ff.). Doch wird nach v. D's. Ausführungen das Urtheil über seinen Verwandten mindestens wohl zu mildern sein. Der Verfasser der „Skizze einer Lebensbeschreibung des Herzogs Fr. W.“ war nicht der Staatsrath v. Zimmermann, der 1814 nur die zweite Auflage der Schrift herausgab, sondern Heinr. Wilh. v. Bülow, der am 27. Sept. 1810 bereits gestorben war.

Evang.-luth. Monatsblätter. Nr. 18–21. Simm, Kultus der heutigen Juden; Liturgische Todtenfeierandacht; welche Mittel sind anzuwenden, um das Gemeindebewußtsein zu wecken?; Brandes, Bildung von Kirchenchören; Loslösung der Küstereidotation von den Schuleinkünften; J. Beste, Rothe und Lagershausen, Tod Karl von Schmidt-Phiseldecks; Pfarrinventarien.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Sept. Fortbildungsschul-Conferenz in Braunschweig; Gildeordnung der Nadler in Braunschweig vom 15. Mai 1699; Generalversammlung des Canalvereins; Regelung der Sonntagsruhe. — Oct. 25. Plenarversammlung der Handelskammer; Braunschw. Industrie-Sammlung.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 24. November. **1895.**

Zur Katastrophe Heinrichs des Löwen[1]).

Von O. v. Heinemann.

„Vestigium Leonis, des Löwen Spur“ — so lautete nach einer bekannten Ueberlieferung, die freilich auf keinen älteren oder gar zeitgenössischen Bericht zurückgeht, die stolze Inschrift, die Heinrich der Löwe, als er i. J. 1189 Bardowiek eroberte und zerstörte, zugleich mit dem Bildniß des königlichen Raubthiers, von dem er den Namen führte, über dem Südportale des allein von dem Greuel der Verwüstung verschont gebliebenen Domes der unglücklichen Stadt anbringen ließ. In der That hatte die Tatze des Löwen hier ein blühendes Gemeinwesen, eine der reichsten Handelsstädte des damaligen nördlichen Deutschland mit so vernichtender Wucht getroffen, daß sie sich von diesem Schlage nie wieder haben erholen können. Vordem der belebte Mittelpunkt des ganzen norddeutschen Handels nach den Slavenländern jenseits der Elbe, ist Bardowiek seitdem zu einem unbedeutenden, wesentlich auf Gemüsebau angewiesenen Flecken herabgesunken, als welcher die einstige Metropole des niedersächsischen Handels heute noch fortvegetirt.

Aber die Spuren des Löwen bedeuten nicht überall, wo wir ihnen begegnen, Zerstörung und Ruinen. Im Gegentheil! Derselbe Fürst, der jenes Gericht über eine treulose, trotzige und rebellische Stadt seiner Erblande verhängte, hat sich sonst in hervorragender Weise als ein eifriger Freund und Förderer des städtischen Lebens erwiesen, dessen Bedeutung er wohl zu schätzen wußte und dessen damals auch in den niedersächsischen Gegenden beginnendes Aufblühen er großmüthig unter seinen mächtigen Schutz nahm. Lübeck, das in der Folge eine so großartige, beherrschende Stellung im Norden erlangen sollte, verehrt ihn als seinen eigentlichen Gründer. Auch in Goslar scheint die Zeit, als der Besitz der dortigen Reichsvoigtei ihm hier einen maßgebenden Einfluß ermöglichte, die Anfänge der Stadtverfassung geschaffen, die Selbstständigkeit der Bürger mächtig gefördert zu haben. Und selbst das Strafgericht, das über Bardowiek erging, hat ihm dazu dienen müssen, einem anderen niedersächsischen Orte eine freiere, reichere und gedeihlichere Entwicklung zu erschließen. Jenem großen Makedonierkönig vergleichbar, welcher in der nach ihm benannten Nilstadt der Welt für das von ihm dem Untergange geweihete phönicische Tyrus einen Ersatz zu geben beabsichtigte, ist Heinrich der Löwe beflissen gewesen, die Zerstörung von Bardowiek dadurch gewissermaßen wieder gut zu machen, daß er das benachbarte Lüneburg — bisher im Wesentlichen nur ein Castrum mit dabei gelegenem Collegiatstifte — durch Verpflanzung der dem Untergange ihrer Vaterstadt entronnenen Einwohner von Bardowiek dahin, auch wohl durch Verleihung von Freiheiten und Privilegien zu größerer Bedeutung erhob. „Wie die Steine des zerstörten Bardowiek“ — sagt der Geschichtschreiber des Bardengaues[2]) — „die Häuser zu dem damals erst zu einer größeren Stadt anwachsenden Lüneburg bildeten, so übersiedelten die städtischen und Handelseinrichtungen in vielen Stücken als ein bewährtes Muster nach Lüneburg, und wir haben in manchen Lüneburger Instituten nur ein wieder aufgelebtes Bardowiek zu erkennen.“

Kein Ort des alten Sachsenlandes hat indessen in so ausgedehntem Maße die Huld, Förderung und Fürsorge Heinrichs des Löwen erfahren, wie diese Stadt, in der wir heute zu unserer alljährlichen Festversammlung uns vereinigt finden. Wer durch Braunschweigs Straßen wandelt, dem begegnen auch hier auf Schritt und Tritt die Fußtapfen des Löwen, aber nicht die Spuren seines Zornes und der in dessen Gefolge einherschreitenden Verwüstung, sondern die Spuren seiner schaffenden, aufbauenden, das deutsche Bürgerthum fördernden, ja es in diesen niedersächsischen Gegenden erst ins Leben rufenden Thätigkeit. Er hat diesen seinen Lieblingsaufenthalt in sächsischen Landen, der ihm aus dem reichen Erbe seiner mütterlichen Ahnen in den kümmerlichen Anfängen einer städtischen Entwicklung überkommen war, erst zu einem wirklichen städtischen Gemeinwesen erhoben, ihn durch die Rodung und Besiedelung des Hagen erweitert und hier die von ihm reich ausgestattete, der h. Katharina geweihete Kirche gegründet. Er hat an der Stelle der alten Brunonenburg in stolzem Gegensatze zu dem Kaiserpalaste in Goslar den herrlichen Saalbau erstehen lassen, der jetzt annähernd wieder in seiner ursprünglichen Ge-

1) Vortrag bei Gelegenheit der 24. Hauptversammlung des Harzvereins f. Gesch. u. Alterth. zu Braunschweig gehalten am 28. Juli 1891.

2) Freiherr von Hammerstein—Loxten, der Bardengau, S. 517.

stalt hergestellt ist, hat daneben den Dom erbauet, ihn mit den von seiner Jerusalemsfahrt heimgebrachten Reliquien bewidmet, mit den Trophäen seiner Heerzüge und Schlachten geschmückt Er hat endlich, als sich i. J. 1166 fast ganz Sachsen unter seinen Fürsten gegen ihn erhob, hier jenen ehernen Löwen aufgerichtet, der, drohend nach Osten gewandt, seitdem das Wahrzeichen dieser Stadt geworden und geblieben ist. So hat er ihr den Stempel seiner mächtigen Persönlichkeit in einem Maße aufgedrückt, daß jede historische Forschung über sie zuerst auf *ihn* zurückzugehen genöthigt ist. Diese innigen Beziehungen des großen Sachsenherzogs zu der Stadt, in der wir heute tagen, haben mich bei der Wahl des Gegenstandes für den zweiten Vortrag dieser Versammlung bestimmt. Es schien mir nicht unangemessen, nach den vorwiegend *kunstgeschichtlichen* Ausführungen meines Herrn Vorredners [3]), die ja naturgemäß auch die Person Heinrichs des Löwen als des eigentlichen Erbauers des Domes haben berühren müssen, *meinerseits* aus seiner wechselvollen *politischen* Laufbahn einige bedeutsame Punkte herauszugreifen und sie einer flüchtigen Beleuchtung zu unterziehen. Die Fragen, die *ich* zu behandeln beabsichtige, stehen im engsten Zusammenhange mit demjenigen Ereigniß, das den Wendepunkt in Heinrichs politischem Leben bildet: ich meine sein Zerwürfniß mit Friedrich I. und den darauf folgenden Proceß gegen den Herzog, der mit seiner Verurtheilung, Aechtung und Beraubung endete. Es sind das Vorgänge, über die auch die neueste Forschung nicht völlige Klarheit zu verbreiten vermocht hat und die daher noch heute einen Gegenstand wissenschaftlicher Controverse bilden. Auch ich bin weit von der Anmaßung entfernt, darüber etwas wesentlich Neues beibringen oder gar die hier in Betracht kommenden Fragen endgültig lösen zu wollen. Meine Absicht ist einzig und allein, in einer flüchtigen Skizze den Stand der gegenwärtigen Forschung darüber zusammenfassend darzulegen. Darüber hinaus geht der Zweck dieses Vortrages nicht.

Ich wende mich zunächst zu der Veranlassung, die zu dem Bruche zwischen Heinrich dem Löwen und dem Kaiser geführt hat. Lange Jahre hatten beide Männer, auch durch die Bande des Blutes enge mit einander verbunden, einträchtig und einmüthig neben einander gestanden. Die alte Geschlechterfehde zwischen den Welfen und Staufern schien für immer begraben. Der Kaiser ließ den Herzog in Sachsen, wo er, dem Vorgange seines Großvaters folgend, die herzogliche Gewalt zu befestigen und auszudehnen bemüht war und zugleich die Politik seiner billingischen Amtsvorgänger wieder aufnehmend die wendischen Stämme längs der Ostsee zu unterwerfen und zu bekehren in Aussicht nahm, gewähren. Der Herzog seinerseits begleitete den Kaiser wiederholt auf seinen Heerfahrten über Berg und leistete ihm in den italienischen Verwicklungen und Kämpfen die wichtigsten Dienste. Aber in den Jahren 1170 bis 1175 macht sich eine allmählich wachsende Spannung zwischen beiden Männern bemerklich, ohne daß die tiefere Ursache dieser Erscheinung bekannt wäre. Nirgend findet sich in den uns noch erhaltenen Schriftstellern darüber eine Angabe; in keiner Urkunde, in keinem Annalisten, keiner Chronik ist auch nur mit einem Worte darauf hingedeutet. Wir sehen uns hier lediglich auf Vermuthungen und Combinationen angewiesen. Da liegt es nun nahe, an die bekannte Lehnsauftragung der großen Reichslehen, welche die Welfen in Italien besaßen, und an den Verkauf der welfischen Allode in Schwaben zu denken, wodurch Heinrich dem Löwen zu Gunsten Friedrichs ein reiches Erbe entzogen ward, auf das er bereits mit Sicherheit gerechnet hatte. Man hat denn auch von jeher in diesen Vorgängen den ersten Grund der zwischen Beiden sich geltend machenden Verstimmung gesucht. Was wir darüber wissen, ist Folgendes. Welf VI., Heinrichs des Löwen Oheim von Vatersseite, hatte bei der Erbtheilung mit seinem Bruder Heinrich dem Stolzen von dem welfischen Stammgute wesentlich die in Schwaben gelegenen Besitzungen des Hauses erhalten, womit er später einen großen Theil der mathildischen Güter in Italien vereinigte, die sein Oheim Welf V. einst mit der Hand der „großen Gräfin“ gewonnen hatte. Vermählt mit Uta von Calw, der Tochter des Pfalzgrafen Gottfried von Lothringen, von der er sich später trennte, hatte er nur einen Sohn, Welf VII., den er abgöttisch liebte, der ihm aber in jungen Jahren entrissen ward. Er erlag mit so vielen anderen deutschen Fürsten der schrecklichen pestartigen Krankheit, die nach der Eroberung Roms i. J. 1165 in dem Heere des Kaisers ausbrach und einen großen Theil desselben dahinraffte. Nun ging in der Sinnesart und Lebensweise des Vaters eine merkwürdige Veränderung vor. Bislang ein habgieriger und geiziger Mann, ward er jetzt ein wüster Verschwender, der die mühsam aufgehäuften Schätze in unsinniger Weise vergeudete. Weit im Lande erscholl der Ruf seiner Freigebigkeit und Gastfreundschaft: den „milden Welf“ nennt ihn Walter von der Vogelweide [4]). „Er war nur darauf bedacht“ — sagt der Steingadener Mönch [5]) — „herrlich und in Freuden zu leben“. Auf seinen schwäbischen Burgen, vornehmlich auf dem in der Nähe von Augsburg gelegenen Gunzenlee, drängte sich Fest auf Fest, folgten sich Bankette, Jagden und Schmausereien in ununterbrochener Reihe, ein Leben, das bald die Geldmittel Welfs, so bedeutend sie auch sein mochten, erschöpfen mußte. Da wandte er sich an seinen Neffen Heinrich den Löwen. Gegen Zahlung einer größeren Geldsumme bot er ihm schon jetzt, noch bei seinen Lebzeiten, die Abtretung seiner Lehen und Stammgüter an. Aber Heinrich, zurückhaltend und berechnend, wie seine Natur war, zögerte auf das Anerbieten des Oheims ein-

---

3) Es war der vor Kurzem verstorbene Baurath E. Wiehe, der in einem eingehenden hochinteressanten, leider bis jetzt ungedruckt gebliebenen Vortrage „die kunstgeschichtliche und künstlerische Entwickelung des St. Blasiusdomes“ behandelt hatte.

4) In dem Gedicht „Drei gastliche Höfe“ (Ausgabe von Wilmanns (1883) S. 191 —

5) Historiae Welforum Continuatio Steingademensis (Monum. Germ. hist. Ss. T. XXI, 471). Guelfo senior studuit per omnia solenniter vivere, venationibus insistere, conviviis et voluptatibus deservire, in festivitatibus et variis donationibus largus apparere.

zugehen. Es schien ihm thöricht, sich durch bedeutende Geldopfer einen Besitz zu sichern, der, wie er meinte, ihm doch über kurz oder lang zufallen mußte. Darauf machte Welf seinem anderen Neffen, dem Kaiser Friedrich, den nämlichen Vorschlag, und dieser ging bereitwillig darauf ein. Der Handel kam zu Stande und Heinrich der Löwe mußte erleben, daß die reiche Erbschaft, auf die er bereits sicher gerechnet hatte, in die Hand eines Anderen überging und zwar in die Hand des Kaisers, dessen Stellung und Persönlichkeit jede etwaige Rechtsverwahrung oder Beschwerde wegen des abgeschlossenen Geschäftes als aussichtslos erscheinen ließen.

Es ist anzunehmen, daß diese Vorgänge nicht eben dazu beigetragen haben, das bisherige enge Verhältniß der beiden Vettern noch inniger zu gestalten. Ob sie aber so entfremdend gewirkt haben, daß sich aus ihnen der spätere Bruch zwischen ihnen mit Sicherheit erklärt, ist doch sehr fraglich. Wir sind nicht einmal über den Zeitpunkt, in welchem jene Abmachungen zwischen Welf und Friedrich I. zu Stande kamen, unterrichtet, noch weniger über ihre genaueren Modalitäten. Die Quellen bieten weder für die Ermittelung des einen noch für diejenige der anderen einen festen Anhalt. Die Angabe der Annalen von Bebenhausen[6]), wonach der Vertrag zwischen Friedrich und Welf i. J. 1169 geschlossen sei, kommt wegen der vergleichsweisen späten Abfassungszeit dieser Annalen — sie stammen erst aus dem 15. Jahrhundert[7]) — nicht in Betracht. Die älteren Quellen fassen in ihren Berichten diese Vorgänge ganz allgemein, ohne nähere Zeitangabe, zusammen. Doch kann man in dem Berichte der Sanblasianischen Forsetzung Ottos von Freisingen ziemlich deutlich erkennen, daß es sich bei dem Geschäft zwischen Friedrich I. und Welf um ein doppeltes handelte, das auch zeitlich getrennt erscheint, einmal um die Lehnsauftragung in Italien und dann um die Ueberweisung der welfischen Allode in Schwaben. Es heißt in der angezogenen Quelle[8]), Welf habe nach Empfang des für ihn nothwendigen Geldes dem Kaiser zuerst (primo) seine Lehen zurückgegeben, und zwar werden als solche das Herzogthum Spoleto, die Mark Tuscien und das Fürstenthum Sardinien bezeichnet, später habe er ihm dann auch seine Allode oder Stammgüter (praedia sua) abgetreten. Dies letztere ist allem Anscheine nach erst i. J. 1179 geschehen, kann also auf die Entfremdung der beiden Männer keinen Einfluß ausgeübt haben. Anders verhält es sich mit der Auflassung der großen Lehen in Italien. Diese gehört in eine frühere Zeit und könnte sehr wohl Heinrichs des Löwen Verhalten dem Kaiser gegenüber bestimmt haben. Der Steingadener Mönch giebt uns in seiner schon erwähnten Fortsetzung der Historia Welforum eine Andeutung, welche ermöglicht, jene Lehnsauftragung zeitlich ziemlich genau zu bestimmen. Er sagt[9]), sie habe zu der nämlichen Zeit (eodem tempore) stattgefunden, da Welf das glänzendste, weit und breit besungene jener schon erwähnten Feste auf dem Gunzenlee gefeiert habe. Dies war aber zu Pfingsten 1175. Ist die Angabe des Mönchs — woran nicht zu zweifeln — genau, so fiel die Auflassung der italienischen Reichslehen, also doch mindestens der Anfang oder der erste Theil des großen Kaufgeschäftes zwischen Welf und dem Kaiser, in den Frühling des Jahres 1175, d. h. genau ein Jahr vor jene verhängnißvolle Zusammenkunft von Chiavenna, die den Ausgangspunkt von Heinrichs des Löwen Katastrophe bildet. Aber wenn damit auch die Annahme, als hätten jene Vorgänge wenigstens theilweise zu der Aenderung von Heinrichs Gesinnung gegen den Kaiser beigetragen oder diese gar im Wesentlichen herbeigeführt, einige Wahrscheinlichkeit erhält, so wird einer solchen Annahme bei dem Mangel an allen anderweitigen positiven Nachrichten darüber doch nur der Werth einer nicht geradezu durch die Thatsachen widerlegten Vermuthung zuzuschreiben sein.

In neuerer Zeit ist man noch einem anderen Umstande auf die Spur gekommen, der möglicherweise auf die ablehnende Haltung Heinrichs des Löwen dem Kaiser gegenüber eingewirkt hat. Weiland hat zuerst darauf hingewiesen[10]), daß Heinrich eine Zeit lang im Besitze der Reichsvogtei in Goslar gewesen sei und folglich auch die reichen Einnahmen bezogen habe, die damit verbunden waren, daß er aber dieser später, noch vor d. J. 1170, wieder verlustig gegangen sein muß. Er schließt dies aus der Thatsache, daß in der Zeit von 1152 bis 1170 ein unzweifelhaft welfischer Ministerial, Anno von Heimburg, in einer kaiserlichen und mehreren herzoglichen Urkunden als advocatus Goslariensis erscheint, während vorher (1151) ein Goslarischer Bürger Widekinus und nachher (1170) ein gewisser Ludolfus, wohl einer der bekannten Woldenberger Grafen dieses Namens, als Inhaber der Reichsvogtei in Goslar bezeichnet werden. Danach darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß Heinrich der Löwe gleich nach Friedrichs I. Wahl mit dem Vogteibezirke Goslar von Reichs wegen belehnt worden ist, daß er ihn dann an seinen Dienstmann, den genannten Anno von Heimburg, weiter verliehen hat, ihn aber vor dem Jahre 1170 dem Reiche hat zurückstellen müssen, da der in diesem Jahre in seinem Besitz erscheinende Ludolf von Woldenberg kein welfischer Ministerial war, sondern einem hochfreien Grafengeschlechte angehörte. Dieser Thatbestand würde durch einen Bracteaten, den man allgemein Heinrich dem Löwen zuschreibt[11]), noch eine weitere Bestätigung erhalten, wenn der auf ihm über dem Löwenbilde des Herzogs erscheinende Vogel, wie man wohl vermuthet hat[12]), den Goslarschen Reichsadler bedeuten sollte. Dies ist jedoch mehr als fraglich. Trotzdem scheint soviel festzustehen, daß der Herzog gleich zu Anfang von Friedrichs Regierung — Weiland meint als Preis seiner Zustimmung zu dessen Wahl — mit der Goslarer Reichsvogtei belehnt ward, diese aber vor dem Jahre 1170 wieder

6) Bei Heß, Monum. Guelfic., 254.
7) Vergl. Stälin, Württemberg. Gesch. II. 8.
8) Monum. Germ. hist. Ss. XX. 314.
9) A. a. O. 471.

10) In den Hansischen Geschichtsbll., Jg. 1884, 29 ff. Vergleiche jetzt auch Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar, 39 ff.
11) Beschrieben in Stenzel, Bracteatenfund von Freckleben, S. 58 und abgebildet ebendas. Taf. IV, 101.
12) Bode a. a. O.

verloren hat. Die Veranlassung dazu ist nicht bekannt, aber die Annahme liegt nahe, daß dabei die Ereignisse des Jahres 1166 eine Rolle gespielt haben. Damals bildete sich unter den Auspicien des großen Reichskanzlers Rainald von Dassel jener gewaltige Bund der sächsischen Fürsten gegen Heinrich den Löwen, der bestimmt war, den unerträglich gewordenen Uebermuth des Herzogs zu demüthigen. In der Fehde, die nun entbrannte und mehrere Jahre lang das sächsische Land durchtobte, stand Goslar auf Seite der verbündeten Fürsten gegen den Herzog, der dafür den Bürgern die Zufuhr abschnitt, ihnen die Wege verlegte und die Stadt durch Hunger zu bezwingen suchte. Die Bürger müssen also damals den Herzog und seine Anhänger vertrieben gehabt haben, und es hat einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, was Weiland vermuthet: der Kaiser habe gegen den Preis der Rückgabe Goslars von Seiten des Herzogs den Frieden zwischen diesem und seinen Gegnern vermittelt, der im Uebrigen für den Herzog so günstig ausfiel, daß Helmold darüber sagt: „Es ging alles nach seinen Wünschen, er ward aus der Umlagerung, in der ihn die Fürsten gleichsam festgebannt hielten, befreiet und im Besitz seiner gesammten Lande bestätigt". Wer aber Heinrichs des Löwen Charakter sich vergegenwärtigt, wer sich erinnert, daß die Zeitgenossen den Herzog wiederholt nicht nur der Habsucht und des Geizes beschuldigen, sondern ihm auch eine nachträgerische Gesinnung zuschreiben, der wird geneigt sein anzunehmen, daß er den Verlust des wichtigen, so einträglichen Reichslehns, dessen Rückgabe an das Reich ihm die Noth und Verlegenheit des Augenblicks abgepreßt hatten, dem Kaiser nie vergessen hat. Und damit stimmt nun auf das Beste eine Nachricht Ottos von St. Blasien [13]), deren Glaubwürdigkeit, weil sie ganz vereinzelt dasteht, man vielfach bezweifelt hat, die aber in diesem Zusammenhange eine überraschende Bestätigung erhält. Danach hat Heinrich der Löwe bei der entscheidenden Zusammenkunft mit dem Kaiser als Bedingung seiner Heeresfolge gegen Mailand und die übrigen mit ihm verbündeten lombardischen Städte die Forderung gestellt, daß ihm das reiche Goslar mit dem damit verbundenen überaus einträglichen Vogteibezirke zurückgegeben und nach Lehnrecht wiederum verliehen werde, eine Forderung, die Friedrich, da sie ihm einer schimpflichen Erpressung gleichzukommen schien, mit Entrüstung zurückwies.

Aber wenn hiernach auch nicht daran zu zweifeln sein sollte, daß auf Heinrichs des Löwen Verhalten gegenüber dem Kaiser der Verlust seiner früheren Stellung in Goslar eine gewisse Einwirkung ausgeübt hat, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß die eigentlichen Motive zu dem Bruch zwischen beiden Männern tiefer lagen, daß schon lange unter der äußeren Decke ihres einträchtigen Zusammenwirkens Gegensätze sich bargen, die über kurz oder lang hervortreten und sich geltend machen mußten. Zwischen den idealistischen Bestrebungen des Kaisers, die auf die Begründung einer Art Universalmonarchie hinausliefen, und dem nüchternen, auf das Nächstliegende gerichteten Sinne des Sachsenherzogs bestand eine Kluft, welche auszufüllen unmöglich war. Nicht für die Herstellung der kaiserlichen Macht in Italien und für die Unterwerfung der Kirche unter das staufische Imperatorenthum gedachte Heinrich der Löwe seine Machtmittel zu verbrauchen: jenseits der Sachsengrenze, in den wendischen Ländern an der Ostsee winkte seinem Unternehmungsgeiste, seinem Eroberungstriebe, seinem politischen Ehrgeiz ein näheres lockendes Ziel. Hier hatte er sich eine fast unabhängige Herrschaft gegründet, dem Dänenkönige gegenüber die Wacht des Reiches übernommen, den deutschen Handel auf der Ostsee, der damals fröhlich aufzublühen begann, unter seinen mächtigen Schutz gestellt. Er war nicht gesonnen, diese historische Mission um der kostspieligen und weitaussehenden Kämpfe willen aufzugeben, die der Kaiser in Italien ausfocht, bei denen der Gewinn den Verlust nicht aufzuwiegen schien. Hatte er die ersten Unternehmungen Friedrichs jenseits der Alpen kräftig unterstützt, so zog er sich, als diese Unternehmungen kein Ende finden wollten, als eine Heerfahrt nach der anderen in das männermordende Land angesagt wurde, mehr und mehr von ihnen zurück. Zu Anfang d. J. 1161 hatte er sich noch am kaiserlichen Hofe zu Como eingefunden, aber an dem Kriege gegen Mailand sich nicht mehr betheiligt, sondern war vor seinem Beginne nach Hause zurückgekehrt. Seitdem war er nicht mehr über die Alpen gekommen. Wenn i. J. 1166 die eigene Bedrängniß sein Zurückbleiben entschuldigen mochte, so läßt sich dafür i. J. 1174 kaum ein genügender Vorwand finden, noch weniger damals, als ihn der Kaiser so dringend aufforderte, und selbst eine persönliche Demüthigung nicht scheuete, um seine Heeresfolge zu erlangen.

(Schluß folgt.)

13) Monum. Germ. hist. Ss. XX, 316.

Hermann Seidel †.

Nicht leicht hat seit längerer Zeit ein Todesfall in der Stadt Braunschweig und über deren Grenzen hinaus eine größere Erregung hervorgerufen, als das am 8. November erfolgte Abscheiden des Professors Dr. Hermann Seidel. Ein reichbegnadetes Menschenleben, das sich ganz in den Dienst der leidenden Menschheit stellte, hat hier plötzlich einen vorschnellen Abschluß gefunden. Unendlich Vielen ist seine Thätigkeit schon zum Heil und bleibenden Segen geworden; Vielen ist jetzt in banger Sorge ein treuer Helfer und Rathgeber entrissen. Und wie viel Gutes glaubte man allgemein von diesem Manne, der gerade in der Blüthe der Jahre den vollen Reichthum seiner Gaben nun zu entfalten schien, für die Zukunft noch erwarten zu dürfen! So bedeutet denn sein Tod für unser Land einen herben, schwer ersetzbaren Verlust, und diese Blätter würden daher ihrer Aufgabe untreu werden, wollten sie auf das leider nur kurze, doch reichgesegnete Wirken dieses Mannes nicht auch einen Rückblick werfen.

Hermann Gustav Ludwig Karl Seidel wurde am 13. Juli 1855 in Schwerin geboren und entstammte einem evangelischen Pfarrhause. Sein Vater, Heinrich Alexander Seidel, der Sohn eines Arztes, war damals Pastor an der St. Nicolaikirche, im folgenden Jahre

wurde er Divisionsprediger, doch mußte er Kränklichkeits halber schon 1859 sein Amt niederlegen; am 30. Januar 1861 ist er gestorben. Er hat sich als geistlicher Liederdichter, insbesondere durch die Sammlung „Kreuz und Harfe" (3. Auflage 1856), sowie als Volksschriftsteller einen geachteten Namen erworben. Seine poetische Begabung ging insbesondere auf seinen ältesten Sohn Heinrich Seidel über, der ja in Deutschland zu den liebenswürdigsten und beliebtesten Novellisten der Gegenwart zählt. Das lebhafte Naturgefühl, das er in seinen Schriften so schön zum Ausdrucke bringt, theilte in vollem Maße auch sein Bruder Hermann, der in der schönen wald- und wasserreichen Umgebung seines Geburtsortes in steter Verbindung mit der Natur aufwuchs; dasselbe gilt von dem jüngsten Bruder Paul, der Kunsthistoriker wurde.

Hermann Seidel besuchte das Gymnasium zu Schwerin und verließ es Michaelis 1874, um sich auf der Universität Würzburg der Medicin zu widmen. Er absolvirte hier zugleich die erste Hälfte seines Einjährig-Freiwilligenjahres. Im Sommer 1875 studirte er in Heidelberg, darauf in Straßburg, wo sein Schwager, der berühmte Rechtslehrer Rudolf Sohm, damals wirkte, und wo er am 20. Februar 1877 das Tentamen physicum bestand. Zu Ostern des Jahres begab er sich nach Leipzig, wo er insbesondere den Unterricht der Professoren Thiersch und Wagner genoß, und blieb hier zwei volle Jahre, um dann wieder nach Straßburg zurückzukehren, wo er am 19. März 1880 das Staatsexamen beendete. Dann ging er nach Kiel und diente hier als einjährig-freiwilliger Arzt vom 1. Mai bis 31. October 1880 bei der Marine. Am 22. Januar 1881 ward er Assistenzarzt zweiter, am 21. September 1884 erster Klasse der Marine-Reserve. Am 14. Mai 1881 erwarb er sich in Leipzig die medicinische Doctorwürde. Schon um den Anfang dieses Jahres hatte ihn der Ruf des berühmten Chirurgen Richard Volkmann nach Halle gezogen. Er trat Anfangs als Volontär in seine Klinik ein, nach einem Jahre wurde er Assistent, und als ihn Volkmann drei Jahre lang in dieser Stellung kennen und schätzen gelernt hatte, nahm er ihn zu seinem Privatassistenten an. Bereits einige Jahre vorher hatte er sich ein eigenes Heim gegründet, indem er am 14. März 1882 Emmy Lösevitz-Ebers, die Adoptivtochter des berühmten Aegyptologen und Romandichters Georg Ebers, als Gattin heimgeführt hatte. Der Wunsch nach einer selbständigen Stellung, der Tod zweier Söhnchen, die er 1885 an der Diphtheritis verlor, veranlaßten ihn im folgenden Jahre, sich einen neuen eigenen Wirkungskreis zu suchen. Die Hoffnung, das Krankenhaus in Düsseldorf zu bekommen, schlug fehl. Auf der Reise dorthin aber berührte er Braunschweig, und die Stadt sagte ihm so zu, daß er sich kurz entschloß, hier als Arzt sich zu besetzen, obwohl ein hiesiges Krankenhaus zu bekommen damals nicht die geringste Aussicht war. Ende März 1886 traf er in Braunschweig ein, und noch im Laufe des Sommers eröffnete er an der Parkstraße eine chirurgische Klinik. Hier hatte er in kürzester Zeit einen ungeheueren Zulauf, der alle seine Erwartungen sofort weit übertraf. Der Ruf seiner geschickten und glücklichen Operationen verbreitete sich mit großer Schnelligkeit; im Umsehen war er ein äußerst gesuchter und angesehener Arzt. Es ist an diesem Orte nicht nöthig, dieses näher auszuführen; wohl Niemand ist hier in Braunschweig, der in seinem Verwandten- oder Bekanntenkreise nicht Jemand besäße, der sich mit Dankbarkeit seiner Hülfe erinnerte. Aber nicht nur seine medicinische Wissenschaft und operative Kunst waren es, die ihm das Zutrauen und die Anhänglichkeit seiner Patienten erwarben. Es war zugleich die ruhige Sicherheit seines Wesens, die Klarheit, mit der er die Krankheitsfälle darlegte, die echt menschliche Theilnahme, die er allen Leidenden entgegenbrachte, wodurch er überall beruhigend und besänftigend wirkte.

War durch diese ausgedehnte Praxis seine Zeit auch zumeist in Anspruch genommen, ließ sie ihn auch zur Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten, practischer Erfahrungen 2c. kaum kommen — nur im Kreise der Collegen theilte er letztere stets gern und anschaulich mit —, so bewahrte er sich dennoch auch für andere Gebiete ein lebhaftes Interesse, ja er sehnte sich nach der anstrengenden und verantwortungsvollen Thätigkeit, die ihm oblag, geradezu danach, in anderer Beschäftigung Erholung und erfrischende Anregung zu finden. Es waren insbesondere die Thierwelt und die Kunst, denen er eine eifrige und verständnißvolle Theilnahme schenkte. Die Liebe zu den Thieren war so groß, daß sich in jungen Jahren sogar der Wunsch bei ihm regte, Director eines zoologischen Gartens zu werden. Stets hatte er auswärtige Vögel und anderes fremdes Gethier in seiner Wohnung, deren Beobachtung ihm manche stille Freude machte, die aber stets anderen das Feld räumen mußten, wenn er seinen Wissensdurst an ihnen gestillt hatte. Auf dem Gebiete der Kunst waren es in letzter Zeit besonders die modernen Erscheinungen, an denen er besonderes Gefallen fand.

Ein Schlag aus heiterem Himmel war es, als sich im Anfang des Winters 1891/92 Tuberkeln in seiner Lunge zeigten. Glücklicher Weise war die Krankheit noch im Entstehen. Sogleich brach er auf und verlebte den Winter theils in Arosa, theils in Aegypten. Mit großer Freude dachte er stets an diese Zeit zurück, die nicht nur seine Gesundheit gänzlich wieder herstellte, sondern auch die Sehnsucht seiner Jugend erfüllte und ihn ferne Gegenden und fremde Völkerschaften, eine Fülle von Naturschönheiten und Kunstdenkmälern sehen und dabei zahlreiche interessante Bekanntschaften machen ließ. In Gemeinschaft mit Wißmann nahm er an den Ausgrabungen Theil, die Professor von Kaufmann aus Berlin in Fajum bei der Ziegelpyramide von Hamara veranstaltete.

Mit frischen Kräften und dem alten Erfolge nahm er im Frühjahr 1892 seine ärztliche Praxis in Braunschweig wieder auf. Bald sollte seine Thätigkeit hier eine bedeutende Erweiterung erfahren. Am 10. Juli 1892 starb der Medicinalrath Dr. Völker und an seine Stelle wurde zum 1. October des Jahres Seidel zum Vorstand der chirurgischen Abtheilung des Herzoglichen Krankenhauses ernannt. Am 1. Januar 1893 ward er stimmführendes Mitglied im Ober-Sanitätscollegium;

ein Jahr darauf erhielt er den Professortitel. Da gerade in dieser Zeit ein großartiger Neubau des Krankenhauses ausgeführt wurde, so war er in der glücklichen Lage, seine Ansichten dabei noch geltend machen zu können, und dankbar erkannte er es stets an, daß er in Folge des opferwilligen Entgegenkommens von Regierung und Landesvertretung bei Bau und Einrichtung des Hauses alle seine Wünsche hatte durchsetzen können. Auch hatte er die Errichtung eines medico-mechanischen Instituts, das mit dem Krankenhause verbunden wurde, ganz seinen Anträgen gemäß glücklich erreicht. Noch im letzten Sommer war der Bau einer Dienstwohnung für ihn, ganz seinen Wünschen entsprechend, angeordnet worden. So war er denn in jungen Jahren zu einer maßgebenden Stellung im Sanitätswesen des Herzogthums gelangt; was ihm in früherer Zeit als Ziel seines Strebens mochte vorgeschwebt haben, war ihm Alles reichlich zu Theil geworden.

Zum 1. October 1895 hatte er seine Privatklinik aufgegeben. Er hoffte nun seine Thätigkeit immer mehr auf das Krankenhaus, das am 27. April eröffnet worden war, concentriren, die Besuche in der Stadt sowie nach auswärts auf Ausnahmefälle beschränken und auf diese Weise, zumal wenn er erst beim Krankenhause wohnen würde, sich etwas entlasten zu können. Denn die Arbeitslast, die in den letzten Jahren auf ihm ruhte, war so gewaltig, daß er selbst fühlte, ihr auf die Länge nicht gewachsen zu sein, und daß seine Freunde sich ernstlich um ihn sorgten. Mehr noch aber als die Fülle der Arbeit wog die schwere Verantwortung, die fast stets mit ihr verknüpft war. Konnte doch hier ein nur kleines Versehen gar zu leicht die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen! Es konnte nicht ausbleiben, daß dies trotz seiner gesunden Körperkraft und der ursprünglichen Elasticität seines Geistes auf seine Nerven allmählich eine zerrüttende Wirkung ausübte. Wiederholt hat er gegen den Schreiber dieser Zeilen sich offen dahin ausgesprochen, daß er gern anderen Aerzten Patienten überlassen würde, wenn er nur könnte, daß er sich aber ihres Andranges nicht zu erwehren vermöchte. Dabei empfand er, der allen Menschen wohl wollte, bitter, daß von mancher Seite Mißgunst und Uebelwollen, mehr versteckt als offen, ihm entgegengebracht wurden. Wie sehr er auch das Bedürfniß nach einer gründlichen Ausspannung an sich spürte, so konnte er doch in den letzten beiden Jahren die Zeit dazu nicht finden. Er war mit seiner Arbeitskraft an die Grenze physischer Leistungsfähigkeit gekommen.

So konnte denn er, dem bis dahin Alles, was er erstrebte, in seltener Weise geglückt war, gewissen unliebsamen Ereignissen der jüngsten Zeit leider nur noch schwachen Widerstand entgegensetzen. Zwistigkeiten mit einem Collegen, aus einer geringfügigen Ursache und wohl zumeist aus einem Mißverständnisse entstanden, brachten ihm viele und heftige Aufregungen. Dazu kam, daß bei seiner vorgesetzten Behörde schwer lautende Anschuldigungen gegen ihn erhoben wurden. Ganz besonders schmerzte es ihn, daß diese von einer Seite ausgingen, wo er glaubte, gerechten Anspruch auf Dankbarkeit sich erworben zu haben. Daß die Sache auf dem formalen Rechtswege untersucht und er selbst so lange von seinem Amte suspendirt werden sollte, wirkte auf ihn, der erst kürzlich in die Beamtenschaft getreten war und deren Organismus 2c. wenig kannte, bei dem feinen, reizbaren Ehrgefühle, das er besaß, in tief erschütternder Weise. Er fühlte sich ohne Schuld, und befreundete Fachgenossen, mit denen er die ihm gemachten Vorwürfe besprach, pflichten ihm darin bei. Trotzdem machte dies Alles auf sein ermattetes Nervensystem einen so überwältigenden Eindruck, daß selbst das schöne, reine Familienglück, dessen er sich daheim erfreute, ihn nicht davon zurück halten konnte, in der Nacht vom 7. zum 8. November seinem Leben ein Ende zu machen.

Darf Jemand hier auf Erden ihm aus diesem unglückseligen Entschlusse einen Vorwurf machen, so wären es die hochbetagte Mutter, die mit christlicher Ergebung das harte Geschick trägt, und die treue Lebensgefährtin, die aus der schweren Pflicht, drei Kinder im Sinne des Vaters zu erziehen, neue Kraft für die Zukunft schöpft. Wir Anderen stehen erschüttert vor der Tragik dieses Schicksals. Weite Kreise trauern aufrichtig über den frühen Hingang des reichbegabten Mannes. Das bewies das ernste, erhebende Leichenbegängniß, das ihm zu Theil ward und deutlich vor Augen führte, daß ein bedeutender Arzt und ein edler Mensch von uns geschieden.

P. Z.

Eine Karte des Braunschweiger Weichbildes.

Von Richard Andree.

Wenig über 500 Jahre sind verflossen seit der Rath der Stadt Braunschweig ein großartiges Werk unternahm: er beschloß 1384 das gesammte städtische Gebiet mit einem festen Bollwerke zu umgeben, das unter dem Namen Landwehr noch in nachweisbaren Resten bis auf unsere Tage gekommen ist. Es sollte aus Erdwällen und tiefen Gräben bestehen und durch Thürme geschützt werden, wo Heerstraßen diese Werke durchschnitten. Um gerade, leicht zu übersehende Linien zu erhalten, mußten auch Theile von den benachbarten Feldmarken der Dörfer Rüningen, Broitzem, Timmerlah, Lehndorf, Lamme, Oelper, Rühme und Gliesmarode mit in die Befestigungslinie einbezogen werden (Dürre, Gesch. der Stadt Braunschweig S. 175).

Das so umgrenzte Gebiet zeigt eine Ausdehnung von 8—9 Kilometer in westöstlicher und von ungefähr ebensoviel in nordsüdlicher Richtung; der Lauf der Oker theilt es in zwei etwa gleiche Hälften und ungefähr in der Mitte liegt die Stadt Braunschweig

Dieses alte Weichbild erscheint jetzt wieder innerhalb der oben angegebenen Grenzen auf einer sehr lehrreichen und mit großem Fleiße gearbeiteten Karte des Stadtgeometers Fr. Knoll, welche den Titel führt: Plan der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775. Nach alten Grundrissen zusammengestellt.

Die Karte befindet sich nicht im Buchhandel, sondern ist nur zur Vertheilung an öffentliche Bibliotheken u. s. w. gelangt; ein Maßstab fehlt auf derselben (etwa 1 : 25000), die Herstellung ist lithographisch, keineswegs eine Muster-

leistung, doch gewinnt die Karte durch das Handcolorit, welches Wasser, Ortschaften, Ackerland, Wiesen, Anger und Holzungen unterscheidet. Hier zeigt sich das Verdienst des Bearbeiters recht klar, da ein Vergleich mit den heutigen Karten uns sofort vor Augen führt, welche gewaltige Umänderungen im Braunschweiger Weichbilde vor sich gegangen sind. Noch vor 120 Jahren war etwa ein Drittel und mehr desselben mit Aengern und Unland bedeckt, die heute fast ganz geschwunden, zu schweigen von den andern großen Aenderungen, die über unsere Gegend hingegangen sind.

Mit den Aenderungen sind aber auch viele alte Flurnamen verschwunden, anderseits deckten sich in Folge der ausgeführten Verkoppelungen und Gemeinheitstheilungen die heutigen Wannen nicht mehr mit den alten Flurabtheilungen und um nun hier den sichern Vergleich zwischen alt und neu zu ermöglichen, entwarf Stadtgeometer Knoll die vorliegende Specialkarte. Als Grundlage dienten ihm hauptsächlich die Karten der unter Herzog Karl I. ausgeführten Landesvermessung, sowie andere Pläne und Handrisse.

Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Knoll seiner Karte keinerlei Denkschrift beigegeben hat, welche die reichen Erfahrungen zusammenfaßt, die er bei der Ausarbeitung ohne Zweifel gewonnen haben muß. Da aber eine Karte schon an und für sich zu uns redet und in den vielen hundert Namen, die sie trägt uns manches zu denken giebt, so wollen wir es versuchen uns mit diesen zu beschäftigen und sie zu deuten, so weit dieses angeht.

Die Flurnamen in der Umgebung unserer Stadt sind nämlich in vieler Beziehung lehrreich; sie können uns manches von der ehemaligen Beschaffenheit des Landes und dessen Culturverhältnissen berichten, sofern wir sie nur verstehen. Freilich wird dieses erschwert durch die schlechte Form, in welcher sie uns auf der Karte überliefert sind; daran sind die Feldmesser des vorigen Jahrhunderts Schuld, welche die Flurnamen nicht so eintrugen, wie der Landmann sie ihnen vorsagte, sondern ganz oder theilweise ins Hochdeutsche übertrugen, wobei Mißverständnisse vorkamen und Mischwörter gebildet wurden. Trotzdem läßt sich noch genug herauslesen.

Zunächst deuten viele Flurnamen auf die ehemalige natürliche Beschaffenheit des Landes um Braunschweig, das zur Zeit als die Namen gegeben und der Boden bestellt wurde, vielfach ein anderes Ansehen als heute hatte. Ausdrücke wie Bruch, Moor sind an heute ganz trockenen Stellen nicht selten und dazu gesellt sich das große und kleine Siek nördlich Rüningen, jetzt trocken, aber, wie der Name (= sumpfige Niederung) beweist, ehemals noch mit der Okerniederung im Zusammenhang; der Bülten, die Woort und Wöhrden, deren Bedeutung uns noch völlig verständlich, kennzeichnen weiter die alte Landesbeschaffenheit. Zu deuten wären die (Gras-) Legden südlich vom Zuckerberge; das Wort gehört zu mittelniederdeutsch legede, Niederung, was durch die Lage bestätigt wird. Jedenfalls läßt sich aus den Flurnamen erkennen, daß unsere Umgebung früher in weit größerem Maße als es heute der Fall ist, sumpfig war.

Gehölz fällt wenig in den Rahmen der Karte; am bedeutendsten ist noch der Mastbruch, dessen Name zu mittelniederdeutsch mas, Futter, Eichelmast, Mästung der Schweine, zu stellen ist. Das alte la, Wald, hat sich erhalten im Flurnamen Im Vorlage, einem Feldstück, welches vor dem Mascheroder Holze liegt. Letzteres selbst ist als Kohli in die Karte eingetragen, ein im braunschweigischen sehr häufiger Forstortsname, entstanden aus mittelniederdeutsch Kolinge, Holzung, die zum Kohlenbrennen dient.

Die Gewässer sind in den Flurnamen zunächst durch drei Jöde (Jugend-) brunnen vertreten, welche bekanntlich die Ursprungsstätten der kleinen Braunschweiger sind; der eine lag im Hagenbruch da, wo die verlängerte Kaiser-Wilhelmsstraße sich ausdehnt; der zweite südlich vom Lünischteiche bei Riddagshausen; auch er ist verschwunden und nur noch der im Südwesten der Stadt belegene ist vorhanden. Verschwunden sind heute von den verzeichneten Gewässern auch der Bullen-Teich, der nahe beim Dowensee lag und der Moorteich, östlich vom großen Exercierplatze. Daß einst südlich von Nautheim sich ein ansehnlicher Teich befunden haben muß, verräth uns der dort vorkommende Flurname Meerbleek; Meer ist ein noch lebender Name für Teich (z. B. in Zweidorf, in Meerdorf, das davon den Namen führt) und in außerordentlich zahlreichen Flurnamen unseres Landes erhalten.

Häufiger sind die Beziehungen der Flurnamen zur Thierwelt. Daß der Wolf hier heimisch war, darauf deutet der nach Mascherode zu gelegene Wolfshagen; von Reinecke haben ihren Namen die Vossdänze bei Lehndorf und die Fuchskuhlen bei Nautheim; mehrfach finden wir die Bezeichnung Hasenwinkel, oft Uetschenkamp; ein Ihlenpfuhl liegt westlich Eisenbüttel, ein Ihlenkamp an der Schunter beim Einflusse der Wabe, beides zu île, Blutegel. Bienenzucht muß einst stärker in unserer Gegend als heute betrieben worden sein; viele mit Heide bestandene Flurstücke, die die Karte verzeichnet und einst gute Bienenweide lieferten, sind verschwunden. Die Bienennahrung aber nannte der Landmann Honigbotter und daher der Ausdruck Butterberg (auch sonst häufig im braunschweigischen) für ein Flurstück an der Schunter; vor dem Hohenthore lag ein Flurstück „Am Immenzaune“, wo wahrscheinlich Bienenkörbe aufgestellt waren.

Viele Flurnamen deuten auf Culturverhältnisse mannichfacher Art. Wir finden in der Gegend des heutigen Judenfriedhofs eine Füllekuhle, einen Füllkamp vor dem Pawelschen Holze, einen Füllerkamp nördlich Rüningen — alles Stätten, wo der Schinder oder Filler das crepirte Vieh vergrub. Die verschiedenen Papenwiesen, -kamp (Oelper, Nautheim) deuten auf Besitzthum der Kirche, ebenso der Hillenort (heiliger Ort), ein Holz bei Mascherode. Ein Flurstück in der Nähe des Kreuzklosters heißt das Große Elend — eine Erinnerung an das dort gelegene ehemalige Thomasspital. In den Flurnamen Galgenkamp und Bei dem Gerichte, westlich der Straße nach Oelper zu, hat sich die alte Hochgerichtsstätte erhalten. Zweimal kommt der Name Nachtbleek (bei Gliesmarode und Riddagshausen) im Bereiche unserer Karte vor — von den

dortigen Einwohnern weiß ihn schwerlich noch einer heute zu deuten; es war die Stätte, wo Nachts die Pferde unter besonderen Nachthirten verweilten (vergl. Allgem. Landesordnung Art. 64). Von den alten Pfingstfestlichkeiten erzählen uns das Pfingstgras am Dowensee, ein solches südlich von St Leonhard, eins am Münzberge und der Pfingstanger bei Lehndorf.

Wo jetzt die großen Spargelfelder im Norden der Stadt nach dem Dowensee zu sich ausbreiten, da begegnet uns der Flurname Arkeroder Feld. Er bewahrt uns die Erinnerung an das schon 1031 genannte und verschwundene Dorf Marquarderoth. Daß einst im Mittelalter dicht bei unserer Stadt Wein gebaut und gekeltert wurde, ist urkundlich belegt und wird auch durch die Flurnamen bestätigt: Da, wo jetzt das neue Schlachthaus steht, lagen Weinberge — freilich in der Ebene; desgleichen ein solcher im Osten zwischen Broitzemerstraße und Madamenweg und im Süden am Zuckerberge, links von der Straße nach Wolfenbüttel zu.

Manche Namen der Karte sind sprachlich von Belang und fordern zu Deutungen auf, andere wieder sind nur zu verzeichnen und mit einem Fragezeichen zu versehen, welches der Lösung in künftiger Zeit harrt. Ich will nach dieser Richtung Einiges hervorheben.

Da, wo die Helmstedter Straße beim Schöppenstedterthurme über die Wabe führt, verzeichnet Knolls Karte einen „Vorliegkamp" — ein lehrreiches Beispiel wie durch Mißverständniß des Wortes Fehler in die Karte gebracht werden; denn offenbar hat Knoll das alte Vorling für einen Schreibfehler angesehen und in Vorlieg verschlechtert. Als Vorling aber erscheint der belangreiche Flurname in der Rautheimer Feldbeschreibung von 1769 und vielleicht 50 oder 60 mal in den Formen Förling, Föhrlig, Vorlink bei andern braunschweigischen Dörfern. Vorlink ist nämlich ein halber Morgen, entstanden aus vorh-lang, Furchenlänge, noch erhalten im englischen furlong = 1/8 Meile.

Als ein grobes Mißverständniß, welches aber nicht Knoll, sondern schon den Feldmessern des 18. Jahrhunderts zuzuschreiben ist, muß der wiederholt auf der Karte vorkommende Name Hurenwiese bezeichnet werden, welcher mit meretrix, woran ein jeder zunächst denkt, nichts zu thun hat, sondern auf den allerhäufigsten Flurnamen des Herzogthums dat horn, dat hörneken (und vielfach in Zusammensetzungen) zurückgeht und eine Wiese von hornförmiger Gestalt, eine Ecke, Stück bezeichnet.

Zu den schwierigen Flurnamen im Bereiche der Karte gehört das Wort Ohe, Wiese an der Schunter bei Rühme; möglich, daß es zu Aue zu stellen ist. Der Flurname Heikedahl nach Oelper zu und jetzt in „Eichthal„ verballhornt, ist noch nicht genügend gedeutet. Wir haben in Ortsnamen Parallelen dazu und im 18. Jahrh. galt bei uns die Redensart „auf das Heikethal kommen" für gleichbedeutend mit dem Verschwinden einer Sache (Gelehrte Beitr. zu den braunschw. Anz. 1765 No. 17).

Als Flurnamen im Bereiche der vorliegenden Karte, die einer Deutung bedürfen, hebe ich hervor: Ipenkamp östlich Melverode (wenn nicht zu îbe, Eibe); die Repen, südlich Rautheim an der Wabe; die Dassau bei Gliesmarode; die Rabe südlich Rautheim; den Tödling am Mastbruch (zu vergleichen der Dödling bei Boimstorf); der Mehenkamp bei Oelper und endlich der Lauditzkamp, da gelegen, wo jetzt die neue Brücke über die Schunter ins Querumer Holz führt. Letzterer Flurname mit seiner slavischen Endung durchaus auffallend und vereinzelt in unserer Gegend.

Bücherschau.

Paula Leffler. Des Deutschen Reiches Jugend. Festspiel zur Aufführung in Mädchenschulen. Verlag von Benno Goeritz, Braunschweig. 26 S. 8°. Cart. 50 ₰.

In ganz Deutschland ist dieses Jahr der Sedantag mit besonderem Glanze gefeiert, wo wir auf das erste Vierteljahrhundert des neuerstandenen deutschen Reiches zurückblicken können, und vor Allem in den Schulen hat man dieses Jubiläums mit großer Wärme gedacht. Mit Recht; denn der Jugend, die jene große Zeit nicht selbst mit durchlebt hat, deren Empfinden aber der Puls sein wird, welcher die Zukunft belebt, sind wir es schuldig, ihr dankbare Liebe zu dem geeinten Vaterlande einzupflanzen. So hatte die Sophienschule in Braunschweig eine höchst glücklich gelungene Feier veranstaltet, welche auf alle, die derselben beiwohnen durften, einen sichtlich erfreulichen Eindruck ausübte. Da nun das Festspiel sich sehr gut auch für andere Mädchenschulen zur Aufführung an vaterländischen Gedenktagen eignen würde, hat die Verfasserin desselben nunmehr den Text im Druck erscheinen lassen. Freilich muß man bedenken, daß das Büchlein nur sozusagen das Libretto giebt, und die beabsichtigte Wirkung erst durch eine geschickte, von künstlerischem Geschmack geleitete Aufführung erzielt wird; denn ebenso wie die Musik fehlen dem Leser die hübschen Bilder, welche die costümirten Mädchen dem Auge des Zuschauers boten. Die Idee des Ganzen ist sehr gut: in dem Verlaufe eines kurzen Festspiels werden uns alle die großen Geschehnisse und Errungenschaften der Jahre 1871—95 vor Augen geführt und erregen in ihrer gedrängten Zusammenstellung entschieden in jeder Brust patriotischen Stolz. Die fünf Theile behandeln je fünf Jahre. Der Frieden mit der Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen, die Einführung der Einheit in Münze und Maß, das Aufblühen von Kunst, Handel und Gewerbe, die Vollendung des Kölner Domes, die Schöpfung einer deutschen Marine, die Gründung von Colonien und der Berliner Congreß werden in den beiden ersten Theilen gefeiert. Der dritte bringt das Lutherjubiläum und den Tod Herzog Wilhelms, der vierte führt uns an die Särge zweier Kaiser, und der letzte besingt den jungen Kaiser, Bismarcks achtzigsten Geburtstag und die Eröffnung des Nordostseecanals. Was den poetischen Werth der einzelnen Theile betrifft, so sind die beiden Gedichte auf Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich wirklich schön zu nennen.

H. M. Sch.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 8. December. **1895.**

[Nachdruck verboten.]

Die Braunschweigische Batterie im Kampfe bei Vendôme

am 15. December 1870.

Von einem alten Braunschweigischen Artilleristen.

In No. 399 des Braunschweiger Tageblattes wurde bereits des braven Verhaltens der Braunschweigischen Batterie in der Schlacht bei Mars la Tour gedacht und bei dieser Gelegenheit auch auf einen anderen Ehrentag unserer Artillerie in den Kämpfen bei Vendôme, nämlich auf den 15. December 1870, kurz hingewiesen.

Die Batterie schickt sich an, diesen Ehrentag im Vereine mit ihren Veteranen in diesem Jubeljahre festlich zu begehen, und möge es daher uns umsomehr verstattet sein, in den nachfolgenden Schilderungen auch dieses Kampfes der tapferen Batterie besonders zu gedenken.

Nach dem Falle der Festung Metz wurde bekanntlich die II. Armee schleunigst nach Orleans zu dirigirt. In der französischen Loire-Armee hatte sich dort ein, an Truppenzahl gewaltiges, neues französisches Heer gebildet, welches Paris entsetzen sollte und die diesseitigen Belagerungstruppen ernstlich bedrohte. Die braven Bayern vermochten trotz aller Aufopferung und Tapferkeit diesen Ansturm nicht aufzuhalten. Eiligste Hülfe that noth. Und sie wurde noch rechtzeitig gebracht in Folge der gewaltigen Marschleistungen und Ausdauer der vom Prinzen Friedrich Karl befehligten Truppen, denn schon am 28. November war durch den aufopfernden Kampf des X. Corps bei Beaune la Rolande der Vorstoß des starken rechten Flügels der über 20 Kilometer langen, nordwestlich bis Orgères ausgedehnten Front dieser feindlichen Armee und damit ihre ursprüngliche Absicht gebrochen.

Unsere Batterie, welche schon bei Metz an Stelle des eine Preußische Artillerie-Abtheilung führenden Majors Ribbentrop dem Hauptmann Thomae, bis dahin Führer der 5. Braunschweigischen Artillerie-Munitionscolonne, unterstellt wurde, konnte an dieser für das X. Corps so verlustreichen Schlacht nicht Theil nehmen. Denn sie gehörte mit der Braunschweigischen Infanterie und der vorgenannten Colonne zu einem besonderen, hauptsächlich aus der 40. Infanterie-Brigade bestehenden Detachement, welches unter dem Obercommando des Generals von Kraatz-Koschlau von Metz aus mehr südlich über Toul, Neufchateau und Nogent le Roi zu einer Recognoscirung nach der Festung Langres dirigirt wurde. Hier traf am 19. November der Befehl zum eiligsten Aufbruche des Detachements nach Montargis ein, welches am 29. November erreicht sein sollte. Unter Zurücklassung einer kleinen Beobachtungstruppe bei Langres (17. Regiment &c.) ging es nun mit Tag- und Nachtmärschen über Chaumont, Chatillon (Bestrafung desselben), Joigny nach Courtenay. Schon sausten winterliche Stürme über das rauhe Plateau von Langres. Dazu kam die dauernde Unsicherheit der Märsche durch zahlreiche Franctireurbanden. Doch die herrlichen Weine der Champagne und der bekannte Humor der lustigen Braunschweiger erhielten gute Stimmung, wenn auch Schuhe und Strümpfe bedenklich in die Brüche gingen.

In Courtenay, welches schon am 28. November — einen Tagemarsch vor Montargis — von dieser fliegenden Brigade, die sich den Ruf einer „eisernen" erworben hatte, passirt wurde, mußte dieselbe wegen eines starken feindlichen Vorstoßes auf höhern Befehl in einem weiten nördlichen Bogen über Cheroy und Neuville nach Orleans zu ausweichen. Die wichtigen Schlachten bei Loigny am 2. December, bei dem viel umstrittenen Orleans am 3. und 4. December, sowie bei Beaugency und Meung am 8. bis 10. December hatten den Feind auf seiner ganzen Front zum Rückzuge gezwungen. Bourbaki wich mit einem Theile dieser Armee nach Süden zu ganz aus, während der andere stärkste Theil unter Chanzy sich nochmals auf dem Plateau zwischen Loire und Loir bei Vendôme festsetzte. Das X. Corps, welches die 40. Brigade am 1. December bei dem Orte Bordeaux bereits wieder erreicht hatte, ging am 15. December von Blois aus gegen den rechten Flügel dieses aus 3 Corps bestehenden feindlichen Heeres vor. Das Gelände war sehr coupirt, mit Weinbergen, einzelnen Waldungen, Büschen, zahlreichen Ortschaften und einzelnen Gehöften besetzt und daher für die Vertheidigung vorzüglich, für den Angriff um so schwieriger

Die Braunschweigische Batterie verließ am 15. des Morgens Blois und ging mit aufgesessenen Bedienungsmannschaften im Trabe auf der großen, in wechselnden steilen Gefällen liegenden Straße nach Vendôme vor.

Bei Ville romain stieß sie auf die mit dem Feinde links und rechts der Straße kämpfenden, unter Führung des General-Lieutenants Graf Stollberg stehenden Avantgarden des X. Corps. Der Feind wurde nach und nach bis hinter St. Anne und Orgie links der Straße und bis hinter das Bois de Peseries rechts der Straße zurückgetrieben. Hier kam jedoch gegen 2 Uhr Nachmittags der sich immer heißer entwickelnde Kampf zum Stehen. Denn der Feind hatte die das Gelände beherrschenden Höhen diesseits Vendôme bei Le Temple und Chavelle stark mit Infanterie und Artillerie besetzt und verstärkte seine dortige Stellung durch weitere Entwickelung von Truppenmassen.

Unsere Batterie nahm auf höhern Befehl zunächst Position links der Straße in der Höhe von Malignas, wo in der Nähe sich auch der commandirende General v. Voigts-Rhets und der Divisions-Commandeur von Kraatz-Koschlau aufhielten. Rechts durch den Wald ging das 1. Bataillon des Braunschweigischen Infanterie-Regiments vor, wurde aber durch heftiges Feuer in dem Debouchiren aus dem Walde Peseries aufgehalten.

Mit Freuden folgte nunmehr der Hauptmann Thomae dem Befehle, den Kampf der Infanterie zu unterstützen und durch den Wald nach dem Einzelgehöfte Broche Poisson zu näher an den Feind heranzurücken, da er in der ersten Batteriestellung durch Entfernung und Gelände am wirksamen Eingreifen gehindert war. Man hatte wegen der großen Gefahr für die Batterie höheren Orts vorerst dieses Vorgehen derselben für bedenklich gehalten, aber mit geschickter Frontänderung und mit Schneidigkeit gelang dem Führer das Debouchiren aus dem Walde, empfangen vom heftigsten feindlichen Feuer. Bei dem 4. Geschütze stürzen die Mittelpferde, doch mit 5 Geschützen geht es zunächst weiter. Auf dem freien Gelände jenseits des Waldes sinken die Geschütze tief in den durch Regen und Frostaufgang aufgeweichten Acker, doch die abgesessenen Bedienungsmannschaften leisten, und wenn sie auch theilweise Schuhe und Stiefel stecken lassen müssen, Hülfe. Im Schritt und im heftigen Feuer erreicht man das Gehöft Broche Poisson, in dessen Nähe, geschützt durch eine Compagnie Braunschweigischer Infanterie, die Batterie sich aufstellt, während die Munitionsstaffeln im Walde verbleiben. Sie beschießt zunächst feindliche Infanterie zwischen La Chappe und der Chaussee, deren Colonnen nach einigen Batterielagen eilig zurückgehen. Dann wird das Feuer auf feindliche Artillerie neben der Chaussee gerichtet und vom 2. Geschütze, welches der Kanonier Bussenius richtete, eine feindliche Protze zur Explosion gebracht. Mit einem lauten Jubel wird von der braven Mannschaft dieser geradezu zerstörend wirkende Erfolg begrüßt.

In ihrer exponirten Stellung wird nunmehr die Batterie von feindlicher Infanterie und von Mitrailleusen in der rechten Flanke lebhaft beschossen. Die Lage ist sehr kritisch. Die Geschütze haben sich tief in den Schlamm eingebohrt und müssen die Laffetten, um richten zu können, mit den Protzengespannen wiederholt hochgerissen werden. Bei plötzlichem stärkeren Ueberfall ist es vielleicht der Batterie unmöglich, zu entweichen. Aber die Mannschaft und Officiere vertrauten auf ihren Führer, der, hoch zu Pferde, wie es das bekannte, von Eschwege hergestellte Gefechtsbild trefflich darstellt, mit classischer Ruhe seine Befehle giebt. Er läßt den 3. Zug sein Feuer auf diesen neuen Feind in 1500 Schritt Entfernung richten. Viel Feind, viel Ehr! Auch dieser Feind wird vertrieben. Die Geschützrohre sind brennend heiß geworden vom dauernden Feuer. Aber das Feuer wird mit sicherem, auffallendem Erfolge bei wechselnden Zielen und bis 2500 Schritt wechselnden Entfernungen bis zur Dunkelheit fortgesetzt. In kaum 2½ Stunden hat die Batterie 275 Granaten verschossen und ist insofern auch von ihrem Glücke wieder begünstigt, als sie trotz des ausgehaltenen Feuers nur den Verlust von 2 verwundeten Mannschaften, 2 todten und 4 verwundeten Pferden hat.

„Brav, Thomae!“ soll der commandirende General wiederholt bei der Wirkung der Batterie geäußert haben. Und noch am Abend des 15. schickte Se. Excellenz v. Voigt-Rhets einen Adjutanten, um der Batterie sein Compliment zu machen, und der General von Kraatz-Koschlau that Aehnliches. Selbst der Prinz Friedrich Karl, der Ober-Commandeur der 2. Armee, hatte einem in seinem Stabe befindlichen bekannten Braunschweigischen Husaren-Officier gegenüber geäußert: „Ich will Ihnen eine Freude machen. Lesen Sie diesen Bericht, welchen das X. Armeecorps über die Thätigkeit der Braunschweigischen Batterie am 15. December erstattet hat“.

Auch bei den anderen Truppen, welche am nächsten Tage an der französischen Stellung vorbeimarschirten und die grauenhafte Zerstörung, welche die Batterie dem Feinde bereitet, sahen, stand der gute Ruf der Batterie fortan noch fester. Leichen, Trümmer und Fetzen von Geschützen und Pferden bedeckten das Feld.

Vom 16.—18. December nahm die Batterie an der Verfolgung des Feindes nach Le Mans zu bis Epuisay thätigen Antheil und bezog dann in Le Temple bei Vendôme Quartier.

Zum Schluß heben wir noch hervor, daß der Brigade-General v. Diringshofen durch besondere Depesche an den hochseligen Herzog das Verhalten der Batterie in den Kämpfen bei Vendôme sehr lobend erwähnte.

„Jedenfalls war“ — wie ein Braunschweigischer Artillerie-Officier, dessen Mittheilungen wir hier Vieles verdanken, sich äußert — „der 15. December für die Braunschweigische Batterie ein Ehrentag und gereicht derselbe seinem tapferen Führer sowie den Braunschweigischen Artilleristen zum denkwürdigen Ruhme“.

—m—.

Zur Katastrophe Heinrichs des Löwen.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Es erhebt sich hier eine weitere Frage, über die ich mir noch einige Andeutungen gestatten möchte: „War Heinrich der Löwe nach Reichsrecht verpflichtet, die von ihm geforderte Heeresfolge dem Kaiser zu leisten?“ Diese Frage ist von jeher verschieden beantwortet worden,

und auch die neueren Forscher stehen ihr gegenüber keineswegs auf demselben Standpunkte. Am eingehendsten hat auch sie wiederum Weiland behandelt und zwar in einem bemerkenswerthen Aufsatze in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ [14]), der den Titel führt: „Die Reichsheerfahrt von Heinrich V. bis Heinrich VI. nach ihrer staatsrechtlichen Seite“. Bei der Kürze der mir vergönnten Zeit vermag ich nur eine ganz flüchtige Skizze der allgemeinen Ergebnisse dieser Untersuchung zu geben. Nach den Rechtsgewohnheiten des deutschen Reiches, wie sie sich unter den Ottonen und den ersten fränkischen Kaisern ausgebildet hatten, war jede Reichsheerfahrt von einem vorhergegangenen gemeinsamen Beschlusse des Kaisers und der Fürsten abhängig. Dieser erfolgte auf einem allgemeinen Reichstage, zu welchem die kaiserliche Einladung an die bedeutenderen Fürsten erging, an dem aber auch die freien Herren und, wenigstens zur staufischen Zeit, die Reichsministerialen theilzunehmen berechtigt waren. Durch ein feierliches Rundschreiben des Kaisers wurde ein solcher Beschluß auch den nicht anwesenden Fürsten zur Kenntniß gebracht, die durch ihn gleichfalls zur Heeresfolge bei der beabsichtigten Unternehmung verpflichtet waren. Eine Anzahl solcher kaiserlichen Ausschreiben ist uns noch erhalten. Man ersieht aus ihnen, daß dem erlassenen Aufgebote nicht immer entsprochen ward. Denn der Kaiser besiehlt darin nicht bloß, sondern er hält es für nothwendig, die Widerstrebenden zu ermahnen, die Saumseligen anzutreiben, die etwaigen Ungehorsamen mit seiner Ungnade zu bedrohen, den besonders Eifrigen auch wohl außerordentliche Gnadenbezeugungen zu verheißen. Auch sind zahlreiche Beispiele bekannt, daß Reichsfürsten sich der ihnen obliegenden Verpflichtung entzogen. Seitdem unter Heinrich IV. die Reichsheerfahrten nach Italien häufiger geworden waren, auch eine längere Dauer beanspruchten, ward es Sitte, daß der Kaiser, um auf jeden Fall die Ausführung der beschlossenen Unternehmung zu sichern, die einzelnen Fürsten durch einen feierlichen Eid auf sie verpflichtete: er ließ die beabsichtigte Heerfahrt von ihnen beschwören. Die so übernommene Verpflichtung galt für die ganze Dauer der Feldzugs, doch konnte der Kaiser aus eigenem Entschluß davon befreien, auch einen Loskauf gestatten, wie sich ja auch Heinrich der Löwe, freilich vergeblich, zu einem solchen erboten hat. Aus solchen zurückgestellten Fürsten — so meint Weiland — habe der Kaiser dann für etwaige Nothfälle eine Reserve gebildet, die erforderlichen Falls habe eintreten müssen. So sei es auch i. J. 1175 mit Heinrich dem Löwen gewesen. Der unvorhergesehene Umstand, daß die Lombarden den eben mit dem Kaiser geschlossenen und beschworenen Vertrag brachen, machte den Zuzug neuer Streitkräfte nöthig. „Wir erfahren aber“ — so heißt es bei Weiland weiter — „hier von keinem Nachrücken des zweiten Aufgebotes in diesem Jahre, vielmehr wurde erst im Anfange des nächsten eine neue Heerfahrt eröffnet. Es kann aber kein Zweifel sein, daß Heinrich der Löwe, dessen Contingent gewiß die Hauptmasse der Reserve ausmachte, schon 1175 vom Kaiser aufgeboten wurde. Eine Quelle sagt, daß er dreimal vom Kaiser aufgefordert sei: er sollte seiner aus dem Beschlusse des Wormser Reichstages entsprungenen Verpflichtung nachkommen. Daß der Herzog 1174 zu Nimwegen die Heerfahrt mit beschworen, läßt sich freilich nicht erweisen, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, da er im Anfange des Jahres viel in der Begleitung des Kaisers vorkommt. Man könnte einwenden, daß der Kaiser dem Herzoge die Heerfahrt erlassen oder dieser sich von derselben losgekauft habe. Dann freilich — in beiden Fällen — hörte die Verpflichtung auf. Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß Friedrich zu diesem mit den umfassendsten Vorbereitungen von sechs Jahren ins Werk gesetzten Feldzuge, bei der wie nie zuvor erstarkten Macht seiner Gegner, sich selbst der Hilfe des mächtigsten Reichsfürsten beraubt habe. Aber selbst diesen kaum denkbaren Fall zugegeben, daß Heinrich der Löwe von der i. J. 1174 anhebenden Heerfahrt befreit gewesen sei, so trat durch den Beschluß des in der Abwesenheit des Kaisers versammelten Reichstags i. J. 1175 eine neue Heerfahrt, eine neue Verpflichtung aller Reichsfürsten ein, deren Nichterfüllung den Herzog jedenfalls straffällig machte. Hiernach ist die Rechtsfrage bei Heinrichs des Löwen Falle zu beurtheilen“.

Soweit Weiland. Ich kann nicht verhehlen, daß mich diese Ausführungen keineswegs überzeugt haben. Wenn die Sache so läge, wie hier ausgeführt worden ist, so hätte doch Heinrich auch wegen seiner Weigerung, dem Kaiser die Heeresfolge zu leisten, verurtheilt werden müssen. Das nimmt denn auch Weiland folgerichtig an. Er erblickt in dem reatus majestatis, dessen Heinrich, wie wir noch sehen werden, hauptsächlich (praecipue) beschuldigt wird, das Verbrechen des Hochverraths oder der Majestätsbeleidigung, das sich in der Versagung der Heeresfolge gezeigt und durch Heinrichs Achtung seine Sühne gefunden habe. „Ich weiß“, sagt er, „keine andere Erklärung jenes Verbrechens, als daß es das Nichtleisten der Kriegshilfe i. J. 1176 ist. An welche Handlung Heinrichs des Löwen sollte man sonst dabei denken?“ Diese Ansicht aber beruhet auf einer irrthümlichen Interpretation der bekannten Urkunde von Gelnhausen, in welcher der Kaiser über die Wiederverleihung der dem Herzoge Heinrich abgesprochenen Reichslehen verfügt, des einzigen urkundlichen Dokumentes, das uns über das gegen ihn eingeleitete gerichtliche Verfahren einige Auskunft gewährt und das deshalb bei der in Rede stehenden Frage vor allem Anderen unsere Beachtung beansprucht.

Die Anregung zu dem Rechtsverfahren gegen den Herzog ging, wie Franklin [15]) meiner Ansicht nach völlig zutreffend bemerkt, überhaupt nicht vom Kaiser aus, und nichts wäre unrichtiger, als in demselben nur einen Act der Rache für die Friedrich I. bereitete Demüthigung erblicken zu wollen. Wiederholt hatte der Kaiser zwischen Heinrich und anderen geistlichen und weltlichen Fürsten, namentlich denjenigen Sachsens, die mit eifersüchtigem Auge des Herzogs wachsende Macht betrachteten, ver-

14) Bd. VII, 113—174, mit einem Anhange: Der Proceß gegen Heinrich den Löwen, 175—188.

15) Das Reichshofgericht im Mittelalter, I. 90. ff.

mittelt. Immer wieder waren zwischen ihnen Zwistigkeiten aller Art, öfters schwere Zerwürfnisse entstanden, und so fand der Kaiser, als er zu Ende 1178 aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, den Herzog wiederum in mannigfache Fehden, mit dem Erzbischofe Philipp von Cöln, dem Bischofe Ulrich von Halberstadt und Anderen, verwickelt. Der Herzog eilte dem Kaiser nach Speier entgegen und erhob hier Klage über seine Gegner, die auch ihrerseits zahlreiche Anschuldigungen gegen den mächtigen Fürsten vorbrachten. Friedrich entschied zunächst nichts, lud vielmehr beide Parteien vor sich nach Worms, Herzog Heinrich namentlich, um sich auf die Klagen der Fürsten zu verantworten. Auf diesem Tage erschien der Herzog nicht, ebenso wenig auf zwei andern zu Magdeburg und Kayna, und nachdem noch eine vierte Ladung nach Würzburg von ihm unbeachtet gelassen worden war, ist er „wegen Mißachtung der kaiserlichen Ladung und als offenbarer contumax gegenüber den Fürsten (auch den schwäbischen) in des Reiches Acht verfallen und, weil er auch dann noch nicht abgelassen hat, gegen die Kirche, die Rechte und Freiheiten der Fürsten und Edelen zu wüthen, ist er wegen solcher Gewaltthaten, auch wegen wiederholter Verachtung der kaiserlichen Gebote, vornehmlich aber wegen offenbarer Auflehnung gegen die Majestät des Reiches nach dreimaliger durch das Lehnrecht vorgeschriebenen, aber vergeblichen Vorladung und weil er sich auch durch keinen Anderen hat vertreten lassen, als contumax verurtheilt und seiner Reichslehen nach einhelligem Spruch der Fürsten für verlustig erklärt worden“. So lautet nach der Geluhäuser Urkunde wörtlich die Begründung des Spruches gegen Heinrich den Löwen. Da ist mit keinem Worte von einer Verurtheilung wegen der dem Kaiser verweigerten Heeresfolge die Rede. Eine solche traf allerdings das Verbrechen der Heeresflucht (herisliz), d. h. wenn Jemand während des Feldzuges, so zu sagen im Angesicht des Feindes sich eigenmächtig vom Heere entfernte, wie denn Heinrichs gleichnamiger Sohn, der spätere Pfalzgraf bei Rhein, zu Pfingsten 1192 in Worms geächtet wurde, weil er das kaiserliche Heer, als es vor Neapel lag, mitten im Kampfe gegen die treulose Stadt, und während eine mörderische Seuche im Lager wüthete, verlassen hatte, um in die Heimath zurückzukehren[16]). Aber daß die einfache Weigerung, sich an einer Heerfahrt zu betheiligen, zumal wenn diese von dem Betreffenden nicht beschworen worden war — und dies ist bei Heinrich dem Löwen nicht dargethan — ich sage, daß eine solche Weigerung der böswilligen oder nach Umständen feigen Fahnenflucht, dem herisliz, gleichgeachtet worden wäre, läßt sich nicht nachweisen. Weiland selbst giebt zu, daß die Aechtung Heinrichs des Löwen der einzige Fall der Bestrafung eines weltlichen Fürsten wegen Verweigerns der Heerespflicht sei, den wir kennten, und will den Grund dazu — abgesehen von der Seltenheit des Falles — darin finden, daß der Kaiser nur sehr ungern und nur bei dringendster Veranlassung gegen mächtige Fürsten einschritt und einschreiten konnte, weil er, um eine Verurtheilung herbeizuführen, an den Reichstag, an die Gesammtheit der Fürsten gebunden gewesen sei. Aber diese Fälle waren in der That gar nicht so selten, wie Weiland annimmt. Das wird durch die von ihm selbst angezogenen Beispiele des Erzbischofs Eberhard von Salzburg und des Herzogs Heinrich von Brabant bewiesen, die Beide, jener i. J. 1161, dieser i. J. 1190, die Heeresfolge verweigerten, ohne daß sie deshalb die Acht des Reiches getroffen hätte Was aber das letzte Argument betrifft, so würde es, falls es stichhaltig wäre, die Nichtigkeit der ganzen Rechtspflege im Reiche zur Voraussetzung haben, insofern es annimmt, daß in solchen Fällen nur gegen die schwachen Mitglieder des Reichsverbandes eingeschritten ward, die Mächtigen aber gemeiniglich unbestraft blieben und frei ausgingen.

Meiner Ansicht nach ist für die ganze Frage die bereits erwähnte Geluhäuser Urkunde vom 13. April 1180[17]) entscheidend. Sie ist auch stets zum Ausgangspunkte der Untersuchungen über den Proceß gegen Heinrich den Löwen und seine Verurtheilung genommen worden. Ihre Echtheit hat man freilich schon früher bezweifelt und neuerdings hat sie Thudichum in seiner Schrift „Femgericht und Inquisition“ einer sehr abfälligen Kritik unterzogen[18]). Sie hat aber durch Scheffer-Boichhorst[19]) eine glänzende Vertheidigung gefunden. Sie bietet auch in ihrer verwickelten Construction einer richtigen Auslegung manche Schwierigkeiten dar, indessen scheinen mir auch diese durch die Interpretation der Neueren, namentlich Fickers[20]) und Scheffer-Boichhorsts, glücklich beseitigt. Man wird sich danach der Ueberzeugung kaum verschließen, daß unter dem reatus maje-tatis, der Majestätsbeleidigung, wegen welcher die Verurtheilung des Herzogs hauptsächlich (praecipue) erfolgte, nicht die Verweigerung der Reichsheeresfolge verstanden werden kann, daß vielmehr damit sein hartnäckiger Ungehorsam gemeint ist, der in seinem Fortbleiben von den Gerichtstagen trotz wiederholter Ladung zu Tage trat und der deshalb in der Urkunde als „evidens“ bezeichnet wird. Hierin erkannte der Kaiser mit Recht eine Verachtung seiner Majestät, und aus diesem Grunde, quia citatione vocatus majestati nostre presentari contempserit, wie die Urkunde sagt, verfiel Heinrich der Löwe in die Acht, die den Verlust seiner Reichslehen zur Folge hatte, und ward dann auch das Urtheil der Friedlosigkeit über ihn verhängt, das denjenigen seiner Kirchenlehen und seines Eigengutes nach sich zog.

Ich will indeß nicht unerwähnt lassen, daß von anderer Seite — und dies ist namentlich durch Waitz[21]) geschehen — die Anklage Heinrichs auf Hochverrath,

---

16) S. L. v. Heinemann, Heinrich von Braunschweig, Pfalzgraf bei Rhein, 25 ff.

17) Oft gedruckt: die Drucke u. a. zusammengestellt in dem von mir herausgegebenen Cod. dipl. Anh. I. S. 431.

18) S. 104—110.

19) Die Urkunde über die Theilung des Herzogthums Sachsen 1180 in E. Quiddes Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. III. 321—336.

20) Forschungen zur deutschen Geschichte. XI. 303 ff.

21) Ueber den Bericht der Geluhäuser Urkunde von der Verurtheilung Heinrichs des Löwen (Forschungen z. d. Gesch. X. 153 ff.)

der in der Urkunde hervorgehobene reatus majestatis auf die Beschuldigung bezogen und durch diese für begründet erachtet wird, die nach Arnolds von Lübeck Zeugniß gegen Heinrich auf dem Tage von Magdeburg, dem zweiten der ihm gesetzten Gerichtstage, laut wurde. Der Markgraf Dietrich von Landsberg legte dem Herzoge hier gewisse verbrecherische Umtriebe gegen das Reich (quasdam traditiones contra imperium) zur Last und erbot sich, diese Anklage durch das Rechtsmittel des gerichtlichen Zweikampfs zu erhärten. Der Abt von Lübeck fügt aber zu diesen Worten erklärend hinzu, der Markgraf sei zu dieser Anklage nur durch den Unwillen darüber veranlaßt, daß auf Heinrichs des Löwen Anreizung die Wenden ihm ins Land gefallen seien und dieses in grausamer, nicht wieder gut zu machender Weise verheert hätten. Da nun Heinrich auf diese Anklage hin sich nicht zum Zweikampf stellte, so bekannte er sich nach geltendem Rechte des ihm zugeschriebenen Verbrechens schuldig und ward nach der Ansicht von Waitz in Folge dessen als Hochverräther geächtet. Wie dem aber auch sei, so viel steht fest und auch Waitz [22]) hebt dies auf das Bestimmteste hervor, daß Heinrich nicht wegen seiner Weigerung, den Kaiser mit Heeresmacht gegen die Lombarden zu unterstützen, angeklagt und verurtheilt worden ist, und daraus folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß er in der That dazu nach Reichsrecht nicht verpflichtet war. Das sagt auch eine ganze Reihe von gleichzeitigen Quellen ausdrücklich, indem sie die von dem Herzoge verweigerte Kriegshilfe wohl als Grund von Friedrichs veränderter Gesinnung gegen ihn und von dessen späterer Feindschaft, nicht aber als Gegenstand der gegen den Herzog gerichteten Klage bezeichnen. Gegen sie kommt die fast einzige Ausnahme einer englischen Quelle, der Gesta Heinrici II et Ricardi regum Anglorum, nicht in Betracht, wenn sie berichtet [23]), der Herzog sei deshalb angeklagt und verurtheilt worden, weil der Kaiser durch seine Schuld, da er ihm die Heeresfolge verweigert, die Lombardei verloren habe, und wenn sie dann weiter hinzusetzt, daß er sich außerdem durch ein Bündniß mit dem griechischen Kaiser Manuel des Meineides und Hochverraths schuldig gemacht habe.

M. H.! Ich bin mit meinen Ausführungen zu Ende. Gern hätte ich noch eine dritte Frage, die am schwierigsten zu beantworten sein dürfte, in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen, die Frage nämlich, wie der gegen Heinrich den Löwen eingeleitete Proceß verlaufen und sich in seinen einzelnen Phasen gestaltet hat. Allein in Anbetracht der vorgeschrittenen Zeit und in der Besorgniß, schon zu lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben, muß ich darauf verzichten und dies um so mehr, als die Besprechung dieser Frage mich auch wohl allzu tief in das historische Detail hineinführen würde. Ich beschränke mich also darauf, nur noch ein paar ganz allgemeine Bemerkungen in Bezug auf jene Frage hinzuzufügen. Man hat früher die Menge der verschiedenen Gerichtstage, die nach den Berichten der gleichzeitigen Schriftsteller Heinrich dem Löwen gesetzt worden sind und welche die neuere Forschung sämmtlich bis auf die zu Worms, Magdeburg, Kayna und Würzburg gehaltenen beseitigt hat, damit zu erklären gesucht, daß man annahm, Heinrich habe für ein jedes der beiden großen von ihm besessenen Reichslehen, für Baiern wie für Sachsen, dreimal ordnungsmäßig geladen werden müssen und zwar dreimal auf sächsischer und dreimal auf baierischer Erde, so daß unter Verdoppelung auch des vierten Tages, der unzweifelhaft stattgefunden hat, nicht weniger als acht Reichs- oder Hoftage sich mit diesem berühmten Processe beschäftigt hätten. Dies ist die Ansicht von Raumers [24]) und Böttigers [25]), des älteren Biographen Heinrichs des Löwen. Sie ist entschieden unzutreffend, aber sie macht doch einen Versuch, die Schwierigkeit zu lösen, während die beiden neueren Lebensbeschreiber Heinrichs, Prutz [26]) und Philippson [27]), die überhaupt von den hier in Betracht kommenden staatsrechtlichen Fragen nicht die geringste Ahnung haben, die Sache gar nicht berühren. Dagegen hat, um die große Zahl der Heinrich dem Löwen gesetzten Gerichtstage zu erklären, schon der alte Rehtmeier, der allen Braunschweigern als der Herausgeber einer Braunschweig-Lüneburgischen Chronika und als der Verfasser der Braunschweigischen Kirchenhistorie bekannt ist, eine Ansicht geltend gemacht, die der Wahrheit wenigstens nahe kommt. Er nimmt an, daß gegen den Herzog ein doppelter Proceß geführt worden sei, einer nämlich „juris communis, kraft dessen er propter contumaciam in die Acht erklärt“, und ein anderer „juris feudalis, kraft dessen er propter contumaciam der vom Reiche habenden Lehen verlustig erklärt worden“, „wobei es“ — wie er meint — „ohne Berührung einiger specialität ambigue zugegangen sei“ [28]). Dieser Ansicht Rehtmeiers liegt ein ganz richtiger Gedanke zu Grunde. Es hat wirklich, wenn auch nicht in der Weise, wie er sich das denkt, gegen Heinrich den Löwen ein zweifaches Gerichtsverfahren stattgefunden. Das haben die Untersuchungen von Weiland und Waitz wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht. Danach war der Proceß gegen den Herzog keineswegs rein lehnrechtlicher Natur, sondern es tritt in ihm eine Verbindung — Weiland sagt Verquickung — von lehnsrechtlichen und landrechtlichen Momenten zu Tage, eine Vermischung zweier sich gegenseitig ausschließender Rechtssysteme, auf deren Aussonderung und Entwirrung wir freilich in diesem Falle, wie Waitz meint, zu verzichten haben. Trotzdem ist auch dies versucht worden und zwar von Ficker [29]), wie mir

22) A. a. O. 163.
23) Monum. Germ. hist. Ss. XXVII. 101.

24) Gesch. der Hohenstaufen (Quartausgabe) II. 210 und 211.
25) Heinrich d. Löwe, Herzog der Sachsen und Bayern, S. 336, Anmerk. 385.
26) Heinrich der Löwe, Herzog von Baiern und Sachsen 1865.
27) Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen. 1867.
28) Rehtmeier, Braunschweig-Lüneburgische Chronika S. 1798.
29) Ueber das Verfahren gegen Heinrich den Löwen, nach dem Berichte der Gelnhäuser Urkunde in den Forschungen z. d. G. XI. 313 ff.

scheint, nicht ohne Erfolg. Er hat in einer sehr scharfsinnigen Untersuchung darzulegen versucht, daß in dem hier in Rede stehenden Processe ein doppeltes Verfahren eingeschlagen worden sei, zuerst ein landrechtliches. Hiergegen erhob Heinrich der Löwe Einspruch, indem er den Bestimmungen des Landrechtes gemäß verlangte, nicht in dem fränkischen Worms, sondern in seinem Heimathlande Schwaben, wo sein Handgemal lag, gerichtet zu werden. Um dieser Bemängelung des gegen ihn beliebten Verfahrens zu begegnen, griff man zu dem Auswege, neben dem landrechtlichen Processe gegen ihn und unabhängig von diesem noch einen lehnrechtlichen Proceß anzustrengen, da das Lehnrecht, welches nicht auf provinziellen, sondern auf universellen Rechtsanschauungen beruhet, eine solche Forderung, daß Jemand nur in seinem Lande zu Recht zu stehen habe, nicht kennt und folglich dem Einwande des Herzogs damit jeder Boden entzogen wurde. Damit ist denn auch wohl die immerhin auffallende Thatsache erklärt, daß dem Herzoge, abgesehen von den sonst gebräuchlichen drei Ladungen, noch ein vierter Gerichtstag gesetzt ward.

Blickt man auf die nächsten Folgen zurück, die dieser merkwürdige Proceß für die Gestaltung der Dinge in Norddeutschland gehabt hat, so entrollt sich da dem Auge kein erfreuliches Bild[30]). Mit dem Sturze Heinrichs des Löwen löste sich die gewaltige Herrschaft, die er im Süden, Norden und Osten des Reiches, in Baiern, Sachsen und Slavien begründet hatte, in ihre Atome auf. Mit den Spolien des einst so mächtigen und nun so tief gefallenen Welfenhauses bereicherten sich die übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten und eine Anzahl kleinerer Landesherren, welche die Macht, das Ansehen und das Glück des gefallenen Herzogs schon lange beneidet und zugleich gefürchtet hatten. Bilder des ausgehenden Mittelalters stellen in der ihrer Zeit geläufigen Symbolik diesen folgenschweren Vorgang wohl in der Weise dar, daß sie das weiße sächsische Roß von den Wappenthieren der Fürsten, die bei Heinrichs Sturze betheiligt waren, zerfleischt und zerrissen werden lassen. So naiv diese Auffassung ist, so hat sie doch eine Ahnung von der staatsrechtlichen Bedeutung des Ereignisses. Nicht sowohl in der Beraubung des welfischen Hauses als in der Zertrümmerung des sächsischen Herzogthums ist diese zu suchen. Heinrich der Löwe ist der letzte Herzog gewesen, der an der Spitze des vereinigten sächsischen Stammes gestanden hat. Mit seiner Verurtheilung und Aechtung fiel das einst von den Liudolfingern gegründete und dann von den Billingern erneuerte Herzogthum auseinander. Die staatsrechtliche Form, in welcher der sächsische Stamm bisher seine Gliederung und seine zusammenfassende Vertretung gefunden hatte, war damit zerbrochen. Die zahllosen kleinen Gewalten im Lande, die vom Herzoge abhängig gewesen waren, gelangten jetzt zur Reichsunmittelbarkeit, die Einheit des Stammes löste sich in die Vielheit der Territorien auf. Ein kleinlicher, selbstsüchtiger Partikularismus trat an die Stelle jener, den großen Stamm erfüllenden Sonderbestrebungen, die in ihrer Abneigung gegen die universellen Tendenzen des Kaiserthums immerhin eine relative Berechtigung gehabt hatten. Dem deutschen Reiche aber und seiner weiteren historischen Entwicklung ist aus dieser ganzen, tief einschneidenden, den deutschen Norden von Grund aus umgestaltenden Umwälzung kein Segen erwachsen.

30) Die folgenden Bemerkungen aus meiner Gesch. von Braunschweig u. Hannover.

Ein Brief des Abts Jerusalem.

Daß der Abt Jerusalem bei der Gründung und Verwaltung des Collegium Carolinum eine sehr bedeutende Thätigkeit entfaltet hat, ist bekannt und gerade in neuester Zeit von berufenster Seite wiederholt erörtert worden. Neben dieser amtlichen Wirksamkeit, die uns durch Akten wohl bezeugt und überliefert vorliegt, geht nun aber noch eine mehr private Arbeit des rastlos thätigen Mannes, die weniger leicht zu verfolgen ist, für die ihm anvertraute Anstalt aber zweifellos auch von ungeheuerer Wichtigkeit war. Es ist das die Privatcorrespondenz, die Jerusalem im Interesse des Carolinums führte und die bei der weiten Verzweigung seiner Bekanntschaften und bei dem hohen Ansehen, dessen er sich über Deutschlands Grenzen hinaus erfreute, eine sehr beträchtliche war. Diese Briefe gingen in alle Winde; nur als einen glücklichen Zufall können wir es bezeichnen, wenn uns der eine oder andere von ihnen erhalten geblieben ist.

Nachstehend theilen wir ein solches Schreiben Jerusalems mit, das uns von den Vorzügen seiner Anstalt eine anschauliche, wenn auch natürlich nicht ganz unparteiische Schilderung liefert. Es legt Zeugniß ab von dem regen Eifer, mit dem er zumal vornehme Zöglinge an die Schule heranzuziehen suchte. Aehnliche Schreiben wird er in großer Zahl haben ausgehen lassen. Daß sie nicht erfolglos waren, zeigt der vorliegende Fall, wo Jerusalem in der That seinen Zweck erreichte.

Der Brief, den das Herzogliche Landeshauptarchiv erst kürzlich erworben hat, trägt zwar keine Adresse; aber wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß er an Ernst Theodor Langer, den Freund Goethes und Lessings und den Nachfolger des Letzteren im Wolfenbüttler Bibliothekariate, gerichtet ist. Denn dieser war in der That der Hofmeister eines Grafen Czernichew und hat einige Monate nach jenem Briefe mit seinem Schüler das Collegium Carolinum in Braunschweig aufgesucht.[1]) Im Mai 1773 machten sie sich zu dem Zwecke von St. Petersburg aus auf den Weg, gegen Ende des Juni werden sie in Braunschweig eingetroffen sein, wo sie bis zum September des folgenden Jahres verweilten. In dieser Zeit knüpfte Langer zuerst die Verbindungen an, die nach Lessings Tode dann seine Ernennung zum Bibliothekar in Wolfenbüttel herbeiführten.

Auch der Name Czernichew ist für unsere Landesgeschichte nicht ohne Bedeutung. Denn der Generalmajor und Generaladjutant des Kaisers von Rußland, Alexander Graf Czernichew, war es, der in den letzten Tagen des

1) Vgl. Zeitschrift des Harzvereins B. 16 (1883) S. 23 ff.

September 1813 Kassel eroberte, den König Jerome vertrieb und damit den ersten Schritt zur Befreiung auch der Braunschweigischen Lande von der Westfälischen Herrschaft that. Dieselbe Person ist dieser kühne Officier und der Schüler Langers allerdings nicht gewesen. Da jener aber im Jahre 1779 geboren ist, so können wir der Zeit nach sehr gut einen Sohn des Letzteren in ihm erblicken, der so mit den Waffen den Dank abtrug, den der Vater der Bildungsstätte schuldete, die die Fremdherrschaft zerstört hatte, die legitime Regierung jetzt aber sogleich wieder herstellte.

Der Brief Jerusalems ist in französischer Sprache geschrieben; wir haben daher den Wünschen vieler Leser entgegenzukommen geglaubt, indem wir neben den Originaltext eine deutsche Uebersetzung fügten. P. Z.

Monsieur

Si les langues et les Sciences entrent pour une partie essentielle dans le Plan de l'education, qu'on souhaite a donner au jeune Comte Czernichew, je crois, monsieur, que vous n'avez rien risqué en proposant pour cet effet le College Carolin d'icy, et j'oserais meme soutenir, qu'en cet egard pour former un jeune Cavalier de l'Age et du Rang de Mr. le Comte, ce College est preferable a toute autre Academie del'Allemagne.

Le Catalogue, que j'ai l'honneur de joindre icy, fait voir, quelles sont les Sciences qu`on enseigne publiquement, et outre ces heures publiques chaque Professeur donne encore des Instructions privees sur toute les branches de sa Science, en s'accommodant alors particulierement au geni, a l'Age et a la Capacite de son Ecolier.

Mais ce ne sont pas encore les Sciences seules, qui font la Distinction de ce College, c'est principalement le merite particulier des Professeurs qui les enseignent; ceux au moins qui enseignent les Langues et les Belles lettres etant connus pour les premiers de l'Allemagne. Tels sont Messieurs Gärtner, Ebert et Zachariä pour les Belles lettres anciennes et modernes et particulierement pour les langues et la litterature allemande et angloise; tel est Monsr. Mauvillon pour la Langue francoise, Mr. Grattinara pour l'Italienne.

Les autres Professeurs, qui enseignent l'Histoire et l'Etat Politique de l'Europe, et les Mathematiques avec la Philosophie naturelle, ont egalement leur merite distingué. Ce premier est Monsr. Schmid, connu avantageusement dans la famille de M. le Comte de Munnich, et Monsr. Zimmermann, Prof. en Mathem. etant un Eleve de Mr. Euler. Et tous les deux donnent leur Instruction aussi bien en Francois qu'en Allemand. Outre ce Mr. Zimmermann il y a encore deux Officiers tres habiles, qui enseignent la Mathematique Militaire.

Les Maitres du Dessein, de la Musique, des Armes et de la Danse ne sont pas moins des plus habiles.

Et comme dans l'autre feuille cy jointe au Catalogue le Prix de toutes ces Leçons et Exercices est specifié, l'article le plus principal de la depense annuelle est par la reglé.

Quant a la table je n'en scaurois pas fixer une Somme. Il y a une table au College pour les Pensionaires ordi-

Mein Herr

Wenn Sprachen und Wissenschaften für einen wesentlichen Theil bei der Erziehung, welche man dem jungen Grafen Czernichew zu geben wünscht, gelten, so haben Sie, glaube ich, nicht zu viel gesagt, indem Sie zu diesem Zwecke das hiesige Collegium Carolinum vorschlugen, und ich möchte sogar behaupten, daß in dieser Hinsicht, um einen jungen Herrn von dem Alter und Range des Herrn Grafen heranzubilden, dieses Collegium allen anderen Bildungsanstalten Deutschlands vorzuziehen sei.

Das Verzeichniß, das ich die Ehre habe hier beizufügen, zeigt, welche Wissenschaften öffentlich gelehrt werden; und außer diesen öffentlichen Stunden giebt jeder Professor in allen Zweigen seiner Wissenschaft noch Privatstunden, wobei er sich dann dem Geiste, dem Alter und den Fähigkeiten seines Schülers besonders anpaßt.

Aber nicht die Wissenschaften allein machen den Ruf des Collegiums aus; dies thut vielmehr das besondere Verdienst der Professoren, welche sie lehren. Diejenigen wenigstens, die Sprachen und schöne Wissenschaften lehren, sind als die ersten Deutschlands bekannt. Es sind dies die Herren Gärtner, Ebert und Zachariä für die alten und neuen schönen Wissenschaften, sowie besonders für Sprachen und deutsche und englische Literatur. Es ist Herr Mauvillon für die französische und Herr Grattinara für die italienische Sprache.

Die anderen Professoren, welche sowohl Geschichte und europäische Politik als auch Mathematik mit Naturphilosophie lehren, haben ebenfalls hervorragendes Verdienst. Der erste davon ist Herr Schmidt[2]), vortheilhaft in der Familie des Herrn Grafen Münnich bekannt, und Herr Zimmermann, Professor der Mathematik, ein Schüler des Herrn Euler. Und beide geben ihren Unterricht eben so gut französisch wie deutsch. Außer diesem Herrn Zimmermann sind noch zwei sehr befähigte Officiere angestellt, welche Militair-Mathematik lehren.

Die Lehrer für Zeichnen, Musik, Fechten und Tanzen sind gleichfalls die geschicktesten.

Und da auf dem andern, dem Cataloge beigefügten Blatte der Preis aller dieser Stunden und Uebungen verzeichnet ist, so ist damit der Haupttheil der jährlichen Ausgabe bestimmt.

Was die Beköstigung anbetrifft, so kann ich dafür keine bestimmte Summe ansetzen. Es giebt in der Anstalt für die gewöhn-

2) Christoph Schmidt gen. Phiseldeck war 1757—62 Hauslehrer der Söhne des russischen Geheimraths Grafen Münnich in Wologda und St. Petersburg; 1789 wurde er geadelt.

naires tres bonne a proportion de la Pension, qu'ils payent, mais qui ne conviendroit pourtant point a Mr. le Comte. En attendant comme il y a Nombre des Cuisiniers icy, Monsr. le Gouverneur en pourra choisir et faire le contract comme il le trouvera le plus convenable. Le prix le plus haut en seroit d'un Ecu par tete pour le Diné et le Soupé; elle sera encore bonne pour un florin; il y en aura aussi pour 10 ecus par mois.

Pour 130, 150 ecus ils trouveront un Logis tres propre et commode; le Chauffage pourroient encore monter a 50.

Voila donc les articles principaux, quant a la depense.

Pour la Santé de Mr. le Comte tout precieuse qu'elle est, il n'y a icy rien a craindre; meme si sa Sante etoit foible et delicate, elle s'affermiroit icy, tant l'air de Brunsvic est sain. Dailleurs nous avons des Medecins tres habiles. Je suppose aussy, que Mr. le Comte a deja eu la Petite Verole soit la naturelle ou artificielle, et quand meme ce ne fut point, l'inoculation a eté dés le commencement icy d'un succés si heureux et la methode des Medecins si bien prise que des plusieurs milliers d'Enfants depuis ces derniers cinq ou six ans qu'elle est en vogue, il n'en est mont qu'un seul.

Quant a la Société, Brunsvic ne s'y distingue point; en attendant j'espere que malgrê cela Mr. le Comte passera

lichen Penſionäre einen Tiſch, der im Verhältniſſe zu der Penſion, die ſie bezahlen, ſehr gut iſt, aber doch dem Herrn Grafen nicht genügen würde. Da es indeſſen hier eine Menge Köche giebt, ſo hat der Herr Gouverneur die Wahl und kann ein Abkommen treffen, wie es ihm am paſſendſten ſcheint. Der höchſte Preis für die Perſon würde ein Thaler für Mittag- und Abendeſſen ſein. Es würde auch für einen Gulden noch gut ſein; ſelbſt für 10 Thaler monatlich iſt es zu haben.

Für 130, 150 Thaler würden ſie eine nette und bequeme Wohnung finden; die Heizung könnte ſich noch auf 50 belaufen.

Das wären die Hauptpunkte hinſichtlich der Koſten.

Für die ſo werthe Geſundheit des Herrn Grafen iſt hier gar nichts zu fürchten; ſelbſt wenn dieſelbe ſchwach und zart wäre, würde ſie ſich hier ſtärken; ſo geſund iſt die Luft in Braunſchweig. Zudem haben wir ſehr tüchtige Aerzte. Ich ſetze auch voraus, daß der Herr Graf bereits die natürlichen oder künſtlichen Pocken gehabt hat; und ſelbſt wenn dies nicht der Fall wäre, ſo hat das Impfen hier von Anfang an einen ſo glücklichen Erfolg gehabt, und die Methode der Aerzte iſt ſo gut eingeſchlagen, daß von mehreren Tauſend Kindern innerhalb dieſer letzten fünf oder ſechs Jahre, ſeit ſie üblich, nur ein einziges geſtorben iſt.

Hinſichtlich der Geſellſchaft zeichnet ſich Braunſchweig zwar nicht beſonders aus, indeſſen hoffe ich, daß der Herr Graf trotzdem

son temps assés agreablement icy; il y a des Spectacles durant toute l'année et pendant l'hiver des Concerts et d'autres fetes, tres reglées

La Cour n'est plus fort brillante, en attendant elle est tres frequentée des Etrangers, et tous les Etrangers recus avec toute la Politesse imaginable. L'entrée libre que les Jeunes Cavaliers du College y ont, est un des principaux avantages de cet Etablissement; ils y voyent du Monde et s'y forment, sans qu'ils fussent dissipés par la le moins qu'il fut dans leurs Etudes ou engagés a la moindre depense.

Du reste il seroit tres superflus d'alleguer icy encore, que le Succes de l'Education dependra principalement du Zele de la Prudence et des Lumieres du Gouverneur auquel le jeune Comte est confié, etant tres persuadé, qu'on ne confiera ce precieux depot qu'a un homme d'un merite eprouve; et moi, que je m'estimerois heureux si par mes conseils je pourrois contribuer tel peu qu'il fut au plus heureux Succes de l'Education d'un Enfant de si grandes Esperances, et a l'Accomplissement des tendres Voeux de ses illustres Parents j'ai l'honneur d'etre avec une Consideration tres distinguee

Monsieur

Votre tres humble et tres obeissant Serviteur

Jerusalem.

Brunsvic ce 10. de Janv. 1773.

ſeine Zeit hier ganz angenehm verbringen wird; es iſt das ganze Jahr hindurch Theater, und im Winter ſind regelmäßig Concerte und andere Feſtlichkeiten.

Der Hof iſt nicht mehr ſehr glänzend, indeſſen iſt er viel von Fremden beſucht, und alle Fremden werden mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit empfangen. Der freie Zutritt, den die jungen Cavaliere des Collegiums dort haben, iſt einer der Hauptvortheile dieſer Anſtalt; ſie ſehen dort die vornehme Welt und bilden ſich daran, ohne daß ſie dadurch auch nur im geringſten von ihren Studien abgezogen oder zu den kleinſten Ausgaben verpflichtet wären.

Im Uebrigen würde es ſehr überflüſſig ſein, hier noch zu erwähnen, daß der Erfolg der Erziehung hauptſächlich von dem Eifer, der Klugheit und Einſicht des Gouverneurs, dem der junge Graf anvertraut iſt, abhängen wird, da ich feſt überzeugt bin, daß man dieſes koſtbare Gut nur einem Manne von erprobtem Verdienſte anvertrauen wird; ich aber würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich durch meine Rathſchläge auch nur das geringſte zu den günſtigſten Erfolgen der Erziehung eines ſo hoffnungsvollen Jünglings und zu der Erfüllung der zärtlichen Wünſche ſeiner erlauchten Eltern beitragen könnte und habe die Ehre, zu verbleiben mit ausgezeichnetſter Hochachtung

mein Herr

Ihr unterthänigſter und gehorſamſter Diener

Jeruſalem.

Braunſchweig, den 10. Januar 1773.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 22. December. **1895.**

Handelsbeziehungen zwischen Braunschweig und Hamburg im 14. Jahrhundert.

Von Heinrich Mack.

Kurz vor der Mitte des 14. Jahrhunderts taucht in Hamburg die Familie von Geldersen auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach war sie aus Lüneburg eingewandert, läßt sich aber dort nicht rückwärts verfolgen, weil sie sich erst an ihrem neuen Wohnsitze nach dem bei Lüneburg gelegenen Dorfe Gellersen [1]) benannte. In Hamburg blüht sie in zahlreichen Gliedern bis gegen das Jahr 1400, dann geschieht ihrer immer seltener Erwähnung, und seit 1440 verschwindet sie ganz aus unserem Gesichtskreise. In ihrer Glanzzeit gehört zu den Hauptträgern des Namens Geldersen ein Vicko oder Friedrich, der uns urkundlich zuerst 1357 begegnet. Vicko war Wandschneider, d. h. Tuchhändler, die Wandschneider aber beherrschten in den mittelalterlichen Städten besonders Niederdeutschlands den Handel überhaupt, woraus sich dann weiter ihr maßgebender Einfluß im Stadtregimente erklärt. Auch Vicko von Geldersen spielte als Rathsherr eine nicht unbedeutende Rolle, für uns indessen tritt seine öffentliche Wirksamkeit hinter seiner privaten, hinter seinem kaufmännischen Thun und Treiben weit zurück. Denn dafür haben wir eine Quelle allerersten Ranges, ein Handlungsbuch Vickos. Seine Wichtigkeit hatte man schon längst erkannt, erst in diesem Jahre aber ist es in einer Ausgabe des Vereins für Hamburgische Geschichte allgemeiner Benutzung zugänglich geworden [2]). Und eine bessere Ausgabe kann man sich kaum wünschen, denn der Bearbeiter, Dr. Hans Nirrnheim, hat keine Mühe gescheut, den an sich schwer verständlichen Text, der zum größten Theil in lateinischer, zum kleinsten in mittelniederdeutscher Sprache abgefaßt ist, durch eine vortreffliche Einleitung, dienliche Anmerkungen und sehr praktisch und sorgfältig angelegte Register dem Forscher wie dem Laien aufzuschließen.

Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen, wie es von Nirrnheim veröffentlicht ist, zerfällt in vier Theile: in das eigentliche Handlungsbuch, das Rentenbuch, das nach Vickos Tode im Jahre 1391 von seinem Sohne Johannes und dann wieder für dessen Erben fortgeführt wurde, das Schuldbuch und endlich des Johannes letztwillige Verfügungen. Von diesen Theilen ist nach Umfang und Inhalt der erste weitaus der bedeutendste. Auf 117 Druckseiten finden wir Aufzeichnungen über Geschäftsoperationen aller Art, ein hervorragendes Material zur Handelsgeschichte des 14. Jahrhunderts. Ueber Waaren und Preise, über Münzen, Maße und Gewichte, über die Technik im Waaren- wie im Geldgeschäft, über das Verhältniß zwischen Eigen- und Commissionshandel, über die verschiedenen Arten von Handelsgesellschaften, endlich über Hamburgs Handelsgebiet erhalten wir Aufschluß und um so besseren Aufschluß, als alle diese Fragen in der Einleitung mit großer Ausführlichkeit und Klarheit erörtert werden.

Den größten Raum in Vickos Handlungsbuche füllen Eintragungen über Waarenverkäufe. Sie sind es, die uns hier besonders beschäftigen sollen, finden sich doch eine Anzahl Geschäfte darunter, die Vicko mit Braunschweiger Kaufleuten eingegangen ist. Die Anfänge der Handelsbeziehungen zwischen Braunschweig und Hamburg liegen im Dunkel; gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, wo wir zum ersten Male von solchen Beziehungen hören, müssen sie schon ziemlich ausgebildet gewesen sein. Denn einen andern Schluß läßt das Schreiben von 1241 [3]) kaum zu, in dem Braunschweig Hamburg gegenüber auf Schadenersatz für dort angehaltene Güter verzichtet, damit die wechselseitige Freundschaft keine Einbuße erleide. Urkunden der zwei nächsten Jahrzehnte [4]) zeigen die Verbindung zwischen den beiden Städten in stetiger Weiterentwicklung, und wenn dann auch ein Jahrhundert hindurch die Zeugnisse für jene sehr spärlich zu fließen scheinen [5]), so wäre es doch ganz verkehrt, deswegen Entfremdung und Lockerung der alten Beziehungen anzunehmen. Dagegen spricht eben von anderen Gründen abgesehen auf das entschiedenste Vickos

1) Heute Kirchgellersen, zur Unterscheidung von Südergellersen und Westergellersen.

2) Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen. Bearbeitet von Dr. Hans Nirrnheim. Herausgegeben vom Verein für Hamburgische Geschichte. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß 1895. LXXIX u. 200 S., 2 Lichtdrucktafeln. 8°. ℳ 6.

3) Hänselmann, Urkdb. d. St. Braunschweig. II. S. 39 f.

4) Hänselmann, a. a. O. S. 46 f., 68 f., 80 ff., 88.

5) Höhlbaum, Hans. Urkdb. II. S. 183.

von Geldersen Handlungsbuch, das Braunschweigs Verkehr mit Hamburg als einen sehr regen erscheinen läßt, und schon darum sind seine bezüglichen Eintragungen für uns von Werth. Um so mehr aber verdienen sie eine genauere Betrachtung, weil sie unseres Wissens zuerst einen Einblick in das Detail des braunschweigisch-hamburgischen Handels gewähren. Diese Betrachtung wird sich am zweckmäßigsten an eine Tabelle anknüpfen, die Vickos Aufzeichnungen nach ihren wesentlichen Bestandtheilen zu übersichtlicher Darstellung bringt.

Vickos von Geldersen Geschäfte mit Braunschweigern.

№	Tag des Kaufes.	Käufer bez. (№ 2 u. 13) Schuldner.	Waare.	Preis.	Zahltermin.	Sicherheit.	Geleistete Zahlungen.
1.	1367 Nov. 11.	Joh. Hane.	Mandeln, Reis, Feigen.	7 M. 2 Sch.[1]	1367 Dec. 25.	—	7 M.
2.	—	Joh. Weßler, Schuldner für Joh. Hane.	—	5 M. 12 Sch.	—	—	(Die Eintragung ist nicht durchstrichen, also Zahlung nicht erfolgt.)
3.	1367 Nov. 11.	Hennig, Socius Dietrich Wartberchs.	8 Körbe Feigen[2].	10 M. 4 Sch.	1367 Dec. 25.	—	10 M. 4 Sch.
4.	1368 Jan. 25.	Joh. Hane.	6 Körbe Feigen.	8 M. 10 Sch.	1368 Febr. 26.	Abschluß des Geschäftes vor einem Zeugen.	(Wie № 2).
5.	1368 Sept. 29.	Herm. Gheysmer	7 Stücke Genter Tuch, 4 Stücke Tuch aus s'Hertogenbusch.	172½ M.	1369 Mai 20.	Verpfändung von 46 Wispeln Roggen in Vickos Speicher.	1) 286 Pfd. Pfeffer für 98 M. 5 Sch. 1369 Juni 29. 2) 74 M. 3 Sch.
6.	1369 Juli 10	Herm. Gheysmer.	6 lange Stücke Genter Tuch.	113 M.	1369 Oct. 20 die eine, Dec. 25 die andre Hälfte.	Eintragung ins Buch des Hamburger Rathes.	113 M. 1370 Febr. 2.
7.	1370 Sept. 29.	Herm. Gheysmer.	7 Stücke Genter Tuch.	132 M. (1 St. = 19 M. 1 M. Abzug)	Zwischen 1371 April 6. u. Mai 25.	—	1) 41 M. wies Herm.'s Bruder Tyle auf einen Hamburger an, 1371 Aug. 24.
8.	1370 Sept. 29	Herm. Gheysmer.	1 Pferd.	20 M.	—	—	2) 18 Stücke Braunschweiger Tuch, 12 Ellen zu kurz, à 3 M. 5½ Sch. = 60 M. 3 Sch.
9.	1371 vor Jan. 20.	Herm. Gheysmer.	7 Ellen graues Brügger Tuch	3½ M.	—	—	3) 20 M. durch Tyle, 1371 Oct. 28. 4) 4½ M. durch Tyle, 1371 Nov. 30.
10	1371 Juni 15.	Herm. Gheysmer.	1 langes Stück rothes (Genter?) Tuch. 1 Stück weißes (Brügger?) Tuch. 3 lange Stücke (Genter?) Tuch.	18 M. 12 M. 60 M.	Nach Verkauf der verpfändeten Waaren, sofern dieser rechtzeitig erfolgt.	Verpfändung von 52 Wispeln 6 Scheffeln Roggen und von Eisen in Lüneburg.	(Die Eintragung ist durchstrichen.)
11.	1371 Sept. 8.	Herm. und Tyle Gheysmer.	1 Pferd. 1 Sattel	13½ M. 18 Sch.	Nach Belieben.	—	4½ M., 1371 Oct. 20. 9 M. an einen Lüneburger.
12.	1371 Oct. 20.	Peter Kokenbeker.	1 Pferd	2 M.	—	—	(Wie № 10).
13.	(1384[3]).	Hinrik Enghelummestede als Bürge für Grotejan.	4 Stücke Brügger Tuch.	85 M	1385 Jan. 6 die eine, Febr. 2 die andere Hälfte.	—	85 M. durch einen Lüneburger.

1) 1 Mark = 16 Schillinge. 2) 1 Korb = ca. 90 Pfund. 3) Diese Datirung stützt sich auf den Zahltermin.

Ehe wir uns nun auf die Einzelheiten dieser Tabelle einlassen, muß eine Bemerkung über sie als Ganzes vorausgeschickt werden. Vicko führte — so behaupten wir mit Nirrnheim — neben dem auf uns gekommenen noch andere Bücher. Der Beweis hierfür liegt namentlich darin, daß unser Buch lediglich solche Verkäufe enthält, bei denen der Kaufpreis creditirt wurde, während Vicko sicherlich der damals vergleichsweise wenig vorgeschrittenen Entwicklung des Credithandels entsprechend in den meisten Fällen gegen Baarzahlung verkaufte.

Der Umfang der Geschäftsbeziehungen zwischen Vicko und den Braunschweiger Kaufleuten wird also durch die 13 Nummern der Tabelle vermuthlich nicht annähernd ausgefüllt.

Aber auch dieses lückenhafte Material vermag den einen oder andern positiven Aufschluß zu gewähren. Zunächst wenn wir jene 13 Nummern zeitlich gruppiren. Die Nummern 1 bis 12 folgen von Ende 1367 bis Ende 1371 verhältnißmäßig dicht auf einander, ganz vereinzelt steht ihnen gegenüber Nummer 13 aus dem Jahre 1384. Da liegt doch der Schluß sehr nahe, daß in der Zwischenzeit der braunschweigisch-hamburgische Handel Jahre lang gestockt haben muß. Die Erklärung hierfür ist offenbar in dem großen braunschweigischen Aufruhr vom Jahre 1374 zu suchen, durch den Gilden und Gemeinheit die Geschlechterherrschaft stürzten; hatte er doch den Ausschluß Braunschweigs aus der Hanse zur Folge, der 1375 verhängt und erst 1380 wieder aufgehoben, den Handel der Stadt für lange Zeit lahm legte [6]).

Eine andere Eintheilung ergiebt sich, wenn wir die verkauften Waaren in den Vordergrund stellen. Pferde sind der Gegenstand des Geschäfts in den Nummern 8, 11 und 12, Südfrüchte und Reis in 1, 3 und 4 und wahrscheinlich auch in 2, Tuche in 5 bis 7, 9, 10 und 13. Was die erste Gruppe angeht, so waren es vermuthlich holsteinische oder auch dänische Pferde, die Vicko verkaufte, denn häufig nahm er von seinen Geschäftsfreunden in Kiel, Neumünster, Flensburg und anderen Orten Holsteins oder Schleswigs für einen Theil seiner Forderungen Pferde in Zahlung. Auf den ersten Blick befremdet in Nummer 12 der geringe Preis; die Fassung der betreffenden Notiz ließe es allenfalls zu, hier an eine Restschuld zu denken, doch bewegen sich auch sonst die Pferdepreise in unserem Handlungsbuche zwischen weiten Grenzen.

Die beiden übrigen Gruppen werden durch eine Thatsache mit einander verknüpft, die schon früher erkannt und von Nirrnheim mit Recht wieder stark hervorgehoben ist. Eine der Hauptaufgaben des Hamburger Handels jener Zeit war es, den Verkehr zwischen Flandern und dem Hinterlande Hamburgs zu vermitteln. Unter den Kaufleuten der Stadt bestand dem entsprechend eine besondere Genossenschaft der Flanderfahrer, zu ihren Mitgliedern zählte sicherlich auch Vicko. Er machte große Einkäufe in Flandern theils an fremden Waaren, welche die Flanderer erst selber hatten einführen müssen, theils an den eigenen Erzeugnissen des Landes. Zu jenen gehörten neben Anderm Südfrüchte und Reis, die Waaren unsrer zweiten Gruppe, unter diesen nahm das Tuch bei weitem die erste Stelle ein. Es ist bekannt, wie früh schon in Flandern die Tuchweberei sich zu bedeutender Blüthe entwickelte. Stand ihr doch in der englischen Wolle ein vortreffliches Rohproduct zur Verfügung, von dem in England selbst nur ein kleiner Theil verarbeitet wurde, die größte Masse eben nach Flandern ging, das den europäischen Markt, namentlich mit feineren Tuchen versorgte [7]). Eine besonders große Rolle spielten, wie schon unsere Tabelle lehrt, die Tuche von Gent und Brügge. Außer Angaben über die Herkunft der Tücher finden sich in dem Handlungsbuche solche über ihre Farbe, ihre Breite und ihre Länge. Der Farbe geschieht bei den Verkäufen an Braunschweiger dreimal Erwähnung: je einmal wird rothes, graues und weißes Tuch genannt, wobei zu beachten ist, daß grau und weiß nur verschiedene Bezeichnungen für ungefärbtes Tuch sind. Der Breite wird in unseren Fällen gar nicht gedacht, dagegen mehrfach der Länge. Die Art und Weise, wie das geschieht, bedarf kurzer Erklärung. Der Weber war an ein gewerbepolizeilich vorgeschriebenes Längenmaß gebunden, hinter diesem Maße durften die Tücher in der Regel nicht zurückbleiben [8]). An manchen Orten wurden nun zwei Arten von Tüchern, lange und kurze, angefertigt, deren jede dann ihr besonders Normalmaß hatte. So kommt es, daß in der Tabelle verschiedentlich schlechtweg von langen Tüchern die Rede ist, denen an anderen Stellen des Handlungsbuches kurze gegenüberstehen. Aus der Herrschaft von Normalmaßen erklärt sich weiter, wie Vicko von den Braunschweiger Tüchern, die ihm Hermann Gheysmer einmal in Zahlung giebt — beiläufig einer der wenigen Fälle, daß deutsche Tücher im Handlungsbuche auftreten — sagen kann, sie seien 12 Ellen zu kurz gewesen. Unklar bleibt dabei nur, ob dies Manco sich auf alle 18 Stücke vertheilt oder bei jedem einzelnen bestanden hat; jenes dünkt uns wahrscheinlicher, denn der im Vergleich mit den flandrischen überaus geringe Preis der braunschweigischen ist fast ganz auf Rechnung ihrer gröbern Qualität zu setzen.

Lassen wir nun zum Schlusse wie im Anfange noch einmal das Persönliche zu seinem Rechte kommen, werfen wir einen Blick, wie dort auf Vicko selbst, so hier auf seine Braunschweiger Geschäftsfreunde. Da weckt natürlich vor allen Hermann Gheysmer, besser von Gheysmer, unser Interesse, nicht allein, weil er häufig genannt wird, sondern weil er wirklich bedeutende Geschäfte mit Vicko abschließt. Als einen bedeutenden Kaufmann lassen ihn denn auch verschiedene Eintragungen in den Gedenkbüchern Braunschweigs erkennen: mehrfach wissen sie von räuberischem Ueberfall zu berichten, mit dem ihn die Feinde der Stadt auf seinen Handelsfahrten heimsuchten, nicht ohne fette Beute zu machen [9]). Und noch eine sehr bezeichnende Nachricht ist uns über ihn erhalten. Als 1375, wie schon einmal erwähnt, Braunschweig verhanst ward, befand sich Hermann von Gheysmer unter Denen, die im Drange der Noth die Bauerschaft aufsagten, d. h. auf ihr Bürgerrecht verzichteten, um ihre materielle Existenz zu retten [10]). Das zeigt aufs deutlichste, wie mit den hansischen Beziehungen Hermanns Geschäft stand und fiel.

---

6) Hänselmann, Die Chroniken der deutschen Städte VI, S. 348 ff.

7) K. Kunze, Das erste Jahrhundert der deutschen Hanse in England in Hans. Geschichtsbl., Jahrgang 1889, S. 139 f.

8) Nach den von Nirrnheim angezogenen Stellen sollte das Mindestmaß eines gestreiften brüggischen Tuchs 44, das eines poperingeschen 36 Ellen betragen; ebenfalls 44 Ellen schrieben die Hansestädte 1383 für die englischen Tücher vor.

9) Hänselmann, Die Chroniken der deutschen Städte VI, S. 290 Anm. 4, 54.

10) Hänselmann, a. a. O. S. 356 Anm. 1.

Auch diesen und jenen der andern Braunschweiger, die uns im Geldersenschen Handlungsbuch begegnen, treffen wir außerdem in den Büchern seiner Vaterstadt an. So Tyle von Gheysmer, vermuthlich der Compagnon seines Bruders, so Peter Kokenbeker, wenn er wenigstens mit dem Träger des gleichen Namens, der 1356 wegen Körperverletzung verfestet wird, ein und dieselbe Person ist. Aber so helles Licht wie auf Hermann von Gheysmer fällt sonst nur noch auf Hinrik Enghelummestede, richtiger Enghelmstede, und Grotejan. Sie führen uns zum dritten Male auf den Aufstand von 1374 hin. Denn der Erstgenannte ist, wenn nicht Alles trügt, jener zur Gilde der Beckenwerken gehörige Enghelmstidde, der schon lange vor dem Aufstande mit dem Rathe aneinander kam[11]), dann bei dem Aufstande selbst einer der Rädelsführer war und unmittelbar nachher — zunächst freilich nicht auf lange — in dem neuen Rathe gesessen haben muß[12]). Und wie Enghelmstidde, so stieg auch Grotejan erst durch den Aufstand empor[13]): seit 1374 wird er ungemein häufig unter den Rathsmitgliedern genannt[14]). Bei so engen politischen Beziehungen zwischen den Beiden ist es also leicht erklärlich, daß in Vickos von Geldersen Handlungsbuche Enghelmstidde als Bürge für Grotejan erscheint. Ob dieser erst nach Aussöhnung Braunschweigs mit der Hanse Geschäftsverbindungen in Hamburg anknüpfte, ob er sie schon vor dem Aufstande unterhielt, läßt sich bei der Lückenhaftigkeit des Materials nicht entscheiden. Wäre jene Möglichkeit Gewißheit, so hätte man hier einen schönen Beleg dafür, daß den Familien, die der Aufstand politisch gehoben hatte, sich auch in wirthschaftlicher Hinsicht ein weiterer Wirkungskreis erschloß.

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

2. Die ältere Steinzeit.

Es gab eine Zeit, und sie liegt weit vor aller Geschichte, da waren nicht nur die Becken der Nord- und Ostsee, sondern auch die weiten Gebiete Norddeutschlands vom Eise bedeckt. Von den Hochgebirgen Skandinaviens breiteten Riesengletscher ihre alles Leben vernichtende Decke weithin über die Niederungen aus.[1]) Schwankungen im Klima veranlaßten dann den Rückzug der gewaltigen Eismassen, und auf dem frei gewordenen, noch vielfach vom Schmelzwasser durchtränkten Boden siedelten sich Moose und Flechten an, und bei dem kühlfeuchten Klima entstand die Tundra, wie sie uns noch heute an den Nordküsten Europas und Asiens entgegentritt. Alpenblumen wuchsen weit hinaus in die norddeutsche Niederung und bildeten mit der Zwergbirke und der niederen Polarweide die bescheidene Pflanzenwelt. In geschützten Thälern standen Kiefern, besonders aber Lärchen. In diesen Gebieten strich der Polarfuchs umher, lebte der Schneehase und das Schneehuhn. Auch der Moschusochse und das Rennthier fanden hier ihre Weide. Ja selbst den großen, längst ausgestorbenen Dickhäutern, dem Mammuth und dem wollharigen Nashorn, spendete die Tundra hinreichend Futter. Vor Allem jedoch war sie von Lemmingen in großer Zahl belebt.

Nach manchen Schwankungen während der gewiß nach Jahrtausenden zählenden Diluvialzeit wurde das Klima allmählich trockner. Damit zog die Steppe in Deutschland ein. An die Stelle der Moose und Flechten traten nun Gräser und Kräuter, namentlich auch Zwiebelgewächse. Längs der Flüsse zogen sich Uferstreifen geselligen Baumwuchses hin. Das Land war weit und breit ein Wohnraum von Steppenthieren geworden. Da durcheilte die Saiga-Antilope die Fluren, und Tausende von kleinen Nagern aus den Gattungen der Pfeifhasen, Zieselmäuse und Pferdespringer gruben sich ihre unterirdischen Wohnungen und belebten im Frühling und Sommer die blumendurchwirkten Grasfluren des deutschen Steppenlandes.

Wieder nach unmeßbaren Zeiträumen drang der Wald von den Bergabhängen in die Ebene weiter vor und mit ihm der Hirsch, das Reh und der Elch. Und Waldland blieb darnach die norddeutsche Ebene; als solches schildern uns auch die ältesten schriftlichen Ueberlieferungen das alte Germanien.

So weit aber jene Zeiten zurückliegen, so wohnte doch schon damals der Mensch hier. Als die Gletschermassen wichen, als die öden Flächen sich mit Pflanzen bedeckten und die Fluren sich mit Thieren belebten, drang auch er ein und ergriff Besitz von dem neuen Lande. Aber äußerst gering nur sind die Spuren, die uns von ihm erhalten blieben, und doch ist nicht daran zu zweifeln, daß er, als das Eis zurückging, hier umherstreifte. Neben den Knochen jener Thiere lagen nämlich hier und da unzweifelhafte Erzeugnisse von seiner Hand, z. B. Feuersteinmesser und Knochenpfriemen. So fand Nehring im Jahre 1876 im Diluviallehm, welcher zwischen und über den Gipsfelsen von Thiede abgelagert ist, etwa 8 m unter der Oberfläche einen schön erhaltenen Feuerstein-Schaber. Er lag neben Resten vom Lemming, der sibirischen Zwiebelmaus, Pfeifhasen und Rennthier, also mitten zwischen Thieren der Eiszeit [2]).

Im Frühjahr 1892 wurden von Herrn Museums-Assistent Grabowsky in der Hermannshöhle bei Rübeland Theile des sog. Bärenkirchhofes ausgegraben. In den Ablagerungen einer engen Spalte fand er neben den Resten des Höhlenbären auch Knochen vom Schneehasen und Schneehuhn. Dazwischen aber lag fest in Höhlenlehm eingebettet ein Messer aus Feuerstein. Im folgenden Jahre wurden von Herrn Prof. W. Blasius auch in dem neuen Theil der alten Baumannshöhle, am sogen. Knochenfelde, Schaber und Speerspitzen aus Feuerstein gefunden. Auffallend ist, daß im weiten Umkreise um

11) 1359. Hänselmann, a. a. O. S. 314.

12) Hänselmann, a. a. O. S. 342 f.

13) Hänselmann, a. a. O. S. 343 Anm. 3.

14) Hänselmann, a. a. O. S. 370 Anm. 1, S. 29, 97, 146 Anm. 2 u. s. w.

1) Nach A. Kirchhoff, Tundren und Steppen im diluvialen Deutschland. Globus, Bd. 59, Nr. 5.

2) Ausland 1876. S. 798. Katalog der prähistorischen Ausstellung zu Berlin 1880. S. 133.

Rübeland herum Feuerstein nicht zu finden ist. Auch aus diesem Funde dürfte sich ergeben, daß gleichzeitig mit dem Rennthier, Schneehuhn und Schneehasen Menschen am Harze gelebt haben [3]).

Jene Menschen, von deren Dasein bis jetzt so geringe Spuren vorliegen, waren umherstreifende Jäger. Die Gewässer wimmelten von Fischen, die Fluren waren belebt von mancherlei Jagdthieren, unter denen das Rennthier als das begehrteste weit voran stand. Geräthe und Werkzeuge verfertigten sich die Leute aus Feuerstein, den sie roh zurechtschlugen, oder aus Knochen und Hirschhorn. Muscheln oder Gehänge von Raubthierzähnen dienten als Schmuck. Thierhäute wurden mit dem Feuersteinschaber enthaart und mit Sehnen genäht. Speer, Bogen und Pfeil waren die Waffen. Den Acker zu bebauen verstanden sie noch nicht, auch hatten sie noch keine Hausthiere. Selbst die Kunst, Thongefäße zu formen und zu brennen, war den Diluvialmenschen fremd [4]).

3. Steingeräthe.

Der Pflug des Ackerknechtes, die Hacke des Waldarbeiters bringt dann und wann aus dem Schooß der Erde merkwürdige Geräthe ans Licht des Tages. Es sind Meißel, Aexte und Beile, auch wohl Pfeilspitzen, Messer und Dolche. Aber nicht aus Eisen oder Stahl sind diese Dinge gemacht, sondern aus hartem Gestein. Auch rundliche Steine, die, wie der Augenschein lehrt, zum Klopfen, Quetschen und Mahlen dienten, werden gefunden. Uralt sind solche Werkzeuge. Sie stammen aus einer fernab liegenden Zeit, da der Mensch noch kein Metall kannte, da er alle seine Geräthe aus Holz, Knochen, Hirschhorn oder Stein anfertigen mußte. Man nennt diese Zeit die Steinzeit.

Die Form aller dieser Fundstücke ist sehr verschieden und zeigt an, wie mancherlei Bedürfnisse der Mensch hatte und wie er es verstand, die passenden Werkzeuge zu seinen Arbeiten anzufertigen. Mit den Pfeilspitzen, die mittels Schnüre an Stäbchen befestigt waren, erlegte er den Vogel in der Luft, das flüchtige Wild des Feldes. Die Lanzenspitze, am Schaft mit Bast oder Sehnen festgebunden, diente zur Jagd auf größere Thiere oder, gleich den Dolchen, im Kampf gegen Feinde. Mit den mancherlei Aexten und Beilen fällte er Baumstämme zur Errichtung des Hauses, mit den Meißeln verarbeitete er das Holz, verfertigte allerlei Geräth, vollendete den Kahn oder zerspaltete damit die Knochen der Thiere, um das Mark zu gewinnen. Messer dienten zum Schaben und Schneiden, durchbohrte Kiesel zogen das Netz des Fischers in die Tiefe der Fluth, und mit handlich großen Steinen zerquetschte man Körner oder mahlte damit auf einer Bodenplatte das Getreide zu Mehl.

Die rohen Steine, aus denen die Menschen von damals ihre Geräthe verfertigten, lagen überall auf dem Lande zerstreut. Gletscher, die einst den Boden der norddeutschen Tiefebene bedeckt, hatten von den Gebirgen Finnlands und Skandinaviens Felstrümmer in großer Zahl herbeigetragen und hier zurückgelassen, und die rauschenden Bergwasser des Harzes hatten zerbröckelndes Gestein mitgeführt und als Geröll und Geschiebe dahin und dorthin getragen. Noch jetzt liegen solche Massen umher. Wenn der Dampfpflug seine blanken Scharen durch den Acker gezogen hat und die Steine hernach nun abgelesen werden, die in die Höhe gebracht sind, dann erblickt man darunter Felstrümmer von mancherlei Größe und von verschiedener Farbe und Zusammensetzung.

Mit Sorgfalt und kluger Berechnung erwählten die alten Bewohner unsres Landes aus den Steinarten diejenigen aus, die für ihre Zwecke die passendsten waren. Zu spitzen und schneidenden Werkzeugen, wie Pfeilspitzen, Dolchen, Messern, Meißeln und Aexten nahmen sie den harten, spröden Feuerstein. Derselbe ist meist weißlich, hellgrau und schwärzlich, doch kommen auch gelbliche, bräunliche und gestreifte Stücke vor. Wieder andre Geräthe, die mehr zum Schlagen, Klopfen dienten, wie Keile, Aexte und Hämmer, wurden aus harten aber auch zähen Gesteinen hergestellt. Bevorzugt wurde der Grünstein oder Diorit. Es ist das eine Felsart, die aus dunkelgrüner Hornblende und weißlichem Feldspat gemengt ist. Ihm nahe verwandt ist der Dioritschiefer, der Grünsteinporphyr und der Diabas. Auch Gabbro, Hornblendeschiefer, Grauwacke u. a. wurden benutzt.

Alle diese Stücke wurden zuerst behauen. Manche hatten schon auf ihrer Wanderung vom Gebirge zur Tiefebene durch das Wälzen im Wasser eine Form erhalten, die dem Menschen sehr zu statten kam, so daß er durch geringe Nachhülfe schon ein brauchbares Geräthe gewann. Mit Ausnahme der Pfeilspitzen, Lanzen und Dolche, wurden die meisten Werkzeuge auf harten Sandsteinplatten mit Hülfe von Wasser und Sand geschliffen. Soweit bekannt, sind solche Schleifsteine in unserem Lande noch nicht gefunden.

War nun ein Beilchen oder sonst ein Werkzeug fertiggestellt, so bekam es zum bequemern Gebrauche eine Fassung aus Holz, Horn oder Knochen, wobei wohl zur Befestigung Harz verwendet wurde. Größere Aexte und Beile steckte man in einen Stiel, der zu dem Zwecke durchbohrt war, oder man spaltete den Stiel und befestigte die hineingesteckte Axt durch Thiersehnen.

Im weitern Verlaufe der Steinzeit wurden die Hämmer und Aexte auch durchbohrt. Wie aus den noch unfertigen Stücken hervorgeht, geschah diese Arbeit auf zweifache Weise. Man nahm hierzu entweder einen festen Stab aus Holz, auch wohl das Ende eines Geweihes, oder man benutzte eine Röhre aus Holz, Horn oder Knochen. Diesen in wechselnder Umdrehung befindlichen Bohrern wurde ohne Unterlaß angefeuchteter Sand zugeführt. Natürlich konnte dies nicht so ohne weitere Vorrichtung geschehen, und da hat nun F. Keller in Zürich, der Erforscher der Pfahlbauten, und nach ihm Graf Gundaker Wurmbrand in Wien ein einfaches Gestell hergerichtet, mit dem die Durchbohrung der Steine, selbst sehr harter, ohne Anwendung von Metall

---

3) Globus Band 61. 1892. Nr. 19. Siehe den von Prof. Blasius verfaßten Bericht über diese Ausgrabungen in den Braunschw. Anzeigen 1892, Nr. 71 u. 72, der auch als Sonderabdruck erschienen ist.

4) Hoernes, Urgeschichte des Menschen. S. 191—203.

vollführt wurde. Ein runder Stab war in senkrechter Haltung so angebracht, daß er mittels eines Bogens und einer Sehne leicht gedreht werden konnte. Unten war in den Stab das Ende eines Geweihes eingelassen. Gerade unter demselben wurde der zu durchbohrende Stein befestigt und nun der Stab durch den Bogen abwechselnd hin und her gedreht. Mit Hülfe dieser einfachen Vorrichtung haben jene Forscher durchbohrte Steinäxte geliefert, die den alten Werkzeugen ganz ähnlich sind.

Alle diese Geräthe sind nicht als fertige Handelswaare ins Land gebracht worden, sondern Erzeugnisse heimischer Werkstätten. In jeder größern vorgeschichtlichen Sammlung finden sich Stücke, die noch nicht ganz vollendet sind. Einige sind wohl behauen, aber noch nicht geschliffen. Bei andern ist die Bohrung von einer oder von beiden Seiten begonnen, und dann ist das Beil aus irgend einem Grunde unfertig liegen geblieben. Es giebt auch Aexte und Hämmer, die schon damals am Bohrloch zersprungen sind, und dann haben die Alten das noch brauchbare Ende nochmals durchbohrt.

In unsern Museen sind bereits viele uralte Steingeräthe zusammengetragen. Da liegen Dolche und Schaber, Meißel und Aexte, und in diesen langen Reihen fesselt manch besonderes Stück den Beschauer. So liegt z. B. in der Sammlung des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde eine ausgezeichnete Hammeraxt aus schwarzem Kieselschiefer, die in einem Hünengrabe bei Watzum gefunden wurde. Das schlanke Geräth ist um das Bohrloch herum verdickt, und die Schneide verbreitert sich nach unten zu mit fein geschlungener Linie. Oben läuft vom Bahnende bis zur Schneide hin eine vortretende Nath.[1])

Auf dem Eichberge bei Destedt wurde eine jener seltenen doppelschneidigen Stücke ausgepflügt, die man Amazonenäxte nennt. Vom Bohrloche an steigen die Schmalseiten mit schöngeschwungener Linie zu den breiten, gebogenen Schneiden hin. (Sammlung des Herzogl. Museums.)

Im Lande sind auch einige Geräthe aus dem sehr seltenen Jadeit gefunden worden. Da ist zunächst ein Beilchen, das aus dem Hagenbruche von Braunschweig stammt. Es ist 10 cm lang und etwas über 5 cm breit. Das Gestein ist hellgrün mit röthlichen Flecken. (Städt. Museum Nr. 277.) Eine zweite Axt, leider nur die eine Hälfte, das Schneidenende, fand ein Waldarbeiter auf dem Ebersberge im Wittmarschen Holze, in der Nähe des Fußweges, der aus dem Innern der Asse über die Höhe nach Mönche-Vahlberg führt. Länge und Breite des Bruchstückes betragen 5 cm. Die Farbe ist schmutziggrün, aber weißlich geadert un gefleckt, die Schneide hellgrün durchscheinend[2]).

Ein drittes Beil von 23 cm Länge wurde bei Börßum gefunden. Seine Farbe ist ähnlich der des Assebeilchens. Es kam in die Sammlung des Herrn Saul, Rittergutspächters zu Glentorf. Beim Bau der Landeseisenbahn wurde im Geitelder Holze ein Jadeitwerkzeug gefunden, das eine Länge von 45 cm, eine Breite von 11,3 cm und eine Dicke von 3 cm hat, mithin das bis jetzt bekannte größte Stück dieser Art aus Jadeit ist. Seine Farbe ist blaßgrün, beinahe graugrün[3]). Es befindet sich jetzt in der Sammlung des Ortsvereines zu Wolfenbüttel.

Von all den Geräthen aus Stein oder Knochen, von allen Schmucksachen aus Bronze oder Glas haben von jeher gerade die steinernen Axte und Hämmer die meiste Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Zwar giebt es ja jetzt auch noch Erd- und Waldarbeiter, die gleichgültig diese durch ihre Form schon so auffallenden Fundstücke wieder beiroden, es giebt Leute, die sagen, daß sie es nie der Mühe werth hielten, je solch' einen Stein aufzuheben, aber meistens werden diese Dinge doch aufgegriffen und mitgenommen, und wenn sie auch nur den Kindern zum Spielen gegeben werden. Die Alten auf dem Lande aber, die kleinen Bauern, die Hirten, die Arbeiterfrauen wissen die Steine wohl zu schätzen. Es sind „Donnerkeile". Wo der Blitz zur Erde niederfuhr, da steckt im Boden solch ein Stein. Zu Großvaters Zeiten hütete einmal ein Schäfer die Herde, es war bei einem Dorfe unfern Seesen. Da zog ein schweres Gewitter herauf, und bald schlug der Blitz in eine alte Eiche, die auf dem eignen Plane des Schäfers stand. Dieser hatte das von ferne bemerkt und sagte nun, im Wurzelwerk der Eiche müsse jetzt ein Donnerkeil stecken. Er grub nach und fand einen Meißel aus Diabas, den legte er, um seine Natur zu untersuchen, auf einen Amboß und schlug ein Stückchen davon ab. „Da roch der Donnerkeil ganz nach Schwefel!"

Bei Thiede schlug mal der Blitz in einen alten Weidenbaum, und als der Bauer, der das gesehen, nachher ihn umschlug, steckte der Keil sogar im Stamme selbst.

Wie aber diese Steine nach der Meinung der Alten mit dem Blitze herniedergefahren sind, so schützen sie auch hernach das Haus vor dem zündenden Strahle. Darum werden sie an vielen Orten als ein großer Schatz aufbewahrt, und es giebt Leute, die sich unter keinen Umständen davon trennen wollen. Man legt sie in die Fensterbank oder steckt sie unter die Dachsparren. In einem Dorfe am Elme hing ein Mann seinen Donnerkeil an einen Faden am Balken in der Stube auf, und wenn es donnerte „dann röge hei sick" und bewies damit seine Zugehörigkeit zu den himmlischen Gewalten. Als in einem andern Dorfe ein Sammler nach Donnerkeilen fragte, erhielt er von einer alten Frau zur Antwort, sie habe einen in den Kirschbaum gelegt, damit den der Blitz verschone, und da solle der Stein auch bleiben.

Aber auch sonst vermag solch ein Donnerkeil Heil zu geben. Ein Sammler wurde in einem Dorfe am Hils zu einer Frau gewiesen, die auch solch einen Stein haben sollte. Ja, den Stein hatte sie, wollte ihn aber nicht hergeben, weder für Geld noch für gute Worte. Denn ihre Ziege war krank, und da mußte sie von ihm etwas

1) Nehring, Vorgeschichtl. Steininstrumente Norddeutschlands S. 30. Tafel II Nr. 7.

2) Kloos, Jadeitbeilchen aus dem Braunschweigischen. Globus, Band 59, S. 374.

3) Kloos, zwei Jadeit-Flachbeile aus dem Braunschweigischen. Globus, Band 63 No. 5.

abschaben und den Staub dem Thiere in das Wasser zum Saufen thun, damit es wieder gesund würde.

Wieder in einem Dorfe nördlich vom Elm galt ein Donnerkeil seit alter Zeit als Familienerbstück. Er wurde den Frauen in der schweren Stunde in die Hand gegeben, um die Schmerzen zu lindern und um die Geburt zu beschleunigen.

Aber auch sonst findet man diese Steine zu nützlichen Dingen verwendet. Hier und da haben Sammler sie wohl als Gewichtstücke an der Uhr oder am Webstuhl hängend gefunden. Jene Frau, die einen Donnerkeil in den Kirschbaum gesteckt hatte, besaß noch einen andern, den band sie an ein Bündel Wäsche und legte dies dann im Teiche daran vor Anker. Ein Arbeiter am Elme benutzte einen Feuersteinkeil jahrelang zum Holzspalten.

Wenn ein Sammler den Leuten von der eigentlichen Bedeutung dieser Steingeräthe erzählt, hören sie wohl ungläubig zu und meinen, damit ließe sich nicht viel ausrichten. Aber ein dänischer Forscher, der Cammerherr Sehested, hat auf seinem Stammgute Broholm im südlichen Fünen den Versuch gemacht, ein hölzernes Haus nur mit den Werkzeugen und Hülfsmitteln zu errichten, welche dem Menschen damals zu Gebote standen. Der Erfolg war ein überaus günstiger. Mit einer Feuersteinaxt fällte ein Arbeiter in dreißig Arbeitsstunden 63 Bäume von 20 cm Durchmesser und 60 von 9 cm Durchmesser, und die Axt war nach Beendigung der Arbeit ganz unbeschädigt. Nur mit aufgefundenen Feuersteinwerkzeugen wurden die Stämme behauen, zerschnitten, gebohrt und mit Holznägeln zusammengefügt. So wurde denn ein Häuschen zu stande gebracht ohne Verwendung von Metall.

Kurze Nachrichten.

Lessing und Helmstedt. In seinem trefflichen Buche über Lessing führt Erich Schmidt (B. II Abth. 1 S. 244) mit Recht aus, daß kein hervorragender Mann der Universität Helmstedt einen Lessing habe anlocken können, aber er geht zu weit, wenn er behauptet, daß dieser den „sinkenden Bildungsort" von Wolfenbüttel aus niemals aufgesucht habe. Oft ist dies gewiß auch nicht der Fall gewesen; daß es aber doch wenigstens einmal geschehen, dafür fiel dem Schreiber dieses vor Kurzem ein klares Beweisstück in die Hände. Es ist ein Brief des bekannten Malers Pascha Joh. Friedr. Weitsch in Braunschweig, der am 24. August 1771 an den Geh. Kammerrath v. Heinecken in Leipzig, einen Bekannten Lessings, folgendermaßen schreibt: „Die zwei Exemplare benebst Dero geehrtesten Schreiben habe richtig erhalten, an Hr. Lessing werde es zustellen, weil er jetzt nach Helmstadt ist, und wird heute wieder kommen." Lessing hat den Ausflug nach Helmstedt offenbar von Braunschweig aus gemacht, wo er nach seinen Briefen am 22. und 30. August 1771 weilte. — Wie verschieden die Beurtheilung Lessings in den theils rationalistisch theils orthodox gesinnten theologischen Kreisen der Universität Helmstedt war, zeigt deutlich folgende Anecdote. Als der Professor Henke nach Lessings Tode von dem „seligen Lessing" sprach, fiel ihm der Abt Carpzov in die Rede mit den Worten: Herr Schwiegersohn, Sie meinen den verstorbenen Lessing.

Bücherschau.

Das **Berlinerthum** in Litteratur, Musik u. Kunst von einem Unbefangenen. 2. Aufl. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1895. 28 S. 8⁰ — ℳ 50 ₰.

Angelegentlich möchten wir unsern Lesern dieses Schriftchen empfehlen, das wir besonders deshalb hier im Magazine besprechen, weil es, wie wir verrathen wollen, ein Landsmann ist, der in aufrichtiger Begeisterung für das Schöne eine Reihe von Schäden aufdeckt, an denen das heutige Kunstleben leidet. In gesunder Einseitigkeit führt der Verfasser diese Gebrechen auf den überhandnehmenden Berolinismus zurück und zeigt, wie weit entfernt die Berliner noch von einer Stellung in Deutschland sind, wie sie die Pariser in Frankreich einnehmen. Er hätte vielleicht gut gethan, wenn er das großstädtische Publicum und die Künstler Berlins ein wenig mehr gesondert und nicht unterschiedslos das ganze Berliner Adreßbuch verworfen hätte. So setzt er sich leicht dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit aus, zumal bei denen, die nicht bedenken, daß der Verfasser seinem Schriftchen leicht den zehnfachen Umfang hätte geben können, und die nicht finden, daß gerade in der von ihm beliebten Kürze die Stärke seiner eindrucksvollen Ausführungen liegt. Die Klagen über die Berliner Flachheit, absprechende Anmaßung und vollkommene Unrührbarkeit sind nicht neu; der Kreuzberg hat nie viel Anlage zum Parnaß gehabt. Das wäre auch so schlimm nicht, wenn nicht trotz dieser Mängel die Berliner die Führung auch in der Kunst keck und schneidig beanspruchten und wenn nicht nur zu Viele im Reiche ihnen mehr und mehr eine Art Recht dazu gäben. Viele die den Mund so voll nehmen und Berlin in Mißcredit bringen, haben in der Reichshauptstadt nicht einmal den Unterstützungswohnsitz, und vielen märkischen Autochthonen, wie z. B. Fontane, wird doch auch unser Verfasser die Anerkennung nicht versagen. Im Großen und Ganzen hat er den berlinischen Geist richtig gezeichnet, und auch mancher Berliner wird ihm zuzustimmen geneigt sein. Aber er setzt Manches der schnell emporgekommenen Stadt auf das Conto, was vielleicht der ganzen Zeitrichtung eigenthümlich ist. Fein ist die Analyse der Sudermann'schen Stücke „Ehre" und „Heimath"; sie deckt die offenen und geheimen Schwächen dieser Werke, deren unbegreifliche Erfolge so überaus charakteristisch für die tonangebenden Kreise sind, schonungslos auf. Der Verfasser greift Mauthner und Sudermann als Vertreter des producirenden Berlin heraus, er hätte ihnen noch eine Reihe anderer Schriftsteller an die Seite stellen können, wie denn auch die Musiker, Maler und Bildhauer sich mit der kurzen Abfertigung nicht werden zufrieden geben können.

Von des Verfassers Vorschlägen zur Heilung der Zeitkrankheit sind wir minder angesprochen worden, als von dem kritischen Theile der Arbeit. Wenn er räth, die Berliner auf die politische Wirksamkeit zu beschränken, so glauben wir nicht, daß je ein Berliner, der sich zu Größerem geboren fühlt, das Dichten, Musiciren oder

Malen lassen wird. Wir werden nur mit dem Berlinerthum fertig werden, wenn wir es in uns selbst ersticken, uns auf die unvergänglichen Ideale der Menschheit und unseres Volkes besinnen, und in Einem es den Berlinern nachthun, in der Liebe zur eigenen Heimath. Wenn wir nicht so willig wären, unsere landschaftliche Eigenart, unsere Geschichte und unsere Erinnerungen zu opfern, um nur Gnade an der Spree zu finden, so würde der berlinische Geist trotz seiner Reclame und trotz seiner unzähligen Canäle, mit denen er das Land durchzogen hat, uns nichts anhaben können. M.

Dr. W. Petzold, Volksthümliche Pflanzennamen aus dem nördlichen Theile von Braunschweig. (Leimbachs Deutsche botanische Monatsschrift. 8. Jahrgang No. 3. 1894).

Herr Oberlehrer Dr. W. Petzold in Braunschweig hat sich das Verdienst erworben, die volksthümlichen, zumeist niederdeutschen Pflanzennamen zu sammeln, welche namentlich im nördlichen Theile des Herzogthums (Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt) gang und gäbe sind; doch hat er auch manche vergleichsweise herangezogen, die im Wesergebiete und Harze gelten, dabei fließen folkloristische Beobachtungen ein, so daß die ganze Arbeit als ein willkommener Beitrag zur Volkskunde gelten kann. So hat der Verfasser im regen Verkehr mit dem Volke und durch Mithilfe einiger Freunde etwa 200 niederdeutsche Pflanzennamen zusammengebracht und mit ihren systematischen lateinischen Namen in alphabetischer Ordnung fixirt Die Zahl, so giebt er an, könnte größer sein, allein es fänden so viele Verwechslungen und Verdrehungen der Pflanzenbenennungen im Volke statt, daß es längerer Zeit bedürfe, um den Stoff zu sichten. Es möge gestattet sein, hier einige Nachträge zu Petzolds verdienter Sammlung zu geben.

Arum maculatum. Neben pâpenkinner findet sich auch die ursprüngliche Form pâpenpint, wegen der phallusartigen Form des Blüthenkolbens (Schambach: pâpenpitten).

Clematis vitalba. Auch Bocksbart.

Fragaria vesca. Die Früchte heißen arpeln.

Verbena officinalis = Isenhinrk.

Vaccinium Myrtillus. Im Norden der Stadt Braunschweig neben Bickbeere auch kraienôgen.

Juniperus communis. Im Norden der Stadt Braunschweig, in den Büttels machandel.

Prunus insititia. Die Früchte werden vorzugsweise kreiken genannt; 'ne sûere Kreike ist redensartlich. Mittelhochdeutsch chriehboum. A.

In dem kürzlich erschienenen, neuesten Jahrgange der **Hansischen Geschichtsblätter** erregt vor Allem der Vortrag unser Interesse, den Professor Dr. Frensdorff „zur Erinnerung an Ludwig Weiland", dessen wohlgetroffenes Bildniß das Bändchen ziert, auf der diesjährigen Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins zu Bielefeld gehalten und hier veröffentlicht hat. Es ist ein schönes, lebenswahres Bild, das hier der Freund von dem Leben und Wirken seines früh verstorbenen Kollegen mit liebevoller Sorgfalt entworfen hat. Weiland, der, am 16. Nov. 1841 in Frankfurt a. M. geboren, seit 1881 in Göttingen den Lehrstuhl der Geschichte einnahm, den vor ihm ein Dahlmann und ein Waitz inne hatten, ist in der Vollkraft des Schaffens durch einen unerwarteten Tod von uns geschieden. Hat er so auch die hohen Pläne, die ihm auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung noch vorschwebten, leider nicht mehr zur Ausführung bringen können, so ist seine Thätigkeit doch eine reich gesegnete gewesen und ganz besonders ist sie unserer niedersächsischen Heimath zu Gute gekommen. Er hat durch vorzügliche Ausgaben wichtiger Quellenwerke, wie der Sächsischen Weltchronik, der Braunschw. Reimchronik u. a., durch treffliche gelehrte Untersuchungen, wie über das „sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen", seine erste wissenschaftliche Arbeit, über „Goslar als Kaiserpfalz" u. s. w., sich hohe Verdienste um unsere heimische Geschichtsforschung erworben, so daß der Trauer um den zu früh der Wissenschaft Entrissenen, dessen frisches, liebenswürdiges Wesen Vielen hier noch in bestem Andenken steht, auch an dieser Stelle mit Fug Ausdruck zu geben ist. Angeschlossen ist dem Aufsatze eine Bibliographie der Arbeiten Weilands und eine Uebersicht der ihm gewidmeten Nachrufe, von denen wir die „Gedächtnißworte", die Jakob Schwalm, ein Schüler W.'s, im Akademisch-historischen Vereine gesprochen hat (Als Manuscr. gedr. Göttingen, 1895) besonders hervorheben.

P. Hoffmann, Johannes Arndt in Braunschweig. Geschichtliche Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1895. 136 S. 8°. 75 Pf.

In dem wohl ausgestatteten Büchlein, das in der „deutschen Jugend- und Volksbibliothek" (No. 151) erschienen ist, wird uns die Gestalt Joh. Arndts, des berühmten Verfassers des „Wahren Christenthums", der von 1599 bis 1608 als Prediger an der Martinikirche zu Braunschweig wirkte, in sympathischer Weise vor Augen geführt. Vermögen wir uns auch nicht in allen Einzelheiten mit der geschichtlichen Auffassung und Darstellung des Verfassers einverstanden zu erklären, so kann uns das doch nicht abhalten, das flott geschriebene kleine Werk insbesondere dem Kreise der Jugend, für die es zunächst bestimmt ist, hiermit zu empfehlen.

Amtsbrüderliche Mittheilungen. No. 2. Parochiale Nothstände in der br. Landeskirche; Grabgebührenfrage. — 3. Delegirtentag d. d. evang. Pfarrvereine z. Potsdam; Fürsorge f. Strafentlassene; Umzugskosten.

Richtigstellung. Nach einer Mittheilung des Herrn Stadtgeometers Fr. Knoll beruht der auf S. 56 des Magazins mit Recht als falsch bezeichnete Ausdruck „Vorliegkamp" auf einem Schreibfehler, der nur in einer Anzahl der Exemplare der besprochenen Karte vorhanden ist, von denen eines dem Berichterstatter vorlag. Spätere Abzüge zeigen die verbesserte richtige Form Vorlingkamp.

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr Paul Zimmermann.

Zweiter Band.
Jahrgang 1896.



Braunschweig. 1896.
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).



Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

4. Kulturgeschichte, Rechtsalterthümer, Sitte und Sage.

5. Topographie.

6. Biographien, Nekrologe.

7. Kirche und Schule.

8. Kunst und Kunstgewerbe.

9. Volkswirthschaft.

10. Naturwissenschaft.

II. Besprechung von Büchern und Aufsätzen, Inhaltsangabe von Zeitschriften.

III. Verfasser.



// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 5. Januar. **1896.**

Sylvester 1870.

Kriegserinnerungen aus dem Füsilier- (Leib-) Bataillon Herzoglich Braunschweigischen Infanterie-Regiments No. 92.

Nach einer behaglichen, durch Nichts gestörten Weihnachtsruhe in dem tiefverschneiten Orchaise rief in Folge beunruhigender Gerüchte der Befehl uns wieder nach Vendôme.

Am 29. December gegen 11 Uhr Mittags zogen wir abermals den wohlbekannten steilen Weg hinab, der an dem ruinengekrönten Schloßberg sich auf die Thalsohle niedersenkt, — der Stabshornist Hase schmetterte seinen schönsten Marsch und über die steinerne Brücke durch den schönen, langgewölbten Thorbogen der alten Stadtbefestigung ging es dieselbe enge Straße hinunter, auf der wir am 16. December unter dem wuchtigen Gesange unserer Marschlieder — wie der General es derzeit gewünscht, — unsern Einzug gehalten.

Nach langem Harren gab es Quartier-Anweisungen, aber die Quartiere selbst zeigten sich jetzt um Vieles dürftiger, als vor zehn Tagen wo wir sie verließen, um gegen Tours zu marschiren.

Die Stadt war ausfouragirt und in den meisten Häusern gab's wohl kaum einen Winkel oder einen Schrank, in welchen nicht schon ein hungriger Soldat begehrlich hineingeschaut. In den kleinen Häusern der uns angewiesenen Vorstadt herrschten die Blattern, und wo die schreckliche Krankheit thatsächlich noch nicht sich eingenistet, da hatten die gesunden Bewohner doch an Thüren und Fensterläden, deutsch oder französisch, oft in schlimmer Orthographie, die Schreckensworte „Hier sind die Blattern“ mit Kreide angeschrieben, um die feindliche Einquartierung abzuwehren.

Aber man war längst gewöhnt, dergleichen mit Zweifeln und ohne sonderliches Zagen aufzunehmen, — war das Haus sonst vertrauenerweckend, so sah man sich den Kranken an. Und unsere Leute hatten sich in dieser Beziehung eine merkwürdig sichere Diagnose erworben, — manchem angeblich Pockenkranken wurde schleunigst Aufstehen und frische Luft „verordnet“ und er durfte dann in solchem Falle froh sein, wenn nicht noch gewaltsame „Mittel“ zur Anwendung gelangten.

Nicht ungern ging man daher „auf's Dorf“, wenn auch der Vorpostendienst dem hoffnungsgrünen Bilde einen grauen Hintergrund schuf. Da draußen, fern von der Stadt, fern von den vielen Vorgesetzten und den Alles schmälernden Massen-Quartieren war auf mehr Platz für den Einzelnen, vielleicht gar auf ein Bett, vor allen Dingen aber auf bessere Verpflegung sicher zu rechnen, und als die 9. Compagnie des Hauptmanns v. Broizem nach einer unerfreulichen Nacht am 30. früh Befehl zum Ausrücken erhielt, war Alles zufrieden; wir marschirten in die Vorpostenstellung, lösten die bei St. Ouen stehende Truppe ab und nachdem in den Quartieren in erprobter Weise gründlich Umschau gehalten war, fand sich in der That Niemand enttäuscht.

St. Ouen, ein kleines freundliches Dorf, unmittelbar an der großen Straße von Vendôme nach Paris belegen, schmiegt sich mit seinen Obstgärten um ein zierliches, zinnenreiches Schlößchen des Grafen von St. Venan und an den Abhang, welcher von Schloß Bel-Air, steil und ziemlich hoch, mit struppigem Gebüsch bewachsen, nach dem Loir zu abfällt.

Die Officiere der Compagnie lagen, mit Ausnahme des auf Feldwache befindlichen, im Schlosse, und der Empfang und die Bewirthung der unwillkommenen Gäste ließ nichts vermissen. Der alte Herr mit dem rothen Bändchen im Knopfloch seines schwarzen Rockes, die in tiefe Trauer gekleideten Damen des Hauses waren zwar etwas frostig und gemessen, so doch die Artigkeit selbst. Die Gespräche bei der am Spätnachmittage mit der gräflichen Familie gemeinsam genommenen Mahlzeit, zu welcher auch der Officier der Feldwache, Lieutenant Frühling, auf kurze Zeit abgelöst wurde, drehten sich fast nur um die Frage, in wie weit Château St. Ouen in den Bereich einer anscheinend bei Vendôme erwarteten „Schlacht“ gerathen könne und welche Sicherheit es dann seinen Bewohnern gewähren möchte. Natürlich konnten wir den Herrschaften nichts Tröstliches und Bestimmtes anvertrauen.

Am nördlichen Dorfeingang, in einem kleinen, inmitten eines sehr gepflegten Weingartens belegenen Gehöft hatte sich die Feldwache eingerichtet. Es war gänzlich von seinen Bewohnern verlassen, die Mannschaften drängten sich um die Feuerstelle der weiten, völlig ausgeräumten Küche, in welcher aus Brettern, Fässern und wenig Stroh und Heu Sitzbänke und ein dürftiges

Lager bereitet waren —, das einzige sog. Zimmer beherbergte den Officier. Eine große, mit schmutzigen, dunkelrothen Vorhängen versehene Bettstelle mit harter Strohmatratze, ein wackliger Tisch, welchen der Rest einer noch aus der Heimath stammenden, im Koffer sorglich bewahrten Stearinkerze, auf einer Flasche befestigt, nur kärglich erhellte, und zwei halbzerbrochene strohbeflochtene Stühle waren der gesammte Hausrath in dem mit Steinfliesen belegten Gemach, welches das Feuer im Kamin nicht zu erwärmen vermochte. — Die Nacht brach herein. Draußen lag ein prachtvoller Mondenschein auf der hartgefrorenen Erde. Nichts unterbrach die nächtliche Stille, als das Krachen des Eises auf dem Loir, — ab und zu ein ferner Gewehrschuß. Da die Vorposten, selbst gedeckt stehend im tiefen Schatten der letzten Hecken und Mauern, einen weiten, bis an den dunkel vor uns hinziehenden Wald sich erstreckenden Abschnitt freien Acker- und Wiesengrundes übersehen und jede etwaige feindliche Annäherung sofort und leicht bemerken konnten, so war die Stellung eine verhältnißmäßig beruhigende. Der rechte Flügelposten stand an einem Wärterhäuschen auf dem Damm der Eisenbahn nach Paris, die sich hart am Flusse hinzieht, der linke hoch oben auf dem Uferabhang in der großen, leeren Batterie, welche die Franzosen im Parke von Château Bel-Air gebaut, um Straße und Bahn von Paris, von woher man den feindlichen Angriff derzeit erwartet hatte, unter Feuer nehmen zu können.

Alle Doppelposten unterhielten verdeckt ein kleines, glimmendes Feuerchen und während der Eine wachsam Ausschau hielt, kauerte der Andere am Boden und wärmte die erstarrenden Glieder. Es war das freilich nicht reglementmäßig, aber man mußte darüber hinwegsehen.

Die Nacht verging ruhig, stets meldeten die heimkehrenden Patrouillen: „Nichts Neues,“ — vom Feinde war nichts zu sehen und zu hören.

Als die Dämmerung des 31. December sich langsam aufhellte, kam der unerwartete Befehl zum sofortigen Antreten und Abrücken, um zum Bataillon zu stoßen. Ohne befohlenermaßen die Ablösung abzuwarten, wurden die Posten eingezogen, auf dem Wege durch den mit immergrünen Gesträuch dicht bewachsenen Schloßpark kreuzten wir eine Abtheilung des 17. Regts., welches unsere bisherige Stellung einzunehmen bestimmt war, nach kurzem Bescheid an dieselbe stiegen wir am Château Bel-Air vorbei durch Weinberge und Hohlwege hinauf nach dem westwärts belegenen Dorfe Tuileries, wo wir die drei andern Compagnien des Bataillons bereits marschfertig vorfanden.

Es war für den letzten Tag des alten Jahres noch eine große Recognoscirung befohlen, die sich im Wesentlichen von Vendôme aus auf der Straße nach Epuisay zu erstrecken sollte. Dem Leibbataillon 92 war dabei der Auftrag geworden, als eine Seiten-Abtheilung auf einem von dem Dorfe Tuileries durch den Wald von Vendôme in der Richtung auf Azay sich hinziehenden Wege vorzurücken, um eine feindliche Umgehung der auf Epuisay marschirenden Hauptcolonne zu hindern und unter Umständen deren Vorgehen zu unterstützen. Nach Erreichung eines genau bestimmten Abschnitts war eine verdeckte Aufstellung und zunächst eine abwartende Haltung vorgeschrieben.

Bald nach acht Uhr verließen wir das Dorf, und der Wald nahm uns auf, der hochstämmig, wenig gepflegt, mit seinem struppigen, argverwachsenen Unterholz, unmittelbar bis an den von uns eingeschlagenen Waldweg herantrat. Dichtes Epheu bedeckte zumeist den Boden, oft bis in die Baumkronen hinaufkletternd, gab es dem Walde einen leisen, grünen, sonderbar berührenden Schimmer. Es war ein trüber, nebeliger Tag, von dem grauen Himmel fielen spärlich, aber ununterbrochen die weißen Schneeflocken und legten sich auf das trockene Laub der Bäume und zwischen die dürren, hohen Halme des Rasens, der den tiefzerfahrenen, offenbar wenig benutzten Weg bedeckte. Büsche und Dornen sperrten bisweilen den Durchgang, dabei war der Pfad, der sich hügelig und in fast schnurgerader Richtung dahinzog, so schmal, daß die Marschsectionen kaum zusammenbleiben konnten.

Dem Bataillon, zur schnelleren Vermittlung etwa nothwendiger Meldungen beigegeben, folgte unter Führung eines Officiers ein Zug Kürassiere, und war das ganze Gelände schon für Infanterie schlecht gangbar und unbequem, so war es für die Pferde kaum passirbar, hin und her ausweichend ritten die Leute einer hinter dem Andern.

Tiefes Schweigen lag über dem winterlichen Walde; kein Mensch, kein Thier kreuzte stundenlang unsern Weg. Die Schritte der marschirenden Soldaten dämpfte die dichte, dürre Rasendecke und der Befehl, möglichst Ruhe zu wahren, ließ kein lautes Gespräch aufkommen.

Ein einzelner Gewehrschuß, der hell und scharf, aber weit entfernt durch den Wald von links herüberhallte, brach endlich die Stille, — in schneller Folge fiel dann Schuß auf Schuß, bald vereinzelt, bald knatterndes Rottenfeuer, und nun knallte es auch rechts, weit rechts am Loir — nach unserer Schätzung bei St. Ouen —; lebhafte Schützengefechte entspannen sich auf beiden Seiten und nach nicht langer Dauer donnerte von links auch der erste Kanonenschuß wiederhallend durch den schweigsamen Forst. Bald unterschied man den Schall antwortender Geschütze, den hellern Ton der crepirenden Granaten und nach kurzer Zeit war links und rechts das Feuergefecht in vollem Gange.

Währenddem zogen wir, stiller noch geworden und aufmerksam dem fernen Kampfgetöse lauschend, ungehindert vorwärts und erreichten endlich eine Lichtung, wo der Wald links vom Wege zurücktrat und, von Hecken und Gräben durchschnitten, Aecker und Wiesen sich dazwischen schoben. Im Hintergrunde hoben sich aus den Gipfeln niedriger Obstbäume die grauen Dächer einer einsamen Ferme.

Das Bataillon hielt. — Auf das gedämpft weitergegebene Commando „Rechts ran“ schob sich die Colonne zusammen, die Kürassiere trabten an und zogen sich hundert Schritte links seitwärts auf freies Feld, ein Schützenzug ging vor, schwärmte aus und nistete sich in einem Graben ein, der sich quer vor uns durch die Lichtung zog.

Es begann ein sehr langes und sehr langweiliges Warten. Auf die Gewehre gestützt, zwischen die Büsche und an den Wegrändern gelagert, leise mit einander flüsternd, verzehrten die Mannschaften das Wenige, was Brotbeutel und Feldflasche barg; das sonst so beliebte Feuer-Anzünden verbot sich durch die Umstände von selbst und ein schwacher Versuch dazu wurde vom Major mit einer sehr ernsten Vermahnung unterdrückt. Man fror und Alles horchte auf den Gang der seitlichen Gefechte. Ununterbrochen hallte das Geschütz- und Gewehrfeuer herüber, aber befremdlicher Weise ging der Schall immer mehr und mehr auf Vendôme zu und mit steigender Sorge unterschied man, wie das Gefecht sich ganz in unsern Rücken zog.

Wiederholt wurden Kürassier-Patrouillen nach links und rechts entsandt, um irgendwelche Verbindung aufzusuchen oder Beobachtungen über die Gefechtslage zu machen, — stets kehrten sie unverrichteter Sache zurück, da jeder Versuch, den dichtverwachsenen Wald zu durchreiten, sich als unmöglich erwies, Seitenwege aber nicht angetroffen wurden. Auch bei uns traf keine Meldung ein, so ungeduldig auch danach ausgeschaut wurde.

Plötzlich ward es vor uns laut. Feindliche Tirailleure tauchten vor unserer Schützenkette auf, und das Pfeifen der Kugeln brachte mit einem Male Leben und Bewegung. Die Kürassiere zogen sich seitwärts hinter eine Waldecke, das Bataillon, das im Nu ohne Commando gefechtsbereit stand, wurde in den etwas durchsichtigen Schutz einer nahen Hecke befohlen, eine gewisse Aufregung und unruhige Erwartung dessen, was sich nun ereignen würde, griff mit einem Schlage überall Platz.

Die feindlichen Kugeln schlugen zwischen die Zweige der Bäume und klatschten auf den hartgefrorenen Boden, munter erwiderten unsere Schützen das Feuer — bald aber erstarb es wieder; die feindlichen Tirailleure, offenbar nur die Seitendeckung einer weit vor uns von links nach rechts marschirenden stärkern Truppenabtheilung, zogen in gleicher Richtung allmählich ab und entschwanden unsern Blicken, weit hinter uns aber dröhnte das Gefecht mit ungeminderter Kraft und unsere Lage fing an, uns recht bedenklich zu erscheinen.

Mittag war längst vorüber, noch fehlte jede Meldung; der erwartete Vorstoß, dem zu begegnen unsere Aufgabe gewesen, hatte nicht stattgefunden, denn das kurze Zusammentreffen mit dem Feinde, wie es für uns ohne jede Folgen geblieben, so war es auch sicher andererseits ohne Absicht und Bedeutung gewesen.

Hauptmann Kubel von der 11. Compagnie ritt eine Strecke weit zurück und kam mit der Ueberzeugung wieder, daß, da das Gefecht bereits weit hinter uns sei, wir vielleicht gar abgeschnitten und eingeschlossen sein dürften.

Das war eine böse Aussicht! — Nach Erwägung der gesammten Sachlage befahl der Bataillons-Commandeur Major v. Münchhausen, den Rückmarsch, wir drehten um und zogen denselben Weg zurück. Noch immer fiel der Schnee in einzelnen Flocken und hinderte im Verein mit der winterlich-trüben Luft jeden Durchblick, der Lärm des Gefechtes weit vor uns nahm mit unserer Annäherung an Deutlichkeit zu, jedoch ohne weitern Zwischenfall erreichten wir wieder den nach Vendôme zu belegenen Rand des Waldes.

Vor uns lag die heute früh durchmessene, von wenigen hohen Bäumen bestandene Blöße, welche Wald und Dorf trennt, wenige hundert Schritte entfernt zeigten sich die Häuser und Mauern von Tuileries. Links vorwärts, auf der Höhe über einer mit Wein bepflanzten Bodensenkung, die vom Dorfe sich hinabzieht, vielleicht 800 bis 1000 Meter von uns entfernt, hoben sich die Giebel und Schornsteine des Schlosses Bel-Air vom grauen Abendhimmel ab. Wir kannten es und seinen wundervollen Weinkeller vom 17. und 18. December her, wo wir schöne, ruhige Tage dort verträumten, aber nur secundenlang blitzten diese Erinnerungen in uns auf, denn eine befremdende Beobachtung nahm urplötzlich Aller Sinne gefangen. — Dunkle, dichte Truppenmassen, undeutlich und wegen des fallenden Schnees schwer erkennbar, standen dort drüben regungslos vor dem Schlosse, allmählich unterschied man aufgefahrene, gegen Vendôme gerichtete Geschütze, Infanterie Colonnen, einzelne Reiter. — Unwillkürlich stockte der Marsch und die gleiche stumme Frage lag in Aller Augen: Was konnte dort drüben stehen? — Wenn Franzosen, — warum erhielten wir kein Feuer, — wenn deutsche Truppen, wie dann Front nach Vendôme? Nach kurzer Ueberlegung waren wir überzeugt, es mußte der Feind sein, unsere dunklen Uniformen, das Fehlen der weithin glänzenden Helmtheile, unsere Marschrichtung mochten ihn täuschen, das trübe Wetter auch ihm das Erkennen erschweren und ihn veranlassen, uns für eine aus dem Walde hervorbrechende Abtheilung der Ihrigen zu halten.

Da blitzte und knatterte plötzlich vor uns zwischen den Hecken und Häusern des Dorfes Schützenfeuer auf, zischend schlugen die Kugeln über und neben uns ein — der einzige Weg, der uns blieb, war anscheinend vollständig verlegt und das entsetzliche Gefühl, abgeschnitten und einem offenbar weit überlegenen Feinde gegenüber vielleicht der Gefangenschaft preisgegeben zu sein, flog blitzschnell durch den Sinn. Hauptmann Kubel, der an der Spitze war, jagte recognoscirend voran und ebenso plötzlich, wie begonnen, schwieg das Feuer, preußische Uniformen, deutlich erkennbar, tauchten in der Dorfgasse auf, glücklicherweise war Niemand verwundet und lautlos, aber freier aufathmend setzte das Bataillon sich wieder in Marsch. Auch dort im Dorfe, welches sich noch von den Unsrigen besetzt erwies, hatte man uns, durch die Umstände getäuscht, zunächst für Franzosen gehalten und das auf uns gerichtete Feuer, so kurze Zeit es auch nur gewährt, mußte drüben auf Bel-Air die gleiche Ueberzeugung bestärkt haben. Jetzt lösten sich jenseits zwei einzelne Reiter ab, die recognoscirend auf uns zusprengten, gleichzeitig aber flog auch eine Kürassier-Patrouille von unserer Seite ihnen entgegen. Unten in der Thalsenkung trafen sie zusammen — Aller Augen hingen an ihnen — da plötzlich, ein kurzes Aufeinander-Prallen, zwei Revolverschüsse — und dann, als ginge mit einem Male denen da drüben das ganze Verständniß der Sachlage auf, donnerte jenseits ein Geschütz, heulend kam die Granate herüber und schlug, vorzüglich gezielt, mit betäubendem Krachen crepirend und den Erdboden tief

aufwühlend, mitten in die erste Section der 9. Compagnie. Steine, Erdballen und Granatsplitter sausten umher, die ganze Section flog zu Boden — um im nächsten Augenblicke ebenso schnell sich wieder zu erheben, sich wieder zusammenzuschließen und den Marsch fortzusetzen. Es war wunderbarer Weise nicht eine einzige ernstliche Verwundung erfolgt; in etwas beschleunigtem Marschtempo aber zog sich, während nun Schuß auf Schuß von drüben erfolgte, das Bataillon in das Dorf hinein, jubelnd von preußischen Kameraden begrüßt. Zwischen einem größern Gehöft und der hohen weißen Mauer, welche rechts von der Straße ein kleines „Château“ umschloß, wurde gehalten, auf engem Raume drängten aufathmend sich die Compagnien zusammen.

Während der Bataillons-Commandeur zunächst die Besetzung des nach Bel-Air zu belegenen Dorf-Abschnittes, welcher durch eine Compagnie des 56. Regts. gehalten wurde, durch zwei Züge der 11. Compagnie unter Lieutenant Kühne verstärken ließ, wurden sofort Officiere ausgesandt, um über die Beschaffenheit der nach Vendôme zu belegenen Ausgänge und die einzuschlagende Rückzugslinie Aufschluß zu gewinnen, denn ein längeres Halten des Platzes war nach den uns gewordenen Mittheilungen und der Sachlage kaum zu erwarten.

Als im Laufe des Tages die vordringenden starken französischen Colonnen unsere verhältnißmäßig schwachen Abtheilungen überall zurückgedrängt hatten, war, wie wir nun jetzt erfuhren, eine Compagnie in Tuileries belassen, um so lange wie irgend möglich unserm Bataillon den Weg offen zu halten und es aufzunehmen.

Zweifellos war der Feind ohne jede Ahnung geblieben, daß weit hinter ihm im Walde noch eine deutsche Truppen-Abtheilung stand, die braven 56er aber, hocherfreut, durch ihren anfänglichen Irrthum in unsern Reihen kein Unheil angerichtet zu haben, hatten ihren Auftrag in vollkommenster Weise erfüllt.

Jetzt nun aber, unmittelbar nach unserem Eintritt in das Dorf, erging von Bel-Air der Befehl zu einem umfassenden Angriff. Während die französischen Geschütze Granate auf Granate in unsere Stellung warfen, ging links und rechts Infanterie vor und ein betäubendes Chassepot-Feuer leitete das Vorrücken derselben ein. Prasselnd schlugen die Geschosse auf die Dächer und gegen die Mauern, die Signale tönten hell zu uns herüber. Der letzte Rest der 11. Compagnie wurde in die Schützenkette geworfen, dann befahl der Bataillons-Commandeur, der unerschrocken vor der Truppe zu Pferde hielt, den Rückmarsch auf Vendôme. Die 9., 10. und 12. Compagnie wurden thunlichst zusammengefaßt und gewannen auf einem von den zurückgekehrten Officieren angegebenen Wege hinter der Schloßmauer, über Höfe und Gärten, welche dem feindlichen Feuer nicht in dem Grade ausgesetzt waren, wie die offene Dorfstraße, den Ausgang, die Kürassiere und die 56er schlossen sich an, während die 11. und Theile der 10. Compagnie durch Schnellfeuer das Vordringen der Franzosen wirksam erschwerten und die feindliche Infanterie noch eine Zeitlang zurückhielten.

Sobald wir, von der Höhe absteigend, das freie Feld nach Vendôme vor uns hatten, setzten sich die Kürassiere in langen Trab und mit einem gewissen Neid sahen wir, wie schnell sie sich der unangenehmen Lage zu entziehen vermochten. Während die Colonne sich im Marsche ordnete, wurde auch der Abzug der 11. Compagnie befohlen, ihrem Führer gelang es, wiederholt in das Dorf zurückkehrend, seine in den Gebäuden und Gärten der Dorf-Lisière vertheilten Leute fast sämmtlich herauszuziehen. Sein Pferd erhielt einen Schuß in den Schenkel, trug ihn aber noch nach Vendôme zurück. Auch der Adjutant, Premier-Lieutenant Winter, wurde noch einmal zurückgesandt, auch er erreichte Vendôme wieder. Unmittelbar nach der Räumung des Dorfes drangen die Franzosen von allen Seiten hinein und mit den Gefallenen und Verwundeten fiel eine Anzahl der Unsrigen, welche in der Aufregung des Gefechts und der Unkenntniß der Oertlichkeit den Anschluß verfehlt, sich vereinzelt und verirrt hatten — 66 Mann — unverwundet als Gefangene in ihre Hände. Mit ihnen nahmen die Franzosen auch den Bataillonsarzt, Dr Spies, gefangen, der im Vertrauen auf die Genfer Convention in dem erwähnten kleinen Château zurückgeblieben war, um pflichtgetreu einigen Schwerverwundeten seine Hülfe zu gewähren. Sein Hinweis auf das rothe Kreuz und seinen Beruf blieb unbeachtet; — obwohl wir erst 14 Tage vorher eine große aus Aerzten, Krankenträgern und zahlreichen zum Verwundeten-Transport ausgerüsteten Maulthieren bestehende französische Lazareth-Abtheilung in Bel-Air genommen, aber unbehindert zurückgesandt hatten, — wanderte unser Arzt mit den andern Cameraden in die Kriegsgefangenschaft.

Die weite baumlose Fläche zwischen Tuileries und Vendôme war eine unerfreuliche Rückzugslinie. Auf den beiden rechts und links nach Vendôme hineinlaufenden großen Landstraßen waren die Franzosen bis ziemlich dicht an die Stadt herangegangen und feuerten lebhaft auf unsere langgezogene Colonne. Zischend flogen die Kugeln hageldicht hinüber und herüber, sämmtlich zu hoch, wir erreichten ohne weiteren Verlust Vendôme, nachdem sich die Compagnien während des etwas eilfertigen Marsches vollständig rangirt hatten.

Sobald Tuileries von uns vollständig geräumt und deutlich erkennbar von den Franzosen besetzt war, wurde es sofort von der oberhalb Vendôme aufgefahrenen deutschen Artillerie unter Feuer genommen. Sie allein ließ unsern Abzug ohne weitern Verlust von dorther gelingen.

Vendôme war vollständig für einen Angriff vorbereitet. Jetzt erst erfuhren wir, daß man uns schon fast aufgegeben, daß die wiederholt gesandten Befehle uns stets vergeblich gesucht und nie getroffen hatten und daß, nachdem im Laufe des Morgens sich ganz beträchtliche feindliche Streitkräfte entwickelt, schon frühzeitig unsere Recognoscirungs-Abtheilungen langsam zurückgenommen worden waren.

Die Armeeleitung nahm an, daß noch an demselben Abend ein Angriff auf Vendôme erfolgen würde, Vertheidigungs-Maßregeln waren in umfassender Weise getroffen, alle Häuser an den nach dem Feinde zu belegenen Ausgängen verbaut und verschanzt, überall Barricaden und Schutzwehren aufgeworfen und oben von der alten

Burg und den anschließenden Höhen feuerte die Artillerie — es war, wie wir später erfuhren, unsere braunschweigische Batterie dabei — Schuß auf Schuß nach den jenseitigen stark besetzten Höhen.

Die gesammte Bagage war nach Blois zurückgesandt, nur die Patronenwagen waren geblieben und die ominösen langen Fahrzeuge mit den rothen Kreuzen und dem vielen unheimlichen Zubehör.

Froh, der unangenehmen Lage entkommen zu sein, zogen wir durch einige kleine Nebengassen in die Stadt, — überall auf den Plätzen hielten Truppen, Geschütze, Lazareth-Colonnen. Die Dunkelheit brach herein, eine lange Zeit hielten wir, auf weitere Befehle wartend, auf einem größern, mit buntem, düsterm Getümmel erfüllten Platze. Endlich kamen Befehle, mit Mühe und Noth wanden sich die Sectionen durch die Wagenreihen, dann stockte vorn die Bewegung wieder. Unsere Compagnie hielt vor einem niedrigen Hause, aus welchem ein merkwürdig lockender Geruch von frischem Brote drang. Schon längst hatte sich der Ermüdung ein empfindlicher Hunger zugesellt und dieser Geruch regte plötzlich Aller Begehrlichkeit an. Im Nu war das Haus von hungrigen Seelen überfluthet, haufenweise wurden große und kleine, ganz frische, noch heiße Bröte hinausgereicht und mit einer ganz erstaunlichen Schnelligkeit war der Laden geräumt, ehe die Klagen des entsetzten Bäckers zu maßgebenden Ohren gelangten. In diesem Augenblick schwand vorn der Grund der Stockung, wir bekamen Luft und nach einigem Hin- und Herziehen in den Straßen wurde unserer Compagnie endlich die Sicherung eines nach dem Loir zu belegenen Ausgangs anvertraut.

Wir setzten Posten aus und befanden uns endlich seit vielen Stunden in der Lage, auf einige ruhige Augenblicke hoffend, nach einem geschützten Ruheplätzchen ausschauen zu dürfen.

Freilich stand der erwartete Angriff als ein wenig erbaulicher Jahresschluß in Aussicht, aber um so mehr mußte man das sich Bietende wahrnehmen und genießen.

Die uns angewiesene, weit hinausliegende Straße war wie ausgestorben, die entsetzten Einwohner saßen zagend in den Winkeln ihrer Häuser. In einem breiten halbversumpften Wassergraben, dessen von uns besetzte Ueberbrückung die Straße abschloß, lagen, noch von der ersten eiligen Räumung der Stadt durch die Franzosen her, Artilleriefuhrwerke und Geschütze, die nicht mehr hatten geflüchtet werden können, halb versunken, halb aus dem Schlamm hervorragend. Unter einem großen Thorweg und in den daran stoßenden Räumen eines weitläufigen Gebäudes saßen schweigsam und erschöpft die Mannschaften, für die Officiere hatten die stets findigen Burschen neben dem Hause eines Bäckers ein niedriges Zimmer aufgestöbert, welches offenbar schon einmal als Wachtlocal gedient hatte.

Irgend ein reicher Mann hatte hier während seiner Abwesenheit von Vendôme die ganze Ausstattung seiner Wohnung in diesem kleinen Raume aufeinandergestapelt, prachtvolle geschnitzte Möbeln, Bilder, Porzellan, Bücher und eine Unsumme kleiner, eleganter Gegenstände. Ein vergoldetes — leider leeres — Liqueur-Sercice stand auf einer illustrirten Prachtausgabe von Thiers' Geschichte des ersten Kaiserreichs, die widerstrebendsten Dinge waren zusammengehäuft und durch einander geworfen. Vor dem Kamin hatten unsere Vorgänger bereits Platz gemacht, weiche niedrige Polsterstühle nahmen unsere müden Glieder auf, aus dem Vorrath des nebenan wohnenden Bäckers war reichlich Holz zur Hand und als die trockenen Reisigbündel aufflammten, kam allmählich nach der Aufregung der letzten Stunden eine nachdenkliche Ruhe und vollständige Abspannung über uns. Noch kannten wir nicht den Zusammenhang der Tagesbegebenheiten, die Thatsache, zurückgedrängt zu sein, die Ungewißheit über unsere Verluste und die Sorge um die nächsten Stunden, dazu Hunger und Durst, — Alles zusammen konnte Niemanden heiter stimmen und ziemlich still und bedrückt saßen wir um die lodernde Gluth, welche den übereinander geworfenen Hausrath unserer Umgebung seltsam beleuchtete. Vorn in der Asche des Kamins lagen zahlreiche verkohlte Enden ehemaliger eichengeschnitzter Stuhlbeine, — eine Erklärung, wie man es verstanden und möglich gemacht hatte, den nöthigen Raum zum Sitzen in dem vollgestopften Zimmer herzustellen.

Um dieselbe Zeit, in welcher daheim in Deutschland die Glocken am Sylvester-Abend den Neujahrstag einläuteten, donnerten über uns unablässig von den Höhen die Geschütze, krachend brach sich der Wiederhall in den vielgewundenen Straßen der Stadt und deutlich hörten wir die Granaten über uns dahinsausen. Als es schon vollständig dunkel, beschoß die Artillerie noch die feindlichen Stellungen und führte die Action des Tages zu Ende.

Endlich schwieg der Geschützdonner, einige Versprengte, die sich wieder zur Compagnie gefunden, meldeten sich, draußen erstarb der Lärm des Gefechtes vollständig. Auf der Straße flammten große Feuer, an denen sich schweigend und dicht geschaart die Leute wärmten, — gegen 7 Uhr kam der Befehl zum Sammeln.

Das Bataillon rückte durch die Stadt und erhielt den Auftrag, eine Feldwache an die Straße nach Tours vorzuschieben. Mit Rücksicht auf die allseitige Ermüdung vertheilte man die Last auf alle vier Compagnien, so daß jede nur drei Stunden die Wache besetzte. Am Eingange der Stadt wurden Quartiere angewiesen, Alles war überfüllt, von Bequemlichkeit für die Mannschaften nicht die Rede. Die Verpflegung war besser, als wir erwarteten; offenbar hatte man in Vendôme von der Annäherung der französischen Truppen Kenntniß gehabt, auf einen Sieg derselben gerechnet und aus Küche und Keller Manches ans Tageslicht geholt, was man den Siegern in heimlichem Jubel zugedacht. — Es war anders gekommen und nach des Tages Beschwerde hatten die Meisten der Unserigen Wein und Speisen in Fülle.

Ein Quartier für die Officiere wollte sich lange nicht finden. Endlich betraten wir ein großes, vornehm hinter eisernen Gittern von der Straße getrenntes Haus, welches im Schutze einer der bekannten mit rothem Kreuz gezeichneten Fahnen, bislang gegen jeden Versuch, es mit Einquartierung zu belegen, verschlossen gehalten war. Hochvornehme Namen, mit Kreide an

die Thüren geschrieben, einige Feldgensdarmen, welche den mit dem rothen Kreuz versehenen Wagenpark im Vorhof zu hüten schienen, hatten bislang vermocht, jeden müden Soldaten abzuschenchen.

Energisches Rütteln am Thürschloß bewirkte endlich ein Oeffnen. Den vielfachen Redensarten des Hausmeisters und der Versicherung einiger unverschämter deutscher Diener und Reitknechte, daß das Quartier von den Herren vom rothen Kreuz völlig belegt und kein Raum mehr verfügbar sei, daß dieselben sämmtlich noch im Dienst befindlich, jeden Augenblick ankommen müßten — wurde eine grobe Schweigsamkeit entgegen gesetzt. In der obern Etage wählten wir zwei Zimmer mit prachtvollen Betten, dazu fand sich vorzügliche Unterkunft für die Burschen. In Folge einer nunmehr sehr ernsten Beredung mit dem etwas bestürzten Hausmeister servirte man uns nach einer halben Stunde im Eßsalon der ersten Etage ein ganz annehmbares warmes Abendessen und einen vorzüglichen Wein.

Nichts störte den langentbehrten Genuß, — die Herren vom rothen Kreuz mußten wohl anderwärts untergekommen sein, befriedigt und vorläufig mit unserm Schicksal wieder ausgesöhnt, saßen wir lange am Tisch und ließen die Erlebnisse des Tages an uns vorbeiziehen.

Der Hausmeister, der wohl Schlimmeres besorgt haben mochte, war von Herzen froh, daß es so still und ruhig abging, auf ein verständiges Zureden erschien heißes Wasser, Zucker und Cognac. Wir brauten einen herzstärkenden Sylvester-Punsch und als dumpf und langsam die Glocke der Kathedrale von Vendôme die zwölfte Stunde schlug, da hob der Hauptmann das Glas: „Meine Herren — die heilen Knochen"! — Verständnißvoll stießen wir die Gläser zusammen und begrüßten bewegten Herzens das aufsteigende Jahr.

F.

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

4. Die Lübbensteine [1]).

Helmstedt ist ein anziehendes, malerisches Städtlein. Erst erwuchs es unter dem Krummstabe der Aebte von Werden, dann wurde es ein Glied des sächsischen Städtebundes und der Hansa und später Universitätsstadt. Von der uralten Peterscapelle und der Krypta im Ludgerikloster bis hin zum reichgeschmückten Juleum mit seinem schlanken Thurme bewahrt es Bauwerke jeder Art, und in seinen engen Straßen finden sich prächtig geschnitzte Häuser mit weisen Sprüchen. Das älteste Denkmal aber liegt draußen an der Braunschweiger Straße. Durch den hochragenden Thorthurm führt der Weg in die lebhafte Vorstadt Neumark und dann weiter zwischen wohlangebauten Feldern hin. Da erscheint nach kurzer Wanderung zur Rechten ein Hügel, auf dessen Rücken sich graue Felsmassen erheben. Das ist der St. Annenberg, das sind die Lübbensteine.

Wer die Landstraße verläßt, steht schon nach wenigen Schritten vor der ersten Gruppe. Da liegen 18 Blöcke umher von Braunkohlenquarzeit, einige in den Boden eingesunken. Eine Ordnung im Plan ist nicht mehr erkennbar. Es ist der kümmerliche Rest, vielleicht nur ein Drittheil des alten Denkmales. Und etwa 170 Schritte weiter, an der nördlichen Spitze des Hügels, ist die andere Gruppe. Sie besteht jetzt noch aus 37 Steinblöcken verschiedener Form und Größe, einige sind 2 Meter lang und darüber. Auf den ersten Blick erscheint ein wirres Durcheinander, daß man die Sage begreift, Riesen hätten diese Blöcke hierher geschleudert. Aber allmählich erkennt das forschende Auge die ehemalige Ordnung. Die Steine bildeten ein Rechteck, dessen Schmalseiten nach Süden und Norden gerichtet waren. An den langen Seiten stehen noch je 3 Blöcke aufrecht und in der Reihe, die andern sind umgestürzt. Innerhalb dieses äußern Steingeheges befand sich ein kleineres Rechteck. Dicht neben einander waren wieder Blöcke aufgerichtet, auf denen mächtige Decksteine lagerten und einen hohlen Raum bildeten. Von diesen Decksteinen sind noch drei erhalten und liegen, freilich nicht mehr an ursprünglicher Stelle, noch in der Schwebe. Und immer klarer ringt es sich aus der Verwüstung hervor, die Steine fügen sich wieder zusammen, und vor dem geistigen Auge entsteht eine Grabkammer, deren Wände und Decke aus großen Blöcken gebildet sind, während andere Felsstücke, wie eine Mauer aneinander gereiht, die Ruhestatt der Todten im Rechteck umgaben.

In allen Erdstrichen der alten Welt finden sich die nahe verwandten Formen solcher Grabanlagen, unter dem heißen Himmel Indiens sowohl, wie im Kaukasus und in Nordafrika. Von den Gestaden der Ostsee zieht sich ihr Verbreitungsgebiet durch Norddeutschland, Dänemark und Skandinavien bis nach Holland und noch weiter südlich an den Küsten des Atlantischen Oceans hin. Bei uns sind sie besonders in der Altmark, in Hannover und Westfalen häufig. Einen mächtigen Eindruck machen diese reichlich 3000 Jahre alten Denkmäler einer längst verschollenen Vorzeit, wenn sie im Schein der Abendsonne in der rothblühenden Heide erglänzen.

Man nennt diese gewaltigen Grabkammern Hünenbetten, megalithische Gräber oder auch Dolmen, d. h. Steintische. Sie gehören der Steinzeit an. Die alten römischen Schriftsteller erwähnen sie nicht; als Tacitus seine Germania schrieb, waren sie längst verschollen und vorgeschichtlich [2]).

Ruhestätten der Todten, Grabkammern waren auch die Lübbensteine. Fürsten der Vorzeit wurden unter diesen Felsen beigesetzt. Ihren Schmuck hatte man ihnen angethan, ihre Waffen ihnen zur Seite gelegt und Speise und Trank in Töpfen und Schalen beigesetzt. Aber wer waren die Männer, die hier ihre letzte Ruhe fanden?

---

1) Vergl. die gleichnamige Arbeit von F. Grabowsky im Globus 1894, Nr. 23.

2) Vgl. die Berichte über die Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Münster 1890, besonders die Reden Tischlers und Virchows. Correspondenzblatt der d. G. 1890, S. 111. 153.

Weß Stammes und Volkes waren sie? Was thaten sie, daß sie im Tode so geehrt wurden? Niemand weiß es. Verklungen sind die Erinnerungen an die Helden, vergessen die Namen der Gefeierten, und die Todtenklage ist verhallt. Kein Lied, keine Sage meldet von ihnen. Die Waldriesen, die ringsum hier standen, brachen vom Sturme zusammen, andere wuchsen auf und wurden auch wieder morsch und alt, und immer neue kamen hoch. Und dann, nach Jahrhunderten vielleicht, erklang die Axt, und der Wald wurde gelichtet. Und wieder nach langer Zeit erschienen Mönche im Lande, Capellen und Klöster wurden gegründet, und aus Siedelungen und Dörfern entstand die Stadt Helmstedt. Lübbensteine nannten die Umwohner die alten Gräber und bezeichneten damit das Große und Riesenmäßige jener Felsenkammern [3]). Der Berg aber erhielt mit der Zeit einen andern Namen. Am Fuße des Hügels gründete der Rath der Stadt im Jahre 1500 das St. Annen-Hospital nebst einer Capelle, und seitdem hieß der Berg nach jener heiligen Frau, der Großmutter des Herrn, der St. Annenberg [4]). Im Westen lag auch ein Teich, der St. Annenteich, der ist jetzt verschwunden. Als dann die Universität gestiftet wurde und gelehrte Männer in die Stadt einzogen, haben einige von ihnen auch Betrachtungen über die Lübbensteine angestellt. Der Professor Hermann Conring hielt sie für Werke von Giganten, die vor der Sündfluth in dieser Gegend gewohnt hätten. Denn, sagt er, durch gemeiner Menschen Hände hätten die großen Steine unmöglich dahin geschafft, dazu in die Höhe gebracht und aufeinander gelegt werden können, weil man damals noch keine mechanischen Hebezeuge gehabt habe. Der gelehrte Mann vermuthete also ungefähr dasselbe, was die geschäftige Sage schon vorher ersonnen hatte. Aber bereits im Jahre 1714 traf Caspar Calvör, der Verfasser eines großen Werkes über die heidnischen und christlichen Alterthümer Niedersachsens, das Richtige, wenn er die Steine von Helmstedt für ein heidnisches Grabmal hielt, darunter einer oder auch wohl mehrere große heidnische Helden, die etwa in einem daselbst gehaltenen Treffen geblieben, begraben liegen [5]). Es gehört hierher, so fährt dann der Verfasser fort, die alte Tradition, daß bei Helmstedt in heidnischen Zeiten ein großes Treffen geschehen sei, da man den in der Schlacht gebliebenen König in seinem goldenen Helm daselbst begraben. Die Soldaten und Kriegsleute aber hätten nach uraltem Gebrauch ein jeglicher seinen Helm voll Erde gefüllet und dieselbe über die Gebeine und das Grab ihres Königs und Feldherrn geschüttet, davon jener Berg erwachsen und der damals nahe angebaute Flecken von den Helmen genannt sei Helmenstedt oder Helmstedt. — Diese alte Tradition, worauf sich Calvör bezieht, klingt ganz ähnlich wie so manche andere fabelhafte Geschichten jenes Jahrhunderts, die nur ersonnen sind, um einen Ortsnamen zu erklären. Wie dem aber auch sein mag, so gebührt dem Calvör das Verdienst, die Lübbensteine zuerst als Gräber erkannt zu haben. Aus dem Jahre 1720 giebt es einen mangelhaften Kupferstich, aus dem sich wenigstens ersehen läßt, daß damals noch vier Decksteine an ihrer ursprünglichen Stelle lagen [6]). Werthvoller ist ein Grundriß, der, nebst einer flüchtigen Zeichnung, aus dem Jahre 1824 stammt [7]). Hiernach bestand die nördliche Gruppe damals noch aus 43 Steinen. Die eigentliche Grabkammer erscheint in diesem Bilde an drei Seiten ziemlich unverletzt. Die Steine, welche die Wände bilden, stehen noch meist dicht neben einander; nur die Nordseite war bereits offen. Von den vier Decksteinen liegt einer ganz unten, die drei andern sind auch aus ihrer alten Lage gerückt, und es scheint, als läge nur einer noch oben [8]). Jenes erste Grab auf der Südspitze des Berges ist freilich noch mehr zerstört. So sind diese Denkmäler, die ihresgleichen nicht hatten im braunschweigischen Lande, verwüstet worden.

Sie mahnen uns, nicht zu geringe zu denken von Denen, die diese Denkmale errichteten. Wandernde Hirtenvölker bauen solche Grabstätten nicht, bestatten vielmehr ihre Todten nachlässig. Solche Werke sind die mühevolle, gemeinsame Arbeit eines ganzen Geschlechts oder einer Gemeinde. Sie setzen die Anfänge geordneten gesellschaftlichen Lebens voraus, und ihre Erbauer hatten feste Wohnsitze und trieben Ackerbau. Liebe und Treue, welche die Zeitgenossen für die Verstorbenen hegten, schuf diese Denkmäler, eine Anerkennung ihrer Macht, ein Dank für die Wohlthaten, welchen sie ihren Mitlebenden erwiesen. Den fernen Geschlechtern aber sollen diese Steine eine Erinnerung sein an die Männer der Vorzeit.

5. Das Grab auf dem Tempelhofe bei Achim.

Auf dem Tempelhofe, einem Vorwerke der Domäne Achim, südlich von Börßum, machte der Oberamtmann Blomeyer zu Hornburg im Frühjahre 1867 einen bemerkenswerthen Fund. Bei Anlegung eines neuen Weges geriethen seine Arbeiter neben einer Quelle auf ein Gerippe in hockender Stellung, das im linken Arme eine Urne trug. Leider zerfiel das Skelett beim Zutritt der Luft, und der Inhalt des Thongefäßes, eine grünliche Erde, wurde achtlos verschüttet [1]). Die unversehrte Urne dagegen wurde durch Vermittelung des Dr. Schiller dem städtischen Museum überwiesen (No. 114). Sie hat die Form eines Bechers und ist 11 cm hoch. Der obere Durchmesser beträgt 12,5 cm, die Standfläche mißt etwa

3) Jacob Grimm sagt: Lübbensteine sind Riesensteine, Hünensteine. Das Wort Lübbe soll das Große, Plumpe der Riesennatur anzeigen. Neue Mittheilungen des Thüring.-Sächs. Vereins. Band V, Heft 1. Halle 1841. S. 38.

4) Diese Stiftung wurde im großen Kriege von den kaiserlichen Truppen zu Wolfenbüttel auf einem ihrer Raubzüge zerstört.

5) C. Calvör, Das alte heidnische und christliche Niedersachsen. Goslar, König. 1714.

6) Joh. Georg Keyßler, Antiqvitates selectae Septentrionales et Celticae. Hannover, 1720. Fig. III.

7) E. Spangenberg, Beiträge zur Kunde der teutschen Rechtsalterthümer und Rechtsquellen. Hannover, 1824. Tafel I.

8) Bei der Fürsorge, die Herzogl. Ministerium wie die Herzogl. Cammer den Lübbensteinen zuwenden, steht zu hoffen, daß die Decksteine wieder, wie es Grabowsky in seiner Arbeit angeregt, in ihre ursprüngliche Lage gebracht werden.

1) C. Schiller, Fundstätten vorchristlicher Alterthümer. Achim.

die Hälfte. Die Farbe ist grau. Der untere Theil des Gefäßes ist ausgebaucht, und auch gegen die Mündung hin wird es weiter.

Unter den Gefäßen, die aus den Urnenfeldern stammen und vielfach ganz einfach sind, fällt dieser Becher sofort durch seine eigenartige Verzierung auf. Um den Hals läuft ein Band, das zwei Reihen eingedrückter Punkte zeigt. Diese Vertiefungen sind meist quadratisch und lassen im Grunde noch eine kleine Erhöhung erkennen. Unter diesem Bande zieht ein anderer Streifen ringsum, der zwischen zwei wagerechten Linien eine Menge feiner, senkrechter Striche aufweist, die mit einem spitzen Griffel sorgfältig eingeritzt sind. Diese beiden Bänder wiederholen sich am unteren Theile des Bechers in umgekehrter Reihenfolge. Einige Spuren deuten darauf hin, daß die Verzierungen ehemals mit einer weißen Masse ausgefüllt waren.

Dieser Becher steht an Alter den Töpfen und Schalen aus den Urnenfeldern weit voran. Er ist wahrscheinlich das älteste Gefäß, das wir aus unserem Lande und den angrenzenden Gebieten besitzen. Denn es stammt aus jener Zeit, in der man noch nicht die Todten verbrannte, sondern sie in liegender oder sitzender Stellung begrub, also aus der älteren Bronze- oder aus der jüngeren Steinzeit. Unsere ältesten Gräber aber, die Lübbensteine, die Steinkisten vom Elm und Oesel, haben uns keine Thongefäße geliefert und darum verdient der Tempelhofer Becher ganz besondere Beachtung.

Dieser Fund eines Skelettes in hockender Stellung ist bis jetzt der einzige geblieben. Doch erzählte im Jahre 1881 der alte Totengräber Bethmann in Gebhardshagen, daß in der Mitte der zwanziger Jahre unter dem schwarzen Kampe nach dem Süttelbeekwege hin kellerartige Räume, Mauerwerk mit Gängen, aufgefunden worden seien, darin wären Skelette in hockender Stellung gewesen. Töpfe neben denselben enthielten nur Erde.

Braunschweigische Chronik für d. J. 1895.

Januar.

1. Jubiläums-Ausgabe der Braunschw. Anzeigen (begründet 1. Jan. 1745).
4. Prinz-Regent reist nach Hannover.
7.—8., 10. Starker Schneefall; Verkehrsstockung.
8. Bernhard v. Praun, Major a. D. †.
10. Dr. August Hoffmeister, Pastor in Wienrode †.
21. Dr. theol. August Skerl, Pastor zu St. Catharinen, Senior d. geistl. Ministeriums. †.
21. Versammlung des Zweigvereins Br. des Bundes der Landwirthe.
22. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Centralvereins.
25. Oberstlieutenant a. D. Beckhaus zum Bürgermeister in Königslutter erwählt.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Wilhelm Castendyck Bergwerksdirector und Hauptmann a. D. in Harzburg †.
29. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.
31. Wiederbeginn des am 24. Mai 1894 vertagten Landtags.

Februar.

1. Stadtkirchenbuchamt in Braunschweig eröffnet.
1. Hauptmann z. D. Schlemm wird Chef des Executiv-Corps der Polizei.
1. Letzte Postfahrt von Vorsfelde nach Braunschweig.
2. Besuch des Prinzen Friedrich zu Waldeck und des Prinzen Friedrich von Sachsen-Meiningen.
5. Gründung der Braunschw. Rechtspartei.
12. General-Versammlung des Landwirthschaftlichen Centralvereins, Dr Pommer zum Generalsecretair gewählt.
17. Landesversammlung genehmigt den Gesetzentwurf über die Verwaltungsrechtspflege.
20. Prinz-Regent reist nach Berlin.
20. General-Versammlung des Vereins für Gemüsebau.
21. Die Stadtverordneten bewilligen 30 000 *M* für künstl. Schmuck der Kaiser-Wilhelm-Brücke.
21. Schluß des 22. ordentl. Landtages.
22. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.
23. Die Stadtverordneten in Bad Harzburg genehmigen im Princip den Ankauf des Bades Juliushall.
23. General-Versamml. der Br. Allgem. Vieh-Versicherungs-Gesellschaft.
24. Pastor Rahlwes als 2. Prediger an der Brüdernkirche eingeführt.
25 Gustav Schilling, Kreisbauinspector in Helmstedt, †.
25. Rudolf Stegmann, Schriftsteller, ein geborener Braunschweiger, † in Dresden.
27. Begegnung und Unterredung Kaiser Wilhelms mit dem Herzoge von Cumberland in Wien bei der Begräbnißfeier Erzherzog Albrechts.
28. Besuch des Fürsten Georg v. Schaumburg-Lippe.
28. 68. Versammlung des Br.-Hannov. Zweigvereins für Rübenzucker-Fabrikation.

Bücherschau.

Neues Braunschw. Schulblatt. No. 21. Beitrag z. Lösung der Schulbibelfrage; Heege, Bericht über d. Br. Pestalozziverein 1894. 22. Der 9. deutsche evang. Schulcongreß. — 23. Pädagog. Zeitbetrachtungen u Rathschläge (v L. Kellner); Jahns, naturwiss.-mathem. Abtheil. d. Br. Lehrervereins. — 24. H. G., projectirte Krankencasse des deutschen Lehrervereins.

Monatsblatt für öffentl. Gesundheitspflege. No. 10. H. Pudor, Verweichlichung oder Abhärtung; R. Wichmann, Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs. — 11. H. Pudor, Schulgärten und Schülerbeete v. hygien. Standpunkte. — 12. R. Wichmann, Suggestion u. Autosuggestion Unfallverletzter; H. Pudor, Zur Hygiene des Schreibens.

Br. Landwehr-Zeitung. No. 9. Die Kapitulation von M tz. — No. 10. Einweihungsfeier des Kyffhäuser-Denkmals; Ehrenpflichten der deutschen Veteranen. — No. 11. Seeschleusen des Kaiser-Wilhelm-Canals; Kaiser Friedrich-Denkmal zu Wörth. — No. 12. L. Engelbrecht, Das schwarze Regiment (Gedicht); Vendôme-Feier; Schlacht bei Orleans.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 19. Januar. **1896.**

Die Braunschweigische Batterie in den Kämpfen von Vendôme nach Le Mans.

1. Das Sylvester-Schießen bei Vendôme am 31. December 1870.

Von einem alten Braunschweiger Artilleristen.

Nach wochenlangen, schweren Winterkämpfen war die französische Loire-Armee um die Mitte December in wilder Flucht nach Le Mans zurückgewichen. Hüben und drüben herrscht, abgesehen von kleinen Scharmützeln, auf diesem Kriegsfelde Weihnachtsruhe. Aber es ist die Ruhe zu neuem Sammeln, die Stille vor neuem Gewitter.

Von meinen Wunden geheilt, erreichte ich nach langen, halb Frankreich durchkreuzenden und oft geradezu abenteuerlichen Märschen endlich am 30. December wieder die 20. Division. Sie steht in stark vorgeschobener Position auf scharfer Wacht am Loir. In Le Temple bei Vendôme treffe ich die Braunschweigische Batterie. Sie steht gefechtsbereit; die Pferde sind geschirrt und gesattelt. Der Feind ist also wieder in Sicht. War doch drei Tage zuvor das zur Aufklärung nach Montoire vorgedrungene Detachement des Oberstlieutenants von Boltenstern auf vordringende starke feindliche Truppen gestoßen. Man vermuthet jeden Augenblick einen neuen Vorstoß der Chanzy'schen Armee auf unsere vorgeschobene Position bei Vendôme.

Die Nacht verläuft ruhig. Am Morgen früh beginnt jedoch ein rühriges Treiben in den diesseitigen Truppenmassen. Unser Divisionscommandeur v. Kraatz-Koschlau will den uns noch vollständig unsichtbaren Feind reizen, ihn zur Entwicklung seiner Kräfte und Absichten zwingen.

Im Morgengrauen rückt auch die Batterie gefechtsfertig in ihre Stellung. Diese befindet sich nahe bei Le Temple und bei unserem Quartier auf dem Burghofe der Schloßruine Vendôme. Es ist dieses die landschaftlich und strategisch imposanteste Stellung der Batterie während des ganzen Feldzuges. Vier Geschütze stehen auf dem unteren Schloßhofe und ragen mit ihren Mündungen über die alte Burgmauer, zwei stehen auf einer höheren Terrasse so, daß sie über die vier ersten hinweg schießen.

Auf dem alten hohen Bergfriede stehen Wachtposten, das vorliegende Gelände nach dem Feinde absuchend.

Die ausgedehnte Ruine war einst der gewaltige Burgsitz der Herzöge von Vendôme. Auf schroffen, zu Kellern und Schlupfwinkeln ausgehöhlten Felsen belegen, überragt sie hoch Stadt und Umgebung. Wie aus der Vogelperspective sehen wir tief unter uns in die Straßen der Stadt, wo Gruppen französischer Einwohner, lebhaft gesticulirend, unseren abziehenden Truppen nachschauen. Ob sie die Absichten des Feindes kennen?

In großem Bogen durchzieht, wie ein breites Silberband, der Loir-Fluß das Thal; daneben, hier und da den Fluß übersetzend, läuft die große Straße und die Bahn Tours-Paris. Jenseits ist das Gelände mit zahlreichen Gehöften, Orten und Weinbergen bestreut und begrenzen den weiten Blick die bewaldeten Höhen des Foret de Vendôme, an welchem fast geradlinig von Vendôme ausgehend die große Straße nach Azay und Le Mans als Hauptader für die Bewegung der Truppen zu den hier stattgefundenen Kämpfen vorbeizieht. Es ist ein stiller, schöner Wintermorgen, Alles zum Greifen klar und nahe; nur vereinzelte leichte Schneeschauer verschleiern vorübergehend die Landschaft. Deutlich sehen wir unsere ins jenseitige Gelände ziehenden, hier in einer Terrainfalte oder im Walde verschwindenden, dort wieder auftauchenden, in der Morgensonne aufblinkenden Truppen. Das scheinbar etwa 9 km breite Kampffeld wird links etwa vom Azay-Thale bei Gué du Loir-Courtose, rechts von der Lisière des Vendôme-Waldes bei Château Bel-Air und dem Orte Tuileries, dem Kampfplatze der Braunschweigischen Infanterie und der 56er, begrenzt. Geradeaus in der Mitte dieses Geländes tauchen andere Truppenmassen des Generals von Diringshofen auf und rücken neben der vorbenannten großen Straße nach Azay vor. Noch ist Alles ruhig, friedlich steigt nur der Dampf der Schornsteine kerzengerade in die klare, kalte Morgenluft. Doch da fallen in weiter Entfernung einzelne Schüsse; man ist am Feinde. Der Kampf wird in einzelnen Ortschaften lebhafter, es steigen Pulverwolken auf, in das Gewehrknattern mischt sich der dumpfe Ton der Geschütze. Da erscheinen auch wieder die von Mars la Tour mir noch wohlbekannten Rauchwölkchen der französischen Granaten. Der Kampf entwickelt sich lebhafter auf der ganzen Front und unsere bereits stark geschwächte 20.

Division muß vor der Ueberzahl der feindlichen Truppenmassen hier und da schon weichen. Sie wird stark bedrängt, an manchen Stellen schon umschlossen. Ort nach Ort wird wiederholt umkämpft, aber gegen 2 Uhr sind unsere Truppen bis an den Eisenbahndamm zurückgewichen, wo sie sich zur letzten verzweifelten Gegenwehr setzen. Jetzt ist der Feind uns nahe genug; jetzt können auch wir eingreifen. Die Situation ist kritisch; unsere Munitions- und Fourage-Colonnen ziehen sich in langen Reihen aus der gefährdeten Stadt auf Blois zurück. Müssen wir das schwer erkämpfte Vendôme dem überlegenen Feinde wieder übergeben? Neben uns hält, das Ganze ruhig und scharf beobachtend, der General von Kraatz-Koschlau mit seinem Stabe. Adjutanten kommen und gehen; die strategischen Fäden des wechselnden Kampfes laufen nunmehr hier oben auf dem Burghofe zusammen.

Inzwischen besetzen die übrigen Batterien links und rechts von uns die diesseitigen schroffen Höhen. Diese sind im Ganzen durch 6 Batterien mit 36 Geschützen gespickt. Da giebt der General uns den Befehl zum Schießen. Unsere Batterie darf den ersten Schuß abfeuern und damit das Signal für die übrigen Batterien ertheilen. Schon längst hat Hauptmann Thomae das Ziel für seine Geschütze gewählt. Mit donnerähnlichem Echo hallt der Schuß durch die Straßen der unter uns liegenden Stadt, und wie vom Winde verweht sind die parlirenden Gruppen der Stadteinwohner da unten verschwunden. Der Schuß hat gesessen! Ein wahres Schnellfeuer ertönt von unseren Höhen auf den Feind und wie Bienenschwärme weichen seine Truppen aus den Gehöften und Gärten. Ganze Lücken reißen unsere Geschosse auch in den feindlichen Linien, die sich in die Gräben der großen Le Mans-Straße zurückziehen und Deckung suchen. Vergeblich sind die feindlichen nochmaligen Vorstöße gegen 4 Uhr Nachmittags. Schneller als er gekommen, weicht der Feind gegen Abend zurück auf die gegenüberliegenden Höhen, verfolgt von unseren wieder vorrückenden Truppen. Die Artillerie hat, wie so oft im Kriege 1870/71, auch hier wieder das entscheidende Wort gesprochen und unsere brave Infanterie sichtlich auf das Wirksamste unterstützt. Schon ist in Folge der Entfernung und der einbrechenden Dunkelheit kein sicheres Ziel mehr zu finden. Da wird der Befehl gegeben, mit möglichster Schußweite die gegenüber liegenden Höhen und Ortschaften mit Geschossen zu bestreuen und den Feind zu beunruhigen. Die Lafettenschwänze werden daher in die Erde gegraben, um eine möglichst weite Flugbahn der Geschosse zu erzielen. Im hohen Bogen beginnt am späten Abend nochmals eine gewaltige Kanonade, ein eigenartiges Neujahrs-Schießen, ein Victoriaschießen für den heutigen Tag, für das vergangene, uns siegreiche Jahr! Rings herum beleuchten brennende Dörfer den Abendhimmel, unter uns die durch Wachtfeuer beleuchtete Stadt — ein großartiger Anblick!

Wir rücken unter Belassung der Geschützwache wieder in die Quartiere. Ein dampfendes Glas Glühwein dem neuen Jahre, dem Andenken der gefallenen Cameraden, den Lieben daheim! Doch aufgeschirrt und gefechtsbereit harrt die Batterie dem aufsteigenden neuen Jahre entgegen.

Kloster Amelungsborn und seine Kirche.

Von Hans Pfeifer.

Am 12. Januar dieses Jahres ist die alte Klosterkirche zu Amelungsborn nach langer Zwischenzeit der gottesdienstlichen Benutzung wieder übergeben und feierlich eingeweiht worden. Bei der hohen Bedeutung, die jene Klostergründung für die ganze Umgegend einst gehabt hat, und bei der Wichtigkeit, die das schöne Gotteshaus für die Bau- und Kunstgeschichte unseres Herzogthums noch heute besitzt, dürfte es wohl nicht unangebracht erscheinen, bei solchem Anlasse in diesen Blättern auf die Geschichte des Klosters und insbesondere auf die Wiederherstellungsarbeiten seiner Kirche, die jetzt im Wesentlichen ihren Abschluß gefunden haben, einen kurzen Blick zu werfen.

I.

Das Kloster zu Citeaux bei Dijon, das nach der Regel des heiligen Benedict im Jahre 1089 gegründet worden war, hatte sich binnen wenigen Jahren einen bedeutenden Ruf zu verschaffen gewußt, so daß Fürsten und Grafen sich bemühten, Mönche aus Citeaux zur Gründung klösterlicher Niederlassungen auf ihren Besitzungen zu erhalten. Hierbei war nicht nur der fromme Sinn, der ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun suchte, maßgebend, sondern man wandte sich nach Citeaux auch gerade deshalb, weil die strenge Zucht, die Arbeitsamkeit und die Kunst, unwirthliche Stätten urbar zu machen, den Cisterciensern einen besonderen Ruf verschafft hatten. Das bedeutendste Tochterkloster war Clairveaux in der Diöcese Langres, das, 1115 gegründet, unter Abt Bernhard dem Cistercienserorden einen solchen Aufschwung brachte, daß man bereits bei dem Tode des heilig gesprochenen Bernhard an 343 Klöster nach der Cistercienser-Regel zählte. Von hier aus wurde auch das Kloster Morimond gestiftet, welches wiederum seine Sendboten bis nach Deutschland hinein schickte. Als erste Niederlassung der Cistercienser in Deutschland ist das Kloster Altencampen zwischen Wesel und Geldern zu nennen, so daß dieses als Mutter aller Cistercienser-Niederlassungen im nordwestlichen und nördlichen Deutschland angesehen werden muß.

Altencampen ist auch die Mutter von Amelungsborn; als Stifter dieses Klosters wird ein Graf Siegfried von Bomeneburg (bez. von Homburg) genannt, welcher die zur Gründung des Klosters erforderlichen 12 Mönche von Altencampen erbeten haben soll. Wann die Stiftung erfolgt ist, steht nicht fest; nach einem an die Brüder in Amelungsborn gerichteten Schreiben des heil. Bernhard von Clairveaux, in dem dieser seine hohe Befriedigung über die neue Stiftung ausspricht, muß die Abzweigung vom Mutterkloster vor 1129 erfolgt sein. Im Jahre 1135 war die neue Stätte so weit vorbereitet, daß der Convent am 20. November unter dem ersten Abte Heinrich von Altencamp seinen Einzug halten konnte.

Die Gegend, welche die Einwanderer vorfanden, unterschied sich durch ihre Bodenbeschaffenheit wesentlich von den für Cistercienser-Niederlassungen sonst aufgesuchten Oertlichkeiten. Während die meisten Cistercienserklöster in sumpfigen, wasser- und waldreichen Niederungen gegründet sind, hatte Graf Siegfried für seine Stiftung

eine steinige, gebirgige Gegend zur Verfügung gestellt. Auf steiniger, öder Hochfläche, dem Odfeld, hatte vordem ein Einsiedel mit Namen Amelung einen spärlich fließenden Born gefaßt; nach Süden fällt die Hochfläche schroff ab in das Hoopthal, auf dessen Grunde der Forstbach sein oft reißendes Gewässer hinabsendet. Nach Norden zu steigt die Hochfläche, überragt vom Gebirgskamm des Voglers, an und von Nordwesten schauen von hoher Gebirgskuppe die Umwallungen und Mauern der Homburg auf die Klosterbauten herab, während weiter nach Westen zu die Zinnen des Ebersteins ihnen entgegenleuchten. Neben Amelung's Born fließt weiter unten nach Westen zu am Fuße der Hochfläche der nege born und hier ist auf kleiner Fläche das Terrain so wasserreich, wie wir es sonst bei den Cistercienserklöstern in der Ebene in ausgedehntem Maße finden. An Wasser fehlte es somit nicht und es galt nun, dasselbe in den Dienst der Klosterleute zu stellen. Quer durch das Hoopthal wurden Dämme gezogen, die so gewonnenen Teiche mit Fischen besetzt, und zugleich Walk- und Mahlmühlen angelegt. An geeigneter Stelle, nach dem negen born zu, wurde der rothe Sandsteinfelsen frei gelegt, der die Bruchsteine und Quader zu den Klostergebäuden liefern mußte, und Rodungen auf den bewaldeten Bergkuppen schafften das Holz zu dem Balken- und Dachwerk. Um die Mitte des XII. Jahrhunderts ragte bereits aus der umfangreichen Gruppe der Klostergebäude die basilikale Kirche hervor; daran schlossen sich nach Süden der Kreuzgang mit den Versammlungs- und Schlafräumen der Mönche, während der mit einer hohen Mauer umschlossene Wirthschaftshof an der Nordseite der Kirche sich ausbreitete. Von Norden her war auch der Zugang zum Klosterhof, welchen man durch ein Thorgebäude betrat, an das sich Capelle und Gasthaus anschlossen.

Wenn Amelungsborn auch nicht zu einer solchen Blüthe gekommen ist, wie die übrigen Cistercienserklöster im Herzogthume, so verstand es doch sich Achtung und Zuwachs zu verschaffen. Fürsten und Bischöfe weilten in seinen Mauern und als Kaiser Konrad III. einen Reichstag im benachbarten Corvey (1149) abhielt, fehlte unter den Anwesenden auch nicht der Abt von Amelungsborn. Sprößlinge edler Geschlechter suchten und erhielten im Kloster die Brüderschaft in guten Werken, wie die Grafen von Eberstein; als besondere Auszeichnung galt es für die Edeln der Umgegend, in den Mauern des Klosters begraben zu werden. Kein Wunder, wenn hierdurch das Kloster Zuwendungen an Grundbesitz, Zehnten und Vermächtnissen erhielt. Die Besitzungen des Klosters erstreckten sich bereits im XII. Jahrhundert nicht nur auf nahe liegende Höfe, wie in Arholzen, Holenberg, Rienhagen, Stadtoldendorf, Allersheim und Oelkassen, sondern auch auf entferntere Güter in Greene, Erzhausen, Naensen, Brunsen und Bruchhof im Leinethal, in Schnedinghausen bei Moringen, Sutheim und Siedemannshausen. Im XIII. Jrhdt. erhält das Kloster den Ort Sathow in Mecklenburg überwiesen und bald entstehen durch Rodung und Urbarmachung die Amelungsborner Klosterhöfe am Dransee in Berlinchen, Schweinrids, Gr. u. kl. Bale u. s. w., welche bis 1431 im Besitze des Klosters verblieben. An der Sülze zu Lüneburg war das Kloster mit einem erheblichen Antheil betheiligt. Für den guten Ruf des Klosters spricht es auch, wenn edle Herren sich zur Abgabe von Mönchen zur Gründung neuer Klöster nach Amelungsborn wenden; so erhält Ritter Ludolf v. Wenden eine Anzahl Mönche zur Gründung des Klosters Riddagshausen und 1171 wird das Kloster Doberan in Mecklenburg mit Amelungsborner Mönchen besetzt. Herzog Heinrich der Löwe, welcher die civilisataroische Bestimmung der Cistercienser schon früh erkannt hatte, berief einen Amelungsborner Mönch, Berno, auf den Bischofssitz von Schwerin, und Bischof Brunward hebt die Thätigkeit der Amelungsborner als Apostel der Wenden rühmend hervor. Im Jahre 1272 erhält der Abt von Amelungsborn die geistliche Aufsicht über das Nonnenkloster Gottesthal (Brenkhausen) an der Schelpe, das sich durch Sittenreinheit vor anderen Nonnenklöstern auszeichnete. Im XIII. Jhdt. konnte das Kloster 50 Mönche und 90 Laienbrüder aufnehmen.

Unter den Aebten des Klosters verdient neben dem vorhin genannten Heinrich der Abt Balduin genannt zu werden, der die Klostergebäude, Kirche, Kreuzgänge und das Schlafhaus erweitern ließ; auch Giseler war ein baulustiger Herr und nahm einen größeren Umbau vor oder vollendete die von Balduin begonnenen Bauten. Bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde dann aber unter Abt Engelbert ein großartiger Erweiterungsbau der Kirche, die dem angewachsenen Kapitel zu klein geworden sein wird, vorgenommen. Es entstand jetzt der schöne gothische Chorbau, von dem unten des Weiteren die Rede sein wird. Auch das Innere der Kirche, die nicht weniger als 12 Altäre umfaßte, wird in dieser Zeit manche Veränderung erlitten haben. Im Jahre 1409 wurde sie von dem Hildesheimer Weihbischof, Hildemar von Saldern, aufs Neue feierlich geweiht.

Daß auch die Wissenschaften in Amelungsborn nicht darniederlagen, beweist die stattliche Bibliothek, die die Mönche dort ansammelten und die im Jahre 1412 die beträchtliche Zahl von 440 Werken, zumeist natürlich theologischen Inhalts, enthielt. Auch auf deutschen Hochschulen begegnen uns Amelungsborner Mönche, so 1501 in Leipzig ein Johann Kippen. Daß sie daneben in der Kunst nicht unerfahren waren, zeigen uns die Reste der reich verzierten Piscinien, der alten Glasgemälde und die kunstvoll gearbeiteten Grabmäler.

Im 14. Jahrhundert hatte das Kloster seine Blüthezeit überschritten; wie bei andern Klöstern, so hatten auch hier Reichthum und Wohlleben den Verfall herbeigeführt, den Neid und die Mißgunst der Fürsten und edeln Geschlechter erweckt. Mußte schon 1329 der einträgliche Antheil an den Salzquellen zu Lüneburg veräußert werden, um die wachsenden Bedürfnisse und Ausgaben des Klosters zu bestreiten, so gingen 1431 die ganzen mecklenburgischen Güter verloren. Das Kloster büßte immer mehr an Ansehen ein; selbst der geweihte Ort der Kirche wurde nicht mehr geachtet. Die benachbarten Großen lagen in bitterer Feindschaft und als eines Tages im 1445. Jahre Graf Hermann v. Eberstein mit Heinrich Edlen v. Homburg bei festlichem

Gottesdienste in der Klosterkirche zusammentrafen, stach jener den Homburger in Gegenwart des Kapitels und der andächtigen Menge nieder. Hermann von Eberstein wurde geächtet, Heinrich von Homburg in der Kirche begraben.

Wiederholt tobte in der Nähe der Klostermauern der Krieg; die unmittelbare Nähe zweier mächtiger Bergvesten, der Homburg und des Ebersteins, brachten Fehden mancher Art und der Streit zwischen Herzog Wilhelm d. J. mit den Einbecker Bürgern vor den Thoren Stadtoldendorfs wird auch das Kloster nicht unbehelligt gelassen haben. Im dreißigjährigen Kriege hausten Tilly'sche Heerschaaren in der Nachbarschaft des Klosters und vertrieben wiederholt auf kurze Zeit die zum evangelischen Glauben übergetretenen Klosterleute.

Die Reformation wurde von dem Abte Andreas Steinhauer, welcher 1557 die Abtswürde erhielt, eingeführt; er soll ein Mann von großem Ansehen gewesen sein, auf den Herzog Julius von Braunschweig große Stücke hielt. Sein kunstvoll gearbeiteter Grabstein befindet sich noch in der Kirche und zeigt einen stattlichen, vollbärtigen Mann. Die Klostergüter wurden herzogliche Domänen und im Kloster selbst wurde eine gelehrte Schule eingerichtet, aus welcher später das jetzige Gymnasium in Holzminden hervorgegangen ist. 1598 wurde nochmals eine Renovation der Kirche vorgenommen; Reste des alten dieser Zeit entstammenden Hochaltars haben sich noch erhalten.

Mit der Verlegung der Klosterschule nach Holzminden wird der Verfall der aus katholischer Zeit noch erhalten gebliebenen Klostergebäude, welche theilweise zu landwirthschaftlichen Zwecken umgebaut wurden, zusammenhängen. Die bauliche Aufsicht war bei der ablegenen Lage schwer auszuüben; selbst das bedeutendste Bauwerk, die Kirche, verfiel immer mehr, die farbigen Glasfenster, von denen 1637 noch 12 Stück vorhanden waren, dienten als willkommene Zielscheibe oder wurden verschleppt, ja selbst der Knopf des Vierungsthurmes wurde von Kugeln durchlöchert. Von der alten Ausstattung der Kirche sind nur noch ein interessanter Steinsitz auf dem Chore, das Grabmal des in der Kirche ermordeten Heinrich von Homburg nebst dem seiner Frau, das des Abtes Steinhauer, sehr bemerkenswerthe Reste romanischer Piscinien und ein dem 15. Jrhdt. angehörender Kelch vorhanden. Erst unserer Zeit ist es vorbehalten gewesen, das stattliche Kirchengebäude wieder zu befestigen und zu schmücken, und wahr werden zu lassen, was der Sage nach ein im Jahre 1153 im Kloster übernachtender Vicar aus dem Hildesheimschen, Heinrich Schmitz, im Traum gehört: „Dies Haus wird stehen, fallen und wieder auferstehen.“

II

Die auf uns gekommene Klosterkirche gehört im Wesentlichen zwei Bauperioden an. Das romanische Langhaus mit den Kreuzflügeln entstammt noch der ersten Anlage, während der gothische Chor im XIV. Jahrhunderte die einfache romanische Choranlage verdrängt hat. Die von dem ursprünglichen Bau erhaltenen Theile gehören einer kreuzförmigen dreischiffigen Basilika an, deren Seitenschiffe etwa halb so breit sind als das Mittelschiff, welches die doppelte Breite zur Höhe hat. Im Innern wechseln viereckige Pfeiler mit sich verjüngenden Säulen ab; die Profilirungen sind der attischen Basis nachgebildet, die Kapitelle der Säulen aus dem Würfel gearbeitet. Ueber den Arkadenbögen läuft ein schlichter, aus Schräge und Platte bestehender Fries an beiden Mauern des Langhauses entlang. In der Umfangsmauer des nördlichen Seitenschiffs ist noch das alte romanische, von zwei Säulen flankirte Portal, in der südlichen Kreuzschiffsmauer eine vor längeren Jahren bei dem Einbau einer Sakristei vermauerte romanische Thür, welche zu dem jetzt nicht mehr vorhandenen Kreuzgange führte, erhalten. Langhaus und Querschiff haben ursprünglich eine Balkendecke besessen; das Querschiff wurde bei dem Anbau des gothischen Chors erhöht und mit Kreuzgewölben überspannt, das Langhaus erhielt später ein spitzbogiges Tonnengewölbe aus Brettern, welches bei der jüngsten Restauration beseitigt wurde.

Die gothische Choranlage ist ein schlanker, stattlicher Bau, welcher den romanischen Theil auch äußerlich weit überragt. Während der Mittelbau die Fortsetzung des romanischen Mittelschiffs bildet, sind die Seitenschiffe weiter vorgebaut als das Langhaus. Die Joche sind mit rippenförmigen Kreuzgewölben überspannt, deren Druck an den Außenmauern von Strebepfeilern aufgenommen wird. Der Chorfußboden liegt im Mittelschiff erheblich höher, als der Boden des Langhauses und der Chorseitenschiffe, welche einen vollständigen Umgang bilden. Schlanke, mit Maßwerk verzierte spitzbogige Fensten erhellen den Chorraum. Von den alten Glasmalereien waren vor Beginn der Wiederherstellung der Kirche in dem großen Ostfenster noch Reste vorhanden; andere Ueberbleibsel befinden sich im Schlosse zu Blankenburg, wohin sie 1838 durch Vermittelung des Cammerpräsidenten von Bülow gelangt sind.

Nachdem Regierung und Landesvertretung die Mittel bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatten, wurde die Restaurirung der Kirche nach den Plänen und Angaben des um die Wiederherstellung und Erhaltung der heimischen mittelalterlichen Baudenkmäler hochverdienten verstorbenen Bauraths Wiehe mit dem gothischen Theile unter der Leitung des Kreis-Bauinspectors Müller in Holzminden begonnen. Besondere Schwierigkeiten machte hierbei die Stabilmachung der stark belasteten und schlecht fundamentirten Vierungspfeiler und die Wiederherstellung der Glasmalerei des Ostfensters. Letzterer Arbeit hat sich Wiehe mit besonderer Liebe hingegeben und damit ein Werk von hervorragender künstlerischer Bedeutung geschaffen. Das Fenster enthält in verschiedenen Zonen über einander Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu Christi, unten beginnend mit den Propheten, der Verkündigung, Geburt u. s. w., oben endigend mit der Krönung Mariä und Christus als Weltenrichter. Wie ein bunter Teppich überziehen die Darstellungen die Lichtfläche und die harmonische Farbenwirkung macht, vom Mittelschiff des Langhauses gesehen, eine geradezu großartige Wirkung. Das Fenster ist in der Werkstatt

des Glasermeisters Th. Sander in Braunschweig neu verbleit und ergänzt worden.

Die Wiederherstellung des romanischen Theiles hat der Baurath Wiehe leider nicht mehr erleben sollen; nur die Verglasung der Fenster, welche einfache Bleimuster mit Kathedralglas erhalten haben, und die flache Holzdecke konnten noch nach seinen, theilweise schon vom Krankenzimmer aus gemachten Angaben hergestellt werden.

Das romanische Langhaus sollte nach der getroffenen Bestimmung als Kirche für die Gutsgemeinde und die nach Amelungsborn eingepfarrten Gemeinden Negenborn und Hohlenberg hergerichtet werden.

Die Arbeiten begannen mit der schwierigen Auswechselung der stark zersplitterten monolithen Säulenschäfte, der Instandsetzung der Pfeiler und Architekturglieder; dann folgte die Verglasung der Fenster und die Einziehung der neuen Decke. Auch diese Arbeiten sind unter Leitung des Kreis-Bauinspectors Müller ausgeführt.

Die in verschiedene Felder eingetheilte Decke ist in einfacher, aber angemessener Weise vermalt; in der Mittelschiffsdecke sind die Symbole der Haupttugenden angebracht. Auch die Wände, Pfeiler und Säulen haben, unter Vermeidung stark hervortretender Farben, einen passenden Anstrich erhalten. Die Malerarbeiten hat der Hof-Decorationsmaler Quensen in Braunschweig ausgeführt.

Durch Nachgrabungen wurde festgestellt, daß der Kirchenfußboden früher viel tiefer gelegen hat, als es jetzt der Fall ist; man fand hierbei drei stellenweise noch erhaltene Fußbodenlagen über einander, auch wurde eine quer durch das Mittelschiff durchgehende Fundamentmauer frei gelegt, welche muthmaßlich einer Schranke angehört hat. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich auch der höchst mangelhafte und bedenkliche Zustand der Fundamentirungen der Pfeiler und Säulen; die Erneuerung derselben erwies sich als unerläßlich, eine nur mit größter Umsicht auszuführende Arbeit.

In Rücksicht auf die Einrichtung des Langhauses zur Ortskirche ist in dem westlichen Theile eine Empore eingebaut, welche der Orgel und dem Sängerchore dient, und das Mittelschiff mit Kanzel, Altar und Gestühl versehen. Wie die Empore, so sind auch Kanzel und Altar in rothem Sollingstein ausgeführt. Nach Osten zu ist das Langhaus gegen den gothischen Theil durch Teppiche abgeschlossen.

Die Bildhauerarbeiten an der Orgelempore und an der Kanzel, sowie am Altare sind von dem Bildhauer Bayern in Braunschweig, die Orgel von Furtwängler u. Hammer in Hannover, das Orgelgehäuse vom Hof-Bildhauer Sagebiel ausgeführt, während die Maurer- und Steinhauerarbeiten durch die Meister Blume in Holzminden und Dellner in Braunschweig gefertigt sind. Nach dem Tode Wiehe's hat der Verfasser dieser Zeilen die Oberleitung der Wiederherstellung der Klosterkirche in Amelungsborn übernommen und ist nach seinen Plänen der Ausbau des romanischen Theiles ausgeführt, während die besondere Bauleitung dem Herzogl. Regierungs-Baumeister Bierberg übertragen ist, welchem der Bau-Verwalter Stapel für die Bauaufsicht zur Seite steht. Die Arbeiten wurden namentlich im vergangenen Jahre derart gefördert, daß, wie erwähnt, am 12. Januar der romanische Theil zum Gottesdienste wieder geweiht werden konnte. Nachdem das Innere der Kirche nunmehr in Stand gesetzt ist, bleiben noch verschiedene Arbeiten am Aeußern des Gebändes übrig, so daß immerhin noch einige Zeit vergeht, bis die Restaurirung der Amelungsborner Kirche als vollständig abgeschlossen angesehen werden kann.

Bücherschau.

Otto Eggeling, Die heilige Schrift vom Standpunkte der ästhetischen Theologie gewürdigt. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1895. 64 S. 8⁰. 1 ℳ.

Der Gegensatz von Glauben und Wissen durchzieht die ganze Geschichte des Christenthums. Die Vorgänge im Mittelalter, nämlich zuerst in der Scholastik den Glauben selbst als ein Wissen zu gestalten und sodann in der Mystik die übersinnliche Welt intuitiv zu erfassen, haben sich, mutatis mutandis, in der Arbeit der altlutherischen Orthodoxie — eine in ihrer Art ebenso großartige Arbeit wie die der Scholastik, — und im Pietismus wiederholt. Den schroffen Gegensatz jener beiden Geistesgebiete hat erst die Neuzeit geschaffen, denn sie hat die empirisch-sinnliche Welt in einer Weise durchforscht, daß sie zu der immerhin naiven Behauptung kam, diese Welt sei die einzige, der man überhaupt eine Existenz zusprechen dürfe. Nun, das ist freilich wissenschaftlich schon überwunden. Aber in der praktischen Erfahrung stoßen wir immer noch auf die Auffassung, als ob Wissen und Glauben sich etwa gegenüberstünden wie Feuer und Wasser als unversöhnliche Gegensätze. Nach einer einheitlichen Auffassung der Welt und des Lebens drängt unser Geist mit allen Fasern. Der von der modernen Entwicklungslehre ausgehende „Monismus" wird dem geistigen Leben des Menschen nicht gerecht, und am wenigsten dem religiösen Bewußtsein. Es ist daher jeder Versuch einer Lösung dieses Zwiespaltes willkommen zu heißen, die jedem Gebiet läßt was ihm gebührt, aber sie auf dem Boden psychologischer Thatsachen und Erfahrungen zu einigen weiß. Einen solchen Versuch haben wir in obiger Schrift des allen Braunschweigern wohlbekannten früheren Pastors von Brüdern Otto Eggeling. Er hat uns aus der Mußezeit des Emeritus schon mit manchen geistvollen Aufsätzen beschenkt, die er hier zu einem Gesammtbilde seiner Auffassung des Verhältnisses von Glauben und Wissen zusammenfaßt

Die „ästhetische Theologie" ist diejenige, welche sich an einen Zweig der Kantischen Schule, nämlich an die Philosophie von Jakob Fries anschließt. Nach dieser bildet die Erscheinungswelt das Gebiet empirisch-mathematischen Wissens. Auf die Dinge an sich, die das ewige Wesen der Gegenstände sind, geht der Glaube. Die Vermittlung zwischen Wissen und Glauben bildet die ästhetisch-religiöse Betrachtung, die das Endliche als Erscheinung des Ewigen anschaut und letzteres nur in

dem, was Fries „Ahnung“ nennt, zu erfassen vermag. Die übersinnliche Welt kann daher nicht Gegenstand des Wissens und der wissenschaftlichen Forschung sein. Von Gott und Ewigkeit können wir nur in Uebertragungen, in Bildern reden. Dieselben haben ihren klassischen Ausdruck gefunden in der heiligen Schrift. Im Anschluß an diese hat die Christenheit und die Kirche ihren bestimmten Kreis von Vorstellungen festgelegt, und es erscheint unzulässig, nach den Ergebnissen der fortgeschrittenen Natur- oder Geschichtsforschung die überkommenen Vorstellungen der Bibel und kirchlichen Lehre umzumodeln. Bibelkritik kann daher dem Glauben nichts schaden, denn sie trifft dessen Wesen nicht. Er ist analog der Welt der Poesie, die nicht nach Genauigkeit der Thatsachen, sondern nach dem treffendsten und würdigsten Ausdrucke der Empfindung fragt.

Diese Grundsätze legt der Verfasser uns in den vier Abhandlungen seines Buches nun näher dar in bestimmter Anwendung auf einzelne Punkte der Bibelforschung und der christlichen Lehre. Die erste Abhandlung „Die Sprache des Glaubens“ behandelt die Frage principiell und untersucht die Eigenart der Sprache des Glaubens, als der Sprache der übertragenen Ausdrücke. Es wird dies an der Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift nachgewiesen. Die Sprache des Glaubens, wie sie von den heiligen Sehern und Sängern, von Christus und den Aposteln dort gesprochen wurde, hat eine immerwährende Gültigkeit, denn „mit gläubigem Sinne und reinem Geschmack in der Wirklichkeit das Walten der ewigen Mächte zu erleben, die würdigen Gestalten und Farben für die ewigen Vorgänge und Wesen zu finden, das war ihre von Gott verliehene Fähigkeit, darin ihnen Niemand gleichkam“. Der zweite Aufsatz wendet diese Grundsätze auf die Frage des Wunders an. Die Welt, der es angehört, ist kein Feld wissenschaftlicher Erforschung. Die Naturgesetze, gegen die es streiten soll, sind nicht in den Dingen liegende Gewalten, sondern subjective Formen unseres Erkennens, Brillen, durch welche wir die Welt betrachten. Sie gehen nur auf die Erscheinung der Dinge, diese selbst aber bewegen sich ohne den Zwang solcher Gesetze. Dadurch ist der Möglichkeit einer anderen Betrachtung der Welt als der sinnlich-empirischen die Thüre offen gelassen. Die Wundergeschichten sind daher der wissenschaftlichen Forschung zu entrücken und ihre Begebenheiten lediglich mit dem frommen Gefühl als Wirkungen Gottes zu erfassen.

Auf dem Gebiet der dritten Abhandlung, die der „Dichtung des alten Testaments“ gewidmet ist, finden wie begreiflich die Grundsätze der ästhetischen Theologie das reichste Feld ihrer Anwendung. Der Verfasser zeigt uns hier sein ganzes tiefes und inniges Verständniß für die wunderbare Poesie der Hebräer, in der er die drei Dichtungsarten nachzuweisen sucht. Die eigenthümliche Ueberschrift des vierten Capitels „Das Schönste in Rom“ läßt uns dessen Inhalt kaum ahnen. Es enthält die Würdigung des tragischsten Schauspiels der Welt, des Todes Christi auf Golgatha. Dazu wurde der Verfasser geführt durch den Besuch der Scala Santa beim Lateran, bei der er in feinsinniger Weise über den an diese Stätte sich anheftenden Aberglauben hinwegzusehen weiß, um den ganzen Ernst des Ereignisses, dessen Andenken die Capelle und ihre ganze Ausschmückung gewidmet ist, zu erfassen. Die Schlußabhandlung endlich „Mehr Himmel“ zeigt die Ueberlegenheit reformatorisch-evangelischer Auffassung vom Himmel, wie sie an die heilige Schrift sich anschloß, was dann seine guten Früchte für die eine viel größere Innerlichkeit zeigende Dichtung der protestantischen Völker, wie für ihre gesammte Kultur getragen hat.

Soweit der Inhalt des Buches. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verfasser würde den Rahmen dieser Anzeige überschreiten, gehört wohl auch nicht in dieses Blatt. Denn der aufmerksame Leser mag zu manchem Widerspruch und Einwand veranlaßt werden, und auch Schreiber dieses ist nicht durchweg mit dem Verfasser einverstanden, sondern könnte wohl manche abweichende Meinung und Auffassung geltend machen. Allein was verschlägt dieses? Nur ein unbedeutendes Buch läßt uns kalt und reizt uns nicht zum Nachdenken und damit auch nicht zum Widerspruch. Wo Geist ist und wo Gedanken sind wie hier, wird beides nicht ausbleiben. Wer sich der Vorträge erinnert, wie deren Pastor Eggeling so manchen im Altstadtrathhause oder auch im Kunst-Klub gehalten hat, wird auch in dem vorliegenden Buch wieder finden, was ihn in jenen Vorträgen ergriff und erquickte: Eine reiche Gedankenwelt und funkelnde Geistesblitze, eine ungeheure Belesenheit auf den Gebieten der historischen, wie der schönen Litteratur. Und der Theologe und der kirchlich interessirte Laie, der dies Buch liest, wird sich nicht minder freuen der tiefen Kenntniß der heiligen Schrift, wie der Innigkeit religiöser Empfindungen und hoher Begeisterung für die Wahrheiten des Glaubens, wie sie uns dort entgegentreten. Wir empfehlen den Braunschweigern dieses Buch ihres früheren Pastors aufs Beste. Dem Verfasser aber sind wir von Herzen dankbar für diese Erzeugnisse seiner Mußetage und hoffen, daß er uns aus denselben noch mit mancher Frucht seines geistigen Schaffens erfreuen werde. Hasenclever.

Braunschweigische Chronik für d. J. 1895.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig).

März.

1. Karl Ilse, Kirchenrath und Superintendent a. D. in Greene †.
2. August Seebaß, Landgerichtsrath a. D. †.
2. Karl Wolff, Forstmeister in Stadtoldendorf †.
11. Feier des 50jähr. Bestehens des Bürgervereins in Blankenburg.
12. Einweihung des evang. Vereinshauses.
15. Eröffnung des Betriebes der Rieselfelder bei Steinhof.
15. Ernst Hörstel, Pastor emer., früher in Frellstedt, † in Plauen.
16. Jul. Dankworth, Pastor emer., früher in Gittelde, † in Hannover.
16. Eröffnung der Alpinen Kunstausstellung.

17. Joseph Eduard Wessely, Professor u. Museums-Inspector †.
17. Der Prinz-Regent reist nach Ilfracombe in England.
21. Gründung eines Braunschw. Fischerei-Vereins.
23.—24. 25jähr. Stiftungsfest des Br. Turnklubs.
24. Parteitag der Braunschw. Rechtspartei.
24. Louis Willgerodt, Rechnungsrath †.
25. Cord von Brandis, Hauptmann a. D., wohnhaft in Rimmerode, † in Wiesbaden.
27. Gustav Schedel, Pastor emer. †.
28. Fürst Bismarck zum Ehrenbürger der Stadt Braunschweig ernannt.
31. Eröffnung der Kochschule des Vaterl. Frauenvereins.
31. Gründung eines Vereins zum Bau eines Krankenhauses in Hasselfelde.

April.

1. Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck.
1. Aufhebung des Betriebsamts der Preuß. Staatseisenbahnen in Braunschweig.
1. Eröffnung des Schwesternhauses zum Rothen Kreuz.
4. General-Versammlung des Vereins für das Wohl der arbeitenden Classen.
5. Theodor Hülsenbeck, Kaufmann in Wolfenbüttel, Mitbegründer des Landwehr-Verbandes †.
6. Albert Fuldner, Baurath a. D. †.
9. Heinrich Winter, Revisionsassessor †.
16. Wilhelm Causse, Rechnungsrath und Ober-Postcassen-Rendant †.
27. Einweihung des Neuen Herzogl. Krankenhauses.

Mai.

1. Franz Nabert, Leihhaus-Commissair †.
1. Socialdemokrat. Versammlungen zur Maifeier.
4. Rückkehr des Prinz-Regenten.
7. Feier des 25jährigen Bestehens des Marienstifts; Grundsteinlegung zum Bau des neuen Flügels.
8. Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten; Uebersiedelung des Hofes nach Blankenburg.
11. Eröffnung der allgemeinen Ausstellung für Bäckerei, Nahrungsmittel 2c.
11. Hugo v. Dähne, Rittmeister und Steuerinspector a. D., in Blankenburg †.
11. Gustav v. Griesheim, Br. Kammerherr u. Major z. D., in Dessau †.
12. Bezirkstag des Br. Bezirksvereins des deutschen Fleischerverbandes.
13 Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
13. 16. Versammlung des Unterverbandes „Nordwest" des Centralverbandes deutscher Bäckerinnungen „Germania".
14. Der Prinz-Regent reist nach Wien, um Kaiser Franz Joseph den Feldmarschallstab zu überreichen.
15. General-Versammlung des Landes-Prediger-Vereins.
17. Rückkehr des Prinz-Regent nach Blankenburg.
17. Oberst v. Oertzen verabschiedet sich vom Braunschw. Infanterie-Regiment 92.
17. Friedrich Brakel, Cammer-Registrator †.
18. Oberst v. Brietzke übernimmt das Commando des Braunschw. Infanterie-Regiments.
19. Verbandstag der Innungs-Tischlermeister des Herzogthums.
19.—20. Feier des 50jähr. Bestehens des „Sängerbundes" in Königslutter.
19. Verhandlungen der Section III der Hannov. Baugewerks-Berufsgenossenschaft in Blankenburg.
20. X. Verbandstag des Provinzial-Verbandes der Baugewerks-Innung zu Blankenburg.
20. Friedr. Lüders, Pastor emer. †.
21. Feier des 25jähr. Bestehens von Holst's Theater.
22. Die Stadtverordneten in Helmstedt genehmigen eine städtische Anleihe (700 000 ℳ zu $3^1/_2$ %).
23.—26. XX. deutscher Schmiedetag, verbunden mit Ausstellung.
25. Andreas Ottmer, Lehrer, Gründer und Ehren-Vorsitzender des Gabelsbergerschen Stenographen-Vereins Braunschweig †.
26. Ferdinand Thoms, Waisenhaus-Schulinspector †.
29. Jahres-Versammlung des Vereins für Mädchenhorte.
31. XI. ordentliche General-Versamml. der Actionaire der Braunschw. Landes-Eisenbahn.

Juni.

1. Versammlung des Vereins Braunschw. Gymnasiallehrer in Harzburg.
4. Jahresfest der Idioten-Anstalt Neu-Erkerode.
5.—7. VI. Verbands-Versammlung der deutschen Thierschutz-Vereine.
8. Albrecht Blumenstengel, Concertmeister a. D. †.
9. Sängerfest in Gandersheim.
10. Brand der früher Artmann'schen Theerfabrik.
11. Gründung einer Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte in Hannover.
12.—16. 31. Tonkünstler-Versammlung des Allgem. Deutschen Musik-Vereins.
13. Emil Wirk, Pastor emer. †.
14. Berufs- und Gewerbezählung
15. Besuch des Herzogs von Altenburg in Blankenburg.
15.—16. XIV. Hauptversammlung der Braunschweig-Hannoverschen Stenographenvereine (Gabelsberger Systems) in Wolfenbüttel.
16.—19. 350jährige Jubelfeier der Schützengesellschaft und 29. Nordwestdeutsches Bezirksschießen.
18. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
19. Jahresfest des Braunschw. Gustav-Adolf-Vereins in Gandersheim.
20. Friedrich Wilhelm Schöttler, Commerzienrath †.
20. Die Stadtverordneten in Braunschweig genehmigen eine Anleihe von 6 000 000 ℳ.
21.—22. XII. Braunschw. Städtetag in Hasselfelde.
22. Außerordentl. General-Versammlung der Actionaire der Harzer Werke in Rübeland und Zorge.
27. Dr. Franz Prael, Sanitätsrath u. Oberarmenarzt †.
29. XX. Stiftungsfest des Braunschweiger Landwehr-Verbandes.
30. August Tuscher, Garnison-Verwaltungs-Oberinspector a. D. †.

Juli.

2. Jahresfest des Rettungshauses bei St. Leonhard; Missionsfest; Gründung eines Frauen-Missions-Vereins.
4. Die Stadtverordneten zu Holzminden beschließen die Uebernahme der Baugewerkschule.

6.—8. Rennen in Harzburg.
7. Richard v. Bülow, Rittergutsbesitzer auf Groß Brunsrode, Kammerherr, † in Blankenburg.
15. VII. Jahresversamml d. Solling-Vereins in Höxter.
16. August Weitz, Oberpostsecretair a. D. †.
17. Julius Dedekind, Regierungsr. a. D., in Helmstedt †.
18. Gründ. e. Geflügelzucht-Verbandes in Wolfenbüttel.
23. Friedrich Hotze, Kreisrentmeister a. D. †.
25.—27. 150jährige Jubiläumsfeier der technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina.
27. Johannes Mosel, Taubstummenlehrer †.
28. Volkswettturnen auf dem Elme.
28. Volksfest der Socialdemokraten im Lechelnholze.
29.—31. Hauptversammlung des Harzvereins für Gesch. u. Alterth. in Hildesheim.
30. Grundsteinlegung des neuen Kirchthurms in Lelm.

August.

1. Verordnung über die Nebengottesdienste gelangt zur Einführung.
2. Wilhelm Schmidt, Kaufmann †.
3. Dr. Theodor Müller Oberlehrer †.
4. Parteifest der Braunschw. Rechtspartei.
4.—5. 25jähr. Stiftungsfest des Krieger- u. Landwehr-Vereins in Schöppenstedt.
5. Aufhebung des Boykotts der Braunschw. Brauereien nach 15monatlicher Dauer.
6. 700jähriger Gedächtnißtag des Todes Herzog Heinrichs des Löwen.
10.—25. Ausstellung für Sport und Gesundheitspflege in Bad Harzburg.
15. Aug. Kühne, Bildhauer und Professor der Wiener Kunstgewerbeschule, ein geborner Braunschweiger, † in Graz.
16. Das Husaren-Regiment feiert die Schlacht von Mars la Tour.
18. 24. Stiftungsfest des Kreislandwehr-Vereins in Wolfenbüttel und Jubelfeier der Schlachttage von 1870/71.
22. Christian Wolf, Pastor emer. †.
25. Rector Schmidt in Egeln zum 1. Prediger der neuen St. Johannis-Gemeinde gewählt.

September.

2. Sedanfeier.
9. Die Stadtverordneten in Wolfenbüttel beschließen die Selbsteinschätzung zur Gemeindesteuer.
14.—15. 50jähr. Stiftungsfest der Liedertafel zu Holzminden.
17. Erich Langheld, Marine-Oberpfarrer in Kiel, ein geborner Braunschweiger †.
19. Aug. Schilling, Landgerichtsdirector a. D., † in Vechelde.
22. Aufruf für ein Denkmal Herzog Wilhelms.
24. Hermann Lungershausen, Pastor emer. †.
26. 225jähr. Stiftungsfest der Wildenstein-Leestenschen Klus-Stiftung in Schöningen.
26. Friedrich Ludovici, k. k. österr. Major a. D., geb. Braunschweiger, † in Graz.

October.

1.—2. 67. Braunschw. Lehrertag in Harzburg.
1. Eröffnung des städt. Schlachtehauses in Holzminden.
4. Moritz Schucht, Ober-Post-Secretair a. D. †.
4. Conferenz von Vertretern der deutschen Handelskammern 2c. über das kaufmännische Fortbildungs-Schulwesen.
4.—7. Jubiläums-(50.)Versammlung des bienenwirthschaftl. Vereins Salzgitter-Br. nebst Ausstellung.
5.—7. Geflügelausstellung in Wolfenbüttel.
11. Karl v. Schmidt-Phiseldeck, Consistorial-Präsident, † in Braunschweig.
12. Gustav Ahrt, vormals Landchirurg †.
23. Hauptversammlung des freien kirchl. Wahlvereins.
25. Eduard Orth, Kreisdirector †.
31. X. Stiftungsfest des Zweigvereins Br. des allgem. deutschen Sprachvereins.

November.

1. Bürgermeister Huisken in Blankenburg legt sein Amt nieder und tritt in den Staatsdienst zurück.
8. Dr. Hermann Seidel, Prof. und Chefarzt der chirurg. Abtheilung des Herzogl. Krankenhauses †.
10. General-Versammlung des evang. Bundes.
13. Feier der vor 650 Jahren erfolgten Gründung des Hospitals B. M. V. (Waisenhaus).
19. Herbstversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Central-Vereins f. d Herzogth. Br.
21. Die Stadtverordneten übernehmen die vom Rentner Heine der Stadt Br. als Fideicommiß überwiesene Summe von 170 000 ℳ zur Gründung eines Asyls alter Männer.
21. Fritz Hoffmann, Postsecretair †.
21. Doppelmord in Ostharingen.
23. Eröffnung des Neuen Theaters (Hotel Fürstenhof).
23. Gründung e. Bau- u. Sparvereins in Wolfenbüttel.
26. Rückkehr des Regenten nach Braunschweig.
26. Ernst Friedr. Böhme, Pastor in Esbeck †.
28. Prämiirung der Entwürfe zur Ausschmückung der Kaiser-Wilhelm-Brücke.
29. Bazar zum Besten des Rettungshauses.
30. 69. Versammlung des Br.-Hannov. Zweigvereins für Rübenzuckerfabrikation.

December.

1. Theilung der St. Magnigemeinde in zwei Seelsorgebezirke.
2. Volkszählung.
5. Reise des Prinz-Regenten nach Schwedt.
7. Besuch der Kaiserin Friedrich.
8. Rückkehr des Regenten.
9. Karl Hohnstein, Finanz-Secretair a. D. †.
12. Marbod von Kalm, Herzogl. Braunsch. Oberjägermeister a. D., auf Eickhof b. Nienburg †.
13. Reise des Regenten nach Hannover.
14. Rückkehr des Regenten.
15. Vendôme-Feier der Br. Batterie in Wolfenbüttel.
16. Vendôme-Feier des Braunschw. Infanterie-Regiments No. 92.
19. Genossenschafts-Versammlung der Braunschw. landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaft.
29. Wilhelm Mönkemeyer, Rath und Amtsrentmeister a. D. †.

K.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 2. Februar. **1896.**

Die Braunschweigische Batterie in den Kämpfen von Vendôme nach Le Mans.

2. Der Vormarsch auf Le Mans.

Von einem alten Braunschweiger Artilleristen.

Die Truppentheile, die am frühen Neujahrsmorgen zur Verfolgung des Feindes ausgesandt waren, fanden ihn bereits weit von Vendôme ab in eiligem Rückzuge auf Le Mans. Die 20. Division bezog daher wieder die alten Quartiere und unsere Batterie hielt bis auf Weiteres gefechtsbereite Wacht auf der Burgruine.

Einen einzigen Verlust hatten wir in dieser Position zu beklagen, nämlich den Tod des allgemein beliebten — Batteriehammels. Von Mars la Tour her hatte das stolze Thier treu zur Truppe gehalten und war auf manchem Marsche, angethan mit Halsband und Glöckchen oder mit allen möglichen und unmöglichen französischen Uniformstücken, neben derselben getrabt, bis es in der Sylvesternacht dem Heißhunger eingetroffener Reservisten anderer Truppen verfiel. Darob großer Kummer im „Stabe" des übrigens gestrengen Herrn Feldwebels, wo überhaupt manche drollige Thiergruppe zu Scherz und Humor Anlaß gab. Früher war u. A. auch ein stattlicher Ziegenbock ein vielbewunderter Marschkamerad der Batterie. Gegen Heißhunger war er zwar mehr gesichert als der leckere Hammel, aber dennoch mußte man sich von ihm trennen. Die Batterie wurde nämlich besorgt um die Erhaltung ihres wohlerworbenen guten Rufes; sie kam mit ihrem Bocke nach und nach in — „schlechten Geruch".

Wir erwähnen diese Curiosa hier nur beiläufig, um zu zeigen, wie harmlos kindlich auch das rauhe Kriegergemüth sein und bleiben kann. Unbezahlbar sind aber die fast in jeder Truppe vorhandenen komischen Talente einzelner Kameraden; sie vermögen oft unter den schwierigsten Umständen frischen Muth und Frohsinn zu erhalten und zu fördern.

Am 6. Januar entwickelte sich auf einmal wieder neues kriegerisches Leben. Es begann an diesem Tage der gewaltige Aufmarsch der gesammten II. Armee des Prinzen Friedrich Karl am Loir und damit auch der Vormarsch auf Le Mans zu dem letzten Hauptschlage gegen die an Truppenzahl uns noch immer stark überlegenen feindlichen Heeresmassen.

Das III. Corps besetzte Vendôme und rückte von da aus in der Richtung der obengenannten großen Straße über Azay-Epuisay in möglichst directer Richtung auf den Feind. Das IX. Corps schloß sich dieser Richtung rechts von Morée und das XIII. Corps von Chartres aus an. Das X. Corps mit der 1. und 6. Cavallerie-Division sammelte sich auf der Linie Vendôme-St. Amand und durchzog als linker Flügel in weiten Flankenmärschen zunächst das Loir-Thal auf Montoire und La Chartre zu. Alle Schrecken und Hindernisse eines harten Winters und eines ungewöhnlich schwierigen Geländes spannten die Kräfte unserer Truppen bis zum Aeußersten an, machten dieses gewaltige Kriegsmanöver aber auch zu einem hochinteressanten.

So liegen zwar jetzt für Jeden die Dispositionen dieses erfolgreichen Kriegszuges klar. Doch was wußte der einfache Krieger damals von all' den feinen strategischen Fäden? Es war wohl auch in die Massen die Erkenntniß durchgesickert, daß man dem Feinde bei Le Mans auf dem Leib rücke — doch im Großen und Ganzen dachte der Kriegsmann nach dem Texte des alten Blücherliedes: „Wo ist der Feind? Der Feind dahier! Den schlagen wir!" Und daß er geschlagen wurde, war Jedem von uns selbstverständlich. Man setzte in dieser Beziehung auf die hohen und niederen Kriegsführer ein unbedingtes Vertrauen.

In froher Stimmung setzte sich daher auch unsere kleine, wettergebräunte Truppe am 6. Januar um 8 Uhr Morgens auf den Marsch und verfolgte mit der 40. Brigade die große Straße nach Tours. Auf den Straßen ist Glatteis; Nebel und Schneegestöber hüllen abwechselnd das Gelände in dichte Schleier. Bald ist auch unsere alte romantische Position, die Burg Vendôme, unseren Blicken entschwunden. Links und rechts zeigen sich im nahen Felde noch die Spuren der früheren Kämpfe, umherliegende Trümmer von Fuhrwerken, Waffenstücke aller Art und Cadaver von todten, oft durch Abhauen der Schweife verstümmelten Pferden. Auf diesen Feldern fiel auch unser braver Freund Schulze, Braunschweigischer Forstbeamter, am 15. December. Hauptmann Heyn, bei dessen Batterie er als Geschützführer stand, gedachte seiner, als ich später als Zugführer zu dieser Preußischen Batterie

commandirt war, wiederholt mit Hochachtung, und die Regimentsgeschichte ehrt ihn mit den Worten: „Durch die Brust geschossen, starb Unterofficier Schulze hier den Heldentod“.

Unsere Colonnen kommen alle Augenblick ins Stocken. Durch Hindernisse aller Art sind vom Feinde die Wege gesperrt und in den Engpässen des stark gewundenen Loir-Thales leistet er verstärkten Widerstand. Ort nach Ort muß erkämpft werden. Die Widerstandsfähigkeit der Ortschaften wird dadurch noch erhöht, daß oft ganze Theile derselben in Felsen gebaut sind. Das sind wahre Höhlennester, das ganze Loir-Thal ein wahres Troglodytenheim.

Die Batterie schwenkt gegen Mittag mit der 40. Brigade links ab über Villiers Faux nach Montoire zu. Seit 1 Uhr hören wir vor uns heftigen Kampf (39. Brigade), namentlich auch starken Kanonendonner. Unsere Batterie wird mit anderen in Eile vorgezogen und trotz schlechter Wege erreichen wir, von unseren Braunschweigischen Infanteristen freudig begrüßt, das Kampffeld auf dem linksseitigen Plateau gegenüber dem Engpasse von Les Roches. Im heftigen feindlichen Feuer möglichst weit vorrückend nimmt die Batterie bei Villavard Stellung. Die Ziele sind die feindliche Infanterie und Artillerie, die auf dem jenseitigen Höhenrücken thalauf marschiren. „Ganze Batterie — Feuer!“ ertönt Hauptmann Thomae's Commando. Salve auf Salve schmettert in die feindlichen Reihen und bald befinden sie sich in voller Auflösung. Manche drastische Bemerkungen unserer Unterofficiere werden dem Feinde mit nachgesandt. In dem jenseits des Flusses hart am Felsen liegenden Les Roches setzt der Feind noch den Kampf fort. Aber bald ist durch wohlgezielte Schüsse auch dieses Felsennest ausgeräuchert.

Inzwischen ist die vom Feinde zerstörte Loirbrücke bei Lavardin von unseren Pionieren wieder in Stand gesetzt und somit kann noch am Abend das vom Feinde verlassene Montoire, das Ziel des Tages, erreicht werden, wo wir winterliches Biwack beziehen.

So gehts auch in den folgenden Tagen kämpfend von Ort zu Ort. Tapfer rückt unsere brave Infanterie, die in diesem Kriegszuge wahre Wunder des Muthes und der Leistungsfähigkeit verrichtet, dem Feinde auf die Fersen, wenn die Artillerie ihn hier und da locker gemacht hat. So werden trotz Schneewetter und auf geradezu spiegelglatten Wegen nach und nach die Engpässe bei Poncé-Ruillé, La Chartre, L'Hommes und Chahaignes genommen. Ueber letztgenannte Höhenorte gehts, in La Chartre vom Loir-Thal rechts abweichend, in das noch schwierigere Gelände zwischen Loir und Sarthe auf Grand Lucé—Le Mans zu. Die Landschaft ist schluchten- und hohlwegreiches Bergland voll steiler Abhänge, Büsche, Knicks und einzelner Gehöfte. In immer dichteren Flocken wirbelt der Schnee herab. Die berittenen Truppen müssen absitzen und ihre Pferde führen, denn fortwährend gleiten die armen Thiere aus und stürzen.

Wird hier und da versucht, schnell mit den Geschützen eine seitliche Höhe zu erklimmen, um den Feind mehr in der Flanke zu fassen, so kommen Pferde und Fuhrwerke zu Falle. Häufig kann überhaupt nur ein einzelner Zug oder ein einzelnes Geschütz in Stellung gebracht werden.

Selbst der commandirende General von Voigts-Rhetz hat sein Roß verlassen und fährt häufig auf einer unserer Protzen; wie überhaupt dieser uns freundlich gesinnte Herr, der, nebenbei bemerkt, in Seesen geboren, unser specieller Landsmann ist, sich oft bei unserer Batterie aufhält und über den drolligen Humor seiner Braunschweiger sichtlich erfreut ist.

So erreicht das X. Corps dann endlich am 10. Januar, nachdem noch bei Brives gekämpft ist, Grand Lucé und setzt die 20. Division am folgenden Morgen ihren Marsch, links über St. Mars d'Outillé nach der großen Straße Chateau du Loir—Le Mans abbiegend, auf Mulsanne fort, welches am 11. Januar gegen Mittag erreicht wird.

Vom Feinde ist bei uns in diesen beiden letzten Tagen wenig verspürt. Aber schon am 10. ertönte rechts, nach dem III. Corps zu, starker Schlachtendonner. Auch am Vormittage des 11. Januar hört man von Norden her Kanonendonner in wachsender Stärke. Es stehen die Brandenburger augenscheinlich in hartem Kampfe!

3. Die Schlacht bei Le Mans.

Obgleich unsere Truppen auch am 11. Januar schon einen äußerst beschwerlichen Marsch hinter sich hatten, befahl General v. Voigts-Rhetz, ohne abkochen zu lassen, weiteres und eiligstes Vordringen, um dem III. Corps baldigste Hülfe und Entlastung zu bringen. Die Straßen waren wieder spiegelglatt und die Berittenen gingen daher, wie in den Vortagen, zu Fuße neben ihren Pferden. Der Tag ging schon zu Ende, als wir den im Walde etwa 7 Kilom. vor Le Mans liegenden Ort Chateau de la Monnerie erreichten, ohne auf einen größeren Feind zu stoßen. Wir zweifelten daher, daß wir noch an diesem Tage zu ernsterem Kampfe kommen würden, als uns plötzlich der große Troß des Generalstabes begegnete und hastend nach rückwärts drängte — ein Anzeichen, daß weiter vorn die Sache nicht geheuer war. Dieser Trupp ist noch nicht an uns vorbei, als an beiden Seiten der Straße feindliche Granaten krachend durch das Geäst der Waldbäume schlagen. Hauptmann Thomae findet glücklicherweise rechts unweit der Straße einen freien Platz zur Aufstellung der Batterie; die Bedienungsmannschaften müssen die Handpferde an den Zügeln mitführen und so geht es gleitend und rutschend im Schritt und feindlichen Granathagel in Position. Ein Stürzen der Pferde hätte in diesem Augenblicke die heilloseste Verwirrung hervorrufen können. Die Infanterie an der Spitze unserer 40. Brigade war nämlich auf den Feind gestoßen und durch 2 Kanonen- und 2 Mitrailleusen-Batterien, welche an der großen Straße nach Le Mans auf der Höhe nördlich Les Mortes Aures im Terrain eingeschnitten standen, im Vordrängen aufgehalten. Dieses Feuer concentrirte sich jetzt größtentheils auf unsere Batterie. Die feindliche Artillerie, welche dem Vernehmen nach durch Marinemannschaften bedient wurde, schoß im Vergleich zu früheren Kämpfen auffallend sicher. Granate nach Granate schlägt ein, zwischen,

unmittelbar vor und hinter unseren Geschützen. Entweder krepiren sie nicht und setzen in hohen Sprüngen auf dem gefrorenen Boden in den hinter liegenden Wald, oder sie zerplatzen mitten in der Batterie ohne weiteres Unheil. Der Divisionscommandeur hält mit einem Adjutanten unvorsichtiger Weise hinter der Batterie und betrachtet den Feind durch das Glas, als ihm eine volle Granate unmittelbar am Kopfe vorbei fährt. Sein Pferd bäumt auf und mit einem scherzenden Fluche verläßt er seinen gefährlichen Standort. Ich halte mit meinem Pferde am linken Flügel der Batterie, unmittelbar an der Ecke eines kleinen Hauses und sehe durch das Fenster die Familie betend am Tische sitzen. Eine Granate hätte die einstöckige Hütte über den Haufen werfen können; doch sie steht unter Gottes Schutze. Nur der First wird durch eine Granate gestreift, so daß mir die Ziegelstücke vor die Füße fliegen. So dauert das harte Feuergefecht bis in den dunkeln Abend. In bekannter Ruhe geben Thomae und die Zugführer ihre Commandos, in Ruhe werden inmitten der fortdauernd auffliegenden feindlichen Granaten von den Mannschaften die Geschütze bedient. Schließlich ist die feindliche Stellung nur noch am Aufblitzen ihrer Geschütze zu erkennen, aber es wird weiter gekämpft, bis das feindliche Feuer am späten Abend schweigt und die feindlichen 4 Batterien zum Abzuge gezwungen sind. Links von uns hatte noch ein Zug der 4. leichten Batterie in den Kampf mit eingegriffen; weitere Geschütze hier aufzustellen, hatte sich wegen der hohen Knicks, Hecken und Büsche als unmöglich herausgestellt.

Weiter vorn ertönt nunmehr das Gewehrfeuer der Infanterie mit erhöhter Heftigkeit in die Nacht hinein. Wir aber drücken uns gratulirend herzlich die Hände. Unser altes Glück hatte sich wieder bewährt; nur zwei ganz leicht Verwundete waren wunderbarer Weise der gesammte Verlust unserer Batterie.

Für die Nacht gehts ins Biwack bei Mulsanne — im tiefen Schnee. Ohne Schlaf, hungernd und frierend wird die Nacht abgewartet, nachdem die Protzenmunition wieder ergänzt ist. Der Mond beleuchtet hell das weite Kampffeld. Oben von den bewaldeten Höhen von Le Mans her tönt lebhaftes Gewehrfeuer, hören wir das Hurrah unserer die ganze Nacht mit dem Feinde kämpfenden Infanteristen. Unsere schwarzen Braunschweiger und der verehrte „Papa Rittmeyer“ sind auch dabei. Alle Hochachtung vor der Tapferkeit und Ausdauer dieser braven Krieger!

Gegen Mitternacht besucht unser Abtheilungscommandeur, Major Krause, unser Biwack. „Kinder, ruht Euch schnell aus, es geht bald wieder los!“ ruft er uns zu.

Gegen 4 Uhr Morgens werden denn auch die Batterien nach den Höhen bei Les Mortes Aures vorgezogen, um die Infanterie zu unterstützen. Wir kommen an den eingeschanzten französischen Batteriestellungen vom vorigen Abend vorbei. In denselben liegen unsere Granatstücke und zerschossene feindliche Protzen und Lafetten!

Wir müssen bei dem genannten Orte halten, denn noch ist der Wald theilweise vom Feinde besetzt. Große, von Braunschweiger Infanteristen geleitete Gefangenentransporte kommen an uns vorbei. Jetzt wird zur Unterstützung des Infanteriekampfes gegen 5 Uhr Premierlieutenant Orth versuchsweise mit 2 Geschützen hinter Les Mortes Aures und schließlich bis zu dem nur noch 2 Kilom. vor Pontlieue, der Vorstadt von Le Mans, gelegenen Einzelgehöfte La Tuilerie vorgeschickt. Orth feuert hier mit seinem Zuge auf die feindlichen Colonnen diesseits Pontlieue und sendet auch Granaten in diese Vorstadt und in die Eisenbahnzüge auf dem Bahnhofe, die scheinbar feindliche Truppen entführen und deren Pfeifen die ganze Nacht schon deutlich hörbar war. Beim Morgengrauen kommen nun auch unsere anderen 4 Geschütze und die übrigen Batterien nach und eröffnen von den Höhen diesseits Le Mans das Feuer. Mit dem heller werdenden Tage öffnet sich da nun unseren Blicken ein großartiges Landschafts- und Kriegs-Bild! Im weiten Kessel des Huisne- und Sarthe-Thales liegt stattlich die Stadt Le Mans. Von allen Höhen südlich, östlich und nördlich donnern deutsche Geschütze in diesen feindlichen Thalkessel — ein wahres Kesseltreiben! Trotz aller Hindernisse ist von unseren Heerführern also die gestellte Aufgabe trefflich gelöst. Neben uns steht, das Ganze beobachtend, wieder der Divisionär, General von Kraatz-Koschlau. Es kommt eine Ordonnanz zu ihm herangesprengt und bringt vom commandirenden General die Meldung „Der Feind auf der ganzen Linie geschlagen und im Rückzuge. Truppen zur Verfolgung aussenden!“

„Ist schon geschehen!“ — lautet die ruhige Rückantwort.

Ein wirklich packender Augenblick! — Unter dem Schutze unserer Geschütze ziehen unsere übrigen Truppen kämpfend nach Pontlieue und Le Mans zu. Ein gewaltiger Krach und eine in Pontlieue aufsteigende dicke Pulverwolke deuten auf eine feindliche Sprengung der Huisne-Brücke, die aber, wie wir nachher sahen, nicht vollständig gelang. Die Spitzen unserer Infanterie rücken schon in die Stadt und nun schweigt diesseits das Batteriefeuer. Wir rücken nach und machen in Pontlieue Halt. Die Stadt Le Mans ist scheinbar genommen, der Feind in voller Flucht, jenseits Le Mans verfolgt von unseren Truppen.

In einem Hause rechts neben uns, vor dem eine große Blutlache steht, hören wir lautes Klagen. Es liegt dort eine todte alte Frau, der, als sie neugierig zur Thür herausgetreten ist, von einer unserer Granaten das Bein abgerissen wurde. Links ist ein Café chantant, aus welchem leichte Dirnen, die vielleicht kurz vorher noch mit dem Feinde gescherzt haben, jetzt unsere Krieger anlächeln. Geradeaus tönen nur noch vereinzelte Schüsse aus der Stadt. Nun hören wir, daß Prinz Friedrich Karl uns will Revue passiren lassen. Die Uniform wird nothdürftig in Ordnung gebracht und das Seitengewehr gezogen. Wir warten aber vergebens auf unsern verehrten Prinzen. Da beginnt auf einmal ein heftiger Straßenkampf in Le Mans zu toben, an dem sich, wie es heißt, die Einwohner betheiligen. An uns vorbei rasselt in schnellem Trabe ein Zug Oldenburger Artillerie. Es wird mit Kartätschen in die Hauptstraßen und namentlich in ein großes, vom Feinde noch besetztes Café gefeuert. Das wirkt; endlich kommt Ruhe. Aber wie sieht es in der an und für sich schon engen

und ungemüthlichen Stadt aus! Leichen von Menschen und Pferden, Trümmer von Waffen und Fuhrwerken bedecken die Straßen. Fenster und Thüren sind eingeschlagen oder zerschossen. Auf dem Markte ist eine feindliche Proviantcolonne von gewiß hundert Fuhrwerken zu einem unentwirrbaren Chaos in einander gefahren; Pferde und Führer sind meist erschossen oder davon gelaufen. Brod, Fleisch, Conserven, Taback, Fische, die schönsten Delikatessen bergen die Wagen in Hülle und Fülle, eine köstliche Fundgrube für unsere hungernden Soldaten.

Es ist wieder Abend geworden. Das ganze Elend und der trübe Himmel darüber wird von den Flammen brennender Häuser grell beleuchtet. Ein schauriges Bild selbst für den abgehärteten Krieger! C'est la guerre!

—m—.

Unser jetziges directes Steuersystem[1]).

Unter dem obigen Titel ist von den Landtagsabgeordneten Lambrecht und Kleye eine Schrift veröffentlicht, die einen Ueberblick und eine Kritik des gegenwärtigen braunschweigischen Staatssteuersystems giebt, zugleich auch im Hinblick auf die in Aussicht genommene Einführung einer Staatseinkommensteuer die Ansichten und Absichten der Verfasser in Betreff dieser Neuregelung unseres staatlichen Steuersystems darlegt.

Die Kritik dieser Schrift über unsere jetzige Steuerverfassung gipfelt in dem Ausspruche, wie man es unbegreiflich finden müsse, daß nicht schon lange eine ernstliche Opposition gegen unsere Steuergesetze erhoben worden sei, und daß es wohl in keinem Staate Deutschlands noch so veraltete und so ungerechte Steuergesetze gebe, wie in unserm Lande.

Diese Ungerechtigkeit wird vornehmlich in einer angeblichen Doppelbesteuerung und steuerlichen Ueberlastung der Grundbesitzer, insbesondere der Landwirthe gefunden.

Die Vorschläge der Verfasser gehen dahin, die Grundsteuer und die Gewerbesteuer ganz zu beseitigen, oder, was der Sache nach auf dasselbe herauskommt, diese Steuern auf die demnächstige Staatseinkommensteuer bei der Steuerzahlung anzurechnen und abzusetzen.

Es wird ja nun gewiß Niemand bestreiten, daß unsere Steuerverfassung einer Aenderung und Verbesserung bedarf, — es ist ja dies anerkannte Bedürfniß der Anlaß zu der von der Regierung geplanten Neuregelung des Steuerwesens.

Immerhin ist jenes abfällige Urtheil in solcher Schärfe doch nicht gerechtfertigt und anderseits können dem Vorschlage der Aufhebung der Grund- und Gewerbesteuer doch sehr gegründete Einwände entgegen gehalten werden.

1) Obwohl die Schrift der Landtagsabgeordneten Lambrecht und Kleye, „Unser jetziges directes Steuersystem" im Jahrgange 1895 Nr. 5 S. 39 f., durch den Landtagsabgeordneten Justizrath Semler bereits eine kurze Besprechung erfahren hat, so glauben wir doch bei der hohen Wichtigkeit, die die durch jene Schrift angeregte Frage zumal in jetziger Zeit für weite Kreise besitzt, im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir ihnen auch diese eingehenderen Ausführungen, die uns von geschätzter Seite zugingen, nicht vorenthalten. Die Red.

Es werden gegenwärtig an directen Staatssteuern erhoben die Grundsteuer, die Gewerbesteuer und die Personalsteuer. Davon sind für die Finanzperiode vom 1. April 1894 bis dahin 1896 veranschlagt:

die Grundsteuer mit 2,725,000 ℳ,
die Gewerbesteuer mit 713,000 ℳ,
die Personalsteuer mit 556,000 ℳ.

Die Grundsteuer zunächst, deren Aufhebung also jetzt gefordert wird, ist die einzige öffentliche Steuer, welche, wenn auch unter den verschiedensten Formen und Benennungen, in allen modernen Culturstaaten zu allen Zeiten seit der ersten Bildung staatlicher Gemeinwesen erhoben und bisher noch in keinem Staate aufgegeben ist, mit alleiniger Ausnahme Preußens, — worauf unten noch zurück zu kommen sein wird. Wenn nun aber eine solche Steuer unter den sonst verschiedensten Verhältnissen und Zeitströmungen derartig dauernd sich behauptet hat, so deutet das wohl schon darauf hin, daß sie nicht lediglich auf geschichtlicher Ueberlieferung und Herkommen beruhen kann, denn diese haben bei keiner andern Steuer jemals so conservativ gewirkt, sondern daß sie durch eine tiefer gehende und allgemeiner geltende volkswirthschaftliche Rechtfertigung getragen sein muß.

Diese Rechtfertigung liegt denn auch darin, daß sie von einem Werthfactor erhoben wird, der nicht, wie Capital und Arbeitsverdienst, durch Leistungen der Person geschaffen wird, sondern ganz allein schon durch das Bestehen des Staates als wirthschaftlicher Einheit, nämlich von der Grundrente.

Die Grundrente, der Reinertrag also eines Grundstücks nach Abzug der Löhnung und Verzinsung der für die Bewirthschaftung verwandten Arbeiten und Capitalien vom Rohertrage, ist ganz und ausschließlich ein Erzeugniß der im Staate geschlossenen Volkswirthschaft.

Die Einwohnerschaft des Staates bedarf für die Ernährung einer bestimmten Menge Bodenerzeugnisse, zu deren Production der Grund und Boden, nach Ertragsfähigkeit und Gunst der Lage verschieden, bis zu den schlechtern und schlechtesten Grundstücken herab herangezogen werden muß. Auch der geringere Ertrag aber des schlechtesten muß im Marktpreise noch die Deckung seiner Productionskosten erstattet erhalten, um seine Bewirthschaftung möglich zu machen. Seine Productionskosten bedingen also das Minimum des Marktpreises und bilden diesen Marktpreis. Jedes fruchtbarere oder durch die größere Nähe des Absatzortes begünstigtere Grundstück arbeitet mit geringeren Productionskosten, erzielt aber dabei jenen Marktpreis, der seine eigenen Productionskosten um mehr oder weniger übersteigt. Diese Differenz, die Grundrente der begünstigteren Grundstücke, ist also ein besonderer Ertrag dieser letzteren, der in der That ohne irgend welches Zuthun der Grundeigenthümer ganz allein durch den wirthschaftlichen Zusammenschluß der Bevölkerung, durch den Staat also, geschaffen wird.

Augenfällig vollzieht sich fast täglich noch die Bildung und Steigerung der Grundrenten ohne jegliches Zuthun und Verdienst der Grundbesitzer, wenn in einem Bezirke ein größeres industrielles Unternehmen, Fabrik oder Bergwerk, gegründet wird und eine zuziehende zahl-

reiche Arbeiterschaft die umliegenden Grundstücke in eine günstigere Lage zu dem von ihr neu geschaffenen Absatzgebiete versetzt. Das Emporschnellen der Pachtpreise, also der in diesen mit enthaltenen Grundrenten, vollzieht sich ohne jegliches Zuthun der Grundbesitzer allein durch eine Neubildung im Staate.

Ebenmäßig, wie bei der Grundrente von landwirthschaftlichen Grundstücken, regelt sich nach Beschaffenheit und Lage die Grundrente der Baugrundstücke, und die oft sprungweise Erhöhung der Grundrente tritt hier noch augenfälliger in die Erscheinung.

Nichts ist gerechtfertigter daher, als daß der Staat wenigstens einen Theil dieses Werthes, den er allein neu schafft, der Grundrente, auch für seine staatlichen Bedürfnisse in Anspruch nimmt als Grundsteuer.

Vergleichen wir diese Grundsteuer mit der Steuer vom mobilen Capitale, so ist die gerechtfertigtere und billigere jedenfalls die erstere. Denn das Capital ist regelmäßig, — die lediglich aus Glücksgewinn gebildeten Capitalien kommen bei ihrer Seltenheit gar nicht in Betracht, — ein Ergebniß der persönlichen Arbeit, sei es des Capitalisten oder seiner Vorgänger im Besitze, und hier nimmt der Staat seine Steuern in Wirklichkeit von der persönlichen Leistung.

Daß der wirthschaftliche Werth dieser persönlichen Leistungen, die Möglichkeit, die Arbeitskraft gewinnbringend zu verwerthen, ebenfalls erst vom Staate vermittelt oder doch erhöht wird, ist richtig und dies ist der rechtfertigende Grund jeder staatlichen Besteuerung. Aber beim Grundbesitze ist diese Wirkung der staatlichen Wirthschaftsgemeinschaft eine doppelte: sie ermöglicht und steigert hier die Verwerthung der Arbeitskraft und deren Bezahlung in der Erstattung der Productionskosten und daneben noch bildet sie als besondern Ertrag die Grundrente.

Gefordert muß nur werden zu einer gerechten Abmessung der Grundsteuer, daß sie als Theil der Grundrente in Abstufungen der verschiedenen Höhe dieser Grundrente bei den einzelnen Grundstücken sich anpaßt, sodann, daß der Veränderung der Grundrente durch regelmäßig wiederkehrende Neueinschätzungen Rechnung getragen werde. Ersteres ist in dem braunschweigischen Grundsteuergesetze vom 24. August 1849 durch Bonitirung und Classificirung der landwirthschaftlichen, durch Zugrundelegung des Miethwerthes bei Baugrundstücken durchgeführt, letzteres durch die Bestimmung wiederkehrender Neueinschätzung bei Wohngrundstücken geschehen, bei den landwirthschaftlichen Grundstücken allerdings nur in Aussicht gestellt.

Genauer noch würde dem Charakter der Grundsteuer als einer Abgabe von der Grundrente Rechnung getragen, wenn diejenigen landwirthschaftlichen Grundstücke der untersten Bonitätsclasse, welche eine Grundrente überhaupt nicht abwerfen, sondern nur die Productionskosten im Ertrage vergüten, von der Grundsteuer ganz befreit würden und ferner bei Wohngrundstücken die Grundsteuer getrennt nach dem, die Grundrente repräsentirenden Werthe des Baugrundes und dem Werthe des Gebäudes als des angelegten Capitales (als Capitalsteuer) veranlagt würde.

In gewisser Weise ist dem dadurch Rechnung getragen, daß das Steuercapital (geschätzter Miethertrag) der Wohnhäuser in den Städten — in den Landgemeinden werden die Wohnhäuser nicht nach dem Miethertrage, sondern als Wirthschaftszubehör des Landgutes nach dessen Steuercapitale veranlagt, — nur zur Hälfte zur Steuer herangezogen wird, der Bauwerth also, zugleich unter Berücksichtigung der erforderlichen Erhaltungsaufwendungen, geringerer Steuer unterliegt.

Es kann ferner bei der Grundsteuer, wenn deren gänzliche Aufhebung zur Erörterung gestellt wird, die geschichtliche Vergangenheit dieser Steuer nicht außer Betracht bleiben. Es wird als eine Härte hingestellt, daß der Grundbesitzerstand vorweg diese Steuer aus seinem Einkommen zu zahlen habe und dann von diesem Einkommen noch die allgemeine Einkommensteuer entrichten solle. In Wahrheit aber kann man nun sagen, daß dieser Theil der Grundrente, der als Grundsteuer erhoben wird, niemals zu dem Einkommen des Grundbesitzerstandes gehört hat, insofern der Staat von Beginn seiner Existenz an den entsprechenden Theil der Grundrente sich vorbehalten und von den Grundstücken seines Staatsgebietes als eine diesen aufliegende Staatsrente in Form der Steuer erhoben hat. Es giebt keine Zeit in unserer vaterländischen Geschichte, in welcher diese Grundsteuer nicht, sei es in Form von Naturalleistungen, sei es als Geldsteuer, erhoben wäre. Man kann, juristisch gesprochen, diesen aliquoten Theil der Grundrente als res extra commercium bezeichnen, als eine den öffentlichen Staatszwecken dienende res publica, die dem Privateigenthum und der privaten Rechtsverfügung entzogen ist und stets gewesen ist. Das Gegentheil, daß dieser Theil der Grundrente dem Grundeigenthümer als sein Einkommen überlassen geblieben, nicht zu Staatszwecken gezogen ist, hat stets nach der allgemeinen Rechtsanschauung so sehr als Ausnahmefall gegolten, daß eine Grundsteuerfreiheit einzelner Grundstücke nur als Privilegium, als ein Ausnahmerecht verliehen ist, — als zeitlich begrenztes namentlich zu Zwecken der Colonisation, ohne Zeitbeschränkung für einzelne Classen von Personen oder Gütern. Die letzten Grundsteuerprivilegien nicht öffentlich-rechtlichen Charakters sind für das Herzogthum Braunschweig durch das Gesetz vom 29. October 1821 beseitigt.

Ein Aufgeben der Grundsteuer durch den Staat würde rechtlich und wirthschaftlich ganz gleich stehen der Veräußerung irgend welchen anderen Staatsgutes, etwa der Domänen.

Es ist unter diesen Verhältnissen nicht eine gesuchte theoretische Construction, wenn man die Grundsteuer im Gegensatze zu andern Steuern als eine den Grundstücken anhaftende staatliche Rente bezeichnet. Sie ist eine solche in der That und sie hat als solche niemals zum Vermögen und Einkommen der Grundbesitzer gehört, so wenig, wie privatrechtliche Renten oder Hypothekzinsen. Wie diese privatrechtlichen Lasten und Abgaben gehen sie vom Ertrage des Grundstücks, capitalisirt von dessen Werthe, vorweg ab. Für den Käufer oder Annehmer des Grundstücks, der diese Lasten mit zu übernehmen hat, ist nur der überschießende Werth des Grundstücks Gegenstand

des Kaufes und der überschießende Ertrag Einkommen vom Grundstücke.

Es würde eine Aufhebung der Grundsteuer denn auch nur die gegenwärtigen Inhaber des Grundbesitzes entlasten, nicht etwa die Landwirthschaft als solche. Bei jedem nächsten Wechsel des Eigenthums würde der freigewordene Werththeil des Grundstücks von dem Annehmer mit zu bezahlen sein, sei es im Kaufpreise, oder in den heraus zu zahlenden Erbtheilen oder Abfindungen.

Man rechnet, daß in einer Periode von 30 Jahren der gesammte Grundbesitz den Eigenthümer wechselt. Nach Ablauf dieser für das Leben eines Volkes so kurzen Periode würde der Vortheil, den der Stand der Landwirthe als solcher von der Beseitigung dieser staatlichen Steuerrente gehabt hätte, durch die gezahlten höheren Kaufpreise und Abfindungen wieder paralysirt sein.

Die zweite Staatssteuer, die Gewerbesteuer, ist unter dem zweifachen Gesichtspunkte zu beurtheilen, daß sie einmal eine Steuer von der Concession zum Gewerbebetriebe ist oder, für die Gegenwart gesprochen, war, sodann eine Steuer von dem im Gewerbebetriebe angelegten Capitale (Capitalsteuer). Der erstere Gesichtspunkt stand im Vordergrunde zur Zeit des Zunft- und Concessionssystems, nach Einführung der Gewerbefreiheit ist die Gewerbesteuer nur noch eine Capitalsteuer.

Zunftzwang und Concessionssystem gestatteten nur bestimmten Gruppen von Personen und bestimmten einzelnen Personen den Gewerbebetrieb, verschafften diesen damit in gewisser Weise ein Monopol und für dieses Monopol erhob der Staat die Steuer vom Gewerbe. Nach dem Contributionsfuße von 1683, nachmals verändert durch die Verordnungen von 1784 und 1788, wurden „die Nahrungen“ der Handwerker zunächst auf dem platten Lande zur Contribution veranlagt, während die Zünfte von der Contribution noch frei blieben. Es erklärt sich diese verschiedenartige Behandlung aus dem Rechte der Zünfte, auf dem platten Lande den Gewerbebetrieb, ganz wenige Handwerke ausgenommen, auszuschließen. Es war eine Schmälerung dieses Bannrechtes der Zünfte, als auf dem Lande der Gewerbebetrieb in größerem Umfange zugelassen wurde, und für diese Eximirung aus dem Zunftbannrechte wurde den dort concessionirten Gewerbetreibenden die Contribution auferlegt.

Die westphälische Zeit räumte mit dem Zunftwesen auf und führte das Concessionssystem ein. Für die Ertheilung der Concession zum Gewerbebetriebe wurde die „Patentsteuer“ erhoben.

Nach der Beendigung der Fremdherrschaft wurde durch die Verordnung vom 29. October 1821 die alte Zunftverfassung wieder hergestellt, daneben aber für die Gewerbe, für welche eine Gilde oder Zunft nicht bestand, und für die zünftigen Gewerbe, welche außerhalb der Zunftverbindung betrieben wurden, das Concessionssystem beibehalten, für diese Gewerbescheine ertheilt, und für die Gewerbescheine die Patentsteuer, jetzt unter der Bezeichnung „Gewerbesteuer“ (Verordnung vom 16. Januar 1814) erhoben. Für die Gewerbetreibenden auf dem Lande wurde jedoch an deren Stelle die Contribution wieder eingeführt (Verordnung vom 7. Februar 1822). Von der Gewerbesteuer befreit blieben einstweilen noch die Mitglieder der wiederhergestellten Gilden, bis dann durch das Gesetz vom 4. April 1837 diese Steuer allgemein für alle Gewerbetreibenden eingeführt wurde, mit Ausnahme der Gildegenossen in Braunschweig und Wolfenbüttel, welche der Steuer erst durch die Gesetze vom 4. Aug. 1858 und 3. August 1864 unterworfen sind. Gegenwärtig wird die Gewerbesteuer nach dem Gesetze vom 27. März 1893 erhoben.

Die Gewerbesteuer war zunächst als Concessionssteuer für die Zeit ihrer Entstehung und weiteren Ausbildung eine durchaus gerechtfertigte Steuer. Der Staat concessionirte die Gewerbe mit der ausgesprochenen Tendenz, übermäßige Concurrenz hintanzuhalten, den Gewerbetreibenden eine auskömmliche Nährstelle zu sichern. („Die Ortsobrigkeit hat zuvörderst, ob in Hinsicht auf Ueberfüllung eines Ortes von ähnlichen Gewerbetreibenden . . . . dessen Aufnahme zulässig sei, zu erwägen“, §. 9 der Gewerbesteuerverordnung vom 29. Oct. 1821, ebenso im §. 21 des Gewerbesteuergesetzes vom 4. April 1837). Von dem so concessionirten und zugleich staatlich gegen übermäßige Concurrenz geschützten Gewerbe für dieses Monopol und diesen staatlichen Schutz eine staatliche Steuer zu erheben, war durchaus gerechtfertigt.

Heute, nach Einführung der Gewerbefreiheit, wo auch bei den wenigen noch concessionspflichtigen Gewerben die Concessionspflicht nicht mehr dem Zwecke des Concurrenzschutzes, sondern nur noch der Sicherung des Publikums vor besonderen Gefahren dieser Gewerbebetriebe dient, ist die Gewerbesteuer lediglich Capitalsteuer von dem im Gewerbebetriebe angelegten, im Allgemeinen dem Geschäftsumfange entsprechenden Capitale. Sie hat als solche die Bedeutung und Berechtigung einer besonderen Heranziehung des fundirten Einkommens zur Besteuerung gegenüber dem nichtfundirten.

Wenn hier die Gewerbesteuer als Capitalsteuer bezeichnet ist, so ist sie das insofern, wie noch bemerkt werden mag, als sie von dem nach dem Umfange des gewerblichen Betriebes präsumirten Capitale erhoben wird; technisch würde man sie, da sie auf das Gewerbe als solches gelegt ist, als Realsteuer bezeichnen müssen.

Die Personalsteuer endlich ist in der westphälischen Zeit eingeführt und später beibehalten. Die Veranlagung zu dieser Steuer geschieht jetzt nach den Gesetzen vom 29. Juni 1864 und 11. April 1870 nach Standes- und Berufs-Gruppen, innerhalb dieser Gruppen in 10 Classen nach dem Einkommen.

Die Personalsteuer dient zur Ausgleichung der staatlichen Besteuerung unter den verschiedenen Ständen in der Weise, daß die der Grund- und Gewerbesteuer nicht unterworfenen Stände zu dieser Steuer in erheblich stärkerem Maaße herangezogen werden, als die Grundbesitzer und Gewerbetreibenden. Beispielsweise ist der höchste Steuersatz der ersten Classe mit 120 Mk. jährlich von Beamten bereits von einem Diensteinkommen von 9000 Mk. zu entrichten, von den Grundbesitzern erst bei einem Reinertrage (Steuercapitale) seines Grundstücks von 24,750 Mk., von den Gewerbetreibenden gehören zu dieser Steuerclasse nur noch einige wenige Inhaber sehr großer Betriebe. Zu dieser Steuer werden am

stärksten herangezogen die Staatsbeamten auch im Vergleiche zu den Privatbeamten, Aerzten, Anwälten, Rentnern.

Wenn man nun ein unbefangenes Urtheil sich darüber bilden will, ob dieses jetzige Steuersystem der Forderung einer richtigen Vertheilung der staatlichen Steuerlast gerecht werde und ob eine Einkommensteuer etwa als alleinige Staatssteuer diesem Ziele näher kommen könne, wie die Verfasser der Schrift: „Unser jetziges directes Steuersystem“, meinen, so stehen der Gewinnung eines solchen Urtheils aus dieser Schrift vornehmlich zwei Umstände hindernd im Wege.

Einmal, daß in dieser Schrift dem angeblich überlasteten Grundbesitzer, insbesondere dem Landwirthe, allein nur der Rentner mit sehr großem Vermögen und der Beamte mit hohem Gehalte gegenüber gestellt werden. Nun wird gewiß Niemand Einspruch dagegen erheben, daß solche Rentner und Beamte stärker als bisher zur Staatssteuer herangezogen werden, — wenngleich der Beamte ja lediglich in der Steuer an den Staat zurückzahlt, was er zur Bestreitung auch eben dieser Steuerausgabe im Gehalte vom Staate bekommt. Aber Rentner mit sehr großem Vermögen sind sehr spärlich im Lande gesäet, noch spärlicher Beamte mit hohen Gehältern. Wenn man diese Rentner und Beamten auch bis zur äußersten Grenze zur Besteuerung heranzieht, werden dadurch die Steuern der Grundbesitzer schwerlich auch nur um ein Procent verringert werden können. Ob eine andere, als die gegenwärtige Steuervertheilung, gerechtfertigt und zu ermöglichen sei, darüber kann man nur dadurch Klarheit erreichen, wenn der Vergleich zwischen den größeren Berufsclassen der Bevölkerung gezogen wird.

Ziehen wir nun eine solche Vergleichung z. B. zwischen den großen Berufsclassen der Landwirthe und der Gewerbetreibenden, so ergiebt sich folgendes Bild.

Nach der in Heft 6 der „Beiträge zur Statistik des Herzogthums Braunschweig“ vom statistischen Büreau des Herzogl. Staatsministeriums im Jahre 1886 aufgestellten Berufsstatistik wurden im Herzogthume gezählt 53 611 landwirthschaftliche, 28 227 gewerbliche Betriebe (einschließlich der als Nebenbetriebe betriebenen Gewerbe).

Nach der von Finanzrath Dr. Zimmermann in Heft XI der „Beiträge zur Statistik“ gegebenen Nachweisung über die Ergebnisse der Ermittlung über die von den Bewohnern des Herzogthums in den Jahren 1887, 1888 und 1889 aufgebrachten directen Steuern sind im Durchschnitte der Jahre 1888/89 aufgebracht an staatlichen Grundsteuern jährlich

a) von den Landgemeinden und Gemarkungen 831 394 Mk.

b) von den Städten . . . . . . 441,289 Mk.

Man darf wohl jene 831 394 Mk. staatlicher Grundsteuern als von den landwirthschaftlichen Betrieben aufgebracht in Ansatz bringen. Denn wenn auch in den Städten, namentlich den kleinern, landwirthschaftliche Betriebe vorhanden sind, die zur Grundsteuer mit beitragen, so sind andererseits in den Grundsteuern der Landgemeinden auch solche von Gewerbetreibenden mit enthalten, sodaß diese Ungenauigkeiten sich ungefähr gegenseitig ausgleichen werden.

An staatlichen Gewerbesteuern andererseits sind aufgebracht . . . . 302 251 Mk.

Dieser Gewerbesteuer ist, um die steuerliche Belastung der Gewerbetreibenden gegenüber der Landwirthschaft festzustellen, ferner hinzuzusetzen der Antheil jenes Standes an der staatlichen Grundsteuer. Es wird gering gerechnet sein, wenn man annimmt, daß etwa die Hälfte der Staatsgrundsteuer in den Städten von Gewerbetreibenden aufgebracht wird, so daß fernere 220 644 Mk. zu jener Gewerbesteuer als Steuerbelastung des Gewerbestandes hinzutreten.

Es ergiebt sich also eine Belastung der landwirthschaftlichen Betriebe mit 831 394 Mk., der gewerblichen Betriebe mit 522 895 Mk. Staatssteuern, abgesehen von der für beide Stände gleichen Personalsteuer. Es entspricht diese Belastung ungefähr jenem Verhältnisse der gezählten 53 611 landwirthschaftlichen zu 28 227 gewerblichen Betrieben. Eine wesentliche Verschiebung dieser steuerlichen Belastung würde eine streng gerechte Neuregelung der Steuerlast also schwerlich zur Folge haben können, am wenigsten zu Gunsten der landwirthschaftlichen Betriebe. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Friedrich Koldewey, Geschichte der classischen Philologie auf der Universität Helmstedt. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1895. X u. 226 S. 8⁰. 6 Mk.

Für die Geschichte der ehrwürdigen alma mater Julia in Helmstedt bildet diese Schrift einen äußerst werthvollen Beitrag, der nicht nur der Kunde unserer heimischen Vergangenheit, sondern bei der Bedeutung jener Anstalt der Kenntniß unserer gesammten deutschen Geistes- und Kulturentwickelung zu Gute kommen wird. Mit großem Fleiße hat der um die Geschichte des Braunschweigischen Schul- und Unterrichtswesens hochverdiente Verfasser von den verschiedensten Seiten die Bausteine zu seinem Werke herbeigetragen und mit großem Geschicke hat er es verstanden, trotz der Verschiedenartigkeit und Lückenhaftigkeit des Materials, das zu erlangen war, aus ihm ein Ganzes zusammen zu fügen, dem man die Mühseligkeit der Arbeit kaum anmerkt Stets sind die Einzelheiten der Helmstedter Verhältnisse mit dem großen Gange der Entwicklung der deutschen Universitäten in Verbindung gebracht, Besonderheiten werden hervorgehoben, allgemein Gültiges, z. Th. auf Grund unbenutzten Stoffes, so anschaulich geschildert, daß die Darstellung auch für manche andere Hochschule als typisch gelten kann. Das eigentlich gelehrte Rüstzeug ist in die Anmerkungen verwiesen, der Text selbst so glatt und gefällig, daß auch Nichtfachleute ihn mit Vergnügen lesen werden.

Der erste Theil des Buches behandelt die Ordnung des philologischen Studiums auf der Universität Helmstedt. Maßgebend waren hierfür bis zur Aufhebung der Anstalt ihre Statuten, die eingehend charakterisirt und aus denen die bezeichnenden Stellen im Anhange im Wortlaute mitgetheilt werden. Hauptzweck der Univer-

sität war die Erhaltung und Verbreitung der reinen unverfälschten Religion; der Philologie war die Rolle einer Dienerin der Kirche und ihrer Wissenschaft, der Theologie, daneben auch der Jurisprudenz und der Medicin zugewiesen; die philosophische Fakultät war die Vorstufe der übrigen, das Ziel der philosophischen Studien sapiens et eloquens pietas. Damit war den Professoren der philosophischen Disciplinen — es waren ursprünglich der grammaticus, der graecus, der rhetor, der historicus und der poeta — eine bestimmte Marschroute vorgezeichnet. Da die Philologie nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck war, so war das Bestreben fast aller ihrer Lehrer natürlich vor Allem darauf gerichtet, von diesen niederen Lehrfächern zu den höheren, insbesondere in der theologischen Fakultät, aufzusteigen. Diese Bestimmungen sind formell niemals beseitigt, wenn auch allmählich durch den Lauf der Entwickelung thatsächlich mehr oder weniger außer Kraft gesetzt worden.

In dem zweiten Theile schildert dann der Verf. die Lehrer der Philologie in Helmstedt nach ihrem Lebenslaufe und vorzüglich nach ihrer Wirksamkeit in der Wissenschaft und auf dem Katheder. Gerade diese Lehrthätigkeit genauer darzustellen, hat der Verf. sich vor Allem angelegen sein lassen, und liegt hierin ein Hauptverdienst des Buches, das in dieser Beziehung gewiß besonders anregend wirken wird. Der ganze Zeitraum wird in drei Perioden getheilt, die von 1576—1634, von 1634—1745 und von 1745—1810 gerechnet werden. In dem ersten Abschnitte wird uns vor Allem Joh Caselius († 1613) vorgeführt, der Hauptvertreter des Humanismus in Helmstedt, der dieser Richtung auf lange Zeit zum Siege verhalf, und dessen Bild daher mit Recht dem Buche vorgesetzt ist; im zweiten Christoph Schrader († 1680), ein begeisterter Schüler Georg Calixts, der in gleichem Sinne wirkte. Dann kam allmählich ein Verfall der philologischen Disciplinen, dem erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein erfreulicher Fortschritt folgte, ohne daß jedoch unter der Ungunst zumal der äußeren Verhältnisse die guten Ansätze zu voller Entwickelung gekommen wären. Bemerkenswerth ist aus der letzten Periode das „philologisch-pädagogische Institut", 1779 begründet, eine in ihrer Art damals ganz eigenthümliche Schöpfung, die hier eingehende Würdigung erfährt. Herangezogen werden zu der Beurtheilung der wissenschaftlichen Leistungen und Erfolge der Hochschule auch ihre inneren Zustände und äußeren Verhältnisse, die oft hemmend und lähmend wirkten. In einem Rückblicke (S. 183—93) faßt der Verf. die Ergebnisse seiner Arbeit klar und übersichtlich zusammen. Die Benutzung des Buches, dessen äußere Ausstattung nur zu loben ist, erleichtert ein sorgsam angefertigtes Register.

Dem Werthe des inhaltreichen Buches thun Ausstellungen in Einzelheiten keinen Eintrag, und so mögen im Interesse der Sache deren einige hier folgen. Wenn Caselius' Geburtsname Kessel auch Chessel geschrieben wurde, so hat das gewiß nicht im Göttinger Dialecte seinen Grund, sondern in sprachlichen bezw. graphischen Neigungen der Zeit, die Schreibungen wie Churfürst neben Kurfürst, Chammergericht neben Kammergericht u. a. veranlaßten. Die Anmerkung 4 auf S. 39 f. wird dadurch gegenstandslos. — Herzog August hat vor 1634 nicht einmal „die bescheidene Herrschaft Dannenberg", sondern nur das Amt Hitzacker besessen, während er alle anderen Dannenbergschen Aemter in dem Vertrage vom 27. April 1604 seinem älteren Bruder Julius Ernst überließ (S. 68). — Gegenüber der Ansicht (S. 145), daß bei der Entscheidung über die Auflösung der Universität Helmstedt politische Rücksichten den Ausschlag gegeben hätten, hegt Referent gelinden Zweifel. In dem reichen Briefwechsel J. v. Müllers, den er gerade für diese Frage in Schaffhausen kürzlich durchsah, hat er wenigstens gar keinen Hinweis darauf gefunden. Wenn auch Müller bereits am 29. Mai 1809 starb, ehe das letzte Wort über Helmstedt gesprochen, so war doch der Untergang der Hochschule schon damals so gut wie besiegelt. Mögen in den Acten der Westphälischen Regierung auch die politischen Umtriebe zur Begründung jener Maßregel angeführt sein: den Hauptgrund dafür werden nicht sie, sondern die finanziellen Verhältnisse des westphälischen Königreichs gebildet haben. Daß diese sich so überaus schlecht gestalteten, daran war vor Allem die drückende Last schuld, die der Kaiser Napoleon seiner Schöpfung auferlegte. Es ist daher auch wohl schwerlich richtig geurtheilt, wenn der Verf. den „Männern im Rathe des neuen Herrschers zu Kassel" neben dem Gelde auch das Herz und das Verständniß für die Julia Carolina ganz abspricht. Wie unablässig und ehrlich hat sich nicht ein Joh. v. Müller abgemüht, das drohende Unheil von ihr abzuwenden! — S. 52 Anm. 2 ist von einer „Ehrenrettung" die Rede, „die vor einigen Jahren in einer Geschichte der braunschw Landeskirche zu Gunsten Satlers versucht wurde". Weshalb sagt der Verfasser nicht: in Beste's braunschw. Kirchengeschichte? das wäre doch viel verständlicher gewesen. Auch vermissen wir das verdienstliche Buch in dem „Verzeichnisse der gedruckten Quellen" (S. 209—16), in dem doch weit unwichtigere Werke sorgsam verzeichnet stehen. P. Z.

Evang. Gemeindeblatt. No. 43—52. Italien. (43) Ortschroniken; (44) 2 Jahresversammlung des freien kirchlichen Wahlvereins; (45—47) Stimmungsbilder von der 48. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Hannover.

Monatsschrift für Handel und Industrie. October. 25. Plenarversammlung der Handelskammer; Br. Industrie-Sammlung — November. Probenahme von Melasse durch vereidete Probezieher. — December. 26. Plenarversammlung der Handelskammer; Lehrplan für die zu errichtende kaufmännische Fortbildungsschule.

Br. landwirthschaftl. Zeitung. No 43—44. Ruhland, Ursachen der niedrigen Getreidepreise; Kubel, Verbesserung d. Melasse als Viehfutter, gebrannte Steine als Ammoniaksammler — 45. Tancré, Einfluß d. Humus auf die Fruchtbarkeit des Bodens. — 46. Rost, Behandlung der Ferkel und Läuferschweine. — 47. Heitzmann, Aufzucht des Kalbes. — 48—49. Maercker, Ist es gerathen, die Verwendung künstl. Düngemittel einzuschränken? — 50—51. Herbstversamml. d. Centralausschusses des landwirthschaftl. Central-Vereins. — 52. C. Kunike, die Wetterkarte in ihrer Bedeutung für die Landwirthschaft.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 16. Februar. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Unser jetziges directes Steuersystem.

(Schluß.)

Es kann ferner in den Darlegungen der Lambrecht-Kleye'schen Schrift nur verwirrend wirken, wenn bei der Berechnung der Belastung des landwirthschaftlichen Grundbesitzes durch unser Staatssteuersystem nicht allein die Kreis-, Communal- und Kirchensteuern mit in Ansatz gebracht sind, sondern sogar sämmtliche Versicherungskosten.

Die Verfasser stellen folgende Berechnung für einen Ackerhof von 200 Morgen Areal in bester Gegend unseres Landes auf:

Grundsteuer	332	Mk.	64	Pf.
Personalsteuer	24	„	—	„
Communal- und Kirchensteuer	201	„	58	„
Wegebausteuer	199	„	54	„
Kranken-, Alters- u. Invaliditätsversicherung	155	„	96	„
Unfallversicherung	38	„	05	„
Brandcassenbeitrag	35	„	42	„
Inventarversicherung	94	„	—	„
Hagelversicherung	182	„	—	„
Summa	1263	Mk.	19	Pf.

Diese sämmtlichen Versicherungsbeiträge, zusammen 505 Mk. 43 Pf., zählen ja doch zu den Betriebskosten und haben mit der steuerlichen Belastung so wenig zu thun, wie etwa die 3½ % Beiträge vom Gehalte, welche die Staatsbeamten zur Wittwen- und Waisencasse jährlich zu leisten haben.

Ebensowenig können hier, wo die Verfasser gegen unser heutiges Staatssteuersystem ankämpfen wollen, die Communal-, Kirchen und Wegebausteuern, in dem gewählten Beispiele zusammen 401 Mk. 12 Pf., herangezogen werden, — ganz abgesehen davon, daß diese Steuern in den einzelnen Gemeinden des Landes ganz außerordentlich verschieden sind.

Nach Absatz dieser Summen bleiben als staatliche Steuerbelastung (Grund- und Personalsteuer) 356 Mk. 64 Pf., — für einen Ackerhof von 200 Morgen in bester Gegend doch keine übermäßige Belastung.

Es mag hierbei bemerkt werden, daß der ländliche Grundbesitz durch die jetzige Grundsteuer nicht höher belastet ist, als er früher mit Grundabgaben, Contribution u. s. w. belastet war. Nach dem Etat zum Landtagsabschiede von 1855 betrugen die Grundabgaben 331 500 Thlr., von 1861 die neu eingeführte Grundsteuer 350000 Thlr. Der Mehrbetrag der ca. 18000 Thlr. resultirt zum großen Theil aus der neu hinzugekommenen Grundsteuer der Stadt Wolfenbüttel, wo bis dahin der Staat anstatt der Grundabgaben die Accise erhob.

Es fehlt dabei in jener Schrift nicht an mehr nebensächlichen, nicht ganz objectiv gehaltenen Bemerkungen. So, wenn gesagt wird, es scheine beinahe, daß bei der Ausführung unseres Personalsteuergesetzes Herzogl. Steuercollegium noch eine gewisse Milde gegen reiche Leute walten lasse und als Beispiel ein Steuerzahler angeführt wird, der ein jährliches Einkommen aus Renten, Actien, Dividenden und Landwirthschaft von 100,000 Mk. gehabt habe, und nicht in die erste Classe mit 120 Mk. Personalsteuer, sondern in die zweite mit 90 Mk. gesetzt sei. „Einem Steuerzahler von jährlich 100 000 Mk. Einkommen noch 30 Mk. Steuern zu erlassen, ist doch gewiß nicht recht begreiflich!"

Dabei wird indessen unerwähnt gelassen, daß die Veranlagung zur Personalsteuer nach den Berufsclassen gesetzlich zu geschehen hat, Oeconomie-Pächter aber, zu denen jener Landwirthschaft treibende Steuerzahler offenbar gehört, nach dem Gesetze überhaupt nicht zur ersten Personalsteuer-Classe, sondern höchstens zur zweiten Classe mit 90 Mk. veranlagt werden können. Von einer „Milde" der Steuerbehörde gegen reiche Leute bei der Veranlagung zur Steuer und einem „Erlasse" von 30 Mk. Steuern kann also dabei keine Rede sein.

Zu einer völlig objectiven und vorurtheilsfreien Beurtheilung unserer jetzigen staatlichen Steuerverhältnisse wird man also mit Hülfe der Lambrecht-Kleye'sche Schrift allein wohl kaum gelangen können.

Auch die Vorschläge der Verfasser für die neue Organisation dieser Steuerverhältnisse lassen sich schwerlich rechtfertigen.

Diese Vorschläge gehen in erster Linie dahin, daß die Grund- und Gewerbesteuer, ebenso wie die Personalsteuer ganz aufgehoben und eine einheitliche Einkommensteuer mit progressivem Steuerfuße an deren Stelle treten solle, in zweiter Linie, daß die Grund- und Gewerbesteuer neben der Staats-Einkommensteuer ferner bestehen bleibe, deren Zahlung aber auf diese angerechnet werde. Es

würde danach ein Steuerzahler, der zu einer Grundsteuer von 400 Mk. und einer Einkommensteuer von 600 Mk. veranlagt wäre, nach Zahlung der erstern nur noch 200 Mk. Einkommensteuer zu leisten haben.

Es ist dieser letztere Modus ja offenbar nur eine andere Form der Aufhebung oder des Erlasses der Grund- und Gewerbesteuer. Nur daß diese von den Verfassern vorgeschlagene Form in der Wirkung noch über eine einfache Aufhebung hinausgeht und den Grundbesitzern und Gewerbetreibenden diese bisherigen Steuern sogar als steuerfreies Einkommen überweist. Denn wenn die Grund und Gewerbesteuer formell und rechnungsmäßig fortbesteht, dann ist ihr Betrag bei der Berechnung und Veranlagung zur Einkommensteuer von diesem Einkommen abzusetzen (Städteordnung § 167 No. 4, Landgemeindeordnung § 115 No. 4), der entsprechende Theil des Einkommens wird nicht mit zur Einkommensteuer gezogen und verbleibt also bei der Rückvergütung auf die Staatseinkommensteuer dem Steuerzahler als steuerfreies Einkommen.

Nur in dem von den Verfassern erwähnten Falle würde die Grund und Gewerbesteuer noch als wirkliche Steuer praktische Bedeutung behalten, wenn nämlich das Einkommen eines Grundbesitzers oder Gewerbetreibenden so gering ist, daß seine Grund- oder Gewerbesteuer die Einkommensteuer übersteigt. Alsdann würde der höhere Betrag jener ersteren Steuer noch zu zahlen sein, dem Resultate nach umgekehrt die niedrigere Einkommensteuer auf die höhere Grund- oder Gewerbesteuer in Absatz gebracht werden. Gerade für diesen Fall aber, für wirthschaftlich schwache Steuerzahler, die für diese alsdann schwerere Grund- und Gewerbesteuer als wirkliche, nicht blos rechnungsmäßige Steuer wieder beizubehalten, entspricht denn doch wenig dem von den Verfassern vertretenen Ideale gerechter Steuervertheilung.

Die Verfasser berufen sich nun vornehmlich auf die Neuorganisation des Steuerwesens in unserm Nachbarstaate Preußen, wo allerdings die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer als Staatssteuer aufgehoben und den Communalverbänden überwiesen ist. Gewiß darf bei der Erwägung einer Neuordnung unseres braunschweigischen Steuerwesens die Steuerpolitik unseres großen Nachbarstaates nicht außer Betracht bleiben. Aber nicht in dem Sinne, daß diese nun auch ohne Weiteres als die allein richtige auch für uns angesehen und übernommen werde. Und vor Allem darf nicht eine einzelne Maßregel aus diesem neuen preußischen Steuersysteme, wie die Aufhebung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer als Staatssteuer, zusammenhanglos herausgegriffen und zur Nachahmung empfohlen werden. Es kann vielmehr diese Maßregel nur im Zusammenhange mit der gesammten neuen Steuerorganisation in Preußen richtig beurtheilt und gewürdigt werden.

Diese Neuorganisation ist, in kurzen Zügen geschildert, folgendermaßen durchgeführt.

Durch das Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 wurde zunächst an Stelle der Classen- und classificirten Einkommensteuer eine allgemeine einheitliche Staats-Einkommensteuer auf Grund der Selbstdeclaration eingeführt und zugleich in diesem Gesetze die Aufhebung der Grund- und Gebäudesteuer als Staatssteuer und deren Ueberweisung an die Communalverbände in Aussicht genommen. Es wurde in dieser Hinsicht bestimmt, daß, wenn die Einnahme an Einkommsteuer für das Jahr 1892/93 den Betrag von 80 Millionen Mark und für die folgenden Jahre einen um je 4% erhöhten Betrag erreichen würde, die diese Summe übersteigenden Ueberschüsse zu jenem Zwecke verwendet werden sollten.

Die Einkommensteuerveranlagung für 1892/93 ergab ein gesammtes Veranlagungssoll von 124 842 848 Mk.

Es wurde nunmehr zur Aufhebung der Grund- und Gebäudesteuer, weiter gehend jetzt aber auch der übrigen Staats-Realsteuern, nämlich der Gewerbe- und Betriebssteuer und der Bergwerksabgaben, geschritten, es wurden diese sämmtlichen bisherigen Staats-Realsteuern den Communalverbänden überwiesen und zwar die Betriebssteuer den Kreis-Communalverbänden, die sämmtlichen übrigen — die Bergwerkssteuer jetzt als Gewerbesteuer — den Gemeinden (Gesetz vom 14. Juli 1893 wegen Aufhebung directer Staatssteuern).

Gleichzeitig durch das Ergänzungssteuergesetz vom 14. Juli 1893 wurde zur Ausgleichung des durch die Staatseinkommensteuer nicht völlig gedeckten Ausfalls der bisherigen staatlichen Realsteuern die Ergänzungssteuer (Vermögenssteuer) vom fundirten Vermögen — Grundstücken, gewerblichem Anlage- und Betriebscapitale, sowie sonstigem Capitalvermögen — neu eingeführt.

Endlich und ebenfalls gleichzeitig regelte das Communalabgabengesetz vom 14. Juli 1893 die Besteuerung in den Gemeinden.

Hiernach bestehen in Preußen als directe Staatssteuern nur noch:

1) die Einkommensteuer,
2) die Ergänzungs- (Vermögens-) Steuer,

als directe Gemeindesteuern:

1) die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer als Realsteuern,
2) die Einkommensteuer.

Letztere kann zum Theil durch Aufwandssteuern ersetzt, Mieth- und Wohnungssteuern dürfen nicht neu eingeführt werden.

Prüfen wir nun diese neuen Steuergesetze zunächst in der Richtung auf die in der Lambrecht-Kleye'schen Schrift geforderte steuerliche Entlastung des Grundbesitzes, so ergiebt sich aus den näheren Bestimmungen dieser Gesetze und ihren Motiven, daß eine solche Entlastung von ihnen nicht im Entferntesten bezweckt, noch herbeigeführt wird, — bei uns durch ihre Uebernahme nicht herbeigeführt werden würde. Die Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden hat vielmehr nur den klar ausgesprochenen und energisch durchgeführten Zweck, die Gemeindehaushalte zu gänzlicher oder doch mindestens stark überwiegender Umlegung der Communallasten vom Einkommen auf Grundbesitz und Gewerbe zu veranlassen, und zwar, damit das Einkommen im weitestgehenden Maaße für die staatliche Einkommensteuer frei gemacht werde.

Mit andern Worten, es soll die Einkommensteuer, die bisher von den Gemeinden in starkem Maße zu ihren Zwecken mit benutzt wurde, als die ergiebigste und ent-

wickelungsfähigste Steuerquelle dem Staate möglichst allein vorbehalten bleiben. Die Gemeindelasten sind zu diesem Zwecke vorwiegend und in ungleich stärkerem Verhältnisse, als bisher, vom Grundbesitze und Gewerbe zu tragen. Die Entlastung der letzteren dem Staate gegenüber wird durch ihre Mehrbelastung gegenüber der Gemeinde mindestens ausgeglichen.

So heißt es in der Denkschrift zum Communalsteuergesetze: „Zugleich wurde aber durch die Neugestaltung der Einkommensteuer und deren Ausbildung zu der fundamentalen directen Staatssteuer eine Umgestaltung des bisherigen Communalsteuerwesens in der Richtung bedingt, daß es nicht mehr zulässig erschien, die communalen Haushalte in dem bisherigen Umfange auf Zuschläge zur Einkommensteuer aufzubauen, da dieselben die dringende Gefahr einer Untergrabung der Einkommensteuer durch Anreiz zu falschen Declarationen begründen".

Diese überwiegende Heranziehung von Grundbesitz und Gewerbe wird durch folgende Bestimmungen des Communalsteuergesetzes durchgeführt:

1) Zur Deckung der Kosten für Herstellung und Unterhaltung von Veranstaltungen, welche durch das öffentliche Interesse erfordert werden, können von denjenigen Grundbesitzern und Gewerbetreibenden, denen hierdurch besondere wirthschaftliche Vortheile erwachsen, Beiträge erhoben werden, — solche Beiträge müssen von ihnen erhoben werden, wenn andernfalls die Kosten durch Steuern aufzubringen sein würden (§ 9).

2) Die Realsteuern sind mindestens zu dem gleichen (höchstens zu einem um die Hälfte höheren) Procentsatze zu den Communalsteuern heranzuziehen, als Zuschläge zur Staatseinkommensteuer erhoben werden, — so lange die Realsteuern nicht 100 Procent übersteigen, ist die Freilassung der Einkommensteuer oder eine Heranziehung derselben mit einem geringern, als dem vorhin bezeichneten Procentsatze zulässig. Uebersteigen die Realsteuern 100 Procent, so bedarf es zu dieser Freilassung oder geringern Heranziehung der Genehmigung der Aufsichtsbehörde (§§. 54, 55).

Und daß diese auf möglichste Befreiung des Einkommens von der Communalbesteuerung hinzielenden Bestimmungen nicht blos auf dem Papiere bleiben, sondern im staatlichen Oberaufsichtswege energisch durchgeführt werden, davon zeugt ein neuerlicher Erlaß der Minister der Finanzen und des Innern vom 7. December 1895. Es wird in diesem Erlasse gesagt, daß „in zahlreichen Gemeinden das Communalabgabengesetz noch nicht in einer seinen Absichten und Zielen entsprechenden Weise zur Durchführung gelangt sei, und daß eines der hauptsächlichsten Ziele der Steuerreform und insbesondere der Aufhebung der staatlichen Realsteuern sei, vermöge einer entsprechend schärferen Heranziehung der Realsteuern zu den Communallasten die thunlichste Herabminderung der Gemeindezuschläge zur Einkommensteuer bis zu einer diese Staatssteuer nicht mehr gefährdenden Höhe herbeizuführen und den Haushalt der Gemeinden mehr als bisher auf die Besteuerung der Realitäten zu begründen". Es folgen dann Anweisungen zur Handhabung des Communalsteuergesetzes in dieser Richtung, wobei auch unter Anderem noch besonders hervorgehoben wird, daß auch der ausschließlichen Heranziehung der Realsteuern, selbst wenn diese 100 Procent des staatlich veranlagten Steuerbetrages übersteigen, nichts im Wege stehe, nur daß hierzu die Genehmigung der Aufsichtsbehörde einzuholen sei.

Soll nun aber die in der Lambrecht-Kleye'schen Schrift so warm mit Hinweis auf Preußen empfohlene Aufhebung der staatlichen Grundsteuer auch bei uns erfolgen, so kann dies selbstverständlich und folgerichtig auch nur mit den Consequenzen des preußischen Musters geschehen, daß diese Steuer den Gemeinden überwiesen und hier so stark zu Gemeindezwecken herangezogen wird, daß andererseits eine weitest gehende steuerliche Entlastung des Einkommens zu Gunsten der neueinzuführenden Staatseinkommensteuer, wie in Preußen, durchführbar wird. Ob diese Kehrseite dem Grundbesitzerstande ansprechend erscheinen wird, mag dahingestellt sein.

Einen zweifellosen Vortheil von dieser Verschiebung der Steuerlast werden in Preußen nur die aus dem Gemeindeverbande ausgeschiedenen selbständigen Gutsbezirke haben, — ein Verhältniß, das bei uns nicht mitspricht, — sodann die Grundbesitzer und Gewerbetreibenden in reichen Gemeinden mit geringen Gemeindelasten, die als verhältnißmäßig seltene Ausnahmen weniger in Betracht kommen. Für die Grundbesitzer und Gewerbetreibenden der übrigen Gemeinden wird die staatliche Entlastung durch die communale Mehrbelastung voraussichtlich mindestens ausgeglichen werden.

Ein nicht zu unterschätzender Mißstand aber muß von den Grundbesitzern und Gewerbetreibenden mit in den Kauf genommen werden, die bei der Communalbesteuerung unvermeidliche große Ungleichheit der Belastung dieser Stände im Vergleiche der verschiedenen Gemeinden untereinander, eine Ungleichheit, die auf die Concurrenzfähigkeit der mehrbelasteten Betriebe nicht ohne Einfluß sein kann. Es ist diese Ungleichheit in gewissem Maße ja auch schon bei unserem heutigen Gemeindesteuersystem vorhanden. Sie muß sich aber sehr erheblich noch verschärfen, wenn die Gemeindelasten ganz oder fast ganz von jenen beiden Ständen getragen werden müssen, während jetzt die Ungleichheit durch Mitvertheilung jener Lasten auch auf den weiteren Kreis der nur einkommensteuerpflichtigen Gemeindegenossen doch mehr gemildert wird. Die durch das ganze Land gleichmäßige staatliche Grund- und Gewerbesteuer führt nicht zu solchem Mißstande.

Wenn man von diesen besonderen Wirkungen der preußischen Steuerorganisation für diese beiden Stände der Grundbesitzer und Gewerbetreibenden absieht und vom Standpunkte der staatlichen Gesammtheit ein Urtheil sich bilden will, so liegt der Vortheil des neuen preußischen Steuersystems, der Einkommens- und der Vermögenssteuer als der alleinigen staatlichen Steuerquellen, darin, daß diese Quellen eine, in normalen Zeiten wenigstens, mit dem steigenden Volkswohlstande stetig wachsende Ergiebigkeit aus sich selbst heraus erzeugen und den Staat dadurch der Nothwendigkeit entheben, bei steigenden staatlichen Bedürfnissen nach neuen Steuerquellen zu suchen, während die Realsteuern, namentlich die Grundsteuer, ihrer Natur nach weniger

beweglich sind und den steigenden Werthen, wie den staatlichen Bedürfnissen nicht so rasch folgen.

Die Schwäche anderseits jenes allein auf Einkommen und Vermögen der Person gestellten Steuersystems ist es, daß in unruhigen Zeiten die Einnahmen aus diesen Steuerquellen nicht allein unverhältnißmäßig starke Rückschläge erleiden können, sondern auch ihre Einbringbarkeit unsicher und schwierig wird, — was beides bei den Realsteuern weit weniger der Fall ist.

Es dürfte für den Staat auch hier der Mittelweg zwischen den beiden Extremen einerseits eines ausschließlichen Realsteuer-, anderseits eines absoluten Einkommens- und Vermögenssteuer-Systems der beste sein, indem neben der neu einzuführenden persönlichen Einkommensteuer die Realsteuern, Grund- und Gewerbesteuer, in ermäßigter Höhe beibehalten werden.

Von einer Doppelbesteuerung kann dabei keine Rede sein, es ist dies nur die durchaus gerechtfertigte, in Preußen durch die Ergänzungssteuer bewirkte, stärkere Heranziehung des fundirten Einkommens. Das fundirte Einkommen versiegt auch dann nicht, wenn der Steuerzahler seine persönliche Arbeitskraft einbüßt, es enthebt ihn mehr oder weniger der Nothwendigkeit, durch rechtzeitige Rücklagen vom Einkommen seine und der Seinigen Zukunft zu sichern, — es befindet sich also der Steuerzahler mit fundirtem Einkommen in wirthschaftlich günstigerer Lage, als der nur auf seine Arbeitskraft angewiesene.

Dem trägt eine, neben der Staats-Einkommensteuer beibehaltene staatliche Grund- und Gewerbesteuer, — welcher noch die Vermögenssteuer von den nicht in Grundbesitz oder Gewerbebetriebe angelegten Capitalien, wie in Preußen, hinzuzufügen wäre, — Rechnung. Denn auch jene beiden Realsteuern, die auch in dieser ihrer Eigenschaft beizubehalten im Interesse der finanziellen Sicherheit des Staates sich empfiehlt, repräsentiren der Sache nach doch fast regelmäßig mit verschwindenden Ausnahmen ebenfalls eine Steuer vom Vermögen, dem fundirten Einkommen. K. R.

Die Braunschweigische Volkstracht im Dorfe Eitzum.

Von Pastor Schattenberg.

Bei der Durchsicht der Kirchenbücher findet man unter den Aufzeichnungen im Trauungsregister aus dem 17. und 18. Jahrhundert meist den Vermerk, daß der N. mit der J. (Jungfrau) X., letztere „in Crantz und Binden" (oder Benden oder Bändern) an dem und dem Tage copulirt worden sei. Die Culturgeschichte und Trachtenkunde hat zwar längst „Crantz und Binden" trefflich geschildert und erklärt, aber die außerordentliche Verschiedenheit der Trachten in verschiedenen Gegenden, ja ihre eigenartige Verschiedenheit in räumlich nahen Bezirken und Orten, läßt es immer wieder lohnend erscheinen, die specielle Eigenart der Trachten und Gebräuche in einzelnen engumschriebenen Gebieten festzustellen. Das erscheint um so lohnender und nothwendiger, als die alten Trachten fast überall verschwunden sind und schon seit der Mitte unseres Jahrhunderts in den Schränken und Truhen der Nachkommen ruhen, die selbst die Gewänder nach Art der Eltern nicht mehr getragen haben, wohl aber die Ausstattung und Verwendung der alten Trachten noch gut im Gedächtnisse haben.

Jener Vermerk des Kirchenbuches „in Crantz und Binden", der gleichbedeutend ist mit dem heutigen Ausdruck „mit Kranz und Schleier" oder „mit kirchlichen Ehren" — obwohl diese Ausdrücke, wie alle ähnlichen Bemerkungen außer der bloßen Personalbezeichnung, jetzt nicht mehr in den Kirchenbüchern angewandt werden — führte mich dazu, in meinen Pfarrdörfern Eitzum und Küblingen nachzuforschen, wie es sich mit den Hochzeitscostümen im Besondern und dann mit der Tracht im Allgemeinen verhalten habe. Die Frucht dieser Untersuchungen liegt in folgenden Zeilen vor.

Bezüglich der Kirchenbuch-Aufzeichnungen des vorigen Jahrhunderts sei hier bemerkt, daß damals die Kirchenbücher sehr gewissenhaft waren, zu vermelden, ob die Braut eine relicta vidua (Wittwe) gewesen, oder ob sie nach „vorzeitig anticipirtem concubitu" ohne „Crantz und Binden" copulirt worden sei. Im letzteren Falle setzt das Kirchenbuch vielfach eine kurze Fürbitte für die Beleidigung Gottes und wegen des Vergehens gegen das sechste Gebot hinzu. Auch andere kritische Bemerkungen flicht das Kirchenbuch ein. So erzählt das Küblinger Verzeichniß, daß 1694 am 12. Juni sich J. (Jungfrau) Sidonie Regine Pültzin, „die sich vor und nach der seel. Frau von der Streithorst Tode für eine Schließerin gebrauchen lassen, in prächtigen Schmuck, Krantz und Binden, ihrem Stande nicht gemäß habe copuliren lassen". Und 1693 findet sich in demselben Kirchenbuche eine Aufzeichnung, die darauf schließen läßt, daß das adlige Gut Küblingen über den vorzeitigen Gatten einer Magd für die Uebertretung des sechsten Gebots eine Arreststrafe verhängt habe.

Durchweg waren die Festgewänder des weiblichen Geschlechtes, die sich durch Vererbung noch in mehreren Familien der Eitzumer und Küblinger Gegend erhalten haben (und von denen unter Andern auch Herr Gutsbesitzer Vasel in Beierstedt vortreffliche Exemplare in seiner werthvollen kulturgeschichtlichen Sammlung besitzt[1]),

---

[1]) Bemerkenswerthe Stücke dieser Art besitzt auch das Vaterländische Museum in Braunschweig (Hagenscharrn No. 6), dessen Vorstand sich die Sammlung der Volkstrachten unseres Herzogthums mit Eifer angelegen sein läßt. Da diese jetzt leider immer mehr verschwinden, so ist in kulturgeschichtlichem Interesse diesen Bestrebungen des Museums der beste Erfolg zu wünschen, damit so wenigstens einige Exemplare jener Trachten, womöglich aus den verschiedensten Gegenden unseres Landes, sicher und Jedermann sichtlich der Nachwelt überliefert werden. Vieles der Art, das jetzt Niemand zu Nutz, oft gar den Besitzern zur Last in Schränken und Truhen verborgen liegt, könnte im Vaterländischen Museum in glücklichster Weise eine Lücke ausfüllen und dem allgemeinen Besten dienen. Wir möchten daher bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, alle die, die hier helfen können, auf jene Anstalt aufmerksam zu machen, die ein nach Möglichkeit treues Bild der Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft festzuhalten sucht und der daher Trachten, Hausrath u. a. der Art aus früherer Zeit, geschenkt oder leihweise überlassen, stets sehr willkommen sind.

sehr farbenreich und mit Schmuck und Zierrath versehen. Der Ehrenschmuck der jungfräulichen Braut war, wie im Vorstehenden erwähnt, „Crantz und Binden“. Dieser Ehrenschmuck bestand in einem Krönchen und einem Bande, beides an der Bandmütze befestigt. Unter der letzteren ist ein aus schwarzer Seide gearbeitetes spitzes Mützchen zu verstehen, etwa 10 cm hoch, seine Oeffnung unten betrug etwa 7 bis 8 cm im Durchmesser. Oder das Mützchen war oben gerundet und dann etwas niedriger. Seitlich vorn gingen breite schwarze Seidenbänder von dem Mützchen herab, die die Wangen umrahmten und unter dem Kinn zusammengesteckt waren, während hinten mehrere lange, fast bis zur Erde hinabgehende schwere Seiden- oder Seidensammet-Bänder wallten. Die Bandmütze (Bendmitze), wurde Alltags und Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten als weibliche Kopfbedeckung getragen. Eigentlich kann man von einer Kopfbedeckung dabei gar nicht reden, denn das winzige Mützchen schützte den Vorderkopf gar nicht, den Mittelkopf wenig und nur der Hinterkopf war durch die Bänder einigermaßen gedeckt. Die Seidenbänder waren oft mit eingewebten Blumen gemustert. Befestigt wurde das Mützchen an dem auf der Höhe des Kopfes zu einem Zopfknoten [2]) zusammengedrängten Haar. Bei der Trauung wurde vorn an die Mütze [3]) das eben genannte kleine grüne Krönchen befestigt, ein kleines Drahtgestell mit grüner Seide umwickelt, aus deren Windungen winzig kleine bunte Seidenblümchen oder goldene Cantillenröllchen hervorschauten. In die Lichtung zwischen die vordersten Buckeln des Krönchens war ein, oft goldenes, Mantelschloß (Anhänger ꝛc.) eingeschoben, das meist einen ansehnlichen bunten Schmuckstein (Topas, Amethyst ꝛc.) trug. Diesen Schmuck im Krönchen schenkte der Bräutigam der Braut zur Hochzeit. Zu diesem Ehrentage wurde der Bänderschmuck an der Mütze vervollständigt, wenn man noch so sagen darf, durch ein 1½ m langes, prächtiges Sammetband („Binden“), dessen Stickerei und Ausstattung mit der nachstehend beschriebenen Schürze und dem Tuche zusammenpaßte. Dies lange kostbare Hochzeitsband entsprach dem heutigen Brautschleier und wurde in mehrfachen Schluppen aufgenommen und wieder angesteckt, da es sonst nachgeschleppt hätte. Aber es wurde nicht wie heute der Brautschleier vertanzt, sondern sorgsam und pietätvoll aufbewahrt und fortgeerbt. Dieses beschriebene Krönchen und Band („Crantz und Binden“) waren der Ehrenschmuck der jungfräulichen Braut.

Unserer heutigen Sitte entgegen wurde zum Ausdruck der öffentlichen Trauer ein langes breites rothes Band an die schwarze Mütze befestigt [4]).

2) Dieser wurde nach Angabe des Herrn A. Vasel „Kip“ genannt.

3) Hierzu bemerkt Herr A. Vasel: In Beierstedt und Umgegend wurde bei der Trauung keine schwarze Bändermütze getragen, sondern nur die kleine Krone allein, unter welcher ein reichgesticktes Band so befestigt war, daß dessen beide Enden über den Rücken hinabhingen. Es scheint mir fast unmöglich, daß in Eitzum neben der Krone auch die Bändermütze getragen sein könne.

4) Herr Vasel: Hier ist über das Tragen eines rothen Bandes bei Trauer nichts bekannt.

Um den Hals wurde ein sehr breites Seiden- oder gepreßtes Sammetband gelegt, das noch enger den Hals umschloß, als eine Soldatenbinde. Auf diesem Bande waren sogen. Bohnen, längliche silberne Zierrathe mit ziemlich kunstlos eingravirten Arabesken oder Blumen befestigt. Statt des Halsbandes wurde auch eine drei- bis fünfsträngige „Krahlen“-Kette getragen (Krahle = Coralle, hier soviel als Bernsteinperlen. Die Bezeichnung „Krahle“ ist auf alle Perlen übergegangen). Die oberste Kette umschlang den Hals ganz fest, die unteren erweiterten sich nach Art der modernen Colliers. Zuweilen bestand die Krahlen-Kette aus taubeneigroßen geschliffenen Bernsteinstücken, dann konnte selbstverständlich nur eine solche schwere Kette um den Hals getragen werden. Außer Bernsteinkrahlen, die natürlich einen bedeutenden Werth repräsentirten — es finden sich wahre Prachtstücke von durchsichtigem Bernstein in der angegebenen Größe dabei — wurden auch polirte Spatkugeln verwendet, die auf eine Schnur gereiht und oft durch kleine goldglänzende Zwischenglieder getrennt waren. Der Schluß der Ketten war hinten, und von diesem Schluß hingen wieder zwei lange breite schwarze Seiden- oder Sammetbänder hinab, die immer mit Litzenmustern und Frangen endeten.

Den Oberkörper bedeckte zunächst ein kurzes Jäckchen (Halshemd) aus feinem weißen Leinen oder Battist, das bis kurz unter die Brust reichte. Dieses Jäckchen vereinigte in sich einen breiten bis auf die Schultern reichenden Kragen [5]), der meist mit feiner Stickerei, kostbaren echten Spitzen oder — als Gebrauchstracht — mit Säumchen geziert war, ferner bauschige Aermel, die unter dem Kragen hervorgingen und ein weniges über den Ellbogen hinaus auf den Unterarm reichten, wo sie mit einem Bundschluß endigten. Von diesem Bundschluß hingen zwei weiße oder bunte gemusterte und gezackte Seidenbänder hinab, doch waren diese schmäler als die Mützenbänder, 2—3 Finger breit und nur etwa ½ m lang. Bei Hochzeiten und andern festlichen Gelegenheiten schlossen sich hieran lange Halbhandschuhe (d. h. ohne Fingerspitzen) von weiß- oder schwarzseidenem Filet, von denen gleichfalls schmale gemusterte Seidenbänder hinabflatterten. Im Winter wurden, wohl meist zum Kirchgange, Fausthandschuhe getragen, die den Pelz nach außen kehrten.

Ueber das Jäckchen zog man ein kurztailliges Leibchen („das Wams“) von Tuch oder Seide zur Hochzeit, von Wand (Wolle), Beiderwand (Baumwolle) für die Alltagstracht. Das Leibchen war ausgeschnitten und kurzärmelich und ließ den großen breiten Kragen und die Bauschärmel hervortreten.

Der Rock, von zwei Trägern gehalten, die unter Leibchen und Jäckchen über die Schulter gingen (dies war nothwendig, da kein Taillenschluß vorhanden war, vielmehr das Leibchen unterhalb des Busens den Körper umschloß) bestand aus schwarzem, rothem oder grünem Tuch und war in dichte Falten gelegt, so daß er ein

5) Dazu Herr A. Vasel: Bei den älteren Trachten sind die weißen Kragen mit den Unterhemden verbunden; später wurden letztere allein und die Kragen allein gearbeitet und gesondert angelegt.

bedeutendes Gewicht hatte. Die Röcke gingen bis zur halben Wade hinunter und waren am unteren Umfange zwei- bis dreimal mit Seiden- oder Wollband besetzt, die rothen mit grünem, die grünen Röcke mit schwarzem Bande. Ueber den Rock kam eine große, weite Schürze von der Länge des Rockes oder darüber hinaus, entweder weiß Mull, Battist, ganz feines Leinen mit Stickerei oder Spitzen geziert, bunte Brocatseide, schwarze Seide unten mit eingewebten oder angesetzten bunten Blumenkanten oder Schürzen aus schwarzem guten Sammet, geziert mit vortrefflichen Plattstichstickereien und vielfach über die ganze Schürze aufgenähten Goldflittern, Chenilleblumen und goldenen Cantillenputz. Ueber den Schürzenbund zog sich ein gesticktes oder gewirktes buntes Seidenband, das in einer großen vollen (mit mehreren Schluppen genähten) langen Schleife endete, die links hinabhing und mit Chenille- oder Silberspitzen verziert war. Ueber den Oberkörper, aber unter den Kragen wurde ein sogen. Busentuch (Bussendauk) gesteckt, das von Sammet oder Wolle oder kunterbunter Seide war. Die Enden des Tuches wurden unter den Bund der Schürze gesteckt. Weiße Zwickelstrümpfe aus Baumwolle oder Wolle, niedrige halbe Schuhe mit Schnallen vervollständigten den Anzug. — Eine bunte, bänderreiche, schwere und kostbare Tracht, die oft zu Luxus verführte!

Wenn auch die Hauptstücke der theueren Gewänder ein ganzes Frauenleben durchhalten mochten, so deutet doch der Vorrath an schweren Seidenbändern, Kragen und Spitzen, den man jetzt noch in den Familienschätzen angehäuft findet, darauf hin, daß der Besitz möglichst vieler kostbarer Stücke den Stolz der Frauen ausmachte, und daß die liebe weibliche Eitelkeit und das Herauskehren des Vermögensnachweises in der Kleidung keine geringe Rolle spielte. Und wenn auch manche von den Schmucksachen der Eltern und Vorfahren forterbten und an den Festgewändern der jungen Mädchen und Bräute wieder verwendet wurden, so hielt doch jede Familie darauf, daß eine vollständige Tracht mit allem Zubehör, wie vorstehend beschrieben, für die Braut beschafft wurde. Das war ein kostspieliger, aber wichtiger und unerläßlicher Theil der Ausstattung neben dem Leinwandschatz und dem nöthigen Hausrath; und es war natürlich der Stolz der begüterten Bauernfamilien gelegentlich der Hochzeit öffentlich und unwiderleglich zu zeigen, was die Mittel den Brauteltern erlaubten. Aber selbst die wenig Wohlhabenden hielten darauf, daß den Bräuten neben der nothwendigen Aussteuer die Tracht der Altvorderen in möglichst neuer und hübscher Ausstattung in den Ehestand mitgegeben wurde. Was die Reicheren an echten Gold- und Silberstickereien, schweren Sammet-, Seiden- und Moiréstoffen und echten Spitzen herauskehrten, ersetzten die Aermeren durch auffällige, grellfarbige, seidengestickte oder wenigstens schreiendbunte, gewebte Bänder und Stoffe.

Die Stoffe sind ausgezeichnet gewesen, denn die heute noch erhaltenen Bänder und Gewänder, besonders die seidenen, haben noch vollen Glanz und leuchtende Farbe und lassen wenig Abnutzung erkennen. Erwähnenswerth erscheint, daß neben der schwarzen Grundfarbe der Tücher und den sehr bunten Seidenstickereien, recht häufig auch violett und lila als Tuchfarbe in zahlreichen Nüancen und als Farbe der Aermelschleifen vorkommt. Die Kunst der Stickerei muß auf einer nicht geringen Stufe gestanden haben. Zu bemerken ist namentlich, daß die Blumen- und Arabeskenstickerei — offenbar nach alten Vorlagen — vielfach in den Bauerhäusern selbst ausgeführt worden ist. Man staunt über die Kunstfertigkeit, die sich da zeigt, nicht minder auch über die große Menge der aufgewandten bunten Seide, Chenille, Goldfäden u. s w. Tücher und Schürzen zeigen oft Namen-initialen und Jahreszahlen. Die Tücher waren als Dreizipfel gestickt: die eine Hälfte des viereckigen Tuches von einem Zipfel auslaufend bis zur Diagonale war weiß auf schwarzen Stoffen gestickt oder ohne Stickerei; diese Hälfte wurde nach außen umgeschlagen bei Trauer; die andere war bunt, meist zu den Schürzen passend mit Blumen, Blumentöpfen und Flitern bestickt, und wurde zu feierlichen, festlichen und freudigen Gelegenheiten herausgekehrt. Was da an kunstvollen Seiden- und Goldstickereien der Tücher und Schürzen zu sehen ist, gehört oft zu den hervorragenden Werken des Kunstgewerbes. Es sind in Eitzum noch Stücke vorhanden, deren goldene und silberne Cantillenstickerei auf schwerem schwarzen Sammet in stilgerechten Blumen- und Arabeskenmustern geradezu an Altarstickereien oder an die gold- und silberstrotzenden gestickten Meßgewänder der katholischen Kirche erinnern. Wenn vorhin gesagt ist, das Vieles in den Dörfern selbst gestickt wurde, so ist doch verbürgt, daß die Prachtstücke der Gold-, Silber- und Seidenstickerei in den Städten (in unserm Falle in Schöppenstedt) bestellt und gekauft worden sind. Die reichen und wohlhabenden Familien bevorzugten die auswärtige kunstvolle theure Gold- und Seidenstickerei, deren Farbenzusammenstellung oft einen geradezu vornehmen, stets einen gediegenen Eindruck machte. Die echten Spitzen, Sammet und Seide lieferten die städtischen Kaufleute, die bunten Bänder der „Bandmacher“, der auch mit Frangen, Chenille, Litzen u. dergl. ein schönes Geschäft gemacht haben muß.

Der Mangel einer Taille an dieser reichen Tracht ließ die weibliche Figur zwar etwas plump und der übermäßige Bänderschmuck überladen und ungefüge erscheinen, die Farbenzusammenstellungen waren vielfach sehr bunt und grell, aber der Gesammteindruck der eigenartigen Tracht und der auffallenden Zierrathe war schmucklich und bei den Mädchen und Frauen aus reicheren Familien geradezu imposant. Diese Tracht, die sich mit größeren oder geringeren Abänderungen in vielen Gegenden fand und die sowohl einige Anklänge an die noch bestehende Tracht der Spreewälderinnen als an die der schwäbischen Bäuerinnen zeigt, muß ihren Trägerinnen nicht wenig lästig gewesen sein, — lästig im wahren Sinne des Wortes, denn die außerordentlich wuchtigen Faltenröcke, die ungeheuerlichen Bänder und riesig weiten Schürzen, die großen massiven Schnallen gaben eine wirkliche Last ab, selbst bei den weniger luxuriösen Alltagsgewändern, die des schweren Goldschmuckes, aber nicht der Bandmütze und der zahlreichen langen Bänder entbehrten.

Die Männertracht war verhältnißmäßig einfach. Sie bestand aus Kniehosen (meist aus Leder) und Strümpfen, Schnallenschuhen, leinenen oder Tuchröcken mit kurzen Taillen und langen Schößen und blanken Knöpfen, oder ganz kurzen Jacken. Unter den Röcken wurden lange Schooßwesten mit großen Kugelknöpfen getragen, Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten meist seidene, geblümte Westen mit silbernen Kugelknöpfen. Die langen Leinenröcke waren roth gefüttert. An Sonn- und Festtagen wurden lange sogenannte Kirchenröcke aus schwarzem Tuch und dunkle Kniehosen aus Tuch getragen. Aermel- und Halsschluß des Hemdes bewirkten je zwei Metallköpfe (vielfach aus Silber), die durch ein kurzes Kettchen verbunden waren. Der Festtagshut war ein hoher schwarzer Haarhut mit beiter Krämpe, sonst wurden vielfach Zipfel-Mützen getragen. Von der Männertracht sind in Eitzum kaum mehr als ein paar silberne Westen- und Hemdenknöpfe mit Kettchen aufbewahrt worden.

Ich bedaure, daß ich von den kostbaren Gewändern, die mir in Eitzum bereitwilligst gezeigt sind, keine Abbildungen beifügen kann. Dieselben würden dem Culturfreund, Historiker, Künstler, überhaupt Jedem, der ein Herz hat für das Volksthum, ein freudiger Anblick sein.

Mit dem Verschwinden dieser Volkstracht liegt hinter uns ein schönes Stück aus vergangenen Zeiten.

Kurze Nachrichten.

Lessing und Wolfenbüttel. Lessing hat die Wolfenbüttler Bibliothek zuerst besucht im Jahre 1756 auf seiner Reise mit dem Leipziger Winkler, die ihn (nach einem ungedruckten Gleimbriefe) am 16. Mai Morgens von Halberstadt nach Braunschweig führte. Daß der unstete Reisende schon damals die außerordentlichen Reize dieser Bücherschätze empfand, deren Verwaltung er vierzehn Jahre später übernehmen sollte, betont E. Schmidt (Lessing 2, 240); dagegen ist bisher unbekannt geblieben, daß Lessing bald darauf die Absicht hegte, sich ein halbes Jahr in Wolfenbüttel aufzuhalten, um sich in der Bibliothek umzusehen. Dies geht hervor aus einem gleichfalls ungedruckten Briefe Gleims an Ramler vom 10. December 1760, geschrieben auf die Kunde von Lessings geheimnißvoller Abreise nach Breslau hin, worin es heißt: „Aber, was ist es, daß Sie keinen lustigen Lessing mehr haben? Hätte Herr Lessing mir nicht gesagt, daß er auf Ein Viertel Jahr unsichtbar seyn wolle, so würden Sie mit dieser Nachricht mich sehr erschreckt haben. Lösen Sie mir doch ja bald dieses Rätzel auf, ich habe schon lange versäumt, Sie darum zu bitten. Herr Voß schreibt mir, und Herr Nicolai, und Beyde sagen mir keine Sylbe vom Herrn Lessing — Und Er selbst hält sein böses Wort, und läßt nichts von sich hören und sehen; er muß nicht wissen, wie lieb ich ihn habe, sonst könte er unmöglich mich in solcher Ungewißheit lassen. Als ich durch Magdeburg reiste, vertraute mir Jemand, daß seine Feder ihm weit weniger einbrächte, als ich immer geglaubt habe. Die abscheulichen Buchhändler! Sie mästen sich von unserm Witz, und sehn uns gelassen verhungern. Schreiben Sie mir doch, liebster Freund, was Sie von unsers Lessings Umständen wissen, damit ich beurtheilen kann, ob ich den Einfällen, die ich seinetwegen habe, weiter nachhängen darf. Er sagte mir, daß er sich gern in der Wolfenbüttelschen Bibliothek umsehen, und deshalb sich ein halbes Jahr zu Wolfenbüttel aufhalten wolte, ich habe bey Herrn Zachariä angefraget; ein Lessing, antwortet Er mir, darf nur seinen Nahmen sagen, so schließt man ihm alles auf. Lassen Sie ihm dieses doch wissen, mein liebster Freund, wenn Ihnen sein itziger Aufenthalt bekant ist. . . . Was wird aus dir werden, Berlin, wenn du alle Lessinge verjagest, und alle Ramlers verhungern lässest; nimmermehr wirst du unser Athen werden!“

C. Schüddekopf.

Bücherschau.

v. Kortzfleisch, Geschichte des Herzogl. Braunschweigischen Infanterie-Regiments und seiner Stammtruppen 1809—1867. 1. Band: Das schwarze Corps 1809 und das Englisch-Braunschweigische Infanterie-Regiment bis 1814. Mit einem Bildniß des Herzogs Friedrich Wilhelm, einem Uniformbild und 20 Kartenskizzen. Braunschweig, Alb. Limbach 1896. XVIII und 363 Seiten. 8°. Geb. 9 ℳ.

Der erste Band des Werkes, der jetzt in vorzüglicher Ausstattung vorliegt und dem bald die Fortsetzung folgen soll, entrollt vor uns einige der ruhmvollsten Blätter unserer Braunschweigischen Vergangenheit, die auch für die weitere deutsche Geschichte ihre Bedeutung haben. Der Verfasser ist in der heimischen Litteratur keine unbekannte Persönlichkeit. Hat er uns doch schon vor etwa Jahresfrist in „des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809“ (Berlin, Mittler 1894) eine Schrift geliefert, die überall freudig aufgenommen worden ist. Wir finden ihren Inhalt im Wesentlichen auch in dem neuen Buche wieder, aus dem jene Schrift die volksthümlich gehaltene Darstellung eines Theiles auf breiterer Grundlage bildete. Hier haben wir es in der Hauptsache nur mit dem Infanterie-Regimente zu thun, und wir können dem Verfasser nur zustimmen, daß er die weitere Geschichte des Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm und die kriegerischen Operationen, an denen dieses sich betheiligte, nur so weit hineinzog, wie sie zum Verständnisse der Geschichte des Regiments unerläßlich waren, alles Andere aber, was jener kleinen Schrift allerdings z. Th. höheren Reiz verlieh — ich erinnere an die Characteristik des Herzogs auf S. 17 — daraus fern hielt. Das ganze Werk ist auf gründlichen Studien aufgebaut, zu denen deutsche, österreichische und englische Archivalien, und die einschlagende Litteratur dieser Länder, wie die von Frankreich, Spanien und Portugal herangezogen sind. Der Verfasser beherrscht das Material sicher und gewandt; er befleißigt sich objectiver Ruhe, doch läßt seine Darstellung nicht verkennen, daß er auch mit dem Herzen bei der Sache ist, die er darstellt.

Das Buch zerfällt in zwei Theile: das schwarze Corps im Jahre 1809 und die Kämpfe in Spanien. Im ersteren werden uns die Errichtung des Corps,

seine Züge und Kämpfe in Böhmen, Sachsen und Franken an Oesterreichs Seite und nach dem Waffenstillstande von Znaym des Herzogs Entschluß, sich zur Nordsee durchzuschlagen, die Ausführung dieses kühnen Planes, die Erstürmung Halberstadts, das Gefecht bei Oelper u. a., der Aufenthalt auf der Insel Wight, auf Guernsay, Irland bis zur Landung in Lissabon ausführlich geschildert. Noch höheres Interesse als dieser Theil, der trotz manchem Neuen, was uns geboten wird, in seinem Hauptinhalte bekannte Thatsachen liefert, darf für die Geschichtsforschung der zweite Abschnitt des Buches in Anspruch nehmen, da die Geschichte des Braunschweigischen Infanterie-Regiments während der Kämpfe in Portugal und Spanien noch niemals auch nur eine oberflächliche Darstellung gefunden hat. Hier kann die Arbeit des Verfassers als eine völlig neue gelten, und man muß es ihm Dank wissen, daß er trotz der Lückenhaftigkeit des Materials — sind doch Acten des Regiments selbst nur in spärlichen Bruchstücken erhalten — es verstanden hat, ein lebensvolles Bild jener Ereignisse zu entwerfen. Die Schwierigkeit der Aufgabe wurde noch dadurch erhöht, daß das Regiment fast niemals zusammen wirkte, sondern einzelne Compagnien zu anderen Truppenkörpern stets abgezweigt waren, deren Thätigkeit aber doch auch berücksichtigt werden mußte. Diese räumlich oft weit entfernten Operationen waren nur zu verstehen, indem man die ganzen Feldzüge Wellingtons kurz mit behandelte, um so den Aufzug zu gewinnen, in dem die Erlebnisse des schwarzen Regiments den Einschlag bildeten. Der Verfasser hat diese mühsame Aufgabe geschickt gelöst. Das Werk endet mit dem Einzuge des Regiments in Braunschweig am 10. November 1814 und seinem Rücktritte aus englischem Dienste in den des Herzogs als Landesherrn.

Der zweite Band des Werkes soll die Geschichte des Regiments bis zum Jahre 1866 führen; die Regimentsgeschichte von Werner Otto, die die Jahre 1867—1877 umfaßt und 1878 erschienen ist, würde als dritter Band zu gelten haben. Außer 20 Karten, die über alle Kriegsschauplätze vortrefflich orientiren, sind dem Buche zwei Anlagen beigegeben, ein Gefechtskalender von 1809 bis 1872 und eine sorgfältig aufgestellte Stammliste der Officiere und Officier-Aspiranten von 1809—14, bei der der Verfasser der auch sonst bethätigten sachkundigen Unterstützung des stets hülfsbereiten Herrn Paul Walter in Braunschweig dankbar gedenkt. Wir sehen aus ihr, von wie verschiedenen Seiten die Officiere zu dem Herzoge zusammengeströmt waren. Ebenso wird es mit den Mannschaften gewesen sein. Leider fehlen uns die Listen, ihre Herkunft nachzuweisen. Nur über einen kleinen Bruchtheil des Corps, die in Halberstadt zurückgelassenen Verwundeten, ist es Referent möglich gewesen, eine kleine Zusammenstellung zu machen, die einen Rückschluß auf seine Zusammensetzung gestatten wird. Danach stammen von 64 Soldaten aus Schlesien 21, aus Brandenburg 8, aus dem Königreiche Sachsen 5, der jetzigen Provinz Sachsen 4, aus Baiern 3, aus Anhalt, Kurhessen, Baden, Belgien, Ungarn, Mähren je 2, aus Holland, der Schweiz, Oesterreich, Böhmen, Posen, Ostpreußen, Pommern, Nassau, Schwarzburg, Hannover und Braunschweig je einer. Zweifellos zeigen diese Zahlen, daß es eine äußerst bunt zusammengewürfelte Schaar war, die des Herzogs Rufe folgte. Sie sprechen für das große Geschick des Fürsten, der in kürzester Zeit mit solchen Elementen bedeutende Erfolge erreichte, und sie erklären zugleich die Vorzüge und die Mängel dieser Soldaten, die, wenn auch großentheils nicht ohne einen idealen Anflug, ihre Sache auf Nichts gestellt hatten und in Kampf und Gefahr sich weit besser bewährten als in ruhigen Tagen. P. Z.

In den **Mittheilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin** (6. Jahrg. 1895 № 8) hat Dr. Ernst Jeep eine interessante Untersuchung über unsern berühmten Landsmann Till Eulenspiegel veröffentlicht, die auch als Sonderausgabe (Preis 50 ₰) zu beziehen ist. Den mannigfachen früheren Deutungsversuchen des Namens setzt der Verf. eine neue Erklärung entgegen, mit der er in glücklichster Weise das Richtige getroffen zu haben scheint. Unsere Altvordern waren nicht immer fein und zierlich; sie liebten einen derben, kräftigen Humor, der in dem Namen Eulenspiegels in drastischer Weise zum Ausdrucke kam. Wer für solches Fühlen und Denken im Fortschritte der Kultur das Verständniß verloren hat, dem rathen wir, die Jeepsche Schrift lieber ungelesen zu lassen. Die ursprüngliche Form des Namens ist Ulenspeigel; es ist das eine Imperativbildung, wie sie in Familiennamen uns so häufig begegnet: Ul den Speigel! Uhlen heißt reinigen, fegen; die Uhle, ein borstiger Wandbesen, ist ja noch jetzt allbekannt. Den Speigel werden vor Allen die Jäger kennen: es ist beim Rehwild der Körpertheil, der unter der „Blume" hervorleuchtet. Das Ganze ist somit eine Aufforderung zur Reinlichkeit oder — eine Erklärung, die noch natürlicher ist und vom Verf. wohl mit Unrecht zurückgeschoben wird — ein unfreundliches Gastgebot, wie es in Goethes Dichtung Götz von Berlichingen an den kaiserlichen Hauptmann durch seinen Trompeter ergehen läßt. Diese Deutung ist von Wichtigkeit; sie giebt einen neuen durchschlagenden Beweis dafür, daß die letzten Historien des Volksbuchs einen späteren Zusatz bilden, daß der Grabstein in Mölln, wo Eulenspiegel 1350 gestorben war, falsch und seine Inschrift apokryph ist. Beide werden erst um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts in Folge des Volksbuchs aus praktischen Gründen angefertigt sein. Der letzte Abschnitt der Abhandlung, „Der erste Eulenspiegel", handelt von der geschichtlichen Persönlichkeit des Mannes Wir erhalten einen urkundlichen Nachweis über eine Frau Eulenspiegel (uxor Ulenspeghel) aus dem Jahre 1335, in der wir sehr gut die Frau unseres Till erblicken können. Früher läßt sich der Name Eulenspiegel nicht nachweisen. Es steht wohl außer Zweifel, daß der Held jener Schwänke gerade durch diese sich jenen Beinamen zuerst erworben hat. Erst allmählich hat dieser sich dann zu einem Familiennamen entwickelt. In der schon reichen Litteratur über Eulenspiegel wird Jeeps Arbeit dauernden Werth behalten.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 1. März. **1896.**

Die letzten 25 Jahre der Verwaltung des Herzoglichen Museums.

Heute am 1. März sind es fünfundzwanzig Jahre, daß Dr. Herman Riegel sein Amt als Director des Herzogl. Museums, wie auch als Professor an der Herzogl. technischen Hochschule angetreten hat, wozu er vom Herzoge Wilhelm berufen war. Zwischen jenem Tage und heute liegt für den Jubilar lange Zeit rastloser, aber auch mit einem Erfolg gekrönter Thätigkeit, wie sie selbst bei ernstem Streben nicht Jedem beschieden ist; eine Zeit, die als ein neuer wichtiger Abschnitt in der Geschichte der erhabenen Stiftung Herzog Karl's I. bezeichnet werden muß. Wichtig nicht allein durch den äußern Umstand, daß dem Museum während jenes Zeitabschnittes ein neues, würdiges Heim eröffnet wurde, wichtig vor Allem durch die inneren idealen Veränderungen, die sich inzwischen unter Riegel's Leitung im Museum vollzogen haben.

Für die volle Würdigung dieser Veränderungen ist ein Rückblick auf Das, was das Museum vor Riegel's Eintritt in die Verwaltung desselben war, erforderlich. Wenden wir also den Blick einmal rückwärts in die Zeit, wo vor etwa vierzig Jahren der ehemalige Prinzenlehrer Geh. Hofrath Eigener Director des Museums war, zu dessen Nachfolger 1866 Professor Blasius ernannt wurde. Aeltere Leser dieser Zeilen erinnern sich wohl noch des südlichen Pavillons des vom Herzog Ludwig Rudolf erbauten Zeughauses, der den Eingang zu dem über den Kreuzgängen und dem Refectorium des ehemaligen Paulinerklosters errichteten Gebäude bildete, in welches das Museum unter dem bescheidenen Namen „Fürstliches Kunst- und Naturalien-Cabinet“ 1764 eingezogen war. Einen viel angestaunten Schmuck des Treppenhauses bildeten damals zwei aus dem Wolfenbüttler Schlosse stammende riesige Mohrenbilder aus Holz und eine Holzbank, deren Bildschnitzereien von einem Zuchthäusler herrührten. Von hier aus führte eine Doppeltreppe hinauf in das obere Geschoß und zunächst in einen Raum, in dem die in Klebebänden befindliche Kupferstichsammlung, eine kleine Bibliothek und ein die Sammlung der Medaillen und Münzen enthaltendes Schränkchen aufgestellt waren, das geöffnet gesehen zu haben, sich selbst die ältesten Besucher des Museums nicht zu erinnern vermöchten. In dem angrenzenden Kunstsaale standen zwei Reihen prächtiger alter Schränke. Sie enthielten die reiche Sammlung der Elfenbeinarbeiten, Kostbarkeiten und geschichtlichen Merkwürdigkeiten, denen der Besucher aber wie einem Buche mit sieben Siegeln gegenüberstand, und wobei es ihm überlassen blieb, über die Herkunft und die Bedeutung aller dieser Gegenstände nachzudenken. Einen Ersatz dafür gewährte der Menge der Besucher die auf dem Schreibtische des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand stehende Nürnberger Kunstuhr mit ihrer rollenden Kugel, während die in Schränken neben dem südlichen Fenster aufgestellte Sammlung der kostbaren Smalten unbeachtet blieb. Vom Kunstsaale gelangte der Besucher in die über den Kreuzgängen liegenden schmalen Gallerien, von denen die westliche die Majoliken-Sammlung, die südliche ethnographische Gegenstände und in vertraulicher Gemeinschaft mit solchen antike und moderne Werke der Bildhauerkunst enthielt. Die drei nach Westen gelegenen Säle hatten nach der westfälischen Zeit die früher in Salzdahlum befindlich gewesene Gemäldegallerie aufgenommen, außerdem befanden sich in dem am Hagenscharrn gelegenen nördlichen Flügel des Museums damals noch die naturgeschichtlichen Sammlungen, die später von dem Museum getrennt und in das Gebäude der Herzogl. technischen Hochschule verlegt wurden. Der Eindruck, den das Museum damals auf jeden Kunstfreund machte, war, wie schon aus diesem kurzen Rückblick ersichtlich ist, der eines wirren Durcheinanders, in dem Kunstschränke neben antiken Marmorwerken, Elfenbeinsachen neben Majoliken und Smalten, geschichtliche Merkwürdigkeiten neben antiken Erzsachen willkürlich standen. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, daß, da das Gebäude keine Heizungsanlage enthielt, das Museum dem Publikum gewöhnlich nur in der Zeit vom 1. Mai bis November, und zwar in den Stunden von 11 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags geöffnet werden konnte.

Eine theilweise Aenderung dieses Zustandes trat ein, nachdem 1866 der vom Herzoge zum Director ernannte, als Naturforscher rühmlichst bekannte Professor Blasius die Verwaltung übernommen hatte. Schon damals ward der Wille des Herzoglichen Staatsministeriums bekannt gegeben, „daß die Sammlungen des Herzogl. Museums den Besuchern mehr zugänglich“ und „die Anstalt dem Publikum soweit nur immer thunlich nutzbar gemacht

werde". Das nach Kräften zu erfüllen, und an Stelle der alten, längst hinfällig gewordenen Zustände neue zu schaffen, hat Professor Blasius in rastloser Thätigkeit angestrebt, doch wurde er bereits 1870 durch einen plötzlichen Tod abberufen, ohne seine Pläne durchgeführt zu haben. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß er zwar ein kunstsinniger Mann war, aber doch nicht genügende fachliche Erfahrung besaß, um bei jenen Plänen und deren Durchführung überall das Richtige zu treffen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich um die Kupferstichsammlung. Diese wurde, von den übrigen Sammlungen getrennt, in einem nach dem Hagenscharrn gelegenen Raume untergebracht, und der rühmlichst bekannte Kupferstecher Professor Friedrich Knolle als Conservator mit der Neuordnung derselben betraut. Knolle begann damit, die theils sehr kostbaren Stiche von dem groben blauen Papier der Sammelbände abzulösen, sie zu restauriren und auf weiße Cartons zu legen, eine Arbeit, die erst später vom verstorbenen Museums-Inspector Professor Wessely weiter fortgesetzt und zu Ende geführt ist. Außerdem wurde die bis dahin zerstreut untergebracht gewesene Majolikensammlung in dem durch die Verlegung des Kupferstichcabinets frei gewordenen Raume vor dem Kunstsaale aufgestellt. Von zweifelhafterem und von Seiten der Kunstkenner auch vielfach angezweifeltem Werth war die von Blasius durchgeführte Neuordnung der Gemäldegallerie, bei der er eine Trennung der Bilder nicht nach Schulen und Meistern, sondern nach ihren Gattungen in Anwendung brachte. Diesem Grundsatze folgend, wurden nun die Gemälde, deren Zahl er durch Aufnahme zahlreicher Stücke von geringerem Werthe aus den Vorräthen vergrößert hatte, vertheilt und aufgehängt. So fanden in den vier über den Kreuzgängen liegenden Gallerien gesondert Portraits, Landschaften, Blumen-, Frucht- und Viehstücke und Architekturbilder, in den drei großen Sälen aber, gleichfalls nach ihren Darstellungen getrennt, alle übrigen Gemälde ihren Platz. Das im März 1868 erschienene Verzeichniß enthält eine Tabelle, die im Anschluß an diese Trennung eine Uebersicht der vorhandenen 900 Gemälde darbietet. Es sind darunter 107 Bildnisse, 431 Historien- und Genrebilder, 191 Landschaften und Viehstücke, 19 Architekturbilder und 62 Blumenstücke und Stillleben. Uebrigens war Blasius durch den Mangel an Raum gezwungen worden, eine Menge von Gegenständen in Schränken und Vorrathskammern des Erdgeschosses und des Bodens unterzubringen. Dahin gehörten die ganze chinesische Sammlung, sowie fast alle größern kunstgewerblichen Sachen.

Wesentlich in diesem Zustande fand Riegel das Museum, als er am 1. März 1871 dessen Leitung übernahm. Noch unverwischt zeigten sich auch die Spuren der furchtbaren Verwüstungen, in die die Sammlungen infolge der im Jahre 1807 stattgehabten Beraubung durch Denon gerathen waren. Ganz besonders hatten die kostbaren Majoliken und Smalten durch die Hinsendung nach Paris und die spätere Rückbeförderung aufs Schwerste gelitten, indem Vieles zerbrochen und arg beschädigt war. Dazu kam der Staub und Schmutz, der sich an verschiedenen Orten bemerklich machte.

Rechnet man noch dazu, daß die Schriftsachen der Verwaltung, mit Ausnahme der aus der Zeit des Directors Blasius stammenden, in verschiedenen Winkeln zerstreut lagen, die alten handschriftlichen Verzeichnisse seit der Denon'schen Beraubung nicht wieder berührt waren, daß nicht einmal ein Schreiber oder Canzleibeamter vorhanden war, um Zugangslisten, Briefbücher u. s. w. im Laufenden zu erhalten, so läßt sich ermessen, vor welch großes Arbeitsfeld Riegel gestellt war. Vom ersten Augenblicke an hatte er aber auch die Ueberzeugung gewonnen, daß es unmöglich sein werde, in den zur Verfügung stehenden Räumen eine den kostbaren Sammlungen würdige, umfassende Neuordnung durchzuführen. Trügerisch hatte sich auch die Hoffnung erwiesen, einen Theil derselben in dem inzwischen restaurirten Refectorium und den Kreuzgängen des ehemaligen Paulinerklosters unterzubringen. So geeignet diese architektonisch schönen Räume auch für viele mittelalterliche Gegenstände erschienen waren, mußten sie alsbald wieder aufgegeben werden, da sich in Folge der dort herrschenden Feuchtigkeit an den Gegenständen aus Holz und andern empfindlichen Stoffen bedenkliche Schädigungen bemerkbar gemacht hatten. Bedeutsamer noch waren die Beobachtungen, die Riegel bald nach dem Antritt seiner Amtsthätigkeit in Bezug auf die Schädigung der in den Gallerien und Sälen befindlichen Gemälde gemacht hatte, herbeigeführt durch die in diesen Räumen während der kalten Jahreszeit mittelbar von Außen eindringende, aber auch aus der Mauer zu Tage tretende Feuchtigkeit, die sich bereits im Herbst bei andauerndem Regen als Niederschlag auf einzelne Bilder legte, den Winter über auf ihnen haften blieb und bei eintretendem Frostwetter selbst gefror. Gleich besorgnißerregende Einwirkungen traten auch im Frühjahr durch das Eindringen der warmen Luft ein, deren Folgen nicht allein in Trübungen des Firnisses, sondern auch durch Risse in den Farbenschichten der Bilder und in den Holztafeln, wenn sie auf solche gemalt waren, zu Tage traten. Die Anlage einer Heizeinrichtung, durch die diesen Uebelständen hätte abgeholfen werden können, scheiterte, wie in einem vom Herzogl. Staatsministerium von der Baudirection angeforderten Gutachten dargelegt war, an der Schwierigkeit der Herstellung und den sehr bedeutenden Kosten, die sie erfordert haben würde. Riegel fühlte sich im Hinblick auf die mit seinem Amte verbundene Verantwortlichkeit nun verpflichtet, unterm 30. Juni 1871 dem Herzoglichen Staatsministerium einen ausführlichen Bericht über alle jene Uebelstände zu unterbreiten, zugleich mit dem Antrage, „daß es dem Herzoglichen Staatsministerium gefallen möchte, die Frage wegen Errichtung eines neuen Museums in Erwägung zu ziehen" *).

Die Regierung ging auf diesen Gedanken aufs Wohl-

*) Hierüber, wie über die weiteren thatsächlichen Angaben siehe Riegel's „Denkschrift über die Errichtung eines neuen Gebäudes für das Herzogl Museum in Braunschweig" — Braunschw. 1873 —, sowie dessen Aufsatz „Das neue Museumsgebäude in Braunschweig in Bezug auf seinen Benutzungszweck gewürdigt" in den Jahrbüchern der Königl. preuß. Kunstsammlungen. 1889.

wollendste ein, aber es kostete noch einen fast zwölfjährigen Kampf, bis die Landesversammlung, der seitens des Herzogl. Staatsministeriums eine von Riegel verfaßte ausführliche Denkschrift übergeben war, der Ausführung eines Neubaues die Zustimmung ertheilte. Erst im Sommer 1882 war das Herzogliche Staatsministerium in der Lage, zur Erlangung von Plänen für den Neubau einen auf die Architekten des Herzogthums beschränkten Wettbewerb auszuschreiben. Das Ergebniß desselben ist bekannt; keiner der Pläne erschien zur Ausführung geeignet, jedoch wurde die Arbeit des in Frankfurt a. M. lebenden, inzwischen leider verstorbenen Architekten Oskar Sommer, eines geborenen Wolfenbüttlers, durch den ersten Preis von 3000 ℳ ausgezeichnet, zugleich mit dem Auftrage, neue Baupläne auszuarbeiten, und zwar auf Grund eines von Riegel aufgestellten genauen Bauprogramms, das Grundrißskizzen der drei Stockwerke nebst Erläuterungen enthielt. Dieser neue Entwurf fand am 9. December 1882 die Genehmigung der Landesversammlung, die zugleich die Mittel zur Ausführung im Betrage von 770 000 ℳ und später 100 000 ℳ für die innere Einrichtung des Gebäudes zur Verfügung stellte. Der Bau wurde, unter Aufsicht des verstorbenen Bauraths Wiehe und Mitwirkung des Professors Sommer, dem damaligen Kreisbaumeister H. Pfeifer übertragen.

Die Jahre bis zu dem Zeitpunkte, wo die langgehegte Hoffnung auf Erlangung eines neuen Gebäudes endgültig erfüllt werden sollte, waren für Riegel Jahre unermüdlicher Arbeit, die sich in mehreren Richtungen bewegte. Einmal bestand sie in umfassenden Umänderungen, die erforderlich wurden, als die im nördlichen Flügel am Hagenscharrn belegenen Räume für Museumszwecke frei geworden waren. Dorthin wurden die vorgeschichtlichen Sammlungen, die Sammlung der Kleinkunst (Holz, Erz, Elfenbein) verlegt, während in dem ersten langen Saale über dem Refectorium die Sammlung mittelalterlicher und verwandter Gegenstände, die bis dahin im Museum zerstreut waren und einer systematischen Anordnung entbehrten, neu aufgestellt wurde. Im Jahre 1879 erschien das diese Sammlung betreffende Verzeichniß, das erschöpfende Auskunft über die wichtigsten dieser Gegenstände enthält und als ein werthvoller Beitrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters zu betrachten ist. In dieselbe Zeit fällt auch die Einrichtung des an den großen Kunstsaal grenzenden Cabinets zur Aufnahme der gleichfalls zerstreut gewesenen, geschichtlich merkwürdigen, besonders mit der Geschichte des Braunschweigischen Fürstenhauses in Verbindung stehenden Gegenstände, die, immerfort durch Ankäufe und Geschenke vermehrt, jetzt zu einer reichen und interessanten Abtheilung des Museums angewachsen ist.

Eine andere Seite der Arbeiten jener Jahre galt der Instandsetzung der Sammlungsgegenstände, die sehr umfangreich war und viele geeignete Hülfskräfte erforderte. Außer den schon erwähnten Majoliken und Smalten hatten auch die Elfenbeinsachen bei der Ueberführung nach Paris großen Schaden gelitten. Was es mit diesen Instandsetzungen auf sich hatte, läßt sich danach ermessen, daß diese Arbeiten im Laufe der Jahre mehr als 20 000 ℳ erfordert haben. Ferner wurden neue wissenschaftliche Bearbeitungen der einzelnen Sammlungen angebahnt, und zum Theil auch durchgeführt. Hier traten aber besondere Schwierigkeiten dadurch ein, daß die litterarischen und künstlerischen Hülfsmittel für solche Arbeiten fast ganz fehlten, darunter sogar die unentbehrlichsten Nachschlage- und Wörterbücher. Dank den bedeutenden außerordentlichen Zuwendungen, die das Herzogliche Staatsministerium behufs Vermehrung der Museumsbibliothek in jener Zeit anwies, wurde ja Vieles und Wichtiges beschafft, so daß das Nöthigste bearbeitet werden konnte. Unter den hierher gehörenden Arbeiten Riegel's ist ganz besonders der 2. Band seiner „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte“ zu nennen, der die niederländischen Gemälde des Herzogl. Museums behandelt. Die vorhandene Wasserheizung in sämmtlichen Räumen des neuen Hauses beseitigte fortan auch den oft beklagten Uebelstand, daß der Besuch des Museums nur auf die wärmere Jahreszeit beschränkt war.

Was die Neugestaltung der reichen Schätze des Museums betrifft, so erinnern wir vor Allem an die in den drei Oberlichtsälen und der nördlichen Gallerie befindliche Gemäldesammlung. Director Riegel hat bei ihrer Anordnung in erster Reihe den kunstgeschichtlichen Standpunkt streng beobachtet, während bei der Ausführung im Einzelnen künstlerische und ästhetische Erwägungen maßgebend geworden sind. Dasselbe gilt auch von allen übrigen Kunstsammlungen, die aus dem ehemaligen Durcheinander zu einem abgeschlossenen harmonisch gegliederten Ganzen, man kann sagen, neu erstanden sind. Wir verweisen hierbei auf die Sammlung der Münzen, geschnittenen Steine, Smalten, Kostbarkeiten und Kupferstiche, besonders aber auf die große Sammlung der Gegenstände aus gebranntem Thon, der auch die herrlichen Majoliken und die Erzeugnisse der Porzellanmanufactur angehören. Daß unter den letzteren vor Allem die der ehemals Herzoglichen Porzellanfabrik zu Fürstenberg so zahlreich zu finden sind, ist das Verdienst Riegels, der dahin wirkte, daß unter den kunstgewerblichen Erzeugnissen im Museum besonders auch die dem Herzogthum entstammenden möglichst würdig vertreten sein möchten. So ist die Sammlung der Fürstenberger Porzellane in einer Weise angewachsen, daß sich an ihnen die Anfänge, die Blüthe und der allmähliche künstlerische Verfall der einst berühmten Fabrik verfolgen läßt, während in früherer Zeit die Sammlung fast allein aus einer Anzahl kleiner Portraitbüsten bestand, die im alten Museum in einem kleinen Pyramidenschränkchen aufgestellt war. Durch die Sammlung von Gypsabgüssen und die wechselnden Ausstellungen von Kunstdrucken, sowie die dauernde Ausstellung von Zeichnungen und einzelnen Kunstblättern hat das Museum eine dankenswerthe innere Geschlossenheit erhalten, so daß es jetzt geeignet ist, allen Denen eine umfassende kunstgeschichtliche Belehrung zu gewähren, die eine solche wirklich suchen und daneben die Gelegenheit zu Studien in der Kupferstichsammlung und der Bibliothek benutzen. Dabei wird ein Jeder wohlthuend empfinden, daß ihm Alles leicht zugänglich ist und alle Gegenstände im guten Lichte sich zeigen.

Das Museum hat durch seinen Bau und seine Einrichtung in den fachlichen Kreisen einen erheblichen Ruf erlangt, und wird oft als ein Muster seiner Art bezeichnet, so daß, namentlich aus dem Auslande, schon wiederholt Anfragen und Erkundigungen über dasselbe eingelaufen sind. Unter den uns vorliegenden gedruckten Aeußerungen heben wir als besonders bezeichnend Folgendes hervor: „Das Museum, so heißt es in dem in Rom erscheinenden „Archivio storico dell' arte" vom Jahre 1891, ist ein großes Gebäude von drei Stockwerken, macht einen wahrhaft bedeutenden Eindruck und ist, was Anordnung betrifft, eins der besten, die ich kenne; besonders die Gemäldesammlung läßt nichts zu wünschen übrig, sowohl in Bezug auf Anlage der Räume und Beleuchtungsverhältnisse, wie hinsichtlich der Aufstellung der Bilder. In den Gelassen, die kein Oberlicht, sondern Seitenlicht haben, stehen die Wände in schräger und gekrümmter Richtung gegen die Fenster. Alles in Allem ist das Gebäude in jedem Betracht der Sammlungen würdig, die so reich sind, daß sie alle drei Stockwerke einnehmen".

Vor beinahe 150 Jahren war es, daß im Auftrage Herzog Karls I. vom Geheimrath v. Superville der Grund zu dem „Fürstlichen Kunst- und Naturalien-Cabinette" gelegt wurde, das im Verlaufe der Zeit unter der Pflege kunstsinniger Fürsten, namentlich der des Herzogs Karl I. selbst, zu einem Museum herangewachsen war. Es mit warmer Liebe, voller Hingebung, Sachkenntniß und feiner Empfindung für das Schöne auf die Höhe gebracht zu haben, auf der es jetzt einen Ehrenplatz neben den berühmtesten Anstalten seiner Art einnimmt, das ist Riegel's Verdienst. Immer aber bleibt in der Ausfüllung empfindlicher Lücken in den Sammlungen und in ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung, sowie in der Catalogisirung und Inventarisirung noch so Viel und so Schwieriges zu thun übrig, daß wir dem Jubilar und seinen trefflichen Mitarbeitern in der Verwaltung des Herzogl. Museums noch langes Leben und frische Kräfte wünschen, um auch diese Arbeiten zu einem glücklichen Ende hinausführen zu können. C. St.

Gerhard Krefft,

ein Braunschweiger Naturforscher [1]).

Von Fr. Grabowsky.

Assistent am Herzogl. Naturhistor. Museum.

Unter den Söhnen unserer Stadt Braunschweig, die durch eigene Kraft in fernen Landen in Leben und Wissenschaft sich eine ehrenvolle Stellung errangen, verdient in unserem Jahrhundert nicht in letzter Reihe Gerhard Krefft genannt zu werden. Es bedarf daher keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir seiner Lebensschicksale und seines erfolgreichen Wirkens an dieser Stelle gedenken.

Johann Gerhard Louis Krefft wurde am 17. Februar 1830 in Braunschweig geboren. Sein Vater, Karl William Ferdinand Krefft, war um die Mitte der zwanziger Jahre aus Güstrow in Mecklenburg hierher zugewandert und hatte sich mit einer Braunschweiger Bürgerstochter Joh. Christiane Bisschhoff vermählt. Im Jahre 1829 übernahm er die früher Dessoulavy'sche Conditorei an der Ecke des Bohlwegs und Hagenmarkts, doch machte der Tod schon am 28. Mai 1832 seinem Leben ein Ende. Kurze Zeit setzte die Wittwe das Geschäft fort, das dann für lange Jahre an die Familie Wagner überging. Gerhard K. besuchte zunächst die östliche Bürgerschule, die sich unter dem Directorate von K. A. Daubert eines guten Rufes erfreute, und absolvirte sodann das Realgymnasium. Schon in seiner Jugend zeigte er ein gutes Zeichentalent und namentlich war das Zeichnen von Thieren seine Lieblingsbeschäftigung. Er wäre gerne dieser Neigung gefolgt und Maler geworden, seine Angehörigen bestimmten ihn jedoch zum Kaufmann und 15 Jahre alt trat er in das Geschäft der Gebrüder Wrede in Halberstadt ein, wo er bis zum Jahre 1850 verblieb.

Da inzwischen in Braunschweig die allgemeine Wehrpflicht eingeführt war, K. aber durchaus keine Neigung hatte, Soldat zu werden, so wanderte er im Sommer 1851 aus. Zunächst fuhr er mit dem Segelschiff „Itzstein und Welcker" nach New-York. Hier fand er bald Stellung als Schreiber und Zeichner und seine Hauptbeschäftigung bestand darin, Seeansichten und Schiffsbilder zu liefern. Als er einmal in der New York Mercantile Library das prächtig illustrirte Werk von Audubon besehen hatte, erbat und erhielt er die Erlaubniß, einige Tafeln daraus zu copiren.

Es gelang ihm, seine Copieen zu Preisen zu verkaufen, die es ihm ermöglichten, so viel Geld zu ersparen, daß er nach etwa 1½ Jahren dafür nach Australien reisen konnte, wo er ein weites Feld für seine Thätigkeit als Maler und Naturforscher zu finden hoffte. Er landete im November 1852 in Melbourne. Dort herrschte gerade ein starkes Goldfieber und Krefft folgte dem Strome der Goldsucher in die Goldfelder, wo er mit mehr oder weniger Erfolg bis zum Jahre 1857 thätig war. Nach kurzem Erholungsaufenthalt in Melbourne wurde Krefft im Jahre 1858 von der Regierung von Victoria zur Theilnahme an einer Sammelexpedition in das Innere des Landes aufgefordert, die ein früherer Lieutenant von Blandowsky leiten sollte. Es sollte die Fauna des unteren Murray und Darling erforscht werden. v. Blandowsky und Krefft verabredeten miteinander, jeder einen anderen Weg zu nehmen und nach einer bestimmten Zeit an einem näher bezeichneten Orte zusammenzutreffen. Krefft erreichte das gesteckte Ziel am unteren Murray, während v. Bl. schon früher umgekehrt war. Als Krefft nun nach einigen Monaten auch nach Melbourne zurückkehrte, wollte v. Bl. als Leiter der Expedition die Berichte, Sammlungen, Zeichnungen u. s. w. von Krefft in Empfang nehmen, um solche der Regierung zu überreichen, worauf sich Krefft natürlich nicht einließ, da er die Expedition ganz selbständig angefangen und zu Ende geführt hatte. Professor Mac Coy, der Director des Regierungs-Museums in Melbourne, machte Krefft gleich darauf zu seinem Assistenten, in welcher Stellung er aber nur kurze Zeit verblieb, da er in Familienangelegenheiten nach Deutschland zurückkehren mußte. Während dieses Melbourner Aufent-

[1]) Vortrag gehalten im Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig, am 22. Januar 1896.

haltes schrieb er einen ausführlichen Bericht über seine Reise, die mitgebrachten Thiere und über die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, eine Arbeit, die durch zahlreiche Skizzen illustrirt wurde.

Bevor Krefft nach Braunschweig zurückkam, hielt er sich noch einige Zeit in London auf und trat mit den dortigen Zoologen in Verbindung, ein Umstand, der es wohl mit erklären mag, daß Krefft in der Folge die meisten seiner Arbeiten in den Proceedings der zoologischen Gesellschaft in London veröffentlichte. Von Braunschweig aus trat er auch mit deutschen Gelehrten in Berlin, Gotha, Jena und anderen Orten in Beziehungen. Eine deutsche Beschreibung seiner Reise ins Innere von Victoria kaufte der verstorbene Dr. Petermann für 5 Louisd'ors zur Publikation an. Leider ist dieselbe ungedruckt geblieben und zwar aus folgendem Grunde. Nachdem Krefft, der in Deutschland keine ihm zusagende Beschäftigung finden konnte, im Jahre 1859 wieder ins Ausland abgereist war, kam v. Blandowsky nach Deutschland zurück, und beschuldigte überall, wo Krefft gewesen war, denselben der Beraubung seines geistigen Eigenthums, nämlich jener Beschreibung des Innern von Australien, so daß Petermann sich täuschen ließ und Krefft sein Manuscript zurücksandte; später jedoch sah Petermann seinen Irrthum und das Unrecht ein, das er Krefft gethan und bat diesen in einem „vertraulichen und privaten" vier Seiten langen Briefe, datirt aus Gotha den 21. September 1861, um Verzeihung.

Krefft war nun inzwischen auf einem Schiff der bekannten Hamburger Firma C. Godefroy und Sohn, die ihm ihre Schiffe zu einer Reise um die Welt zur Verfügung gestellt hatte, zunächst nach Süd-Afrika gefahren, kehrte dann aber nach zweimonatlichem Aufenthalt in Süd-Afrika direct nach Australien zurück. — Mit vortrefflichen Empfehlungen von seinen Londoner Freunden, darunter einem von John Gould an Dr. George Bennet in Sydney, versehen, gelang es Krefft, Assistent und Secretair bei Dr. Pittard, dem Director des Museums in Sydney, zu werden. — Er arbeitete sich dort so vortrefflich und zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ein, daß er nach dem Tode von Dr. Pittard im Jahre 1861 zum Curator des Australian Museum, das an der College Street in Sydney neu erbaut war, ernannt wurde. Er richtete das neue Museum mit vielem Geschick ein und entfaltete bald neben seinen Amtsgeschäften eine große schriftstellerische Thätigkeit nicht nur in wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch in den hauptsächlichsten Tagesblättern der Colonie. Namentlich ließ er es sich angelegen sein, als ein begeisterter Anhänger der Darwin- und Häckel'schen Theorien, diese dem Publikum in allgemein verständlicher Form vorzutragen, wodurch er sich allerdings den Haß der kirchlich-orthodoxen Partei zuzog; doch dies focht Krefft, den seine Freunde als geraden, aufrichtigen, biederen und für seine Wissenschaft begeisterten Menschen schildern, nicht weiter an. Daneben führte er eine ausgebreitete Correspondenz mit hervorragenden Gelehrten in allen Theilen der Welt, ich nenne nur Namen wie Dr. Albert Günther, Prof. Thomson, Dr. v. Willemoes-Suhm, Richard Owen, Agassiz, Baron Ferdinand von Müller und vielen anderen. Auch mit Charles Darwin war er in Beziehungen getreten, hatte ihm biologische Mittheilungen gesandt und in einem Brief vom 17. Febr. 1873 aus Down (Beckenham, Kent) bedankte sich Darwin bei Krefft in der freundlichsten Weise, bat um weiteres Material und übersandte ihm sein eben erschienenes Werk „Origin of species".

In den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, wandte sich Krefft namentlich der Erforschung der Schlangenfauna der Umgebung Sydneys zu. Er veröffentlichte darüber 1862 eine Arbeit in Petermann's Mittheilungen „Die Schlangen der Umgegend von Sydney" (1862 S. 395—96). Dr. Petermann selbst schreibt dazu in einer Anmerkung Folgendes: „Herr Gerard Krefft, Kurator und Sekretär am Museum in Sydney, hat sich während der letzten Jahre eifrig mit dem Studium der australischen Reptilien befaßt und namentlich in der Umgegend von Sydney mit großem Erfolg gesammelt. Während z. B. der Katalog des Britischen Museums von 1845 nur 24 Arten Saurier für ganz N.-S. Wales anführt, gelang es ihm, innerhalb 10 engl. Meilen von Sydney etwa 30 Arten aufzufinden. Eine bedeutende Sammlung, für die er in Sydney den ersten Preis erhielt, hat er zur Londoner Ausstellung geschickt, auch kann er von den meisten Species Duplikate ablassen und zwar alle in untadelhaftem Zustand, da er die Thiere selbst lebendig fängt, ohne sie zu beschädigen. Gern würde er mit anderen Sammlern und Museen, namentlich auch in Deutschland, in Tauschverkehr treten". Dr. G. Bennet, einer der ersten zoologischen Autoritäten Australiens, äußert in einem Artikel über die Schlangensammlung des Sydney Museum (Sydney Morning Herald, 21. Juni 1862): „Herr Krefft hat viel für die Schlangenkunde von Australien gethan und zahlreiche Thatsachen beigebracht zur Aufklärung vieler zweifelhafter Punkte in den specifischen Unterschieden, der Verbreitung und der Lebensweise dieser Reptilien".

Auch die meisten seiner folgenden Arbeiten beschäftigen sich mit australischen Reptilien, die zum großen Theil in den Proceedings of the Zoological Society of London erschienen und zum großen Theil von Krefft selbst illustrirt sind. 1869 faßte er dann diese vorläufigen Arbeiten zusammen in dem selbständig erschienenen Werke: The snakes of Australia, 100 Seiten stark und mit 12 Tafeln ausgestattet; nicht weniger als 16 neue Schlangenarten, darunter 4 neue Genera, konnte Krefft damals veröffentlichen. — In den weitesten wissenschaftlichen, namentlich in zoologischen Kreisen wurde Krefft aber erst durch die Beschreibung jener gewaltigen Panzerwelsart bekannt, die er durch Vermittlung von William Forster, damals Mitglied des Ministeriums von N.-S. W., aus dem Wide-Bay-District in Queensland erhalten hatte und demselben zu Ehren unter dem Namen Ceratodus Forsteri Krefft (in den Proceedings Zool. Soc. London, 1870 p. 221—24 mit Holzschnitten) beschrieb. Er stellte die eigenartige Stellung dieses Fisches, als mit der Gattung Lepidosiren verwandt, im System fest, und hatte die Genugthuung, seine Ansicht von den maßgebendsten Naturforschern

dieser Zeit bestätigt zu erhalten. In den zoologischen Zeitschriften jener Zeit und fast aller Culturländer und Culturssprachen handeln über 50 Abhandlungen auf Grund von Kreffts Veröffentlichung über seine wissenschaftliche Entdeckung. Prof. Agassiz in Washington, der fossile Reste von Ceratodus-Arten bisher als Haifischreste in Anspruch genommen hatte, schrieb Krefft ein herzliches Anerkennungsschreiben, in dem er seinen Irrthum unumwunden eingesteht; „my fossil sharks are sharks no longer“ schreibt er.

Aber auch auf anderen zoologischen Gebieten war Krefft rastlos thätig. Von den vom Jahre 1858 bis 1879 von ihm erschienenen 51 verschiedenen Arbeiten, die ich aus verschiedenen Sammelwerken habe zusammenstellen können, handelt eine über Eingeborene Australiens, 10 über Säugethiere (8 neue Species beschrieben, darunter 2 neue Genera), 6 über Wirbelthiere im Allgemeinen, 6 über Vögel (Casuarius johnsonii als neu beschrieben), 6 über Fische (8 neue Arten 1 neues Genus) 15 über Amphibien und Reptilien, 2 über Entozoen (Eingeweidewürmer), worin viele neue Arten beschrieben werden, 4 über fossile Knochen und 1 über Mineralien. Neun von diesen Arbeiten sind als selbständige Werke erschienen; unter ihnen nimmt das 1871 erschienene, reich illustrirte Werk „The mammals of Australia“ (Die Säugethiere von Australien) eine hohe Stelle ein.

Belangreich für die Kenntniß der australischen Säugethiere ist auch ein Vortrag „On the Vertebrata of the lower Murray and Darling“ (Ueber die Wirbelthiere am unteren Murray und Darling), den er am 10. Sept. 1862 vor der „Philosophical Society of N.-S. Wales“ gehalten hat und der 1865 auch im Druck erschienen ist. Er macht darin höchst wichtige Mittheilungen über Lebensweise, Nutzen und geographische Verbreitung der Wirbelthiere in dem genannten Gebiet, das er ja während seiner neunmonatlichen Reise aus eigener Anschauung kannte. Namentlich sammelte und beobachtete er in der Umgebung von Gol-Gol mit Hülfe von Eingeborenen, die ihm die Herren Williams, die dort angesiedelt waren, und denen er für ihre verständnißvolle Unterstützung hohes Lob zollt, zur Verfügung stellten. Von placentalen Säugern sind nur 3 Fledermausarten, 3 Nager und 1 Raubthier, der wilde Hund (Dingo) erwähnt. Dagegen führt Krefft 17 Beutelthierarten auf und weist darauf hin, daß die meisten dieser Beutelthierarten eine nächtliche Lebensweise führen und daher käme es, daß einige Reisende, außer gelegentlich ein Känguruh, keine Säugethiere in diesem District gesehen haben. Selbst den europäischen Ansiedlern des Gebiets waren zwei Drittel und den Eingeborenen einige der von Krefft in der Nacht beobachteten und gesammelten kleinen Säugethiere aus demselben Grunde unbekannt. Auch mit der Fauna Tasmaniens hat sich Krefft eingehender beschäftigt.

Auch als tüchtigen Höhlenforscher lernen wir Krefft kennen. 1867 erschien seine Arbeit: Fossil remains of mammals, birds and reptiles from the caves of Wellington Valley, collected and described by Gerard Krefft. — Er giebt darin eine Aufzählung von 1393 Fossilien, die er in den Höhlen des Wellington-Thales sammelte, die bereits 30 Jahre vorher von Sir Thomas Mitchell entdeckt waren. Krefft's Versuch, die Höhlen mit Magnesium-Licht zu photographiren, schlug fehl. (Sonst war K. ein tüchtiger Photograph und namentlich im Coloriren von Photographieen leistete er Hervorragendes, wie aus den Zeitungsurtheilen über von ihm ausgestellte Sachen hervorgeht.) — Da die Knochen weicher waren, als die Sintermasse, durch die sie zu einer Knochenbreccie vereinigt waren, machte das Sammeln große Schwierigkeiten. Mit wenigen Ausnahmen gehörten die Knochen Arten an, die jetzt ausgestorben sind. Von Beutelthieren waren 10 Genera vertreten, darunter der sogenannte Beutellöwe (Phylacoleo carnifex). Placentale Säugethiere, bemerkt Krefft in der Einleitung, waren damals dort ebenso selten, wie heute, da nur Knochen und Zähne von Nagern (Ratten) und einem Hunde gefunden sind. Selbst menschliche Reste fand Krefft, hält sie aber nicht für fossil, wenn auch für sehr alt. Auch stellt er die damalige Anwesenheit von zwei verschiedenen Wombatarten (Phascolomys latifrons und Ph. platyrhinus) fest, während jetzt keine im Wellington-Thale leben.

Bei so viel Arbeit und Erfolg konnten auch Ehrungen aller Art nicht ausbleiben. Wie wir einer kurzen im Jahre 1879 in Heaton's Dictionary of Dates and Men of the Time erschienenen Biographie Kreffts entnehmen, war er:

Ritter des Kronenordens von Italien.
Ehrenmitglied des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.
C. Mitglied des Vereins für Naturwissenschaft in Hamburg (s. 1. XII. 1858).
C. Mitglied der K. K. geologischen Gesellschaft in Wien.
C. Mitglied der K. geographischen Gesellschaft in Dresden.
Mitglied der Royal Society of Tasmania.
Mitglied der Linnean Society in London.
C. Mitglied der Zoological Society in London.
Membre de la Soc. humanitaire in Bordeaux.
Ehrendoctor der Philosophie.

Von der Regierung von N.-S. Wales erhielt er eine goldene Medaille für geleistete Dienste (rendered services), außerdem viele silberne und bronzene Medaillen auf Ausstellungen in Europa und in den Colonieen.

Baron von Heuglin nannte in Anbetracht von Krefft's Verdiensten um die geographische Wissenschaft ein großes langes Vorgebirge von Barents-Island bei Spitzbergen „Krefft-Berg“. Daß zahlreiche Naturobjecte von Forschern, mit denen er in Verbindung stand, nach ihm benannt wurden, ist eigentlich selbstverständlich.

Ich nenne von Schlangen: Cacophis krefftii Gthr.
von Crocodilen: Tomistoma „ Gray,
von Fossilen: Diprotodon „ u. a. m.

Andererseits benannte Krefft auch recht viele von ihm neubeschriebene Arten nach seinen Freunden und Correspondenten.

Im Januar 1874 war er mit den Trustees des Museums, nachdem er vorher lange mit ihnen auf gutem Fuße gestanden hatte, in Differenzen gerathen, die sich

schließlich so zuspitzten, daß Krefft, da er sich im Recht zu befinden glaubte, und nur der Gewalt zu weichen erklärte, am 18. Sept. 1874 mit seiner Familie aus dem Museum, wo er eine große Wohnung inne hatte, mit Gewalt auf die Straße gesetzt wurde. Zwei der Trustees, Hill und Captain Onslow, die direct dabei betheiligt waren, verklagte Krefft und der Richter verurtheilte die Beiden, 250 Lstrl. an K. zu zahlen. Auch die Regierung erklärte, daß die Entlassung K.'s zu Unrecht erfolgt sei, da er nur von der Regierung selbst entlassen werden konnte, wozu trotz der Verläumdungen von gegnerischer Seite kein Grund vorlag. Nach zwei Jahren klagte Kr. nun, der sich daraufhin noch immer als Curator betrachtete, auf Zahlung von 1000 Lstrl., den Gehalt für 2 Jahre. Er brachte seine Angelegenheit vor das Parlament, alle Zeitungen beschäftigten sich mit der Angelegenheit. Es wurden auch durch Parlamentsacte 1000 Lstrl. für Krefft votirt, dadurch aber, daß der Schatzminister Kreffts Namen in dem weiteren Schreiben wegließ, wurden die 1000 Lstrl. an das Museum ausgezahlt und die Trustees hatten nichts Eiligeres zu thun, als mit 960 Lstrl. die ihnen erwachsenen Kosten im Proceß mit Krefft zu decken. — Es ist eine Skandalgeschichte ersten Ranges, die sich dort in Sydney gegen unseren deutschen Landsmann abspielte und spricht nicht für die Regierung, daß Kr. trotz aller aufgewandten Mittel sein Recht nicht erlangen konnte.

Er starb, verbittert durch das ihm angethane Unrecht in Wooloomooloo, einem Vorort von Sydney, in der Nacht am Freitag, dem 19. Februar 1881, an den Folgen von Wassersucht und Bright'scher Krankheit, wodurch er die letzten Wochen schwer zu leiden hatte, 51 Jahre und 2 Tage alt. Er hinterließ eine Wittwe und zwei Knaben, Rudolf und Hermann, im Alter von 9 und zwei Jahren. Noch am Tage vor seinem Tode, obwohl schwer krank, war er mit der Bestimmung eines in N.-S. Wales gefundenen fossilen Zahnes beschäftigt, den er für einen Crocodilzahn hielt.

Mit seiner Familie in Braunschweig stand Gerhard Krefft immer in regem Briefwechsel. Aus diesem tritt uns ein Mann entgegen, der beseelt von edlem Streben im Dienste der Wissenschaft, zugleich das Leben stets von der günstigen Seite zu fassen verstand und der stets mit Humor sich in allen Lagen zurecht zu finden wußte. Er sandte oft von ihm verfertigte Photographieen und Skizzen ein und auch Braunschweigs Museen sind dabei nicht leer ausgegangen. Das Herzogl. naturhistorische Museum besitzt eine Reihe von Säugethieren, Vögeln und Schlangen von ihm, an das frühere anatomische Museum hatte K. 3 Skelette von Eingeborenen geschickt, die leider nach Göttingen gelangt sind, und das städtische Museum verdankt ihm eine Anzahl recht guter ethnographischer Gegenstände aus der Südsee und Australien. An seiner alten Heimath hing Krefft mit inniger Anhänglichkeit und für das geeinte Deutschland und seinen alten Kaiser zeigte er helle Begeisterung.

Möge er dafür in australischer Erde in Frieden ruhen! Seine Werke werden in der Wissenschaft immer ihren Werth behalten!

Schriften von Gerhard Krefft.

(Chronologisch geordnet.)

1858. A few remarks on the habits and economy of the browncapped Pomatorhinus. [P. ruficeps, Hartl.] — In: Proc. Zool. Soc. Lond. 1858, p. 352-53.

? On the Aborigines of the lower Murray.

1862. Die Schlangen der Umgegend von Sydney. — In: Petermann's Mitth. 1862, p. 395—96.

Note on Furina textilis. — In: Proc. Zool. Soc. London 1862, p. 149—50, und: Ann. Mag. Nat. Hist. 3 Ser. Vol. 10. 1862, p. 393—94.

Note upon Australian snakes and their geographical distribution. — In: Proc. Zool. Soc. London 1862, p. 224—26.

Letter from Krefft; — On Birds from the Brampton shoals and adjacent islets. — In: Ibis. Vol. 4 1862, p. 191—93 ff.

1863. Description of a new species of Hoplocephalus [carinatus] with keeled scales. (With woodcuts.) — In: Proc. Zool. Soc. London 1863, p. 86, und: Ann. Mag. Nat. Hist. 3 Ser. Vol. 12. 1863, p. 403—4.

Description of a new species of the genus Dromicia, discovered in the neighbourhood of Sydney. — In: Proc. Zool. Soc. London 1863, p. 49—50.

On the Batrachians occuring in the neighbourhood of Sydney, with remarks upon their geographical distribution. — In: Proc. Zool. Soc. London 1863, p. 386—90.

1864. Description of Aspidiotes melanocephalus, a new snake from Port Denison, N. E. Australia (with 2 woodcuts). — In: Proc. Zool. Soc. London 1864, p. 20—22, und: Ann. Mag. Nat. Hist. 3 Ser. Vol. 14. 1864, p. 225—26.

Notes on Australian Fishes and descriptions of four new species. — In: Proc. Zool. Soc. London 1864, p. 182—184, und: Ann. Mag. Nat. Hist. 3 Ser. Vol. 15. 1865, p. 68—71.

Description of three new species of Australian snakes (with woodcuts). — In: Proc. Zool. Soc. London 1864, p. 180—182, und: Ann. Mag. Nat. Hist. 3 Ser. Vol. 15. 1865, p. 66—68.

Catalogue of Mammalia in the collection of the Australian Museum, by Gerard Krefft, Curator and Secretary. Sydney. Printed by order of the trustees. 1864. kl. 8°. 134 u. 2 Seiten.

1865. The Frogs of Australia. — In: Monthl. Notices Roy. Soc. Tasmania. 1865, p. 16—20.

On snakes observed in the neighbourhood of Sydney. — In: Trans. Philos. Soc. N. S. Wales. Vol. I. 1862—65 (1866), p. 34—60.

Two papers on the vertebrata of the lower Murray and Darling; and on the snakes of Sydney; read before the Philos. Soc. of N. S. Wales. 10. Sept. 1862 by Gerard Krefft. Sydney: Reading and Wellbank, Printers, Bridge-Street, 1865.

Description of a new species of rockkangaroo from N. S. Wales. — In: Proc. Zool. Soc. London 1865, p. 324—25.

Notice of a new species of Sperm-Whale belonging to the genus Euphysetes of Mac Leay. — In: Proc. Zool. Soc. London 1865, p. 708—13.

1866. Descriptions of three species of snakes of the genus Hoplocephalus. — In: Proc. Zool. Soc. London 1866, p. 370—71.

On the classification of the small Dasyuridae of Australia, with descriptions of two new genera and one new species. (Plate XXXVI). — In: Proc. Zool. Soc. London 1866, p. 431—435.

1867. Notes on the mammals and birds of Cape York, with descriptions of two new rodents of the genus Hapalotis. — In: Proc. Zool. Soc. London 1867, p. 316.

Description of a new species of Cassowary from Northern Queensland. — In: Proc. Zool. Soc. London 1867, p. 482.

Descriptions of some new Australian Freshwater Fishes. — In: Proc. Zool. Soc. London 1867, p. 942—44.

List of Birds in New South Wales, protected by the gam act. — 6. Annual report New S. Wales 1867, p. 58—60.

Fossil remains of mammals, birds and reptiles from the caves of Wellington Valley; collected and described by G. K. 8⁰. 14 pages. Sydney, Thomas-Richards, Government Printers.

Australian Vertebrata (recent and fossil) representing all the genera known up to the present time: with notes by Gerard Kr. (p. 1—20).

1868. Notes on Australian Zoology. — In: Proc. Zool. Soc. London 1868, p. 2—4.

Letter from Krefft, relating to the discovery of an extinct species of Echidna in Australia. — In: Proc. Zool. Soc. London 1868, p. 49.

Letter from Krefft, relating to a large specimen of a Skate (Cephaloptera). — In: Proc. Zool. Soc. London 1868, p. 531.

1869. Descriptions of new Australian snakes (with woodcuts). — In: Proc. Zool. Soc. London 1869, p. 318—22.

Notes on the Fauna of Tasmania. — In: Monthly Notices Roy. Soc. Tasmania (1868) 1869. Appendix p. 91—105. Auch separat: London, Trübner 1868.

The snakes of Australia; an illustrated and descriptive catalogue of all the known species. (4⁰. 100 Seiten und XII Tafeln) by G. K. Sydney, Thomas Richards, Philip-Street, 1869.

Letter from Krefft; On some Australian birds. — In: Ibis N. S. Vol. 5 (1869), p. 348—50.

1870. Notes on the Skeleton of a rare Whale, probably identical with Dioplodon Sechellensis. — In: Proc. Zool. Soc. London 1870, p. 426—27.

Description of a gigantic Amphibian allied to the genus Lepidosiren, from the Wide-Bay-District, Queensland (with woodcuts). — In: Proc. Zool. Soc. Lond. 1870, p. 221—24. [Ceratodus Forsteri Krefft.]

1871. Beschreibung eines gigantischen Amphibiums aus der Verwandschaft der Gattung Lepidosiren aus dem Wide-Bay-District in Queensland. — (M. 1 Taf.) — In: Archiv für Naturgeschichte, 37. Jahrg. Bd. I. 1871, p. 321—24.

The Ceratodus Forsteri. — In: Nature, Vol. 3 (1870—71) 1871, p. 107—8.

Letter from Kr., containing notices of rare australian Whales of the Genera Dioplodon and Ziphius. — In: Proc. Zool. Soc. London 1871, p. 630—31.

The mammals of Australia, illustrated by Miss Harriett Scott and Mrs. Helena Forde, for the Council of education; with a short account of all the species hitherto described by Gerard Krefft. — Sydney: Thomas Richards, Imp. 4⁰ with 12 Plates. 1871.

1872. On Australian Entozoa, including a list of the species hitherto recorded and descriptions of sixteen new tape-worm colonies, with figures of each, drawn from frech specimens. — N.-S. Wales, 1872. 8⁰ 28 p., with large folding plate.

On the species of Wombat (Phascolomys). — In: Proc. Zool. Soc. London 1872, p. 795.

On Australian Entozoa, with descriptions of new species (with 1 Pl.) — In: Trans. Entom. Soc. N. S. Wales Vol. 2 (1873), p. 206—32.

Fabulous Australian animals. — In: Ann. Mag. Nat. Hist. 4 Ser. Vol. 11 (1873), p. 315—16.

Remarks on Australian Crocodiles and description of a new species. — In: Proc. Zool. Soc. London 1873, p. 334—335.

1873. Australian fossil remains. Being a descriptive Catalogue of the most interesting fossils exhibited in the Australian Museum, with remarks on the recent Mammalian fauna of Australia. With 18 Plates by Miss Scott and Mrs. Forde. 4⁰ Text by Krefft.

The Fauna of Tasmania. A list of the animals of the Island of Tasmania, chiefly from observations by Mr. George Masters. 8⁰.

1874. Les serpents d'Australie; Catalogue descriptif et illustré de toutes les especes connues (Extrait). — In: Journ. de Zool. (Gervais). T. 3. 1874, p. 158—60.

1874. Catalogue of minerals and rocks exexhibited in the Australian Museum with descriptions of valuable ores and minerals and with hints for Miners and mineral explorers. Compiled by G. K.

1876. Notes on australian animals in New Guinea, with description of a new species of fresh water tortoise belonging to the genus Enchelymus (Gray). — In: Annal. d. Mus. Civ. Genova, Vol. 8. 1876, p. 390—94.

1877. Letter from Krefft, concerning a young example of Casuarius australis living in Sydney. — In: Proc. Zool. Soc. London 1877, p. 28.

1879. Notice of a supposed new species of bat from Queensland. — In: Proc. Zool. Soc. London 1879, p. 386.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 15. März. **1896.**

Die Faiencefabrik zu Braunschweig [1]).

Von Dr. Chr. Scherer.

Nachdem das Interesse der Museen und Privatsammler in Folge mehrerer, in den letzten Jahren erschienener Schriften und Aufsätze über deutsche Faiencefabriken des 18. Jahrhunderts auch für diesen, bisher noch stark vernachlässigten Zweig der Keramik wieder erwacht ist und man bereits aller Orten anfängt, die Erzeugnisse jener Fabriken zu sammeln, dürfte es wohl angemessen erscheinen, die Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes auch auf die in Braunschweig ein Jahrhundert lang in Betrieb gewesene Faiencefabrik und ihre Erzeugnisse zu lenken, zumal dieselben im allgemeinen vom hiesigen Publikum noch wenig gekannt und gewürdigt sind und selbst in Fachkreisen erst seit Kurzem eine größere Beachtung gefunden haben. Da trotzdem noch fortgesetzt Irrthümer und Verwechselungen stattfinden, soll der Hauptzweck des nachfolgenden Aufsatzes sein, eine größere Klarheit über die Fabrik und ihre Erzeugnisse zu verbreiten, zugleich aber auch zum Sammeln dieser Braunschweiger Faiencen anzuregen, von denen sich gewiß noch viele, besonders auf dem Lande, als Erbstücke der Familien erhalten haben werden.

Die Braunschweiger Faiencefabrik [2]) wurde als „Porcellainfabrik nach delftischer Art" durch Herzog Anton Ulrich im Jahre 1707 gegründet. Sie befand sich vor dem Petrithore in einem dem Bürger Joh. Andreas Pape gehörigen Hause, das zunächst für diesen Zweck gemiethet, später aber (1710) angekauft wurde, und war der technischen Leitung eines aus Sachsen berufenen „Porcellainmeisters", Namens Johann Philipp Frantz, unterstellt, neben dem als „Meister und Handlanger" die Maler Joh. Christoph Giltze und Joh. Martin Frantz, sowie der Dreher Wilh. Kannega beschäftigt waren. Wie wenig glücklich das Unternehmen schon bei Beginn von Statten ging, erhellt aus einer Verfügung des Herzogs vom 6. November 1708, nach welcher ein von dem Meister für einen neuen Versuch geforderter Betrag von 438 Thaler bezahlt werden sollte, obwohl die Fabrik bereits eine ansehnliche Summe Geld gekostet und noch wenig geleistet habe. Allein auch in der Folge konnte die Fabrik, die ihre Rohmaterialien aus dem Auslande beziehen mußte und nicht einmal genug Brennholz bei Braunschweig vorfand, nicht in die Höhe kommen, so daß man bereits im Jahre 1709 ernstlich in Erwägung zog, ob man dieselbe nach Königslutter in die Nähe des holzreichen Elm verlegen oder als ein Werk, das „mehr zur Curiosité denn zum Nutzen" diene, überhaupt eingehen lassen solle.

Bevor noch ein bestimmter Entschluß hierüber gefaßt worden war, kam mit dem Patrizier Heinrich Christoph von Horn ein Vertrag zu Stande, durch den dieser die Fabrik vom 1. Januar 1710 ab auf sechs Jahre gegen eine jährliche Pachtsumme von 70 Thalern für die ersten drei Jahre und von 80 Thalern für die weiteren drei übernahm. Das Pape'sche Gebäude sammt allem Inventar wurde dem Pächter übergeben, der sich zugleich verpflichten mußte, das gesammte Personal beizubehalten und den Betrieb nach Kräften zu fördern. Falls die Fabrik vernachlässigt würde, behielt sich die Commission das Recht vor, den Vertrag aufheben zu können; dagegen „wollte Ihre Durchlaucht noch einen zweiten Brennofen zu bauen gnädigst gestatten, sofern Gott das Werk

---

1) Erweiterung und Umarbeitung eines Aufsatzes desselben Verfassers in der Bayerischen Gewerbe-Zeitung 1894 Nr. 18. Die Holzstöcke für die Fabrikzeichen sind uns von Herrn C. Schrag in Nürnberg (Verlagsanstalt des Bayerischen Gewerbe-Museums), freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

2) Gelegentliche Erwähnung derselben in der Litteratur findet sich z. B. bei Stegmann in der Thonindustrie-Zeitung V (1881), p. 419; derselbe, die Fürstlich Braunschweigische Porzellanfabrik zu Fürstenberg p. 165, Anm. 28. Bucher, Gesch. d. techn. Künste III, 495. Vor Kurzem hat auch J. Brinkmann in seinem vortrefflichen Buche „Das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe" p. 352, auf Grund von mündlichen Mittheilungen einen kurzen Abriß der Geschichte der Br. Faiencefabrik gegeben. — Benutzt wurden für die geschichtliche Darstellung die im städtischen Archiv zu Braunschweig befindlichen Acten, von denen mir Herr H. Stegmann einen von ihm vor längerer Zeit angefertigten Auszug freundlichst zur Verfügung gestellt hat, den ich im Wesentlichen zu Grunde legen konnte; ferner eine, wie es scheint, mit Benutzung eines Theiles dieser Acten von dem verstorbenen Dr. Schiller verfaßte kurze Geschichte der Fabrik, die als Handschrift im Städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt wird und mir für meine Zwecke von Herrn Major a. D. Wegener freundlichst geliehen wurde. Außerdem habe ich die im Wolfenbüttler Landeshauptarchiv aufbewahrten Acten für diese Arbeit durchsehen können.

segnete und die Consumenten sich so stark steigern sollten, daß derselbe nöthig wäre“. Den Thon durfte der Pächter überall da, von wo er bisher bezogen worden war, „ohne Entgelt und ohne Jemandes Behinderung“ frei graben und anfordern lassen; auch sollte alles übrige für die Fabrik nöthige Material ohne Abgabe bleiben und die Ausfuhr der Erzeugnisse frei vor sich gehen Was diese letzteren anbetrifft, so werden in einem Inventar nachfolgende Gegenstände, die aber nicht die gesammte Fabrikation umfaßt zu haben scheinen, angeführt; nämlich „Thee Cöpchens, Theeschüsseln, Chocolade-Tassen, große Schüsseln, große Teller, mittlere und kleine Teller, Kaltschalen-Näpfe, halbe und 1/4 Stübgen-Krüge, Butterbüchsen, Hangetöpfe, Tintenfässer, Leuchter, Becher, Fliesen, Bilder, Senfschüsseln, Speytöpfe, Scheerbecken, Töpfe mit drei Füßen, Suppentöpfe mit Deckel, Apotheker-Krucken, Gartentöpfe, Aufsätze, Nachttöpfe und Maaßkrüge.“ Vasen, die in der späteren Zeit einen Hauptzweig der Fabrikation bildeten, scheinen also damals noch nicht hergestellt zu sein; es waren vielmehr nur Gegenstände des Gebrauchs, keine eigentlichen Luxussachen.

Noch in demselben Jahre erhielt von Horn für sich und seine Erben ein Privilegium auf eine „vollkommene Porcellainfabrik“, um „einen Versuch zu machen, ob man das Dresden'sche rothe Zeug ausfinden und machen könne“, doch scheint derselbe von diesem Recht keinen weiteren Gebrauch gemacht zu haben, da später niemals mehr davon die Rede ist und derartige Erzeugnisse wie sie z. B. in Plaue an der Havel, in Bayreuth und anderen Orten vorkamen, auch bis jetzt noch nicht mit Sicherheit für Braunschweig nachgewiesen sind.

Nachdem Horn im Jahre 1711 den Canzleiadvocaten zu Wolfenbüttel, Werner Julius Günther von Hantelmann als Compagnon angenommen hatte, letzterer aber wegen seiner häufigen Abwesenheit sich wenig um die Fabrik bekümmern konnte, traten im folgenden Jahre Horn's Vetter (?), der Commerciencommissär Heinrich Friedrich von Horn und der Hauptmann Julius Dittmar Hagen an Stelle der beiden ersten Pächter in den Vertrag ein. Streitigkeiten, die schon nach Kurzem zwischen beiden ausbrachen, veranlaßten jedoch 1714 den Austritt Hagens, so daß also von diesem Jahre ab der Commissär von Horn als alleiniger Pächter der Fabrik erscheint. Dieser, der übrigens auch in Unterhandlungen wegen Uebernahme der Casseler Faiencefabrik gestanden hatte,[1]) erhielt ein neues Privilegium, wonach er, da der Umbau der Festungswerke den Abbruch des alten Gebäudes nothwendig machte, die Fabrik auf seine Kosten in die Stadt an die Beckenwerperstraße verlegen durfte.

Nach seinem 1731 erfolgten Tode führte seine Wittwe die Fabrik unter dem Schutze der Regierung weiter; doch vermochte die letztere, obwohl seit 1717 wiederholt Maßregeln gegen die Einfuhr anderer Fayencen und den Handel mit denselben ergriffen wurden und auch 1735 ein strenges Verbot gegen die Nachahmung „der bei der Fabrik inventirten und neu angeschafften Modellen von Kachel Offen und andern noch allhier unbekannten Geschirren“ erlassen worden war, eine öftere Uebertretung desselben durch die wachsende einheimische, wie auswärtige Concurrenz nicht zu verhindern. So mußte z. B. dieses Verbot bereits 1738 von Neuem in Erinnerung gebracht werden, da sich ein Töpfer, Namens Hasenhauer, schon seit langem mit der Herstellung von „blauen und weißen Oefen in Porcellain“ befaßt und der von Horn'schen Fabrik beträchtlichen Schaden zugefügt hatte.

Um Ostern 1742 kam die Fabrik in den Besitz eines der Söhne des Amtsrathes und Gerichtsschulzen von Hantelmann, der jedoch schon 1745 sein Privilegium an die Brüder Heinrich Werner und Christoph Friedrich Ludwig von Hantelmann abtrat, unter deren Leitung die Fabrik eine kurze Blüthezeit — sie beschäftigte 1746 21 Personen — erlebt und Vortreffliches geleistet zu haben scheint.

Aus einer Ankündigung in den Braunschweig. Anzeigen (1746, 66 Stück p. 1531) lernen wir nicht nur verschiedene neue Erzeugnisse der Fabrik in diesem Zeitraum, wie z. B. „weiß und blaue oder mit Couleuren eingeschmolzene Aufsätze, oder Figuren von verschiedener Größe, oder Tafel-Service, Confect-Aufsätze &c., weiß und blau, auch ganz weiß, oder mit Couleuren eingeschmolzen“, sondern auch eine ihrer Verkaufsniederlagen, nemlich bei „dem am Jungfernstiege wohnenden Ehrn. Kaufmann Oldebroock“ kennen.

Allein dieser Aufschwung war nur von kurzer Dauer; denn schon am 13. Mai 1749 wurden durch eine neue Verordnung die Privilegien der Brüder von Hantelmann an Johann Erich Behling und Johann Heinrich Reichard übertragen, dergestalt, daß dieselben „sothane Fabrik auf Gewinn und Verlust ihrer eigenen Kosten nach bestem Wissen und Vermögen fortzusetzen, auch zu extendiren und darin allerhand weiße, bunte — und rothe — Geschirre, Fliesen, Ofen-Kachel und überhaupt Alles, was von Porcellain und rother Erde verfertigt werden kann, fabriciren zu lassen, jedoch daß denen hiesigen Töpfern frey bleibet, weiß-blau und ander Porcellain-Guth zu verfertigen“. Zur weiteren Förderung ihres Unternehmens wurde ihnen Befreiung von allerlei öffentlichen Lasten und Steuern zugesichert. Aus Mangel an Absatz vermöchten aber beide die Fabrik nicht lange zu halten, zumal auch inzwischen ähnliche Unternehmungen mit Erlaubniß der Regierung entstanden, unter denen die im Jahre 1745 durch den Hauptmann Rudolf Anton Chely[2]) in einem Hause am Wendenthore eingerichtete Fabrik von echtem und unechtem Porzellan, die ein Privilegium auf 10 Jahre hatte und noch im Jahre 1754 bestand, ihnen wohl am meisten schadete.

Nachdem daher Behling schon einige Jahre früher ausgetreten war, überließ Reichard am 4. November 1756

---

1) Siehe v. Drach, Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Cassel. „Hessenland“ 1891, p. 120.

2) In einem Aufsatze von F. Schlie über alte mecklenburgische Faiencen (Kunstgewerbeblatt N. F. V. p. 87 ff.) wird ein gewisser Christof Ludwig Chely erwähnt, der von 1753—54 Vorsteher der Faiencefabrik in Groß-Stieten bei Wismar war und möglicherweise mit dem obengenannten Ch. in verwandtschaftlicher Beziehung gestanden hat.

die Fabrik mit allem Zubehör an Herzog Carl, der dafür 5600 Thaler zahlte und ihm außerdem eine lebenslängliche Rente von jährlich 100 Thalern bewilligte.

So war die Fabrik zum zweiten Male fürstliches Eigenthum,[1]) doch ohne daß sich die an diesen Wechsel geknüpften Erwartungen erfüllt hätten. Denn obgleich der Herzog auf alle Weise den Betrieb zu heben suchte, indem er die schon 1749 zugestandenen Freiheiten von neuem bestätigte, die Einführung von fremdem Porzellan verbot und in einer neuen Verordnung vom 24. Mai 1764, in der übrigens die Fabrik zum ersten Mal als Faiencefabrik bezeichnet wird, verfügte, daß nur dieser Fabrik erlaubt sein solle, ihre Erzeugnisse, deren alleiniger Verkauf einem gewissen Liebau anvertraut war, beim Königsschießen auf der Masch auszuspielen, ging das Unternehmen doch fortgesetzt bergab. Auch eine 1766 erfolgte Erweiterung dieser Verfügung, dahin gehend, daß das Ausspielen der Faiencen auf den Königsschießen, den Messen und Jahrmärkten jedem unter der Bedingung erlaubt sein solle, daß er die auszuspielenden Waaren lediglich der fürstlichen Faiencefabrik und deren Niederlage bei Liebau zugleich mit einer Bescheinigung des letzteren entnähme, scheint den gehofften Erfolg nicht gehabt zu haben. Durch diese und ähnliche Enttäuschungen sah man sich endlich genöthigt, auf ein so kostspieliges und wenig einträgliches Besitzthum zu verzichten und es andern Händen zu überlassen.

So wurde denn die Fabrik durch Vermittelung des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand im Jahre 1773 an ihren bisherigen Faktor Johann Benjamin Heinrich Rabe verpachtet, der zum Compagnon Joh. Heinr. Christoph Hillecke, einen geborenen Braunschweiger, annahm, der in der Fabrik als Dreher gelernt und gearbeitet hatte. Aus der Zeit ihrer gemeinsamen Pacht, die, wie es scheint, etwa vier Jahre dauerte, ist eine Acte vom 13. Juni 1774 vorhanden, die einen Bescheid des Herzogs Carl an die Faiencefabrikanten Rabe und Hillecke enthält, des Inhalts, daß ihnen ein Privilegium exclusivum zum Ausspielen von Faiencen auf Freischießen u. s. w. nicht ertheilt werden könne, da bereits verordnet worden sei, daß alle diejenigen, die hierzu eine Erlaubniß erhalten hätten, ihre Waaren aus den hiesigen Fabriken oder den Waarenlagern derselben entnehmen sollten, daß also der Supplikanten Fabrik darunter mitinbegriffen sei. In demselben Jahre fand auch anläßlich der veränderten Einrichtung der Fabrik ein Verkauf der noch auf Lager befindlichen Waaren statt, zu dem die Braunschw. Anzeigen durch eine Ankündigung mit dem Bemerken einluden, daß diese Waaren bei dem Kaufmann Liebau im Sacke und in der Fabrik selbst besichtigt werden könnten.

Als Rabe im Jahre 1776 auf seine Kosten die Fabrik für 1500 Thaler käuflich erwarb, war Hillecke noch etwa sechs Jahre weiter in derselben thätig, arbeitete dann in mehreren auswärtigen Fabriken und bewarb sich später, doch ohne Erfolg, um die Erlaubniß zur Anlegung einer eigenen Faiencefabrik bezw. um den Ankauf der Rabe'schen. Nach dem Tode Rabe's (1803), dem übrigens jenes Privilegium exclusivum doch noch im Jahre 1779 bewilligt worden war, setzte seine Wittwe das Geschäft fort, zunächst allein, später in Gemeinschaft mit ihrem zweiten Manne, dem Friseur Joh. Jos. Elias Theune; doch scheint der Betrieb in den ersten beiden Jahren beinahe still gelegen zu haben, da geeignete Arbeitskräfte fehlten und Theune nach seinem eigenen Geständniß von der Herstellung der Faiencen nur wenig verstand. Erst im Jahre 1805, nachdem ein Versuch, die Fabrik zu verkaufen, an dem zu geringen Gebot gescheitert war, begann man von Neuem mit der Fabrikation, die jedoch aus Mangel an geeignetem Brennmaterial, besonders aber, weil das wohlfeilere und feinere englische Steingut die gröbere Faience mehr und mehr verdrängte, nicht mehr in die Höhe kommen konnte und schließlich seit 1807, wo zu allen anderen Uebelständen auch noch die ungünstigen politischen Verhältnisse hinzukamen, gänzlich und für immer aufhören mußte.

Die Erzeugnisse, die die Braunschweigische Faiencefabrik während ihres gerade 100jährigen Bestehens hervorgebracht hat und von denen die Sammlungen des städtischen Museums zu Braunschweig und des Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Wolfenbüttel eine größere Zahl besitzen, gehören mit wenigen Ausnahmen nicht zu den hervorragendsten Leistungen der deutschen Faienceindustrie des vorigen Jahrhunderts. Wie fast alle derartigen Fabriken, so hat auch diejenige zu Braunschweig in engster Anlehnung an die gleichzeitigen Delfter und französischen Vorbilder gearbeitet und diese nicht nur in den Formen, sondern auch im Decor nachzuahmen versucht. So zeigen z. B. die Vasen und Ziergefäße, die nachher einen Hauptzweig der gesammten Fabrikation gebildet zu haben scheinen, in der ersten Zeit fast sämmtlich die in Delft gebräuchlichen, von ostasiatischen Vorbildern abhängigen Formen; so oft sie aber später die unter dem Einfluß der Antike entstandenen Formen verwenden, erscheinen sie, hauptsächlich wohl in Folge technischer Unvollkommenheit, fast regelmässig plump und roh. Dasselbe gilt von den Gebrauchsgeschirren, den Kannen, Tellern, Schüsseln, Blumentöpfen, Apothekergefäßen und zahlreichen anderen Gegenständen und nur selten begegnen uns Stücke, die eine gewisse Selbständigkeit und Schönheit verrathen wie z. B. ein im herzoglichen Museum zu Braunschweig befindliches eiförmiges Kaffeekännchen mit drei Füßen in Gestalt von kugelhaltenden Adlerkrallen oder wie die im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe aufbewahrten, der Hantelmann'schen Periode angehörigen zwei Terrinen mit vier Füßen in Gestalt liegender Löwen und Meerfrauen als Henkeln.

Wie die Formen, so sind im Allgemeinen auch die Malereien wenig künstlerisch durchgeführt. Auch die

---

1) Die Fabrik stand von 1757—1763 unter Direction des Consistorialrathes Bütemeister, des Hofraths Isenbart und des Cammercommissärs von Hantelmann; 1764 bis 1768 unter Leitung des Hofraths Lutterloh und des Geheimsekretairs Hinze; 1770 wurde die Direction der fürstlichen Kammer übertragen.

Maler der Braunschweigischen Fabrik folgten bei der Auswahl der Motive anfänglich ganz den von Delft, Rouen und anderen französischen Fabriken gewiesenen Bahnen, indem sie ihre Waaren in Kobaltblau unter Glasur mit Blumen in japanischem Charakter, mit Spitzen- und Randmustern à lambrequins und ähnlichen Rouenmotiven, mit Rocaillen, daneben aber auch mit Wappen, Landschaften und Figuren in cartouchenähnlichen Feldern, sowie mit allerlei Sprüchen und Lebensregeln verzierten. Doch ist die Zeichnung selten sorgfältig und correct, die Farbe meist dünn und ungleichmäßig aufgetragen, die Glasur gewöhnlich stumpf, ohne Glanz und Reinheit und oft mit einem Stich ins Bläuliche. Erst später, etwa mit Beginn der 40er Jahre, werden aus Rücksicht auf die Mode und den Geschmack der großen Menge auch andere Farben in größerem Umfange angewandt, so vor Allem Manganviolett, daneben wohl auch hier und da Gelb, Grün und Eisenroth. Wie schon gesagt, gewähren die erhaltenen Beispiele kein sonderlich erfreuliches Bild von den Leistungen der in der Braunschweiger Faiencefabrik thätig gewesenen Former und Maler; sie beweisen vielmehr deutlich, daß die meisten dieser Erzeugnisse einem feineren Geschmacke auf die Dauer nicht zusagen konnten, und diesem Umstande wird wohl auch ein Theil des ewigen Mißerfolges der Fabrik zuzuschreiben sein.

Was schließlich die Marken derselben anbetrifft, so geben die Acten für den ersten Zeitraum ihres Bestehens keinerlei Auskunft. Es muß daher zweifelhaft bleiben, ob die Fabrik schon damals überhaupt eine Marke geführt hat; doch sei wenigstens auf die nebenstehende Bezeichnung an einer blau decorirten Vase im städtischen Museum zu Braunschweig hingewiesen, die möglicherweise mit J. G. von Hantelmann in Zusammenhang gebracht werden kann.[1]) Mit dieser Vase, die eine Landschaft in einer z. Th. plastisch gebildeten Umrahmung, als Schmuck trägt, stimmen im Charakter der Zeichnung, in der Auswahl der ornamentalen Motive und der ganzen Arbeit mehrere andere Stücke überein, welche die Bezeichnung **B P** tragen. Da dieselben von den Erzeugnissen anderer Fabriken, die eine ähnliche Marke haben, wie z. B. Delft und Bayreuth, durchaus verschieden sind, trage ich kein Bedenken, diese Buchstaben auf „Braunschweiger Porcellain" zu deuten und die so bezeichneten Arbeiten gleichfalls für Erzeugnisse der Braunschweiger Fabrik wohl aus der von Horn'schen Periode zu erklären.

1) Eine ähnliche Marke, die einer unbekannten holländischen Fabrik angehören soll, erwähnt Jacquemart, histoire de la céramique p. 552 Vgl. auch Jännicke in seinem Markenverzeichniß No. 1480. Doch sind die mit derselben bezeichneten Fabrikate von unserer Vase durchaus verschieden, so daß hier an eine gemeinsame Quelle überhaupt nicht gedacht werden kann.

Im Gegensatz zu diesen beiden Marken, deren Deutung und Zuweisung nicht völlig frei von Zweifel ist, steht die Marke unbestritten fest, welche die Fabrik, so lange sie sich im Besitze der Brüder von Hantelmann befand, d. h. während des Zeitraums von etwa 1742 bis gegen 1749, führte. Auf einigen Tellern in der Sammlung des Geschichtsvereins zu Wolfenbüttel, die im Grunde mit dem von Hantelmann'schen Wappen in Blau bemalt sind, findet sich nämlich auf der unteren Seite die aus den Anfangsbuchstaben des Namens und Adelsprädikats gebildete Marke VH [1]). Dieselbe kehrt, oft auch in Verbindung mit darunter gesetzten anderen Buchstaben, die wohl meist als Zeit- und Maßemarken, vielleicht auch als Malermonogramme, zu deuten sind, auf einer großen Zahl gleichfalls blau bemalter Faiencen wieder, die sich zum größten Theil durch eine mehr künstlerische Form, eine sorgfältigere Zeichnung und feinere Malerei von den übrigen Arbeiten unterscheiden.

Für den nachfolgenden Zeitraum, in welchem die Fabrik unter der Verwaltung von Behling und Reichard stand, lassen sich die Marken *B & R* und *R & B* nachweisen, die keiner weiteren Deutung bedürfen. Wie man aber die Waaren zur Zeit der staatlichen Leitung der Fabrik zeichnete, kann wiederum nur vermuthungsweise ausgesprochen werden. Wir besitzen nämlich eine gedruckte Verordnung vom 9. August 1781, die, vom Herzog Carl Wilhelm Ferdinand unterzeichnet, in ihrem ersten Theil dem Fabrikanten Rabe und dessen Unterhändlern, soweit sie mit Päßen versehen sind, den Verkauf und das Ausspielen von Faiencen ohne weiteres gestattet, allen andern aber den Handel mit denselben streng verbietet. „Damit aber auch", so heißt es in der Verordnung weiter, „durch obgedachte Unterhändler kein Unterschleif vorgehe und nicht ausländische Faience-Waare, als welche nach wie vor verboten bleibt, statt der einheimischen debitiret werde, so ist zugleich befohlen, daß nicht nur die hiesigen Faience-Waaren ferner mit einem B oder Br bezeichnet, sondern auch die von dem Fabrikanten Rabe seinen Unterhändlern ertheilten gedruckten Päße von ihm selbst unterschrieben und besiegelt, nicht weniger die Waaren, mit Bemerkung der Zeit, binnen welcher sie zu debitiren und der Paß gültig ist, spezifice darin aufgeführt werden sollen". Aus dieser Verordnung ergiebt sich also, daß die Marke *B* oder Br, die

1) Aehnlich ist die Marke des Delfter Jan Gerrits van der Hoeve oder van der Houve. Siehe Havard, histoire de la Faience de Delft p. 233, No 158.

neben der Hantelmann'schen wohl am häufigsten begegnet, vom Jahre 1781 ab im Gebrauch war; ob dieselbe aber auch schon vorher angewandt worden ist, dürfte sich, da das Wörtchen „ferner“ in seiner doppelten Bedeutung sich sowohl auf die Zukunft als auch auf die Vergangenheit beziehen kann, mit Sicherheit kaum sagen lassen. Doch liegt die Vermuthung nahe, daß die Marke bereits von Herzog Carl festgesetzt war, der, wie wir wissen, die bis dahin übliche Benennung Porcellainfabrik in Faiencefabrik umänderte und vielleicht zugleich mit dieser Aenderung, die im Anfang der 60er Jahre geschah, die Marke B oder Br (Braunschweig) einführte, ähnlich wie er bereits 1753 für seine Fürstenberger Porzellanfabrik die Marke F durch eine Verordnung festgesetzt hatte.

Rabes Marke scheint während der ersten Zeit, wo er die Fabrik noch gemeinsam mit Hillecke leitete, R & C gewesen zu sein. Diese Bezeichnung, die, so viel ich weiß, bis jetzt nur auf einem einzigen Stücke, einem Leuchter im städtischen Museum zu Braunschweig, nachzuweisen ist, wäre dann „Rabe & Compagnie“ zu deuten, könnte aber auch von Reichard nach Behlings Austritt aus der Fabrik verwendet worden sein. Indessen möchte gerade die Bemalung jenes Leuchters in Blau und Violett für eine spätere Entstehung und mithin für die Zeit der Verwaltung Rabes sprechen, um so mehr als dieses Stück dem Museum von den Nachkommen des letztern geschenkt worden ist.

Aeltere Grenz- und Denksteine im Herzogthum Braunschweig.

Von Dr. F. Brackebusch.

Unter dieser Ueberschrift brachten die „Braunschweigischen Anzeigen“ im December 1891 (Nr. 299 u. 300) einen Aufsatz, der interessante Mittheilungen über verschiedene, in der Umgegend von Stadtoldendorf und Eschershausen vorhandene Steindenkmäler und sonstige Erinnerungszeichen enthielt. Seit einer Reihe von Jahren dem gleichen Gegenstande meine Aufmerksamkeit schenkend, habe ich die Freude gehabt, auf Wanderungen durch die lieblichen Landschaften der Kreise Gandersheim und Holzminden eine Anzahl ähnlicher Steinmale ꝛc., und zwar besonders zahlreich in der nächsten Umgebung der beiden Kreisstädte selbst, kennen zu lernen. Im Folgenden soll eine Zusammenstellung dieser Funde gegeben werden.

1. In die hohe Mauer, welche den die St. Georgskirche vor Gandersheim umgebenden Friedhof im Süden begrenzt, wurde im Jahre 1891 ein Kreuzstein eingefügt, welchen man damals bei Reparaturarbeiten an der fraglichen Mauer im anliegenden Erdboden aufgefunden hatte. Dieser Stein, ein viereckig behauener Kalkstein von 0,51 m Länge und 0,40 m Breite, zeigt in einer vertieft ausgehauenen Kreisfläche von 0,35 m Durchmesser ein erhabenes einfaches gleicharmiges Kreuz, dessen Arme, am Grunde etwa 4 bis 5 cm breit, nach den Enden zu sich allmählich auf ungefähr 8 cm verbreitern; in der Mitte, also an der Kreuzungsstelle der vier Arme, ist das Kreuz kreisförmig erhöht, und zwar um etwa 5 mm.

Ein einfaches, erhaben ausgehauenes Kreuz von 0,41 m Höhe und 0,25 m Breite zeigt ein anderer, schon früher in diese Kirchhofsmauer eingesetzter Kalkstein.

2. Etwa 5 Minuten in fast südlicher Richtung vom Moritzthore vor Gandersheim — und zwar an dem Gabelwege vom Hasengrund und Galgenberg — stand bis zum Jahre 1862 ein Kreuzstein. Später ist derselbe in die Nordwand einer Seilerhütte eingefügt worden, welche in der Nähe der Eisenbahnbrücke vor dem genannten Thore, und zwar am unteren Eingange in den doppelten Hohlweg des Galgenberges, durch welchen ehemals die Straße nach und von den Dörfern Bentierode, Opperhausen ꝛc., sowie nach und von Northeim, Göttingen u. s. w. führte, erbaut ist. Der Stein, gleichfalls ein vierkantig behauener Kalkstein, ist etwa 0,48 m lang und 0,44 m breit und zeigt in einem ausgehauenen Kreise von 0,37 m Durchmesser ein erhaben gearbeitetes gleicharmiges Kreuz; die Arme, welche in der Mitte eine Breite von 0,04 m haben, an der Kreuzungsstelle und am Ende aber 0,07 m breit sind, werden von Kreislinien, welche nach der Kreuzungsstelle der Arme zu convergiren, begrenzt.

3. Der nun zu nennende Kreuzstein ragte unter dem Namen Kettelstein vor mehr als 30 Jahren nur etwa 20 cm mit seiner bemoosten Spitze aus der Oberfläche des sog. Vogelblüh's, eines ungefähr 2 Kilometer westlich von Gandersheim am Fuße des Kemnadebrinkes gelegenen, sonst mit Gebüsch bewachsen gewesenen Hügels, hervor. Ein Weg, der Kettelstieg genannt und vorzüglich als Richteweg nach dem Dorfe Kreiensen oft benutzt, führte, den Gandefluß rechts lassend, daran vorbei. Der Volksmund bezeichnete diese Stelle nicht nur im Allgemeinen als nicht ganz geheuer, sondern wußte auch durch einige Sagen dem vorgeblichen Spuke erst rechten Grund zu geben. Man erzählte, an jener Stelle sei Jemand zu Tode „gekettelt“ (gekitzelt), ein Kesselflicker sei dort ermordet, es sei der Grabstein für einen Mann Namens „Kettel“, und Anderes mehr. Jedenfalls dürfte wohl eine ungewöhnliche Todesart zur Setzung des „Kettelsteines“ Veranlassung gegeben haben. Wir möchten „Kettelstein“ und „Kettelstieg“ in Verbindung bringen mit einem, muthmaßlich wenige Schritte von der Fundstelle des Steines im damaligen Flußbette der Gande vorhanden gewesenen Kessel, der angedeutet wird durch das noch jetzt an jener Stelle sehr abschüssige Terrain. Der „Kettelstieg“ würde demnach ein Weg am Kessel der Gande entlang gewesen sein, und der „Kettelstein“ möchte gesetzt sein unweit jener Stelle, wo wahrscheinlich Jemand seinen Tod in dem qu. Kessel gefunden haben dürfte.

Der in Rede stehende Stein zeigt im Allgemeinen wohl die Form eines platenartigen, aufrecht stehenden Grabsteines, wie sie auf älteren Kirchhöfen noch heute zu finden sind, und hat in dem kantig behauenen Obertheile von 1,12 m Höhe und 0,70 m Breite eine Dicke von 16 cm, während der roh bearbeitete Fuß 21 cm und darüber dick ist. Die eigentliche Platte, der übrigens

eine Krönung fehlt und an der überhaupt die obere Partie wie auch die eine Breitfläche sehr beschädigt sind, trägt auf beiden Seiten — die Darstellungen auf der Ostseite sind wieder aufgefrischt — inmitten einer etwa 8 cm breiten, wenig erhabenen, viereckigen rahmenartigen Einfassung scheinbar eine gleiche Darstellung von 0,90 m Höhe in erhabener Arbeit: Auf der Spitze eines gleichschenkligen, ziemlich rechtwinkligen Dreieckes mit einer, der Breite des Mittelraumes entsprechenden Basis (54 cm) ein übereck stehendes kleines Quadrat, und auf diesem ein Kreuz von 54 cm Länge und Breite, dessen vier Arme gleich lang, an der Kreuzungsstelle und am Ende 5 bis 7 cm, in der Mitte dagegen bis zu 25 cm breit sind, indem sie, anfangs von divergirenden und gegen das Ende von convergirenden Bogenlinien begrenzt, beiderseits den Ansatz von Nasen zeigen. Von einer Inschrift ist keine Spur da.

Seit seiner, im Jahre 1863 bei Separationsarbeiten erfolgten Bloßlegung aus dem ihn umgebenden Lehmboden (die eine Hauptseite zeigte nach Osten, die andere nach Westen) hat der aus Kalkstein bestehende „Kettelstein“ mancherlei Schicksale erlebt. Eine Anfrage nach seiner Bedeutung in den Tagesblättern („Deutsche Reichszeitung“ ꝛc.) gab zu Erörterungen und Auslassungen Veranlassung; u. A. ging auch eine humoristische Deutung ein, als deren Verfasser „dör bökannte Zwückauer“ sich unterzeichnet hatte. Der Stein wurde von seinem alten Standorte entfernt und in die Nähe des Dechanei-Meierhofes geschafft; dort diente er manches Jahr als Brücke über einen Graben. Dann erwarb den Stein, um ihn den Besuchern der 15. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Gandersheim im Jahre 1882 vorzuführen, auch weiteren Beschädigungen der auf ihm angebrachten Steinhauerarbeiten vorzubeugen und ihn, wenn möglich, seinem alten Standorte wieder zuzuführen, der um die Erforschung und Erhaltung von Gandersheims Alterthümern hochverdiente Cantor G. L. Brackebusch. Vier Jahre nach des Letzeren Tode, nämlich Anfang September 1893, ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, dank der Zuvorkommenheit der betheiligten Behörden, und der „Kettelstein“ ist, eingefügt in einen mächtigen, ihm als Unterlage dienenden Quader, mit seinen Hauptseiten nach Osten und Westen zeigend, auf Veranlassung des Kreisbau-Inspectors Scholvin in Gandersheim wieder am Kettelstiege unweit seines einstigen Standortes aufgerichtet worden.

4. Bei baulichen Veränderungen auf dem Hofe des jetzt als Vorwerk zur Domaine Clus gehörigen ehemaligen Benedictiner-Nonnenklosters Brunshausen wurde vor Jahren eine Platte aus rothem Sandstein gefunden und dann in die, durch Vermauerung einer gothischen Thür an der Südseite der ehemaligen Klosterkirche entstandene Nische eingesetzt. Diese Platte hat bei einer Breite von 52 cm eine Höhe von 1,53 m und zeigt eingeritzt ein Stilkreuz, das in seinen Formen an jenes Kreuz erinnert, welches sich auf dem Grabsteine Gertruds von Süpplingenburg, der Gemahlin Herzogs Heinrich des Stolzen von Bayern und Mutter Heinrichs des Löwen (in zweiter Ehe mit Herzog Heinrich Jasomirgott von Oesterreich vermählt, starb sie 1143), in der Abtei Heiligenkreuz befindet (vergl. Steinmann, Grabstätten der Welfen, S. 92). Die am Grunde etwa 9 cm breiten Arme des Kreuzes verbreitern sich nach den Enden zu allmählich um etwa 3 cm; während die Länge der Seitenarme etwa 17 cm beträgt, mißt der obere und der untere Arm je 25 cm. Der das Kreuz tragende Stil von 5 cm Breite bei 37 cm Länge ruht auf einem Halbkreise von 10 cm Halbmesser.

5. Ein Steinkreuz oder ein Kreuz von Stein wurde im Juli 1885 bei Umarbeitung eines Theiles der bis zum Jahre vorher über den Heuberg hinter Brunshausen führenden Gandersheim-Hildesheimer Landstraße in Ackerland zu Tage gefördert, und zwar bei Ebnung des daneben befindlichen und nach jenem Steingebilde benannten Kreuzkampes. Das in Rede stehende Kreuz mißt mit dem nach unten gekrümmten Sockel von etwa 75 cm Breite und 26 cm Stärke 1,6 m in der Höhe; der aufrechte Theil des eigentlichen Kreuzes hat bis an das 73 cm in der Länge haltende Querstück 82 cm, die obere Fortsetzung desselben 26 cm, während die beiden Querarme 25 bezw. 20 cm Länge haben; die Dicke des Steines nimmt von 26 cm unten bis auf 17 cm oben allmählich ab. Die Kanten sind meist abgerundet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch durch dies Steinkreuz — da es unmittelbar an einem Wege stand — die Stätte hat bezeichnet werden sollen, wo ein Mord stattgehabt oder sonst ein ungewöhnlicher Todesfall. Doch ist auch die Annahme nicht ausgeschlossen, dieses Kreuz habe eine Station bei den Flursegnungen andeuten sollen (Ambarvalienkreuz). Vom Kreuzkampe aus, welcher zu den Ländereien der Cammerdomaine Clus gehört, ist dies Steinkreuz in den, die Kirche und die anstoßenden Gebäude des ehemaligen Benedictiner-Möchsklosters Clus umgebenden Park versetzt worden.

6. Auf dem rechten Ufer der Leine und rechts von der Eisenbahnstrecke Kreiensen-Freden steht, dem Dorfe Erzhausen etwa gegenüber, auf Hilprechtshäuser Feldmark in einer Stellwanne am Scheffberge (Scheppberg = Schiffberg?) oder Mühlenberge ein aus Kalk bestehender Kreuzstein, welcher bei 49 cm Breite und 11 cm Dicke 61 cm über den Boden ragt. Die schlecht erhaltene, zum Theil abgesprengte Ostseite trägt in einem erhaben gearbeiteten Kreise ein gleichfalls erhaben gearbeitetes gleicharmiges Kreuz, dessen vier bis an den Kreis reichenden Arme gleich breit und nur in der Mitte links und rechts durch Ansatz von Nasen verbreitert sind. Die Westseite zeigt in besserer Erhaltung die gleiche Darstellung; doch findet sich in die unter dem Kreise befindliche, erhaben gelassene Fläche links und rechts je ein kleines einfaches Kreuz eingeritzt. Der anfangs der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts ausgeführte Bau der genannten Bahn gab Veranlassung dazu, diesen Stein, der ursprünglich unweit des abschüssigen rechten Leineufers gestanden hat, an seinen jetzigen Standort zu versetzen. Er soll die Stelle bezeichnet haben, wo Jemand durch Verunglücken (? in den Fluthen der Leine) seinen Tod gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Zur „Kupferzeit“.

Für eine Anzahl Länder ist schon der Nachweis geliefert worden, daß dort der Bronzezeit eine „Kupferzeit“ vorangegangen ist. Durch deren Nachweis, welcher von Forschern wie Groß, Virchow, Much, Montelius u. A. geführt wurde, wird auf das Naturgemäßeste und Glücklichste die Schwierigkeit behoben, welche die Aufeinanderfolge der Stein- und Bronzezeit bisher unserm Verständnisse bot. Wir erkennen jetzt, daß auf die Benutzung der Steine zu Geräthen zunächst ein einfaches, leicht zu bearbeitendes Metall, das Kupfer, folgte und erst später als Fortentwicklung die zusammengesetzte Bronze, zu deren Herstellung ein Bestandtheil, das Zinn, von auswärts bezogen werden mußte. Kupfererze sind ziemlich weit verbreitet und aus manchen läßt sich das Metall leicht reduciren; hatte man erst das Kupfer, so mußte ein glücklicher Zufall weiter zur Bronze führen.

Während wir nun aus Ungarn, Oesterreich, der Schweiz, Skandinavien zahlreiche vorgeschichtliche Funde von Geräthen aus reinem oder beinahe reinem Kupfer kennen (worüber das Werk von M. Much, Die Kupferzeit in Europa. Zweite Aufl. Jena 1893, am besten Auskunft ertheilt), sind in Norddeutschland Funde von vorgeschichtlichen Kupfergeräthen äußerst selten. Es ist deshalb von Belang, daß wenigstens ein Uebergangsstück für unsere Gegend nachgewiesen werden kann. Typische, reine Bronze, wie sie die meisten vorgeschichtlichen Geräthe und Waffen zeigen, enthält fast immer genau 90 Theile Kupfer und 10 Theile Zinn. Kommt daher in einem Geräthe weniger Zinn als bei der normalen Bronze vor, so deutet dieses darauf hin, daß es einer früheren Periode angehört, in welcher man von der Kupferzeit die ersten Schritte zur Bronzezeit machte und das theure, seltene, auf dem Handelswege erlangte Zinn noch in geringer Menge zusetzte.

Ein solches Uebergangsstück hat sich nun im hiesigen Städtischen Museum gefunden. Durch stark rothe, kupferähnliche Farbe fiel ein flacher Schaftcelt auf, welcher dort in der vorgeschichtlichen Sammlung unter No. 922 aufbewahrt wird. Eine im Laboratorium der Herzogl. technischen Hochschule ausgeführte Analyse ergab, daß der Celt (welcher 10½ cm lang ist) in 100 Theilen enthielt:

Kupfer 97,4,
Zinn 2,8,

dazu Spuren von Blei, die wohl als Verunreinigung des Zinns zu deuten sind. Dieser Schaftcelt stammt von Sommerschenburg, also dicht von der Ostgrenze unseres Landes, und ist der erste Fund, der bei uns auf die Kupferzeit deutet. Nachforschungen in den Sammlungen, die indessen stets von chemischen Analysen begleitet sein müßten, führen vielleicht weiter zu dem Nachweis der zweifellos auch in unseren Gegenden verbreiteten Kupferzeit. Der Grund, daß Kupfergeräthe aus vorgeschichtlicher Zeit verhältnißmäßig selten sind, liegt darin, daß man nach Bekanntwerden der Bronze die schon vorhandenen Kupfergeräthe unter Zusatz von Zinn umschmolz und so das härtere Metall gewann. A.

Bücherschau.

A. Hampe, Das particulare Braunschweigische Privatrecht. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. XV u. 673 S. gr. 8⁰. 11 Mk.

Das mit Beginn des Jahres neu erschienene Hampesche Werk giebt eine systematische und umfassende Darstellung des für das Herzogthum Braunschweig geltenden besonderen Privatrechtes, soweit bei den einzelnen Rechtsgegenständen nöthig, unter Berücksichtigung und Heranziehung auch der einschlägigen reichsgesetzlichen Bestimmungen und der braunschweigischen Verwaltungsgesetze.

Das Bedürfniß einer derartigen, zugleich als Lehrbuch dienenden Darstellung unseres braunschweigischen Privatrechtes hat sich schon verhältnißmäßig früh in der Vergangenheit geltend gemacht, besteht in verstärkten Maße für die Gegenwart und wird auch in der Zukunft, nach Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, noch fortdauern. Zwar gilt als gemeines Privatrecht für uns, wie für große Theile Deutschlands außerhalb unserer Grenzen, das römische Recht. Für zahlreiche und zum Theil die wichtigsten Verhältnisse aber tritt bei uns an Stelle jenes gemeinen Rechtes das abweichende besondere braunschweigische Landesrecht, theils als Gesetzes-, theils als Gewohnheitsrecht. So für den, für unser Land so hervorragend wichtigen bäuerlichen Grundbesitz, für Bergwerksrecht, Eigenthums- und Nutzungsrechte an Waldungen, Wasserrecht nebst dem damit zusammenhängenden Eigenthumserwerb an Anlandungen u. s. w., Eigenthumserwerb an Grundstücken, Pfandrecht an unbeweglichen und beweglichen Sachen, Jagd- und Fischereirecht, es greift ferner das Landesrecht ein in die obligatorischen Rechtsverhältnisse des Gesinderechts, Intercessionsrecht der Frauen, Cession von Forderungen, eidliche Bestärkung von Verträgen, Zinsbeschränkungen, in die Bestimmungen über väterliche Gewalt, über die Klagverjährung, regelt im Erbrechte die Erbfolge der Ehegatten, sowie in Bauergüter und Familienstammgüter, die Bestimmungen über Erbverträge.

Diese besonderen Bestimmungen des braunschweigischen Rechtes sind zu einem Theile enthalten in den Gesetzen und Verordnungen, gelten zu einem großen Theile aber auch nur als ungeschriebenes Gewohnheitsrecht.

Jene Gesetze und Verordnungen sind erst seit 1814 in die allgemein zugängliche officielle Gesetz- und Verordnungssammlung eingereiht, soweit sie vorher ergangen, finden sie sich nur in einzelnen, allerdings gedruckten, aber im Buchhandel seltenen Privatsammlungen. Auf absolute Vollständigkeit können weder jene officiellen, noch weniger diese privaten Sammlungen Anspruch machen, die Auffindbarkeit zudem der einzelnen zusammenhanglos in den Sammlungen zerstreuten Gesetze, Verordnungen, Einzelbestimmungen ist sehr erschwert. Das namentlich für den bäuerlichen Grundbesitz so wichtige braunschweigische Gewohnheitsrecht endlich kann, neben einigen einzelne seiner Gebiete behandelnden Werken vorwiegend ältern Datums, im Wesentlichen nur aus den Urtheilen der Gerichte entnommen werden, die nur zum Theil in der „Braunschw. Zeitschrift für Rechtspflege“

in „Seuffert's Archiv“ u. a. O. der weiteren Oeffentlichkeit zugängig gemacht sind.

Es erhellt, daß eine einheitliche übersichtliche Zusammenstellung und Darstellung dieses umfangreichen particularen Rechtes für den Gerichtsgebrauch nahezu unentbehrlich ist, dem angehenden Juristen, der auf der Universität ja braunschweigisches Recht als Lehrgegenstand nicht vorfindet, verschafft sie eigentlich erst die Möglichkeit, die Kenntniß des braunschweigischen Rechtes sich anzueignen.

Diesem Bedürfnisse trug bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert das Steinacker'sche Werk: „Particulares Privatrecht des Herzogthums Braunschweig“ — erschienen 1843 — Rechnung, und zwar in einer dem damaligen Rechtsstande entsprechenden so vorzüglichen Weise, daß das Buch in keiner Gerichts- oder privaten Bibliothek eines braunschweigischen Juristen fehlen durfte.

In dem seitdem verflossenen halben Jahrhundert nun hat die einheimische Gesetzgebung in so umfangreicher Weise unser particulares Privatrecht neu geordnet und umgestaltet, es hat ferner die Rechtssprechung im Gewohnheitsrechte, namentlich auf dem Gebiete des bäuerlichen Rechtes unter dem Widerstreite germanischer und römischer Rechtsanschauung, so erhebliche Wandlungen herbeigeführt, daß das Steinacker'sche Werk für die Gegenwart nur noch einen rechtsgeschichtlichen, nicht mehr einen unmittelbar praktischen Werth hat.

Einen Ersatz für das veraltete Steinacker'sche Werk zu schaffen, bezweckt die vorliegende Bearbeitung des braunschw. Particularrechtes von A. Hampe, einem Großneffen Steinacker's. Dieser Zweck ist vom Verfasser in vorzüglicher Weise erreicht. Es konnte sich bei den umfassenden Veränderungen auf fast allen Gebieten unseres Privatrechtes nicht um eine Neubearbeitung des Steinacker'schen Werkes handeln, vielmehr war eine gänzlich neue und selbständige Verarbeitung unseres heutigen Rechtes erforderlich, bei der jenes Werk fast nur für den rechtsgeschichtlichen Theil der Darstellung benutzt werden konnte.

Es zeigt sich diese Selbständigkeit der Hampe'schen Arbeit schon in der äußeren Anordnung des Stoffes, indem diese abweichend von Steinacker sich an die für die Lehrbücher des gemeinen (römischen) Rechtes gebräuchliche systematische Eintheilung anschließt. Es hat hierdurch das Buch an Uebersichtlichkeit an und für sich schon, namentlich aber für den an dieses System gewöhnten Juristen, gewonnen.

Im Rahmen dieser äußeren Anordnung giebt der Verfasser eine Darstellung der einzelnen Rechtsmaterien in der Weise, daß die gemeinrechtlichen Normen kurz gefaßt vorangestellt und sodann die besondern Bestimmungen des braunschw. Rechtes eingehend dargelegt und erörtert werden. Das Bauernrecht, als eine ausschließlich auf Particularrecht beruhende Materie, ist in einem besonderen Abschnitte am Schlusse behandelt. Die rechtsgeschichtliche Entwicklung ist im Texte selbst berücksichtigt, soweit sich dies mit Flüssigkeit und Uebersichtlichkeit der Darstellung vereinigen ließ, während die dem Texte fortlaufend beigefügten Noten, mehr in's Einzelne gehend, das rechtsgeschichtliche Material ergänzen.

Die ältere und neuere Rechtssprechung der braunschweigischen Gerichtshöfe ist ausgiebig in den Noten herangezogen, wo sich auch die Nachweisungen der einschlägigen Litteratur in großer Vollständigkeit finden.

Eine erhebliche Schwierigkeit für eine übersichtliche Darstellung unseres Rechtes bilden heute die neueren Gesetze mit ihren zahlreichen in's Einzelne gehenden Bestimmungen. Es ist für die systematische Gesammtdarstellung des Rechtes eine schwierige Aufgabe, diese massenhaften gesetzlichen Einzelbestimmungen vollständig genug in sich mit aufzunehmen, ohne doch zu einer bloßen Gesetzessammlung herabzusinken und auf Uebersichtlichkeit und Klarheit zu verzichten. Es ist diese nicht leichte Aufgabe vom Verfasser gelöst, indem der Text die leitenden Gesichtspunkte der einschlägigen Gesetze entwickelt und die Einzelheiten genau genug, um Vollständigkeit zu erzielen, aufnimmt, soweit unerläßlich, unter wörtlicher Aufführung der Gesetzesstellen, während die Noten weitere Hinweise auf die Paragraphen des Gesetzes geben, damit eine sichere Handhabe zu leichter Orientirung auch in den geringeren Einzelheiten bietend.

Der Umfang des Werkes ist, entsprechend dem durch Gesetzgebung und Rechtssprechung erweiterten Stoffe, erheblich über das Privatrecht von Steinacker hinausgewachsen.

Das Gesammturtheil über das Hampe'sche Werk wird dahin gehen müssen, daß es sein Vorbild vollkommen erreicht und, wie dieses, als Hülfsbuch für den Gerichtsgebrauch, als Lehrbuch für den angehenden Juristen in unserm Herzogthum unentbehrlich sein wird. Wir möchten diese Bedeutung dem Werke auch für den Verwaltungsbeamten in jeder Stellung vindiciren, da, abgesehen von der Bedeutung des particularen Privatrechtes auch für die Verwaltung, das Buch, wie bemerkt, auch die wichtigsten Verwaltungsgesetze, Landgemeinde- und Städteordnung, die Gemeinheitstheilung und Ablösung, die Rechts- und Verwaltungsverhältnisse der Kirchen, Pfarren, Schulen, der Landes-Brandversicherungsanstalt, der Bergwerke u. a. behandelt.

Der Nichtjurist wird in Rechtsverhältnissen, die in's tägliche Leben eingreifen, wie Grundstücks-Veräußerungen und Verpfändungen, Mobiliarverpfändung, Gesinde- und Miethsachen, Vormundschaft u. dergl. für mancherlei Fragen Auskunft aus dem Werke sich selbst entnehmen können.

Eine nahe liegende Frage ist noch die, ob nach dem über kurz oder lang zu erwartenden Inkrafttreten des allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches das vorliegende Werk, neben der immer verbleibenden rechtshistorischen Bedeutung, noch praktischen Werth behalten wird. Die Frage ist zu bejahen. Nach den bisherigen Beschlüssen der Commission für Ausarbeitung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches werden von der reichsgesetzlichen Regelung ausgeschlossen bleiben unter Anderem das Bauernrecht, Bergrecht, Wasser-, Forst-, Jagd- und Fischereirecht, das Recht der Stammgüter, Gemeinheitstheilung und Ablösung, Expropriation, — also gerade die Hauptgebiete unseres Particularrechtes. Damit bleibt dem Hampe'schen Werke auch seine praktische Bedeutung für die Zukunft gewahrt. K. R.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 29. März. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigische Briefe aus Paris vom Jahre 1815.

Die Veröffentlichung dieser, vor achtzig Jahren geschriebenen und nur für den Familienkreis bestimmten Briefe geht aus dem Gedanken hervor, daß in einer Zeit, welche sich vorzugsweise gern mit den vor 25 Jahren errungenen deutschen Lorbeeren beschäftigt, ein Rückblick in die unvergessenen, aber ferner liegenden Jahre der Befreiungskriege für denkende und treue Patrioten von Interesse sein könnte. — Unsern Zeitgenossen sind die Opfer erspart gewesen, die das durch fremde Eroberung gequälte und geknechtete deutsche Vaterland lange Jahre hindurch zu bringen hatte.

Es ist bekannt, wie schwer unser braunschweigisches Land unter dem Druck und der Begehrlichkeit der Fremdherrschaft leiden mußte, und wie mit dem Verlust seiner Selbständigkeit, der Trauer um den in freiwilliger Verbannung weilenden heldenmüthigen Herzog, auch die geringen, aber tief einschneidenden, sich täglich wiederholenden Demüthigungen dem Unabhängigkeitsinne unsrer Vorältern tiefe Wunden schlugen.

Braunschweig hatte das Glück gehabt, unter seinen angestammten Herzögen erleuchtete, feinsinnige für Wissenschaft und Kunst empfängliche Herrscher zu besitzen.

Die Universität zu Helmstedt, die berühmte Salzdahlumer Gallerie, die Wolfenbüttler Bibliothek, das Braunschweiger Museum, das Collegium Carolinum und eine große Anzahl trefflicher Schulen gaben Zeugniß von der Intelligenz und Liberalität ihrer Stifter, und wurden deshalb und weil man in ihnen Pflanzstätten einer höheren geistigen Cultur sah, vom Lande geliebt und werth gehalten.

In alle diese Schöpfungen warf der Krieg, oder vielmehr der fremde Eindringling seine Brandfackel.

An dieser Stelle soll besonders von unserm Museum die Rede sein, dessen Sammlungen, von verschiedenen, geistvollen Fürsten des Braunschweiger Hauses angelegt, sehr bedeutende Schätze an Kunstwerken und naturhistorischen Merkwürdigkeiten umfaßte, und welches, nach Herzog Carl Wilhelm Ferdinands Wunsch und Willen sich zu einem Kunst-Institut entwickeln sollte, wie es nicht leicht in einem kleinen Lande zu finden ist.

Ein unglückseliger Tag, der 14. October 1806, vereitelte die Hoffnungen der Braunschweiger Patrioten, indem er unsern theuren Herzog als Opfer eines ungleichen Kampfes, bei Jena auf den Tod verwunden ließ, und unser Land der Willkür des siegreichen Feindes Preis gab.

Dem Schreiber dieser Briefe, Johann Friedrich Ferdinand Emperius, Professor der Archäologie am Collegium Carolinum, war erst im September des Jahres 1806 die Stelle eines Directors des Brschw. Museums übertragen, zu der ihn seine Neigung, sorgfältige Studien und ein glückliches Vorleben, das ihn auf Reisen und während eines vieljährigen Aufenthalts im Auslande die berühmtesten Kunstsammlungen alter und neuer Zeit kennen lernen ließ, zu berechtigen schienen, und die von seiner Seite mit Hingebung und hochfliegenden Plänen angenommen wurde.

Nach kaum eines Monats Frist hatte er das ihm anvertraute Gut vor dem Andrängen der Franzosen zu retten.

In den wenigen, ihm dazu verstatteten Stunden von Mittags zwölf bis Abends sechs Uhr gelang es ihm, mit Hülfe einiger Freunde und des verdienten Sekretairs Ahrens die meisten Stücke von großem Werth und kleinem Umfange einzupacken — unter diesen das berühmte Mantuanische Gefäß als das werthvollste — und diese Effekten (in Gesellschaft einiger Landescassen und Geldsummen) in der nächsten Nacht aus der Stadt zu schicken.

Ein glücklicher Stern waltete über der Sendung und ließ sie durch das Hannöversche in dänisches Gebiet gelangen, wo sie in Sicherheit war.

Gemälde und umfangreichere Kunstwerke hatten sich, der Unsicherheit und kurzgemessenen Zeit wegen nicht gleicherweise außer Landes bringen lassen. Des Direktors Bemühungen, unterstützt von einigen zuverlässigen Kunstfreunden, manche der beliebtesten Kunstwerke insgeheim in sichern Verwahrsam zu bringen, wurden mit Erfolg gekrönt, ehe noch der Feind seinen Einzug hielt.

Dies, und die Besitzergreifung des Braunschweigischen Landes ging am 26. October vor sich. Es wurden damit Jahre der bittersten Demüthigungen, die wohl je über unser armes Land gekommen sind, eröffnet.

Die Herren Martial Daru, als Intendant des eroberten Braunschweigischen Landes, und Denon, als

privilegirter Kunstkenner von Napoleon selbst zum Ausheben der berühmtesten Kunstwerke eingesetzt, begannen alsbald ihr Zerstörungswerk an unsern sorgsam gehüteten Sammlungen, sowohl im Braunschweigischen Museum als in der Wolfenbüttler Bibliothek und ließen alles, was sie für würdig hielten dem Musée Napoléon einverleibt zu werden, entführen.

Obgleich Beide ihre vernichtende Thätigkeit in höfliche Formen kleideten, war darum der Schmerz und die Kränkung der Beraubten nicht geringer. Dem vorhin genannten braven Sekretair Ahrens brachen sie das Herz. Er hatte 42 Jahre lang für Kunstwerke gelebt, die nun seinen Augen auf eine schmachvolle Art entrückt wurden; die Kränkung warf ihn aufs Krankenbett und führte ihn einem verhältnißmäßig frühen Tode entgegen.

Dem Direktor war es vergönnt, den Tag der Vergeltung zu erleben. — Schwer wog das Opfer, das Braunschweig dem großen Vaterlande zu bringen gezwungen war, das Leben seines edelherzigen, geliebten Herzogs Friedrich Wilhelm. Aber er war ein Vorkämpfer für die Befreiung Deutschlands gefallen und sein Blut und das der Getreuen, die mit ihm in den Tod sanken, wurde zum Morgenroth einer neuen Zeit.

In diesen bewegten Tagen, aus Paris, wohin im Gefolge der siegreichen verbündeten Monarchen alle die sich begaben, die vor dem Eroberer und Unterdrücker ihre gekränkte Ehre und ihr gutes deutsches Recht vertraten, sind diese Briefe geschrieben.

Die wiederhergestellte Braunschweigische Regierung hatte eine Commission eingesetzt, bestehend aus dem genannten Direktor, Hofrath Emperius[1]), dem Geheimen Kanzleisekretär Wilhelm Ribbentrop[2]) und dem Gallerie-Inspektor Weitsch[3]), unsere geraubten Kunstschätze und das entführte werthvolle Eigenthum der Wolfenbüttler Bibliothek den besiegten Franzosen wieder abzufordern. Gesundheitsrücksichten bewogen den Direktor, sich außerdem für seine Person noch von einer seiner Töchter und einem bewährten Diener begleiten zu lassen.

Die Reise, obwohl sie Allen zu hoher Befriedigung gereichte, bot ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten durch die damaligen mangelhaften Mittel fortzukommen, und wenn nicht Gefahren, doch Bedrängnisse in Feindes Land.

Mit derselben kühlen, weltmännischen Artigkeit, mit der sie genommen waren, wurden ihnen die so lange vorenthaltenen Heiligthümer widerstrebend zurückgegeben. — Aber über das alles, und wie sie darum zu ringen hatten und darüber dachten, mag die Reisegesellschaft selbst reden[1]).

Und wer ihnen im Geiste in jene herrliche Zeit folgt, in der das ganze deutsche Vaterland einmüthig dastand, seine Schmach abzuthun und seine Freiheit zu erkämpfen, der wird sich sagen, daß ein warmer Herzschlag durch jene schlichte, große Zeit und ihr tapferes Geschlecht ging, und daß wir Braunschweiger nicht erst der Bluttaufe späterer Kriege und gewaltiger politischer Umwälzungen bedurft haben, um gute Deutsche zu sein.

J. D.

1. Wilhelmine Emperius[2]) an ihre Mutter in Braunschweig.

Lippstadt, d. 6. August 1815.

Ich bin nun schon durch mancherley Herren Länder, durch Berge und Flüsse von euch, meine Lieben, getrennt, und kann mich noch immer nicht daran gewöhnen .... Es scheint mir immer, wenn ich mich umsehe, als müßte eine Schwester hinter mir stehen, der ich meine Freude über das viele Neue und Schöne, was sich mir aufdringt, mittheilen könnte. Hinter mir stehen sie freilich! aber wie weit! ...

Mit hören und sehen sollen sie doch aber alles was mir begegnet, und ich benutze die ersten Paar Stunden, um dir, liebste C., diesen Brief zu dediciren.

Wir fuhren ohne Bedauern über die Messe, dem Petrithore zu, wo die Mahner[3]) mit ihren Brüdern uns noch ein Lebewohl mit auf den Weg gab; dieser führte uns über Peine, ein Städtchen, welches sich in Knigge's Reise nach Braunschweig besser ausnimmt, als in unsrer nach Paris. Wir wechselten dort die Pferde und betraten das Königreich Hannover, worin es leider schlechte Wege und Cassengeld giebt; zwei Uebel, die uns etwas incommodirten und die wir fast durch das ganze Land sehr fühlten. Es war dämmerig, als wir durch die durch den Propheten Wickenthies bekannte Haide bei Burgdorf fuhren, und uns der Schlacht erinnerten, die dort hat geliefert werden sollen. Solche prophetische Träume machten indeß weiter keinen Eindruck auf unsere Reisegesellschaft, die anfing, sich ungestört eignen Träumen hinzugeben. . . . . .

Eure

Wilhelmine.

2. Wilhelmine an ihre Schwester.

Düsseldorf, 8. August 1815.

Ich kann es nicht lassen, liebste Louise, Dir wenigstens 3 Worte zu schreiben; die Ueberschrift sagt Dir, daß ich am Ufer des Rheins bin! ich habe hier eine bezaubernde Gegend, und sehr liebe Menschen, die Verwandten des Herrn Ribbentrop kennen gelernt, und von ihnen dies Papier erhalten, welches an meinem Briefe

---

1) Joh. Friedr. Ferd. Emperius, geb. zu Braunschweig am 23. Jan 1759, wurde 1788 Professor am Collegium Carolinum, 1801 Hofrath, Sept. 1806 Museumsdirektor, † 21. Oct. 1822.

2) Wilhelm Ribbentrop, geb. 1783, ward im März 1814 Geh. Kanzleisekretair, 1824 Hofrath, † 20. Juni 1827.

3) Joh. Anton Aug. Weitsch, jüngerer Sohn Pascha Joh. Friedr. Weitschs, geb. in Braunschweig am 17. Jan. 1762, ward 1803 Inspektor der Bildergallerie in Salzdahlum, dann Museumsinspektor in Braunschweig, wo er am 17. März 1841 starb.

1) Vgl. hierzu besonders noch den Bericht, den Emperius „über die Wegführung und die Zurückkunft der Braunschweigischen Kunst- und Bücherschätze" im Braunschweigischen Magazin 1816 St. 1—4 erstattete

2) Wilhelmine Emperius, geb. 27. Nov. 1791, älteste Tochter des Hofraths E., heirathete im Juni 1832 den Oberstlieutenant v. Wolffradt und starb am 29. Mai 1881.

3) Frau Geh. Kammeräthin Henriette Mahner, geb. Ribbentrop, weit und breit bekannt als herrliche Sängerin.

das merkwürdigste ist. Es ist nämlich von Napoleons Briefpapier, und die erste Eroberung, die wir gemacht haben. Wir sind alle wohl, ich bin es auf eine Weise, daß ich ganz übermüthig werde. Ich schreibe Dir in Gegenwart der Frau Regierungsräthin Ribbentrop, die bald nach Paris gehen und mich dort unter ihre Flügel nehmen will; in diesem Augenblicke kommen die Pferde; ich schicke Dir dies Papier, da der Brief so elend ist.

Lebewohl.

Deine W. E.

3. Hofrath Emperius an seine Frau.

Düsseldorf, d. 8. August (dem Geburtstag unsres lieben Wilhelms).

Liebste Henriette!

— — — — — — — — — — — —

Noch heute gehen wir über den Rhein, und werden bald die Gränze Deutschlands verlassen. Die Couriere, die auf dieser Hauptstraße häufig ankommen, verkündigen lauter gute Nachrichten, insbesondere die vom Aufhören der Feindseligkeiten, die uns mit so vielem Grunde beunruhigt haben. Es ist so viel mehr Hoffnung da, daß unser lieber Wilhelm [1]) sich wohl befindet: wir werden gleich nach unsrer Ankunft in Paris Mittel finden, ihm unsere Nähe bekannt zu machen, und ihn so bald, als es seine oder meine Lage erlaubt, zu sehen.

Das Schlimmste unserer Reise ist, daß sie ungleich mehr kostet, bey der mäßigsten Einrichtung, die wir treffen können, als wir vermutheten, insbesondere weil die jetzigen Postmeilen durch das Kunststück des ehemaligen Preuß. Ministers Schulenburg sehr viel zahlreicher sind als sonst, und weil alles jetzt viel theurer ist als ehemals.

Wenn indessen unsere Sendung nur ihre Hauptzwecke erreicht, so steht die Ausgabe dennoch nur im mäßigen Verhältniß zum Gewinn.

Ich habe erfahren, daß Wilhelm mit seinem Armee-Corps in der Normandie, im Departem. der Sarthe steht, also in einer Gegend, wo die Feindseligkeiten, wenn sie irgend noch vorhanden sind, für sehr unbeträchtlich gehalten werden müssen.

Doch meine Zeit ist verflossen, aufs beste, weil ich sie mit dem Gedanken an meine geliebte Familie ausgefüllt habe. Könnte ich Euch lieben Leute an alle dem Guten eben so antheil nehmen lassen, als ich Euch zuweilen glücklich preise, daß Ihr das Lästige der Reise nicht zu ertragen habt, so wäre mein Vergnügen vollkommen.

Euer

Emperius.

4. Wilhelmine an ihre Schwester.

Brüssel, 12. Aug. 1815.

Zum ersten Mal auf unserer ganzen Reise finde ich einen ruhigen Augenblick, den ich mit dem größesten Vergnügen benutze, Dir, meine liebe, beste Caroline, etwas mehr als ein Zettelchen zu schreiben . . . .

1) Wilhelm Emperius, ältester Sohn des Hofraths E., geb. 8. Aug. 1797, machte 17 Jahre alt im Hellwigschen Freicorps den Feldzug mit, † als Stadtgerichts-Direktor in Braunschweig am 21. Dec. 1864.

Wie wunderschön ist unser deutsches Vaterland! jetzt erst, da ich es etwas mehr kennen lerne, fühle ich ganz, wie ich es liebe; und wenn ich nicht mit Gewißheit wüßte, daß ich es bald wiedersehen werde, ich hätte seine Grenzen nicht überschreiten mögen. Wie schade ist es, daß wir so sehr schnell reisen mußten! Die herrlichsten Gegenden, die so einladend vor uns lagen, flogen so schnell an uns vorüber, daß es mir oft vorkam, als wären diese ewig unbeweglichen Berge, diese unerschöpflich dahinfließenden Ströme gar nicht wirklich, sondern nur neckende Erscheinungen, die gleich wieder zerrannen . . . . .

Ich will versuchen, Dir wenigstens einiges von dem zu nennen, was wir gesehen haben. Erinnerst Du Dir noch das schöne Gemälde von der Porta Westphalica?

Die Weser hat sich, wie man deutlich sieht, vor Jahrtausenden vielleicht gewaltsam einen Weg durch die Gebirge, welche einen großen Halbzirkel bilden, gebahnt; an den Bergwänden sieht man an den schrägen Lagen der Steinmassen, daß hier einst gewaltige Naturkräfte gekämpft und die Gegend umgestaltet haben. Jetzt ist alles ruhig und milde. — Der Harz bietet wohl frappantere Bergscenen dar, aber keine, die so harmonisch, so erheiternd auf die Seele wirkt.

Wir waren von Minden früh Morgens weggefahren, und erreichten bald den Eingang in das gesegnete Thal, als die Morgensonne es beleuchtete. Die reichsten Ernten bedeckten den Boden, freundliche Dörfer schauen aus ihren grünen Umgebungen hervor, und um das Thal erheben sich ziemlich hohe Berge, mit Waldungen und Gebüsch malerisch bekränzt. Wir ließen uns über die Weser setzen und bestiegen einen dieser Berge, Jacobsberg genannt. Von der schönen Aussicht angezogen, achteten wir nicht besonders auf den Weg und geriethen auf einen recht steilen Abhang, an dem wir auf immer herabrollenden Steinen herum klettern mußten. Herr Ribbentrop nahm sich meiner sehr gütig an, sonst wäre ich richtig herabgestürzt.

Die Heerstraße führte uns noch eine Zeit lang durch sehr angenehme Landschaften; es waren dort die besten Wege, die wir in Deutschland gefunden haben.

Unser Postillon erwähnte es als die größte Merkwürdigkeit seines Lebens, daß er unsern lieben, lieben Herzog lebend und todt gesehen habe!

Von Rehme, wo bedeutende Salzquellen sind, der nächsten Station, bis Herford, wo Malchen H.[1]) mehrere Monate gelebt hat, ist die Gegend noch immer schön, obgleich man die größeste Zierde derselben, den silberhellen, reichen, vollen Weserstrom nicht mehr siehet. Die Dörfer haben in Westphalen manches eigenthümliche, wir sind nur die reicheren Gegenden durchreist, und ich fand doch die Einrichtung der Häuser nicht so abscheulich, wie man sie mir geschildert hatte.

Das ganze Innere besteht aus einem großen Raume, wovon höchstens eine Stube und eine Kammer getrennt sind. An der einen Seite wohnen die Kühe, an der andern die Menschen, und im Hintergrunde ist der Feuerheerd, um den man sich herumsetzt. In den besseren Häusern war das Vieh in besondern Ställen, der Heerd mit

1) Fräulein Amalie Henneberg, später verheirathet an Herrn Friedrich Löbbecke in Braunschweig.

Fliesen belegt und ordentlich einladend. Die Frauen tragen dort jede Last auf dem Kopfe, welchen sie erst mit einem gepolsterten bunten Reife belegen, worauf der Korb dann ruhet. Sie halten die schwersten Lasten nie mit den Händen fest, sondern balanciren so gut, daß sie äußerst schnell sie auf den Köpfen tragend, gehen können. Dies zwingt sie sehr gerade zu gehen, und giebt ihnen einen freien hübschen Anstand. Ein solches Mädchen, auf diese Weise Obst oder Gartengewächse tragend, ist ein recht hübscher Anblick. . . . .

Ich wollte, es wäre mir möglich, Euch noch mehr von Düsseldorf und meiner weiteren Reise zu sagen, aber es ist mir nicht möglich weiter zu schreiben. So viel nur noch, daß wir hier glücklich angekommen und alle wohl sind. Der liebe Vater, der ganz Güte gegen mich ist, hat sich leider auf dem letzten Theil des Weges oft unwohl befunden; doch scheint es sich jetzt zu geben. — Herr Ribbentrop ist in Laeken gewesen und hat den Zustand der dortigen Verwundeten im Ganzen recht gut gefunden. Olfermann[1]) und August Pockels[2]) waren schon abgereist. Leider ist der Major Ebeling[3]) todt; auch der junge Fächelde[4]). Brandenstein[5]) soll noch ziemlich übel dran seyn.

Herr Ribbentrop hat, glaube ich, nicht Zeit gehabt, an seine Schwester Mahner zu schreiben; habe die Güte, ihr aus diesem Briefe mitzutheilen, was Du für gut hälst. . . . . .

Dies Papier ist aus Napoleons erobertem Wagen! Der Vater hat aus Düsseldorf geschrieben; er grüßt alle auf das herzlichste. Mich verzieht er im höchsten Grade. Kinder! es ist doch eine himmlische Reise!!!

Habe doch die Güte recht bald an Louise von Heyligenstedt zu schreiben, wie es mir geht. Sage ihr, daß ich jeden Augenblick an sie denke, daß ich dicht bei Eilze (Eilsen?) vorbeygekommen bin, und daß ich hoffe in Paris den General Gneisenau zu sehen.

Nun, gute Nacht, meine beste Kleine, schlaft alle wohl und träumt von

Eurer

Wilhelmine.

---

1) Elias Olfermann, geb zu Braunschweig am 2. Sept. 1776, trat 1795 in die englisch-deutsche Legion, dann in den Dienst Herzog Friedrich Wilhelms, in dessen Namen er am 6. Nov. 1813 das Herzogthum Braunschweig in Besitz nahm. In der Schlacht bei Waterloo an der rechten Hand verwundet gab er das Commando über die Braunschweigischen Truppen ab und übernahm es wieder am 2. August 1815 vor Paris. Als Generalmajor verabschiedet, starb er in Blankenburg am 18. Oct. 1822.

2) August Pockels, geb. 29. Oct. 1791 in Einbeck, nahm als Stabsarzt an dem Feldzuge 1815 theil, ward 1824 Oberstabsarzt und starb am 9. Dec. 1840.

3) Aug. Wilh. Ludw. Ebeling, geb. zu Braunschweig 1787, ward 1814 von Herzog Friedrich Wilhelm als Kapitän angestellt, bald darauf zum Major befördert; bei Waterloo schwer verwundet starb er am 8. August 1815 im Lazareth zu Laeken.

4) Georg Friedrich Hermann v. Vechelde starb als Fähnrich an den bei Waterlao erhaltenen Wunden im Lazareth zu Merxen bei Antwerpen am 17. Juli 1815.

5) Heinrich von Brandenstein, geb. am 26. Juli 1797 zu Prenzlau, ward 1814 Major, 1815 bei Waterloo schwer verwundet, 1828 Oberstlieutenant, 1836 Oberst, † in Dresden am 25. Sept. 1851.

5. Hofrath Emperius an seine Frau.

Paris, d. 20. August 1815.

Meine theuerste Henriette!

Hier bin ich nun zum zweyten male in diesem großen geräuschvollen Paris, aber unter so verschiedenen Umständen, und mit so ganz andern Ansichten der Dinge, daß ich wie in eine fremde Welt gekommen zu seyn scheine. Die Mannigfaltigkeit der mir aufgetragenen Geschäfte, das viele Umhertreiben in einem Getümmel, von dem ich so sehr entwöhnt war, und die noch nicht völlig überwundene Ermüdung von einer Reise, die mir jetzt eben so beschwerlich ward, als sie mir vor 10 Jahren leicht geworden war, alles dies beschränkt das Vergnügen, welches ich sonst auf dem großen Tummelplatze der Angelegenheiten Europa's, und in der Nähe der Menschen, die das Schicksal ihrer Mitbrüder entscheiden sollen, finden würde. — — — — — — — — — — — — — — — — — Doch sind der Arbeiten und Zerstreuungen in den ersten Tagen noch immer so viele gewesen, daß wir noch nicht Zeit zum Aufschreiben gefunden haben. Nächst dem Gelde verliert man hier am meisten an Zeit; die unermeßlichen Wege, die häufigen Besuche, die vielen kleinen Bedürfnisse, auf die man stößt, verlangen alle etwas von dieser Zeit, und die große Ermüdung macht auch längere Erholung nöthig. Erst seit 2 Tagen kommen wir ein wenig zu uns selbst; denn seit vorgestern Abend wohnen wir in einem Hause: Hotel d'Avranches № 10, Rue d'Artois, das zunächst an dasjenige stößt, worin Herr Ober-Kammerherr von Münchhausen[1]) wohnt. Wir müssen zwar ungeheure Miethe bezahlen, aber das ist in dem ganzen Theile von Paris der Fall, worin ich zu thun habe. Legionen von Engländern kommen täglich an, vertheuern die Preise aller Dinge, und nöthigen auch die Nicht-Engländer, die von den Franzosen mit gleicher Gier geplündert werden.

Freilich müssen die Franzosen in diesen Tagen 100 Mill. Franken zahlen; und damit ist's noch lange nicht aus: aber die feindlichen Fremden müssen dazu mit contribuiren. Die übertriebene Theurung aller Dinge ist wirklich beunruhigend, und verbittert mir meinen Aufenthalt, da man in Braunschweig kaum Begriffe von dem hat, was wir hier zahlen müssen. In dem Wirthshause, wohin uns unser Schicksal, sowie fast alle Braunschweiger geführt hat, mußten wir für 2 Zimmer, sehr mittelmäßige noch dazu, für 3 Tage 5 Napoleons d'or geben! Und in unserm gegenwärtigen Hause, wo wir etwas besser wohnen, doch äußerst eng, jede Woche 3 Louisd'or. Schließe hieraus auf das übrige. Das schöne von der Sache ist jedoch, daß wir vorerst mit Münchhausens in Einem Hause wohnen, die uns wirklich mit der größten Güte überhäufen, und sich besonders um Mine unendlich verdient machen; auch dafür gesorgt haben, daß wir in ein rechtliches Haus gekommen sind, in welchem Mine bei den Frauenzimmern, die es besitzen, gut aufgehoben ist. Madame le Jeune, eine wohl-

---

1) Ludwig v Münchhausen, geb. 1758, Hofrichter, in westphälischer Zeit Maire der Stadt Braunschweig, später Oberkammerherr, † 14. Sept. 1827.

habende Witwe, Tante eines Generals, bezeigt sich auch gegen sie sehr gefällig.

Ueber die Herrlichkeiten des hiesigen Museums, die aber jetzt sehr verdunkelt werden, haben wir uns sehr gefreuet. Den ersten Tag als wir es sahen, hatte es noch wenig Lücken. Seitdem aber Preußen, Braunschweiger, Hessen, Mecklenburger tapfer um sich greifen, mehren sich die Lücken jeden Tag sehr auffallend. Wir haben heute den herrlichen Jardin du roi in Münchhausens Gesellschaft gesehen, und dazu das schönste Wetter gehabt; das schöne Lokal, die Menagerie wilder und seltner Thiere, die großen reichen Sammlungen der lehrreichsten Naturgegenstände, und dann die unendlich mannigfaltigen Gewächse des Gartens beschäftigten uns mehrere Stunden auf das unterhaltendste. — — —

Wir können so oft wir wollen, auch zu Hause Mittagsessen bekommen — und haben nicht nöthig jedesmal nach dem Restaurateur zu gehen, wo wir indeß schon einige Male in großer Gesellschaft von Fremden gespeiset haben.

Von unserm guten Reisegefährten Ribbentrop sind wir vorjetzt getrennt; er wohnt bey seinem Verwandten, Hauptmann Mahner, einem sehr schätzbaren Mann, mit dem ich gern nähere Bekanntschaft gemacht habe. Er hat so wie Herr von Münchhausen, viel gethan, um unsre Reclamationen hier in Gang zu bringen.

Es war uns allen unangenehm, als wir den Staatsrath Ribbentrop [1]) nicht hier in der Stadt antrafen; besonders that es dem Bruder sehr leid. Allein jener hier so bedeutende Mann — ein Braunschweiger, der gewisser Maßen Paris beherrscht — kam vorgestern an. Ich machte ihm meinen Besuch, und fand in ihm einen sehr geistvollen, thätigen und patriotischen Mann, der mir sehr gefiel. Er war so gütig meinen Besuch den Abend zu erwiedern, und rauchte seine Pfeife Taback beinah ein Paar Stunden bey uns. Er gab uns manche interessante Nachrichten. Die Preußen, welche eine Macht von 310,000 Mann versamlet haben, sind jetzt in dem Besitz von 12 westlichen Departements, deren Einkünfte sie ziehen, und worin die Truppen beköstigt und gekleidet werden. So sollten es die andern Mächte auch machen. Mit einer so imposanten Macht können sie sich leicht großen Einfluß auf den zu schließenden Frieden verschaffen, und sich wichtige Vortheile zusichern.

Ich hoffe nun bald von dem Hauptquartier des 3. Corps Nachrichten von Wilhelm sicher zu bekommen; ich schrieb sobald ich hier angekommen war, und sehe einer Antwort jeden Tag entgegen. Von Braunschweig erhielt ich durch Deine Güte die erste Nachricht von seiner Gesundheit und gegenwärtigen Zuständen. Ich habe Hoffnung, ihn hier zu sehen.

Sehr angenehm ist es für uns so manche Braunschweiger gesehen zu haben. Das Hotel de Bourbon, wo wir zuerst anlandeten, hat wenigstens das Gute, daß die Braunschweiger in die Gegend hinkommen; und wir erfuhren durch glücklichen Zufall von des Obersten Olfermann Kammerdiener, wo dessen Herr, wo der Herr Feldpostmeister Henneberg und einige andere, an die wir Briefe hatten, zu finden waren. Ich schrieb gleich einige Billets: in wenigen Stunden sahen wir den guten Henneberg, der sehr wohl ist und sich freute, gute Nachrichten von seinen lieben Eltern und seiner liebenswürdigen Schwester zu erhalten. Den nächsten Tag fuhren wir zum Obersten O. nach dessen Hauptquartier und machten die Bekanntschaft seiner Frau, einer zwar nicht schönen, aber wie es scheint sehr guten und gebildeten Frau, die unsere Mine mit besonderer Güte aufnahm. Du kannst denken, daß wir bald beide Pockels [1]), Herrn v. Lübeck [2]) und andere antrafen. Unsere Ankunft ward dem Corps bekannt und wir haben seitdem viele Besuche von den uns bekannten Offizieren gehabt. Sag der guten Küster, daß ihr Mann [3]) sich recht sehr wohl befindet. An das Herüber-Kommen der Braunschw. Offizier-Damen nach Clichy ist aber schwerlich zu denken, da die Herren in ganz verlassenen und nicht meublirten Häusern sehr mittelmäßig wohnen und eine sehr philosophische Küche haben. Die Gemeinen sind genöthigt gewesen, da es ihnen bei sehr unzureichender Verpflegung von Seiten der Engländer an Lebensmitteln fehlte, zu den Kartoffeln auf den umherliegenden Feldern ihre Zuflucht zu nehmen. Ich überlasse es bei meinen vielen Geschäften unserer Mine, Dir eine Menge Details mitzutheilen. — — — Dir, l. H., will ich nur noch sagen, daß ich mich sehr wieder nach dem häuslichen Kreise, nach meiner geräuschlosen Laufbahn und den gewohnten Arbeiten zurück sehne. — — — Es hat mich sehr glücklich gemacht, von Eurem Wohlsein zu hören.

— — — — — — — — — — — —

Mein Reisegeld, mein Creditbrief sind alle unzureichend, trotz der Beschränkung meiner hiesigen Bedürfnisse. Aber ich habe so viel Kisten machen zu lassen, Fracht-Wagen zu kaufen, beschädigte Räder mit bessern zu vertauschen und alles das ist so theuer, daß ich um einen zweiten Creditbrief an Herrn Minister v. Schmidt-Phiseldeck geschrieben habe. Es ist mir verdrießlich, daß meine Mission so viel kosten muß, aber ich gebiete nicht über die Umstände, und habe doch die Aussicht, daß das Meiste von unsern Artistischen und Litterarischen Schätzen zurückgeschafft werden wird.

Empfiehl mich den trefflichen Potts, dem lieben Helwig [1]) und allen — — — —

D. Emperius.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Friedr. Ribbentrop, geb. am 6. Oct. 1768 zu Marienthal bei Helmstedt, 1808 Staatsrath, der verdienstvolle Generalintendant des preußischen Heeres während der Befreiungskriege, † 7. Febr. 1841.

1) Außer August P. Wilhelm Pockels, unterm 22. März 1815 zum Lieutenant ernannt, später Kreisdirector in Holzminden, † 2. März 1876 in Wolfenbüttel.

2) Wilhelm v. Lübeck, geb 17. Juli 1783, ward Ende 1813 Hauptmann und Flügeladjutant Herzog Friedrich Wilhelms, 1847 Hofmarschall, 1854 Oberhofmarschall, † 24. Juni 1863.

3) Joh. Karl Friedr. Küster, geb. 15. Mai 1786, ward 1814 Rittmeister, † 6. Nov. 1860.

Aeltere Grenz- und Denksteine im Herzogthum Braunschweig.

Von Dr. F. Brackebusch.

(Fortsetzung).

7. An der dicht vor Holzminden von der Fürstenberger Chaussee rechts sich abzweigenden Ohlengasse dienen in einer auf der linken Seite der Gasse von Nordosten nach Südwesten ziehenden und aus Sollinger Platten hergestellten Planke zwei dieser Platten als Denksteine. Der erste derselben, 77 cm lang, 55 cm hoch und 6 cm breit, ist etwa 30 m von der Fürstenberger Chaussee entfernt und zeigt, in die Nordwestseite eingeritzt, ein einfaches Kreuz mit Kreis von 54 cm Durchmesser darum; die Südostseite ist glatt. Auf der Südostseite des zweiten dieser Steine, welcher 82 cm lang, 70 cm hoch und 6 cm breit ist, erblickt man, gleichfalls durch Einritzung der Umgrenzungen angedeutet, in einem 5 cm breiten Kreise mit einem inneren Durchmesser von etwa 29 cm ein gleicharmiges Kreuz, dessen vier Arme am Kreuzungspunkte wie an den Enden, wo sie den Kreis berühren, etwa 6 cm breit, in der Mitte aber durch Ansatz von Nasen auf 14 cm verbreitert sind. Von unten ragt in den Kreis die Spitze einer dreieckigen Fläche hinein, in deren Mitte sich ein kelchartiges Gebilde eingeritzt zeigt. Die Nordwestseite dieses zweiten Steines trägt eingeritzt den Erlöser an einem T-förmigen Kreuze (der kurze obere Arm fehlt also); ein links unten eingeritztes Schriftband zeigt schwer zu entziffernde Schriftzeichen. An der durch diese beiden Steine bezeichneten Stelle hat der Sage zufolge ein junges Mädchen durch Ueberfahren seinen Tod gefunden.

8. Unweit der weiter hin von der Fürstenberger Chaussee rechts sich abzweigenden Lüchtringer Straße steht, und zwar 150 m von der erstgenannten Chaussee entfernt und 5 m rechts seitwärts von letztgenannter Straße, im Gebüsch versteckt, ein aus einer Sollinger Platte von 90 cm Höhe, 1 m Breite und 12 cm Dicke bestehender Kreuzstein. Die nach Nordnordwest gerichtete Fläche zeigt eine erhabene obere Kante und wird durch einen 7 cm breiten, erhaben gearbeiteten senkrechten Streifen in zwei Hälften getheilt, deren jede in erhabener Arbeit im oberen Theile ein von einem 5 cm breiten Kreise umschlossenes gleicharmiges Kreuz mit 5 cm Armbreite enthält; der untere Kreuzarm erscheint in gleicher Breite über den Kreis hinaus nach unten weitergeführt. Die Südsüdostfläche zeigt gleichfalls oben, aber auch links und rechts eine erhaben gearbeitete Kante von 10 cm Breite. Die beiden seitlichen Kanten tragen gleich dem, in der Mitte der Fläche von oben nach unten geführten Streifen, durch welchen auch diese Fläche in zwei Hälften getheilt wird, eine unleserliche Inschrift. Zwischen diesen drei senkrecht verlaufenden, mit Schrift versehenen Streifen erblickt man in erhabener Arbeit je ein von einem breiten Kreise umschlossenes Kreuz, dessen vier Arme jederseits in der Mitte durch einen dreieckigen nasenartigen Ansatz verbreitert erscheinen.

9. An der von Kemnade a. d. Weser nach Hehlen führenden Straße steht dicht vor Kemnade (bei Kilometer-Station 19,8) rechts am Grabenrande ein Kreuzstein, dessen obere Kante abgeschlagen ist. Aus rothem Sandstein bestehend, mißt derselbe bei noch 76 cm Höhe und 9 cm Dicke 85 cm in die Breite. Auf der Südseite ist ein einfaches, ziemlich breites Kreuz, sowie rechts unten ein Haken, eine Pflugschaar oder dergleichen eingehauen. Die Nordseite zeigt keine Darstellung.

10) An derselben Straße, 1½ Kilometer von ebengenanntem Steine und ½ Kilometer von Hehlen entfernt, erblickt man (beim 18,3 km-Steine) rechts am Grabenrande einen anderen Kreuzstein, dessen obere Kante gleichfalls theilweis abgeschlagen ist. Das Material, aus welchem derselbe besteht, ist rother Sandstein; seine Breite beträgt 69 cm, seine Dicke 15 cm, seine Höhe noch 90 cm. Die Nordseite zeigt auf vertiefter Fläche ein Wappen, dessen Schild quer getheilt ist; der untere Theil erscheint mehrfach gespalten. Der rechts und links vom Wappen befindliche Rand trägt Schrift in römischen (?) Majuskeln, welche theils verwittert, theils abgesprengt und darum nicht zu entziffern ist. Auf der Südseite findet sich zwischen erhaben gehauenen Seitenkanten ebenfalls in erhabener Arbeit ein gleicharmiges Kreuz in einem Kreise dargestellt. Die vier Kreuzesarme sind in der Mitte auf beiden Seiten durch Ansatz von Nasen verbreitert; auch die Kreisfläche zeigt innen, und zwar den Kreuzungsstellen der vier Arme gegenüber, den Ansatz von je zwei Nasen. Infolge davon bietet jeder Quadrant in dem vertieft gehauenen Theile die Kleeblattform zwischen den Kreuzesarmen. Der untere Kreuzesarm ist über den Kreis hinaus nach unten verlängert; seine Verlängerung geht in einen erhabenen Bogen über.

Ueber die unter №. 9 und 10 genannten Steine schreibt Konrektor H. Meyer in Bodenwerder im Hannoverschen Magazin von 1841:

„An der von Bodenwerder nach Hehlen führenden Straße stehen in der Kemnader Feldmark zwei Denksteine, die zur Erinnerung an hier vorgefallene Verbrechen gesetzt sind. Der in der Nähe von Hehlen stehende erinnert an den Meuchelmord, der hier an dem letzten Herrn v. Frenke[1]) begangen sein soll. Von dem vor dem Dorfe Kemnade stehenden Steine berichtet die Sage, daß an diesem Platze zwei Brüder aus Religionshaß in Streit gerathen seien und der eine den anderen erschlagen habe. Beide Steine sind nur noch Reste der ursprünglichen Denksteine. Es herrscht bei einem Theile des Volkes der Glaube, daß ein Pulver von jenen Steinen ein wirksames Mittel gegen Krämpfe der Kinder sei; der Aberglaube schlägt deshalb „stillschweigend" ein kleines Stück nach dem andern ab, und so ist von dem zweiten nur noch der untere Theil der eingehauen gewesenen Kreuzesfigur vorhanden."

11. Ungefähr eine Viertelstunde nördlich von Ottenstein und nicht weit von der, als Begräbnißkirche für diesen Ort dienenden „Haddenser Kirche" finden sich im Mühlenfelde auf Ottensteiner Feldmark links von der von Ottenstein nach Hehlen führenden Fahrstraße

1) Das oben geschilderte Wappen weist übrigens nicht auf die Familie v. Frenke. Denn diese führte 3 Haken (Fischerhaken?) im Wappen.

zwei Kreuzsteine aus rotem Sandsteine, als „vorderer Stein" und „hinterer Stein" bezeichnet. Der vordere Stein mit 55 cm Breite und 10 cm Dicke ragt noch um 65 cm über den Erdboden. Sein oberer Theil wird durch Abhauen rc. entfernt sein. Auf der nach Norden gerichteten Seite zeigt sich ein erhaben ausgehauenes breitarmiges Kreuz nebst Kreis darum; von beiden, dem Kreuze wie dem Kreise, fehlt die obere Hälfte; der untere Kreuzarm ist über den Kreis hinaus nach unten verlängert. Eine gleiche Darstellung bietet die Südseite, jedoch mit dem Unterschiede, daß der untere Kreuzarm nicht verlängert ist. Der hintere Stein, 83 cm breit, 12 cm dick und 1 m hoch, hat sehr stark verwitterte Oberflächen. Die nach Westen gerichtete Fläche läßt in einem Kreise ein gleich- und breitarmiges Kreuz erkennen, dessen vier Arme in der Mitte nach beiden Seiten hin durch Ansatz von Nasen verbreitert erscheinen. Auf der Ostseite sind Darstellungen nicht erkennbar.

Bevor wir zur Besprechung einiger anderen Denksteine rc. übergehen, wollen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß ähnliche Kreuzsteine sich auch in anderen Gegenden unseres Herzogthumes finden, so bei Bahrdorf, bei Velpke an der Oebisfelder Straße (hier steht ein Kreuzstein zwischen zwei Pfeilern), auf dem Kupferberge bei Walkenried, in der Nähe von Hasselfelde. Dem Einsender sind dergleichen Steine auch auf dem braunschweigischen benachbartem preußischen Gebiete bekannt geworden, so am Wege von Walkenried nach Sachsa, bei Hollenstedt in der Northeim-Salzderheldener Gegend, bei Eylensen an der Straße von Markoldendorf nach Dassel, ferner in dem, jetzt in H. Brünig's Besitz befindlichen, ehemals Münchhausen'schen Berggarten vor Bodenwerder a. d. Weser (letzterwähnten Stein, der u. a. die Jahreszahl 1445 zeigt, möchten wir für einen Ambarvalienstein halten). Endlich mag hingewiesen werden auf die unter dem Namen der „sieben Trappen" bekannten Kreuzsteine bei Benthe an der Straße von Hannover nach Nenndorf. Kuhn und Schwarz erzählen in den „Norddeutschen Sagen" (Leipzig, 1848, Seite 253) darüber: „Bei Everloh unweit Hannover liegen am Berge sieben große Steine, die man die sieben Trappen nennt und auf die folgende Weise ihren Namen bekommen haben sollen. Zur Zeit, als das Gericht noch unter freiem Himmel gehalten wurde, war mal ein Bürgermeister, der schwor seinem Knecht das Lohn ab, sagend, er hätte es ihm bereits gegeben, und wenn es nicht wahr sei, so wolle er gleich in die Erde versinken. Da hat er denn nur noch sieben Schritte gemacht, und bei dem letzten ist er in die Erde gesunken. Zum Andenken aber hat man nachher bei jedem Schritt, den er gethan, einen Stein gesetzt, und davon haben diese Steine den Namen der sieben Trappen erhalten." Abbildungen dieser Steine und weitere Nachrichten darüber sind im Jahrgang 1862 der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Seite 169 ff, enthalten.

12. Im Amtsgerichtsbezirke Greene, etwa 7 Minuten nördlich von dem Gasthaus „zur Hube", — so genannt nach dem früher in der Nähe gelegenen Hubethurme, der stärksten der acht Warten in der Umgebung der Stadt Eimbeck, — und zwar im Walde, 15 bis 20 Schritt vom Waldrande an der westlichen Böschung eines Hohlweges, durch welchen in früheren Zeiten in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost die Mühlenbeck-Eimbecker (Hannover-Göttinger) Heerstraße führte, — etwa 80 Schritt östlich der jetzigen Fahrstraße — stehen die sog. Weintröge. Dieses Denkmal, aus einer oben beiderseits etwas abgeschrägten Kalksteinplatte von 1,02 m Höhe und 72 cm unterer und 57 cm oberer Breite bei 18 cm Dicke bestehend, erhebt sich zwischen Schlehensträuchern, jungen Buchen und Kiefern; die nach Ostnordosten gerichtete Seite trägt in römischen Großbuchstaben folgende Inschrift:

ANSTATT DER
HIER · A · C · UERMIS
STEN 3 STEINERN·
ALTEN UHRK :/ DIE WE
INTRÖ : GE GENANT : /
ÜBER DEN FREYEN KIR
CH : WEIN AUS EINBECK
NACH BRUENSEN IST
DIESES AUF GERIGK :
ERKÄNTN : GESETZT
MDCC · XXX

d. i.: Anstatt der hier anno currente (im laufenden Jahre) vermißten drei steinernen alten Urkunden (die Weintröge genannt) über den freien Kirchwein aus Einbeck nach Bruensen ist dieses auf gerichtliches Erkenntniß gesetzt 1730.

Ueber die Veranlassung zur Aufrichtung dieses Denksteines, von dem der bekannte „Hirschsprung" in etwa 3/4 Stunde zu erreichen ist, erzählt Harland im Jahrgang 1878 der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Seite 323 Folgendes: „Im Jahre 1484 verunglückte ein Weinfuhrmann an dem nördlichen Abhange der Hube und ward nach dem benachbarten braunschweigischen Dorfe Brunsen gebracht, wo er starb. Vor seinem Tode machte er ein Vermächtniß zu Gunsten der Brunser Kirche. Er belegte nämlich eine Summe bei dem Rathe zu Einbeck, für deren Zinsen Letzterer der Brunser Kirche auf ewige Zeiten freien Communion-Wein liefern muß. Ein altes Copialbuch enthält darüber folgende Urkunde:

Vendidimus 1 stebeken rinschen wins des allerbesten so do getappet ward un feile is in usem keller, to ewiger gulde, jerliken uppe palmarum to gevende pro 6 marc Emb. weringe der kerke in Brunsen over de hove gelegen. Datum anno Domini 1484, feria secunda post palmarum.

Zum ewigen Gedächtniß setzte man an die Stelle, wo der Weinfuhrmann verunglückt war, drei Gedenksteine, nämlich rothe Quadern, welche mit eisernen Klammern an einander befestigt waren, oben eine Höhlung wie ein Weintrog hatten und das Einbecker Stadtwappen trugen. Man nannte dies Denkmal „die Weintröge". Im Jahre 1730, kurz vor der Ernte, geschah es, daß ein Bauer, Hans Strohmeyer in Brunsen, die Steine Nachts stahl, um sie als Bausteine unter seinem Hause zu verwenden. Der Diebstahl wurde indeß entdeckt und von dem damaligen Pastor zu Brunsen dem Gerichte Greene angezeigt. Hans Strohmeyer ward in

Folge dessen verurtheilt, ein neues Denkmal auf seine Kosten herzustellen.“ (Schluß folgt).

Kurze Nachrichten.

Kettelstein, Kettelstieg. In den ansprechenden Mittheilungen über ältere Denksteine in diesen Blättern wird oben S. 45 auch der Kettelstein bei Gandersheim und der Kettelstieg erwähnt. In der Deutung läßt der Verfasser uns die Wahl, ob wir an ein Kitzeln (ndd. Ketteln) oder an einen Kessel, gleichfalls ndd. Ketel denken wollen.

Ich glaube, beide Deutungen sind nicht zutreffend und die Erklärung dürfte wohl weit prosaischer ausfallen. Wer vor der Separation unsere Triften, Anger und Landwege gesehen hat, dem ist da eine Erscheinung aufgefallen, die heute nur in weit beschränkterem Maße sich findet. Wo die Hirten Tag für Tag ihre Heerden, namentlich die Schafheerden austrieben, da lag der geformte kleine Kot dieser Thiere, der zu mancherlei Vergleichen im Volksmunde aufforderte, massenhaft. Das sind die Kettel oder Köttel, welche häufig zur Benennung von Flur- und Wegenamen benutzt wurden. Lehre hat seinen Kettelkamp, Lamme seinen Kettelbrinkskamp, Velpke seine Köttelwiese und Oelber a. w. W. seine Ketteltrift — Beispiele welche sich vermehren ließen. Und der Kettelstieg bei Gandersheim dürfte wohl aus gleicher Ursache seinen Namen führen. A.

Unter den Geschenken, die dem **Vaterländischen Museum** im vorigen Jahre in so reicher Menge zugegangen sind, verdienen aus letzter Zeit zwei einer besonderen Hervorhebung. Zunächst eine Münzsammlung, die das Museum nebst manchen anderen Gegenständen der Güte von Fräulein Luise Mengen in Wolfenbüttel verdankt. Sie ist mit großem Eifer von dem Kreisrichter Eduard Mengen in Helmstedt zusammengebracht worden, der dort am 8. Januar 1876 gestorben ist, und enthält gegen 400 zumeist Gold- und Silbermünzen von fast durchgehends vorzüglicher Erhaltung. Pietätvoll glaubte die Schenkgeberin im Sinne ihres Oheims zu handeln, indem sie die Sammlung einer Anstalt überwies, in der diese nicht einzelne Lücken ausfällt, sondern als Ganzes zur Geltung kommt. Für das Vaterländische Museum bedeutet sie eine werthvolle Bereicherung. Denn ist es hier auch keineswegs die Absicht, neben den beiden in hiesiger Stadt bereits bestehenden öffentlichen Münzsammlungen noch eine dritte anzulegen, die jetzt nur mit sehr bedeutendem Kostenaufwande zu beschaffen wäre, so dürfen doch geschichtliche Denkmünzen unserer Heimath, deren jene Sammlung interessante Stücke enthält, in einem Vaterländischen Museum nicht gänzlich fehlen. Diese Lücke, die bis jetzt bestand, ist nun in trefflicher Weise ausgefüllt worden. — Ehrwürdiges Alter und vaterländische Beziehungen geben einem schon an sich interessanten Stücke erhöhten Werth, das das Museum ebenfalls aus Wolfenbüttel von dem Herrn Oberstlieutenant Thomae kürzlich erhalten hat. Es ist ein Bolzenkasten, der aus dem Besitze des Herzogs Rudolf August z. Br. u. Lün. stammt. Bekanntlich war dieser, der von seinem Vater unterm 11. November 1663 zum Ober-Jäger- und Forstmeister ernannt wurde und die Aufsicht über die gesammten Forsten, Jagden und Fischereien des Herzogthums erhielt, ein leidenschaftlicher Freund des Jagens und Schießens. Der Kasten befand sich früher verstaubt und ungeachtet in einer Rumpelkammer des Herzoglichen Zeughauses. Als dessen Inhalt 1868, leider etwas hastig, unter den Hammer gebracht wurde, erstand Thomä ihn für einige Groschen. Der Kasten ist solide gearbeitet und geschmackvoll verziert; er ist mit Roth und Gold vermalt und zeigt auf dem Deckel zwei farbige Darstellungen. Auf der oberen sieht man das Wappenthier des Geschlechts, das weiße, springende Pferd unter einer Krone, darüber eine Inschrift, die auf den fürstlichen Besitzer hinweist: V. G. G. R. A. H. Z. B. V. L. (Von Gottes Gnaden Rudolf August Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg). Noch höher steht, vielleicht ein Bruchstück einer älteren Inschrift, eine Jahreszahl, wohl 1644; doch sind nur die beiden letzten Zahlen mit Sicherheit zu lesen. Das untere Bild läßt uns einen jungen Mann in der Tracht des 17. Jahrhunderts sehen, der mit der Armbrust nach dem Vogel auf hoher Stange schießt. In dem Kasten liegen noch 6 Armbrustbolzen, von denen einer unbeschrieben ist, vier dagegen wieder die Inschrift: „R. A. H. Z. B. V. L.“ tragen. Einer von den letzteren zeigt dann noch den Zusatz: „1651 den 28. Julii I. F. G. himit den Vogel abgeschossen“. Wo dies geschehen, ersehen wir aus einem noch ungedruckten, uns aber freundlichst zur Einsicht überlassenen Aufsatze Ludwig Hänselmanns. Das Ereigniß fand auf der Masch zu Braunschweig statt, die der Herzog gerade an jenem Tage mit seiner Gemahlin besuchte. Der sechste Bolzen trägt den Namen: „Hinrich Vos“ und die Gewichtsangabe: „9 Lott min 1 Quent“.

Bücherschau.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 1–8: Zum Jahre 1896 (1—3); Italien (Neapel 1–4, Venedig 5—7, Mailand 8); E. S., Liturgische Ordnungen (4); E. S., Sulze contra Naumann (7); Zur Abwehr (gegen katholischen Angriff „zur Schwesternfrage“ 8).

Neues Braunschw. Schulblatt. No. 1. H. G., Zur Frage der Krankenkasse des deutschen Lehrervereins. — 2. Zu Pestalozzis 150jähr. Geburtstage von F. Regener [Gedicht] u. G. S[chaarschmidt]. — 3 u 4. E. Oppermann, Geographische Namenkunde. — Fr. Bosse, Gesch. d. klass. Philologie auf d. Universität Helmstedt (Anzeige von Fr. Koldewey's Schrift darüber).

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. No. 1. Wolff, Winke f. d. Kaufmann über Handelsrecht u. Handelsverkehr; Th. Sander, Kaufmänn. Lehrlingsheim in d. Stadt Br. — 2. Kaufmänn. Fortbildungsschule; kaufm. Schiedsgerichte: Lehrlingsheim. — 3. Braunschw. Industrie-Sammlung.

Monatsblatt für öffentl. Gesundheitspflege. No. 1. K. Koch, Zur Schulgesundheitspflege; H. Pudor, Heizen d. Zimmer. — 2. R. Blasius und H. Beckurts, Sterilisirte Kuhmilch als Nahrungsmittel f. Säuglinge 2c.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. No. 13. Schlacht bei Beaugency; Einiges aus der Zeit d. Gründung der preuß. Armee (13—18). — 14. Marahrens, Vendome-Feier d. Braunschw. Batterie; Einweihungsfeier d. Kyffhäuser-Denkmals. — 15. L. Engelbrecht, Zum 27. Januar 1896 (Gedicht); außerordentl. Delegirten-Versamml. — 17. Rapport des Br. Landwehr-Verbandes. — 18. Lage d. Kriegsinvaliden u. Kriegsveteranen; L. Engelbrecht, zu Deffregger'schen Bildern (Gedichte).

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 12. April. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigische Briefe aus Paris vom Jahre 1815.

(Fortsetzung.)

6. Wilhelmine an ihre Schwester.

Paris, d. 19. August 1815.

Schon vor mehreren Tagen, liebste Caroline, fing ich einen Brief an, der Dir unsere Ankunft in dieser ungeheuren Stadt und unsere Reisebegebenheiten melden sollte. Es ist mir recht lieb, daß ich gehindert wurde, ihn fortzusetzen, denn er war im Augenblick unserer Ankunft geschrieben, als ich mich allein in einem Hinterzimmer des mit Menschen überfüllten Hotels befand, und ich mich folglich in einer höchst unbehaglichen Lage fühlte. Jetzt kann ich mit ruhigerem Herzen und mit viel heitereren Ansichten schreiben, denn wir haben ein recht gutes Logis, und was mich an jedem Orte und hier besonders beglückt, wir haben schon Nachrichten von Euch, Ihr Lieben, und durch Euch von unserm Wilhelm! An diesen hat der Vater schon geschrieben und wir hoffen recht bald auf näheren Wegen von ihm zu hören. Man lebt hier, die ersten Tage besonders, so höchst unregelmäßig und so heimathlos, daß es unmöglich ist, eine ruhige Viertelstunde zu gewinnen.

Ich bin Euch noch das Ende meiner Reisebeschreibung schuldig; da die Merkwürdigkeiten sich aber so sehr häufen, daß ich in Rückstand gerathe, erlaube ich mir daher, die ziemlich unbedeutenden Reisebegebenheiten nur kurz zu berühren, und gleich hier anzukommen. Von Düsseldorf, an das ich mit lebhaftem Vergnügen zurückdenke, gingen wir über den Rhein, der dort leider nur zwischen flachen Ufern hinfließt, denn Düsseldorf verdankt seine Annehmlichkeiten weniger der Natur als den verschönernden Künsten.

Wir gingen in der Abenddämmerung über den Rhein, als eben die untergehende Sonne sich in seine reinen, vom Abendwinde bewegten Fluthen senkte. Die sonderbare Kraft, durch die das Wasser uns so geheimnißvoll anzieht, wirkte in dieser herrlichen Beleuchtung doppelt auf mich. Ich konnte es gar nicht lassen, in die rauschenden Wellen hinab zu sehen, und dachte an allerley Mährchen von Wassernixen, Undinen, Rhein-Kühleborn — aber nichts Wunderbares geschah — wir landeten glücklich am gegenseitigen Ufer und setzten unsere Reise durch sehr flache, langweilige Gegenden bis Aachen fort. Diese altdeutsche Stadt betrat ich mit Erwartungen, die alle getäuscht wurden! Dieser Ort, wo Karl der Große gekrönt und begraben wurde, ist jetzt von dem französischen Unwesen so erfüllt, daß es gewiß Zeit kosten wird, ihn wieder ins Deutsche zu übersetzen. Doch fanden wir dort manche Merkwürdigkeit; der uralte Dom, von dem ein Theil aus den frühesten Zeiten übrig blieb, machte einen sehr feierlichen Eindruck auf mich, die ich zum ersten Male eine Catolische Kirche sah.

Wir sahen im Fluge einige Sehenswürdigkeiten, z. B. die heißen Bäder, in der Gesellschaft mehrerer Braunschweiger, die uns auf das freundlichste empfingen: nämlich Herr Bernard und Herr Grotrian, welcher letzterer ein genauer Freund von unserm Reisegefährten Herrn Ribbentrop ist. Wir besuchten dort auch unsern geehrten Präfecten, Herrn von Reimann[1]), der jetzt dort angestellt ist und mit seiner Familie lebt. Frau v. Reimann nahm mich sehr freundlich auf und sprach mit großer Liebe und dem Wunsche, dahin zurückzukehren, von Braunschweig. Es that uns leid, Aachen denselben Abend noch verlassen zu müssen; wir kamen die Nacht durch wahrscheinlich herrliche Gegenden, die wir leider nicht einmal im Traume sehen konnten, denn ein Versuch, den Koffer abzuschneiden, den wir entdeckten, machte uns aufmerksam, und nöthigte uns, nämlich Herrn Ribbentrop und Heinrich, die Waffen zu ergreifen. Aber wir hatten nicht Gelegenheit, unsere Wuth gegen eine Räuberbande zu zeigen, denn als wir so wach und munter waren, wagten sie es nicht, uns zu incommodiren.

Wir fielen dagegen nun bald einer Spitzbubenschaar in die Hände, nämlich den Belgischen und Französischen Postillonen und Wirthen. Man hat keinen Begriff von den Betrügereien dieser fatalen Wesen. Der arme Vater, der die Casse führt, hat tausendfachen Verdruß mit ihnen gehabt. Doch muß man gestehen, daß man

1) Georg Joh. Gerh. Aug v. Reimann erwarb sich als Nachfolger Henneberg's in der Präfectur des Oker-Departements 1812 die volle Zuneigung der Braunschweiger. Friedrich Wilhelm berief ihn als Geh. Regierungsrath Ende 1813 in die Regierungscommission, aus der er leider schon nach wenigen Monaten wieder austrat Er ward Regierungspräsident in Aachen und starb am 26. Februar 1847 als Wirkl. Geheimrath in Berlin.

auf sehr guten Heerstraßen unbeschreiblich schnell gefahren wird; wir würden in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig gehabt haben, wenn der Wagen nicht zu gebrechlich für die weite Reise gewesen wäre, wir mußten alle Augenblicke anhalten und repariren lassen, welches uns recht viel Zeit und Geld gekostet hat. Die Niederlande, die wir sahen, sind sehr fruchtbare kornreiche Gegenden; die Heerstraßen sind großentheils mit Alleen eingefaßt, das Land aber ist flach und langweilig. Die Städte sind fast alle reinlich und gut gebaut und enthalten gewiß viel Sehenswerthes, doch aus den Wagenfenstern sind die Aussichten sehr beschränkt. Brüssel ist eine prachtvolle Stadt, voller Reichthum und Kunstschätze. Was uns aber mehr als das interessirte, waren unsere Landsleute, von denen wir einige dort sahen. Der arme Major Ebeling war gerade an demselben Tage begraben. Seine unglückliche Frau ist vor Verzweiflung kaum ihres Verstandes mächtig. Im Hospitale soll es aber sehr gut gehen. Cramer's[2]) Ankunft hat sehr viel gutes gewirkt.

In Brüssel sahen wir die wunderschöne Kirche der heiligen Gudula; eins der edelsten Gothischen Gebäude, die es giebt. — Dort sahen wir unzählige Denkmäler Niederländischer Kunst und Geschichte. Die reichgezierten Pfeiler, die die hohe Wölbung tragen, sind mit sehr schönen Statuen geschmückt. Das Ganze gewährt einen sehr imposanten Anblick. Wir sahen die Grabmähler mehrerer berühmten Helden aus den Zeiten des Grafen Egmont, aber weder sein Grab, noch irgend etwas in ganz Brüssel, was an ihn oder an sein Clärchen erinnerte, welches letztere besonders Herr Ribbentrop sehr beklagte.

Wir setzten unsere Reise den folgenden Tag fort, und sahen manches erfreuliche, aber nichts bemerkenswerthes. Die Straße, die wir zogen, hat durch den Krieg fast gar nicht gelitten; überall war der Boden mit den gesegnetsten Ernten bedeckt, und die Menge Bettler, die uns fast plünderten, scheinen so viel Uebung in ihrem Beruf zu haben, daß sie gewiß nicht erst jetzt verarmt sind. Diese Leute suchten uns an der Französischen Gränze besonders heim. Sie empfingen uns mit einem vive le roi de Prusse, — und als wir ihnen nach ihrer Meinung nicht genug gaben, hieß es vive le roi de Rome!

Der Theil von Frankreich, den wir durchflogen sind, ist äußerst fruchtbar, aber ohne alles Interesse von Seiten der Gegenden. Wir haben recht hübsche Städte gesehen, und überall wenig Militair gefunden. Unser letztes Nachtlager vor Paris war eine recht artige Stadt, 5 Meilen von hier. Dort fanden wir viel Preußen, denen man die Ehre erzeigt, sie herzlich zu hassen. Sie sind die einzigen, die sich mit einiger Autorität betragen. Die Engländer sind großmüthig und alle ihnen unterworfenen Truppen müssen dafür fasten.

Der Weg von Senlis nach Paris ist allerliebst; er führt über mehrere ziemlich bedeutende Anhöhen, auf denen wir die ersten Weinberge sahen; dieser Nahme erregt angenehme Vorstellungen, die aber nicht verwirklicht werden; ein solcher kleiner Weinberg sieht völlig aus wie ein Vietsbohnenfeld; die Reben werden ebenso an Stangen gezogen.

Die Straße von Senlis nach Paris führt fast beständig durch ein lichtes Gehölz von Laubholz, und bietet die freundlichsten Ansichten dar. Von hier an sieht man, daß der Krieg durchgezogen ist. Die Dörfer sind von ihren Einwohnern verlassen, und da die Preußen in den leeren Häusern keine Art von Erleichterung fanden, so haben sie ihren Unwillen ein wenig sehr an den Fenstern und Thüren ausgelassen, wovon man wenig mehr findet! — Mir wurde ganz beklommen zu Muthe, als wir uns Paris immer mehr näherten. Jetzt zeigte uns der Postillon den Montmartre mit seinen Festungswerken, die voriges Jahr so viel deutsches Blut kosteten. Eine lange Allee führte uns bis vor die Vorstadt St. Martin, wo die Barrière von Russischen Garden besetzt war.

Da waren wir denn am Ziel unserer Reise, in diesem prächtigen Aufenthalte alles Bösen, wo man so viel Schönes, und so wenig Gutes findet. Ich bin jetzt überzeugt, daß ich mit viel froherem Herzen Paris verlassen werde als ich es betreten habe. Mich ergriff eine Angst, die mir alle Fähigkeit nahm, mich an dem wirklich überraschenden Anblick der Stadt zu erfreuen.

Wir sahen sie von einer vortheilhaften Seite. Die Gebäude sind durchgehends massiv und wie aus ungeheuren Felsenstücken gehauen; manche sind 7 Etagen hoch und bis zum Uebermaaß bevölkert. Die Straßen wimmeln von Menschen, die sich mit der französischen Kribbligkeit (verzeihe den Ausdruck) neben einander und zwischen hunderten von Cabriolets und Fiacres und Equipagen aller Art herumtreiben, verkaufen, kaufen, ausrufen, spaziren gehen, alle Augenblick im Begriff scheinen sich einander umzurennen oder von den immer jagenden Fuhrwerken übergefahren zu werden und sich immer wieder geschmeidig und wohlbehalten zwischen Menschen, Pferden, Rädern heraus finden und lustig weiter laufen. Dazwischen zieht von Zeit zu Zeit ein Haufen Bergschotten in ihrer Nationaltracht — oder es schreitet ein Oesterreichischer Offizier mit vornehmem deutschen Anstande und sehr ernstem Gesicht daher — oder ein Paar Russen gehen vorüber, mit zahllosen Orden und französisch plaudernd wie die Pariser — dort einige Preußische Gardemänner, die ich immer recht gern sehe, obgleich ihnen das „wir von der Garde“ doch gar zu leserlich auf der Stirn geschrieben steht. Am meisten freute ich mich, einige unsrer braven Braunschweiger gleich bey der ersten Fahrt zu sehen, die sich neugierig nach ein Paar reichgeputzten Mohrinnen umsahen, die auf den Boulevards lustwandelten. Nach einem langen Wege durch die Stadt erreichten wir endlich das Hotel Bourbon, wo wir es für ein Glück halten mußten, ein Paar kleine Zimmerchen zu erhalten, die nach einem, von 6 Stockwerken hohen Gebäuden umgebenen Hofe hinausgingen, in denen man wie in einem Keller war.

— — — — — — — — — — —

Es sollen über 12,000 Engländer in Paris sein, die alles so theuer machen. Die Unwissenheit der Pariser

2) Professor Dr. Aug. Heinr. Cramer, Hospitalwundarzt aus Braunschweig.

zeigt sich bey dieser Gelegenheit recht deutlich. Engländer und Deutsche sind ihnen einerlei, und die Preußen wieder eine besondere Nation. Sie können fragen, ob man auch preußisch spricht?

Die ersten Stunden im Hotel Bourbon waren hoffentlich die unangenehmsten meines ganzen hiesigen Aufenthaltes. Die Herren mußten gleich in Geschäften ausgehen und Heinrich mitnehmen; ich fühlte mich so verlassen, daß ich in meiner Herzensangst an Dich einen Brief anfing, bey dem Dein Schwesterherz gewiß geblutet hätte.

Nun aber haben wir so viele Bekannte gesehen, daß ich mir nicht mehr fremd vorkomme. Wir trafen zufällig den Bedienten des Obristen Olfermann, der also von unserer Anwesenheit hörte und uns am andern Morgen seinen Wagen schickte. Wir fuhren nach Clichy, wo das Hauptquartier unsrer lieben Landsleute ist.

Clichy ist, wie fast alle Dörfer um Paris, von seinen Einwohnern verlassen und unsere armen Leute sind dort nicht auf Rosen gebettet. Sie müssen sich mit den wenigen Vorräthen, die die Engländer liefern, begnügen, und zum Theil noch immer bivouakiren. Seit einigen Tagen ist ihre Lage etwas besser, da ihnen etwas mehr Fleisch und Brot geliefert wird.

Wir fanden auf dem Wege nach Clichy mehrere Braunschweiger. Der Erste war August Pockels, der sich sehr wohl befindet, und sich freuete, seine alten Freunde zu sehen. Dann Major von Wolffradt[3]), Herrn von Lübeck und mehrere andere.

Olfermann ist bey weitem noch nicht hergestellt; er sah recht leidend aus: sein und unser lieber Herr und Herzog ist nicht mehr! — Doch aber hat er seine Geschäfte schon wieder übernommen. Seine Frau und Kinder sind bey ihm. Ich war begierig seine Familie kennen zu lernen und fand in seiner Frau, dem Anschein nach, ein sehr sanftes, gutmüthiges Wesen, die mich mit vieler Freundlichkeit aufnahm und einlud, recht oft zu kommen. Klein, blaß und unscheinbar, ist dennoch ihr Aeußeres so, daß man leicht Zutrauen zu ihr fühlt. Sie fragte mich viel nach Braunschweig und sprach ihren Wunsch aus, dorthin zu kommen, erkundigte sich nach der Pockel'schen Familie und besonders der Dr. Gerken umständlich und freute sich auf ihre Bekanntschaft[4]). Sie hat allerliebste Kinder, zwey Töchter und einen Sohn, die sie sehr gut zu erziehen scheint. August (Pockels) ist dort immer im Hause und spricht zu meinem Verdruß jetzt viel geläufiger Englisch als ich. Wir werden dort in den nächsten Tagen zu Mittag essen und noch mehr Bekannte sehen.

Nachdem wir mehrere Stunden recht angenehm in Clichy zugebracht hatten, begleitete uns Olfermann wieder zu Hause, und wir gingen zu Münchhausens. Von diesem Augenblick an kann ich sagen, daß ich gern in Paris war. Frau von Münchhausen[5]) hat sich so freundschaftlich für uns bemüht, und sich besonders meiner so sehr gütig angenommen, daß ich es ihr nicht gut genug danken kann. Sie hat ein Paar recht hübsche Zimmer im Hôtel d'Avranches, wofür sie wöchentlich 3 Louisd'or giebt, und hat auch uns eine Wohnung in demselben Hotel verschafft. . . . .

Wir haben schon mehrere Ausgänge zusammen gemacht. Du kannst Dir denken, wie lieb mir das ist, da Herr Weitsch und der Vater so oft in Geschäften ausgehen müssen und Herr Ribbentrop jetzt nicht mehr bey uns, sondern bey dem Hauptmann Mahner ist.

Ich bin zweimal im Theater gewesen, in den Variétés comiques und im Théatre Feydeau. Ich gestehe Dir, daß meine Erwartungen nicht ganz befriedigt sind, und daß es mir gar nicht schwer werden wird, mich wieder an unser Deutsches Schauspiel zu gewöhnen. Die beiden Schauspielhäuser, die ich sah, sind weder sehr groß noch besonders geschmackvoll. Die Akteurs spielen mit einer großen Gewandheit und Geläufigkeit, die aber fast mechanisch scheint, und daher wenig Theilnahme erweckt, und die Stücke selbst sind so frivole, gehaltlose Machwerke, daß wirklich nur Franzosen so viel Freude daran finden können. Doch, ich habe die Haupttheater noch nicht gesehen. Vielleicht söhnt mich das théatre français oder die große Oper wieder mit den Franzosen aus. — Recht unterhaltend ist es auf den Boulevards spaziren zu gehen. Die Boulevards sind sehr breite Straßen, an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, in deren Schatten, oder vielmehr unter ihren vertrockneten Blättern die schöne Welt sich versammelt. Die Häuser dort sind besonders groß und schön, und enthalten im untersten Stock entweder sehr elegante Kaufläden oder noch elegantere Kaffeehäuser, wohin es auch den Damen erlaubt ist zu gehen. Des Abends sind alle diese Läden hell erleuchtet und dann gewährt es wirklich einen glänzenden Anblick, die Allee mit sehr geputzten und oft sehr hübschen Damen gefüllt zu sehen, die zum Theil umher gehen, zum Theil auf Stühlen, die dort zu vermiethen sind, die Vorübergehenden mustern und sich mustern lassen. Da habe ich denn die Bemerkung gemacht, daß die Pariser recht kleinstädtisch sind, denn trotz meines einfachen schwarzen Trauerkleides[6]) konnte ich der Aufmerksamkeit nicht entgehen . . . .

Den ersten Tag war ich so betäubt von dem Lärm, und so verstimmt, daß mir nichts gefiel. Jetzt bin ich aber weltlich geworden und lasse es mir recht wohl hier gefallen.

Vor einigen Abenden ging ich mit dem Vater in den berühmten Palais royal, der für Paris das ist, was Paris für das übrige Frankreich ist. Ein sehr prachtvolles Gebäude schließt einen länglich viereckten Platz ein, der fast unabsehlich groß und von den schönsten Arkaden umgeben ist. Dieser Platz heißt der Garten; es stehen wirklich einige Reihen halbvertrockneter Bäumchen darin, — wie könnte etwas natürliches hier ge-

---

3) Friedr. Heinr. Bernh. v. Wolffradt, geb. 9. Mai 1785, ward im Jan. 1815 Major, † 6. März 1858. Er ist der spätere Gemahl der Briefschreiberin.

4) Frau Olfermann war eine geborene Engländerin und bis dahin noch nicht in Braunschweig gewesen.

5) Charlotte v. M., geb. v. Praun, verheirathete sich 1832 in zweiter Ehe mit dem Grafen Oberg, dem letzten seines Stammes.

6) Wegen des Todes Herzog Friedrich Wilhelms.

deihen! übrigens findet man an diesem in der ganzen Welt einzigen Orte alles, was man sich nur denken kann, und noch viel mehr. Alle Arkaden sind mit Kaufmannsläden ausgefüllt, wo das ausgesuchteste der ganzen Welt zu haben ist; jeder Theil der Erde, alle Tiefen des Meeres müssen hierher ihren Tribut geben. — Hier sind nun auch unzählige Kaffeehäuser, und eine Art Pavillon, die Rotonde genannt, wo man vorzügliches Eis essen und fast alle Offiziere aller Nationen antreffen kann. Wir fanden auch eine Menge Braunschweiger, die uns freundlich willkommen hießen. Unter Anderm . . . . Es waren dort mehrere Offiziere, die mich alle mit Vor- und Zunahmen kannten, was nun leider nicht gegenseitig war. Alle vereinigten sich in dem Wunsche, bald nach Braunschweig zurückzukehren. Fast hätte ich vergessen, Dir Jemand zu nennen, den wir alle so herzlich lieb haben: Wilhelm Pockels besuchte uns gleich am Tage unserer Ankunft; er ist sehr gesund und wohlbehalten und hat Paris mit seinen Merkwürdigkeiten schon von innen und außen gesehen.

— — — — — — — — — — —

Damit Du Dir ohngefähr denken kannst, wie wir hier daran sind, will ich Dir unsere kleine Wohnung beschreiben. Also: Rue d'Artois. Hôtel d'Avranches. Die Straße ist breit und schön, mit lauter herrlichen Häusern. Gerade gegen uns über ist eine niedrige Gartenmauer, über die sich einige grüne Bäume erheben — die einzigen die ich in Paris gesehen habe! — Rechts die Straße hinab sehen wir den Montmartre mit seinen Festungswerken und Telegraphen — links führt unsre Straße nach den Boulevards von Montmartre. Schräg gegen uns über wohnt der Fürst Schwarzenberg, dem alle Abend abwechselnd von den Russen und Oesterreichern eine sehr schöne Musik gebracht wird, die eine Menge Menschen hinlockt, obgleich die Pariser finden, daß man sie diese Musik etwas theuer bezahlen läßt, denn mit den 100 Millionen Contribution hat es seine völlige Richtigkeit!

Unsre Wohnung ist im zweyten Stockwerk und besteht aus einem Salon, zwei kleinen Zimmerchen mit 2 Betten, einem dunkeln Kämmerchen für Heinrich und einer Kammer für Herrn Weitsch die in einem andern Theile des Hauses liegt. Das Wohnzimmer ist, wie hier überall, sehr elegant dekorirt; Mahagoni Meubeln, reich mit Bronze verziert, große Spiegel, Marmortische, prächtige Uhren findet man hier in jedem rechtlichen Hause. Wir hätten gern weniger elegant und etwas geräumiger und wohlfeiler gewohnt, aber wir mußten dem Himmel danken, daß wir aus den Klauen des Wirthes des Hôtel Bourbon kamen.

Seit gestern Abend sind wir hier häuslich eingerichtet; Heinrich hat heute einige Einkäufe gemacht, einen Kaffeetopf, ein Kohlenbecken, Kaffee, Thee, Brot und Butter. Du glaubst nicht, wie es mich freut, einen Anschein von Häuslichkeit errungen zu haben. Frau v. Münchhausen ist mir dabei behülflich gewesen; sie, der Oberkammerherr und ihr Bruder haben uns in unsere Zimmer eingeführt, und wir besuchen uns gegenseitig fleißig.

Gestern Abend nach 10 Uhr erhielten wir noch einen recht interessanten Besuch von dem Staatsrath Ribbentrop, der jetzt leider nicht in Paris ist, aber auf einen Tag zum Besuch in Paris war. Er ist vielleicht der wichtigste Mann in Frankreich, denn er leitet alle Geschäfte und sie gehen vortrefflich. Wir fanden in ihm einen sehr freundlichen, anspruchslosen, und dabey äußerst klugen, unterhaltenden Mann, der gewiß sehr dazu geeignet ist, seinen bedeutenden Platz auszufüllen. Diese Ribbentrops sind doch eine ausgezeichnete Familie; auch unser Reisegefährte ist klug und gut, und war unterwegs für mich ein freundlicher Beschützer in mancherley Noth und Drangsal.

Des Vaters Geschäfte sind nun sogleich und glücklich eingeleitet; hoffentlich werden sie ihn nicht zu lange hier festhalten. — — — — — — — — — — — Von den Merkwürdigkeiten von Paris habe ich erst das Museum gesehen Erst! sage ich? wenn ich nicht halb im Schlafe wäre, hätte ich den Ausdruck nicht gebraucht. Wenn man auch einzig deswegen hierher käme, man hätte die Mühe der Reise reichlich vergolten. Die Meisterwerke der Kunst aus allen Zeiten, die hohen Göttergestalten Griechenlands und Roms treten hier vor unsre Augen und erfüllen die Seele mit großen und feierlichen Eindrücken. Längst vergangene Jahrhunderte scheinen aus ihrer fernen Vergangenheit zurückgekehrt, und die Wesen, die uns längst zu bloßen Fabeln und Namen geworden sind, wohnen hier in einem prächtigen Hause, in ewiger Jugend und Herrlichkeit friedlich nebeneinander, und sehen von ihrer Höhe herab auf die neuen Menschengeschlechter, die zu ihren Füßen wandeln und verschwinden . . . . . .

Heute, d. 20. August, haben wir wieder eine sehr große und merkwürdige Anstalt gesehen, den schönen Jardin des plantes. Frau von Münchhausen, die hier schon ganz einheimisch ist, begleitete uns dahin. Das Museum und dieser eben so schöne als für die Naturkunde wichtige Garten sind Einrichtungen, die den Franzosen große Ehre machen und mit ihrer sonstigen Frivolität nichts gemein haben. Im Jardin des plantes ist das nützliche mit dem angenehmen so vereinigt, daß man es nicht unterscheiden kann. Dort sehen wir eine sehr vollständige Menagerie fremder Thiere; die reißenden, wie mehrere Löwen und Löwinnen, Panther, Leoparden, Hyänen, verschiedene Arten von Wölfen und Bären sitzen, manche schon länger als 15 Jahr, in vergitterten Käfigen; die unschädlichen wohnen allerliebst; jedes hat einen kleinen Park, der mit einer doppelten Einfassung von sehr zierlich und mannichfaltig verflochtenen rohen Holzstäben umgeben ist. Diese kleinen Gehäge sind mit Rasen bedeckt und so bepflanzt, daß jedes Thier seine vaterländischen Eigenthümlichkeiten dort findet. Die Hütten für die Thiere sind ihrer Lebensweise und dem Welttheile, woraus sie stammen, angemessen; sie nehmen sich allerliebst aus und könnten als Pavillons in jeden englischen Garten versetzt werden. Der Elephant, der besonders wohlgezogen ist, bewohnt ein neues prächtiges Haus, was erst eben fertig geworden ist. — In den schönen Gebäuden, die an den Garten stoßen, findet sich die vollständigste naturhistorische

Sammlung, die es giebt. Wir haben sie nur durchlaufen können, aber haben den festen Vorsatz gefaßt, sie nächstens aufmerksam zu sehen.

Nun, liebste C., ist es wohl Zeit, daß ich den ersten Brief aus Paris schließe. Du wirst mit seiner Länge zufrieden seyn, und doch habe ich alles nur flüchtig und manches gar nicht berührt. Wenn ich nur eine Stunde bey euch wäre! Gern gäbe ich, so schön es hier auch ist, drei Pariser Tage darum! —

Grüßt alle Lieben und schreibt mir bald. In der Hoffnung von Dir und Braunschweig zu träumen sagt Dir gute Nacht

D. Wilhelmine.

7. Wilhelmine an ihre Schwester L.

Paris, d. 22. August 1815.

Neulich sah ich eine recht große Menge Franzosen beysammen; Frau v. Münchhausen ging mit mir in einen sehr schönen öffentlichen Garten, der sehr prächtig erleuchtet und mit allem möglichen versehen war, woran die Pariser Vergnügen finden. Oft mögte ich einen solchen Abend gerade nicht erleben, aber zuweilen ist ein so buntes Gemälde doch gar nicht übel. Der Garten besteht, wie alle Pariser Gärten, die ich gesehen habe, aus Alleen, die sehr breit und lang und zuweilen durch kleine Blumenpartien unterbrochen sind. Erleuchtungen und Feuerwerke, die die Pariser so gern sehen, nehmen sich in solchen freilich am besten aus, und aus den Genüssen der Natur machen sie sich wohl eben nichts. Auf das Illuminiren verstehen sie sich meisterlich; nirgends sieht man, wie bey uns, häßliche Gerüste von Latten; die Lampen hängen an dünnen Linien, die man kaum bemerkt, so daß alle diese Feuergewinde in der Luft zu schweben scheinen. An beiden Enden der Hauptallee waren große Spiegel angebracht, die das ganze bis ins unermeßliche zu erweitern schienen. — In den Gängen waren nun alle möglichen Spiele angebracht: russische und andere Schaukeln, Carroussels von aller Art, Ballspiele, und viele andere, die ich nicht zu nennen weiß. Auf einem großen Platze war ein Orchester mit Tanzmusik, und es wurden recht hübsche Quadrillen mit vielem Anstande getanzt, obgleich die Tanzenden gewiß nicht zu den höheren Ständen gehörten. Das sieht man ihnen aber gar nicht an, alle sind elegant und anständig gekleidet und benehmen sich mit vieler Gewandheit. Nicht weit davon hat ein Taschenspieler eine Menge Menschen um sich versammelt und unterhält sie mit recht hübschen Kunststücken. Gegenüber sieht man Scheibenschießen mit Bogen und Pfeilen, worin sich die Frauenzimmer besonders auszeichnen. In einiger Entfernung sind Harfenspieler, die Romanzen singen. Dann kömmt ein Orchester, das große Symphonien aufführt — und so geht es durch den ganzen Garten, in dem wohl 20,000 Menschen sich lustig umhertreiben; es waren wenig Fremde darunter und zum ersten Male bin ich unter vielen Menschen gewesen, ohne deutsch sprechen zu hören.

Gegen Mitternacht eilte alles nach einem sehr großen Platze, wo Seiltänzer ihre Künste machen sollten. Sie thaten es mit großer Gewandheit, einige Kinder tanzten auf dem gespannten Seile die Gavotte, viel besser als ich sie je auf gerader Erde gesehen habe; ein Knabe tanzte sogar ein sehr künstliches Ballet auf dem Seile mit Holzschuhen. Was aber alles andere übertraf war das sehr schöne, geschmackvoll angeordnete Feuerwerk. Ich begriff sonst kaum, wie die Pariser an diesem Schauspiel so viel Freude finden konnten, aber ich gestehe, daß ich ihnen jetzt recht gebe. Alles was die Feenmährchen wunderbares haben, sieht man hier vor Augen. Palläste von Brillanten, die sich drehen; Blumengewinde, die in tausendfachen Farben brennen, sah man in dem blendendsten Glanze. Das Feuer, dieses unbändige Element, schien seine zerstörende Natur ganz abgelegt zu haben und zu dem Vergnügen der Menschen sich willig in jede Form zu schmiegen und jede Farbe anzunehmen. Während des Feuerwerks stieg ein Mädchen ein sehr hohes Seil hinan, indem rund um sie her Flammen aller Art brannten, Feuerräder sich drehten oder Raketen mit fürchterlichem Geprassel in die Luft stiegen. Die Feuerprobe in der Zauberflöte ist ein Kinderspiel dagegen. Ich habe mich gewiß viel mehr dabey geängstigt als die Heldin des Spiels. Sie setzte ihren schwindelnden Weg tanzend fort und kam wohlbehalten an. Das Wetter begünstigte uns sehr; überhaupt haben wir sehr Ursach damit zufrieden zu sein . . . .

Wenn nur der Vater sich wohler befände! Um seinetwillen wünsche ich es doppelt, daß seine Geschäfte bald beendigt seyn mögen, damit er sich erholen kann.

Ich habe nun schon viel Merkwürdiges gesehen: zweimal das Museum, von dem ich mich am schwersten trennen werde; den anziehenden Jardin des plantes, viele sehr schöne öffentliche Plätze mit ihren Denkmälern und herrlichen Fontainen, die der Stadt eben so wohl zum Nutzen als zur Zierde dienen. — Vorgestern haben wir den Montmartre bestiegen, den Telegraphen darauf in Thätigkeit gesehen, und von diesem hohen Standpunkte Paris und seine Umgebungen überschaut. — Den Abend sind wir mit Münchhausens im Café des mille colonnes gewesen, der einer der eleganteften ist, den der unermeßliche Palais royal in sich faßt. Die mille colonnes sind zwar nicht wirklich da, aber man sieht sie dennoch durch eine große Anzahl sehr künstlich angebrachter Spiegel, die dem Saale eine unermeßliche Größe zu geben scheinen. Es ist hier für Frauenzimmer, besonders für fremde, etwas sehr gewöhnliches in die Café's zu gehen; ich bin aber noch nicht genug gereist, um mich so recht in die undeutschen Sitten zu finden; ich fühle mich immer etwas unbehaglich, und danke dem Himmel, daß wir, wenn wir wollen, zu Hause essen können . . . . . .

Im Französisch sprechen werde ich hier wohl eben keine Fortschritte machen; wir sehen lauter Deutsche, und an den öffentlichen Orten erschallen auch die lieben vaterländischen Töne recht kräftig.

Gestern Abend haben wir im Cirque olympique (prächtige Namen haben sie hier für alles) sehr hübsche Pferdekünste und nachher eine Pantomime gesehen, bey der gesprochen, gesungen, getanzt und geritten wurde, welches letztere am besten ging. Heinrich der Vierte,

dieser Abgott der Franzosen, erschien in höchsteigner Person zu Pferde, hieb und stach sich tapfer herum, sagte viel schöne großmüthige Sachen, die Complimente für den jetzigen König waren, und hielt zuletzt seinen Einzug in Paris, wo ihm Lilien und weiße Fahnen in Menge entgegengebracht wurden. Alle Theater sind jetzt voll solcher Gelegenheitsstücke; in allen ist von Henri IV. die Rede, oder er erscheint selbst. Ueberall hört man die Melodie seines Liedes, die immer mit unendlichem Jubel aufgenommen wird. Alles was sich auf die Rückkehr der Bourbons bezieht, scheint die Pariser zu entzücken. — Der Kirchenrath Wolf [7]) hatte mir aufgetragen, alle Demüthigungen der Franzosen besonders anzuschreiben. Ich bedaure sehr, nicht viel derartiges melden zu können. Die Preußen sind die einzigen, die sich in dieser Hinsicht einige Verdienste um die Erziehung des Französischen Volks erwerben. Doch was die Franzosen im Ganzen verlieren, suchen sie den Einzelnen wieder abzunehmen. Die Stadt Paris wenigstens verliert sicher nichts beym Aufenthalt der alliirten Truppen. — — — — — — — Ich habe mir hier einen Hut kaufen müssen; er ist so einfach wie möglich — und kostet doch 6 preußische Thaler! — Ich trage fast immer mein deutsches Kleid; Frau Münchhausen hat ein eben solches, auch in schwarz; wir werden immer noch von den kleinstädtischen Parisern von oben bis unten betrachtet. Die Leute können es gar nicht begreifen, daß man nicht alles gerade so macht, wie sie. — Vielleicht werde ich heute das Innere der Tuilerien besehen. Unsere Wirthin, eine recht artige Frau, hat mir angeboten, mit ihr hinzugehen, sie hat ein Einlaß-Billet bekommen. Morgen sollen wir nach Clichy fahren, dort bei Obrist Olfermann zu Mittag zu essen. Es war schon lange die Rede davon, aber der Vater konnte nicht eher abkommen.

Unsre Braunschweiger Offiziere besuchen uns fleißig; wir haben sie nur leider meistens verfehlt. Dagegen hoffe ich in Clichy recht viel Bekannte zu sehen. — Wenn ich bedenke, was hier noch alles zu sehen ist, so wird mir ganz angst; zu Vielem werde ich auch gar nicht kommen. Leider wird es mir wohl so mit den alliirten Monarchen gehen; sie zeigen sich gar nicht öffentlich, sondern leben still für sich. Den Kronprinzen von Preußen [8]) habe ich im Museum gesehen; sein Aeußeres hat wenig ausgezeichnetes.

Eben war August Pockels hier; er ist sehr wohl und läßt alle grüßen. — Grüße auch von uns alle Lieben zu Hause, alle Wolfs, Pockels, Heusingers, Potts, Frau v. Honrodt u. s. w.

Lebe wohl, liebe Schwester

Deine treue Wilhelmine.

8. Hofrath Emperius an seine Frau.

Clichy bei Paris, d. 29. August 1815.

Meine beste Henriette,

bei einem Besuche den ich hier mache, erfahre ich, daß Herr Capitain Bause [9]) nach Braunschweig reiset, und ich ergreife diese Gelegenheit, Dir zu sagen, daß es uns recht wohl geht, daß unsere Geschäfte sich fördern, und wir die Beendigung derselben für nicht sehr entfernt halten. — Herr von Münchhausen ist heute Morgen von hier abgereiset; wir verlieren recht viel an der Gesellschaft dieses für uns sehr gütigen Mannes und seiner liebenswürdigen Frau, der wir nicht genug danken können.

Für diesen Verlust haben wir eine Entschädigung: denke Dir, unser Wilhelm ist bey uns! Gesund und froh, und erfreut, uns zu sehen. Er hat nicht gelitten; seine Uniform desto mehr, und er bedarf sehr, sich ein wenig wieder auszustaffiren. Ich konnte ihm endlich das Geld zustellen, welches Herr Henneberg ihm nicht zustellen lassen konnte. Er hat unbestimmten Urlaub, und ist bis jetzt — Gottlob! — den mannichfaltigen Gefahren seiner Lage glücklich entronnen. Noch immer ist die Stimmung der Nation, besonders der Landleute, sehr gegen die Preußen erbittert, und diese müssen sehr auf der Hut sein. Doch sind die Nachrichten, die man von diesen fortdauernden Feindseligkeiten erhält, sehr übertrieben. Es war auffallend, daß wir soeben von einem Staatsmann eine sehr beunruhigende Nachricht erhielten und für Wilhelm besorgt wurden, als dieser sehr wohlbehalten ins Zimmer trat und uns durch seine Erscheinung doppelt erfreute. Drei von unserer Familie sind nun zusammen, um sich von den lieben Zurückgelassenen fleißig zu unterhalten . . . .

Mine hat schon viel gesehen und genossen; mich hält fortdauernde Unpäßlichkeit nicht von Geschäften, die hauptsächlich des Morgens vor sich gehen, sondern von den Vergnügungen, welche das Pariser Leben des Nachmittags und Abends darbietet, zurück.

Ich behalte mir vor, Dir umständlicher zu schreiben . . . . . . Lebt Alle wohl

Der Deinige

E.

Empfehlungen von Hr. Oberst Olfermann, in dessen Quartier ich diese Worte schreibe. Er ist ganz hergestellt. (Fortsetzung folgt).

Aeltere Grenz- und Denksteine im Herzogthum Braunschweig.

Von Dr. F. Brackebusch.

(Schluß).

13. Der große Schnatstein oder Herzog Erich-Stein steht über Rühle auf der höchsten Stelle der Drupke, etwa 20 m von der Landesgrenze (Bodenwerderschem Forst) entfernt. Ueberallhin fällt, namentlich nach West, Nord und Süd, das Terrain steil ab; nur nach Osten läuft die Kuppe mit schmalem Rücken bis nach Holenberg weiter. Der Stein ist offenbar nicht sorgfältig behauen gewesen, sondern nur ganz roh zu einem annähernd regelmäßig vierseitigen Prisma ge-

7) Joh. Wilh. Gottlieb Wolff, seit 1789 Domprediger in Braunschweig, † 18. Oct. 1823.

8) Den späteren König Friedrich Wilhelm IV.

9) Friedr. Ludw. Aug. Bause, 1854 Generaladjutant und in den Adelstand erhoben, † als Generallieutenant am 16. Dec. 1867.

spalten, dessen Seiten eine Breite von etwa 30 cm besitzen und das auf der Ostseite ungefähr 1,30 m über den Boden ragt. Die Westseite trägt in schildartiger Umrahmung die zusammengezogenen Buchstaben Æ (H E), darunter ist ein X zu sehen; auf der Nordseite steht HI (scheinbar die Buchstaben I und H in ähnlicher Verbindung wie auf den, unter Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1575 gegossenen Schlackenkugeln I-H), darunter N; die Südseite trägt gleichfalls die in eins gezogenen Buchstaben I-H und darunter ein Z. Die auf der Westseite angebrachten Zeichen dürften alt sein, ebenso die beiden I-H auf der Nord- und Südseite; die auf Letzteren befindlichen N und Z sind vielleicht neueren Datums, da sie nicht mit der Sorgfalt hergestellt sind, welche bei den übrigen Zeichen angewendet worden ist.

Da das Wort „Schnat" die Bedeutung von „Grenze" hat, dürften wir wohl nicht irre gehen, wenn wir den großen Schnatstein oder Herzog Erichstein als Grenzstein ansehen, und zwar zwischen den Besitzungen des Herzogs Erich II. von Calenberg (derselbe regierte von 1540 bis 1584) und des Herzogs Julius von Braunschweig (1568—1589); dann mußte dieser Grenzstein in der Zeit zwischen 1568 und 1584 aufgerichtet sein.

14. Im Sollinge seitwärts der von Neuhaus nach Mühlenberg führenden Straße fand Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1866 ein Denkmal in Form einer großen dreiseitigen Pyramide. Alle drei Seiten tragen Inschriften in großen lateinischen Buchstaben. Der Wortlaut ist folgender:

1) Hier ist der Ort, wo ein unglücklicher Schuß auf der Jagd dem herzogl. braunschweig. Forstmeister Georg Ludewig von Leisser am 20. April 1773 im sechs und dreißigsten Jahr seines Alters das Leben raubte.

2) Tapfer hat er für sein Vaterland gefochten und seines Fürsten Gnade und aller Edlen Liebe war ihm genung Belohnung.

3) Ewig betrauren ihn seine trostlose Gattin, sein unerzogenes Kind, sein treuer Bruder. Geh nicht vorüber wandern, ohne eine menschenfreundliche Thräne seiner Asche zu weihen.

15. Unweit des Steinkruges, eines an der von Holzminden nach Höxter bezw. Fürstenberg führenden Chaussee, dem Schlosse und Kloster Corvey gegenüber gelegenen Gasthauses, steht ein großes Steindenkmal, welches auf seiner Vorderseite unter einem Jagdhorne in lateinischen Großbuchstaben die Worte zeigt:

Dem reitenden Förster
Carl Heinrich Ludwig Mittendorff.
Er fiel im Berufe durch Mörders Hand
am 15. Aprill 1821.

Auf der Rückseite liest man unter zwei sich kreuzenden Eichenzweigen:

Dem trefflichen Forstmanne u. Jäger zum Andenken
geweihet von dessen Genossen und Freunden.

16. Etwa 150 Meter vom letzten Hause von Altgandersheim entfernt, steht rechts an dem nach Ackenhausen und Wolperode führenden Communicationswege ein Denkstein. Der aus Kalkstein bestehende, in der Mitte 71 cm, an den beiden Seiten aber durch Abschrägung nur 55 cm hohe, 55 cm breite und 12 cm dicke Stein erinnert mit seiner auf der Ostseite vertieft eingehauenen, aber kaum noch leserlichen Inschrift in lateinischen Kurrentbuchstaben daran, daß an dieser Stelle im Jahre 1841 eine in der unteren (damals Ewig'schen, jetzt Pöhling'schen) Mühle zu Altgandersheim bedienstete Magd, die aus Wolperode gebürtige Karoline Aßmann, von einem bei derselben Herrschaft dienenden Knechte (Frdr. Schreiber aus Heckenbeck) ermordet und verscharrt worden ist.

17. Auf der Höhe des Klusberges bei Gandersheim bezeichnet ein im schattigen Laubwalde stehender, etwa 2,60 m hoher Obelisk den Festplatz der Gandersheimer Liedertafel Concordia, auf welchem dem genannten Männer-Gesangvereine an den betreffenden Tagen gelegentlich der Feier seiner Sommervergnügungen die große Freude zu theil geworden ist, seine Ehrenmitglieder, die Sänger Hoffmann von Fallersleben und Albert Methfessel (Letzterer ruht unter einem würdigen, von Deutschlands Sängern ihm errichteten Grabdenkmale auf dem Friedhofe des nahen Dorfes Heckenbeck, wo er im Pfarrhause bei Schwiegersohn und Tochter die letzten Lebensjahre verbrachte und auch sein Leben beschloß) als Gäste bei sich begrüßen zu können. Während die Nordseite des Obelisken eine Lyra in erhabener Arbeit schmückt, liest man auf der Ostseite „Albert Methfessel am 12. Juli 1868", auf der Westseite „Hoffmann von Fallersleben am 12. August 1872" und auf der Südseite „Gewidmet von der Gandersheimer Liedertafel am 2. August 1874". Den sog. Denkmalsplatz schmückt außerdem, zwischen Steinbänken stehend, noch ein stattlicher Tisch aus rothem Sandstein, vom verstorbenen Kreis-Maurermeister August Schüßler „der Concordia geweiht zum 2. September 1877", wie die Inschrift der colossalen Tischplatte besagt.

Den im Vorstehenden besprochenen Grenz- und Denksteinen möchten wir noch einige andere Erinnerungszeichen anreihen.

18. Auf der Mitte des eben erwähnten Klusberges errichtete die Bürgergarde von Gandersheim am 3. Mai 1831 — also an jenem hohen Festtage, an welchem Oberhauptmann von Waldenfels in Allerhöchstem Auftrage Gandersheims Bürgerschaft auf dem Marktplatze der Stadt den Huldigungseid für unseren verstorbenen Herzog Wilhelm abgenommen, — auf dem seit jenem Tage „Wilhelmshöhe" genannten Punkte eine aus Holz gefertigte Denk-Säule von etwa 7 m Höhe. Mit weißer Oelfarbe angestrichen und mit der Inschrift „Dem Retter des Vaterlandes freie Huldigung, unverbrüchliche Treue!" geschmückt, konnte dieselbe (jetzt ist sie leider nicht mehr vorhanden) stundenweit von allen Seiten gesehen werden und wurde am Abend des gedachten Tages durch den Commandeur der Bürgergarde, Oberst Rudolphi, feierlichst geweiht.

19. In dem Plangarten, einem mit freundlichen Anlagen geschmückten Platze in der Nähe des ehemaligen Fürstlichen Schlosses, jetzigen Amtsgerichtsgebäudes zu Gandersheim steht ein stattlicher Baum, die „Herzog Wilhelmseiche". Dieselbe ist bei Herzog Wilhelms fünfundzwanzigjährigem Regierungs-Jubiläum am 25.

April 1856 gelegentlich des großartigen Festzuges unter entsprechenden Feierlichkeiten durch alte Waterloo-Krieger gepflanzt und später mit einem geschmackvollen schmiedeeisernen Gitter umgeben worden, welches unter einem vergoldeten gekrönten W die Jahreszahl 1856 trägt. Zu den alten Kämpfern gehörte auch der Schuhmachermeister Karl Mackensen sen. in Gandersheim, der seitdem alljährlich, bis zu seinem, am 2. Mai 1881 erfolgten Tode, zum 25. April den Geburtstagskranz und auch wohl eine dichterische Spende an der Eiche oder deren Befriedigung anbrachte.

20. Eine Jubiläums-Eiche, welche damals bei einer Höhe von 8,80 m über der Erde einen Umfang von 0,25 m hatte, wurde zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum unseres hochseligen Herzogs Wilhelm am 25. April 1881 durch den oben genannten Kreismaurermeister Aug. Schüßler im Garten seiner unweit des Herzog Ludolfsbades vor Gandersheim gelegenen Villa, der jetzigen Villa Valida, gepflanzt.

21. Auch auf der Clus bei Gandersheim erinnert eine Jubiläums-Eiche an Herzog Wilhelms lange, gottgesegnete und Braunschweigs Land und Volk beglückende Regierung. Der damalige, im Jahre 1889 verstorbene Pächter der Domäne Clus, Oberamtmann Lebrecht Bauer, hat den Baum — dieser hatte damals 7,20 m Höhe und einen Meter über dem Boden einen Umfang von 0,21 m — gepflanzt und davor einen Felsblock aufrichten lassen, welcher auf gußeiserner Tafel die Worte trägt: „Zur Erinnerung an das 50jährige Regierungs-Jubiläum Sr. Hoheit des Herzogs Wilhelm, am 25. April 1881“.

Bücherschau.

Gustav Starcke, Komödiantenlieder. Graz, Wagner 1895. 159 S. kl. 8^{0}, geb. 4 M.

Mit einer hübsch ausgestatteten Sammlung von Liedern hat sich der ehemalige braunschweigische Hofschauspieler Starcke seinen zahlreichen hiesigen Freunden in erwünschte Erinnerung gebracht und für die, denen sein kluges Gesicht nicht mehr lebendig war, und für künftige Freunde, ein wohlgetroffenes Bildniß beigefügt. Die erste Abtheilung der Gedichte sucht Vorurtheile zu zerstreuen, und neckisch bald, bald ernsthaft ist der Dichter bemüht, seiner Kunst die gebührende Achtung zu erkämpfen. Es verräth sich in diesen Liedern ein idealer Sinn, gebildet und erzogen in der strengen Schule des Lebens und der Bühnenwelt, dem Gewöhnlichen abgewandt, und eine kräftige Abneigung gegen gewisse moderne Richtungen, die das Alte verwerfen, weil es nicht neu ist, und die ihm feindlich sind, sein müssen, weil die Meister unbequeme Meister sind. Wir merken besonders an die Epigramme (S. 20) und „Kunst“ (S. 23). Auch der Gedanke ist besonders glücklich verwerthet, die eigentlichen Komödianten unter den Zuschauern zu suchen (S. 31).

Die zweite Abtheilung ist überschrieben „An meine Mutter.“ Eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an die Erinnerungen der Jugendzeit und an deren Führerin, die treue Mutter, athmet aus diesen Liedern; nichts von Pose, Theatralik und nachträglicher Ausschmückung. Gerade weil wir diese Lieder so hoch stellen möchten, hätten wir lieber gesehen, wenn der Dichter das Gedicht „Auf den Brettern“ (S. 17), das vollständig aus dem Rahmen der Sammlung heraus fällt, trotz einiger liebenswürdigen Wendungen sich hätte entschließen können auszumerzen.

Große Anhänglichkeit an einmal liebgewordene Stätten und lebhaften Natursinn verrathen die „Schloßberg-Lieder“ (S. 57 ff.) und die unter der Aufschrift „Wandern“ vereinigten Stücke (S. 107 ff). Den Dichter zeichnet eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und ein fein empfindendes Herz aus. Das eigentliche Feld der Lyriker, die Liebe, ist von ihm, nach dieser Sammlung zu schließen, nur spärlich angebaut. Auf fünf Blättern haben sich die an „Anna“ gerichteten Lieder unterbringen lassen. Frohes Liebesglück, zuversichtliches Hoffen, zornige Anklage, Selbstbeschuldigung und Bescheidung sind die sich ablösenden Motive dieser gewiß nicht anempfundenen Lieder. Bestimmten Anlässen verdanken die „Gestalten“ der sechsten Abtheilung ihr Entstehen.

Unsere Leser wird gewiß am meisten das „Braunschweig“ überschriebene Gedicht ansprechen:

Wandr' ich des Nachts allein in deinen Gassen,
Der Markt so still, die Plätze menschenleer,
Die altersschwachen Häuser, lichtverlassen,
Wie träumend neigen ihre Häupter schwer,
Fällt von dem Mond, dem Freund der Nacht, der blassen,
Ein Silberschleier wallend um dich her,
Kein Fußtritt schallt, nur flücht'ge Schatten gleiten, —
Ein Bild scheinst du aus längstvergangnen Zeiten.

Und doch, du lebst. U. s. f.

Die Geister der alten Heldenherzöge und namentlich der Lessings werden beschworen.

Schön bist du, Stadt, in deiner alten Hülle,
Zertrümm're sie auch nicht mit frevler Hand;
Doch frischen Geistes segensreiche Fülle
Sei über dich, still Schlafende, gesandt.
Ein neues, warmes Leben dir entquille,
Streif' ab des Traumes lastendes Gewand,
Damit in dir, wo Lessings Odem wehet,
Auch deine alte Herrlichkeit erstehet.

Auch sonst wird der aufmerksame Leser noch hie und da eine Beziehung zu Braunschweig finden (z. B. S. 121). Ueber manche Mängel in Form, Ausdruck und Satzbau wollen wir hier mit dem Dichter nicht rechten. Wer in dieser im Grunde der Lyrik abgeneigten Zeit mit einem Bändchen Gedichte auf den Plan tritt, soll willkommen sein, wenn er uns fesselt und anspricht; die Fehler in der Form lassen sich verbessern, wenn der freundlich aufgenommene Gast ein zweites Mal vorsprechen darf.

K. M.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 26. April. 1896.

Die Herzogliche Erziehungsanstalt Wilhelmstift zu Bevern.

Vom Director O. Eißfeldt.

1. Gründung und Bestimmung der Anstalt.

Die Wichtigkeit der Frage, wie die verwahrloste, sittlich gefährdete, verbrecherische Jugend behandelt werden solle, scheint, nachdem andere Staaten hierin längst weit vorausgeeilt sind, nach und nach auch in Deutschland erkannt zu werden. Denn trotz aus privaten und christlichen Kreisen schon längst erfolgter Anregungen und bedeutender Anfänge ist die Gesetzgebung in diesem Punkte bei uns im Ganzen wenig entwickelt, und ob wir von Reichswegen einen Rückschritt oder Fortschritt zu erwarten haben, ist noch zweifelhaft.

Unser Herzogthum ist rühmlich unter denen zu nennen, die sich bemüht haben, durch gesetzliche Bestimmungen den Gefahren zu begegnen, welche der bürgerlichen Gesellschaft durch das ungezügelte Heranwachsen einer verbrecherischen und verwahrlosten Jugend entstehen. Das Publikum freilich, auch das der gebildeten Stände, ist in richtiger Beurtheilung der Sache noch weit zurückgeblieben; der Gedanke, daß wir als Christen und als Bürger ganz etwas anderes zu thun haben, als geringschätzig oder verdammend auf diese Kinder herabzusehen, ist weiten Kreisen offenbar noch nicht aufgegangen.

Am 1. Januar 1896 waren 25 Jahre verflossen, seit die früher in Bevern befindliche Korrektionsanstalt aufgehoben und an deren Stelle die Erziehungsanstalt Wilhelmstift begründet wurde. Der Umstand, daß die neue Anstalt die örtliche Nachfolgerin der früheren wurde, hat ihr in allen Kreisen des Publikums sehr geschadet, sie erbte alle Vorurtheile, die in unserem Lande mit dem Namen „Bevern“ nun einmal verknüpft sind. Diese Vorurtheile sind aber ebenso unverständig wie hartnäckig.

Die Anstalt ist bestimmt für Kinder, deren Aufnahme 1. von den Vätern beantragt wird, 2. gerichtsseitig wegen ungenügender sittlicher Erziehung, 3. wegen verübter strafbarer Handlungen (Kinder unter 12 Jahren) oder 4. auf Grund des §. 56 des Reichsstrafgesetzbuches (mangelnde Einsicht jugendlicher Personen von 12—18 Jahren) verfügt wird.

Die große Mehrzahl der Zöglinge gehört zu der Gruppe 2 und 3, ist also von den Amtsgerichten, hauptsächlich in ihrer Eigenschaft als obervormundschaftliche Behörden der Anstalt zugewiesen. Diese Ueberweisung ist keine „Strafe“ (wie vielfach noch irrthümlich angenommen wird), selbst nicht bei den Kindern der Gruppe 3 und 4, hat vielmehr den Zweck, Kinder, deren Handlungen an sich strafwürdig sind, durch eine energische Erziehung davor zu bewahren, daß sie bis in reiferes Lebensalter hinein ihre Handlungen fortsetzen und damit gerichtlicher Bestrafung mit allen ihren Folgen verfallen.

Es steht zwar ferner in dem Ermessen des Richters, ob er bei einem Kinde die Bedingungen für die Aufnahme in das Wilhelmstift als gegeben ansehen will, oder nicht, aber wenn vereinzelte Richter noch immer die Ansicht vertreten, es müßten erst bestimmte Thatsachen in Gestalt strafbarer Handlungen vorliegen, ehe ein Kind in die Anstalt geschickt werden könne, so treffen sie damit jedenfalls nicht die Absicht des Gesetzes. Dieses will vielmehr solche Kinder, welche, auch ohne daß bestimmte Vergehen nachgewiesen sind, gewöhnlich als „verwahrlost“ bezeichnet werden, ausdrücklich und zwar bereits an zweiter Stelle als aufnahmefähig angesehen wissen.

Das Wilhelmstift ist also keine Strafanstalt, sondern eine Bewahrungs- oder Rettungsanstalt. Die amtliche Bezeichnung ist „Erziehungsanstalt“.

In Wirklichkeit sind auch mehr als ein Drittel aller Zöglinge solche, welche wegen mangelnder sittlicher Erziehung aufgenommen sind, ohne daß ihnen strafbare Handlungen zur Last gelegt wären.

Erschwert wird der Anstalt ihre Thätigkeit nicht selten dadurch, daß ihr Zöglinge zu spät, d. h. in einem Alter zugewiesen werden, welches eine günstige Wirkung der Anstaltserziehung weniger wahrscheinlich erscheinen läßt. Dies ist ja in vielen Fällen nicht zu vermeiden. Häufig aber wird bei einem Amtsgerichte die Aufnahme jüngerer, etwa 10 Jahre alter Kinder beantragt, deren Leben schon deutliche Spuren beginnender sittlicher Verderbniß zeigt, deren häusliche Verhältnisse aber eine Besserung fast unmöglich, dagegen eine fortschreitende Verschlechterung ebenso sicher erscheinen lassen. Solche Anträge werden oft mit der Begründung zurückgewiesen, man müsse erst weitere thatsächliche Beweise der ungenügenden sittlichen Erziehung sehen, d. h. das Kind müsse erst mehr straf=

bare Handlungen begangen haben. Sehr oft wird dann der Antrag nach 2—4 Jahren wiederholt und, da es nun an solchen Handlungen nicht fehlt, wird er genehmigt. Das Kind, welches, wenn es, 10 Jahre alt, eine geregelte Erziehung erhalten hätte, wahrscheinlich auf gute Wege zu lenken gewesen wäre, kommt jetzt, vielleicht 13 bis 15 Jahre alt, sittlich tief gesunken, so daß eine Besserung, wenn auch nicht unmöglich, doch erheblich schwieriger und unsicherer ist. Möge man daher die Aufnahme solcher Kinder, deren Verhältnisse dieselben einmal fordern, nicht zu spät bewerkstelligen.

Es seien einige Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit derartiger Anstalten überhaupt gestattet.

Es könnte bedenklich erscheinen, „verbrecherische“ und „unbescholtene“ Kinder in derselben Anstalt zusammenzubringen. Diese Unterscheidung erscheint jedoch unbedeutender, als man denken sollte, wenn man zunächst erwägt, von welchen Zufälligkeiten es abhängt, ob ein Kind als verbrecherisch bezeichnet wird oder nicht. Wie oft werden, vielleicht um bei einer Behörde, welche erst „strafbare Handlungen“ verlangt, die Aufnahme durchzusetzen, die geringfügigsten Sachen hervorgesucht und aufgebauscht; wie viele Kinder aller Gesellschaftsklassen ferner gelten blos deshalb als „unbescholten“, weil ihre Thaten in oft recht weitgehender Weise vertuscht werden. Viele „verbrecherische“ Kinder ferner werden auf der Stelle völlig harmlos, sobald sie dem Einflusse ihrer Angehörigen entrückt sind. Die Anstalt hat sehr bösartige Kinder als „unbescholtene“ und sehr gutartige als „verbrecherische“ aufgenommen. Auf diesen Unterschied wird hier von vorn herein nicht viel gegeben.

Wenn aber gefragt wird, ob nicht Gefahr vorhanden sei, daß die „guten“ Kinder durch die „schlechten“ verdorben werden, so ist zu antworten, daß diese Gefahr selbstverständlich vorhanden ist. Indessen, sollte wohl Jemand im Stande sein, irgend eine Schule, einen Spielplatz oder überhaupt einen Ort nachzuweisen, wo diese Gefahr **nicht** vorhanden ist? Besteht sie nicht vielmehr anderwärts noch in höherem Grade, als in einer überwachten Anstalt? Wir Alle können unsere Kinder vor den Gefahren des Zusammenseins mit schlechten Elementen nicht schützen; unser Bestreben muß dahin gehen, sie widerstandsfähig zu machen.

Die Verdorbenheit kann bei einzelnen Kindern so weit gehen, daß es von vornherein nicht gerathen erscheint, sie mit anderen Kindern zusammen zu bringen. Das läßt sich gerade in einer Anstalt vermeiden. Theils geschieht dies durch Einrichtung getrennter Abtheilungen, theils dadurch, daß solche Kinder von Anstaltswegen in einer Familie außerhalb der Anstalt untergebracht werden. Seit 5 Jahren hat die Anstalt zum Glück das Recht dazu.

Auf andere Prinzipienfragen einzugehen, z. B. auf die, ob Anstalts-, ob Familienerziehung besser sei, ist hier nicht beabsichtigt. Nur so viel sei bemerkt, daß, nachdem lange Jahre Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder die Lieblinge der inneren Mission waren, es eine Zeit lang Mode wurde, der Parole zu folgen: Keine Anstalts-, sondern Familienerziehung.

Dies ist eine ganz gedankenlose Phrase. Daß eine **gute** Familienerziehung einer **guten** Anstaltserziehung vorzuziehen ist, kann nicht bestritten werden. Aber viele Tausende von Kindern müssen leider eine gute Erziehung in eigener Familie entbehren und befinden sich in solcher Lage, daß für sie von fremden Personen gesorgt werden muß. Wo sind die Tausende von fremden Familien zu finden, die geneigt und geeignet sind, verwahrloste Kinder gut zu erziehen? Man scheint aber von dem falschen Grundsatze: „Nur Familienerziehung, selbst wenn sie ziemlich schlecht ist“, bereits wieder zurück zu kommen. Jedenfalls ist es für die Kinder besser, in einer tüchtigen Anstalt untergebracht zu werden, als auf „Mindestgebot“ in einer planlos herausgegriffenen, zur Erziehung wenig oder gar nicht geeigneten fremden Familie. Wären alle Kinder und Familien, wie sie sein sollten, so brauchten wir keine Anstalten. Eine gute Anstaltserziehung ist für zahlreiche Kinder besser, wie eine mangelhafte Familienerziehung und darum sind Anstalten nöthig. Auf die Frage: Staats- oder Privatanstalten? soll noch weniger eingegangen werden. Wer im Stande ist und den Willen hat, ohne Voreingenommenheit zu urtheilen, wird bald erkennen, daß der Werth einer Anstalt darin besteht, in welchem Geiste sie geleitet wird; dieser Geist kann gut und schlecht, christlich und unchristlich sein bei beider Art Anstalten. Daß ein munteres und natürliches Wesen sich in einer staatlichen Anstalt so gut finden kann, wie in einer Privatanstalt, davon kann sich Jedermann hier überzeugen.

2. Entwickelung der Anstalt.

Das Wilhelmstift hat sich aus recht dürftigen Anfängen nach und nach herausarbeiten müssen und ist durch die Fürsorge der Herzogl. Landesregierung innerlich und äußerlich bislang in beständigem Fortschreiten begriffen.

Die Lage der in dem alten Schlosse zu Bevern[1]) befindlichen Anstalt ist in vieler Hinsicht sehr passend. Der Ort ist in einer gesunden Gegend gelegen; störende Einflüsse sind in der rein ländlichen Umgebung nicht vorhanden; die herrliche Gegend bietet für Leib und Seele mannigfache Ergötzlichkeit.

Wie viel geschehen ist, um die anfangs ungenügenden Räume um- und neu zu schaffen, mag eine Aufzählung einiger größerer Um- und Neubauten zeigen.

1876. Der Nordflügel wird durchgebaut und daselbst 4 neue Schulklassen und 4 Wohnzimmer eingerichtet. Neue Stallgebäude.

1877 u. 78. Der Süd- und Ostflügel wird in allen 3 Stockwerken umgebaut. Erneuerung der Fronten.

1878. Erwerbung eines Hauses für 2 Lehrerwohnungen.

1880. Im Nordwestflügel wird das Dachgeschoß zur Herrichtung gesunder Schlafräume umgebaut.

1882. Neubau einer Turnhalle und einiger Werkstätten.

1883. Erneuerung der Kapelle und Orgel.

1) Anm.: Geschichtliches über dieses interessante Bauwerk zu geben, gestattet hier der Raum nicht, auch ist dasselbe wohl ziemlich bekannt. Vgl. Br. Magazin 1863 St. 31 S. 326 ff.

1885. Umfassungsmauer und Schloßgraben regulirt.
1886. Neuanlage einer Wasserleitung durch die ganze Anstalt.
1887. Neue Thurmuhr.
1889. Neubau eines Krankenhauses, Neueinrichtung der Küche u. s. w.
1890. Erweiterung des Kuhstalles; Neubau des Schweinestalles.
1891—1893. Viele kleinere Bauausführungen.
1894. Erwerbung eines Hauses zur Unterbringung der 2. Abtheilung (s. u.).

Bei allen Ausführungen dieser Art wurde mit peinlicher Genauigkeit stets nur das unabweisbare Bedürfniß in's Auge gefaßt und nie vergessen, daß jeder Luxus streng zu vermeiden sei, da hier nur Kinder für die einfachsten Lebensverhältnisse erzogen und zwar gut versorgt, aber nicht verwöhnt werden sollen.

Der äußeren Ausgestaltung entsprach die innere. Das Unterrichts- und Erziehungspersonal wurde nach und nach so weit vermehrt, daß es möglich wurde, jedem einzelnen Zöglinge die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Die Schuleinrichtungen, Lehrmittel, Werkstätten wurden, wenn auch, um den Etat nicht zu überschreiten, langsam, so doch stetig vervollkommnet und vermehrt.

Der bedeutendste Fortschritt aber geschah durch Erlaß des Gesetzes vom 30. März 1890.

Bis dahin hatte die Anstalt nach der Konfirmation keinerlei Rechte mehr über die Zöglinge, mußte sie vielmehr denselben meist elenden Angehörigen und Verhältnissen, von denen sie bei Aufnahme in die Anstalt herkamen, wieder überliefern.

Es ist klar, daß dabei nichts geleistet werden konnte. Im Jahre 1890 nun erhielt die Anstalt das gesetzliche Recht, über die Zöglinge bis zum 18. Jahre unbedingt, nöthigen Falls auch bis zum 20. zu verfügen. Ebenso können seitdem Kinder, welche in die Anstalt nicht hinein passen, von Anstaltswegen und unter deren Aufsicht in Familien untergebracht werden.

Erst seit dieser kurzen Zeit kann die Anstalt für die Zukunft der Zöglinge einigermaßen verantwortlich gemacht werden.

3. Einrichtung der Anstalt.

Es können hier nur Andeutungen gegeben werden. Die Vereinigung der Knaben- und Mädchenabtheilung in demselben Hauptgebäude hat zu ernsten Unzuträglichkeiten bislang nicht geführt; es wird im Gegentheil in dieser Einrichtung ein Vorzug erblickt, da selbst eine so große Anstalt bestrebt sein muß, die Aehnlichkeit mit dem Familienleben soviel zu bewahren, als es eben möglich ist. Vereinigt sind Knaben- und Mädchen nur in der untersten Schulklasse. Den Zöglingen wird in einer 4klassigen Knaben und einer 3klassigen Mädchenschule eine tüchtige Elementarschulbildung nach Maßgabe der in unserm Lande geltenden Bestimmungen ertheilt. In der Anstaltskapelle vereinigen sich Angestellte und Zöglinge zu den Morgen- und Abendandachten und dem sonntäglichen Gottesdienste. Beim Essen und Spielen sind die Abtheilungen der Knabenseite unter sich vereinigt, ebenso auch die der Mädchenseite; sonst befindet sich aber jede Abtheilung unter ihren ständigen Erziehern für sich in bestimmten Räumen. Die Beschäftigung während der nicht von der Schule in Anspruch genommenen Zeit hat zunächst zum Ziele, die Zöglinge körperlich und geistig zu fördern und zugleich die Bedürfnisse des ganzen Haushaltes möglichst durch Kinderarbeit zu befriedigen. Im Sommer stehen die landwirthschaftlichen Arbeiten, welche Knaben und Mädchen erlernen, voran. Sonst werden bei den Mädchen die üblichen weiblichen Arbeiten betrieben, bei den Knaben außer den Hausarbeiten noch Schneiderei, Schusterei, Buchbinderei, Strohflechterei, Tischlerei, Klempnerei, Holzschnitzerei u. s. w. Auch ist ein tüchtiger Posaunenchor vorhanden zur Verschönerung der kirchlichen und Anstaltsfeste. Die jüngsten Knaben sind unter weiblicher Leitung in einer Abtheilung, einem Kindergarten ähnlich, vereinigt.

Eine sogen. zweite Abtheilung in einem Nebengebäude, (bei den Mädchen in Nebenräumen), völlig abgesondert erzogen, umfaßt diejenigen Zöglinge, welche zur Vermeidung schlechten Einflusses von den Uebrigen getrennt werden müssen.

Da sehr viel Zöglinge nicht nur sittlich, sondern auch leiblich verwahrlost sind, zudem ein großer Theil erblich belastet ist (Branntweins-, Schwindsuchtskinder u. s. w.), so muß auf die Körperpflege ein bedeutendes Gewicht gelegt werden. Die Anstalt hat ein gutes Krankenhaus, verabreicht im Sommer über 2000 Salzbäder u. s. w. Doch lassen gerade die Wasch- und Badeeinrichtungen noch sehr zu wünschen übrig; es wird gehofft, daß schon im nächsten Jahre hierin eine Besserung eintritt.

In Privatpflege befinden sich nur wenige Zöglinge, meist solche, deren Vergangenheit ein Zusammensein mit anderen Zöglingen schlechterdings unmöglich machte. Es würden noch mehr Zöglinge in Familien untergebracht werden, wenn es nicht sehr schwer hielte, geeignete Familien zu finden (s. u.).

Nach der Konfirmation erlernen die Knaben meistens ein Handwerk oder dienen als Knechte auf dem Lande. Die Mädchen gehen fast ausnahmslos in Dienst. Die Frage, ob es bei den heutigen Aussichten des Handwerks wohlgethan sei, völlig mittellose Burschen ein Handwerk lernen zu lassen, kann hier nicht erörtert werden. Diese schwierige und wichtige Sache wird hier auch verfolgt, aber einstweilen wird es noch für richtig gehalten, so zu verfahren, wie angegeben ist. In verschiedenen Gewerken, soweit Zöglinge in dieselben eingetreten sind, sprechen die Erfahrungen dafür, daß es auch heute noch ohne besondere Glückszufälle armen Knaben möglich ist, bis zum Besitze eigener Geschäfte zu gelangen und in denselben vorwärts zu kommen, sobald sie tüchtig, fleißig und sparsam sind. Verschiedene Zöglinge lernen augenblicklich bei Meistern, welche aus der Anstalt hervorgegangen sind. — Andere Geschäfte eröffnen, wenn auch nicht die Aussicht auf Selbständigkeit, so doch die auf so lohnende Arbeit, daß daraufhin sehr wohl eine Familie begründet werden kann. Ein sehr großer Theil derer, die ein Handwerk erlernt haben, verläßt dasselbe allerdings später, um Arbeit anderer Art zu suchen. Doch wird hier die Ansicht vertreten, daß auch diesen

die Lernzeit nicht verloren ist. Viele Zöglinge zeigen Neigung, als Soldaten zu kapituliren; auch hat es dieser und jener bis zum Feldwebel gebracht.

Die in Dienst oder Lehre befindlichen Zöglinge stehen, wie gesagt, unter Aufsicht und Fürsorge der Anstalt und können, im Falle schlechter Führung oder auch schlechter Behandlung wieder eingezogen werden, je nachdem zur Bestrafung oder zu besserer Versorgung. So lange diese Zöglinge unter der Anstalt stehen, werden sie von der Anstalt aus von Zeit zu Zeit besucht, kommen auch, soweit sie in der Nähe wohnen, selbst zum Besuche häufig in die Anstalt. Ohne solche Besuche vergeht selten ein Sonntag; an den Festtagen kommen Schaaren.

Einzelne Zöglinge sind auf Wunsch der Angehörigen, wenn diese zuverlässig erschienen, nach der Konfirmation in ihrem Heimathsorte untergebracht; dies hat sich jedoch im Ganzen nicht bewährt.

4. Statistisches.

Die Anstalt hat bis jetzt 1548 Zöglinge aufgenommen, $^2/_3$ Knaben, $^1/_3$ Mädchen.

Der Durchschnittsbestand betrug in den letzten Jahren etwa 300 nicht konfirmirte Zöglinge in der Anstalt und etwa ebenso viel konfirmirte, in Dienst, Lehre oder Familien untergebrachte Zöglinge außerhalb der Anstalt.

Von diesen Zöglingen stammen aus dem Amtsgerichtsbezirke Braunschweig 343, Riddagshausen 44, Vechelde 26, Thedinghausen 9, Wolfenbüttel 139, Schöppenstedt 35, Salder 23, Harzburg 25, Helmstedt 66, Schöningen 70, Königslutter 41, Vorsfelde 27, Calvörde 14, Gandersheim 36, Seesen 44, Lutter a. Bbge. 24, Greene 21, Holzminden 207, Stadtoldendorf 127, Eschershausen 78, Ottenstein 17, Blankenburg 62, Hasselfelde 28, Walkenried 42.

Seit Erlaß des Gesetzes vom 30. März 1890 (s. o.) sind konfirmirt 229 Knaben, 103 Mädchen. Von den Knaben dienten oder dienen noch als Knechte 43; 162 sind in 26 verschiedenen Handwerken oder anderen Berufen, welche eine Lehrzeit erfordern, als Lehrlinge eingetreten, 21 sind Fabrik-, Steinbruchs-, Wald-, Hütten- oder sonstige Arbeiter geworden, 3 waren arbeitsunfähig. Ein Theil dieser Burschen hat natürlich bereits ausgelernt. Die Mädchen sind fast alle in Dienst getreten.

5. Resultate.

Wenn die Ansicht vertreten wird, daß die Anstalt im Stande sein müsse, aus dem ihr zugewiesenen Zöglingsmaterial ausnahmslos ordentliche, nützliche Menschen zu erziehen, so muß erklärt werden, daß sie solche Ansprüche nicht erfüllen kann. Es werden in dieser Beziehung die auffallendsten Urtheile gefällt. Z. B. ist es vorgekommen, daß bei einer Besprechung über die wegen eines verwahrlosten Kindes nöthigen Schritte geäußert wurde, es schiene, als ob die Anstaltserziehung auch nicht viel helfe. In demselben Orte waren nämlich kurz vorher 2 Lehrlinge mit den Gesetzen in Konflikt gekommen. Hierüber war, wie gewöhnlich, wenn ein Zögling der Anstalt einen Fehltritt begeht, im Publikum und in den Blättern ein großes Geschrei erhoben. Daß in demselben Orte, in welchem dies geschah, eine Anzahl Lehrlinge aus der Anstalt mustergültig waren, daß außerdem in der Umgegend sich etwa hundert befanden, von denen dasselbe gesagt werden konnte, war dem, der jene Ansicht äußerte, ganz unbekannt, er hatte sich auch nie darum bekümmert, hielt sich aber, jenes Urtheil zu fällen, trotzdem für berechtigt. So geht es häufig. Von einem Zöglinge, der schlecht eingeschlagen ist, redet an kleinen Plätzen der ganze Ort, von fünfzig, die ruhig und ordentlich ihren Weg gehen, spricht kein Mensch. Gegen Derartiges kann sich keine Anstalt schützen. Jede arbeitet an der Lösung einer sehr schweren Aufgabe im öffentlichen Interesse und kann erwarten, daß ihr Wohlwollen und Unterstützung entgegen gebracht werde. Wird nach einzelnen Vorkommnissen obenhin ohne Sachkenntniß geurtheilt, so kann die Anstalt das nicht ändern, muß es aber, nicht blos ihrer selbst wegen, sehr beklagen.

Ueber das spätere Leben der vor 1890 aufgenommenen Zöglinge fehlen natürlich genaue Nachrichten. Man weiß von Vielen, daß sie zu ordentlichen bürgerlichen Stellungen gelangt sind; Einige haben es zu Besitz und Vermögen gebracht; von Anderen weiß man, daß nichts Lobenswerthes aus ihnen geworden ist.

Genauere Rechenschaft läßt sich erst über die seit 1890 aufgenommenen Zöglinge, welche ja jetzt noch Alle in jugendlichem Alter stehen, geben. Von diesen 332 Zöglingen sind 10 in dem Sinne rückfällig geworden, daß sie gerichtlich bestraft sind. Nach Vollendung der Strafzeit sind sie wieder von der Anstalt aufgenommen und haben meistens ihre Lehrzeit fortgesetzt, so daß die Hoffnung, sie schließlich noch zu bessern, keineswegs ausgeschlossen ist. Außerdem sind zwei kurz nach Vollendung der Lehrzeit und nach ihrer endgültigen Entlassung aus der Anstalt rückfällig geworden. Keiner, der die Umstände erwägt, wird die Zahl der Rückfälligen im Verhältnisse zu der Gesammtzahl hoch finden können, obwohl natürlich zu hoffen bleibt, daß sie noch geringer werde. Die große Masse der Zöglinge hat sich nach der Konfirmation bis jetzt befriedigend entwickelt, namentlich, nachdem der in den ersten Jahren nach Erlaß des Gesetzes von 1890 bei vielen Zöglingen, besonders aber bei deren Angehörigen, hervortretende starke Widerstand überwunden war.

Bei denjenigen Zöglingen, welche nicht in dem eben erwähnten Sinne rückfällig geworden sind, befindet sich natürlich noch eine größere Anzahl, welche nach der Konfirmation mehr oder weniger starke Fehltritte begangen hat, ohne daß dieselben zu einem Zusammenstoß mit den Gesetzen geführt hätten, es giebt auch unverbesserliche Diebe, Ausreißer u. dergl., aber die große Masse ist ohne solche Vergehen geblieben und bei den anderen kann man aus Augenblicken der Schwäche nicht ohne weiteres nachtheilige Schlüsse auf die Zukunft ziehen. Ueberhaupt sind solche statistische Angaben von zweifelhaftem Werthe. Es giebt Zöglinge, welche sich ein oder auch mehrere Male arg verfehlen, sich unredlich zeigen u. s. w. und doch schließlich noch ganz tüchtig werden; es giebt andere, die nie besondere Uebelthaten begehen, aus denen aber doch nie etwas Ordentliches wird.

Es bestehen für die Zöglinge besonders zwei kritische Zeitpunkte: Zunächst das erste halbe Jahr der Lehrzeit,

sodann die erste Zeit nach Beendigung der Lehre, wenn die jungen Leute zuerst Geld in die Hände bekommen und zugleich endgültig entlassen werden. Die meisten Rückfälle finden in diesen beiden Zeiträumen statt. Sehr begreiflich, denn die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse bei dem Austritt aus der Anstalt selbst und aus der Lehre stellen die Charakterfestigkeit auf schwere Proben.

6. Wünsche.

Zu beklagen bleibt, wie schon oben angedeutet, daß den Zöglingen ihre Zukunft oft erschwert wird durch die Lieblosigkeit und den groben Unverstand, welche sich noch heute bei vielen finden, die ein Recht zu haben glauben, einen jungen Menschen lediglich deshalb über die Achsel anzusehen, weil er in der Anstalt gewesen ist. Wenn dies bei ungebildeten Leuten vorkommt, so kann man solche unchristliche Herzenshärte, wenn man sie auch bedauern muß, zur Noth mit Gedankenlosigkeit entschuldigen, wenn aber Personen, welche von Berufswegen vor Anderen in der Lage sein sollten, das Unrechtmäßige und Unchristliche solcher Anschauungen zu erkennen, diese entweder theilen, oder ihnen nicht entgegentreten, auch wo das nahe läge, so ist das recht zu beklagen. Schwerer zu überwinden, als das Böse im Herzen eines verwahrlosten Kindes, ist die Trägheit und das Pharisäerthum mancher vermeintlich Rechtschaffenen, und die unmenschliche Härte, welcher Diejenigen, welche sich von Fehltritten wieder aufrichten wollen, nur zu oft begegnen.

Es wäre zu wünschen, daß die Anstaltsaufsicht in geeigneter Form über den Zeitpunkt, in welchem die Lehre beendet wird, bis zum 20. Lebensjahre (als Regel, nicht, wie jetzt, als Ausnahme) fortgesetzt werden könnte. Die Krisis, welche jetzt mit dem 18. Jahre eintritt, ist eine gar zu gewaltsame und gefährliche. Eine Gesetzesveränderung bleibt hier wünschenswerth.

Was zur ferneren äußeren Ausgestaltung der Anstalt noch nothwendig ist, wird gewiß in Zukunft ebenso wenig versagt werden, wie bisher. Sehr zu wünschen bleibt, daß der Anstalt die Möglichkeit gegeben wird, sich räumlich auszudehnen, da sie durch die jetzigen engen Grenzen in empfindlichster Weise gehemmt wird.

Die Anstalt würde sehr dankbar sein, wenn ihr Familien, womöglich kinderlose Ehepaare, oder solche, deren Kinder erwachsen sind, bezeichnet würden, die, ohne übermäßige Forderungen zu stellen, geeignet und bereit wären, einzelne Kinder, auch solche, die Fehltritte begangen haben, zu übernehmen und christlich zu erziehen.

Um häufigen Anfragen zu begegnen, sei hier erwähnt, daß Anträge auf Aufnahme von Kindern, soweit sie von dem Vater ausgehen, am besten an die Kreisdirection oder die Amtsgerichte gerichtet werden, welche die Sache an die Kreisdirection zu Holzminden, welche über die Aufnahme entscheidet, befördern. Anträge welche nicht von dem Vater ausgehen, sind ausnahmslos bei dem zuständigen Amtsgerichte anzubringen. Solche Anträge gehen meistens von den Ortsvorständen, den Vormündern, den Geistlichen, Schulvorständen u. s. w. aus, können aber auch sonst von Jedermann ausgehen. Der Zuschuß, welcher von den Eltern der Zöglinge oder im Armuthsfalle von den Gemeinden resp. den Kreisfonds zu leisten ist, beträgt jährlich 30 Mark, außerdem bei der Konfirmation noch die Erstattung des Anzuges u. s. w. mit etwa 45 Mark. Die Kinder müssen das sechste (nicht siebente) Lebensjahr vollendet haben und körperlich genügend kräftig sein.

Für die Lehrzeit und auskömmliche Unterhaltung der Zöglinge während derselben wird von der Anstalt gesorgt.

7. Schluß.

Die Anstalt bemüht sich ihren Zöglingen die fehlende Heimath nach Möglichkeit zu ersetzen, indem sie für Geistes- und Körperpflege sorgt, die Aufrichtung eines christlich erstarkten Willens als ihr höchstes Ziel ansieht und sich bestrebt, die Kinder so zu erziehen, daß sie bei der endgültigen Entlassung in der Welt bestehen und sich selbst weiter helfen können. Möge man von ihr keine Leistungen erwarten, die über die Grenze der Möglichkeit hinausgehen, ihr aber Kinder, denen die sittlichen Bedingungen für eine gute Zukunft nicht gegeben sind, getrost anvertrauen und endlich lernen, böswillige oder gedankenlose Vorurtheile aufzugeben, welche in den Verhältnissen nicht begründet sind.

Braunschweigische Briefe aus Paris vom Jahre 1815.

(Fortsetzung.)

9. Hofrath Emperius an seine Frau.

Paris, 24. Aug. 1815.

Meine liebste Henriette!

Ich benutze die Abreise des Herrn Hofrath von Praun und des Herrn Obrist von Herzberg[1]), um Dir ein kleines Briefchen mitzuschicken, wenn ich auch nicht erwarten kann, daß Du es schnell erhalten wirst, da beide Herren sich wahrscheinlich unterwegs aufhalten. Der erstere von ihnen sehnt sich sehr nach der Heimath zurück, so froh er auch hier gewesen ist und so gut er seine Zeit benutzt hat, hier manches zu sehen und zu genießen. Ich sehne mich nicht minder in meinen häuslichen Kreis zurück, da ich doch hier gar manche lästige Geschäfte zu verrichten habe und es mir daher an Muße, oft auch an Lust fehlt, manches wieder zu sehen, was mich vor 10 Jahren sehr interessirte. Paris ist jetzt nicht, was es damals war; es ist ein Tummelplatz der Fremden, des Geräusches, der Erwartungen der Zukunft; kein Ort des ruhigen Genusses des Gegenwärtigen . . . .

Am vielen Umherstreifen hindert mich auch mein Unwohlsein, das ich vor 10 Jahren noch nicht kannte. Es hindert mich indessen nicht sowohl am Arbeiten als am Genuß des Guten, was mir sonst zu Theil werden würde. Denn bei allen Abzügen bleibt es doch eine große Annehmlichkeit, noch einmal die Meisterwerke der Kunst vereint zu sehen, — die jetzt anfangen sich wieder zu

1) Friedr. Aug. v. Herzberg ward 1824 Commandeur des Truppencorps, 1836 in den Ruhestand versetzt, † 5. Juli 1838.

zerstreuen. Solch' eine Vereinigung wird die Welt vielleicht nie wieder sehen. Aber soll sie dies nur um den Preis thun können, den jene Anhäufung von Schätzen gekostet hat, — so ist es am besten, auf immer Verzicht darauf zu thun . . . . .

Die Schauspiele wollen uns diesmal nicht sonderlich gefallen; und wir sind verkehrt genug, mehr Unterhaltung in unserm Braunschweigischen Schauspiel zu finden als in dieser gewesenen Hauptstadt von Europa. Des Prunkes in Gebäuden, des Glanzes in Kleidungen giebt es hier genug, — was aber am reichlichsten zu haben ist, ist Lärm, ewiger Lärm, und wildes Umhertreiben. Der Uebergang von der ruhigen Wohnung in der „Kleinen Burg" in das lärmvolle Hôtel d'Avranches, wo wir jetzt leben, ist ein wenig zu auffallend — und wie sehr gewinnt die Kleine Burg durch die Vergleichung!

Die Geschäfte fördern sich übrigens recht gut. Wir haben unsre Forderungen an die Behörden eingegeben, und das Ausliefern geht vor sich; die Hauptschwierigkeit machen die in den Departements zerstreuten Kunstsachen, die sich nicht sogleich herbeischaffen lassen. — Auch auf der Bibliothek hat man angefangen auszuliefern. — Ich habe meine Bekanntschaft mit Herrn Denon erneuert, der sich bis jetzt artig und gefällig bewiesen hat, und selbst Besitzer einer herrlichen Sammlung der ausgewähltesten Kunstsachen ist. Er ist ein reicher Mann und noch immer leidenschaftlicher Kunstliebhaber, ob man gleich gesagt hatte, daß er manches verkauft hätte. Er gefällt denen, die ihn anfangs hart behandelt hatten, bei näherer Bekanntschaft sehr gut, und man räth uns, durch Güte unsre Zwecke zu erreichen . . . . . .

Wir werden schöne Sachen wieder nach Braunschweig zurückbefördern. Könnten wir nur erst selbst wieder da sein! Nichts in der Welt kann mich der Liebe zu Braunschweig abwendig machen, wie der zu meiner Familie und s. w. . . . . .

Der Eurige

E.

10. Wilhelmine an ihre Schwester.

Paris, d. 28. August 1815.

. . . . Ich bin überzeugt, daß es hier in Paris wenigstens vollkommen sicher ist; es steht zu viel Militär in der Stadt, und unter den Augen der Monarchen ist es doch nicht wahrscheinlich, daß eine neue Revolution ausbrechen könnte. Es ist hier auch so ruhig als möglich, und wenn man im Schauspiel oder auf den Spaziergängen ist, glaubt man gar nicht, daß die Pariser an etwas anderes denken könnten als sich zu amüsiren. An jedem Ort glaubt man immer ganz Paris versammelt zu sehen, und an jedem andern ist die Menschenmenge eben so groß. Die zahllosen Fremden (man rechnet allein einige 20,000 Engländer) selbst das viele fremde Militair verliert sich ganz unter den Parisern, die höchst elegant gekleidet, an allen öffentlichen Orten zu finden sind. Man geht hier in der Regel erst des Abends gegen 7 Uhr spazieren; die Boulevards sind dann durch die vielen Läden und Café's hell erleuchtet; es sind dort auch manche Gärten, die illuminirt und mit allen möglichen Erfrischungen versehen sind . . . .

Ich bin neulich noch mit Münchhausens im Théatre français gewesen, was mir von allen gesehenen bis jetzt am besten gefiel. Wir sahen ein Lieblingsstück der Pariser: „Die Jagdparthie Heinrichs des Vierten". Dies Stück, welches den bon roi wirklich von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigt, wurde allerliebst gespielt. Der berühmte Talma stellte den König, welcher sich unerkannt bei einer Müller-Familie zu Gaste bittet, mit einer solchen Gutmüthigkeit dar und beobachtete mit solcher Feinheit alle kleinen Eigenthümlichkeiten seines Wesens, daß ich zuletzt glaubte, Heinrich den Vierten selbst zu sehen. Es ist übrigens das erste Mal, daß Talma von seiner tragischen Höhe herabgestiegen ist und in einem Lustspiel auftrat. Mademoiselle Mars, dieser Liebling des Publikums, spielte eine naive Rolle so, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Es ist schade, daß sie bald anfangen wird, ein wenig zu alt für solche Rollen zu sein; doch ist sie noch sehr hübsch und hat die schönsten Augen von der Welt.

Vorigen Sonnabend war der Namenstag des Königs die Fête St. Louis. In den Zeitungen stand viel Schönes von der glänzenden Erleuchtung der Stadt, aber auch nur dort. Ich bin mit Münchhausens herumgefahren, und fand es ohngefähr so, wie bey uns in den Zeiten des verstorbenen Königreichs Westphalen. Es ist überhaupt traurig zu sehen, wie wenig der arme König Ludwig XVIII. auf die Treue seiner Unterthanen rechnen kann. Ich fürchte sehr, daß er nicht lange ruhig bleiben wird. An seinem Namenstage wurde freilich manches: vive le roi! geschrieen, aber, ich glaube, daß nur Einer es ehrlich meinte, welcher rief: „vive notre pauvre roi!"

Heute haben wir einen Besuch von der Obristin Olfermann gehabt; sie ist gar sehr freundlich und hat wohl nie einem Menschen wehe gethan . . . . Außerdem haben wir noch einen Besuch von Herrn von Thielau [2]), von der Preußischen Garde, gehabt . . . . . Alle Landsleute halten hier so zusammen, daß wir keinen Tag zubringen, ohne daß dieser oder jener zu uns kömmt. . . .

Neulich haben wir das Museum der französischen Denkmäler gesehen. Die Stunden, die wir, der Vater und ich, dort zubrachten, gehören zu denen, deren Andenken mir immer lieb sein wird. Es hat einen so mächtigen Reiz, sich in frühere Jahrhunderte zu versetzen und die Gestalten merkwürdiger Männer und Frauen, deren Namen uns die Geschichte nennt, von deren Thaten sie uns erzählt, vor uns zu sehen. Aus diesen Zügen scheint der Geist, der sie einst beseelte, noch zu blicken; aus dem Gesicht Richelieu's, dessen schöne Statue sein prächtiges Grabmahl ziert, spricht der eiserne, mächtige Wille, mit dem er Frankreich und seinen König beherrschte. Ihm gegenüber sieht man den Italiener Mazarin, dessen geschmeidiges Wesen ihn zu gleicher Macht führte! man sieht es ihm an, daß er sich in alles zu fügen wußte, bis alles sich in ihn fügen mußte. — Das Local, worin diese Denkmäler aufgestellt sind, ist so passend als möglich. Es ist ein ehemaliges Kloster, in dessen Gothischen Hallen die Gräber und Monumente

---

2) Karl v. Thielau, der Sohn des Oberstallmeisters Karl Florian v. Th.

früherer Jahrhunderte wie zu Hause sind. In der Revolution sind sie aus vielen zerstörten Kirchen, Schlössern und Klöstern hierher vor der Zerstörungswuth des Pöbels gerettet, und zum Theil nach den Jahrhunderten aufgestellt. In dem ersten Saal, der ehemaligen Kirche, stehen Denkmäler aus den verschiedensten Zeiten; die meisten und schönsten aus dem sechzehnten Jahrhundert; da sieht man die Gräber von Menschen, die sich im Leben anfeindeten, friedlich neben einander in dem engsten Raume. Mir gefiel besonders das Monument des großen Geschichtschreibers und braven Mannes de Thon. Er ist in der Mitte knieend und betend dargestellt; zu beiden Seiten knieen zwey herrliche weibliche Gestalten, seine beiden Frauen, und über ihm ist die Büste seines Vaters.

Aus dieser weiten Halle tritt man in einen Saal, unter dessen schwerfälligen, festen Bogen viele steinerne Särge neben einander gereiht stehen. Auf ihnen ruhen, gerade ausgestreckt, mit starren gefaltenen Händen, die steinernen Bilder der Fürsten und Fürstinnen des 13. Jahrhunderts, deren Asche sie enthalten. Nur mühsam scheinen die Gestalten sich von der Steinmasse, die sie trägt, losgemacht zu haben; die schweren Falten der klösterlichen Kleider drücken sie nieder, aber die einfachen, kräftigen Züge der Gesichter, sowie die Anfänge der Kunst sie bilden konnten, haben ein besonderes Interesse, so kalt und steinern sie auch vor sich hinsehen. — In diesem Saale steht die Statue des heiligen Ludwigs, des Vorfahren und Schutzpatrons der vielen unheiligen Ludwige, die ihm folgten. — Das 14. Jahrhundert zeigt die auffallenden Fortschritte, die die Künste gemacht haben; die Kreuzzüge haben viel neue Ansichten bewirkt, die Baukunst wird schon Gothisch, und den Bildern der ehrenfesten Ritter sieht man es an, daß die morgenländische Sonne ihnen geleuchtet hat. — Die Fortschritte der Künste im 15. Jahrhundert sind am auffallendsten; hier hat die Baukunst und Bildhauerkunst schon einen hohen Grad von Vortrefflichkeit erreicht; hier lernt man die Züge vieler merkwürdiger Menschen kennen: König Karl der Siebente — seine Mutter, die abscheuliche Isabeau, die sich in Nonnentracht hat begraben lassen, — — — und eine Jungfrau von Orleans, die so schön und lieblich aussieht, daß ich glaube, so ist sie Schillern im Traume erschienen und hat ihn zu seinem herrlichen Gedicht begeistert.

Das sechzehnte Jahrhundert war für die Künste sehr wichtig; sie wurden in Frankreich geliebt und beschützt und haben herrliche Denkmäler zurückgelassen. Auch das siebenzehnte Jahrhundert ist sehr merkwürdig; mir gefielen besonders die Statuen Heinrich's des Vierten und Sully's, die noch die schöne alte spanische Tracht haben; nachher kommen die zierlichen Hofkleider und die Allongenperrücken Ludwigs des Vierzehnten, die mir ebenso fatal sind als jener König selbst. — Alle diese verschiedenen Sääle, denen jeder ein Jahrhundert enthält, verbindet der ehemalige Kreuzgang des Klosters, in welchem man viele schöne Werke der Bildhauerkunst aufgestellt hat; die Fenster enthalten Proben von den Fortschritten der Glasmalerei. Es wurde uns schwer, uns von dieser interessanten Sammlung zu trennen; aber das beste war uns noch aufbehalten: an das Gebäude stößt der ehemalige Klostergarten, in dem viele der schönsten Denkmäler aller Zeiten aufgestellt sind. Das erste und merkwürdigste ist das Grabmal von Abelard und Heloise. Ein steinerner Sarg umschließt ihre Asche. Ueber ihnen erhebt sich eine Capelle, aufgebaut aus den Trümmern des Klosters Paraklet, dessen Erbauer Abelard und dessen erste Aebtissin Heloise war. Es ist unmöglich, an diesem Denkmal kalt vorüberzugehen! Dieser Stein enthält also die Asche von zwei Herzen, die so viel gelitten haben, die erst hier ausruhen konnten. Auf dem Sarkophag liegen die Bildsäulen beider Liebenden. Wie oft mag der Schmerz diese ausdrucksvollen Züge bewegt haben. Erst der Tod konnte ihnen die Ruhe geben, die sie jetzt so milde umfängt. — —

Viele berühmte Namen erhöhen das Interesse der Monumente, die hier aus den verschiedensten Zeiten und Orten neben einander stehen. Es ist alles so still und feierlich. Die großen Todten scheinen ihre Gräber zu umschweben, die friedlich unter den Akazien und Thränenweiden ruhen, die mit ihren schwankenden Zweigen die alten Steine weich zu umfassen und zu bekränzen scheinen. Nichts erinnerte störend an die Gegenwart. Das war nicht das lärmende Paris, in dem wir uns befanden. Diese geharnischten Ritter, diese betenden Frauen gehörten nicht in unsere Zeit. Unwillkürlich sprachen wir leise, um die Geister nicht zu stören, die im Säuseln der Winde, im Rauschen der Bäume zusammen flüsterten.

Wir blieben so lange der Garten offen war; ungern verließen wir diesen stillen Ruheplatz, und waren mit ein Paar Schritten wieder im neunzehnten Jahrhundert, unter den ewig beweglichen Franzosen, und bei der starken preußischen Wache, die die Kanonen beym Pontneuf umgiebt.

Den 30. Aug. Gestern sind wir zu Mittag in Clichy gewesen. Wir wurden äußerst freundlich aufgenommen . . . . . .

Wir haben recht viel von Braunschweig, von Euch und allen Lieben gesprochen. Bei Tisch waren außer Olfermanns: Major von Lübeck, Hauptmann Wolf, Morgenstern[3]), August Pockels und wir. Sie haben einen recht hübschen großen Garten beim Hause, worin nach Tisch eine Parthie Federball gespielt wurde . . . . Heute haben wir den Major von Normann[4]) und Herrn Wackerhagen[5]) bei uns gehabt, der mir viele Empfehlungen an die Mutter und euch, meine lieben Schwestern, aufgetragen. . . . Es ist wieder spät Abends, und ich habe nicht weiterschreiben können. Nach Tisch, um halb sechs Uhr kam Ribbentrop, der Hauptmann Mahner und ein Herr von Lambrecht, den ich nicht kannte. Ich ging mit diesen Herren und Wilhelm zu Monf. Le Comte, einem berühmten Zauberer, Bauch-

3) Jul. Christian Franz Morgenstern war 1815 als Hauptmann Adjutant im Generalstabe, ward 1845 Oberst, erhielt 1848 das Decernat für Militärsachen im Ministerium, † 6. Dec 1869.

4) Joh. Heinr. Ernst Gustav v. Normann ward 1841 Commandeur des Feldcorps und starb am 26. Jan 1855.

5) Karl Aug. Wackerhagen ward 1814 zum Fähnrich ernannt, † 5. Febr. 1857.

redner und Taschenspieler erster Größe. Er machte auf seinem höchst eleganten Theater allerliebste Kunststücke, und sprach mit Leichtigkeit die Stimmen von 5—6 verschiedenen Personen nach. Uebrigens kostete die Entrée für die Person fünf Franken! was uns sehr erschreckte. Die ungeheure Theurung verdirbt uns oft die Freude — mehr aber noch das öftere Uebelbefinden des lieben guten Vaters, der zwar alle seine Geschäfte mit der größten Sorgfalt besorgt, der aber nicht im Stande ist, von den Annehmlichkeiten dieser schönen Stadt etwas wirklich zu genießen.

Die Geschäfte des Zurückforderns verzögern sich dadurch, daß viele von den Kunstsachen in die verschiedenen großen Provinzial-Städte des Reichs geschickt sind und noch nicht wieder hier angekommen sind. Doch ist schon viel Schönes und Seltenes gerettet; unsre Wohnung ist so voll davon, daß wir kaum Platz für uns übrig haben!

Morgen — Du siehst, liebste C., daß ich alles berichte, werden die Herren Ribbentrop und Mahner bei uns essen. — Wie lange habe ich nichts von euch gehört! nichts seit den Briefen, die uns Hauptmann Bause von euch mit brachte. Darum schreibe recht bald!

Eure Wilhelmine.

11. Wilhelmine an ihre Schwester Luise.

Paris, d. 6. Sept. 1815.

Die Geschäfte des Vaters ziehen sich immer mehr in die Länge, so viel Mühe er sich auch giebt, sie abzukürzen. Es sind jetzt hier so viele Reclamanten, daß die Directoren der Museen, Bibliotheken und Sammlungen gar nicht mehr wissen, wie ihnen geschieht; die Sachen sind auch so zerstreut, daß es schwierig ist, sie ausfindig zu machen und herbey zu schaffen.

Wie mancher vergebliche Weg muß da gemacht werden, und ein Paar solcher Wege sind eben so weit wie von Braunschweig nach Wolfenbüttel; da geht ein halber und ein ganzer Tag hin, man weiß nicht wie.

Herr Denon, der übrigens Ritter vieler Orden, Baron, kurz ein großer Herr ist, bekümmert sich wenig um diese Angelegenheiten. Er ist recht sehr artig gegen den Vater, und hat uns neulich seine eigne Sammlung gezeigt, die so ziemlich die Quintessenz alle des schönen und merkwürdigen enthält, was durch seine Hände gegangen ist. Er hat sich so umringt mit Kunstsachen, daß man in seiner ganzen, sehr schönen Wohnung nirgends die Augen hinwenden kann, ohne etwas der Art zu sehen, — und keinen Schritt thun, ohne zu fürchten, eine unschätzbare Kostbarkeit mit Füßen zu treten. Ich habe eine wahre Angst gehabt, die Arme zu bewegen, ich glaubte immer, ich würde etwas umstoßen, und mir ein halbes Dutzend Götter Griechenlands auf den Hals werfen.

Der Eigenthümer selbst, ein sehr sauber gekleidetes altes Herrlein, spaziert mit großer Gewandheit dazwischen umher, und spricht so höchst angenehm und belehrend, daß man fast vergißt, auf welche Weise er zu den meisten seiner schönen Sachen gekommen seyn mag. Er zeigte uns eine Sammlung sehr schöner Medaillen, nach seinen Zeichnungen gemacht; sie stellen alle die Heldenthaten des großen Napoleon dar. Ich dachte Anfangs, ich müßte mich ein wenig ärgern, — aber, — ich warf einen Blick durchs Fenster: da standen die deutschen Kanonen an der Brücke aufgepflanzt! Das war mir eine verständliche Antwort auf die in Erz geprägten Prahlereien des Korsen, wie des Franzosen. Daß **wir** hier waren, sie uns zeigen zu lassen, ist ja ein Triumph mehr. Kurz ich sah mir mit wahrem Vergnügen alle Siegeszeichen der Franzosen an, — und mit noch viel größerem eine Menge schöner Gemälde und Kunstwerke aller Art. Dazwischen auch etwas Bekanntes: das Gemälde von Frau von Mahrenholz, welches in einem Zimmer hing. Herr Denon erkundigte sich sehr nach ihren Kindern und nach Fräulein Bothmer. — —

Wilhelm ist diesen Abend in Clichy gewesen, und gerade zu der Zeit ist der arme Herr von Zweifel[6]), der nur eine unbedeutende Wunde hatte, an dazu gekommenem Nervenfieber gestorben. Es giebt viele Kranke unter unsern armen Braunschweigern; es starben mehrere in dem ungesunden Clichy. Alle wünschen sich von hier weg; Alle sind unzufrieden.

Ich habe eine Gelegenheit, diesen Brief jetzt gleich nach Clichy, wo Herr Henneberg jetzt die Post hat, zu schicken. Ich schließe also, und lege einen Brief an Louise v. Heyligenstädt ein, damit Ihr ihn erst lesen könnt. Adieu, beste Louise, schreibe doch recht bald

Deiner Wilhelmine.

(Fortsetzung folgt).

Bücherschau.

Evangelisch-luther. Wochenblätter. Nr. 1. Nekrolog der zwölf 1895 verstorb. Geistlichen. — 2. Selbstauflösung d. Protestantismus (Schrift Jörgs). — 3 u 4. Drude, Recht d. luther. Bekenntnisses in unserm Lande. — 5, 10 u. 15. Konfirmandenunterricht. — 6 u. 7. Religiöse u. sittl. Bewahrung d. Neukonfirmirten. — 8 bis 13. Müller, Bibel oder Schulbibel. — 11. Pfarr-Registratur — 12. Die Gelegenheit darf nicht versäumt werden (betr. Eheschließung im Bürgerl. Gesetzbuche). — 13. Familienabende. — 14. Br. Missionskonferenz. — 15. u. 16. Ist die Bibel e. naturwiss., geschichtl. oder theol. Lehrbuch?

Br. Landwirthschaftl. Zeitung. Nr. 1. Boysen, Deutschlands Vieh-Ein- u. Ausfuhr: Schirmer, Zuckerrübe auf leichtem Boden. — 2. Schrewe, Milchregisterführung 2c. in Kleinhof-Tapiau. — 3 Bericht d. landwirth. Versuchsstation 1895. — 4. Br. landwirthschaftl. Berufsgenossenschaft. — 6 u. 8. Pfeiffer, Ist eine zu hohe Stickstoffdüngung für d. Qualität d. Rüben nachtheilig? — 7 Sitzung d. Vorstandes 2c. des landwirth. Centralvereins z. Br. — 9. XXIV. Plenarversammlung 1896 d. deutschen Landwirthschaftsrathes. — 10. Vieheinfuhr u Viehzölle. — 11. Liebscher, Getreidezüchtung. — 12 und 13. Generalversamml. d. landwirth. Central-Vereins d. Herzogthums Br. 1896. — 14. Landwirthschaftl Verhältnisse in China. — 15. Herter, Schweine in Molkereiwirthschaften. — 16 Vom englischen Vieh- u. Fleischmarkt; Bodenbender, Stickstoffdüngung d. Rüben; Pfeiffer, desgl.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 9—16. Die Reformation als Kulturkampf; 9—13 Franz v. Assisi; 14 u. 15. Dr. Peters.

---

6) Wilhelm Eduard v. Zweiffel, † als Kapitän am 6. September 1815 zu Clichy.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 10. Mai. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigische Briefe aus Paris vom Jahre 1815.

(Fortsetzung.)

12. Wilhelmine an ihre Freundin, Fräulein Louise von Heyligenstädt [1]).

Paris, d. 5. September 1815.

Wer hätte vor einem Jahre gedacht, meine theure Louise, als wir Deinen Geburtstag in unserm Hause feierten, daß heute meine Wünsche für Dein Glück von Paris aus zum Himmel aufsteigen würden? .... Doch will ich Dir und mir das Herz nicht schwer machen, sondern Dir lieber von Paris erzählen. Meine Lage hier ist jetzt nicht mehr ganz so angenehm, als bis vor kurzer Zeit, wo Münchhausens noch hier waren .... Ich hatte dadurch, was mir jetzt hier ganz fehlt, eine angenehme deutsche, weibliche Gesellschaft. Jetzt bin ich immer unter Männern, — oder Französinnen. Da scheint es mir denn zuweilen, als wäre ich, wie Schiller sagt — unter Larven die einzige fühlende Brust! — Ich habe Unrecht, so zu sprechen — ich habe hier meinen lieben Vater, der ganz Güte für mich ist, wie Du weißt, und jetzt auch unsern Wilhelm, der bei uns wohnt und mein getreuer Begleiter auf allen Wanderungen ist, die wir zuweilen in dem unermeßlichen Paris vornehmen. Wir sehen auch Landsleute, so viel wir nur immer wünschen; und es ist mir eine wahre Freude, ein Triumph, der stolzen französischen Nation gegenüber, versichern zu können, daß ich fast nichts als deutsch sprechen höre und selbst spreche.

— — — — — — — — — — —

Vorgestern habe ich einem erfreulichen Schauspiele beigewohnt, das mir eine meiner angenehmsten Erinnerungen bleiben wird. Es sollte eine große Revüe gehalten, und mehreren preußischen Regimentern neue Fahnen ertheilt werden, wobei die verbündeten Monarchen gegenwärtig waren. Wir fuhren ziemlich früh hinaus auf das Marsfeld. Da lag vor uns dieser weite, von prunkvollen Gebäuden begränzte Platz, noch vor Kurzem der Schauplatz französischen Uebermuths, — der Ort, wo der ärgste aller Feinde seine Rotten um sich versammelte, und sich, von ihnen unterstützt, eine Gewalt anmaaßte, die uns verderben sollte. — Jetzt, liebe Louise, — es war eine herzerhebende Empfindung, tönten uns deutsche Fanfaren aus der weiten Ebene entgegen, jetzt bedeckten preußische Regimenter in unabsehbaren Reihen den Boden, den ihre Tapferkeit erobert hatte. Und die herrliche Haltung der Soldaten! da war nichts Maschinenartiges, jeder Einzelne schien seinen eignen Willen zu befolgen, indem er sich in das große Ganze fügte. Jeder war sich seines Werthes bewußt und dabei voll Mannszucht und Gehorsam — und Alles aus Liebe zum deutschen großen Vaterlande.

Wir wünschten sehr, die Monarchen zu sehen und gingen näher heran; unsre Gesellschaft wurde getrennt und ich blieb bei dem Vater, der nahe bei dem Gefolge des Königs von Preußen und des russischen Kaisers einen bekannten Offizier sah. Dieser half uns — denke Dir Deine arme Freundin — durch eine wenigstens vierfache Reihe von Cavalleristen, zwischen deren Pferden ich mich durchwinden mußte. Wir kamen nun zwischen die Generale, die dicht hinter den Monarchen hielten. Ich schämte mich entsetzlich, aber an Zurückgehen war nicht mehr zu denken. Die Herren waren übrigens die Artigkeit selbst und ruheten nicht eher, bis wir vor ihnen Platz nahmen. Einer von ihnen mit einem angenehmen Gesicht und vielen Orden war besonders höflich und redete uns in gutem Französisch an. Er nannte uns einige der Personen, die uns umringten: da war dicht vor uns Euer König, liebe Louise, Euer König von Preußen, der sich herrlich zu Pferde ausnimmt. Neben ihm hielten ein Erzherzog von Oesterreich und der russische Kaiser; hinter ihnen der Kronprinz von Würtemberg, die Fürsten Schwarzenberg und Wrede, und — Wellington! — Große Männer, die es wohl der Mühe werth waren, sie in Paris auf dem Marsfelde zu sehen. — Nachher sagte uns ein bekannter Offizier, daß der artige preußische General kein anderer, als Dein Freund, liebste Louise, der General Gneisenau, gewesen war! Ich hätte viel darum gegeben, das früher zu wissen, denn es war schon lange mein Wunsch, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von dem Du mir so viel gesagt hattest ....

---

1) Sie wurde später die Gattin des bekannten preußischen liberalen Parlamentariers Ernst v. Saucken-Tarputschen, der als Officier die Freiheitskriege mitmachte und am 25. April 1854 starb.

Leider ist Blücher nicht hier. Er fehlte recht im Kreise der berühmten Männer. Die Pariser sind aber nicht gut auf ihn zu sprechen, dem sie die Grausamkeiten des Durchzugs durch die Champagne nachtragen und ihn darauf hin une bête féroce nennen. Das macht, er ist so ziemlich der einzige, der ihnen die Spitze bietet; fast alle andern neigen sich wieder zu großmüthigeren Ansichten.

Nachdem die Revüe beendigt war, fuhren wir zu Herrn Denon, um seine höchst merkwürdige Sammlung von Kunstwerken aller Art zu sehen. Da findest Du die seltensten Denkmäler aller Länder, aller Zeiten versammelt. Keine Rücksichten, außer artistischen, beobachtet. Da steht eine prächtige Marmorbüste Napoleons neben einer sehr mittelmäßigen des höchst mittelmäßigen Königs Louis XVIII. — Da siehst Du uralte aegyptische Gestalten neben den modernsten Pariser Kunstprodukten, Heidnische Gottheiten, Französische Generale, die Götter Griechenlands und die Heiligen der katholischen Kirche; kurz alle Gegenstände, so verschieden sie auch sein mögen, finden in diesen höchst eleganten Zimmern ihren Aufenthalt und wohnen friedlich neben einander. Das merkwürdigste Stück der Sammlung ist der Eigenthümer derselben. Von seiner frühesten Jugend an hat er die Kunst geliebt und geübt; glückliche Verhältnisse und Talente haben ihm immer die Mittel verschafft, diese Liebhaberei zu befriedigen. Napoleons Eitelkeit bedurfte prächtiger Denkmäler seiner Thaten; Denon war mit allem zufrieden, was ihm Gelegenheit gab, Statuen, Triumphbogen, Gemälde, Medaillen machen zu lassen — oder den besiegten Ländern die Kunstwerke zu entführen. Um solche Kleinigkeiten wie Billigkeit, Gerechtigkeit hat er sich nie bekümmert und leugnet auch gar nicht, daß er ein Anhänger Napoleons ist. Die Preußen haben ihn im Anfang etwas hart angelassen, aber er hat so viel Verstand, daß er sie völlig umgestimmt hat. Der König selbst ist auf seiner Seite und will, daß alle Zurückforderungen seines Eigenthums auf die zierlichste Weise geschehen. Dieser Denon hat so viel Verstand, so viel Beredsamkeit, daß es ihm neulich gelungen ist, eine Gesellschaft von Preußen, unter denen bedeutende Männer, seine erklärten Widersacher waren, dahin zu bringen, daß sie Napoleons Gesundheit mit ihm tranken!! — —

Seine Sammlung hat uns übrigens viel Vergnügen gemacht; er zeigte sie uns auf die artigste Weise und war besonders höflich gegen meine Wenigkeit. Mich werden aber niemals, weder die glatten Worte, noch der Anschein der Größe solcher Heroen nur auf einen Augenblick verblenden; Du glaubst nicht, wie sehr mir das ganze undeutsche Wesen zuwider ist. Selbst die französischen Theaterhelden kann ich nicht leiden. Gestern war ich im Théatre français und sah eine grimmige Tragödie, bei der ich viel gegähnt, und einmal auch gelacht habe. Unser Braunschweiger Theater ist mir lieber als diese Zusammensetzung von Affektation, Uebertreibung und Convenienz, worin auch kein Laut der Natur übrig geblieben ist, der zum Herzen spräche. Die Lustspiele werden viel besser gegeben, doch auch nicht so vortrefflich, wie ich es erwartet hatte. — Heute habe ich zum ersten Male, seit ich in Paris bin, einen wirklich schönen Garten gesehen. Die Eigenthümerin unseres Hôtels führte mich in einen dem Herzog v. Orléans gehörigen Park, zu dem sie ein Einlaßbillet hatte. Ich athmete auf, als ich mich einmal wieder unter grünen Bäumen, in einer reineren Luft, fern vom betäubenden Getümmel der ewig lärmenden Menge fühlte. Es war ein himmlischer Abend und wir fast die Einzigen in dem weiten Park. Es wurde mir so wohl in den dunkeln Gebüschen, an den hellen Teichen — ich hörte kaum, was meine Begleiterin mir so freundlich erzählte, und hoffte, eine liebe Bekannte aus der Heimath, Du, meine geliebte Louise, müßtest mir entgegen kommen! — Nun gute Nacht! Denke

an Deine Wilhelmine.

13. Wilhelmine an ihre Mutter.

Paris, den 10. September 1815.

— — — — — — — — — — —

Kleinigkeiten aus unserm Braunschweig interessiren uns mehr als die großen Begebenheiten, von denen wir hier Zeugen sind. — Wir lernen auch fast gar keine Franzosen kennen und sind sehr damit zufrieden. Nur neulich mußte der Vater in Geschäften zu Herrn Daru gehen und wurde mit großer Artigkeit zum Diner eingeladen. Doch hat es ihm unter den französischen Generalen, die er dort gefunden, eben nicht behagt. — Es ist hier jetzt ganz ruhig, aber im Süden fallen noch oft blutige Auftritte vor. Fast kein Franzose leugnet es, daß man nur die Entfernung der Alliirten erwartet, um neue Unruhen anzufangen. Es ist auffallend, wie übermüthig das Volk noch ist, und wie sie jedes Opfer, das der Krieg mit sich bringt, schwer und unerträglich finden; sie, denen wir viele Jahre lang zehnfach schwerere bringen mußten!

Heute haben wir große Pläne. Wir wollen die Kirche Notre Dame, das Hôtel des Invalides und den Palais Luxembourg besehen. Das ist ungefähr so weit, als wenn wir von Braunschweig eine Parthie nach Lucklum machten. Diesen Mittag um 5 Uhr werden wir wiederkommen und mit Hrn Hauptmann Mahner, der uns begleitet, essen. Dieser sehr artige und gebildete Mann ist dem Vater von großem Nutzen bei seinen Geschäften gewesen. Wir haben ihn und Herrn Ribbentrop recht oft gesehen. Der letzte ist jetzt zu seinem Bruder nach Caën ins Preußische Hauptquartier gereist. — Wir haben bis jetzt wohl kaum die Hälfte der Hauptsehenswürdigkeiten dieser Riesenstadt gesehen. Das Unwohlsein des Vaters, die weiten Wege, unsre Unkunde hat uns oft gehindert. Doch habe ich so viele, schöne Erinnerungen gesammelt, daß ich leicht damit zufrieden seyn und Paris ohne großes Bedauern verlassen würde, um Euch Lieben und unser Braunschweig desto früher wieder zu sehen. Wie freue ich mich darauf! Bald, liebste Mutter, erhälst Du einen längeren — und hoffentlich den letzten Brief aus Paris von

Deiner Wilhelmine.

14. Wilhelmine an ihre Schwester Caroline.

Paris, d. 18. Sept. 1815.

Liebe Caroline, die Zeit unsers hiesigen Aufenthalts ist nun bald verflossen . . . . Die Haupt-Geschäfte des Vaters sind nun so ziemlich erledigt, bis auf einige, die er eifrig betreibt. Die Zurücksendung aller Gemälde aus den Departements würde ihn zu lange hier aufhalten; dieses Geschäft will der Hauptmann Mahner übernehmen, der überhaupt sehr thätig bey unsern Reclamationen gewesen ist. — Da unsre Abreise nicht mehr fern ist, und Wilhelm auch nicht lange mehr hier bleiben kann, so haben wir in dieser letzten Zeit alles noch übrige von den Sehenswürdigkeiten dieser Riesenstadt abgethan — verzeih den Ausdruck. Man muß so oft in der Stadt halbe Meilen weit gehen oder sich in einem Fiacre schütteln lassen, — und wenn der Weg durch die älteren Theile der Stadt führt, Straßen passiren, die wie enge Hohlwege zwischen zwey Gebirgen von Häuserreihen sich hinziehen; die untersten Stockwerke sind in manchen dieser Straßen durch die schwarzen oder schmutzigen Werkstätten von Schmieden oder Schlossern eingenommen, oder durch Fleischerläden und Trödelbuden besetzt. Man scheut sich einen Blick in die schrecklichen Wohnungen zu werfen, die wie die Räuberhöhlen aussehen und nie durch einen Sonnenstrahl erhellt werden können. Was in diesen engen, von 6 bis 7 Stockwerk hohen Häusern eingeschlossenen Straßen für eine Luft seyn muß, kann man sich vorstellen, wenn man die Hitze kennt, die hier doch viel stärker ist als bei uns . . . . . Neulich haben wir fast einen ganzen Tag zugebracht, die schönsten Gebäude zu sehen. Mündlich mehr darüber. In dem sehr schönen, noch unvollendeten Pantheon hatten wir das Glück, den General Gneisenau anzutreffen, der uns gleich wieder erkannte und in dessen sehr angenehmer Gesellschaft wir das Gebäude besahen. Die Souterrains, eine unterirdische Kirche, sind bestimmt, die Grabstätten großer Männer zu enthalten. Die Monumente von Voltaire und Rousseau sind hier die ältesten; außer ihnen sind noch viele patriotische Franzosen, viele Generale, hier begraben. Ich freute mich, daß sie todt waren — und daß der deutsche General, der mit uns ging, lebte! —

An demselben Tage sahen wir die ehrwürdige Notre Dame-Kirche, den Invalidendom, und den Luxembourg mit seinen schönen Gemäldegallerien und seinen großartigen Gärten. — Was mich aber mehr als alles andere interessirt hat, ist das herrliche Taubstummen-Institut, von dem der Abbé Sicard der würdige Vorsteher ist. Es macht doch den Franzosen große Ehre, daß sie die Ersten gewesen sind, die Mittel gefunden zu haben, diese armen, von der Natur so hart behandelten Wesen sich selbst und der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben. Ich wollte, es wäre eine deutsche Erfindung! ich gebe den Franzosen gern die Erfindung des Schießpulvers dafür . . . .

Engländer, um auf etwas anderes zu kommen, sieht man hier in nur zu großer Menge. Sie vertheuern alles, und zeichnen sich gar nicht vortheilhaft durch die Art, wie sie sich kleiden, aus. Ihre Uniformen wie Civilkleidungen sind gleich häßlich. Auch die Damen ziehen sich nicht geschmackvoll an. Es ist recht schade, daß unsre verwais'ten Truppen jetzt auch auf englische Art uniformirt werden sollen. Doch das ist das wenigste; aber daß die armen Leute, die so große Opfer gebracht haben, so schlecht bezahlt und noch schlechter genährt werden, das ist nicht zu entschuldigen. Hätten wir unsern Herzog noch! Sie sind recht übel daran und haben eine große Menge Kranke, die aus Mangel an Pflege nicht wieder zu Kräften kommen.

Wir sind neulich wieder in Clichy gewesen. Obrist Olfermann ließ uns zu einer Revüe und einem Frühstück einladen. Die Obristin bot mir einen Platz in ihrem Wagen an, der offen war, und außer uns noch von den Damen von Normann und von Mosqua [2]) besetzt war; da die Obristin nur englisch spricht, mußte ich als Dolmetscher dienen. Doch habe ich mich herrlich dabei amüsirt. Wir ließen uns mehrere Stunden von der Sonne brennen, und sahen die Manövres an, von denen wir zwar nichts begriffen; aber wir freuten uns, das Corps, nach Allem was es gelitten, doch noch so zahlreich zu sehen. Gegen ein Uhr kamen wir wieder in Clichy in des Obristen Wohnung an, und fanden in seinem Garten ein sehr stattliches Frühstück unter den Bäumen vor. Fast alle höheren Offiziere waren hier versammelt. Ich fand sehr viel Bekannte, beide Pockels, Major von Wolffradt, der sich gar nicht verändert hat, die Adjudanten von Olfermann, die Majors v. Lübeck, v. Oenhausen [3]), v. Wachholz [4]), v. Normann rc. Außerdem den General-Zahlmeister Steinacker [5]), der mich von seinen niedlichen Töchtern grüßen ließ! Sage ihnen meinen Dank. In Paris klingt ein solcher Gruß aus Braunschweig ganz allerliebst. Die Lieutenants Hartmann [6]) und Wackerhagen — beide besuchen uns sehr oft — und Herr Henneberg waren auch dort, und viele andere, die ich unmöglich alle auswendig lernen konnte. Zu meiner Freude waren auch ziemlich viel Damen zugegen, unter anderen eine Frau von Spangenberg mit einer recht hübschen Tochter. Sie selbst, Frau v. Sp., ist seit einigen Tagen an den Major Schönfeld [7]), den Chef des Frey-Bataillons, verheirathet. Dieser Herr hat hier in Paris zufällig in ihr eine alte Liebe wiedergefunden und sie auf der Stelle geheirathet . . . . Alle

---

2) Frau des Lieutenants Joh. v. Mosqua der damals Adjutant der leichten Brigade war und am 26. Decembr 1832 starb.

3) Börries Ant. Christ v. Oeynhausen befehligte nach dem Tode des Majors v. Cramm bei Quatrebras das Husarenregiment, ward im April 1819 Kammerherr und Viceoberstallmeister und starb am 1. Sept. 1830.

4) Friedr. Ludw v Wachholtz hatte an dem Feldzuge i. J. 1809 schon Theil genommen, ward 1816 Mitglied der Militär-Administrations-Commission, 1830 Commandeur des Feldcorps und starb als Generalmajor am 16. Sept. 1841.

5) Generalkriegszahlmeister Wilh. Steinacker † am 10. Februar 1829.

6) Hartmann wurde 1828 als Stabskapitän verabschiedet und als Factor angestellt.

7) Karl Graf v. Schönfeld machte den Zug von 1809 mit, ward 1816 Commandeur des Leibbataillons und starb am 4. Dec. 1833 zu Baireuth.

Offiziere sind in Clichy in einer traurigen Lage; und die nicht gerade sehr viel zuzusetzen haben, wissen fast nicht, wie sie durchkommen sollen. Es sind ihrer Viele in ein Haus gelegt, wo es ihnen gewöhnlich an allem fehlt. Die Einwohner haben ihre Häuser verlassen und ihre Sachen sind entweder mitgenommen oder von früheren Durchmärschen her zerschlagen. — Bei dem Olfermann'schen Frühstück war davon nichts zu bemerken; die ganze Gesellschaft wurde so vergnügt, daß zuletzt nach der allerliebsten Musik unsres Corps getanzt wurde. Leider, ja leider! mußten wir früher nach Paris, wo der Vater noch nothwendig zu thun hatte . . . . . Diese Zeit bin ich mit Wilhelm viel im Schauspiel gewesen; wirklich mehr, um die verschiedenen Theater kennen zu lernen, als aus besonderer Liebhaberei. Die Plätze sind entsetzlich theuer; oft giebt man für ein Mal mehr, als in Braunschweig für ein Abonnement, — und bey uns gefällt es mir noch dazu besser. Gestern waren wir im Théâtre de la Porte St. Martin, wo wir ein Stück sahen, welches mir sehr gefallen hat, fast am besten von allen, die ich hier gesehen habe. Es hat viel Aehnlichkeit mit unsern deutschen Schauspielen, heißt la pie voleuse und wurde allerliebst gegeben. Wir bringen das Stück mit. — Wilhelm wird nun wohl bald wieder zu seinem Regimente gehen; er wird nicht Militär bleiben und zurückkommen, so bald der Frieden ausgesprochen ist Wenn er fort ist, denke ich, daß wir auch nicht lange mehr zu bleiben nöthig haben; sobald des Vaters Geschäfte es möglich machen zu bestimmen, schreibe ich, wann Ihr uns in Braunschweig erwarten könnt. — Diesen Morgen ist Hr. Henneberg hier gewesen. Er wohnt jetzt in Clichy und hat auch den unangenehmen Einfluß der Luft dort empfunden und sich unwohl gefühlt, ist jetzt aber völlig gesund. Ich habe mich immer gar sehr wohl befunden und nur selten ein klein wenig Kopfweh und Heimweh gehabt. Wollte Gott, der Vater wäre ebenso gesund gewesen! er hat aber leider oft recht sehr gelitten. Seine Geschäfte hat er zwar immer besorgt, aber auf diese Weise viel mehr Beschwerde als Genuß von unsrer sonst so herrlichen Reise gehabt! — Adieu für heute, liebste C., grüße alle Lieben in und außer dem Hause herzlich — und danke Adolph vielmals von mir für seinen hübschen Brief.

Eure Mine.

---

15. Hofrath Emperius an seine Frau.

Paris, 23. Sept. 1815.

Soeben, liebste Henriette, erhalte ich einen sehr erwünschten Brief von Dir mit guten Nachrichten über alle Lieben. . . Ich kann Dir dagegen verschiedenes erzählen, was Dir angenehm sein wird. Der wesentlichste Theil meiner Geschäfte ist glücklich beendigt; die wichtigsten Artikel unsrer Kunst- und Bücherschätze sind zurückgefordert und ausgeliefert; noch mehr, sie sind auf das sorgfältigste eingepackt, emballirt und auf zwey Frachtwagen geladen, die vor ein Paar Tagen Paris glücklich verlassen haben und von Clichy, dem Braunschweigischen Hauptquartiere, mit Requisitionspferden weiter gehen werden. Die Anstalten zu diesem Transporte und die diesem vorausgehenden zur Herbeischaffung der Effekten selbst, haben viele Mühe und Weitläuftigkeiten verursacht; jetzt habe ich aber auch das Vergnügen, daß für ein Paar Mal hunderttausend Thaler der merkwürdigsten Kunstsachen und Manuskripte ꝛc. auf dem Wege nach unserm lieben Vaterlande sind.

Die nun noch zu haltende Nachlese ist auch nicht unbedeutend; und da das, was uns noch fehlt, erst aus andern Städten zurückgesandt werden muß, oder erst in den vielen Magazinen und Sammlungen aufgesucht wird, so könnten wir noch viele Wochen hier bleiben, ehe wir alles wieder in Händen haben, was uns gehört. Doch da viele Gründe mich bewegen, meine Rückreise zu beschleunigen, und da ich, glücklicher Weise, es dahin habe bringen können, daß der Hauptmann Mahner, welcher sich schon früher um dies Reclamationsgeschäft verdient gemacht hat, sich noch länger in Paris aufhalten darf, so kann ich ihm nach einigen vorher zu treffenden Vorkehrungen, die Besorgung der übrigen Geschäfte übertragen, — und werde im Stande sein, Paris gegen das Ende künftiger Woche zu verlassen. Ich hoffe, um die Mitte des Oktobers, wenn ich über Strasburg zurückkehre, und ein Paar Tage früher, wenn ich den Weg über Mainz gehe, wieder in Braunschweig zu sein. — Mit meinem Befinden steht es seit etwa 8 Tagen viel besser; ich bin viel freyer von Schmerzen, ich gewöhne mich mehr und mehr an die hiesige, von unsrer Braunschweigischen so verschiedenen Lebensweise, und hoffe die Rückreise mit viel weniger Unbequemlichkeit als die Herreise zu machen.

Unsre geliebte Mine wird Dir von vielen Merkwürdigkeiten dieser großen Hauptstadt umständliche Schilderungen gemacht haben. Sie hat viel gesehen und mit Aufmerksamkeit gesehen, und würde noch mehr beobachtet haben, wenn ich öfter Zeit und Gesundheit genug gehabt hätte, um mit ihr auszugehen. Seit der Abreise der Frau von Münchhausen hat sie eine so treffliche Gesellschaft, wie diese liebenswürdige Dame für sie war, nicht wiedergefunden. Glücklicherweise konnte unser Wilhelm sie nun öfter begleiten. Er ist auch hier in Paris recht glücklich und vergnügt; durch den Krieg übrigens nicht verändert, sondern sich stets gleich geblieben. Es trifft sich, daß sein Corps, zu dem er nach abgelaufenem Urlaub wieder zurück müßte, in die Nähe von Paris kömmt: er kann nun, so lange wir hier noch sind, in Paris die Ankunft seiner Kriegsgefährten abwarten, um wieder zu ihnen zu stoßen. Er glaubt übrigens noch immer verbunden zu sein, den Frieden abzuwarten, ehe er zu seinen Studien zurückkehrt; doch hat er erklärt, daß, wenn er einmal den Militairstand wieder verlassen hat, er dem andern erwählten Berufe (Rechtswissenschaft) treu bleiben will. — Für eine lange Dauer des zu erwartenden Friedens steht Niemand ein; vielmehr glaubt man, daß, wenn die Alliirten sich zurückziehen, die Unruhen, welche ihre Gegenwart nur mit Mühe zurückhält, unter den französischen Partheyen selbst ausbrechen werden. Es ist jetzt überall eine so sonderbare Mischung von Krieg und Frieden, von äußerer Ruhe und innerer Gährung, von fremder

Gewalt und einheimischer Regierung in Frankreich, daß niemand den jetzigen Zustand der Dinge richtig beurtheilen kann, und daß diese Verhältnisse unmöglich lange fortdauern dürften. Die Minister des Königs von Frankreich werden jetzt alle abgesetzt; sie konnten sich nicht halten. Ob die Nachfolger, die minder kraftvolle Menschen sind, sich besser halten werden, muß die Zeit lehren. Man hofft viel von den zum Reichstage erwählten Deputirten der Nation; diese werden sich in wenigen Tagen versammeln, und dann wird vielleicht der Frieden bekannt werden: sind die Bedingungen drückend; so muß man Widerstand von der immer noch nicht geschwächten Französischen Nation erwarten.

Man klagt schon sehr über die Unentschlossenheit der Alliirten: doch hofft man unsrer Seits wenigstens, daß sie untereinander einig bleiben werden.

Die Nachrichten von den Unruhen im Süden Frankreichs, die in den Zeitungen stehen, sind wenigstens sehr übertrieben; auch die Gefahren, denen die Preußen in den Gegenden Frankreichs, wo sie sich jetzt aufhalten, ausgesetzt sein sollen, werden viel größer geschildert als sie wirklich sind: Es ist wahr, die Preußen sind nicht beliebt, weil sie etwas sehr derbe zu Werke gehen und viel fordern. Aber die Vorurtheile gegen sie vermindern sich da, wo man sie erst länger kennen gelernt hat, und wo man bemerkt, daß im Ganzen viel Rechtlichkeit und gute Kriegszucht unter diesen Truppen herrscht.

Ich werde nur über Strasburg gehen, wenn ich von dem hiesigen französischen Minister eine Autorisation erhalten kann, mir unsre dort befindlichen Gemälde ausliefern zu lassen. Findet dies aber, wie ich vermuthe, besonders bei dem jetzigen Ministerwechsel, Schwierigkeiten, so werde ich den kürzesten Weg nehmen; auf jeden Fall einen andern als den, welchen wir gekommen sind. Herr Inspector Weitsch wird, um seine Frau aus Holland abzuholen[8]), von hier aus nach dem Haag gehen, und von dort aus, mit Gelegenheit wieder nach Braunschweig reisen. Herr Ribbentrop geht wieder mit uns. Er hat von hier aus seinen Bruder, den Staatsrath, in Caën, wo Blüchers Hauptquartier ist, besucht. Jetzt ist der Staatsrath wieder nach Paris gekommen: schade, daß dies nicht früher geschehen ist! wir würden dadurch viel gewonnen haben. Er ist außerordentlich freundlich und zuvorkommend gegen uns, und ein überaus kluger, lebhafter, unterhaltender Mann.

Von meinen ehemaligen Bekannten habe ich die Herren Denon und Daru öfter wiedergesehen — und bin von Beiden sehr artig aufgenommen worden.

. . . . Wir haben den mit Recht berühmten General, Grafen Gneisenau näher kennen gelernt, und manche Helden des Tages, die Monarchen, gesehen. Diese werden Paris in den nächsten Tagen verlassen. Höchst wahrscheinlich wird mit dem Anfange des Reichstages, dessen Eröffnung auf den 2. Oktober aufgeschoben ist, hier viel merkwürdiges vorgehen. Aber dann werden wir schwerlich noch in der Stadt seyn. Schade, daß meine Geschäfte so viel kleinliche Arbeiten und Besorgungen erforderten: wäre ich so frey als vor zehn Jahren, und so gesund gewesen, so würde dieser zweite Aufenthalt in Paris den vorigen an Interesse weit überwogen haben

Die Franzosen müssen sich jetzt Vieles gefallen lassen, was ihrem Stolz schwer zu ertragen ist. Sie sehen es als einen nicht geringen Schimpf an, die geraubten Kunstschätze wieder zurückgeben zu müssen; sie suchen durch Zögerung und allerlei kleine Künste manches zu behalten. Aber die Preußen, und jetzt auch die Engländer befehlen, und die französische Regierung muß gehorchen.

Das Museum, diese in ihrer Art einzige Vereinigung der herrlichsten Kunstwerke, hat in den verflossenen zwey Monaten sehr viel eingebüßt. Bisher sah man jedoch in den prachtvollen Säälen nur einzelne Lücken: jetzt hat aber der König der Niederlande sein Eigenthum, die großen niederländischen Gemälde, vorzüglich die von Rubens, zurückfordern lassen, und nun sieht man ganze Wände entblößt. Noch schlimmer wird's, wenn auch die Italiener erst reclamiren. Ist dies erst geschehen, dann wird es kaum noch der Mühe werth sein, nach Paris zu reisen, um das Museum zu sehen. Wir haben noch das Glück gehabt, Alles vereint bewundern zu können — und wir alle Drey, ich spreche von mir und den Kindern, haben Alles mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und seine Schönheiten genossen.

Wir haben nun die Hoffnung, in Braunschweig eine bedeutende Bilder-Gallerie wieder aufleben zu sehen. Die besten Sachen bringen wir mit! Nur der schöne Ravenstein[9]) ist noch in Lyon, und wir werden noch einige Monate Geduld haben müssen, ehe dieses uns so liebe Gemälde wiederkömmt. . . . . Ueber einige Nachrichten aus Braunschweig haben wir Ursache gehabt, uns recht zu wundern. . . . . Oberst v. Herzberg sollte ein Amt übernehmen, zu dem er nicht zu passen scheint? Uebrigens ist er ein braver, geschätzter Offizier, der bei dem Corps in großem Ansehn steht. — Den Grafen Münster, der über unser verwais'tes Land als vormundschaftlicher Geschäfts-Träger so viel Einfluß bekommen wird, habe ich auch hier kennen gelernt: seine Gemahlin ist die ehemalige Gräfin v. d. Lippe, die ich vor mehreren Jahren in Braunschweig im Englischen unterrichtet habe[10]). — Man hat hier gesagt, daß Graf Schulenburg[11]) wieder die Stelle bekommen würde, die er sonst bekleidete; und das würde wahrscheinlich ein Glück für unser Land sein. Wenn nun auch noch Herr v. Reimann, den ich in Aachen gesehen habe, hinzukäme und gemeinschaftlich mit unsern 2 Ministern arbeitete, so ließe sich sehr viel Gutes er-

---

8) Weitschs Frau, Jeannette Wilhelmine Bonnard, war eine geborene Holländerin.

9) Das große Familienbildniß von Jan van Ravesteyn, № 206 des Museums.

10) Wilhelmine, die Tochter des regierenden Grafen Philipp II. zu Schaumburg-Lippe († 1787), heirathete den Grafen Münster am 7. Nov. 1814 und starb am 7. Aug. 1858.

11) Karl Friedrich Gebhard Graf von der Schulenburg-Wolfsburg übernahm im October den Vorsitz im Geheimrathskollegium in Braunschweig, starb aber leider schon am 25. Dec. 1818.

warten. Der Graf Schulenburg würde auch vieles für Künste und Wissenschaften thun, die er sehr liebt.

Vielleicht habe ich noch Gelegenheit, den Major von Hellwig hier zu sehen; daß er wohl ist, habe ich öfter gehört. Wilhelm ist ihm sehr ergeben. Grüße doch den würdigen Hofrath Hellwig recht herzlich.

Den Major Pott[12]), den Zahlmeister Küster[13]) und fast alle unsre militairischen Landsleute habe ich gesehen und wohl befunden. — Major .... ist wegen seines noch unaufgeklärten Benehmens in der Schlacht in einer unangenehmen Lage. (Schluß folgt).

Die Braunschweigischen Freitische an der Universität Göttingen[1]).

von Pastor C. Simm-Salder.

Das von Paris datierte Dekret König Jeromes vom 10. Dezember 1809 sprach der Julius-Carls-Universität zu Helmstedt das Todesurtheil. Es verfügte: „In Unserem Königreiche sollen in Zukunft nur drei Universitäten sein, nämlich zu Göttingen, Halle und Marburg, mit welchen die Universitäten zu Helmstedt und Rinteln sollen vereinigt werden.“ Am 1. Mai 1810 mußte dieser Spruch vollzogen werden. Eine Anzahl Professoren der Julia Carolina, so der Theologe Abt David Julius Pott, der letzte Proraktor Helmstedts, der Mediziner Lorenz von Crell, der Philosoph Gottlob Ernst Schulze wurden an die welfische Schwester-Universität Göttingen versetzt, andere nach Halle. Die für Helmstedts Unterhaltung vorhandenen Mittel wurden zumeist zu der Bereicherung der gebliebenen Universitäten des Landes, insbesondere Göttingens verwandt.

Als der Thron des Usurpators dann über Nacht zusammenbrach und das Herzogthum Braunschweig wiederhergestellt wurde, ward die Fortzahlung der Beihülfe für Göttingen aus den Helmstedter Fonds, welche durch jenen Gewaltakt dem Lande entfremdet waren, zunächst sistiert. Am 26. October entfloh Hieronymus aus Kassel, am 22. Dezember 1813 hielt Herzog Friedrich Wilhelm seinen Einzug in Braunschweig. Schon am 4. Januar 1814 regte die „provisorische Regierungscommission“ zu Hannover bei der zu Braunschweig die Wiedergewährung der unter der Fremdherrschaft geleisteten Zuschüsse an. Wir erkennen aus dieser Eilfertigkeit, wie erwünscht die braunschweigischen Gelder zur Erhaltung Göttingens waren. Die Helmstedter Universität sei, folgerte man, mit der Göttinger verschmolzen worden, die Verpflichtungen und Lasten der letzteren seien dementsprechend bedeutend gewachsen. Es sei einleuchtend, daß die Maßregeln, welche die usurpierende Regierung in Verbindung mit der Aufhebung der Universität zu Helmstedt beschlossen, ohne alle Beziehung auf die unverbindende Kraft dieser Anordnungen, eine eigene Berathung erforderten. Mitte Februar erfolgte die Anwort Braunschweigs, die die Sache zunächst vertagte: Man sei im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht im Stande, die übrig gebliebenen disponiblen Fonds der Universität Helmstedt zu übersehen, zumal mehrere unter preußischer Hoheit belegene, zur Unterstützung des öffentlichen Unterrichts bestimmt gewesene Klostergüter vom kgl. preußischen Gouvernement in Anspruch genommen würden.

Doch schon nach vier Wochen erinnert das Hannoversche Ministerium an die Erledigung dieser Angelegenheit, indem es besonders hervorhebt, daß die früheren Helmstedter Professoren Pott, von Crell und Schulze seiner Zeit nach Göttingen übernommen, aber gegenwärtig überzählig seien. Vielleicht wolle Se. Durchlaucht die Universität wieder ins Leben rufen und die versetzten Professoren wieder anstellen; wenn nicht, so wäre man zu einem Arrangement hierüber erbötig. — Das entscheidende Reskript braunschweigischerseits erfolgte am 24. April 1814 (im Entwurf von Friedrich Wilhelms zierlicher Hand selbst unterschrieben): „Se. Durchl. werden, da für jetzt wenigstens es an einer Universität im hiesigen Lande ermangelt, und es ungewiß ist, ob deren Herstellung demnächst thunlich werde erachtet werden, es sehr gern sehen, wenn die Univ. Göttingen von den hiesigen Landeskindern vorzugsweise besucht wird, daher werden Sie auch Ihrerseits besonders gern auf jede Weise dazu mitwirken, um den Flor der Göttinger Universität auf alle nur thunliche Weise thätig mit zu befördern.“ Dem Professor Bergrath von Crell will der Herzog seinen Gehalt gewähren, den Professoren Pott, Schulze und Lueder die ihnen ausgesetzten Pfründen von der Abtei Marienthal (Pott) und den Canonicaten beim Stift St. Cyriaci zu Braunschweig. Doch will der hochgesinnte Fürst noch ein mehreres und größeres für den Flor der Nachfolgerin Helmstedts thun. „Um sogleich für die bessere Aufnahme der dortigen Universität Sich thätig zu erweisen und zugleich Ihren Unterthanen zu ihren dortigen Studien eine Beihülfe zu gewähren, wollen Se. Durchl. zur Stiftung von 50 Freitischen in Göttingen die jährliche Summe von 2400 Thlr. an die dortige Universitätskasse bezahlen lassen, bis etwa in der Folge der Zeit eine ordentliche Universität in hiesigen Landen wieder eingerichtet werden würde. .... Außerdem werden Se. Durchl. Sich gewiß gern zu jeder Zeit ein Vergnügen daraus machen, der dortigen Bibliothek oder anderen nützlichen Sammlungen mit Gegenständen, welche hier entbehrlich gefunden werden sollten, zu statten zu kommen ...“ Wohl hatte Hannover alle Ursache bei diesem wahrhaft fürstlichen Erbieten mit beiden Händen zuzugreifen und doch fand sich darin ein Stein schweren Anstoßes, in der Person und Stellung des genannten Lueder. Diesen „unglücklichen“ Mann, braunschweigischen Hofrat und vordem Lehrer am Carolinum, mit einer in politischer und sittlicher Beziehung sehr zweifelhaften Vergangenheit, wollte weder die hannoversche Regierung als Professor in Göttingen bestallen noch wollte ihn der Herzog in seiner Nähe dulden. Nach mehrfachem privaten und offiziösen Hin- und Herschreiben beglich man sich dahin, daß Lueder seine Kanonikatspfründe bei St. Cyriaci von Braunschweig, seinen Gehalt von Hannover — unter Versagung der Professur — erhalten sollte. Nunmehr ward auch das Abkommen wegen der Stiftung der herzoglichen Freitische am 14. October 1814 endgiltig geregelt, und zwar in folgender

1) Auf Grund der Geh. Kanzlei-Akten; vgl. Knoke, Geschichte der Freitische an der Georg-August-Univ. Gött

Weise: 2400 Thlr., die vierteljährlich pränumerando zu zahlen sind, werden von Michaelis 1814 ab zur Unterstützung braunschweigischer, in Göttingen studierender Landeskinder ausgesetzt. Aus diesem Betrage wurden 50 Freitische bezw. Stipendien in baar — im Werthe von je 48 Thlrn. — verwilligt. Auf Bericht und Vorschlag des Geheimrathscollegii verleiht diese der Herzog selbst jedesmal auf ein Semester. Zur Verwaltung der Freitische ist hannoverischerseits eine Collegialbehörde zu ernennen, welche der braunschweigischen Regierung Bericht und Rechnung zu erstatten hat. — Die ersten Mitglieder dieses Collegiums waren die Professoren Pott und Bunsen und der Göttinger Bürgermeister Tuckermann.

Eine Aenderung erfuhr die braunschweigische Freitischstiftung nach zwei Jahrzehnten ihres Bestehens. Dieselbe hing mit der damaligen Umgestaltung des Collegium Carolinum zusammen. Dieses vollzog in jener Zeit die Schwenkung zur technischen Hochschule. Es handelte sich darum, dieses Institut den veränderten Zeitumständen und -bedürfnissen entsprechend zu gestalten und so der alten Schöpfung des Abtes Jerusalem zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Als Zwischenstufe zwischen Gymnasium und Universität erstrebte diese Anstalt zunächst eine Vervollkommnung und Läuterung der auf jenem gewonnenen humanistischen Bildung: „Ueberwindung aller Roheit und mangelhaften Weltkenntniß in den höheren Gesellschaftsklassen, Veredlung des Geschmacks, Erweckung des Interesses für die schönen Wissenschaften, Pflege der deutschen Sprache und körperliche Ausbildung. Diese Anstaltsziele wollte man nicht aufgeben, aber andere damit verbinden, nämlich die technische Ausbildung derjenigen, welche nicht ein Universitätsstudium ergreifen wollten, zumal damals eine Bedenken erregende Hochflut an den Universitäten eingetreten war. Es sollte durch diese Umgestaltung „dem wissenschaftlichen Drange der Jugend eine theilweis veränderte Richtung gegeben werden.“

Indem man sich nun nach Mitteln zur Hebung des Carolinums wie zur Anziehung von Akademikern umsah, fiel der Blick der Regierung auf die in Göttingen fundierten Freitischstipendien. Zunächst mußte man sich aber erst über die Art und die Bedingungen dieser Stiftung orientieren. Man wandte sich durch Herzogl. Kreisdirection in Helmstedt an den dort noch lebenden letzten Universitätsquästor Dr. Mumhard mit dem Auftrage zur Abstattung eines Berichtes über die Freitischsache. Dieser fiel weitläufig aber ergebnißlos aus. Die Akten seien im Kriege von den Kosaken, welche in den Registraturräumen ein Lazareth einrichten wollten, kurzer Hand auf den Juliusplatz hinausgeworfen; er habe sie mit Hülfe eines Beamten dort wieder zusammengelesen und auf die Bibliothek geschafft, von wo ein Theil nach Braunschweig gebracht und Herzogl. Kammer überliefert sei. Auf die verflossene Hannoversche Vormundschaftsregierung ist er nicht gut zu sprechen. „Graf Münster, dieser mächtige Mann, vindicirte nicht allein nichts von den geraubten litterarischen Schätzen, sondern er ließ an Göttingen übergehen, was nur von den Aufkünften des Studienfonds — ursprünglich Convictoriengüter — dahin verwandt werden konnte.“ — Thatsächlich hat der Graf, als gelegentlich des ersten braunschweigischen Landtages 1819—1820 lebhafte Wünsche nach Wiederherstellung der geschlossenen Hochschule zu Helmstedt laut wurden, sich im Interesse Göttingens dazu durchaus ablehnend gestellt. In dem Freitischvertrage von 1814 war befürwortet, daß das Abkommen so lange in Geltung bleiben sollte, wie nicht im Lande Braunschweig eine ordentliche Universität wieder ins Leben träte. Allein braunschweigischerseits machte man geltend, daß das Carolinum als Akademie für Gewerbswissenschaften und Künste in diesem Stücke einer Universität gleichzuachten sei. Hannover wollte dagegen die 50 Freitische für Göttingen am liebsten voll erhalten, konnte auch den letzten Grund nicht anerkennen, wollte sich aber doch gefällig erzeigen. Schließlich einigte man sich in einem Abkommen am 8. November 1836 dahin:

1) Die Zahl der Freitische wird von 50 auf 36 à 48 ℛ︁ Kur. (also im ganzen 1776 ℛ︁ Kur.) vermindert. Dieser Betrag darf nicht herabgesetzt werden. 2) Bei temporärer Nichtbenutzung müssen die Freitischstipendien theils in natura theils in Baar für Göttinger Studenten aus Braunschweig verwendet, dürfen also nicht zu Gunsten des Braunschweigischen Staatshaushalts gespart werden. 3) Die Braunschweig. Regierung bestimmt die Benefiziaten, 4) 14 Freitische werden an das Carolinum verlegt, die Verlegung an eine andere Universität ist ausgeschlossen. 5) Die Universität Göttingen wird zur Landesuniversität für das Herzogthum Braunschweig erklärt, jedoch ohne eine Zwangsverbindlichkeit zu ihrem Besuche. (Als Entgelt für den gehabten Verlust hatte Hannover diese Vorzugserklärung gewünscht). — Die restierenden 36 Freitische gelten in dem unter 1 bezeichneten Umfange für beständig fundiert, so die Universität Göttingen den an eine Landesuniversität zu stellenden billigen Anforderungen entspricht. Eine einseitige Aufhebung dieser Stiftung kann unter keinem Vorwande geschehen. — Die Freitische sind also Göttingen für alle Zeiten gesichert, ein Umstand, der der Georgia-Augusta zweifellos immer eine Anziehungskraft für unsere studierende Jugend geben wird. Im Sommersemester 1893 betrug die Zahl unserer Landsleute dort 50, wovon 72 % den braunschweigischen Freitisch genossen.

Was hatten und haben nun die Studierenden für die zu ihrer Speisung ausgeworfenen Mittel zu empfangen?

Während an etlichen Hochschulen, wie in dem schon 1544 gegründeten Convict der Universität Leipzig, noch heute den Stipendiaten Mittags- und Abendtisch in natura ausgerichtet wird, war in Göttingen bereits Ostern 1752 die Lieferung des Abendessens unter dem Beifalle der Freitischler eingestellt worden. In Helmstedt waren stets 144 Freitischler, je 12 an 12 Tischen, wie noch jetzt zu Leipzig, gespeist worden. Es waren hierzu Einkünfte der säcularisierten Klöster St. Aegidii zu Braunschweig und St. Mariae zu Gandersheim verwandt worden. — Ferner war man in Göttingen bereits von der früheren Praxis, die Freitische nicht in Gasthäuser, sondern in die Häuser „feiner und angesehener Bürgersleute“ zu legen, mit dem Ende des 18. Jahr-

hunderts abgekommen, in der begründeten Meinung, daß die Gastwirthe wegen des größeren Verkehrs bei ihnen besser in der Lage seien, den Freitisch gut und billig herzurichten. Der Mittagstisch wurde aber in der Gründungszeit unserer Freitische allgemein nicht mehr in dem Hause der ernannten 6 Tischwirthe genossen, es war vielmehr seit den achtziger Jahren des vorigen Säculums die Sitte aufgekommen — was vorher nur Kranken gestattet war — das Essen sich ins Haus holen zu lassen. Dieses wurde durchweg als Fortschritt gerühmt. Allmählich erwies sich — zumal in Zeiten der Theuerung — der für die Leistung der Freitische ausgeworfene Betrag von etwa 4 Thalern auf den Kopf für einen Monat als zu gering. Auf Antrag der Inspectoren Giesebrecht und Hoeck bewilligte daher die braunschweigische Regierung nach dem Vorgange anderer Collatoren für Mai—Juli 1847 eine Theuerungszulage von 1 Thlr. Diese Erhöhung wurde von 1865 an auf Antrag der Inspectoren eine dauernde; der Betrag war also 5 Thlr. monatlich. In den Acten findet sich unterm 23. October jenes Jahres eine Bemerkung des Hofraths Kybitz, daß sich überhaupt eine Umwandlung der Natural- in Geldfreitische empfehle, Hannover aber zu sehr am Bestehenden hänge. Obgleich nun freilich dieser im Laufe der Zeit von ziemlich allen Patronen gestellte Antrag immer abgelehnt worden ist, so hat doch thatsächlich eine diesen Anträgen entsprechende Umwandlung der Freitischstipendien stattgefunden. Der Benefiziat bekommt allerdings den Geldbetrag nicht in die Hände, aber er hat seit dem Beginn der sechziger Jahre völlige Freiheit in der Wahl des Speisewirthes. Seit jener Zeit änderte sich nämlich wiederum die Eßmode unter den Studenten. Man ließ sich das Essen nicht mehr ins Haus holen, sondern speiste wieder in der Wirthschaft. Die Freitischler machten natürlich diese Mode mit, erbaten und erhielten nun aber die Freiheit, sich das Speisehaus, welches ihren Ansprüchen gemäß war, auswählen zu dürfen. Die 15 Mk. wurden nun monatlich dem betreffenden Speisewirth eingehändigt, der dazu von dem Tischgaste einen mehr oder weniger großen Zuschuß erhielt.

Zum Schluß möchten wir noch darauf Bezug nehmen, daß hin und wieder Stimmen laut geworden sind, welche wünschen, daß unsere Freitische auch an anderen Hochschulen genossen werden könnten, da in der bisherigen Festlegung derselben „eine Beschränkung der Lernfreiheit" liege. Thatsächlich hat so die Nassauische Regierung im J. 1848 ihre zwölf Stipendien à 60 Thlr. der Universität Göttingen entzogen und ihr auch den Titel einer Landesuniversität aberkannt. Diese Stiftung war aber eine kündbare. Schwerlich würde auch unter den heutigen völlig veränderten Verhältnissen unsere Regierung eine Einrichtung, wie die geschilderte, jetzt treffen, aber nach Lage der Sache ist eine gänzliche oder theilweise Loslösung jener 36 Freitische von Göttingen unmöglich, da diese Stiftung eben auf einem unkündbaren Staatsvertrage beruht.

Bücherschau.

R. Engelhard, Hans Raphon ein niedersächsischer Maler um 1500. Mit sechs Lichtdrucken. Leipzig, E. A. Seemann 1895. XVI S. u. 6 Taf. Großfolio. 4 M.

Ausstattung und Text des Buches stehen nichts weniger als im Einklange. In dem ersten Theile, der „Namen und Heimath des Meisters" betrifft, fußt der Verf. vollständig auf C. L. Grotefends gediegenen Forschungen (Ztschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1851 S. 344—60.), ohne daß er leider deren verdienstreiche Ergebnisse voll und genau wiedergäbe. Schon den Namen seines Gewährsmanns schreibt er beharrlich falsch. Des alten Plautus nomen et omen kommt einem da unwillkürlich in den Sinn. Und in der That ist die Flüchtigkeit E's auch sonst groß. Ein Satz (S. X Sp. 1 mit „Dagegen" beginnend) wird erst verständlich, wenn man sich bei Grotefend (S. 359) darüber Rath holt, was E. mit ihm wohl hat sagen wollen. Trotz dieser nahen Verwandtschaft spricht E. den feinen und wohl erwogenen Schlüssen G.'s, nach denen ein 1499—1508 urkundlich belegter Hans Raphon der Maler gewesen sein soll, „die zwingende Beweiskraft" ab. Da er Gegengründe nicht angiebt, so werden wir jene Folgerungen G.'s nach wie vor nicht als Thatsachen ansehen, wohl aber einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ihnen zusprechen und hoffen, daß ein glücklicher urkundlicher Fund ihnen noch einmal die sichere Bestätigung bringen möge. Der zweite Theil behandelt die Werke des Meisters. Es werden deren 12 aufgeführt, von denen der Verf. drei erst in letzter Zeit selbst aufgefunden hat. Ob er die Nr. 7 und 8 für Werke Raphons ansieht oder nicht, darüber läßt er uns im Unklaren. Im dritten Abschnitte führt E. aus, daß Raphon der Maler des Braunschweigischen Altars, der seinen Namen führt (Nr. 33 des Museumskatalogs), sowie der Goslarer Rathhausgemälde nicht gewesen sein könne, im vierten, daß der plastische Theil der von ihm gemalten Altäre auf seine Thätigkeit nicht zurückgeführt werden dürfe. — Der Stil des Verfassers leidet an einer bedauernswerthen Nachlässigkeit; die Correctur des Drucks ist sehr schlecht besorgt worden. Das berührt doppelt unangenehm bei einem so schön ausgestatteten Werke, das sonst dem Verlage von E. A. Seemann alle Ehre macht. Die beigegebenen 6 Lichtdrucktafeln werden allen Kunstforschern und -freunden sehr willkommen sein. Wir verdanken diese Beigabe vor Allem der edlen Munificenz S. K. H. des Herzogs Ernst August, der die Kosten der Wiedergabe der in seinem Besitze befindlichen Altäre huldvollst verwilligte. — Erwähnen möchte ich noch, daß ein Flügelaltar und ein Doppelbild (St. Georg und St. Michael darstellend), die ebenfalls unter Raphons Namen gehen und nach Wilh. Bode's Urtheile jedenfalls gute Niedersächsische Arbeiten sind, sich in der Kunstsammlung des Herrn A. Vasel in Beierstedt befinden. Sie standen längere Zeit zum Kaufe aus, und es ist daher ein Verdienst dieses eifrigen und verständnißvollen Sammlers, daß er sie so vor Verschleppung bewahrte und hoffentlich auf immer für unsere Heimath rettete.

P. Z.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 24. Mai. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigische Briefe aus Paris vom Jahre 1815.

(Schluß.)

16. Wilhelmine an ihre Schwestern.

Paris, 23. Sept. 1815.

. . . . Mir wäre es weit eher zu verzeihen, liebe Schwestern, wenn ich nicht schriebe, denn ich bin unter dem Franzosenvolke, und es wäre kein Wunder, wenn man da etwas pflichtvergessen würde. Aber Ihr, die Ihr im Lande der Treue und Beständigkeit lebt, und lauter gute Exempel vor Augen habt! Erwartet ja nicht, daß ich von alle den Herrlichkeiten, die ich gehört und gesehen habe, viel schreibe; lauter Dinge, die Euren Neid erregen, will ich erzählen, um Euch zu strafen. Ich bin gestern zum ersten Male in der großen Oper gewesen; man behauptet, dies Schauspiel wäre einzig in seiner Art. Es ist wahr, das Local, die Decorationen, das Orchester, die Ballets sind unübertrefflich. Trotz dieser Vorzüge, will ich nur frey gestehen, habe ich selten mehr Langeweile empfunden, als in diesem séjour enchanté, wie die Franzosen es nennen, — wozu die Entrée 7½ Franken kostet! Ich würde nicht hingegangen seyn, wenn es nicht so ehrenhalber geschehen wäre. Nun aber werde ich nie wieder hingehen.

Wir essen jetzt zuweilen außer dem Hause, im Palais royal oder bey irgend einem anderen Restaurateur. Mir ist es immer lieber zu Hause zu essen, wie zwischen diesen hunderten von Fremden, zwischen denen nur wenig Frauenzimmer zu sehen sind. O, ihr lieben Mädchen, wenn Ihr doch mit hier wäret! Ich sehne mich so oft nach Euch! . . . . Der Aufenthalt hier ist doch im höchsten Grade interessant. Man sieht so manches große Kunstwerk, so manchen berühmten Mann von Angesicht zu Angesicht; wir sind so glücklich gewesen, die meisten von den Menschen, die jetzt das Schicksal der Welt in Händen halten, zu sehen. Zu den bedeutendsten Männern, die wir kennen gelernt haben, gehört auch der Staatsrath Ribbentrop. Sein Leben ist so reich an Begebenheiten, und seine Art, sich mitzutheilen, so ungezwungen, so freimüthig und unterhaltend, daß es eine wahre Freude ist, ihn über die Ereignisse der letzten Zeiten sprechen zu hören. Wir haben diesen Mittag zusammen bei einem Restaurateur gegessen. Es waren noch viele Preußen da, für die man sich, nach Allem was sie geleistet haben, ja jetzt sehr interessirt. Nur schade, daß sie selbst es so sehr fühlen, was sie gethan haben. Die Herren sind gar sehr übermüthig! — Unsre armen Braunschweiger sind desto demüthiger; sie sind wirklich in keiner guten Lage, und haben doch so viel Verdienste um die deutsche Sache; und sie waren es, die von allen das schwerste Opfer bringen mußten! — Um ihre Plagen jedoch einmal zu vergessen, haben sie sich entschlossen, einen Ball, sage einen Ball zu geben. Ach, wäret Ihr doch hier! Heute Nachmittag kamen der Major Graebe [1]) und Herr von Amsberg [2]), um uns einzuladen. Des Vaters Gesundheit ist leider noch immer so unzuverlässig, daß er Bedenken trug, die Einladung des Offiziercorps anzunehmen; doch, wenn er sich morgen wohl genug befindet, will er, aus Güte für mich, einige Stunden gegenwärtig sein. Ein ungewöhnlicher Ball! Wer hätte geglaubt, daß ich jemals von unsern Landsleuten nach St. Ouen zu einem Braunschweigischen Balle gebeten werden würde? —

— — — — — — — — — — —

Heute Abend haben wir nach langem Harren endlich einen lieben Brief von der Mutter bekommen. Welche Freude! Ihr seid alle wohl; auch unsre Freunde in Braunschweig sind es. Ich kann von uns und unsern meisten hiesigen Bekannten dasselbe sagen. Obrist Olfermann erholt sich immer mehr, und seine Frau gefällt uns immer besser. Ich freue mich recht darauf, sie in Braunschweig öfter zu sehen. Aber das hat wohl noch lange Zeit! es ist noch keine Rede davon, daß die Truppen zurückkehren, obgleich fast alle es lebhaft wünschen . . . . Jetzt gute Nacht, liebe Louise und Caroline, lebt wohl und grüßt alle von

Eurer Wilhelmine.

1) Gräbe wurde 1839 Oberstlieutenant und zweiter Rath im Kriegscollegium.

2) Aug. Phil. Christian Theod. v. Amsberg versah 1815 das Amt eines Zahlmeisters mit dem Range eines Capitäns, ward 1818 Kammerassessor, 1829 Legationsrath, 1832 Finanzdirector, 1862 Generaldirector der Braunschw. Eisenbahnen, starb zu Harzburg am 9. Juli 1871.

17. Wilhelmine an ihre Schwestern.

Paris, d. 27. Sept. 1815.

Gestern haben wir die Freude gehabt, Briefe aus der Heimath zu bekommen, aber vergebens hoffte ich, dabey einen von meinen lieben Schwestern zu finden. Ihr glaubt gar nicht, wie lieblich hier eine bekannte Stimme aus der Heimath hertönt. . . . . . . Ich habe mich jetzt recht mit Paris und unsrer hiesigen Lebensweise befreundet, und leugne nicht, daß es mir eine höchst angenehme Aussicht seyn würde, in einigen Jahren wiederzukommen. Doch ist mir die Erwartung der nahen Abreise darum nicht weniger lieb. . . . . . .

Die Gesundheit des lieben Vaters ist Gottlob jetzt viel leidlicher, und macht es ihm möglich, öfter auszugehen und die Herrlichkeiten von Paris zu genießen. Unter andern sind wir auf dem sogenannten Balle von St. Ouen gewesen. Um ihn recht angenehm zu machen, fehlte es nur an einigen Dutzend Damen, die ich für mein Leben gern aus Braunschweig verschrieben hätte. —

Der ziemlich weite Weg nach St. Ouen wurde uns durch die Dunkelheit des regnigten Abends (wir fuhren erst gegen 8 Uhr hier weg) verleidet; endlich kamen wir an, hatten aber noch viel Mühe, das Schloß des Grafen Petozky, wo der Ball sein sollte, zu finden; denn die Dörfer um Paris sind wie kleine Städte, und in jedem derselben findet man viele sehr schöne Landhäuser und Schlösser mit weitläuftigen Gärten, Höfen und Nebengebäuden, in denen die reichen Pariser die schöne Jahreszeit zubringen. Jetzt werden diese Häuser von deutschen, russischen und englischen Offizieren bewohnt; sie sind großentheils sehr prächtig eingerichtet — gewesen; denn man sieht es ihnen gar sehr an, daß der Krieg sie durchzogen hat. Das Zimmer, in welches wir geführt wurden, nahm sich sehr stattlich aus; es war ganz mit Gewinden von Blumen und grünen Zweigen bedeckt und glich einer großen Laube. Leider waren aber gar wenig holde Schäferinnen darin zu erblicken; es hatte sich nehmlich ein Geist des Unfriedens unter die wenigen in Clichy und St. Ouen anwesenden Damen gemischt! Die Damen von Mosqua, v. Normann und Ritterholm waren nicht gekommen. Es war Niemand da außer der Frau Obristin Olfermann, Frau von Aurich mit ihrer Schwester, die neuvermählte Frau von Schönfeld mit ihrer hübschen Tochter und ich. Es ist recht schade, daß unter unserm Corps jetzt so wenig Einigkeit herrscht. Die Herren und Damen machen sich das Leben recht sauer. Dieser Abend hat allen Theilnehmern gewiß recht viel Mühe und Kosten verursacht, ohne seinen Zweck zu erreichen; Ihr könnt Euch denken, wie mangelhaft so ein Ball ohne Damen ist. Ihr wißt, daß ich das Tanzen nicht gut vertragen kann, aber ich habe doch mein möglichstes gethan und mich auch ganz gut amüsirt. Wir fanden viele Bekannte, beide Pockels, eine ganze Menge Majors, die ich unmöglich alle nennen kann, den Zahlmeister Küster, den ich nur einen Augenblick gesehen und kaum wieder erkannt habe, so stark ist er geworden, den Rittmeister Küster u. s. w. — Der Major von Wolffradt und Herr von Paczinsky[3]) waren auch da . . . .

Nachdem recht viel getanzt war, fanden wir in einem schönen Saale ein höchst elegantes Abendessen; Herr von Pawel[4]), der es besorgt hatte, hatte die Tafel mit den ausgesuchtesten Speisen und sich selbst mit Ruhm bedeckt. Wie hübsch wäre das alles gewesen, wenn man alles sogleich nach Braunschweig, in den Casinosaal hätte versetzen können!

Den andern Morgen kam Herr Ribbentrop, um uns im Namen seines Bruders, des Staatsraths, nach Versailles einzuladen. Der Hauptmann Mahner sollte auch mit von der Parthie sein und wir zusammen den folgenden Tag hinfahren.

— — — — — — — — — — —

Gestern also fuhren wir, Vater, Herr Mahner, Wilhelm und ich nach Versailles. Der Weg dahin ist allerliebst. Man fährt bei den Champs élysées, worin jetzt das englische Lager steht, vorüber, längs der Seine hin; an den Barrièren findet man eine preußische Wache, und auf den Brücken preußische Kanonen; dies gehört zu den jetzigen Annehmlichkeiten des Weges. Doch auch ohne dies hat man viel wirklich Schönes zu sehen. Die Seine fließt hier durch eine schön angebaute Gegend, die durch mehrere mit Wald bewachsene Hügel verschönert wird. Ueberall sieht man Landhäuser, deren Parks sich zum Theil bis zu den Ufern des Flusses hinabziehen, und die, durch seine Fluthen getränkt, ein reiches, frisches Grün darbieten.

Rechts liegt das Bois de Boulogne; dann sieht man das schöne St. Cloud auf einer Anhöhe liegen, die von der schönsten Waldung umkränzt ist. Links erhebt sich das alte Lustschloß Meudon mit seinen großartigen Gärten, die sich von der Höhe, auf welcher das Schloß liegt, bis zu den Ufern der Seine herabziehen. — Etwas weiter hin, nachdem man zwei Arme des Flusses passirt hat, kommt man nach der berühmten Porzellanfabrik Sèvres. So geht es immer fort, durch mehrere Dörfer, die völlig städtisch aussehen, bis in eine schöne, zu beiden Seiten mit hübschen Landhäusern besetzte Allee, die bis nach Versailles führt. — Auf diesem Wege trafen wir mehrere preußische Regimenter vom dritten Armeecorps, welches in und um Versailles in Cantonnirung kommen wird. — Wilhelms Regiment ist aber noch ziemlich weit davon; er ist heute hingefahren, um es aufzusuchen, und die gestern angekommenen Briefe an den Major Hellwig abzugeben. — Herr Ribbentrop kam uns entgegen und führte uns in das Quartier des Staatsraths. Ich hatte gehofft, die Schwägerin und Tochter des Staatsraths, die schon lange erwartet werden, dort zu finden; aber, leider, vergebens; sie waren noch nicht angekommen, — und ich Arme war wieder das einzige Mädchen im Hauptquartier der preußischen General-Intendantur; also das Schaaf unter den Wölfen! daß man sich bei solcher Gelegenheit etwas schaafsmäßig

3) Ernst v. Paczinsky u. Tenczin war damals Kapitän, wurde 1835 Major, 1845 Oberstlieutenant und starb am 21. August 1860.

4) Kapitän Friedrich v. Pawel-Rammingen † 16. Aug. 1826.

beträgt, werdet Ihr begreiflich finden. Doch ist der Herr Staatsrath ein so angenehmer Mann, und sein ganzes Personal war so artig, daß ich mich bald weniger verlegen fühlte und recht gut amüsirte.

Wir lernten dort einen recht interessanten jungen Mann, einen Herrn von Zorimba[5]), kennen, der jetzt Intendant von Versailles ist. Er war früher bei dem Schill'schen Corps, und wurde nach dem unglücklichen Ende desselben mit mehreren gefangenen Offizieren nach Wesel geschleppt, um dort erschossen zu werden; durch einen Zufall gingen die Akten seines Prozesses verloren, und seine Hinrichtung wurde dadurch verschoben. Sein Schicksal und sein Betragen erregten allgemeines Interesse, und da viele Menschen sich für ihn verwandten, so wurde er gerettet, er, von Allen der einzige. — Mir gefiel er, weil er etwas an Träume, Ahnungen und was in dies überirdische Reich gehört, glaubte. . . . Uebrigens war er auch sehr artig und gefällig, und führte uns in Versailles umher.

. . . . Diesen Morgen haben wir einen angenehmen Besuch gehabt; ich hörte von nebenan eine Stimme, die mir bekannt schien, ich gehe also ins Wohnzimmer und ein Herr tritt mir entgegen, den ich, nach kurzem Besinnen für den Doctor Holland[6]) erkannte. Er hat seit einiger Zeit Urlaub von der Prinzessin erhalten und diesen zu einer Ausflucht nach Paris benutzt. Hier hörte er von unserm Hiersein und kam sogleich, uns zu besuchen.

Nachdem er uns verlassen hatte, gingen wir mit Herrn Mahner auf das Museum. O, der Wandlung!! wie sah es da aus! die ersten Gallerien, wo die Niederländischen Gemälde ausgestellt waren, die Rubens, die van Dyks, die Teniers, die Berghens, die Ruisdals, — doch wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen — wo sie alle so dicht neben einander hingen, daß man kein Stückchen Wand sah, — da sind jetzt leere Rahmen und kahle Wände, — und nur hie und da steht noch irgend eine kleine Köchin und schuppt einsam und verlassen ihren Fisch, — oder eine unbedeutende Bauerngesellschaft vertreibt sich die Zeit mit rauchen. — Und nun fangen auch die Oesterreicher an, die italiänischen Gemälde abnehmen zu lassen. Als wir dort waren, marschirte eben eine Compagnie stattlicher Oesterreicher Artilleristen durch die Prachtsääle des Louvres, um die zum Theil sehr großen Gemälde abzunehmen. Da steigt nun eine Rafaelische Madonna nach der anderen herab und tritt die Rückreise in ihr Vaterland an. Die französische Wache, die sonst vor und in dem Museum war, ist jetzt von alliirten Truppen verdrängt. Kein Franzose läßt sich mehr blicken: diese so gerechten Zurückforderungen erregen eine so allgemeine Erbitterung bei den Parisern, daß man sagt, diese sog. „Plünderung" des Museums würde einen neuen Krieg erregen. — Wirklich, wenn man vergaß, auf welche Weise diese Schätze gesammelt waren, so konnte man nicht ohne Bewunderung dies in der Welt einzige Museum betrachten. . . . . .

Nach dem Vergnügen, diese wundervolle Sammlung noch vollständig gesehen zu haben, kenne ich kaum ein größeres, als sie jetzt verschwinden zu sehen. Die Medicäische Venus und mehrere andere minder berühmte Statuen und Büsten sind schon aus der Göttergesellschaft entführt worden; weit auffallender aber ist die Verminderung der Gemälde. Alle Titians, einige der herrlichsten Raphaels sind abgenommen; unter anderm die Madonna della Sedia, dies wundervolle Bild, wovon alle Copieen und Kupferstiche nur eine unvollkommene Idee geben. Ich freue mich, alle diese Meisterwerke so oft, als es mir möglich war, gesehen zu haben. Von allem, was ich hier Schönes gesehen habe, hat mir doch das Museum am meisten Freude gemacht.

Der Doctor Holland war auch auf dem Museum; wir haben uns viel mit einander unterhalten; er fragte sehr nach Euch und trägt Braunschweig in gutem Andenken.

Unsere Abreise ist nun auf den Sonntag, den 1. Oktober, festgesetzt. Wenn nichts dazwischen kömmt, sind wir etwa 14 Tage später in Braunschweig! — Man sagt, der Frieden wäre unterzeichnet. Ist das der Fall, so wird Wilhelm, der dem Militärstande auf immer entsagt, nicht lange mehr in Frankreich bleiben, aber schwerlich mit uns zurückkommen können. . . . . .

— — — — — — — — — — —

Viel tausend Grüße an Alle. Adolph[7]) ist gewiß ein recht fleißiger Quartaner. Gute Nacht und auf Wiedersehen. — — —

Eure Wilhelmine.

18. Hofrath Emperius an seine Frau.

Cöln, 10. Okt. 1815.

Wir haben uns, liebste Henriette, Dir und unsern Lieben schon beträchtlich genähert und hoffen in wenigen Tagen in Eurem geliebten Kreise zu sein.

Die Gerüchte von den Gefahren, worin wir uns in Paris befinden sollten, sind grundlos oder übertrieben gewesen; wir haben die große Hauptstadt ohne Gefahr bewohnt und ohne Hinderung verlassen. Unsern guten Wilhelm haben wir noch vier Wochen bey uns gehabt; sein Corps näherte sich während seines Aufenthalts der Hauptstadt und besetzte die umliegende Gegend. . . .

---

5) Johann Zaremba wurde bei Dodendorf gefangen genommen, 1811 frei gelassen und dann vom Staatsrath Ribbentrop als Expedient beim General Kriegscommissariat des York'schen Corps angestellt. Als Intendanturrath 1824 pensionirt, ist er in den 50er Jahren in Breslau gestorben. Vgl. Bärsch, Schills Zug u. Tod S. 291 f.

6) Dr. Holland war ein Engländer, der Arzt der Prinzessin Caroline von Wales, Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die er auf ihren Reisen, also auch nach Braunschweig begleitet hatte.

7) Adolf Emperius, der Bruder der Briefschreiberin, geb. am 29. Mai 1807, wurde später ein berühmter Philologe. Er habilitierte sich am 13. Mai 1829 am Collegium Carolinum, wo er am 22. Oct. 1835 zum außerordentlichen, am 29. Dec. 1842 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Leider starb er schon am 17. August 1844. Hofrath Petri sprach an seinem Grabe, Professor Schneidewin veröffentlichte im Br. Mag. 1844 St. 40 u. 41 Erinnerungen an ihn. Ebenso wie seine hohen geistigen Eigenschaften werden die seines Charakters und Herzens gepriesen.

Hätte ich noch ein Paar Tage länger in Paris bleiben können, so würde ich das Vergnügen gehabt haben, den Hrn. Major von Hellwig dort zu sehen. Er befindet sich sehr wohl und hat noch immer sehr gütige Gesinnungen gegen Wilhelm. — Ich bin froh, mit dem wesentlichen Theile der mir übertragenen Geschäfte fertig zu sein; sie sind mit glücklichem Erfolge begleitet gewesen, und unsere Kunst- und Bücherschätze sind unterwegs, und ob sie gleich sehr langsam gehn, wahrscheinlich schon über die Gränze Frankreichs gekommen.

Unser Weg ist nicht ganz derselbe wie auf der Hinreise: der Marsch der Russischen Armee verhinderte uns, den Weg über Metz und Mainz zu nehmen; und über Brüssel wollten wir auch nicht gehen: wir sind der Preußischen Militairstraße gefolgt, und über Namur und Aachen bis hieher gekommen, zum Theil in der Gesellschaft des Reg. Raths Ribbentrop und seiner Frau, von denen wir uns zu Givet trennten.

Indem ich Dir diese Worte schreibe, sitze ich an den Ufern des herrlichen Rheins und genieße eine sehr schöne Aussicht auf den nunmehr wieder ganz deutschen Strom. Wir haben die Absicht mit einem kleinen Umwege bis Coblenz zu reisen, die schönen Rheingegenden kennen zu lernen, so wie wir die auch sehr schönen Gegenden an der Maas durchstreift haben. Von Coblenz wollten wir durch das Nassauische nach Gießen gehn, um so auf einer guten Heerstraße, über Cassel und Göttingen, dem lieben Braunschweig zuzueilen.

Meine Gesundheit ist auf der Rückreise besser als auf der ersten Reise, doch habe ich Ursache, mir größere Ruhe zu wünschen.

Lebe wohl, beste H. Ich freue mich . . . . . .

Dein E.

19. Wilhelmine an ihre Mutter.

Laß mich, beste Mutter, auch noch ein Paar Worte hinzufügen . . . . . . Ich schreibe jetzt im Angesicht des herrlichen Rheins, nach dessen linken Ufern unsre Fenster hinausgehen. Die Sonne geht auf, und so weit ich sehen kann, breitet sich der mächtige Strom aus. Ob mir in diesem Augenblicke wohl ist? brauche ich Dir nicht zu sagen; ich bin entzückt von der himmlischen Rheingegend und mögte Dir gern noch von Cöln, seinen vielen Kirchen, dem ehrwürdigen Dom erzählen. Aber die Zeit drängt und so verspare ich alles auf die frohe Zeit des Wiedersehens.

Deine Mine.

Etwas vom „alten Käufer“ und seiner Zeit.

Von Th. Reiche.

Der Bauer liebt in all seinen Verhältnissen die Sicherheit. Sie allein scheint ihm eine gesunde Grundlage seiner Lebensführung und seiner Erwerbsthätigkeit. Er legt seine Ersparnisse nur da an, wo sie ihm völlig sicher sind und nimmt um dieser Eigenschaft willen mit dem niedrigsten Zinsfuße fürlieb. Ebenso veräußert er die Erzeugnisse seines Ackers nur gegen sofortige Bezahlung. Das „Reichwerdenwollen über Nacht“ ist nicht seine Sache. Wie er von der Aussaat bis zur Ernte geduldig wartet, so überhastet er überhaupt nichts, faßt seine Beschlüsse langsam und sicher und hat sie deshalb nur selten zu bereuen. Bis jetzt ist noch keiner dieser „echten“ Bauern von der Fluth eines Börsenkraches hinweggespült worden, sondern, wenn dies Geschick einen Landbewohner traf, so war er auch schon von kaufmännischer Unternehmungswuth angekränkelt. Auch auf der Suche nach einer Lebensgefährtin geht unser Bauer sehr langsam und vorsichtig zu Werke und benutzt den Verstand als Fuhrmann, der das Herz in straffem Zügel hält und selbst die Anwendung der Peitsche nicht scheuen würde, sobald es „balstnirig“ den Weg des Ideales betreten wollte. (Hier muß indessen ausgesprochen werden, daß unglückliche Ehen trotzdem zu den Seltenheiten gehören).

Wie der vorsichtige Schiffer sein Senkblei handhabt, so läßt der Freier ein solches in Format eines „Friewarwers“, vielleicht auch einiger dienstfertiger Freunde, jedenfalls aber der erfahrenen Eltern bis auf den Grund der intimsten Verhältnisse seiner Auserkorenen hinab, und giebt es hier weder Strudel, noch Untiefen, noch Klippen, so beginnen die diplomatischen Verhandlungen, die mit der „Verschriewige (Vorschriewunge) und „Löfte“ enden. Alles geschah nach Ermessen und Beschluß der beiderseitigen Eltern.

Die Verschriewig (Ehestiftung) geschah vor einem Forum, dessen Ansehen den späteren Schutz der Gesetze gewährleistete.

Infolge der Eigenartigkeit, mit welcher der vorsichtige Bauer zu Werke geht, infolge der von den Voreltern ererbten Urtheile und Anschauungen ist es von großer Bedeutung, daß der Staat die richtigen Männer zu seinen Vertretern den Bauern gegenüber bestellt, Männer die den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ Sitz und Stimme im Rathe gewähren. Einen solchen Mann dem Leser näher zu rücken und einige Stücklein seiner Wirksamkeit der Vergessenheit zu entreißen, wurden diese Zeilen geschrieben. Einen Mann, der mit seltenem Scharfblicke, gründlicher Sach- und Menschenkenntniß, mit eiserner Consequenz und doch sehr wohlwollendem Herzen seines Amtes waltete. Der sich den Formen seiner Bauern anpaßte, ja sogar stets ihre Sprache mit ihnen redete. Sein Andenken lebt unter ihnen in Segen.

Johann Heinrich Julius Käufer, geboren am 11. Juni 1790 in Peine, studierte Jura und war dann bis 1816 Auditor; am 5. Juni 1816 wurde er zum zweiten Kreisgerichts-Actuar bei dem Fürstlichen Kreisgerichte Riddagshausen bestellt und unter dem 17. April 1824 zum Kreisamtmann in Hasselfelde ernannt. Später „Justizamtmann vom Amte Königslutter“ nahm er am 14. Decbr. 1832 den gleichen Posten am „Amte Riddagshausen“ an, den er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im September 1864 inne hatte.

Es ist mir, als sähe ich ihn noch vor mir, den kleinen, untersetzten Mann, mit der hohen Stirn und dem ausdrucksvollen Gesichte. Wahrlich, es war nicht leicht in jener Zeit, da Verwaltung und Gericht noch in denselben

Händen war, und das Institut der Kreisdirectionen noch als unbekannte Größe im Zeitenschoße schlummerte, Allen einigermaßen gerecht zu werden. Da war nun Käufer der richtige auf dem Plane. Man hätte ihn sehen müssen in der Ausübung seines Berufes: Seine Augen hatten nicht nur dem Abendhimmel das Wetterleuchten, sondern auch dem grollenden Firmamente das Blitzen abgelauscht, und der Mund machte den erforderlichen Donner dazu. Doch wirkten solche stets ebenso segensreich, wie der Regen eines Gewitters. In wie heillosem Respecte „der alte Käufer" stand, das bewies am besten die feierliche Stille in demjenigen Dorfe, das er gerade mit seiner Gegenwart beehrte. Der Ausruf: „Et Amt is 'r!" verschloß auch den redseligsten und frechsten Mund, und wer ihm gegenüberstand, glaubte sich vor den Schranken des „hochnothpeinlichen Halsgerichts."

Oft kam es vor, daß, nachdem K. kurz und bestimmt mit dem kategorischen Imperativ dekretiert hatte, der Geistliche des Ortes das Wort nahm und dieses und jenes noch etwas fein verclausulieret haben wollte. Dergleichen Vorkommnisse machten den Alten zum Spruchdichter, denn er hatte sofort ein Kind seiner Muse zur Stelle:

„Bei den Geschäften weit und breit
Vermeide man die Geistlichkeit!"

Der Pastor W. in F. hatte das Mißgeschick, keinen „Künstler" in der Nähe zu haben, der ihm als „Stoppelvertilgungsrath" und „Gesichtsverschönerer" hätte dienen können. So gerieth er auf den Einfall, seine Tochter das Barbieren zu lehren, damit er mit ihrer Hülfe anderer entrathen könne. Eben stand sie vor ihm mit einem umfangreichen Schaumbecken, des „Einseifens" mit kundiger Hand waltend und fast am Schlusse dieses Actes angekommen, als die Magd athemlos ins Zimmer stürzte: „Herr Pastor, et Amt kummt!" Mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens entglitt der Seifennapf den zitternden Händen seiner Inhaberin und theilte aufs Freigebigste seinen Inhalt dem Rocke des Sitzenden mit, und die geängstete Tochter hatte auch schon das Zimmer verlassen, nicht achtend der eindringlichsten Rufe des rathlosen Pfarrherrn. Jetzt hielt auch schon der mit zwei Schimmeln bespannte Kutschwagen des „Amts" vor der Thür, und die Ehrfurcht der Dorfbewohner erhöhte sich noch um ein Bedeutendes durch den Amtsvoigt, der mit „schnurrig bärtger Miene" stolz vom Bocke dreinschaute, als ob das Gleichgewicht von Europa auf seiner Nasenspitze ruhe.

Auch der größte Misanthrop hätte beim Anblicke des nun folgenden Bildes sich eines Lächelns nicht erwehren können: Auf der einen Seite der mit verblüffender Verblüfftheit dreinschauende Pastor, ihm gegenüber „et Amt" und im Hintergrunde der gewaltsam stockernste Amtsvoigt, dem der Respect ein Lächeln nicht gestattete.

Eines Tages saß der Gestrenge in seinem Arbeitszimmer über ein umfangreiches Actenstück gebeugt, als es leise klopfte. Mit sichtlicher Verlegenheit ausgerüstet, trat ein junger, schlanker, hübscher Bauersmann zögernd ein. „Wat will hei?" „Och Herr Justizammann, ick wolle Sei miene Noth emal kla'en" „Na denn kla'e mal tau." „Ick hete Fritze Diederich[1]) un bin von Hötzen (Hötzum). Ick häwwe mick da mit Fricken Dortchen[1]) vorkwackelt. Wi baien möet ösch sau gruilich geren lien, un nu willt et den Mäken siene Olen abslut nich häbben. Wenn Sei et blot willt, künnt Sei da wisse wat ane dauhn, dat 'r doch wat von ward."

Der Alte musterte den schmucken Jüngling vom Kopfe bis zum Fuße, nahm ein Notizbuch zur Hand, trug die beiden Namen ein und sagte: „Naja, nu gah man na Hus, et maket sick woll!" Frohen Muthes stieg der junge Mann heimwärts. Er hatte ja nun „et Amt" für sich, da konnte es gewiß nicht fehlen.

Nach einiger Zeit lief bei K. die Bitte ein, in Hötzum bei Fricken eine Ehestiftung aufzunehmen. Der Name der Braut hieß allerdings „Fricken Dortchen", wohingegen der des Bräutigams mit dem im Notizbuch verzeichneten nichts gemein hatte. Siegesgewiß fuhr K. nach Hötzum. Hier fand er die seufzende „Braut", deren Gesicht nur dann hoffnungsvoll ausschaute, wenn der Blick gerade „et Amt" traf, nebst ihren Eltern und als „Bräddigam" einen verwachsenen, schiefen, bucklichten Menschen, der sich statt der sonst üblichen körperlichen Reize des Vorzuges erfreute, daß er „en Hoff" besaß. Der Alte musterte alle, dann ließ er das Gewitter heraufziehen: „Düssen Minschen will Ji Jue Dochter geben? Schämet Jich wat!" Diese Worte jedoch hätte man höchstens eine Lockspeise nennen können gegen ihre Nachfolger. Nach längerem mit Stentorstimme verlautbartem Sermon fragte er die beiden Alten; „Na, wo is et, will Ji et noch?" „Tja, et schall ne frien," hauchten beide mit unterwürfiger Tonlosigkeit hin. Jetzt richtete „de Herr Amtsrichter" (diesen Titel hatte K. bekommen) seine blitzesprühenden Augen auf den wie im Vorgefühle des Fegefeuers dasitzenden Bräutigam und sagte im väterlich gutmüthigen Tone: „Kumm mal her, mien Junge, wi bai'en willt emal in'n Garen gahn un willt ösch en betten in de Löwecke setten!" Mechanisch folgte der Aermste. Nach einer halben Stunde erschienen beide wieder. Was im Garten gesprochen, nie hat es jemand erfahren, nur die Folgen lassen einen Schluß darauf zu. Der Verwachsene trat vor die beiden Eltern hin und erklärte unzweideutig: „Ick mag Jue Dortchen nich!" Nun vertauschte er schleunigst das Innere mit dem Aeußeren des Hauses. Kaum war er fort, so rief K. mit der ganzen Tonfülle, die ihm sein Kehlkopf zur Verfügung stellte: „So, nun halet gliks emal Fritze Diedrichen her, awer hille!" Da gab's keinen Widerspruch. — Fritze erschien. — Glück, Seligkeit, Sehnsucht, Dank, Schüchternheit: Alles erschien auf der Bildfläche seines Gesichtes, als habe Amor zum „Sammeln" geblasen. Das Gewitter war vorüber. — Wie der erquickende Regen nach wochenlanger Dürre erfüllte seine Folge die Herzen der jungen Leute. — Ruhig, als sei nichts geschehen, ordnete der Ehestifter seine Schreibmaterialien und schritt zur Ehestiftung, unter die beide Eltern ohne ein Wort des Widerspruches ihre Handzeichen setzten.

---

1) Die hier gebrauchten Namen sind nicht die wirklichen.

Wenn in der nun folgenden Erzählung der Name des Dorfes und die der in Betracht kommenden Personen nicht ausgesprochen werden, so geschieht dies nur, weil die Hauptpersonen noch leben und ihre Namen nicht gern öffentlich erwähnt wissen wollen. Als K. um die Aufnahme dieser Ehestiftung ersucht wurde, antwortete er auf die Frage: „Woneir schüll wi komen?“ „Gar nich; ick kome an Friedag Namedag na Jich.“

Pünktlich standen die beiden bekannten Schimmel vor der Hausthür still, und das Gefährt gab seine Insassen heraus, außer K. noch einen Schreiber.

Kam der gute Mann wohl wegen des „Betchen Hawern“, den jeder unaufgefordert seinen Pferden gerne gab? Nein, er wollte die Leute in ihrem Heim beobachten.

Zunächst gings nun an den wohlbesetzten Kaffeetisch. Die Hausmutter hatte den Milchtopf mit süßem Rahm gefüllt, und schmunzelnd gab der Alte seiner Entdeckung Ausdruck: „Hier kann'n Flott licken!“

Nach aufgehobener Kaffeetafel ging man zum Acte über. Alles wurde so genau aufgeschrieben, daß fast kein Kloß Erde unberührt blieb, die Mitgift des Bräutigams und der Braut bis zum Unscheinbarsten hinab. Jetzt kam die Reihe an das „Oldeil“, und da hätten die „Oltöldern“ (geschrieben hieß beides Altentheil und Alteltern) nirgend einen besseren Anwalt finden können. Nachdem alles bis zum Brennöl und „15 Stück gelbe Steckrüben“ und an Fleischwaaren u. a. „ein Vorderviertel von dem einzuschlachtenden Rinde, 2 ℔ Nierentalg und die Zunge, um Martini auch zwei fette Gänse, nicht unter 14 ℔ schwer, lebendig und ungewollt“ festgestellt war, warf K. noch unter anderen auch die Frage auf: „Wo is et denn mit 'n betten Wintersaat?“ „Och, wat schöllen wi da woll midde?“ „Na, Ji hätt doch wollen Karnaligenvöggel?“ „Nee“. Endlich fehlte auch nicht ein Pünktchen über dem i in den Bestimmungen, wie es nach dem Ableben eines der beiden Alteltern mit dem andern solle gehalten werden. Nun unterschrieben alle Betheiligten, und die Sache war fertig. Vor dem Aufbruche wandte sich K. noch einmal an den Bräutigam, der damals 26 Jahre alt war: „Dat will ick dick nu seggen, mien Junge, bist'e 'mal nich ganz ackerat gegen Diene Olen, dat hett, bist'e klatrig oder gifffst en nich allens ortig, wat se te fodern hätt, denn so kom ick, un denn halt dick en Donnerwädder!“ Sehr ruhig antwortete Jener: „Dat kümmet ock nich vor, Herr Amtsrichter“. „Na dat will ick hopen.“ Jedem reichte er die Hand, und fort ging er. —

Klagen, langwierige Prozesse führen kannte man fast nicht. Der Alte schlichtete Alles selbst, und, soviel es anging, zur Zufriedenheit beider Parteien. Er zeigte die Möglichkeit, daß „Fürchten und Lieben“ sich gar wohl vereinigen lassen. Was man an ihm gehabt hatte, das sagten die warmen Danksagungen, die anläßlich seiner Versetzung in den Ruhestand (September 1864) in den Braunschweigischen Anzeigen standen. Eine derselben war von 13 Ortsvorstehern unterzeichnet. Alle enthielten den Dank für ein „gerechtes, uneigennütziges Wirken zum Besten aller Gemeinden“.

Am 8. März 1871 starb er und liegt auf dem Magnikirchhofe in Braunschweig begraben

Sein Andenken bleibt in Segen.

Sage vom Teufelsbade.

Von Ed. Damköhler.

Die Sage vom Teufelsbade zwischen Blankenburg und Heimburg ist nicht unbekannt, sie findet sich in beiden Auflagen von Leibrocks Harzsagen. Woher Leibrock sie kannte, giebt er nicht an; vermuthlich hatte er sie aus dem Volksmunde. Seine Angabe, daß Gregorius Schwarz, der ehemalige Abt des Klosters Michaelstein, in seinen handschriftlichen Notizen mittheilt, im kalten Thale sei eine Capelle gestiftet zur Rettung der Seele des vom Teufel geholten Mädchens, ist wohl als eine leere Redensart anzusehen.

Die Gestalt, in welcher Leibrock die Sage bietet, scheint nicht die ursprüngliche zu sein. Er hat sie offenbar willkürlich geändert und zur angenehmen Lectüre für das Publikum zurecht zu machen gesucht. Für seine Zwecke mußte ihm die volksthümliche Fassung zu dürr und sinnlos erscheinen, darum trug er in die Sage fremde Züge hinein, um sie seinen Lesern mundgerechter zu machen.

Durch Zufall ist mir die volksthümliche Fassung, wie sie sich noch in Heimburg findet, bekannt geworden. Zwar kürzer und auf den ersten Blick weniger verständlich als bei Leibrock, ist sie doch älter und zeigt deutlich ihren heidnischen Ursprung. Bei Leibrock in der 2. Auflage vom Jahre 1880 lautet die Sage in kurzen Zügen folgendermaßen. In der Nähe des Teufelsbades wohnte auf dem Schlosse ihres Vaters eine Prinzessin. Sie war über die Maßen schön, aber auch so stolz auf ihre Schönheit, daß sie nur denjenigen heirathen wollte, der ihr an Schönheit gleich käme. Trotzdem hatte der Vater ihr nach seinem Belieben einen Fürstensohn zum Gemahl bestimmt und den Hochzeitstag bereits festgesetzt. Am Vorabend desselben kam die Prinzessin auf der Jagd von ihrem Gefolge ab und gerieth in das Thal des Teufelsbades. Hier fand sie einen Jüngling von vollendeter Schönheit scheinbar entschlummert und entbrannte in heißer Liebe zu ihm. Sie gestanden sich ihre gegenseitige Neigung und bestimmten, daß sie zu ihrem Schlosse zurückkehren, er aber mit dem ersten Morgenroth sie nach seiner Burg entführen solle. Auf dem Heimwege kam die Prinzessin an einer Einsiedelei vorbei. Dort bat sie den ihr bekannten Einsiedel um einen Trunk Wasser. Dieser erkannte auf ihrem Gesichte ein Teufelsmal und warnte die Prinzessin. Spöttisch erwiderte sie: „Schweig, Einsiedel. Morgen werde ich so glücklich sein, daß ich die Seligkeit des Himmels nicht brauche“. Am andern Morgen erschien der Geliebte auf schwarzem Rosse, hob die Prinzessin zu sich aufs Pferd und weckte dann durch fürchterlichen Ruf die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Diese verfolgten den Entführer bis ins Teufelsbad und sahen hier, wie er, in ein Ungethüm mit Pferdefüßen und Bockshorn verwandelt, die Prinzessin zerfleischte.

Im Volksmunde lautet die Sage etwas anders: Einst ging die Tochter des Grafen von Heimburg durch das Teufelsbad. Da sah sie auf der Bank am Wege einen hübschen Jüngling sitzen. Dieser gesellte sich zu ihr, küßte sie und fragte, ob sie ihn heirathen wolle. Sie erwiderte, sie wolle ihn wohl heirathen, aber er solle mit ihr aufs Schloß kommen und ihren Vater um seine Einwilligung bitten. Das that der junge Mann auch, aber der Graf wollte die Verbindung nicht gestatten. Da hörten die Diener, wie der Fremde leise zu der Gräfin sagte, er wolle zu einer bestimmten Zeit kommen und sie abholen; sie solle ihn erwarten und mit ihm entfliehen. Die Diener meldeten dies dem Grafen und der ließ nun das Schloß bewachen. Aber zu der zwischen der Gräfin und dem Fremden verabredeten Zeit sahen sie einen Reiter auf schwarzem Rosse durch die Luft fliegen und durch das Fenster in das Zimmer der Gräfin dringen. Bald darauf kehrte er mit der Gräfin auf den Armen zurück und wandte sich dem Teufelsbade zu. Der Graf und seine Diener eilten ihnen nach, und im Teufelsbade sahen sie, wie der Reiter die Gräfin zerriß.

Zwischen beiden Fassungen ist ein wesentlicher Unterschied. Bei Leibrock ist der Tod des Mädchens motiviert, in der Volkssage nicht. Hier ist keine Rede von Hochmuth und Stolz, von einer Schuld des Mädchens und und seiner Bestrafung. Der Tod wird nicht weiter begründet. Man könnte allerdings eine Schuld der Tochter darin sehen, daß sie gegen den Willen ihres Vaters sich dem Fremden anvertraut und mit ihm entflieht, aber ich meine, das ist nur eine nothwendige Folge ihres unverschuldeten Zusammentreffens mit dem Fremden, wie wir noch sehen werden.

Das Fehlen von Schuld und Sühne in der Volkssage ist bezeichnend und spricht für deren hohes Alter. Schuld und Sühne ist ein christlicher Zug und der Sage ursprünglich fremd. Leibrock hat ihn wahrscheinlich aus Bürgers Lenore entlehnt. Auch die Vorstellung vom Teufel ist den Germanen erst mit dem Christenthume gebracht, und dieser trat dann vielfach an die Stelle der heidnischen Götter, die zwar für besiegt und ohnmächtig, aber nicht geradezu für machtlos erklärt wurden; ihre ehemals gütige Gewalt verkehrte sich in eine böse und teuflische[1]). Vor Allem trat der Teufel an die Stelle der Helle, der Göttin der Unterwelt. Die Helle ist ein unterweltliches, dem Todtenreiche angehöriges Wesen. So auch der Teufel, der an die Stelle der Helle trat.

Es ist ein uralter, nicht blos den Germanen eigenthümlicher Glaube, daß das Leben mit dem Tode nicht aufhört, daß die Todten in der Unterwelt essen und trinken. Daran knüpft sich weiter der Glaube, der in vielen Sagen begegnet, daß ein Lebender, wenn er mit Seelen der Verstorbenen ißt und trinkt, spricht oder in Berührung kommt, dem Todtenreiche verfällt, d. h. stirbt. Dasselbe gilt von dem Verkehr mit Zwergen und Wassergeistern. Auch sie sind unterweltliche Wesen. Allgemein bekannt ist ja, wie wir unsere Kinder, wenn sie an ein Wasser treten, vor dem Nix, dem Wassermann oder Hakemann warnen, der die Menschen ins Wasser zieht.

1) Grimm, Mythologie [1], S. 550.

Aber auch in Sagen vom Teufel und dessen Gesinde, den Hexen, kehren dieselben Züge wieder[2]). Als Vertreter der Helle gilt auch der Teufel mit seinem Gesinde als unterweltliches Wesen, der Verkehr mit ihnen bringt Tod und Verderben. Hierher gehört eine noch ungedruckte Sage aus Rübeland. Zwei Knaben sahen eine alte Frau, die eine Hexe sein sollte, über die Straße gehen, um Wasser zu holen. Da sagte der eine zu dem andern: „Wir wollen sie einmal necken“ und machte ein Kreuz auf den Weg. Da kehrte die Frau scheltend und unwillig wieder um. Bald darauf erkrankte der Knabe. Als der Arzt kam und ihn untersuchte, fand er mehrere SchüsselIappen in dem Beine des Knaben.

Durch die in vielen Sagen wiederkehrende Vorstellung, daß der Verkehr mit unterweltlichen Wesen todbringend ist, findet nun meines Erachtens auch unsere Sage vom Teufelsbade ihre Erklärung. Das Mädchen hat mit dem Teufel gesprochen und sich von ihm küssen lassen. Durch diese Berührung ist sie der Unterwelt verfallen, d. h. sie muß sterben. Daß sie sich in den Fremden verliebt und der Teufel sie holt und zerfleischt, sind jüngere Züge. Jedenfalls kann von Schuld und Sühne nicht die Rede sein. Dieser Zug ist dem Heidenthume fremd.

Oben hatte ich die Vermuthung ausgesprochen, daß Leibrock den Zug von Schuld und Sühne aus Bürgers Lenore entlehnt habe. Die Uebereinstimmung dieses Gedichtes mit der Fassung bei Leibrock ist in die Augen springend. Der Hauptunterschied ist der, daß in der Sage der Teufel und in dem Gedichte der Tod, d. h. der gestorbene Geliebte erscheint. Diese Verschiedenheit ist unwesentlich und ändert an dem Grundgedanken nichts. Unsere Sage gehört zu der Lenorensage, wie man seit Bürgers Gedicht den ganzen, weitverbreiteten volksthümlichen Stoff bezeichnet hat, aus dem die Lenore entsprungen ist. Es steht fest, daß Bürger ein deutsches Volkslied, das der Lenorensage angehörte, nicht gekannt hat; er gelangte trotz allen Nachforschungen nur zur Kenntniß des Inhaltes und einzelner Verse eines Liedes oder wohl richtiger einer prosaischen Erzählung [3]).

Bücherschau.

Otto Eggeling. Bilder aus Italiens Hauptstädten. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1896. 95 S. 8⁰ 1,50 M.

Die Hoffnung, welche wir am Schlusse der Besprechung des Eggeling'schen Buches über die Heilige Schrift (No. 2 des laufenden Jahrganges dieser Blätter) aussprachen, — daß der Verfasser uns bald wieder mit einer Gabe aus seiner Mußezeit erfreuen möge — ist rascher, als wir denken konnten, in Erfüllung gegangen. Wir sind ihm von Herzen dankbar dafür. Ein Buch

2) Vergl. W. Müller, Zur Symbolik der deutschen Volkssage. Niedersächsische Sagen und Märchen von G. Schambach und W. Müller. 1855, S. 373 ff. — H. Pröhle, Harzsagen, 2. Aufl. 1886, No. 18 u. 20. — Voges, Sagen des Landes Braunschweig. 1894 No. 58.

3) V. Hönig, Nachträge zu den Erklärungen Bürgerscher Gedichte. Ztsch. f. d. Phil. 26, 510. — Fr. Jostes, Zu Bürgers Lenore. Correspondenzbl für nd. Sprachforschung 14, 75.

über Italien zu schreiben ist heutzutage ja ein gewisses Wagniß, denn der Büchermarkt ist auf diesem Gebiete fast überschwemmt. Darum kein Wunder, daß auch manches Minderwerthige mit unterläuft. Zudem ist bei den erleichterten Verkehrsverhältnissen unsrer Zeit eine Romfahrt kein Ereigniß mehr, das, wie noch zu unsrer Väter Zeit, nur wenigen Bevorzugten zu Theil wird. Die vorliegende Schrift will aber auch kein „Buch über Italien" sein. Es sind schlichte „Bilder aus Italiens Hauptstädten", von dem breitstraßigem Turin an bis hinab nach dem volkswimmelnden Neapel, mit dem längsten Aufenthalt, wie natürlich, in der ewigen Roma. Diese Bilder alle sind so lebendig uns vor die Augen gemalt, sie sind mit solcher Begeisterung und solch feinem Verständniß für alle die fremdlichen Eindrücke gezeichnet, daß die Lectüre des Buchs einen rechten Genuß gewährt. Durch die ganze Schrift leuchtet das helle Licht des italienischen Himmels. Es ist eitel Erquickung und reicher Genuß, was der Verf. auf seiner Reise in Italien gefunden hat und was in ihm geweckt wurde. Und wenn ihm auch die Schattenseiten des italienischen Volkes und Lebens nicht entgehen, er faßt das Alles, was so manchen unverständigen Reisenden die Reise verbittert, Pauperismus, Geldnoth, Schmutz oder Betrügerei von der richtigen Seite auf, so daß sie nur zur Ergötzlichkeit der Wanderfahrt beitragen, nämlich von der humoristischen. Dadurch tritt das Alles in der That am leichtesten zurück vor der Freude, die man in Italien empfindet, nun endlich selbst zu schauen, worüber man so viel gehört, gelesen und gelernt hat. Diese Freude spricht aus jeder Zeile des Verfassers. Daß er dazu das nöthige Rüstzeug mitbringt, reiche Kenntnisse auf dem Gebiete der Welt-, Kirchen- und Kunstgeschichte, die einem erst das rechte Verständniß für Italien und seine gewaltigen Eindrücke erschließen, dessen braucht man die Braunschweiger, die ihren Pastor Eggeling kennen, nicht erst zu versichern. Die reichen Beziehungen auf dies Alles erinneren ebenso sehr an die Weise Hase's bei dessen zahlreiche Italienreisen (in Rom hieß er, wie mir dort erzählt wurde, nur der „Osterhase", weil er fast alljährlich pünktlich zum Osterfeste sich einstellte) wie auch insbesondere die Fähigkeit, auch den uns fremdartigen und mit so derbem Aberglauben erfüllten Erscheinungen des religiösen und kirchlichen Lebens noch eine freundliche Seite abzugewinnen, wenn auch überwiegend nur eine ästhetische. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Raum gegeben. Aber es durchwandert jeder, der schon Italiens Hauptstädte besucht hat, mit dem Verf. gern noch einmal alle diese Stätten reichster Anregung. Denen aber, welche noch vor einer Reise nach Italien stehen, kann das Buch zeigen, wie man in Italien reisen muß, um reichen Genuß und dauernde Erquickung davon zu haben. Ihnen kann die Schrift eine gute Vorbereitung werden und vermag sie in die rechte Stimmung zu versetzen. Der Verf. sagt am Schluß: „Wie eine glücklich verlebte Kindheit heilig liebe Empfindungen über alle späteren Jahre verbreitet, so steht die reiche Bilderpracht des Südens dauernd in dem Gemüthe, dem Gott die Gunst erwiesen, daß es sich mit ihr erfüllen durfte." Wir möchten von Herzen wünschen, daß dem werthen Verf. diese Gunst wieder einmal zu Theil würde. Er wird dann erfahren, wie auch Schreiber dieser Zeilen es erfuhr, daß das Land Italien und vor Allem das alte ewige Rom dem verständnißvollen Wanderer mit um so festeren Banden an sich fesselt, je öfter er es besucht hat.

Freiburg i. Br. Hasenclever.

In den **Biographischen Blättern**, die unter Leitung Anton Bettelheims seit einiger Zeit im Verlage von E. Hofmann in Berlin erscheinen, veröffentlicht der Professor Ottokar Lorenz in Jena im dritten Hefte des 1. Bandes interessante Briefe von Hermann Orges, die an einen Braunschweigischen Landsmann gerichtet sind. Der Name des Letzteren wird nicht genannt, aber wir irren wohl nicht, wenn wir in ihm den Freiherrn Gustav von Meyern-Hohenberg erblicken, der am 10. Sept. 1820 zu Calvörde geboren wurde, vom Herzoge Ernst von Coburg-Gotha 1855 zum Cabinetsrath, 1860 zum Intendanten des Hoftheaters ernannt wurde, eine ausgedehnte dichterische Thätigkeit entfaltete und am 9. März 1878 in Konstanz gestorben ist. Die Briefe stammen aus dem Jahre 1860 und geben uns, da Orges vertraute Fühlung mit den leitenden Kreisen in Berlin und Wien besaß, interessante Beiträge zur Geschichte der Zeit, insbesondere lehrreiche Aufschlüsse über Kaiser Franz Josephs Stellung in der deutschen Frage. Hermann Orges, geboren zu Braunschweig am 12. April 1821, war ein Sohn des bekannten Braunschweigischen Artillerieoffiziers G. Chr. L. Orges, der als Oberst am 28. Nov. 1873 im 84. Lebensjahre starb. In den Jahren 1854—64 war O. Redacteur an der Allgemeinen Zeitung in Augsburg; als Publicist stand er in hohem Ansehen; er starb am 10. Juni 1874 in Wien in Folge eines unglücklichen Sturzes aus dem Tramwaywagen.

Kurze Nachrichten.

Neues Br. Schulblatt. No. 7. H. Reinhard, Stenographie. — No. 8. Kirche und Schule, Pfarrhaus und Schulhaus. — No. 9. Zur Lehrerversammlung in Hamburg. —

Br. Landwehr-Zeitung. No. 19. Entvölkerung Frankreichs. — 19—21. Einiges aus der Zeit d. Gründung d. preuß. Armee. — 20. Hummel, Einzug in Paris 1871. — 21. Robert v. Wachholtz; drei alte Parolebefehle den Anzug der Offiziere betr.; Todtenrecht in d. preuß. Armee. — 22. Zum 8. Mai; Unterhalt der brandenb.-preuß. Truppen im 17. u. 18. Jahrh.; L. Engelbrecht, Lob des Gesanges (Gedicht).

Monatsblatt für öffentl. Gesundheitspflege. No. 3. A. Hermann, Wechsel zw. Sitz- u. Steharbeit in d. Schule. — 4. Hünicken, Zur Hygiene des Säuglings; Heuking, Anleit. z. Ernährung d. Säuglinge. — 5. R. Blasius, Gesundheitszustand d. Städte des Herzogthums Braunschw. in d. J. 1893 u. 1894.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. April. Fortbildungsschulwesen; Kaufmännisches Lehrlingsheim zu Br. Braunschw. Industrie Sammlung.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 17—20. Reformation als Kulturkampf; 17. K. Z., neue bürgerl. Gesetz u. Eheschließung; 17—18. K. Z., polit. Thätigkeit d. evang. Geistlichen. — 19. Fakultative Civilehe?

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 7. Juni. **1896.**

Braunschweigs letzte Befestigungen.

Von C. Gerloff.

In den Zeiten, da Braunschweig durch vortheilhafte Handelsverbindungen reich und mächtig geworden war und sich im Besitze der Münze, der Zölle und der Gerichte befand, hatten seine Behörden unausgesetzt danach gestrebt, die gelockerten Bande der Abhängigkeit vom Landesherrn ganz zu lösen und der Stadt die Stellung einer freien Reichsstadt zu gewinnen.

Vergeblich bemühten sich die meistens in Wolfenbüttel residirenden Fürsten, ihre Hauptstadt unter die landesherrliche Hoheit mit Güte oder mit Waffengewalt zurückzuführen: die Mauern, Wälle und Gräben gewährten den hartnäckig widerstrebenden Bürgern stets so lange Schutz, bis einer ihrer Freunde Hülfe brachte oder einen günstigen Frieden vermittelte.

Braunschweigs Unterwerfung.

Nachdem auch August d. J., nachgebend wie der friedliebende Herzog Julius, erfolglos um Beilegung der schwebenden Irrungen mit den Braunschweigern verhandelt hatte und im Jahre 1666 gestorben war, ohne daß ihm Rath und Bürgerschaft gehuldigt, trat sein Sohn und Nachfolger Rudolf August entschiedener gegen die Stadt auf. Zunächst versagte er ihr die Belehnung mit den Gerichten Eich und Wendhausen; alsdann verband er sich auf Betrieb seines Bruders Anton Ulrich mit den Stammesvettern von Hannover, Celle und Osnabrück zu gemeinsamem Vorgehen wider das zum Gesammtbesitze der Welfen gehörende widerspenstige Braunschweig.

Im Mai 1671 rückte unerwartet ein aus 30 Escadrons, 116 Compagnien und zahlreichen Geschützen bestehendes Heer der verbündeten Fürsten unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Grafen Georg Friedrich von Waldeck heran und begann die Belagerung, da der Rath sich zwar nun zur Huldigung verstehen wollte, aber die geforderte Aufnahme einer starken Besatzung fürstlicher Truppen verweigerte. Indessen konnte sein Widerstand nicht von Dauer sein; denn die Einigkeit zwischen Rath und Bürgerschaft war getrübt; eine schlechte Verwaltung hatte die Stadt in Schulden gestürzt, ohne für deren Wehrhaftmachung genügend zu sorgen, und die vom Kaiser, von Schweden, von Holland und den Hansastädten eiligst erbetene Hülfe stand, wenn überhaupt, doch nicht sobald zu erwarten.

Zuerst raubten die Herzoglichen die Kühe von den Weiden der Alt- und Neustadt, plünderten Oelper und andere Rathsdörfer aus und brannten St. Leonhard nieder. In der Nacht vom 27. auf den 28. Mai eröffneten sie dann bei den Weinbergen vor dem Wendenthore die Laufgräben und begannen den Batteriebau. Bis zum Mittage wurde er fortgesetzt, da ein starker Nebel die Arbeiten den Städtern verbarg, so daß, als dieser gegen Nachmittag sich allmählich zertheilte, den erstaunten Blicken der Wallwachen die weit vorgeschrittenen Zurüstungen der Belagerer sich zeigten. Ein dorthin gerichtetes heftiges Feuer vermochte weder die Batteriestände zu zerstören, noch ihre Ausrüstung mit schweren Rohrgeschützen zu verhindern.

Schon am Nachmittage des 31. Mai konnten diese das Feuer der Festung mit 300 Schüssen erwidern, deren Zahl sich in den nächsten Tagen noch erheblich steigerte. So wurde die Stadt bis zum 5. Juni mit Vollkugeln erfolgreich beschossen. „Das Neustadtthor und das Wendenthor geriethen in höchste Gefahr; die Schanzkörbe auf dem Wendenwalle wurden trefflich weggeputzt". Aber noch weit Schlimmeres stand unmittelbar bevor; denn schon waren in bedrohlicher Nähe, in der Richtung der heutigen Nebenstraße, die „Kessel" für große Feuermörser ausgehoben worden.

Solch gewaltigem Angriffe waren die Bürger und die nur 220 Mann zählende Besatzung[1]) nicht gewachsen. Als dann ein Ausfall blutig zurückgewiesen war, und der große Kurfürst die Stadt in einem Schreiben zum schuldigen Gehorsam ermahnt hatte, auch die Bürgerschaft selbst die Uebergabe der Festung verlangte, da sank dem Rathe der Muth. Am 10. Juni begaben sich zum letzten Mal seine Vertreter, und zwar mit zwei Abgesandten der Bürger zusammen, in das Herzogliche Hauptquartier zu Riddagshausen. Bis zu später Abendstunde währte dort die Verhandlung; dann

---

1) Um die Stärke dieser Stadtsoldaten auf 5—600 Mann zu erhöhen, wie der Rath für nöthig befunden hatte, war sofort die Werbetrommel gerührt und eiligst noch Volk geworben worden, das aber erst einexercirt werden mußte.

kam die Capitulation zu Stande, durch welche sich die Stadt dem fürstlichen Hause Braunschweig-Wolfenbüttel unterwarf. Bereits vor Beginn der Feindseligkeiten hatten die Herzöge von Hannover und Celle gegen entsprechende Entschädigungen auf ihren Antheil an der Stadt und an den Stiftern St. Blasii und St. Cyriaci zu Gunsten der Wolfenbüttler Linie verzichtet.

Man feierte den zweiten Pfingsttag — es war der 12. Juni — 1671, als sich in Braunschweig ein bedeutungsvolles militärisches Ereigniß vollzog. Sechs Compagnien fürstlicher Fußtruppen, an ihrer Spitze General von Stauff, marschirten in das zu ihrem Empfange geöffnete Fallersleberthor, dessen Wache und Wälle einige Hundert Mann besetzten, während die übrigen auf der Fallersleberstraße ein Biwak bezogen. Tags darauf, nachdem zuvor die fürstlichen Kriegsvölker mit ihren Carabinern, Musketen und Geschützen ein dreimaliges Freudenfeuer abgegeben hatten, rückten noch drei Regimenter in das Steinthor, so daß sich auf den Straßen und Märkten, in den Bürgerhäusern und Wachtstuben bald ein Bild soldatischen Lebens entwickelte, so bunt und bewegt, wie man es in der alten Hansastadt kaum je zuvor gesehen hatte. Am lästigsten war den Braunschweigern der mit den Söldnern zugleich eingetroffene Troß von 842 Frauen und 911 Kindern, die allerlei Sittenverderb mitbrachten, weshalb die Bürger baten, nur die unbeweibten Soldaten bei ihnen einzuquartiren, den mit Frau und Kind behafteten dagegen ein Unterkommen in den Lusthäusern auf den Wällen[2]) und in anderen leer stehenden und dazu geeigneten Gebäuden zu gewähren.

Drei Tage nach dem Einmarsche der ersten fürstlichen Truppen, am 15. Juni 1671, nahm Herzog Rudolf August den Huldigungseid der Bürgerschaft entgegen und vierundzwanzig Stunden später ließ der Rath mit allen Glocken läuten.

Der Verfall der Festungswerke.

Schon während der Belagerung werden die Sieger erkannt haben, daß Braunschweig mit seinen kleinen Bastionen und den langen ungedeckten Verbindungswällen einem „förmlichen Angriffe" nicht lange widerstehen konnte. Die Angriffsarbeiten bedurften nur einer geringen Ausdehnung, um die Wälle der Länge nach zu bestreichen, und die wenigen kurzen Bastionsflanken boten der erforderlichen Anzahl von Vertheidigungsgeschützen keinen genügenden Raum. Außerdem fehlte jedes Außenwerk, so daß von der Festung ab das Vorterrain nur an einzelnen Stellen unter Kreuzfeuer zu nehmen stand, und der Belagerer seine Breschbatterien gleich gegen die Hauptumwallung wirken lassen konnte. Dabei machten die freiliegenden Thore und der Mangel eines gedeckten Weges eine Vertheidigung durch Ausfälle höchst bedenklich.

2) Ueber diese Lusthäuser verfügte der Rath. Mehrfach waren daselbst Fürsten und Gesandtschaften bewirthet und ihnen zu Ehren darin Convivien und Bankette veranstaltet worden. Auch wohnte der Rath in diesen Gebäuden den von den Zeugmeistern vor ihrer Anstellung abzulegenden Geschicklichkeitsproben im Gestückschießen bei.

So hätte man denn darauf bedacht sein müssen, so bald als möglich Abhülfe dieser Mängel zu schaffen. Auch scheint es, daß anfangs die Absicht bestanden hat, durch sofortigen Bau einer Citadelle die Widerstandsfähigkeit der Festung rasch zu steigern. Ein in der hiesigen Stadtbibliothek aufbewahrter, mit der Jahrzahl 1671 versehener Entwurf giebt darüber nähere Auskunft. Hiernach war ein angehängtes bastionirtes Werk in Aussicht genommen, das auf einem regelmäßigen Sechseck von 368 Metern Seitenlänge construirt werden und vom (alten) Petrithore nordwärts bis an „das weiße Roß" reichen sollte.

Außer den nöthigen Casernen, Officierswohnungen und Magazinen, enthält der Grundriß zu dieser Citadelle eine Kirche, ein Arsenal, ein „Fürstlich Haus" und im Mittelpunkte ein rundes Hauptwachgebäude. Allein dieses Project ist nie zur Ausführung gekommen; vielmehr sind die Festungswerke von Braunschweig, gleich denen von Wolfenbüttel, in den nächsten zehn Jahren so sehr vernachlässigt worden, daß eine Denkschrift vom 26. März 1682[3]), die dem damaligen Kanzler Probst von Wendhausen zugeschrieben werden muß, auf deren Verfall aufmerksam macht und es als unmöglich bezeichnet, beide Festungen „in den Stand einer vollkommenen Defensive zu bringen". Das Memorial räth daher, alle Kräfte an eine Festung zu wenden und daraus ein starkes Hauptwerk zu schaffen: „Dieses würde, falls Braunschweig dazu erwählt werden sollte, eine sichere Retirade für das ganze Land und einen Waffenplatz abgeben, dergleichen nicht viele in Deutschland gezeigt werden können". „Auch möchte das Haus Wolfenbüttel", so folgert die Schrift weiter, „durch kein besseres Mittel in der Welt sich im fürstlichen Gesammthause, im niedersächsischen Kreise und im ganzen Reiche considérable machen".

Jedoch blieb wie der Entwurf zur Citadelle, so auch dieser Mahnruf unbeachtet, und später wurden beide Festungen umgebaut[4]). Nach Anton Ulrichs eigenen Worten ist dies bloß auf Gutfinden des Herzogs von Ploen geschehen, ohne daß darüber etwas im Geheimraths-Protokolle erwähnt worden. Den genannten Feldmarschall, so lautete die gegen den Commandanten General von Bobart gethane Aeußerung des Herzogs Anton Ulrich, habe sein Bruder Rudolf August vor infaillible gehalten.

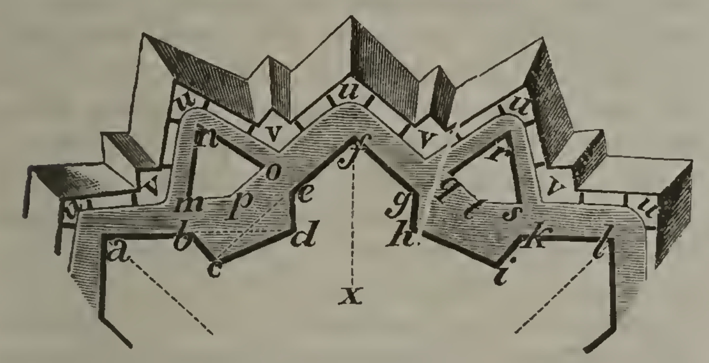
Das bastionirte Befestigungssystem.

Inzwischen hatte die bastionirte Befestigungsmanier überall Eingang gefunden und sich je nach dem Charakter der Nationen, nach der Bodenbeschaffenheit der Länder, nach den für die Ausführung des Baues vorhandenen

3) Herzogl. Landes-Haupt-Archiv.

4) Bereits im Mai 1644, also wohl noch auf Veranlassung der Stadtbehörden, war ein ebenfalls nicht zur Ausführung gelangter Entwurf angefertigt worden, der die Verstärkung von Braunschweigs West- und Nordwestfronten durch ein einfaches Bollwerk und durch drei geräumige Bollwerke mit einem oberen und einem niederen Walle, durch einen Brückenkopf vor jedem Thore und durch einen gedeckten Weg mit kleinen Waffenplätzen enthält. (Herzogliche Plankammer.)

Hülfsmitteln und der Einsicht der erwählten Kriegsbaumeister verschieden ausgebildet. Fanden sich bei den Italienern hohe mit Mauerwerk bekleidete Wälle, tiefe und trockne Gräben, so hatten die Niederländer bei den wasserreichen Ebenen ihres Landes, bei dem Bedürfnisse nach vielen, in kurzer Zeit mit beschränkten Mitteln herzustellenden Festungen vorzugsweise niedrige Erdwälle ohne Mauerbekleidung mit davor liegenden Wassergräben gewählt. In Frankreich, wo in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere ältere Festungen umgebaut und neue geschaffen wurden, entlehnten die Ingenieure bei diesen Bauten aus der italienischen und aus der niederländischen Manier das, was ihnen zweckmäßig erschien. Hiernach bildete sich die französische Bauweise als ein besonderes System aus, das durch Vaubans Befestigungsmethoden eine große Berühmtheit erlangte.



Die Zeichnung enthält (von a bis l) zwei Fronten.

Ein Bollwerk oder eine Bastion, wie z. B. d e f g h, besteht aus zwei in ausspringendem Winkel zusammenstoßenden Vertheidigungslinien e f und g f und aus zwei diesen rückwärts angehängten Hülfsvertheigungslinien e d und g h. Diese heißen die Flanken, jene die Facen des Bollwerks; beide sind Wälle mit Brustwehren. Der von den Facen eingeschlossene Winkel, der nie kleiner als 60 Grad werden darf, wird Bollwerks- oder Bastionswinkel genannt. Sein Scheitelpunkt f führt den Namen Bastionsspitze oder Pünte, seine Halbirungslinie f x den Namen Kapitale. Die Punkte e und g, wo die Flanken beginnen, sind die Schulterpunkte, die Punkte d und h, wo sie enden, die Courtinenpunkte. Hieran schließen sich die ebenfalls mit einer Brustwehr versehenen Courtinen, also die zu den Nebenbollwerken führenden Verbindungswälle d c und h i. Hinter der Brustwehr liegt der Wallgang.

Die Flanken, welche die Bestimmung hatten, den Hauptgraben zu bestreichen, die Contrebatterien des Belagerers zu bekämpfen, gegen den Grabenübergang wie gegen den Sturm auf die Bresche zu wirken, mußten einer größeren Anzahl von Geschützen Raum gewähren, als der Angreifer in den Contrebatterien aufstellen konnte. Aus dem Bestreben, auch bei kurzen Flanken dieser Forderung gerecht zu werden, gingen die Stockwerksflanken hervor: Man zog einen Theil der Flanke zurück, ungefähr $^2/_3$ zunächst der Courtine, baute hier zwei Brustwehren mit Wallgang hinter einander, so daß die innere die äußere überhöhte, und verdoppelte dadurch die Zahl der Geschützstände, denen der Wall am Schulterpunkte — bei Vauban abgerundet und Orillon oder Bollwerksohr genannt — Deckung gegen Seitenfeuer verlieh.

Aehnlich wie bei diesen Stockwerksflanken vor der höheren eine niedere lag, legte man auch vor alle Theile des Hauptwalles noch einen vertheidigungsfähigen niederen Wall oder Unterwall, die sogenannte Faussebraie, um dadurch eine niedere Grabenbestreichung zu ermöglichen. Die Niederländer waren es, welche bei ihren Befestigungen zur rasanten Vertheidigung ihrer breiten Wassergräben diese eigenthümliche Einrichtung ins Leben riefen. Weil die „senkrechte Bestreichung" der Werke das Wesen der gesammten damaligen Fortification ausmachte und zu schräg eingeschnittene Scharten überhaupt zu vermeiden sind, so gab man der Flanke eine rechtwinklige oder doch nur wenig davon abweichende Lage zur Defens-, Vertheidigungs- oder Streichlinie. Dabei galt als Regel, daß die Länge der Defenslinien, oder was dasselbe ist, die Entfernung einer Flanke von der Spitze der zu vertheidigenden Nebenbastion, die zu 300 Schritten angenommene Wirksamkeit des kleinen Gewehrs nicht überstieg.

Vor dem Haupt- bezw. Unterwalle zieht der Hauptgraben hin, dessen inneres, diesseitiges Ufer die Escarpe heißt. Sind nasse Gräben vorhanden, deren Wassertiefe ein wirkliches Hinderniß bildet[5]), so genügt es, die Escarpe in Erde auszuführen. Auch die unter dem Namen Contreescarpe allgemein bekannte äußere Grabenböschung kann in ganzer Anlage aus Erde hergestellt werden.

Jenseits des Hauptgrabens lagen die Außenwerke, und zwar befand sich vor jeder Courtine ein Ravelin. Dieses deckte nicht allein die etwa mit dem Außenterrain vorhandene Verbindung, die in der Regel als eine überwölbte Durchfahrt, auch Thorpoterne genannt, durch den Hauptwall und als Brücke mit Aufzug über den Hauptgraben führte, sondern es entzog auch die ganze Courtine dem directen feindlichen Feuer.

Gewöhnlich hatten die Raveline die Flaschenform m n o p und q r s t. Die den ausspringenden Winkel bildenden wehrhaften Seiten heißen die Ravelinfacen, die rückwärtigen, offenen Linien, m p und p o, bezw. q t und t s, die Kehllinien. Hinter dieser Kehle hat der Graben, in Folge Zurückspringens der Bollwerksflanken, die größte, vor den Ravelinfacen die geringste Breite und heißt Ravelingraben.

Den Ravelingraben und den damit in Verbindung stehenden Hauptgraben umzieht der gedeckte Weg mit seinem Glacis. Dieser soll das Mauerwerk der Escarpe, auch den etwa vorhandenen niederen Wall gegen das feindliche directe Feuer schützen und Sammelplätze für die Ausfalltruppen vor und nach ihrer Action bilden. Zu letztem Zwecke und um dem Feinde die Besitzergreifung, bezw. die Behauptung des gedeckten Weges zu erschweren, sind mit Traversen (Querwällen) und Pallisaden abgeschlossene Waffenplätze, v und u, vor den ein- und ausspringenden Winkeln der Contreescarpe angelegt worden. Hinter dem Glacis, wie überall hinter den

5) Das Wasser darf nicht zu durchwaten sein (Militärische Wassertiefe = 6 Fuß, ungefähr 2 Meter).

für Infanterievertheidigung bestimmten Brustwehren, müssen Auftritte oder Banketts in solcher Höhe angebracht sein, daß der Soldat von seinem Gewehre angemessenen Gebrauch als Schußwaffe machen kann, ohne zu viel an Deckung zu verlieren. Diesen Bedingungen glaubte man gerecht zu werden, indem man das Bankett mit seiner oberen Fläche 4 Fuß, also 1,26 Meter unter die innere Brustwehrkrete setzte. Bei einer 18 Fuß starken Brustwehr war diese innere Krete oder Kante, im Grundriß „Feuerlinie“ genannt, gewöhnlich 2 Fuß höher als die äußere Krete, so daß sich die Brustwehrkrone mit einem Fall von ungefähr elf Procent nach außen, bis zur dortigen Böschung senkte.

Weit geringer, meistens nur mit vier bis fünf Procent, neigte sich die Fläche des Glacis, auch Rösche genannt, und verlief sanft im Vorterrain. Sie mußte vom gedeckten Wege aus und von den oberen Wällen der Bastions- und Ravelinfacen ab eine rasante Bestreichung zulassen. „Todte Winkel“, Unebenheiten, Vertiefungen und Erhöhungen, die einem Angreifer Deckung gewähren konnten, durften sich weder auf ihr noch in der nächsten Umgebung der Festung befinden. Durch Bepflanzung mit Buschwerk und Bäumen lieferte das Glacis dem Vertheidiger bei der Armirung Strauch zu Faschinen und Schanzkörben, Holz zu Pallisaden, zu Geschützbettungen und zu Blockdecken. Außerdem erschwerten die bei der Abholzung stehen bleibenden Baumstümpfe und die im Boden verzweigten und verwachsenen Wurzeln die Angriffsarbeiten: Das Glacis und der gedeckte Weg galten als die Kampfplätze, auf denen sich das Schicksal einer belagerten Festung vielfach entschied.

So lauteten im Wesentlichen die Grundsätze damaliger Befestigungskunst, so die Benennungen ihrer Werke und deren Theile, und so waren — von Kasematten abgesehen — die von ihr beanspruchten, in Betracht zu ziehenden Anordnungen beschaffen, als Herzog Rudolf August im Jahre 1692 dem Major Völcker Befehl ertheilte, die vorhandenen Festungswerke der Stadt Braunschweig nach den neuen Ideen umzubauen und zu erweitern.

Der Baumeister.

Johann Kaspar von Völcker, im Jahre 1676 als Conducteur in fürstlich braunschweigische Militärdienste eingetreten, also zu einer Zeit, da das Ingenieurcorps noch nicht von der Artillerie getrennt war[6]), stieg während einer vierundfünfzigjährigen Dienstzeit bis zum Generalmajor empor. Nachdem er 1677 die Feuerwerkerei erlernt und im März 1682 seine Ernennung zum Fähnrich im Infanterie-Regimente v. Schmiedeberg erhalten hatte, ging er mit Erlaubniß des Herzogs Rudolf August auf Reisen. Er bereiste vorzugsweise Frankreich und die Niederlande, um einen Theil der dortigen Festungen kennen zu lernen und die Festungsbaukunst zu studiren. Zuerst war er in Straßburg, dann in Pfalzburg, wo er sich mehrere Monate aufhielt und die Bekanntschaft Vaubans machte, nach dessen Entwürfen diese kleine Vogesenfeste damals erbaut wurde. Später wohnte Völcker längere Zeit den Canal- und Festungsbauten zu Calais und Dünkirchen bei, dann begab er sich nach Brabant und Geldern zur Besichtigung der Festungen Breda und Nimwegen mit ihren in Angriff genommenen Neugestaltungen. Ein Jahr nach seiner Rückkehr, im April 1685, wurde er zum Capitain und im Februar 1690 zum Major der Artillerie befördert. Als solcher begann er den Umbau der Festungswerke von Braunschweig, während dessen er am 10. October 1695 zum Oberstlieutenant und am 20. August 1696 zum Festungsbaudirector ernannt wurde. In dieser Eigenschaft ist er dann 1703 zum Oberst aufgerückt und elf Jahre darauf von Herzog August Wilhelm, mit dem Range eines Brigadiers, bestätigt worden. Noch ganz besonders zeichnete ihn dieser Fürst aus: er machte ihn zum Chef eines neu errichteten Infanterie-Regiments; und schon Anton Ulrich hatte seine Erhebung in den Adelstand veranlaßt[7]). Vier Jahre nach seiner 1726 erfolgten Ernennung zum Generalmajor ist Völcker im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre am 10. September 1730 gestorben. Während der sechsten Nachmittagsstunde des 14. Septembers ertönte von den Thürmen des Domes herab das Trauergeläut sämmtlicher Glocken, und auf den Wällen feuerte die Artillerie mit zwölf ganzen und halben Kanonen den Trauersalut. Um Mitternacht wurde dann die Leiche des verehrten Generals, der drei Herzögen von Braunschweig-Wolfenbüttel treu und hervorragend gedient hatte, still und prunklos im Dome beigesetzt.

Braunschweigs Befestigungen, wie sie Völcker vorfand[8]).

Zu der Zeit, da die Frage über die Neugestaltung von Braunschweigs Festungswerken nach abermaliger Prüfung zur Entscheidung gelangte, hatte die Stadt zwei Vertheidigungslinien: die innere und die äußere. Die innere Linie wurde von der alten Ringmauer mit Thürmen und dem Mauergraben gebildet, die äußere von einem hohen Walle mit Bastionen, einigen andern Werken und einem Wallgraben.

---

6) Das Ingenieurcorps wurde erst im Jahre 1746 von der Artillerie getrennt. Beide Corps behielten aber einen gemeinsamen Chef. Der Etat der Ingenieure war 1748: 1 Capitain, 1 Lieut., 1 Sous-Lieut., 2 Fähnriche, 4 Confirmirte Conducteure, 2 Reformirte Conducteure, 2 Wall- und Schleusenwärter, 2 Rüst- und Wagenmeister, 2 Maurermeister, 2 Zimmermeister, 2 Zimmergesellen, 1 Landwehr-Verwahrer, 1 Schiffer, 2 Rademacher, 27 Pioniere und 5 Wagenknechte.

7) Das Adelsdiplom Völckers ist datirt: Wien, d. 17. April 1706.

8) Von den vorhandenen Plänen verdient besondere Beachtung: „Geometrischer Grundriß der weltberühmten Stadt Braunschweig, wie sie nach Eroberung derselben, so Anno 1671 den 12. Juni geschehen, befunden worden“ (Städtische Plankammer, Stadtbibliothek). Abweichend davon ist ein Grundriß in kleinerem Maßstabe, obgleich seine Anfertigung in dieselbe Zeit fällt. Er hat große Aehnlichkeit mit dem Entwurfe von 1644 und kann daher als der Wirklichkeit entsprechend nicht angesehen werden. Der Berücksichtigung werth und manchen Aufschluß bietend, ist das im Herzogl Landes-Haupt-Archive als Manuscript vorhandene „Raisonnement über den neuen Vestungsbau der Stadt Braunschweig“.

Die innere Vertheidigungslinie.

Die viele Jahrhunderte alte, „durch Untergraben“ hin und wieder baufällig gewordene Mauer stand an den meisten Stellen auf einer künstlichen Erderhöhung, war mit Zinnen gekrönt, von Halbthürmen auf verschiedenen Strecken flankirt und enthielt neun Hauptthore. Fast jedes dieser Thore war ein thurmartiger Bau, in den oberen Stockwerken mittelst Scharten zur Vertheidigung eingerichtet und unten mit einer überwölbten, durch Fallgatter und Thorflügel verschließbaren Durchfahrt versehen. Die vor den Thoren befindlichen Uebergänge über den Mauergraben bildeten zu dieser Zeit schon feststehende, mitunter massive Brücken. Zwischen dem Fuße der Mauer und dem innern Grabenrande zog sich der einst so wichtige Wächtergang hin.

Von den inneren Hauptthoren der Altstadt befand sich das St. Michaelisthor am Ausgange der Straße, die heute der Prinzenweg heißt, 20 Schritte hinter der Brücke, das Hohethor am Westende der Sonnenstraße 10 Schritte hinter der Brücke und das St. Petrithor unfern des Südklints. Das Bruchthor, früher das Südmühlenthor genannt, hatte schon seine Bedeutung als Stadtthor verloren. 1788 wurde es abgebrochen, und auch die Mühle, bei der es die Gasse sperrte, ist nicht mehr vorhanden [9]). An ihrer Stelle erblickt man jetzt den östlichen Flügel des neu erbauten Hôtels Kaiserhof.

Die Neustadt stand nur durch ein Thor, das Neustadtthor, mit dem Außenfelde in Verbindung. Sein Thurm war wahrscheinlich 1671 schon abgetragen.

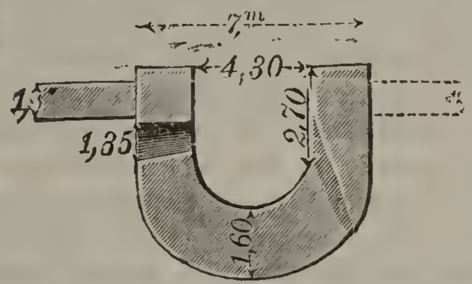
Vom Hagen aus führten drei innere Thore nach den entsprechenden Walldurchgängen: das Wendenthor im Norden der Wendenstraße, das Fallersleberthor am Ausgange der Fallersleberstraße und das Steinthor am Ostende des Steinwegs, seitwärts der Mauernstraße.

Das St. Magnithor und das St. Aegidienthor gehörten der Altenwick an: ersteres befand sich am güldenen Winkel, heute am Magnithore genannt, zwischen den Häusern 7 und 8, letzteres am Südende der Kuhstraße, jetzt Auguststraße geheißen, nur wenige Schritte von dem Ausgange der Mönchstraße entfernt.

Der nach Westen ausbiegende Mauergraben wurde von der Oker gespeist. Von ihrer Wassermenge strömte ein Theil am Kalenwalle entlang dem Gieseler zu, wurde von hier in den bis auf den heutigen Tag offenen Graben geleitet und floß, wo er noch immer fließt, um die West- und Nordwestseite der Stadt.

Während sich in der zu einem kleinen Theile noch vorhandenen, 1,20 Meter starken Mauer vor der Südstraße ein viereckiger Thurm erhob, hatte die nächste Front auf der Stelle, wo zuvor die Schmeichelburg gestanden und wo gegenwärtig das neue Gebäude des Arbeitervereins sich ausbreitet (Echternstraße 16, H.), eine auswärts gebogene sichelförmige Erdbatterie mit zwei nach Westen gerichteten Scharten für Kanonen. Dort in der Nähe befinden sich noch jetzt Ueberbleibsel von der alten Stadtmauer. Indessen fehlte dieser Umfassung hier und weiter nordwärts zu jener Zeit die Seitenvertheidigung durch Thürme. Erst am Bosselgraben war die Mauer durch drei hufeisenförmige Halbthürme verstärkt. Von dieser ist gleich unterhalb der Neustadtmühle ein 60 Schritte langes Stück, zwar ohne Zinnen und nicht in der ursprünglichen Höhe, noch gut erhalten. Ebenso hat die Altewick Theile der alten Mauer aufzuweisen, die sich südlich der Mönchstraße und hinter einigen Gärten der Grundstücke an der Nordwestseite des Monumentsplatzes befinden. Der Mauergraben war hier 1692 schon kein Hinderniß mehr [10]).

Ein bedeutendes Stück der alten Steinumfassung am Sandwege ist erst vor vier Jahren niedergelegt worden. Lange hatte der ehrwürdige Mauerrest einem Pferdestalle vor dem Garten der katholischen Kirche als Rückwand gedient. Bei einer Länge von 90 Schritten war er über der Erdanschüttung 2,75 Meter hoch, überall einen Meter stark und und schloß sich an den unteren Theil eines mit einem Pavillon bebauten Festungsthurmes, dessen Grundriß der hier stehende Holzschnitt veranschaulicht. Zwei andere Halbthürme in der Mauer am Sandwege hatten eine rechteckige Grundrißform.



Ueber die der Weißenburg vor der Mönchstraße läßt sich mit Sicherheit nichts sagen, da sie auf verschiedenen Plänen verschieden angegeben ist: hufeisenförmig, kreisrund, rechteckig geschlossen mit abgerundeter und mit zugespitzter Front. Wieder von hufeisenförmiger Gestalt waren sechs Thürme in der Mauer, die vom innern Fallersleberthorthurme nach dem innern Wendenthorthurme und von diesem nach dem Ausflusse der Oker zog. Wie der gr. Plan von 1671 bekundet, entbehrte damals die zwischen dem innern Fallersleber- und dem Steinthore befindliche Mauer jedes Vorsprungs. Der Mauergraben auf diesen Strecken, auch Wendenmühlengraben genannt, der bis vor fünfunddreißig Jahren seine anfängliche Breite von durchschnittlich 12 Metern behalten hatte, ist jetzt größtentheils kanalisirt oder eingedämmt. Ganz beachtenswerth sind die noch vorhandenen Reste der Mauer am Südende der Mauernstraße.

---

9) Die Straße am Bruchthore wurde 1851 auf 40 Fuß verbreitert. Gleichzeitig ist die oben genannte „vordere Südmühle“, die auf dem linken Okerufer stand, abgetragen worden. Den auf dem Grundstücke der am rechten Ufer dieses Okerarms belegenen „hinteren Südmühle“ eingerichteten herrschaftlichen Bauvorrathshof kaufte 1875 das Bankhaus Lehmann Oppenheimer u. Sohn und ließ die dazu gehörenden Gebäude im nächsten Jahre niederreißen, so daß daselbst durch Anlage der Friedrich-Wilhelmstraße der würdige Eingang in die Stadt geschaffen werden konnte. Das alte Okerbassin, von dem ab zwei Flußarme in die Stadt eintraten, deren linker zwischen den genannten Südmühlen hindurch zog, ist schließlich in den Friedrich-Wilhelmsplatz umgewandelt worden.

10) Auf diesem zugeschütteten Graben stehen am Augustplatze unter Anderem das 1787 vom Hofbaumeister Langwagen für den Oberst Johann Konrad von Riedesel erbaute stattliche Gebäude, jetzt Danne's Hotel, und Danne's neuer Saalbau, ferner die meisten Gebäude an der Nordwestseite des Monumentsplatzes, der vordere Theil der alten Husarencaserne und die ersten zwei Häuser am Sandwege.

Während es wohl ziemlich feststeht, daß die Stärke der alten Ringmauer zwischen 0,90 und 1,30 Meter betrug, ist über deren einstige Höhe Näheres nicht nachzuweisen. Eine Stelle in dem „Raisonnement über den neuen Festungsbau der Stadt Braunschweig" enthält nur folgende Andeutungen: „Diese Mauer, weil sie nach ihrer Höhe zu schwach, wird bis auf 10 Fuß hoch abgenommen und nach und nach ausgebessert, um bei Attaquirung eines Feindes sich selbiger zur Retirade zu bedienen und Batterien dahinter verfertigen zu können".

Die äußere Vertheidigungslinie.

Nachdem die Anwendung des Schießpulvers auf die Geschütze dem Angriffe ein entschiedenes Uebergewicht über die Vertheidigung verschafft und der Rath erkannt hatte, daß die meisten vorhandenen Thürme zu klein und die Mauern zu schwach waren, um damit das Gleichgewicht wieder herstellen zu können, wurden, wie schon an anderen Orten geschehen war, mit Mauerwerk bekleidete Erdwälle mit vorspringenden Rondelen und Batterien außerhalb der alten Ringmauer aufgeführt. War nun auch durch diese zu Braunschweig um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts begonnenen Anlagen in Verbindung mit einem schmalen Rondengange und einem breiten Wassergraben die Widerstandskraft der Festung wesentlich gesteigert worden, so hatte man doch, die Unvollkommenheit der Rondele für eine kräftige Frontal- und Seitenvertheidigung erkennend, endlich zu dem Bau von vier Bollwerken und fünf Batterien [11]) schreiben müssen.

Das größte der Bollwerke, das aus der berühmten „Katze" entstandene Aegidienbollwerk, lag südöstlich vom alten, innern Aegidienthore, an der Stelle des jetzigen Windmühlenberges. Um dem dortigen Wallgraben eine rasante Vertheidigung geben zu können, befand sich am Fuße der hohen Facen und Flanken dieser Bastion schon damals ein Unterwall, der sich noch 27 Meter mit dem Hauptwalle westwärts bis an das äußere Thor hinzog.

Dieses äußere Aegidienthor, d. h. die nach vorn gerichtete verschließbare 4 Meter hohe Bogenöffnung der überwölbten Durchfahrt durch den Hauptwall, bildete mit den Einfassungen und mit den 3,40 Meter dicken Quaderwänden eine 7,40 Meter emporragende Façade. Sie stand da, wo gegenwärtig die zum Augustplatze gehörende Fahrbahn vor dem Verwaltungsgebäude der Braunschw. Lebensversicherungsanstalt vorüberführt. Vom Thore ab vermittelte eine mit zwei Aufzügen versehene, 78 Meter lange Brücke die Verbindung mit dem Salzdahlumer-Wolfenbüttlerwege.

Westwärts setzte sich die Befestigung als einfacher Wall mit breitem Wassergraben fort. Zur Flankirung sprang der Wall auf der ersten, geraden Strecke in „Gestalt eines Sägenzahns" vor, während er an den Ufern der einfließenden Okerarme sich schützend zurückbog.

Der dann folgende, auf drei Seiten vom Wasser umgebene Gieseler enthielt eine der fünf Batterien und besaß auf seiner südöstlichen, schmalen Seite drei Feueretagen, deren untere ein Rondengang mit einer von Gewehrscharten durchbrochenen freistehenden Mauer war.

Somit galt diese Südfront unter Berücksichtigung ihres Vorterrains für unangreifbar. Das „Raisonnement" nennt die mit Schießscharten versehene Mauer eine „Streichmauer" und sagt über die Beschaffenheit des Außenfeldes, daß beim Einflusse der Oker, vom Aegidienthore bis an den Gieseler, morastige inattaquable Wiesen sich befänden, die unter Wasser gesetzt werden könnten, sobald bei den Mühlen in der Stadt die Schützen geschlossen würden.

Die Streichmauer und der dahinter befindliche, bald schmälere, bald breitere, dann und wann zu kleinen Vorsprüngen, sogenannten Zwingern [12]), sich erweiternde Rondengang umgaben — zwei Stellen ausgenommen — den äußern Fuß des Walles der West-, Nord- und Ostseite bis in die Nähe des Magnithores, so daß auf diesen Fronten der Graben eine gemauerte Escarpe hatte.

Zu den Ausnahmen, d. h. den Stellen, wo der Rondengang mit der Streichmauer fehlte, gehörte eine 200 Meter lange Strecke zwischen dem Michaelisthore und der Hohenkiel- oder Hosenkielbatterie. Diese Batterie, auf dem einen Plane in halbrunder, auf dem andern in eckiger Grundrißform dargestellt, nahm ungefähr die Gegend ein, in der jetzt die Grundstücke 15, 16 und 17 an die Wilhelmithorpromenade grenzen.

Hundert Schritte vor dem innern Michaelisthore, da wo gegenwärtig der vom Prinzenwege kommende nördliche Fußweg in die Promenade einbiegt, erhob sich in nüchternem Barockstil die äußere breite Giebelfront des mit einem hohen Dache versehenen Walldurchgangsgebäudes.

Am Nordende der nämlichen Promenade, die damals zum Wallgraben gehörte, ist in der Verlängerung der Sonnenstraße der Standort des äußeren Hohenthores und der gewölbten Durchfahrt gewesen. Links daneben befand sich mit der Rückseite im Walle der 1490 vollendete Thurm, der die Benennung „der neue Thurm" erhalten hatte [13]). Jenseit der hier über den Wallgraben geschlagenen Brücke gelangte man sogleich in eine kleine Vorstadt, der Steinweg genannt. Sie erstreckte sich bis in die Gegend der heutigen Polizeistation am Madamenwege.

Auf dem Walle, 100 Schritte nördlich vom Hohenthore, nunmehr zum Garten des Commerzienraths Oppenheimer gehörend, lag eine Batterie, vermuthlich die Sonnenbergbatterie, und 130 Schritte nördlich von dieser eins der drei Bollwerke, von denen das „Raisonnement" berichtet, daß sie klein gewesen und mit schlechten

11) Das „Raisonnement über den neuen Festungsbau der Stadt Braunschweig" nennt: Gieseler, Hohenkeil auch Hohenkiel, Diestelberg, Sonnenberg und Bammelsburg. Statt Hohenkeil oder Hohenkiel steht auf dem Entwurfe von 1644 der Name „Hosenkiel", der in einem Berichte des Festungscommandanten vom Jahre 1726 „Hohsenkiehl" geschrieben ist.

12) Mit dem Worte „Zwinger" bezeichnete man in alter Zeit bei den Stadtbefestigungen nicht nur die Erweiterung des Rondenganges, sondern auch den Rondengang selbst, überhaupt einen durch Mauern umschlossenen Raum; besonders aber wurden starke, zur Geschützvertheidigung eingerichtete Thürme so genannt, z. B. in Braunschweig die neben den äußeren Thoren.

13) Der alte runde Thurm, auch Zwinger genannt, war 1472 niedergerissen.

Flanken versehen waren. Dieses hatte den Namen St. Petri, obwohl das gleichnamige Thor 350 Schritte davon entfernt stand.

Der Walldurchgang des Petrithors war ein mächtiger Bau. Er hatte nach außen, in der Richtung der jetzt dort die Straße sperrenden Kette, eine nach oben sich verjüngende Façade mit einer aus Säulchen gebildeten Vorlage und zu jeder Seite einen vorspringenden massiven Thurm von drei Geschossen und mit gedrückter Haube. Ueber dem durch zwei ionische Säulen gestützten Portale prangten das Stadtwappen und die Jahrzahl 1568 [14]); dann folgten zwei Stockwerke für schweres Geschütz und schließlich kleine Schießscharten. Schneckenförmige Verzierungen belebten die Abstufungen des Giebels, an dem auch noch die Stange befindlich war, die den rechten Arm des 1604 geräderten und geviertheilten Stadthauptmanns Braband getragen hatte.

Die ganze Breite der heutigen Promenade vor der Kette nahm zu jener Zeit der Wallgraben ein. Er konnte auf einer Brücke überschritten werden, die, wie nachstehende Ansicht zeigt [15]), auf fünf Pfeilern ruhte,



zwischen denen sich theils Schützen, theils Ueberfallwehre befanden. Sein jenseitiges Ufer wurde wiederum von einer kleinen Vorstadt bedeckt, die hier der Rennelberg hieß und bis zum Kreuzkloster reichte.

Aehnlich wie am Petrithore, nur weniger hoch und ohne Geschützscharten, war die äußere Façade am Neustadtthore gestaltet. Auch sie verjüngte sich nach oben und hatte Flankirung durch zwei kleine Thürme mit niedriger Haube; dabei stand sie ebenfalls unmittelbar hinter einer mit einem Wehr versehenen Brücke. Schon 1693 wurde dieses Thor geschlossen, dessen äußere Grundmauern sich vielleicht noch unter der Villa No. 1 an der Inselpromenade befinden.

Vor dem Ostende der Neustadtmühle bog die Brustwehr stumpfwinklig nach außen, bildete dann eine 30 Meter lange zurücktretende Flanke und zog 16 Meter vom Bosselgraben entfernt bis in die Nähe der aus der Stadt kommenden Oker, wo eine kurze Flanke und zwei Facen die Fortification am linken Ufer des Flusses abschlossen. Das Werk vor der Neustadtmühle wird die Batterie gewesen sein, die im „Raisonnement" mit dem Namen „Diestelberg" bezeichnet worden ist. Zwischen ihr und der Bammelsburgerbrücke fehlte der Rondengang. Statt seiner befand sich auf dieser Strecke eine 35 Meter weit abgesonderte Faussebraie, die von einem Thurme beherrscht wurde, dessen Standort durch die bekannte Nische am Wege neben dem Bosselgraben gekennzeichnet ist.

Am rechten Ufer der ausfließenden Oker formten sich Brustwehr und Rondengang zu einem besonderen Werke mit einer Batterie, die Bammelsburg genannt [16]). Das Werk deckte die Wendenmühle, an deren Stelle heute die neuen Gebäude 1, 1a, 2 und 2a am Gaußberge sich erheben, und beschirmte das Wendenwehr, das den Wasserstand im östlichen Wallgraben regelte. Ein starker Bergfried, gleichsam das Reduit dieser nördlichsten Stadtbefestigung, überhöhte mit seinem oberen Geschosse und hohen kegelförmigen Dache deren Brustwehr. Er stand unfern vom Walldurchgange des Wendenthors, hat auf dem gr. Grundrisse der Stadt die Form eines Dreiviertelkreises und ist mit der abgeplatteten Seite dem Außenfelde abgekehrt, wie das wohl in Burgen bei unzulänglicher Baufläche vorkam.

14) Im Friese über den Säulen las man eine lateinische Inschrift des Inhalts, daß durch des Flusses tückische Gewalt das alte Thor weggerissen sei (1566), daß aber mit großem Glanze das gegenwärtige Werk sich erhebe. „Gebe Gott", so schloß die Inschrift, „daß alles mit ebensolcher Pracht aufersteht, was in unserer Stadt untergeht".

15) Angefertigt in der Xylographischen Kunstanstalt von A. Probst nach einem Bäck'schen Stiche im Braunschw. Kupfer-Kalender vom Jahre 1716.

16) Vielfach ist der oben erwähnte Thurm am Bosselgraben „Die Bammelsburg" genannt. Das daraus geschaffene, erst 1831 gänzlich abgebrochene Wohngebäude (s. Ansicht im Vaterländ. Museum) hatte noch im vorderen Theile des Erdgeschosses das alte Thurmmauerwerk aufzuweisen und darin den Stein mit dem Stadtwappen, der sich jetzt in der betreffenden Nische befindet. Nach rückwärts zu bestand das Gebäude aus einem Fachwerksbau, ebenfalls das Stockwerk, das die „Wohnung auf der Bammelsburg" ausmachte, die durch Verfügung vom 25. März 1771 der Kunstmaler Pascha Joh. Friedr. Weitsch erhielt, der dieselbe bis zu seiner 1788 erfolgten Ernennung zum Gallerieinspector in Salzdahlum inne hatte. Nach ihm bewohnte sie sein Sohn Friedr. Georg Weitsch, der im November 1799 nach Berlin übersiedelte, und darauf dessen Schwager; denn in einem Schriftstücke vom Jahre 1802 wird das Gebäude die Wohnung des Porträtmalers Schwarz († 1815 als Hofmaler) genannt. Der in demselben Schriftstücke und in einem anderen vom Jahre 1804 vorkommende Name „Bammelsburg" mußte aber nach eingehender Prüfung auf den nordwestl. und nördl. Theil der Gegend bezogen werden, die jetzt „am Gaußberge" genannt wird, wo ja auch die betr. Batterie Bammelsburg gelegen hat. Auch stellt der Stich im Braunschw. Kupferkalender des Jahres 1716 von Johann Georg Bäck: „Prospect der Bammelsburg, allwo das lederne Schiff stehet" das Festungswerk an der ausfließenden Oker und dem östlichen Umfluthgraben dar, aber nicht den Wall am Bosselgraben, so daß der dort gestandene Thurm die alte Bammelsburg wahrscheinlich nicht gewesen ist. (S. die Ansicht der Festung aus der Vogelperspective vom Jahre 1606. Original in der Herzoglichen Bilbliothek zu Wolfenbüttel, eine Nachbildung in der hiesigen Stadtbibliothek).

Vom Wendenthore ab wandte sich der Wall nach Südosten bis in die Nähe der Fallersleberstraße und erweiterte sich hier zu dem gleichnamigen kleinen Bollwerke. Links war dieses hinter dem Rondengange durch eine niedere Flanke und rechts, im Courtinenpunkte, durch einen mächtigen runden Thurm verstärkt. Daneben, wahrscheinlich auf derselben Baufläche, wo das Haus No. 20 am Fallersleberthore errichtet worden ist, endete das hohe, mit Pilastern und Voluten verzierte Walldurchgangsgebäude, während die der Stadt zugekehrte Einfahrt, das sogenannte mittlere Thor, in der Nähe des Platzes sich wölbte, der seit nunmehr zweiunddreißig Jahren von einer Trinkbude eingenommen wird. Ein zweiter, achteckiger Thurm von nur geringem Umfange begrenzte auf der Südseite das Durchgangsgebäude und beherrschte ebenfalls die davor beginnende, mit Zugklappe versehene Brücke über den Wallgraben.

Die ganze Ostseite der äußeren Vertheidigungslinie, vom Fallersleber- bis zum Aegidienbollwerke, zerfiel in zwei Fronten, die in der Magnibastion ihren Brechpunkt hatten. Südlich davon war es nur ein einfacher Wall mit Brustwehr und Graben, nördlich gab es noch den Rondengang mit der Streichmauer. Vor dem Steinwege wurde der Wall von der Steinthorpassage durchbrochen, so daß die äußere Thorfaçade sich unfern der Stelle aufbaute, an der sich gegenwärtig die Vorderwand des linken Flügels des Hoftheaters erhebt.

Das Magnibollwerk nahm den Raum ein, den jetzt die Grundstücke 7 bis einschließlich 10 am Sandwege und die östlich vorgelegene Steinthorpromenade umfassen. Es hatte kurze Stockwerksflanken hinter einer angehängten Faussebraie und vertheidigte nach rechts den auf eine Zugklappe der Brücke ausmündenden Thordurchgang sowie den vom Aegidienbollwerke herkommenden Wallgraben vor der geraden Courtine. Dieser durchschnittlich 40 Meter breite Graben hatte die Richtung, die gegenwärtig vom südlichen Ende der Steinthorpromenade eingehalten wird. Er durchzog der Länge nach die Mitte des Platzes, auf dem im Jahre 1822 das engere Vaterland dem Andenken seiner für Deutschland gefallenen Fürsten den 22 Meter hohen Obelisk errichten ließ. Die Zuschüttung des Wallgrabens auf dieser Stelle erfolgte aber schon, als es beim Umbau der Festungswerke galt, den Hof für das neue große Bollwerk herzurichten, das den Namen Wilhelm erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln aus dem 17. Jahrhundert.

In einer Handschrift des 17. Jahrhunderts, die aus hiesiger Gegend stammt und geschichtliche Nachrichten verschiedener Art aus dem Anfange jenes Zeitraums enthält, findet sich unter der Ueberschrift: „Eine kurze Regel und Form, wie sich ein Jeder in seinem Stande verhalten soll“ eine Reihe von Versen eingetragen, die mit geringen graphischen Aenderungen folgendermaßen lauten:

Betrachte nicht mich und die meinen,
Beschau zuvor Dich und die Deinen.
Siehe an Dich und nicht mich;
Thue ich Unrecht, so hüte Dich.
Verschmeh den nicht, der heßlich ist,
Ob Du gleich schön und wolgestalt bist.
Laß Deine Zunge Dich nicht betriegen,
Deinen Nechsten felschlich zu beliegen.
Urtheil auch nicht, wie Du mich siehst.
Wer weiß, ob Du selbst noch from bist?
Sondern zuvor und in allen
Laß Dir Gott und Dein Nechsten gefallen,
Laß ihm sein Ehr, thue Dienst beweisen,
So wird man Dich einen Christen preisen.
Rede weinig und machs wahr,
Kauf wenig und bezahl baar.
Sey still und verschwiegen,
Was nicht Dein ist, laß liegen;
Denn getreue Hand
Gehet durch alle Land.
Rede, was wahr ist,
Und trink, was klar ist,
Und laß einen Jeden sein, wer er ist:
So bleibest Du auch, wer Du bist.

Bücherschau.

Im 10. Bande der **Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte** hat Dr. Heinrich Mack eine Reihe interessanter Briefe veröffentlicht, die ein Braunschweiger Stadtkind, Jürgen Kalm, aus der Lehre in Hamburg während der Jahre 1623—30 an seine Mutter daheim geschrieben hat. Sie gewähren einen so deutlichen und unmittelbaren Einblick in das Privat- und Geschäftsleben Braunschweigs und Hamburgs, wie ihn eben fast nur zeitgenössische Briefe zu bieten vermögen. Die Stellung, das Leben und Treiben der Lehrlinge, die gegenseitigen Handelsbeziehungen der beiden Städte, der Frachtverkehr und anderes der Art erhalten mannigfache Beleuchtung. Besonders bemerkenswerth ist unter den Handelsartikeln, die von Braunschweig nach Hamburg ausgeführt werden, die Mumme, die die Mutter Kalms brauen ließ und die der Sohn in nicht geringer Menge, zumal an die Wirthin des Rathskellers, absetzte. Aber auch abgesehen von ihrem handelsgeschichtlichen Interesse sprechen die Briefe, rein menschlich betrachtet, durch die treuherzige Gesinnung, die sie athmen, außerordentlich an; für die Stellung des Sohnes zur Mutter, der Familie unter einander und auch zum Gesinde sind sie für jene Zeit, aus der solche Briefe keineswegs reichlich vorliegen, sehr charakteristisch. Wen muthete es auch noch jetzt nicht heimathlich an, wenn Jürgen Kalm 1625 an seine Mutter schreibt: „Ihr wollet mir einen Braunschweigischen Honigkuchen schicken, denn ich habe dies Jahr noch keinen nicht gessen“? Der Briefsteller gehört zu der alten Braunschweigischen Patricierfamilie von Kalm; er ist im März 1609 geboren, kehrte 1630 nach Braunschweig zurück und ist hier im October 1657 gestorben. Für die Erklärung der Briefe hat der Herausgeber durch sorgfältige Anmerkungen und ein kleines Glossar in wünschenswerthester Weise gesorgt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 21. Juni. **1896.**

Campe's Vorschläge zur Verbesserung des braunschweigischen Schulwesens.

Von Friedrich Koldewey.

Zum 29. dieses Monats steht die 150. Wiederkehr des Tages bevor, an dem der aufgeklärte Pädagoge und rastlose Vorkämpfer für die Reinheit der deutschen Muttersprache, Joachim Heinrich Campe, das Licht der Welt erblickt hat.

Für Braunschweig hat dieser Tag ein um so größeres Interesse, als Campe unser Landsmann war und von seinem langen Leben mehr als fünf Jahrzehnte innerhalb der Grenzen des Herzogthums zugebracht hat. In einem Dorfe des Weserkreises, zu Deensen, stand seine Wiege; auf der Amelungsborner Klosterschule zu Holzminden legte er den Grund für seine gelehrte Bildung; in Helmstedt endlich, wo er am 20. April 1766 als Studirender der Theologie immatriculirt wurde[1]), nahm er, hauptsächlich unter dem Einflusse des freisinnigen Wilhelm Abraham Teller[2]), jene Grundsätze in sich auf, die später für sein Denken, Wollen und Handeln zeitlebens maßgebend gewesen sind. Dann freilich zog er in die Fremde, führte zunächst von Ostern 1768/69 in Halle unter dem Vater des theologischen Rationalismus, Johann Salomo Semler[3]), seine Studien zu Ende, wirkte seit Ostern 1769 als Privatlehrer im Humboldtschen Hause zu Tegel und Berlin, als Prediger zu Potsdam, als Educationsrath am Basedow'schen Philanthropin zu Dessau und entfaltete schließlich noch seit 1777 in Hamburg und zu Trittau im Holsteinschen als Erzieher und Jugendfreund in Wort und Schrift eine ausgedehnte Thätigkeit. Aber 1786 kehrte er in die Heimath zurück, wo er zunächst im Fürstlichen Schlosse zu Salzdahlum, bald aber in der Hauptstadt des Landes seinen Wohnsitz aufschlug und bis zu seinem Tode — er starb am 22. October 1818 — anfangs als Schulrath und Mitglied des neu errichteten Schuldirectoriums, später als Besitzer und Leiter der Schulbuchhandlung in hohem Ansehen stand.

Auch heute ist Campe's Andenken im Braunschweigischen noch nicht erloschen. In Deensen wurde sein Geburtshaus vor 13 Jahren von den Primanern des Holzmindener Gymnasiums mit einer eisernen Erinnerungstafel geschmückt. In der Hauptstadt tragen zwei Straßen seinen Namen. Wer die größere von ihnen in der Richtung des Leonhardplatzes hinaufschreitet, hat längere Zeit zu seiner Rechten den großen und prachtvollen Garten, den Campe einst eigenhändig gepflegt, bepflanzt und seinen Nachkommen, der Familie Vieweg, als werthvolles Erbe hinterlassen hat. Dort bezeichnet unter schattigen Bäumen ein schlichter Stein die Stätte, wo die sterblichen Ueberreste des würdigen Mannes inmitten seiner Angehörigen zur letzten Ruhe gebettet sind. Augenfälliger ist das Denkmal, das sich Campe in der von ihm selbst begründeten und von seinem Schwiegersohne, Friedrich Vieweg, erweiterten Buchhandlung gesetzt hat. Sie gerade ist es, die von Campe's berühmtester Jugendschrift, von Robinson dem Jüngern, mehr als 100 Ausgaben — im J. 1890 die 114. und 115. — der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Von Campe's Eigenart, von seinem gesammten Wollen und Wirken, von seinen oft verkleinerten, zuweilen wohl auch überschätzten Verdiensten an dieser Stelle ein anschauliches und umfassendes Bild zu entwerfen, verbietet schon der engbegrenzte Raum, der den Mitarbeitern des Br. Magazins zur Verfügung steht. Immerhin dürfte es den Zwecken dieser Blätter nicht widersprechen, wenn wir im Nachfolgenden die Vorschläge mittheilen, die der gefeierte Pädagoge zur Verbesserung des braun-

1) Von J. Leyser, Joach. Heinr. Campe (2. Ausg., Braunschweig 1896), I, 11, und danach auch von andern Biographen, wird berichtet, Campe habe seine Studien in Helmstedt Ostern 1765 begonnen Obige Angabe gründet sich auf die Helmstedter Matrikel.

2) Wilh. Abraham Teller, geb. 1734, gest. 1804 als Propst und Oberconsistorialrath zu Berlin, wirkte in Helmstedt als Generalsuperintendent und ordentlicher Professor der Theologie von 1761 bis 1767.

3) Wenn E. v. Sallwürk in Rein's Handbuche der Pädagogik, Bd. I (Langensalza 1895), S. 514, bemerkt, Campe habe in Halle „Semler, den Begründer der deutschen Realschule," gehört, so beruht diese Angabe auf einer, allerdings nicht neuen Verwechslung. Der Vater der Realschule, Diaconus M. Christoph Semler zu Halle, war bereits 1740, also 6 Jahre vor Campe's Geburt, gestorben. Sein Namensvetter, der Theologe Johann Salomo Semler, geb. 1725, lehrte in Halle von 1752 bis zu seinem Tode i. J. 1791.

schweigischen Schulwesens gemacht hat. In Campe's Lebensgange bilden sie gewissermaßen die Brücke, über die er 1786 in die Heimath zurückgekehrt ist.

Zu jener Zeit lag das braunschweigische Scepter in den Händen des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806), der, wie wenige Fürsten seiner Zeit, die Wohlfahrt und das Gedeihen seines Landes nach jeder Richtung hin zu heben und zu fördern ernstlich bemüht war. Vor allem lag ihm die Bildung der Jugend am Herzen. Er hatte es sich, wie er selbst es ausdrückt, „jederzeit zu einer seiner vornehmsten und angenehmsten landesväterlichen Pflichten gemacht, sich die Verbesserung der Schulen in seinen Landen möglichst angelegen sein zu lassen". Unterstützt wurde er dabei hauptsächlich von dem Freiherrn Karl August von Hardenberg, dem späteren preußischen Staatskanzler, der von 1782 bis 1790 als Großvoigt, Präsident der Klosterrathsstube und Mitglied des Geheimen Raths-Collegiums in braunschweigischen Diensten stand. Beide erblickten für die in der That vorhandenen Schäden, wie u. A. auch der preußische Unterrichtsminister Freiherr von Zedlitz, das Heilmittel in den Grundsätzen der damals modernen pädagogischen Richtung, die man nach der Schöpfung Basedow's in Dessau, an der sie zuerst rückhaltlos zur Geltung kam, als Philanthropinismus zu bezeichnen pflegt. Kein Wunder, daß ihnen der angesehenste Vertreter dieser Richtung, der berühmte Verfasser des Robinson, der geeignete Mann zu sein schien, um dem an Marasmus leidenden Schulorganismus neue Lebenskräfte zuzuführen.

Angeknüpft wurden die Verhandlungen mit Campe im August 1785, als dieser auf einer längeren Erholungsreise durch Braunschweig kam. Er hatte damals mit dem Herzoge wiederholte Unterredungen, und obwohl er die ihm angebotene Anstellung ablehnte, so erklärte er sich doch bereit, der braunschweigischen Regierung bei der schon vorher als nothwendig erkannten Schulreform mit Rath und That zur Seite zu stehen. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, kehrte er an den Strand der Oker zurück und überreichte Mitte December dem Secretär beim Fürstlichen Geh. Raths-Collegium, Hofrath Mahner[4]), seine „Vorschläge zur Schulverbesserung". Dieser unterbreitete sie am 17. December dem Minister, und durch diesen wieder gelangten sie, von einem Gutachten begleitet, am 24. desselben Monats an den Herzog.

Wir theilen das bislang noch nicht gedruckte Document mit nach dem von Campe selbst geschriebenen Originale, das im Herzoglichen Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird. Bei der Wiedergabe wurde die Schreibweise und die Zeichensetzung der Handschrift beibehalten, einige unbedeutende Schreibfehler stillschweigend beseitigt, die Abkürzungen aufgelöst.

———

4) Johann Paul Mahner, geb. 1732, starb 1805 als Mitglied des Herzogl. Staats-Ministeriums.

Vorschläge zur Schulverbesserung.

Vorläufiger Entwurf dessen, was zu einer gründlichen, gänzlichen und fortdauernden Schulverbesserung erfordert wird.

Eine solche Schulverbesserung, welche noch nirgends existiert, und welche, sowol in moralischer als kameralistischer Hinsicht, ein Seegen für das Land seyn würde, worin man sie zuerst zu bewerkstelligen suchte, erfordert, meiner Einsicht nach, viererlei, nemlich:

1. daß der brauchbaren und treflichen Schulmänner, deren das Land schon einige besitzt, mehr gebildet werden;

2. daß man den Stand der Schulleute zu heben und angenehm zu machen suche, damit er auch für Männer von Talenten anlockend sey;

3. daß bessere Schulbücher jeder Art verfertiget und eingeführt werden; und

4. daß Männer da seyn müssen, welche die bessern Methoden lehren, nach welchen die bessern Schulbücher zu gebrauchen sind.

Ad I^{mum}. Um brauchbarere Schulmänner in erforderlicher Anzahl zu bekommen, müßte

a. das ganze bisherige, in hohem Grade zweckwidrige theologische Studium nach dem neulich entworfenen, in den meisten Stücken vortrefflichen Plane des D. Bahrdts[5]) umgeändert werden;

b. es müßte ein Mann von Bahrdts Talenten, Einsichten und Activität nach Helmstädt berufen werden, welcher einige schwer zu besetzende Fächer dieses Plans ganz ausfüllen könnte;

c. dieser Mann müßte dem daselbst schon errichteten pädagogischen Seminario vorstehn und nicht blos Pädagogik lesen, sondern auch die jungen Männer sich in seiner Gegenwart an einer kleinen Zahl von Schülern üben lassen;

d. da eine wahre Vorbereitung zum Schulstande auch zugleich die beste Vorbereitung zum geistlichen Stande ist (welches sich umgekehrt bisher nicht sagen ließ) so könnte auch das theologische Seminarium zu Riddagshausen[6]) (dafern die Fundation dieser Stifftung einer solchen Umänderung nicht ausdrücklich entgegen ist) füglich in ein pädagogisches verwandelt werden, indem man ein kleines Erziehungsinstitut damit verbände, so daß die jungen Männer auch hier theoretisch und practisch geübt und vorbereitet würden.

Ad II^{dum}. Um den Schulstand angenehmer zu machen, müßte

1. eine Verbesserung der Besoldungen ausgemittelt werden, wozu ich, im Fall der Noth, auch einige unmaßgebliche Vorschläge zu thun mich erdreisten würde;

———

5) Der talentvolle, aber wegen seiner Frivolität berüchtigte Karl Friedrich Bahrdt, geb. 1741, gest. 1792, hielt zu der Zeit, von der hier die Rede ist, theologische Vorlesungen in Halle.

6) Das theologische Seminar zu Riddagshausen, das 1690 an die Stelle der dortigen Klosterschule trat, wurde in der westfälischen Zeit aufgehoben. Das jetzige Prediger-Seminar zu Wolfenbüttel ist als Erneuerung desselben anzusehen.

2. müßte die bisherige Schultitulatur, welche verächtlich geworden ist, abgeschafft und dagegen andere, in der menschlichen Gesellschaft geltendere Titel eingeführt werden;

3. müßten alle Lehrer einer Schule, vom Infimus an bis zum Conrector (den Director ausgenommen) einerlei Titel, aber nicht einerlei Gehalt haben;

4. müßte jeder Schulmann sein bestimmtes Fach haben, worin er nicht in einer, sondern in allen Klassen lehrte, damit die ungeheure Vielheit und Mannigfaltigkeit der Dinge, welche jetzt jeder Schulmann wissen und lehren soll, niemanden mehr abschreckte und niemanden zwänge, ein superficieller Allwisser zu seyn;

5. müßte festgesetzt und bekannt gemacht werden, daß die ehrenhafftesten und einträglichsten geistlichen Aemter künftig nur vorzüglich verdienten Schulmännern verliehen werden sollten;

6. dürfte es vielleicht nicht undienlich, sondern vielmehr ein starker Sporn zur Erwerbung pädagogischer Verdienste seyn, wenn ein Orden pro merito scholastico gestifftet und mit weiser Sparsamkeit je zuweilen ausgetheilt würde.

7. Ebenso würde es zum Aufkommen der Schulen und zur Ermunterung der Lehrer und Schüler gar ausserordentlich viel beitragen, wenn die gnädigste Landesherrschaft geruhen wollte, die öffentlichen Schulprüfungen mit Ihrer Gegenwart zu beehren, und nur belohnende Blicke und Worte auszutheilen.

Ad III^{um}. Die nothwendige Verbesserung der bisherigen Schulbücher betrifft

1. die auctores classicos, welche abgekürzt werden müssen, weil sie neben dem Guten und Trefflichen, welches darin steht, auch viel Unwahres, Unbestimmtes, für alle, welche nicht Philologen von Profession werden wollen, durchaus Unnützes und besonders viel Schmutziges und Sittenverderbendes enthalten,

2. die eigentlichen Lehrbücher, die wenn sie auch an sich unverbesserlich wären (welches sie nicht sind) doch alle wenigstens den Fehler haben, daß sie nicht nach Einem Plane gemacht wurden, und daher bald zu viel, bald zu wenig enthalten, niemahls aber in einander passen und ein Ganzes ausmachen.

Es müßte also nach dem Plane des Revisionswerks[7]), welches von den aufgeklärtesten Pädagogen und Schulmännern unserer Zeit verfertiget wird, eine vollständige Folge von Schulbüchern, die gleich den Rädern einer Uhr in einander griffen, geschrieben werden, welches aber nothwendig ein Zusammenseyn einiger dazu fähiger Männer erfordert, und die Einführung der auf diese Weise entstehenden Schulencyclopädie[8]) müßte durch die von mir vorgeschlagene Schulbuchhandlung möglich gemacht und erleichtert werden.

Ad IV^{tum}. Ausser mir, der ich mit Rath und That eifrigst mitzuwirken wünsche, aber meiner ungewissen Gesundheit und anderweitiger Geschäfte wegen mich zu keinen bestimmten Wirkungen anheischig machen kann, müßten nothwendig noch zwei sachkundige, erfahrne und reformatorische Schulmänner berufen werden, welche ohngefähr sechs Jahre lang reichlich zu thun haben würden. Diese müßten

1. damit anfangen, die herzoglichen Schulen zu bereisen, um den ganzen Zustand einer jeden, sowie auch das Locale und Personale derselben genau kennen zu lernen, und zu untersuchen, was an jedem Orte schon jetzt geändert und gebessert werden kann. Sie träten hierauf

2. mit dem Generalsuperintendenten Richter[9]) und dem Unterschriebenen zusammen, um sich über die besten Mittel zu dieser vorläufigen Verbesserung zu berathschlagen; das Resultat dieser Berathschlagung würde Sr. Durchlaucht vorgelegt, und diese geruheten den Generalsuperintendenten Richter zu authorisiren, es sofort in Ausübung zu bringen. Sie müßten hierauf

3. unter Mithülfe des Unterschriebenen und seiner anderweitigen Gehülfen zur Verfertigung der oben beschriebenen Schulencyclopädie schreiten, um nur erst die unentbehrlichsten Theile derselben zu vollenden. Sie müßten

4. wenn der Vorschlag wegen Umschmelzung des theologischen Seminars zu Riddagshausen in ein pädagogisches ausführbar wäre, an diesem Orte wohnen und daselbst, jedoch erst nach Vollendung der nöthigsten Theile der Schulencyclopädie, ein kleines Erziehungsinstitut eröffnen, um die daselbst befindlichen Candidaten sowol theoretisch, als auch practisch zu guten Schulmännern zu bilden;

5. sie müßten hierauf in Gesellschaft des Generalsuperintendenten Richter die herzoglichen Schulen abermahls bereisen, um practisch die Methoden zu zeigen, nach welchen beim Gebrauch der alsdann einzuführenden bessern Schulbücher verfahren werden muß;

6. sie müßten zu diesem Behufe von Sr. Durchlaucht mit einem vollkommenen Vertrauen beehrt werden, von keinem als Sr. Durchlaucht abhangen, von keinem gehindert werden können, und vollkommen authorisiert seyn, jede einstimmig beschlossene, Sr. Durchlaucht vorgelegte und von Höchstdenenselben gebilligte Verbesserung nun auch wirklich einzuführen;

7. sie müßten hierbei, um die sämtlichen Schulleute bei guter Laune und gutem Willen zu erhalten, so sanft und schonend als möglich verfahren, ohne die äußerste

7) „Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher". 16 Bde. 1785—1792. Herausgeber des Werkes war Campe, aber von den Aufsätzen, die es enthält, sind nur wenige aus seiner Feder geflossen. Seine Mitarbeiter waren u. A. Bahrdt, Stuve, Villaume, Trapp. Der 9. Band enthält Locke's Gedanken über Erziehung, der 12. bis 15. Rousseau's Emil, beide in deutscher Uebersetzung.

8) Von dieser „Allgemeinen Schulencyclopädie" sind seit 1790 verschiedene Theile durch Campe's Schulbuchhandlung veröffentlicht worden.

9) Friedrich Wilhelm Richter, geb. 1727, leitete, nachdem er schon vorher in Calbe a. d. S. das Rektorat bekleidet hatte, von 1760 bis 1777 als Rektor und Prior von Amelungsborn die Schule zu Holzminden, ging dann als Superintendent nach Lichtenberg, wurde 1784 Generalsuperintendent zu Braunschweig und starb 1791. Campe war in Holzminden Richter's Schüler gewesen.

Noth nichts erzwingen wollen, sondern vielmehr alles, so viel immer möglich, durch sanfte Belehrung und Beispiel bewerkstelligen. Den sämtlichen Schullehrern würde hierbei aufgegeben, über die nun eingeführten bessern Bücher und Methoden ihre Beobachtungen aufzuzeichnen und freimüthig einzuberichten, was für Mängel oder Unvollkommenheiten sie daran etwa zu bemerken glaubten;

8. sie müßten, abermahls in Verbindung mit dem Generalsuperindenten Richter, der, wo möglich, auch an dem Riddagshäusischen Seminario einigen Antheil nähme, zu jeder eröffneten Schulstelle diejenigen vorschlagen, welche sie für die würdigsten hielten;

9. sie müßten endlich mit dem Generalsuperintendenten Richter die Aufsicht über das Schulmeisterseminarium theilen, und nach vollendeter Verbesserung der Stadtschulen nun auch eben so eifrig zur Verbesserung der Volksschulen schreiten, welche sämtlich in sogenannte Industrieschulen[10]) zu verwandeln wären, wodurch auf einmahl alle Schulmeisterstellen ansehnlich verbessert würden.

Unter allen vorzüglichen Pädagogen und Schulmännern unserer Zeit kenne ich keine, welche sowol dem Character, als auch der Einsicht nach, hierzu geschickter wären, als

1. der Professor Trapp bei Hamburg[11]) und
2. der Rector Stuve zu Neuruppin[12]),

Männer, welche vollkommen einerlei Grundsätze mit mir haben, eines sehr rechtschaffenen Characters sind, einer guten Gesundheit genießen und an Talenten und thätiger Krafft von keinem andern Pädagogen unserer Zeit übertroffen werden.

Berechnung der Kosten dieser Schulverbesserung.

Ich nehme hierbei an:

1. daß zur Erhöhung der Schulbesoldungen Fonds ausgemittelt werden können, die von Sr. Durchlaucht Kasse unabhängig sind;

2. daß zur Ausführung dieses Plans sechs volle Jahre gehören;

3. daß der nach Helmstädt zu berufende Professor der Pädagogik innerhalb dieser 6 Jahre eine schon fundirte Professur, welche unterdeß erlediget werden dürfte, erhalten könne;

4. daß auch die übrigen beiden Männer nach Verlauf dieser Zeit so placiert und versorgt werden können, daß es alsdann keines Zuschusses aus Sr. Durchlaucht Schatulle mehr bedürfe;

5. wenn ich nun ferner annehme, daß diesen beiden Männern die ersten drei Jahre lang jedem ein Jahrgehalt von 600 ℛ aus der fürstl. Kasse und 200 ℛ aus der Schulbuchhandlungskasse, dem Professor der Pädagogik aber überhaupt eine Besoldung von 600 ℛ gnädigst verwilliget würde, und daß die, den erstern beiden nebst dem Generalsuperintendenten Richter zu der vier Jahre lang jährlich vorzunehmenden Visitation der Schulen zu gebenden Diäten sich etwa jährlich auf 300 ℛ beliefen: so würde der ganze, sechs Jahre hindurch zu machende Aufwand

in dem ersten Jahre	2100 ℛ
in den beiden folgenden Jahren jährlich	1800 ℛ
und in den drei letzten Jahren jährlich	2400 ℛ
also überhaupt	12 900 ℛ

betragen. Setze ich nun endlich noch hinzu, daß die Anschaffung der nöthigsten mathematischen und physicalischen Werkzeuge, wie auch einer kleinen Sammlung von Naturalien für jede Schule ohngefehr 12 100 ℛ kosten dürfte: so würde der für diese allgemeine Schulverbesserung zu machende Totalaufwand ohngefähr — 25 000 ℛ betragen, eine Summe, welche sich theils durch die Schulbuchhandlung, theils durch die größere Frequenz der Schulen mit Wucher verzinsen würde.

Campe.

Einige unmaßgebliche Vorschläge zur Anlegung eines Schulverbesserungs-Fonds womit die Erhöhung der Schulbesoldungen bestritten werden könnte.

1. Eine oder die andere von den unbedeutenderen Schulen — zu Helmstädt, Schöningen, Gandersheim[13]) — könte füglich eingezogen werden (vorausgesetzt, daß der Landesherr das Recht dazu hat) und die Fonds derselben würden der Schulverbesserungskasse zugeschlagen. Ich würde diese Aufhebung besonders in Ansehung der Schule zu Helmstädt rathen, weil an einem Orte, wo eine Universität ist, schlechterdings keine gute Schule seyn kann.

2. Jeder, der ein Amt bekäme, oder besser versorgt

10) In den Industrieschulen sollte der Lehrer im Lesen, Rechnen u.s.w. stets nur eine kleinere Anzahl von gleichaltrigen Kindern unterrichten. Während dessen sollten die übrigen von einer anderen geeigneten Persönlichkeit und in einem andern Raume mit Handarbeiten, namentlich mit Stricken, Korbflechten und dergl., beschäftigt werden. Der Gedanke war nicht neu, aber Campe hat das Verdienst, seine Ausführung mit Wärme und Nachdruck empfohlen zu haben, namentlich in dem ersten seiner Fragmente: Ueber einige verkannte, wenigstens ungenützte Mittel zur Beförderung der Industrie der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes. Wolfenbüttel 1786. Errichtet wurden derartige Anstalten z. B. in Braunschweig, Helmstedt und Blankenburg.

11) Ernst Christian Trapp, geb 1745, wie Campe einer der Hauptvertreter des Philanthropinismus, hatte nach seiner wenig erfolgreichen Thätigkeit als Professor der Pädagogik zu Halle 1783 Campe's Erziehungsanstalt auf dem Hammerdeiche bei Hamburg übernommen, war 1786—1790 Mitglied des Schuldirectoriums, gründete dann ein Erziehungsinstitut in Wolfenbüttel, wo er 1818 starb.

12) Johann Stuve, geb. 1751, leitete im Verein mit seinem Freunde Lieberkühn die Schule zu Neu-Ruppin im Geiste des Philanthropinismus. Nach Braunschweig kam er als Mitglied des Schuldirectoriums 1786, wurde 1789 am Collegium Carolinum angestellt, starb aber schon 1793.

13) In Schöningen sowohl wie zu Gandersheim bestanden damals noch Lateinschulen, dort das Anna-Sophianeum, hier die Stiftsschule. Das Anna-Sophianeum wurde 1808 aufgehoben, die Gandersheimer Anstalt 1800 in eine Bürgerschule verwandelt.

würde, erlegte, jedoch nur ein für alle mahl, ein Procent von seinen gewissen Einkünften . . . . . 100 ℛ

3. Eine jährlich anzustellende Kirchencollecte (dafern dergleichen nicht schon üblich) brächte ein . . 300 ℛ

4. Das Recht, einen Degen zu tragen, ohne eine militärische Bedienung zu bekleiden, oder zum Hofe zu gehören, würde jährlich mit 1 ℛ erkauft. . 200 ℛ

5. Es würde eine simple und zugleich geschmackvolle Hofuniform eingeführt und zwar mit Begünstigung der Landesfabriken. Ohne dieselbe dürfte niemand (das Militär ausgenommen) bei Hofe erscheinen. Wer sie tragen wollte, zahlte jährlich 1 ℛ = 4000 ℛ. Für das andere Geschlecht, eben so und eben so viel 4000 ℛ.

Dreifacher Plan
zu einer, zu errichtenden Schul-Buchhandlung.

Erster.

§. 1. Diese Schulbuchhandlung hat den doppelten Zweck,

1. die Einführung besserer Schulbücher, ohne welche keine Schulverbeßerung möglich ist, zu erleichtern.

2. Einen sehr ansenlichen Geld-Umlauf zu bewirken, und jährlich wenigstens 20 bis 30000 ℛ fremdes Geld ins Land zu ziehn.

§. 2. Die Fonds zu dieser Handlung giebt Unterschriebener her; sowie er auch allein das Risico derselben trägt.

§. 3. Unterschriebener bewegt einen bekannten, rechtschaffenen, und sehr activen Buchhändler, den bisherigen Verleger seiner gangbarsten Schriften, nach Braunschweig zu ziehen, und setzt ihm, für die Führung der Handlung, ein Jahr Gehalt von 400 ℛ aus. Dieser bringt die gangbarsten Campischen Verlags Artikel mit, welche allein schon, durch Fortsetzungen und neue Auflagen, sicher über 12000 ℛ fremdes Geld ins Land ziehen, indem die bloßen Druck- und Papierkosten sich jährlich an 7000 ℛ und darüber belaufen; weil einige meiner Schriften jedesmahl zu 5000, andere zu 6 bis 8000 Exemplaren aufgelegt werden.

§. 4. Unterschriebener wird dafür sorgen, daß neue Schulbücher jeder Art, nach dem übereinstimmenden Gutbefinden der aufgeklärtesten Pädagogen unserer Zeit, veranstaltet, und von dieser Buchhandlung verlegt werden.

§. 5. Diese Bücher sollen einen ungewönlich niedrigen Preis haben, und den Herzoglichen Schulen im Lande noch überdem, zu einem solchen Rabat vom Ladenpreise zu jeder Zeit überlassen werden, daß ihnen das Alphabet nicht über 5 ggr. zu stehen komme. Ueberdem soll die Buchhandlung von jedem neugedruckten Schulbuche, welches eingeführt wird, eine gewiße, noch genauer zu bestimmende ansehnliche Zahl von Freiexemplaren, zur Vertheilung unter arme Schüler, unentgeltlich geben.

Diese Zahl müßte sich nach der größeren, oder geringeren Vielheit der Schüler richten, für welche jedes Buch insbesondere geschrieben wäre. So könnten z. B. von solchen Schulbüchern, welche den Kindern in den Landschulen, und in der untersten deutschen Claße der Stadtschulen in die Hände gegeben werden sollen, 2000, von anderen 1000, und von denen, welche für die obern Claßen bestimmt wären, etwa 200 Freiexemplare gegeben werden.

§. 6. Damit aber diese Handlung der schon existirenden Waisenhausbuchhandlung auf keine Weise Abbruch thue: so schränkt sie sich blos auf ihre, und des sie führenden Verlegers eigene Verlagsartikel ein, hält kein anderes Sortiment, tauscht auch nicht auf den Messen ein, sondern verkauft nur ihre eigene Waare gegen Geld.

§. 7. Diese Buchhandlung macht sich verbindlich, alles im Lande drucken zu laßen, auch keine andere, als im Lande fabricirte Papiersorten zu brauchen; außer bei solchen Artikeln, wozu holländisches, oder ein anderes auswärtiges Papier durchaus erfordert wird; den Fall ausgenommen, daß die inländischen Mühlen, von jeder Art Papier, deren man benöthiget wäre, die erforderliche Menge zu liefern, nicht im Stande wären.

§. 8. Unterschriebener macht sich überdem verbindlich, zur Besoldung der zu berufenden beiden Schulreformatoren, drei Jahre lang, als so lange sie lediglich an der, zu verfertigenden Schulencyclopädie arbeiten werden, aus der Schulbuchhandlungs Caße jährlich 400 ℛ, für jeden nemlich jährlich 200 ℛ zu zahlen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich in diesen drei Jahren mit der Hälfte desjenigen Honorars begnügen müßen, welches den übrigen Mitarbeitern gegeben werden wird.

§. 9. Noch bedingt man sich für diese Buchhandlung die Freiheit aus, eine eigene kleine Druckerei und eine Buchbinder-Werkstatt anzulegen, worin jedoch; falls diese Bedingung nöthig wäre; keine andere, als solche Exemplare, welche außer Landes gehen, gebunden werden sollen.

§. 10. Dagegen werden des regierenden Herzogs hochfürstl. Durchlaucht ersucht, dieser Handlung, welche wegen der Güte und Gangbarkeit der Bücher, die sie führen wird, bald sehr ins Große gehen dürfte, ein dazu brauchbares Haus, und Post Freiheit zu ertheilen und zu verwilligen; eine Gnade, welche sich, auch ohne Rücksicht auf die Vortheile, welche die Herzoglichen Schulen davon haben werden, durch den, dadurch zu befördernden Geld-Umlauf schon allein verinteressiren würde.

§. 11. Der, die Handlung führende Buchhändler hat das Recht, beliebige Artikel die ihm angeboten werden, für sich zu verlegen; jedoch müssen hiezu nicht solche Schulbücher gehören, welche man, in die Herzoglichen Schulen einzuführen, für gut befinden wird; auch ist er verbunden, der Bedingung §. 7 nachzukommen.

Zweiter.

§. 12. Solten aber Se. hochfürstliche Durchlaucht lieber sehn, daß diese Buchhandlung lediglich, zum Besten der Schulen, und zur Errichtung eines Schulverbesserungs Fonds auf Ihre eigene Kosten und Risico eröffnet würde; so erbiete ich mich, statt §. 2 zu folgendem:

1. Ich werde auch in diesem Fall eben so, als wenn die Handlung die Meinige wäre, dafür sorgen, daß von meinen mitarbeitenden Freunden verbeßerte Schul-

bücher, nach dem Plan der allgemeinen Revision verfertiget, und der Schulbuchhandlung für eben das Honorarium geliefert werden, welches ich diesen meinen Mitarbeitern bisher selbst gegeben habe, oder bei leichtern Arbeiten künftig werde geben müßen.

2. Die Bemühung des Durchsehens und Beurtheilens solcher einlaufenden Schulbücher, wie auch die damit verbundene Zeit und Porto kostende Correspondenz übernehme ich unentgeltlich.

3. Ich mache mich anheischig, über diese Buchhandlung ebenso die Aufsicht zu führen, sie ebenso oft zu revidiren, und ihr, durch Hülfe meiner Freunde, auch noch andere gangbare Verlagsartikel ebenso thätig zu verschaffen, als wenn sie mein Eigenthum wäre.

4. Für diese meine Bemühung und Kosten bedinge ich mir denn nur dieses aus: daß die Schulbuchhandlung gehalten seyn soll meine bisherigen, und solche künftigen Schriften, welche eigentlich keine Schulbücher sind, unentgeltlich mit zu debitiren, und mir diesen Debit jährlich zweimal, nemlich 4 Wochen nach der Leipziger Oster- und Michaelis Messe zu berechnen; und zwar so, daß sie nach der Oster Messe jedesmahl für alle, nach der Michaelis Messe hingegen, nur für diejenigen verkauften Exemplare saldire, wofür sie selbst schon die Bezahlung erhalten haben wird. Noch bitte ich mir in diesem Fall aus, daß es mir erlaubt seyn möge einige tausend ₰ meines Geldes zu 5 pr. Ct. Intereßen in diese Handlung zu legen.

Dritter.

§. 13. Endlich schlage ich noch einen dritten Plan, einen Mittelweg zwischen den beiden vorhergehenden vor; nemlich diesen:

Die Handlung würde nach dem obigen ersten Plan, auf meine Kosten und auf meine Gefahr eröfnet, und 4 Jahre lang fortgeführet; dann ließen Se. Durchlaucht den Zustand derselben durch Sachverständige Leute untersuchen, und fände sich alsdann, daß der Vorteil, den sie auswürfe, beträchtlich genug wäre: so geruheten Sie, mir die, alsdann vorräthigen Verlagsartikel, zu 50 pr. Ct. Rabat vom Ladenpreise, abkaufen, und die Handlung, nach dem zweiten Plane, auf Rechnung, und zum Besten des Schulfonds fortsetzen zu laßen. Doch müßte ich mir in diesem Falle, auch die Ersetzung der, alsdann schon vertheilten Freiexemplare zu 1/3 Rabat vom Ladenpreise, so wie auch die Ersetzung des ersten Buchhändler Jahrgeldes erbitten, weil in dem ersten Jahre wenige oder gar keine Geschäfte gemacht werden können.

Campe.

Dieses die Vorschläge, von deren Ausführung sich Campe selbst „eine beispiellose Verbesserung und Vervollkommung der Schulen" versprach. Auch Hardenberg zollte dem Plane im Großen und Ganzen Billigung. „Das Schulwesen", so schreibt er in dem Promemoria vom 24. December 1785, „bedarf unstreitig einer großen Verbesserung, sowohl in Absicht auf die Lehrer und die Lehrart, als die Lehrbücher; darin stimmen alle einsichtsvolle Kenner dieser wichtigen Angelegenheit überein. Will man sich immer durch die Schwierigkeiten abschrecken lassen, welche sich freylich derselben von manchen Seiten entgegensetzen, und das Werk nie angreifen, so geschieht am Ende gar nichts, da man hingegen bey einem wohlausgedachten Plane aufs Ganze doch wenigstens nach und nach jene Schwierigkeiten überwältigen und dessen Ausführung bewirken würde. Die Verdienste des Herrn Campe sind bekannt und durch seine Schriften bewährt. Ich glaube, daß er bey der Anlegung eines solchen allgemeinen Plans sowohl, als nachher bey dessen Ausführung ungemein gute Dienste zu leisten im Stande sey." Das theologische Studium freilich auf der Landesuniversität nach Bahrdt's Methode einzurichten, oder auch „diesen von mancher schlechten Seite bekannten Mann" nach Helmstedt zu ziehen, schien ihm bedenklich. Dagegen empfahl er, Campe und Trapp ins Land zu berufen. Diese sollten dann mit dem Generalsuperintendenten Richter zu einer Commission zusammentreten, um für die Schulverbesserung zunächst einen genauen und ausführlichen Plan aufzustellen und für die Ausarbeitung der erforderlichen Schulbücher Sorge zu tragen. Dabei sei dann auch zu prüfen, „was von den besonderen Vorschlägen des Herrn Campe passend und anwendbar wäre." Nach Erledigung dieser Vorarbeiten möge die Verwaltung des Schulwesens dem Consistorium abgenommen und einem eigenen Schul-Collegium übertragen werden, „davon ausser den Membris jener Commission auch ein paar verdiente Schulleute aus dem Lande Glieder seyn könnten, wäre es auch abwesend, oder blos dem Charakter als Schul Rath nach, wodurch unsre schon da seyende verdiente Männer aufgemuntert und die Absicht des Herrn Campe, den Schulstand mehr zu ehren und zu erheben, erreicht werden würde." Von der Berufung des Rectors Stuve bat er vorerst ganz abzusehen. Hinsichtlich der Anlegung einer Schulbuchhandlung befürwortete er die Genehmigung des ersten von den drei Campe'schen Plänen.

Der Herzog schloß sich Hardenberg's Anträgen in jedem Punkte an, doch wurde bei den noch folgenden Verhandlungen noch einiges geändert. Insbesondere wußte Campe auch noch Stuve's Berufung durchzusetzen. Bald erschien dann die höchste Verordnung vom 12. Juni 1786, wodurch die Verwaltung des gesammten Schulwesens dem Consistorium genommen und einem besonderen Collegium, dem „Fürstlichen Schuldirectorium", übertragen wurde. Dieses zählte, als es Anfang October 1786 seine Thätigkeit eröffnete, unter Hardenberg's Vorsitze zu seinen Mitgliedern neben dem philanthropistischen Kleeblatte Campe, Trapp und Stuve den Generalsuperintendenten Richter, den Hofrath Mahner und den Conrector Konrad Heusinger zu Wolfenbüttel[14]).

Weshalb die neue Behörde den hochgespannten Erwartungen, unter denen sie ins Leben trat, nicht zu entsprechen vermochte und schon 1790 wieder aufgelöst

---

14) Konrad Heusinger, geb. 1752, noch heute als Uebersetzer des Livius bekannt, wirkte in seiner Vaterstadt Wolfenbüttel als Conrector von 1778 bis 1790, übernahm dann als Professor dirigens die Leitung des Catharineums zu Braunschweig sowie eine Professur am Collegium Carolinum und starb 1820.

wurde, hat der Verfasser dieser Zeilen schon bei anderen Gelegenheiten ausführlicher auseinandergesetzt.[15])

Wann und wo lernte Herzog Christian von Braunschweig die Königin Elisabeth von Böhmen kennen?

Diese Frage hat bei der großen Theilnahme, die die romantische Liebe des jungen ritterlichen Welfenfürsten zu der schönen unglücklichen Königin in allen Zeiten gefunden hat, schon viele Forscher beschäftigt. Man hat ihre erste Begegnung in das Jahr 1618 nach Heidelberg oder nach Böhmen, in den Januar 1621 nach Wolfenbüttel, in den Sommer desselben Jahres nach dem Haag verlegen wollen. Aber alle diese Annahmen beruhen auf irrthümlichen Angaben oder, im günstigsten Falle, auf unsicheren Hypothesen. „In keinem europäischen Archiv“, schreibt J. O. Opel, einer der gründlichsten Kenner der niedersächsischen Geschichte jener Zeit, „hat der eifrigste Spürsinn der Forscher bis jetzt eine auf jene Frage bezügliche Notiz entdecken können“[1]). Was dem emsigsten Suchen oft beharrlich sich verbirgt, bringt oft ein glücklicher Zufall ans Licht an einer Stelle, wo Niemand die Auskunft erwarten konnte. In unserem Falle ergiebt sie, wie es scheint, ein Brief des Landdrosten Arnd von Wobersnau. Danach war die für Herzog Christians Geschick entscheidende Zusammenkunft doch wohl in Wolfenbüttel, aber nicht schon im Januar, sondern erst im März des Jahres 1621. Denn für diese Zeit steht der Aufenthalt der Königin in dieser Stadt urkundlich fest. Der Landdrost Arnd von Wobersnau schreibt aus Wolfenbüttel unterm 8. März 1621 an den regierenden Herzog Friedrich Ulrich, der damals im Kloster Riddagshausen weilte, folgendermaßen:

„Euer Fürstlichen Gnaden sol ich hiemit in Underthenigkeit nicht verhalten, das heutigen Abent umb fünff Uhr Königlicher Majestät in Böheimb Gemahlin alhie in E. F. G. Hofffstadt mit zimblich starckem Comitat, auch mit Deroselben geliebten Frau Mutter[2]) angelangt und, wie verlaut, dürffte man an denselben wol ein Zeitlang Geste alhie habenn, wovon aber noch zur Zeitt keinn Gewißes zu schreiben ist“. — — —

„Hertzog Julius Heinrich von Sachsen[3]) ist wiederumb gesundt heut in Braunschweig gewesen und helt sich alhie noch uff. Der Engelscher Gesandter, mittelste Hertzog von Weymar[4]) und ein Graff von Lewenstein seind mit alhie anwesend“.

Von Herzog Christian verlautet zwar nichts in diesem Schreiben. Aber es wäre unnatürlich, wenn er bei solchem Besuche sich nicht ebenfalls in Wolfenbüttel eingestellt hätte. Mochte solcher Anlaß auch den schwerfälligen Bruder aus seinen Klostermauern nicht hervorlocken: den leicht erregbaren Jüngling, der die großen Ereignisse der Zeit mit lebhaftem Antheil verfolgte, den böhmischen Ständen schon vor der Königswahl Friedrichs und später diesem selbst sein Schwert zur Verfügung gestellt hatte, wird es dabei in seiner bischöflichen Residenz nicht gelitten haben. Wie die Mutter ihren stillen Wittwensitz zu Schöningen, so wird auch er Halberstadt verlassen haben, um in Abwesenheit des Bruders dem hohen Gaste gegenüber die Ehre des Hauses zu wahren. Elisabeth kam von Küstrin, wo sie am 25. December 1620 dem Prinzen Moritz das Leben geschenkt hatte. Nur mit Mühe hatte sie sich dies Asyl damals erfleht; heimathlos irrte sie in der Welt umher. Ihr Unglück und ihre Schönheit übten einen überwältigenden Eindruck auf das Herz des jungen Fürsten aus und hielten es dauernd in Banden. Sein Schicksal war damit besiegelt. „Alles für Gott und für sie“, ward der Wahlspruch seines Lebens, der ihn einen schönen Besitz und glänzende Aussichten aufs Spiel setzen hieß, in Noth und Gefahr ohn Ende brachte und schließlich einem frühen Tode entgegen führte. Diesen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens werden wir also in die Märztage 1621 zu setzen haben, wo die Königin in Wolfenbüttel weilte. Denn wenige Monde darauf trat Herzog Christian für seine Herzenskönigin, wie ein Ritter längstvergangener Tage, offen und kühn in die Schranken.

Die Befürchtung Wobersnau's, daß die fremden Gäste für lange Zeit sich in Wolfenbüttel niederlassen würden, erfüllte sich übrigens nicht. König Friedrich scheint seiner Gemahlin entgegen gekommen und mit ihr von Stolzenau bald nach Mitte März die Weiterreise angetreten zu haben. Wobersnau berichtet darüber unterm 18. März an Herzog Friedrich Ulrich, in anderer Stimmung als der, die den Bruder seines Herrn erfüllt haben mag, und nicht ohne eine kleine Befriedigung, daß der theuere Besuch von dannen geschieden:

„Euere Fürstlichen Gnaden haben ab beykommendem Schreiben zu vernehmen, daß Königliche Majestät auß Boheimb mit deroselben Gemahlin und Comitat numehr von E. F. G. Hauß Stolzenau wiederumb auffgebrochen und aus deren Landen wieder verrückt, zweiffeln nicht, es werde vor dießmahl an dem Orth so rein gemacht sein, das des Hasenhetzens halber man sich daselbst eine weile nicht zu bemühen haben dürffe“. P. Z.

Bücherschau.

Spinnradtypen. Eine Sammlung von Handspinnradgeräthen zusammengestellt von Hugo Edler von

[15]) Vergl. Koldewey, Br. Schulordnungen, I, Einl., S. CXXXII; II, Einl., CXXII—CXXXI; Geschichte des Schulwesens im Herzogthum Braunschweig, S. 206—212.

1) Opel, Elisabeth Stuart, Königin v. Böhmen (Separatabdr. aus v. Sybel's histor. Ztschr. B. 23. 1870) S. 17. — Vgl. außerdem besonders Karl Wittich, Christian d. Halberstädter u. die Pfalzgräfin Elisabeth (Separatabdr. aus d. Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landesk. Aug. 1869).

2) Elisabeth, die Wittwe des Herzogs Heinrich Julius.

3) Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, Bruder des damals regierenden Herzogs August, hatte zur Frau die Wittwe des Großvaters König Friedrich's von Böhmen, Anna, Tochter Graf Edzard's II. von Böhmen, die am 19. Dec. 1621 starb.

4) Es waren der Zeit sieben Herzöge von Sachsen-Weimar am Leben; der vierte am Alter war Herzog Albert.

Rettich. Mit 144 Abbildungen. Herausgegeben vom K. K. Ackerbau-Ministerium. Wien. Hof- und Staatsdruckerei 1895. 64 Seiten gr. 4°.

Für uns Braunschweiger, die wir gewohnt sind den Erfinder des Spinnrads unsern Landsmann zu nennen, ist diese schön ausgestattete Schrift des Professors von Rettich an der Staatsgewerbeschule in Wien von besonderm Belang. Sie ist allerdings wesentlich technischer Art, und wer die verschiedensten Typen der Spinnräder kennen lernen will, der wird hier nach Exemplaren in den Wiener Museen vortreffliche Abbildungen und Beschreibungen finden.

Diese Seite der Schrift ist es aber nicht, die mich hier zur Anzeige veranlaßt. Rettich geht auch auf die culturgeschichtlichen Fragen ein und diese wollen wir hervorheben, um anzuregen, daß die Frage nach dem Braunschweiger Antheil an der Erfindung des Spinnrades von einem Berufenen einmal gründlich in die Hand genommen wird.

Was wir darüber wissen beruht auf Rehtmeier's Chronik (II. 879) die 1722 erschien, während die Erfindung des Spinnrades in Watenbüttel zweihundert Jahre vorher erfolgt sein soll. Rehtmeier führt seine Quelle nicht an und es ist möglich, daß er nur nach der Ueberlieferung berichtet, die ja auch heute noch in Watenbüttel am Kruge „Zum Spinnrad" haftet. Seine Worte sind folgende: „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht seyn, welcher Meister in einem Kruge jenseits Oelper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jetzo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirche gegen der Kanzel über gemacht und sein eigen Bildnis darunter eingehauen".

Auf dieser Nachricht beruht alles, was wir über die Erfindung des Spinnrades im Braunschweigischen wissen. Daß der „Krug jenseits Oelper" nur das „Spinnrad" in Watenbüttel sein kann, leidet keinen Zweifel, ob aber das Jahr 1530 richtig sei, hat schon Görges (Vaterländ. Geschichten 1843. I. 269) mit Hinweis auf eine Miniatur von Niklas Glockendon in einem mit 1524 datirten handschriftlichen neuen Testamente der Wolfenbüttler Bibliothek angezweifelt. Voges in seiner Abhandlung „zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande" (Harzzeitschrift 1886) geht dann noch näher auf die Sache ein, schildert namentlich auch die bei uns ehedem gebräuchlichen Spinnradtypen, kommt aber auch nicht über Rehtmeiers Nachricht hinaus.

Bei Erfindungen muß man sich vergegenwärtigen, daß dieselben, wie zahlreiche Beispiele lehren, oft unabhängig von einander, gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht werden, wenn sie gleichsam in der Luft liegen. Seit Urzeiten war die Spindel gebraucht worden und in jener fruchtbaren und großen Zeit, die in die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts fällt, mag auch das Spinnrad hier und da unabhängig erfunden sein, da bereits Uebergänge von der Spindel zu ihm vorhanden waren. Jürgens mag ein selbständiger Erfinder gewesen sein, aber eine gleichzeitige Nachricht bestätigt dieses nicht. Aus der Schrift des Prof. v. Rettich aber geht hervor, daß bereits vor unserm Landsmann Spinnräder vorhanden waren. In England war vor dem getretenen Spinnrade ein ihm in allen Theilen sonst ähnliches, aber mit der Hand gedrehtes im Gebrauche und es ist auch ganz gut denkbar, daß dieses der Vorläufer des später vervollkommneten Spinnrades ist. Nach den Abbildungen der vorliegenden Schrift gleicht es etwa unsern „Langschwänzen". Das Spinnen mit dem Handrade ging aber sehr langsam von Statten und deshalb wurde es durch das Trittrad verdrängt, das auch nach Rettich frühzeitig in England bekannt war. Jedenfalls hat aber Jürgen einen Nebenbuhler an niemand geringerem als an dem großen italienischen Maler Leonardo da Vinci, der nicht nur ein Künstler, sondern auch Techniker war. Unter seinen 1874 herausgegebenen Handzeichnungen befindet sich auch ein Spinnapparat mit Spindel und Spule, und diese Zeichnung ist aus dem Jahre 1500. Das war also 30 Jahre vor Jürgen und 24 vor der Abbildung Glockendons.

Richard Andree.

Franz Bley, Die Flora des Brockens gemalt und beschrieben. Nebst einer naturhistorischen und geschichtlichen Skizze des Brockengebietes. Mit neun chromolithographischen Tafeln. Berlin. Verlag von Gebrüder Bornträger. 1896. 42 S. u. 9 Taf. 8°. 3 M.

Das kleine Werk giebt auf den ersten 27 Seiten die Beschreibung und das Namensverzeichniß der auf 9 Tafeln zusammengestellten farbigen Abbildungen charakteristischer Brockenpflanzen; ein Anhang, (19 Seiten) von H. Berdrow verfaßt, enthält in ansprechender Form geschriebene Mittheilungen über die geologische Beschaffenheit und das Klima des Brockens, sowie seine als Ueberbleibsel aus der Eiszeit besonders interessante Pflanzenwelt. Hieran schließen sich geschichtliche Notizen betr. das erste Auftreten der Namen Brocken und Blocksberg und die allmählich an diese Namen sich festsetzende Vorstellung von Spuk und Hexenwesen, Erzählungen von Besteigungen aus früheren Zeiten, unter denen die bekannte von Goethe im Winter 1777 unternommene vorangestellt und nach seinen Briefen geschildert ist. Den Schluß bilden einige scherzhafte, alten Brockenbüchern entnommene Aufzeichnungen früherer Besteiger.

Das hübsch ausgestattete Werkchen wird allen den Harzreisenden willkommen sein, die Interesse für die Natur und ein für ihre Eigenthümlichkeiten im Gebirge inigermaßen geschultes Auge mitbringen.

Möge auch die Bitte des Verfassers an die Leser, nach Kräften zum Schutze der Brockenflora beizutragen, williges Gehör finden.

Neues Braunschw. Schulblatt. No. 10—12. A. Schwenzel, das Invaliditäts- u. Altersversicherungsgesetz in der Schule. Referat i. d. Konferenz d. Mitgl. des Hauptseminars zu Wolfenbüttel.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 5. Juli. **1896.**

Braunschweigs letzte Befestigungen.

Von C. Gerloff.
(Fortsetzung.)

Der Umbau der Festung und ihre Armirung.

Nachdem 37 560 Thlr. 18 Ggr. 6 Pf. für den „hochfürstlich neuen extraordinären Festungsbau“ verausgabt waren, erschien darüber ein am 28. December 1692 ausgefertigter Erlaß. Dieser, bezugnehmend auf „die von allen Seiten in der Nähe und Ferne anscheinend höchst gefährlichen Conjuncturen“, verkündete die Absicht der gemeinsam regierenden Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich, zur Beschützung von Land und Leuten den Festungsbau in Braunschweig und Wolfenbüttel mit mehr Nachdruck fortzusetzen. Da aber die Fortificationsgelder dazu nicht ausreichten und bei den vielen andern, sich stets mehrenden Ausgaben Zuschüsse aus der Kriegscasse nicht gegeben werden konnten, so mußten die Fürsten sich entschließen, die Fortificationsgelder in etwas zu erhöhen und anstatt der monatlich aufzubringenden 939 Thlr. 6 Ggr. 3 Pf. hinfort 1000 Thlr. repartiren und einfordern zu lassen.

Im Norden der Stadt war zu den Seiten des Okerausflusses der Anfang mit dem Abstecken von zwei Bollwerken gemacht worden, die später Ludwig und Rudolf genannt wurden. Ueber ihren Bau erfährt man nur, daß 1726 sich das links gelegene, das Ludwigbollwerk, noch nicht „im rechten Defensionsstand“ befunden hat, und daß das Ravelin zwischen beiden „oder das daselbst nach Gutfinden noch anzulegende Werk“ bis zum genannten Jahre nicht einmal zu bauen begonnen war. Die planmäßige Bauthätigkeit wandte sich vielmehr zuerst den Fronten der Ostseite zu, und trotzdem fehlten 1726 auch dort zwei Raveline noch gänzlich.

Um eine raschere Herbeischaffung der erforderlichen Materialien zu ermöglichen, verfügten die Herzöge am 28. Januar 1696, daß die benöthigten Fuhren fernerweit nicht mehr von den Bürgern der Stadt und von den Bewohnern solcher Orte zu leisten wären, aus denen die Verbrauchsstoffe bezogen würden, vielmehr sollten die Kosten nach billig mäßiger Proportion im ganzen Lande aufgebracht werden.

Zwei und dreißig Jahre war gearbeitet — in den Jahren 1703 und 1704 ruhte der Bau — und eine Summe von 319 439 Thalern 20 Ggroschen 4 Pfennigen verausgabt worden, als Braunschweigs Commandant, der Brigadier von Bobart, im April 1726 dem Kaiserlichen Feldmarschallieutenant und Höchstcommandirenden der braunschweigischen Truppen, Herzog Ferdinand Albrecht II. von Bevern, auf dessen Anfrage meldete, daß noch zwei Bollwerke mit der dazwischen liegenden Courtine, sowie fünf Raveline ganz von Grund aus aufgeführt und sieben Bastions, fünf Courtinen, auch der Bruchwall und der Kalenwall vollendet, beziehungsweise verändert werden müßten. Außerdem besagt der Bericht, daß noch einige Gräben und lange Strecken der Contreescarpe fertig zu stellen und letztere zu verpallisadiren seien, wozu 34 020 Stück Pallisaden erforderlich. Diese Arbeiten könnten wohl in fünf Jahren von 660 Mann geworbener Miliz und 375 Mann Landmiliz zu Stande gebracht werden, vorausgesetzt, daß alle beständig arbeiteten und immer nach vier Wochen von einer gleichen Anzahl abgelöst würden.

Als am 22. August 1726 Herzog August Wilhelm befahl, „um die Truppen nicht zu ruiniren“, nur 12 Mann von jeder Compagnie für den Bau auszuwählen, suchte man den Ausfall durch Freiwillige zu decken. Günstigen Erfolg hatte das betreffende Ausschreiben jedoch erst dann, als den Leuten neben dem Versprechen, getrennt von den Soldaten arbeiten zu dürfen, ein Lohn von 6 Mariengroschen an den kurzen Tagen und von 8 Mgr. an den langen Tagen, sowie ein Schlafgeld von 1 Mgr. zugesichert wurde. Durch solche Zusagen stieg die Zahl der freiwilligen Arbeiter im Juni 1727 auf 1450. Auch die commandirten Soldaten erhielten Zulagen und zwar von 3, 4, auch 5 Mgr. täglich.

All diese außergewöhnlichen Geldopfer für den Festungsbau und die vielfachen Begünstigungen, welche dem Militär zu Theil wurden, standen mit den damaligen politischen Wirren, die ganz Europa bewegten, im engsten Zusammenhange. Als nämlich zwischen Oesterreich und Spanien das Wiener Bündniß zu Stande gekommen war, dem gegenüber England, Frankreich und Preußen in dem Vertrage zu Hannover sich gegenseitig ihre Rechte und Freiheiten gewährleistet hatten, und jede der Parteien nach Bundesgenossen Umschau hielt, traf Kaiser Karl VI., der Schwiegersohn Ludwig Rudolfs, mit dem fürstlichen Hause Braunschweig-Wolfenbüttel ein Abkommen, wodurch er sich verbindlich machte, diesem

zwei Jahre hindurch 200 000 Gulden zu zahlen gegen die Verpflichtung, ihm ein Hülfscorps zu stellen und im Nothfalle kaiserliche Garnison in Braunschweig und Wolfenbüttel aufzunehmen. Während dann die Kriegsrüstungen aller Orten sich steigerten, und es gar hieß, Frankreich wolle 170 000 Mann ins Feld stellen und England habe die Absicht, mit 20 000 Mann Nationaltruppen und 50 000 Hannoveranern, Hessen und Dänen unter König Georg's persönlicher Führung in Deutschland zu agiren [1]), bat der Commandant von Braunschweig um beschleunigte Vervollständigung und Armirung der ihm unterstellten Festung, indem er einen Ueberfall befürchtete. In einem Schreiben vom 18. Februar 1727 an den Herzog von Bevern mahnte er, auf der Hut zu sein und umfassende Anstalten zur Abwehr zu treffen, die allerdings nicht so geheim gemacht werden könnten, daß sie nicht einigermaßen ins Auge fallen und allerhand Raisonnements verursachen würden. Einen Schriftwechsel mit Völcker habe er deshalb bisher unterlassen. Dabei wies General von Bobart auf die Schwäche der Befestigung am Petrithore hin, vor die „der Bayer" (batardeau, Behr, Bär) gelegt worden war; sie sei dort ganz offen, so daß man nach Beseitigung der schlechten Pallisadirung geraden Fußes auf die Bastion gehen, ja wohl hinauf reiten könne, und da die Brustwehr der Faussebraie noch fehle, so befinde sich das ganze Werk außer Defension. Ferner stehe das Ravelin [2]) zwischen diesem und dem Ludwigsbollwerke [3]) vermittelst der dort noch vorhandenen Dämme mit dem Hauptwalle in Verbindung. Er machte darum den Vorschlag, diese Dämme, auch die am Hohen- und am Wilhelmithore, zunächst besser zu beschützen und ihnen eine mehrfache Vertheidigung zu geben, sowie zur Bestreichung des Grabens zwischen dem Wilhelmi- und dem Petrithore, aus dem das Wasser der Arbeiten wegen abgelassen werden müsse, Kanonen hinter Scharten in der Faussebraie aufzustellen und auch auf die neuen Bastionen Geschütze zu führen. Ebenfalls hielt er die Besetzung der Faussebraie auf den Fronten vom Wenden- bis zum Aegidienthore mit Geschützen für erforderlich, indem seiner Ansicht nach eine Entreprise oft an dem Orte stattfinde, wo man sie am wenigsten erwarte. Unterthänigst bat er noch, in Anbetracht, daß der Graben um die halbe Festung trocken liege, die Garnison zu verstärken, eine Reserve von 200 Mann zu beordern, die Beurlaubungen zu beschränken, jeden auf Wache ziehenden Mann mit 12 Schuß auszurüsten und für jeden Soldaten zwölf scharfe Patronen in den Munitionshäusern bereit zu halten.

Ferner empfahl er, Nachrichten über die militärischen Veranstaltungen des Nachbars, namentlich über den Quartierwechsel seiner Regimenter einzuziehen und in den Dörfern an der Grenze den Schulzen und den Förstern Weisung zu ertheilen, auf alles Außergewöhnliche wohl Acht zu geben. Auch wünschte er nach Braunschweig Dragoner in Garnison, um von diesen die Thürme der Landwehr besetzen und des Nachts Patrouillenritte machen zu lassen. Endlich hob er unter anderem noch hervor, daß ihm als Commandanten, damit er eine Entreprise verhüten könne, jeden Abend die in der Stadt übernachtenden Fremden gemeldet werden müßten, was bislang, trotz Ersuchens an den Magistrat, nicht geschehen sei.

Auf diese ernsten Vorstellungen erfolgte am 22. Februar ein Promemoria des Herzogs von Bevern, worin dem Commandanten mitgetheilt wurde, daß der Generalmajor von Völcker Befehl erhalten werde, die Aufführung der noch fehlenden Brustwehr an der Faussebraie ohne Verzug zu veranlassen und dem Ravelin nebst den Dämmen eine Vertheidigung von zwei Seiten zu geben. Auf dem Unterwalle wollte der Herzog Vierpfünder, überhaupt Feldstücke, auf den neuen Bastionen schwere Geschütze aufgestellt wissen. Ueber andere Punkte liegen A l l e r h ö c h s t e Verfügungen späteren Datums vor: Jede Compagnie durfte hinfort nur vier Mann gleichzeitig beurlauben. Der Commandant hatte das Nachrichtenwesen selbst zu überwachen. Die angeforderte 200 Mann starke Reserve mußte er täglich von den Garnisontruppen commandiren, mit dem Dunkelwerden an schwachen gefährdeten Punkten in der Festung aufstellen und mindestens ein Mal des Nachts durch einen Stabsoffizier visitiren lassen. Die nach jedem Wartthurme der Landwehr zu entsendenden zwei Dragoner, gleichsam die alten städtischen Landwehrreiter ersetzend, waren über ihre Meldepflichten genau zu belehren und anzuweisen, das Ueberschreiten der Landwehr seitwärts der Straße von Niemand zu dulden. Schon zuvor war die Instandsetzung der Schlagbäume neben den Thürmen erfolgt und dem General von Völcker aufgegeben worden, die Ausbesserung und Vertiefung der Landwehrgräben zu veranlassen. Die dazu bestimmten 24 Soldaten hatten ihre Gewehre und zwölf scharfe Patronen mitzunehmen. Ferner war befohlen worden, über alle außergewöhnlichen Vorkommnisse durch einen berittenen Offizier sofort Meldung an Serenissimus abstatten zu lassen; auch sollten der Commandant von Wolfenbüttel und die geheimen Räthe durch reitende Ordonnanzen davon in Kenntniß gesetzt werden.

Damit war die Sorgfalt für die Festung und für ihre Sicherheit keineswegs erschöpft; vielmehr dachte man höchsten Orts unter Anderm an die Verproviantirung, an die Annahme von Mineurs, an die Verstärkung der Artillerietruppen und an die Vermehrung der Gewehre und der Geschütze. Unter diesen sollten sich einige Kanonen zum Schnellschießen befinden, ebenso Mörser, auch ganz kleine, sogenannte Coehorns [4]), zu deren Guß

---

1) Näheres über die damaligen politischen Verhältnisse in Europa s. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, IV. Theil, II. Abschnitt, I. u II. Band.

2) Jetzt der südliche Theil der sog Löbbecke'schen Insel, Inselpromenade 11. Der rascheren Orientirung wegen soll dies Ravelin fernerhin das „Neustadtmühlenravelin" genannt werden.

3) Jetzt die Besitzung des Commerzienraths Otto Löbbecke, Inselpromenade 16, und die des Oberstallmeisters v. Girsewald, das. 17.

4) Diese Coehorns od. Coehörner führen ihren Namen nach einem Zeitgenossen und Gegner Vauban's, dem holländischen Festungsbaumeister General Coehorn, der sie zuerst, und zwar mit Erfolg, bei der Belagerung von Grave 1673 anwandte.

General von Völcker Anstalten zu treffen hatte. Dabei galt der Pulvervorrath von 2223 Centnern 43 Pfden. für zu gering, indem der Commandant von Braunschweig zu einer sechswöchigen Vertheidigung dieser Festung 3805 Ctner. Pulver nöthig zu haben glaubte, und zwar 2211 Ctner. für die Schußwaffen der Infanterie und Dragoner, 623 Ctner. zu Kanonen, 271 Ctner. zur Füllung der Granaten und Bomben, 100 Ctner. zum Werfen dieser Geschosse und 600 Ctner. zu Minen und Gegenminen. Ganz besonders aber verlangte der Commandant eine freie Umsicht auf Kanonschußweite von den Wällen aus, weshalb die Einebnung der nächsten Höhen und die Beseitigung aller deckenden Gegenstände in ernste Erwägung gezogen worden war. Selbst das unter Rudolf August's Regierung bestandene Project, die Gebäude des Kreuzklosters niederzulegen, tauchte wieder auf.

Angesichts der umfassenden Armirung hatte es beim Bekanntwerden solcher Erwägungen nicht ausbleiben können, daß die braunschweigischen Unterthanen von großer Besorgniß erfüllt wurden. Zahlreiche Landleute zogen mit ihren Habseligkeiten in die Stadt; sie hofften hinter deren Wällen den Schutz zu finden, den ihnen ihre Dörfer nicht gewähren konnten.

„Man sucht vergebens nach einem vernünftigen Grunde, warum fast ganz Europa voll Kriegseifer", sagten die Stimmen aufmerksamer Beobachter; denn jede der Mächte versicherte, durch ihre Rüstungen nur den Frieden befestigen zu wollen. Auch Herzog August Wilhelm hatte, am 7. April 1727, eine beruhigende Verordnung erlassen. Desgleichen betonte die Resolution vom 20. Mai auf das in gnädigste Erwägung gezogene Memorial des Commandanten von Braunschweig, daß Se. Durchlaucht und Dero fürstlich Haus mit keinem Nachbaren in Feindseligkeiten lebten. Allein die weiteren Auslassungen und Befehle waren nicht dazu angethan, die Furcht vor einer nahen Kriegsgefahr zu beseitigen; denn es heißt in dem Bescheide: weil man auch in Friedenszeiten darauf bedacht sein müsse, die Festung also einzurichten, daß man bei künftiger Feindsgefahr sich sicher darin wisse und insonderheit vor Sürprise geschützt werde, so sei es Sr. Durchlaucht Wille, daß alle diejenigen Arbeiten und Veranstaltungen, welche die Festung vor Ueberrumpelung bewahren könnten, vorgezogen würden, ohne jedoch die zuvor beschlossene Hauptarbeit dadurch ins Stocken gerathen zu lassen.

Was ferner die Verstärkung der Garnison anbetreffe, so werde Se. Durchlaucht nöthigenfalls schon dafür sorgen, und habe sie ohnehin bereits Ordre ertheilt, während der bald stattfindenden Exercierzeit des Landwehrregiments das eine Bataillon bei Gebhardshagen, das andere bei Detten (Dettum) zusammenzuziehen, so daß es dann nicht schwer halte, eins davon nebst einem in Wolfenbüttel garnisonirenden regulären Regimente nach Braunschweig marschiren zu lassen. Ueber die Organisation und Verwendung der Bürgerschaft, ob diese wieder in zwei Compagnien zu formiren sei, wolle der Herzog des Commandanten Vorschlag erwarten.

Noch vor Ablauf des Jahres traten Wandlungen in den gegenseitigen Beziehungen der europäischen Staaten ein, wodurch die Allianzen sich lockerten, die bisherigen Gegenstellungen sich verschoben. Indem man überall in dieser Lage fortfuhr, sich auf den Krieg vorzubereiten, gedachte man des Vergleichs, der den englischen Contretanz zum Bilde nimmt: „Alle tanzen durcheinander und erst am Ende des Tanzes wird man wissen, welche Paare zusammengehören".

Auch in unserem Fürstenthume hatte sich die Scene wesentlich verändert. Herzog August Wilhelm, der bislang zum Kaiser gestanden, war für ein englisches Bündniß gewonnen, so daß nun die gegen Hannover sich rüstenden Festungen Braunschweig und Wolfenbüttel zu wichtigen Bollwerken für den dem englischen Königshause angehörenden Kurstaat werden sollten. Graf Dehn war es, der am 25. November 1727 mit England auf vier Jahre den Subsidienvertrag abgeschlossen hatte, wonach der Herzog dem Könige Georg II. ein 5000 Mann starkes Hülfscorps zur Verfügung stellen wollte. Allerdings war der Preis für die Kriegsbereitschaft und Frontveränderung nicht gering, er betrug 100000 Pfd. Sterling[5]). Somit waren reiche Geldmittel in Aussicht, mit denen der Festungsbau wie die Armirung in beschleunigter Weise fortgesetzt werden konnte.

Nach einer Specification, was zum hochfürstlichen neuen extraordinären Festungsbau zu Braunschweig an Gelde verbraucht worden, betrugen die Kosten für 1727 = 61631 Thlr. 17 Ggr. 2 Pf. und für 1728 = 57310 Thlr. 8 Ggr. 10 Pf. Mit dem Jahre 1740 schließt die im Landes-Hauptarchive vorhandene Aufstellung der verausgabten Baugelder ab. Der Gesammtbetrag bis dahin betrug 596319 Thlr. 5 Ggr. 2 Pf.; aber damit waren die Festungswerke immer noch nicht vollendet.

Am 20. Mai 1744 meldete der Ingenieur-Capitain Johann Stövesand dem Herzoge Karl[6]), daß ihn erhebliche Ursachen veranlaßt hätten, über den seit langen Jahren geführten sehr kostbaren braunschw. Fortificationsbau nachzudenken und davon seine geringe Meinung unterthänigst zu eröffnen. Er meinte, nachdem die eine Seite der Stadtumwallung mit ihren Werken verfertigt und man nun die andere Hälfte vornehmen müsse, sei es Zeit auszusprechen, welche Bedenken es habe, den Bau

5) Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, III, 643.

6) Dem kinderlosen Herzoge August Wilhelm, einem Sohne Anton Ulrich's, war am 23. März 1731 in der Regierung über die Lande Braunschweig-Wolfenbüttel sein Bruder Ludwig Rudolf, Fürst von Blankenburg, gefolgt. Da diesen am 1. März 1735 gestorbenen Regenten nur zwei Töchter überlebten, Elisabeth Christine, Gemahlin Kaiser Karl's VI., und Antoinette Amalie, verheirathet an einen apanagirten Prinzen des braunschw. Hauses, den Reichsgeneralfeldmarschall Herzog Ferdinand Albrecht II. von Bevern, so bestieg dieser als nächstberechtigter Agnat den herzoglichen Thron — aber nur auf Monate, denn schon am 3 Sept. desselben Jahres ereilte ihn der Tod. Desto länger regierte sein ältester Prinz, der oben genannte Herzog Karl I. — von 1735 bis 1780 —, der 1753 die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegte

in der begonnenen Weise fortzusetzen. Das bereits hergestellte Elisabeth-Bollwerk vor dem alten Petrithore gebe durch seine übermäßige Höhe nur eine geringe Defension zu erkennen und zeige, wie es fast unmöglich sei, danach die übrigen sieben Bastions, auch nicht minder die drei Raveline und das noch fehlende Glacis zu vollenden, da die nöthige Erde aus den bereits fertigen Gräben nicht mehr zu gewinnen stehe. Zwar scheine die Situation an dieser Seite wegen des hohen Feldes vor dem Hohen- und dem Wilhelmithore nicht die beste zu sein, indessen ließen sich die Werke nach dorthin, ohne sie sonderlich zu erheben, so fertig bauen, daß man das Feld völlig bestreichen, sie gegen die Höhen decken und der Seitenbeschießung entziehen könne. Wolle man das Glacis, wie festgesetzt, auf den sehr hoch genommenen Horizont mit großen Kosten wirklich aufführen, so werde man den damit beabsichtigten Zweck, die vorgedachte Höhe zu übersteigen, doch nicht erreichen und statt einer Brustwehr einen Wall bekommen, hinter dem ein angreifender Feind sich festsetzen könne.

Stövesand erbot sich, bei einer jährlichen Verwilligung von 5000 Thlrn. binnen fünfzehn Jahren „den Fortificationsbau zu seinem völligen Ende zu bringen“. Das Jahr 1741 beweise, so begründet er seinen Ausspruch, was man mit 200 Mann in einem Zeitraume von zwanzig Wochen bei sommerlangen Tagen zu bauen vermöge, indem damals mit einer gnädigsten Verwilligung von 5000 Thlrn. die Linie vom Wilhelms- nach dem Petersthore zu und der Canal von der langen Diepe (Tiefe) gemacht worden seien.

Der Capitain trat jedoch schon im Mai 1750 in den Ruhestand; seine Ansichten aber haben einige Berücksichtigung erfahren.

So wurden denn Braunschweigs alte Wälle nach jahrelangen, mühevollen Arbeiten in Formen umgewandelt, die den Fortschritten der Befestigungskunst nach Möglichkeit Rechnung tragen sollten. Die dadurch entstandenen neuen Werke waren so zahlreich und weitläufig, daß ihre kriegsmäßige Erhaltung und Ausrüstung große Mittel und ihre erfolgreiche Vertheidigung viele Truppen erforderte. Ueber die Zahl, Beschaffenheit und den Standort der 1768 in Braunschweig vorhanden gewesenen Geschütze giebt ein Verzeichniß im Herzoglichen Landes-Hauptarchive genaue Auskunft. Danach standen auf den Wällen „36 metallene und 7 eiserne Canons“, im und beim Zeughause „78 metallene und 2 eiserne Canons“, außerdem noch „11 metallene Schlangen“. Ferner waren „unter dem Neustadtthore 5 metallene Schlangen“ placirt, deren drei die Bürger auf der Masch gebrauchten. Unter den Kanonen befanden sich zwei 48-Pfünder, ein 36-Pfünder, zehn 24-Pfünder; zwei 16-Pfünder, achtzehn 12-Pfünder, sechs 6-Pfünder, die übrigen hatten kleinere Kaliber. Bemerkenswerth davon sind vier 2-Pfünder; es waren „Geschwindstücke, so von hinten zu loden“. Zuletzt führt das Verzeichniß 24 Haubitzen und 66 Mörser in verschiedenen Größen auf.

Braunschweigs letzte Belagerung.

Wenn auch anzunehmen steht, daß Braunschweig schon während des siebenjährigen Krieges mit den meisten der im Verzeichnisse aufgeführten Festungsgeschütze ausgerüstet gewesen ist, so muß es doch als ein großes Glück angesehen werden, daß, als am 11. October 1761, nach der Einnahme von Wolfenbüttel, der sächsische Prinz Xaver mit einer großen Truppenmacht vor Braunschweig erschien, dieses nach wenigen Tagen Unterstützung von außen erhielt. Auf die erste Nachricht von Xaver's Vormarsch hatte nämlich der Oberbefehlshaber auf dem westlichen Kriegsschauplatze, Herzog Ferdinand von Braunschweig, sich mit einem Theile der Truppen nach Ottenstein begeben, seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich August von Braunschweig, und dem General Luckner aber Befehl ertheilt, den vaterländischen Festungen Hülfe zu bringen.

Um Wolfenbüttel entsetzen zu können, kamen sie leider zu spät: nach einer zweitägigen Beschießung hatte diese Festung am 10. October capitulirt. Für Braunschweig stand nun ebenfalls Alles zu fürchten, da die Besatzung wiederum zu einer nachdrücklichen Vertheidigung zu schwach war. Sie belief sich nicht viel über 3000 Mann und enthielt eine Depotcompagnie vom Leibregiment, ein neu errichtetes Füsilierbataillon, vier Bataillone Landmiliz, eine Escadron Garde du Corps, eine geringe Anzahl Fußjäger und wenige Artilleristen, die nicht einmal die Hälfte der wichtigsten Geschütze bedienen konnten.

Außerdem war des Herzogs Leibcompagnie, in der eine Menge französischer Ueberläufer dienten, nicht gerade zum nachhaltigen Widerstande geeignet, da diese bei der ersten Annäherung ihrer Landsleute schon große Unruhe gezeigt hatten und ihren Pardon durch die Beförderung der Uebergabe der Stadt zu erkaufen geneigt schienen. Die dazu am Nachmittage des 11. Octobers erfolgte Aufforderung war indessen von dem Commandanten, Generallieutenant von Imhof, bestimmt abgelehnt worden.

Inzwischen hatte Prinz Xaver das Belagerungs-Corps um Braunschweig versammelt, den Nußberg besetzen lassen und sein Hauptquartier im Kloster Riddagshausen aufgeschlagen. Die französischen und sächsischen Truppen lagerten in zwei Hauptabtheilungen: die größere vor dem Mastbruche entlang bis Melverode, die kleinere beim Dorfe Broitzem. Dieses Lager war im Rücken durch Schanzen gedeckt, die als Circumvallationswerke den Angriff eines etwa erscheinenden Entsatzcorps abweisen sollten.

Zu demselben Zwecke wurde von den Belagerern das Dorf Oelper befestigt und mit 1700 Schweizern, vier Grenadiercompagnien, 300 Dragonern, einer Escadron von Schomberg und einer Kanone besetzt. Außerdem standen gemischte Detachements an den anderen Heerstraßen und Uebergängen über die Landwehr, auch hin und wieder kleine Infanteriepikets in diesen Gräben selbst, so daß der Cernirungsring geschlossen zu sein schien.

War das Feuer der zuerst auf dem Nußberge aufgestellten Geschütze auch wirkungslos geblieben, so stand doch zu befürchten, daß die auf und neben dem St. Magnifriedhofe begonnenen Batterien bald vollendet und armirt

sein würden, und daß dann das tragische Geschick der Stadt schwerlich mehr abgewandt werden konnte.

Unverzagt richteten aber auf den Wällen zwischen dem Stein- und dem Augustthore die wenigen Artilleristen, unterstützt von tapfern Bürgern, sicheren Auges die Festungsgeschütze und überschütteten die im Bau befindlichen feindlichen Batterien dermaßen mit Geschossen, daß der Angreifer zeitweise seine Arbeiten einstellen mußte. Nur in der tiefsten Dunkelheit wagte er weiter zu bauen, und hinter Hecken und umgehauenen Baumstämmen im Rosen'schen Garten und neben dem Amthause von St. Leonhard versuchte er neue Werke aufzuwerfen. Gegen diese und gegen die Approchen eröffneten die Vertheidiger in den späten Abendstunden des 12. Octobers eine furchtbare Kanonade. Trotzdem waren andern Tags die feindlichen Vorbereitungen zum Bombardement so weit beendet, daß eine Beschießung mit Bomben und glühenden Kugeln stündlich zu erwarten stand. Ein stark wehender Wind vermehrte die Angst und Sorge der schwer bedrohten Einwohner, deren Befürchtungen wegen einer Feuersbrunst aufs Aeußerste stiegen, und deren Hoffnungen, sich entsetzt zu sehen, immer mehr schwanden.

Sobald Prinz Friedrich August und General v. Luckner Kunde von den Bedrängnissen der Stadt erhalten hatten, waren Beide zum eiligen Vormarsch auf Oelper entschlossen, in dessen Nähe sie in der Nacht vom 13. auf den 14. October eintrafen. Während die Reiterei unter Luckner nordwestlich vom Oelper Thurme aufmarschirte, griff der Prinz mit sechs schwachen Bataillonen braunschweigischer und hannöverischer Infanterie von der West- und von der Südwestseite her das Dorf an. Nach einem kurzen, aber schweren Kampfe wurden die Feinde überwältigt und zum Theil gefangen genommen. Unter dem Jubel der herbeigeströmten Bewohner Braunschweigs hielt Prinz Friedrich August in den frühesten Morgenstunden des 14. Octobers seinen Einzug in die Stadt, und zwar durch das Hohethor, da außer der dortigen und der Steinthorbrücke die übrigen Thorbrücken abgedeckt waren. Prinz Xaver entsagte nun der Hoffnung, sich Braunschweigs noch bemeistern zu können, befahl die Abrüstung der Angriffsbatterien und zog über Fümmelse ab.

Am 15. October räumten die Feinde auch Wolfenbüttel, nachdem sie zuvor die Stadt mit einer Contribution von 200 000 Thalern gebrandschatzt hatten, Alles, was sie an Kriegsvorräthen aus dem Platze wegbringen konnten, mit sich nehmend [7]).

Braunschweig aber durfte sich glücklich preisen, nicht in die Hände der Bedränger gefallen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

7) Die Contribution wurde theils in barem Gelde, theils in Wechseln erlegt. Als die ausgestellten Wechsel unbezahlt blieben, mußten die als Geiseln mit fortgeführten Männer (Vice-Kanzler v. Praun, Criminalrath Hoyer, Klosterrath v. Bärtling, Canzleisecretär Wolterec, Cämmerer Himmel, Kellermeister Wilkens, Kaufmann Bierbaum und Student Wöldecke) von Göttingen, wohin sie zuerst gebracht waren, im December 1762 auf die Festung Rheinfels und von dort nach Metz wandern. Im folgenden Jahre endlich erhielten sie durch Englands Vermittelung ihre Freiheit wieder.

Eduard Schmelzkopf †.

Von Friedrich Cunze.

In Eduard Schmelzkopf hat unser Land einen hochbegabten, durchaus eigenartigen Mann verloren. Haben auch seine schönen Anlagen, die zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten, die erwartete Frucht nicht getragen, so wird es sich doch verlohnen, auf Leben und Wirken des merkwürdigen Mannes, dessen auffallende äußere Erscheinung vielen Bewohnern dieser Stadt noch im Gedächtnisse haften wird, einen kurzen Blick zu werfen.

Schmelzkopf wurde am 23. Juni 1814 zu Saalsdorf im Kreise Helmstedt als ältester Sohn des Pastors Ferdinand Schmelzkopf geboren. Bis zum dreizehnten Jahre bildeten ihn nur seine Eltern; besonders hob er stets seine Mutter, die er später in rührender Weise zu Tode gepflegt hat, rühmend hervor. Von 1827 bis 1834 besuchte er das Helmstedter Gymnasium. Er war ein Musterschüler; seine unersättliche Wißbegier, der er mit gewaltigem Fleiße fröhnte, führte ihn weit hinaus über das, was die Schule bot. So ward er der Stolz der Anstalt und Ostern 1834 „mit dem ehrenvollsten Zeugnisse der akademischen Reife ersten Grades Ia, mit dem Prädikate: Ausgezeichnet und mit der Censur 1 entlassen, um in Göttingen Theologie und Philologie zu studiren" [1]). Bald wandte er sich ganz den Alterthumswissenschaften zu. Göttingen stand damals vor den Wirren des Jahres 1837, die die eigenmächtige Aufhebung der Verfassung durch König Ernst August zur Folge hatte, in höchster Blüthe. Schmelzkopf hörte, den Juristen Albrecht ausgenommen, bei allen „Göttinger Sieben", daneben beim Philosophen Herbart und vorzüglich bei den begeisterndsten Philologen seiner Zeit, Karl Otfried Müller. Dieser suchte seinen Lieblingsschüler für die akademische Laufbahn zu gewinnen. Doch Schmelzkopf's Körper, von Natur schwächlich und durch anhaltende Studien erschöpft, brach zusammen; er mußte längere Zeit in der Heimath nur der Gesundheit leben. Leidlich gekräftigt begab er sich dann auf einen Winter (1837—38) nach Leipzig, um namentlich Gottfried Hermann zu hören. Diesem princeps Germaniae philologorum widmete er 1838 ein prächtiges lateinisches Gedicht, dem er 1839 ein griechisches folgen ließ [2]). Als Hauslehrer in Moringen ließ er die schöne Abhandlung „de Horatiano Carmine Saeculari (Lpzg. 1838) erscheinen und arbeitete gleichzeitig an seinen Staatsprüfungsarbeiten. Den Winter 1839—40 unterrichtete er als Probecandidat am Obergymnasium in Braunschweig. Alles schien sich für eine ehrenvolle bürgerliche Laufbahn anzulassen, denn zum Lehrer war Schmelzkopf wie geschaffen, und die Prüfungscommission pries in einem Zeugnisse über seine schriftlichen Arbeiten vom 6. Mai 1840 „seine frische, lebendige Darstellung, die

1) Helmstedter Gymnasialprogramm 1834.
2) Godofredo Hermanno de die natali gratulatur Ed. Texicephalus. Lpzg. 1838; Γωδοφρήδῳ Ἑρμάννῳ χαίρειν Ἐδ. Ταξικάρανος. Lpzg. (im dorischen Dialekte).

wissenschaftliche Bestimmtheit in seiner Gedankenentwickelung und die Gründlichkeit seiner philologischen Studien".

Da verzichtete er freiwillig auf Anstellung, und wie er jene Abhandlung nicht zur Promotion verwandt hatte, so stellte er sich jetzt auch nicht zur mündlichen Prüfung. Vielmehr verließ er Braunschweig und führte von jetzt an das unstete Leben eines fahrenden Scholaren, eines mittelalterlichen Vaganten.

Die äußere Veranlassung zu diesem Bruche mit dem Herkommen war seine zerrüttete Gesundheit: seine Augen versagten ihm den Dienst, gichtische Anfälle fesselten ihn zeitweilig ans Krankenlager oder trieben ihn in Bäder und Heilanstalten. Endlich nach jahrelangem Leiden ward er sein eigener Arzt, er genas und verfügte, wenn auch seine Augen stets Schonung verlangten und die Gicht ihn niemals wieder verließ, bis ins 80. Jahr über einen kräftigen Körper. Was er an sich erprobt hatte, wollte er seinen Mitmenschen zugänglich machen. So veröffentlichte er 1846 sein reizendes Volksbuch „Over de kunst jesunt te sin" (Brschwg.), dem 1880 „Wenn't man smekket, dat hett: Wu kann Dei, bi dene Smalhans Küchenmester is, op en besten un op en billigsten sik satt äten und drinken? (Wolfenb.) folgte.

Der innere Grund aber, der ihn zum heimathlosen Wanderer machte, war sein unbändiges Freiheitsgefühl, seine Unfähigkeit, irgend welche Schranken, die ja mit dem Staatsdienste wie mit jedem Amte verbunden sind, zu dulden[3]). Er glich hierin wie in Talent und Schicksal seinem ältern Freunde und Gesinnungsgenossen Hoffmann v. Fallersleben. Diesem Hange zur Ungebundenheit sich so völlig hinzugeben, erlaubte ihm seine grenzenlose Bedürfnißlosigkeit. Seine weiten Alpenreisen und seinen langen Aufenthalt in Italien bestritt er mit unglaublich geringen Mitteln. Er war stets ein guter Haushalter und erübrigte sich durch seinen Unterricht so viel, daß er im Alter nicht zu darben hatte.

Nachdem Schmelzkopf Jahre lang durch die Welt geirrt war — einen Odysseus nennt ihn sein Freund Klaus Groth —, namentlich auch in Leipzig und Berlin Medicin studirt hatte, tauchte er 1846 wieder in Braunschweig auf und ließ hier in schneller Folge nach einem „Aufruf an die protestantische Geistlichkeit" (Baden im Aargau 1845) seine „Jesuitengräuel in der Schweiz" und die Schrift „Zum Verständniß des religiösen Kampfes und zur Verständigung" erscheinen. Eine tief religiöse Natur, die sich gern mit den schönsten Stellen des Neuen Testaments beschäftigte, gab er in diesen Schriften seinem Hasse gegen Hierarchie, Unduldsamkeit und Glaubenszwang kräftigen Ausdruck. Seine „Nuces amarae, quas manibus invalidis collegit validisque dentibus proposuit Texicephalus"[4]) sind sein Abschiedslied vom klassischen Alterthume geworden. Es sind einige griechische und lateinische Oden und ein Bündel Epigramme in beiden Sprachen. Die Form ist vollendet; herbe und streng geißelt er Zustände und Ereignisse in Staat und Gesellschaft. War dies Büchlein natürlich nur wenigen classisch Gebildeten zugänglich, so hoffte er, daß dagegen seine plattdeutschen Gedichte: „Scheppenstiddesche Streiche" und „Immen" (Br. 1846) weite Verbreitung finden würden. Und Anerkennung fand er: in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 27. Juli 1846 nennt der mit Sp. unterzeichnete Beurtheiler diese Gedichte wegen ihrer Sprache originell, durch ihren Inhalt und ihre echt klassische Form der allgemeinsten Aufmerksamkeit würdig und den Verfasser einen wahren Dichter, da er klaren Blickes die höchsten Ideale anzuschauen und die edelsten Gefühle in reinen Formen auszusprechen vermöchte. Auch Klaus Groth, der erst spät diese Bücher kennen lernte, schrieb im „Plattdütschen Husfründ" vom 22. Dec. 1877: „dar ward Een' doch wat seggt, wat'n nich bedacht, oprüttelt, wat dar sleep, anpurrt, wat noch nich kint hett" und suchte nach Gründen, warum diese prächtigen Sachen, die fünf Jahre vor seinem Quickborn erschienen seien, so unbekannt geblieben wären. Hemmender als die von Groth angegebenen Ursachen (schlechte Anordnung, eigensinnige Schreibung, Wahl einer wenig verbreiteten Mundart) war Schmelzkopf's unpraktischer Geschäftssinn. Er gab nämlich seine Werke, statt sie einem rührigen Verleger zu verkaufen, immer in Commission: so ward für ihre Verbreitung nichts gethan. Außerdem aber kam das Jahr 1848 störend dazwischen; Poesie, soweit sie nicht politische Tendenzdichtung war, fand keine Leser, und später hat Niemand außer Groth auf diese Gedichte aufmerksam gemacht; aber auch dessen Weissagung, sie würden sich noch ihren Weg bahnen, ist unerfüllt geblieben. Und doch sind unter ihnen Perlen von Satiren, Idyllen und Romanzen und Alles in meisterhafter Form: volksthümliche Maße wechseln mit klassischen Rhythmen und die alkäischen und sapphischen plattdeutschen Oden strömen prächtig dahin.

Auf die plattdeutschen Gedichte folgte 1847 (Lpzg.) ein hochdeutscher „Cypressenkranz auf das Grab K. Steinacker's", meist Sonette, worin Schmelzkopf mit dem Grimme eines Propheten das deutsche Volk aus seinem Schlummer aufweckt. Größere Gedichtsammlungen hat er seitdem nicht mehr veröffentlicht, aber eine große Anzahl von Gelegenheitsgedichten; gern verband er sich dabei mit einem Musiker, der zu seinem Texte die Composition schuf, so gab er z. B. mit Methfessel eine „Weihnachtscantate" (1849), einen „Ruf ans deutsche Vaterland" und einen „Gruß an die deutschen Soldaten" heraus; ja er componirte selber, und seine „Volksmärsche" (Gotha 1869) üben eine wahrhaft zündende Wirkung aus. Ein Theil seiner Kinderlieder, die er selber in Musik gesetzt hat, ist in Köhler's „Bewegungsspielen des Kindergartens" abgedruckt. Doch das ist alles nur weniges gegenüber dem gewaltigen poetischen Nachlasse. Hat er doch nicht aufgehört zu dichten bis in seine letzte Zeit; lustige Volks- und Studentenlieder dichtete der Greis, wenn er Nachts nicht schlafen konnte. Eine Auslese aus dieser Fülle würde sich wohl lohnen. Denn kann er sich auch als Dichter nicht mit Hoffmann

---

3) Bezeichnend dafür ist, daß er später eine Professur in England ausschlug, weil er sich nicht zu der Verpflichtung verstehen konnte, sonntäglich die Kirche zu besuchen und in vorgeschriebenem Anzuge zu erscheinen.

4) Bittere Nüsse, die mit schwachen Händen aufgelesen und kräftigen Zähnen vorgesetzt hat Schmelzkopf (Br. 1846).

v. Fallersleben messen, wollen seine Dichtungen auch meist bessern und bekehren, haben sie also leicht eine didaktische Färbung, so sind doch auch wirkliche Edelsteine darunter, die in eigenem Glanze leuchten. Jedenfalls ist er als Dichter und Schriftsteller einer unverdienten Vergessenheit anheim gefallen. Eckart führt ihn in seinem niederdeutschen Schriftstellerlexikon überhaupt nicht auf, und doch ist Schmelzkopf der Zeit wie der dichterischen Begabung nach der ersten einer, die seit J. H. Voß für die plattdeutsche Mundart aufgetreten sind.

Das Revolutionsjahr 1848 verlebte Schmelzkopf noch in Braunschweig; er war damals nur Politiker. Als Redacteur wie als Volksredner suchte er seine Mitbürger aufzuklären und zum Handeln hinzureißen für ein einiges Gesammtdeutschland, dem Schleswig-Holstein wie Deutschösterreich zugehören sollten. Mit Stolz erzählte er, wie er in der schleswig-holsteinschen Sache[5]) an das hanoversche Ministerium entsendet sei. Von seiner Beredtsamkeit, die von Vaterlandsliebe durchglüht, von praktischer Politik freilich weit entfernt war, entwirft W. Raabe in „Gutmanns Reisen" (S. 217) ein anschauliches Bild aus späterer Zeit. Schmelzkopf blieb ewig der großdeutsche Idealist, der Bismarck wegen des „Bruderkrieges" von 1866 haßte und dessen herrlichste Zeit eben das Jahr 1848 war. Ihm galt es als ein Zeichen von Vaterlandsliebe und von Bildung, die stenographischen Berichte des Frankfurter Reichstages durchstudirt zu haben. Die Erfolglosigkeit jener Bewegung erschütterte ihn tief; traurig verließ er die Heimath und begann erst jetzt eigentlich jenes unruhige Wanderleben, das ihn in allen deutschen Gauen heimisch machte, ihn aber die rechte Heimath verlieren ließ. Meist blieb er an einem Orte nur kurze Zeit, selten über ein Jahr, nur in Mecklenburg weilte er 9, in Zürich 7 Jahre. Dort wollte er eine Erziehungsanstalt gründen und versuchte sich später, nachdem er geheirathet hatte, als Landwirth. Aber die Ehe löste sich nach Jahresfrist, und jener Jahre, wo er als Erbpächter thätig gewesen war, gedachte er nachmals nur ungern. In Zürich (1867—74) hat er sich recht glücklich gefühlt. Ohne Sorgen um seinen Unterhalt, beliebt bei Professoren, Studenten — er war Ehrenmitglied des deutschen Studentenvereins — und Philistern, lehrend und lernend, dichtend und forschend führte er gleich einem Sokrates sein Leben. Aber endlich trieb es ihn auch von Zürich fort. Er machte nun seine großen Reisen durch Italien, wo er lange lebte und namentlich ein beliebtes Mitglied des Vereins deutscher Künstler in Rom war[6]), durch Skandinavien und Großbritannien. So wanderte er durch das Leben, bis das Alter, dem er lange widerstanden hatte, ihn daran hinderte. Die letzten Jahre verbrachte er traurig in Bevern bei Verwandten, dort hat ein Schlagfluß am 18. Mai seine Qualen beendigt.

Schmelzkopf hat als Dichter sich keinen Namen gemacht, er hat seine herrlichen Gaben nicht der Wissenschaft gewidmet, er hat sich keine angesehene Stellung im Leben erworben: und doch hat er nicht unnütz gelebt, sondern viel zum Wohle seiner Mitmenschen gethan. Freilich hätte er, wenn er sich mehr gesammelt und gezügelt hätte, und ein günstigeres Geschick ihm beschieden gewesen wäre, unendlich viel mehr leisten können, und mit Wehmut erwägt man, was er seinem Vaterlande hätte werden können.

Er war vor Allem Erzieher, ein Lehrer im Sinne Rousseau's; wie dieser seinen Emil bildet, so faßte Schmelzkopf seine Aufgabe, nur daß er noch gleichsam Pestalozzi's Gemüth hinzuthat. Er wollte nie bloß unterrichten, Kenntnisse übermitteln, sondern er erzog den ganzen Menschen nach seinem Ideale. Mens sana in corpore sano, körperliche Abhärtung und Stählung des Willens, Sinn für das Schöne, überhaupt für das Ideale, ohne verstiegene Schwärmerei, endlich gründliches, alle Zeit bereites Wissen — das waren seine Ziele und er hat sie vielfach erreicht[7]). Er hat die verschiedensten Schüler gehabt, schwachsinnige Kinder und ausgereifte Studenten; er wußte Jeden nach seiner Eigenart zu behandeln, und sie hingen mit begeisterter Liebe an ihm, da sie durch die rauhe Schale den edlen Kern seines Wesens empfanden. Neben seinen Schülern haben ihn namentlich vornehme Frauen verstanden. Das ist auffallend und doch erklärlich. Zunächst stieß Schmelzkopf, der oft gar zu sehr einem Bettler, einem cynischen Philosophen glich[8]), von sich ab; doch wußte er bald einen Jeden anzuziehen, der Sinn hatte für warme Idealität, für ein anregendes Gespräch, für wirklich ursprüngliche Gedanken. Er konnte sich mit aller Welt verständigen, er fesselte die Dienstmagd wie die Geheimräthin, den Bauer wie den Gelehrten, nicht durch die kleinen Mittel des Witzes, sondern dadurch, daß er ihnen eine Idee gab, sie anregte, belehrte. Er hatte aber auch das Zeug, schier über alles Menschliche anschaulich, wie aus eigener Erfahrung zu reden. Sein sprachliches und historisches Wissen war sehr ausgedehnt, dazu war er Botaniker und Geologe, Landwirth und Mediciner. Viele Zeugnisse dankbarer Kranker bescheinigen ihm, daß er durch seine Behandlung langes Siechthum gehoben habe. Er erzählte ungemein packend von seinen Reisen, er hatte einen scharfen Blick für Natur, Wirthschaft und Kunst, er war unter den Kunstschätzen des Louvre ebenso zu Hause wie in der Stein- und Pflanzenwelt des Vesuv. Und je weniger seine Augen das Lesen von Büchern erlaubten, desto mehr schöpfte er aus dem eigenen Innern. Er dachte und schrieb über Mittel gegen das gelbe Fieber wie gegen die Mäuseplage, über Schweinezucht wie über Rennthierpflege in den Alpen, über ein Gesundheitsbett, einen Rettungs-

---

5) In einer neueren Geschichte des Jahres 1848 wird er als Derjenige genannt, der zuerst in Deutschland auf dem Weißen Rosse bei Braunschweig das Schwarz-roth-goldene Banner entfaltet habe.

6) Er saß wohl, wenn seine Freunde um einen Philosophenkopf in Verlegenheit waren, ihnen zu Gefallen Modell; er hatte einen Prachtkopf, der in der üblichen Verwahrlosung selten bemerkt wurde.

7) Pädagogische und didaktische Probleme beschäftigten ihn bis in seine letzten Lebensjahre.

8) Ein Freund wandte vielleicht mit Recht auf ihn an, was ein Sokrates dem Antisthenes gesagt hatte: Durch die Löcher deines Mantels guckt deine Eitelkeit. Schmelzkopf suchte wohl zuletzt etwas in Vernachlässigung seines Aeußern.

anzug, ein lenkbares Luftschiff, ein Volkstheater, ein neues germanisches Kapitäl u. a. m.

Man mag das phantastische Träumereien nennen, aber „Schuster bleib bei deinen Leisten“, durfte man ihm kaum zurufen; er war einmal von unendlicher Vielseitigkeit. Und mag es sich mit der Ausführbarkeit dieser „Erfindungen“ verhalten, wie es wolle: er beschäftigte sich damit in der Absicht und der Hoffnung, seinen Mitmenschen zu nützen, denn er war ein guter Mensch, rein von Sitten und lauteren Charakters; als echter, unpraktischer Idealist hat er es nicht verstanden, sein eigen Glück, wie man es zu verstehen pflegt, sich zu schmieden, aber Anderen hat er, wo und wie er konnte, thatkräftig geholfen; er machte gar zu gern Anderen Freude, er erwies die zartesten Aufmerksamkeiten; mit Vorliebe verschenkte er bei passender Gelegenheit seine Lieblinge, die Blumen. Deshalb hat er auch in seinem langen Leben viele Freunde gehabt, die gegen seine unliebenswürdigen Seiten nachsichtig waren, seine Schrullen und Eigenheiten übersahen. Denn dieser Sonderling, dies „verkommene Original“, wie man auf den ersten Anblick wohl urtheilte, war in seiner Weise ein ganzer Mann.

Ave pia anima!

Bücherschau.

R. Blasius, die Vögel des Herzogthums Braunschweig und der angrenzenden Gebiete. Braunschweig. Druck und Verlag von Joh. Heinr. Meyer. 1896. 74 S. 8°. 1 Mk.

Die von dem bekannten Ornithologen Prof. Dr. Rudolf Blasius in Braunschweig auf Grund langjähriger Wahrnehmungen und der Mittheilungen anderer Beobachter sowie unter Berücksichtigung der auf das behandelte Gebiet bezüglichen ornithologischen Litteratur verfaßte Zusammenstellung führt in 257 Nummern diejenigen Vogelspecies auf, welche im Harze, den umliegenden, westlich bis zur Weser, nördlich bis zum Deister nach Hildesheim und Helmstedt sich erstreckenden Hügellande und der nördlich davon sich ausdehnenden Tiefebene vorkommen.

Bei jeder Art ist bemerkt, ob sie dem Gebiete als Standvogel, Brutvogel u. s. w. angehört, oder ob sie nur einige Male beobachtet ist. Dann folgen Angaben über die Orte, an denen sie zu finden ist, die Wahl des Nistplatzes, Anzahl der Eier des Geleges, über die Jahres- und Tageszeit, in der die Vögel ziehen und ob sie dabei in größeren oder kleineren Gesellschaften vereinigt oder einzeln wandern.

Das Buch ist allen Naturfreunden des Herzogthums warm zu empfehlen. Vielleicht wird der eine oder andere Gelegenheit finden, die darin niedergelegten Beobachtungen durch eigene Wahrnehmungen zu ergänzen.

Braunschweigs Bau-Denkmäler. Serie III: Architektur- und Landschaftsbilder aus dem Herzogthum Braunschweig. Herausgegeben vom Verein von Freunden der Photographie. 66 Blatt in Lichtdruck erläutert von Constantin Uhde. Braunschweig 1896. Gemeinsamer Verlag von Benno Goeritz und Wilhelm Danert. 16 S. u. 66 Tafeln in gr. 8°. 10 Mk. auswärts 13 Mk.

Während die zwei ersten Serien von „Braunschweigs Bau-Denkmälern“ nur Bilder aus der Stadt Braunschweig und deren näherer Umgebung brachten, vertheilt sich der reiche Inhalt dieses Bandes auf das ganze übrige Herzogthum. Er schließt sich auf das Würdigste den beiden Vorgängern an, die er an Umfang — die Zahl der Blätter ist hier von 40 auf 66 erhöht — nicht unbedeutend übertrifft. Sind die Aufnahmen auch sämmtlich nur von Liebhaberphotographen gemacht worden, so zeigen die Bilder doch durchweg, daß diese ihre Liebhaberei mit Eifer und Verständniß treiben. Mit großem Geschmack und Geschick ist das Malerische bei der Wahl der Darstellungen und des Standpunktes der Aufnahmen berücksichtigt worden. Ein wesentliches Verdienst an dem glücklichen Gelingen des Ganzen gebührt wohl vor Allem dem Professor Const. Uhde als dem künstlerischen Berather und Leiter des Unternehmens, der aus dem reichen Stoffe, das zehn den verschiedensten Berufskreisen angehörende Herren in opferwilliger Liebe zur Sache zusammen gebracht hatten, eine glückliche Auswahl getroffen hat. Es sind 26 Orte unseres Herzogthums, die uns hier in Architektur- und Landschaftsbildern vorgeführt werden. Am stärksten ist die Stadt Wolfenbüttel mit 14 Blättern vertreten, darauf Helmstedt mit 8, Gandersheim und Königslutter mit je 6, Blankenburg mit 3, sodann Melverode, Kissenbrück, Schöningen, Walkenried, Greene, Bevern, Hehlen und Bortfeld mit je zwei und endlich Steterburg, Marienthal, Michaelstein, Rübeland, das Okerthal, Harzburg, Braunlage, die Klus bei Gandersheim, Amelunxborn, Stadtoldendorf, Holzminden, Fürstenberg und Veltenhof mit je einem Blatte.

Beigegeben sind den Bildern kurze Erläuterungen aus der Feder C. Uhdes, die über sie das Wesentlichste zur Orientirung, zumal in geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Hinsicht, in knapper, übersichtlicher Fassung enthalten. Auf ein kleines Versehen möchten wir bei dieser Gelegenheit zu Nr. 137 u. 138 aufmerksam machen. Die von Herzog Ferdinand Albrecht begründete Bevernsche Linie unseres Herzoghauses erlosch erst mit Herzog Wilhelm 1884, nicht mit dem Herzoge Friedrich Karl Ferdinand, der auch nicht 1806, sondern 1809 starb.

Die Wiedergabe der Photographien durch den Lichtdruck, die zumeist von W. Biede in Nürnberg und Paul Schahl in Berlin, z. Th. auch von Römmler und Jonas in Dresden ausgeführt worden ist, verdient alles Lob. Wir können das Werk nicht nur den Freunden der Kunst, sondern einem Jedem, der für unsere Heimath ein Interesse hegt, sei es daheim oder in der Ferne, auf das Angelegentlichste empfehlen.

Berichtigung.

In Nr. 12 S. 91 Spalte 2 Zeile 38 lies statt Flaschenform: Fleschenform = 

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 19. Juli. **1896.**

Braunschweigs letzte Befestigungen.

Von C. Gerloff.

(Fortsetzung.)

Lage und Beschaffenheit der Werke [1]).

Braunschweigs Befestigung bestand nach dem letzten Umbaue und nach Verstärkung ihres Außenfeldes aus dem Hauptwalle mit dem Hauptgraben, den Außenwerken mit den Ravelingräben, dem gedeckten Wege mit dem Glacis, aus den äußeren oder vorliegenden und den detachirten oder vorgeschobenen Werken.

Der Hauptwall enthielt fünfzehn (angehängte) Bastionen oder Bollwerke, dreizehn Courtinen, zwei abgesonderte Wälle, den Kalen- und den Bruchwall, und sieben Thore. Außerdem waren die den einfließenden und ausfließenden Okerstrom überspannenden Brücken beibehalten worden.

Eine vom Hauptwalle getrennte sog. detachirte Bastion lag als Insel in der Oker.

Mit Ausnahme des Kalen- und des Bruchwalles hatte der Hauptwall eine Faussebraie, also einen Unterwall; auch besaßen die angehängten Bollwerke zurückgezogene Stockwerksflanken, so daß von diesen ein dreifaches Etagenfeuer ausgehen konnte. Der Raum zwischen den oberen Facen und zwischen den oberen Flanken, der sog. Hof, befand sich bei den meisten Bollwerken in Wallgangshöhe, indem er bis dahin mit Erde gefüllt war [2]). Aber rechtwinklig zu den Defens- oder Streichlinien standen die Flanken nicht, eine solche Anordnung hatte sich nicht durchführen lassen.

Wie aus einigen Grundrissen und Ansichten hervorgeht, waren die mit einer geräumigen Geschützbank versehenen ausspringenden Winkel am Unter- wie am Oberwalle bonnetirt, d. h. man hatte die dortige Brustwehr etwas höher aufgeführt, um dadurch die anderen Stücke der Facen gegen Seitenfeuer zu schützen.

Die Berme, ein Absatz am Fuße der äußeren Wallböschung, war mit Bäumen bepflanzt, mit Faschinen und eingelegtem Holzwerk gegen Unterspülungen geschützt. An starken Strömungen ausgesetzten Stellen, z. B. an einigen Bastionen, Courtinen und Ravelinen in der Nähe des Ein- und des Ausflusses der Oker, befanden sich aufgemauerte Uferbekleidungen. Ob diese an den Escarpen eine freistehende Mauer trugen, wie es die Profile auf einer alten Zeichnung [3]) angeben, ist zweifelhaft. Wahrscheinlicher ist es, daß das anliegende Mauerwerk, den Vorschlägen im „Raisonnement" entsprechend, 8 bis 10 Fuß über dem Wasserspiegel endigte, ähnlich dem von der linken Face des Kaiserbollwerks herrührenden Ufermauerwerke unmittelbar oberhalb des Petriwehrs.

Wie die alten Mauergräben, so wurden auch die neuen Wallgräben von der Oker vor ihrem Eintritte in die Stadt mit Wasser versorgt, das in seinem Höhenstande durch die Wehre geregelt werden konnte. Der Hauptgraben hatte vor den Bastionsfacen mindestens 50 Meter Breite, die sich vor der Courtine noch erheblich vermehrte, was durch das Zurückspringen der Flanken bedingt wurde. Vor den Thoren lag das Brückenwiderlager bis auf einen Fall noch weiter rückwärts; daher hatten die meisten Hauptbrücken, bei einer Breite von etwas über 7 Metern, eine ungefähre Länge von 110 Metern. Jede, durchschnittlich aus achtundzwanzig Pfahljochen von Eichenholz bestehend, war mit eichenen Bohlen und mit Steinplatten belegt, hatte an den Seiten eiserne Geländer [4]) und in der Nähe der Escarpe eine Zugklappe. So stellte sie eine beliebig zu unterbrechende sichere Verbindung zwischen der Thordurchfahrt und der Mitte der Ravelinkehle her, von wo ab der Ausgangsweg rechts oder links an der einen halben Kehllinie entlang und an dem einen Endprofile des Ravelinwalles vorüber nach der Brücke über den Ravelingraben führte.

Nicht nur vor jeder Thorcourtine, sondern auch vor jedem andern Verbindungswalle lag ein Ravelin, das

1) Von den vielen, diese Festungswerke darstellenden Plänen stimmen nur wenige in allen Theilen überein. Der Grund ihrer Verschiedenheiten liegt, abgesehen von ungenauer, mangelhafter Zeichnung, darin, daß die anfangs beabsichtigten Formen und Anlagen Abänderungen erlitten haben, die auf den älteren Rissen nicht nachgetragen worden sind.

Bei den meisten Angaben über die Lage der Werke und ihrer Theile muß zur Erlangung eines richtigen Bildes noch der Höhenunterschied zwischen dem Terrain von sonst und jetzt berücksichtigt werden.

2) Solche Werke heißen volle, auch massive Bollwerke, wohingegen die andern, bei denen der hinter der oberen Brustwehr vorhandene Wallgang höher liegt als die Hofsohle, hohle Bollwerke genannt werden.

3) Sie führt den Titel: Plan ou Tenaille des quatre Polygons des Fortifications de la Ville de Brunsvic avec leurs Dehors et Profils. (Vaterländ. Museum.)

4) Diese hatten sie in den Jahren 1733 und 1734 erhalten. Vorher waren sie mit hölzernen Geländern versehen.

ebenso wie die Bastionen eine Faussebraie, mithin einen Unterwall besaß. Ohne Raveline war der inselartige Bruchwall[5]). Schon das „Raisonnement" erklärt ein solches Werk daselbst für unnöthig, weil die dortige Gegend morastig sei und leicht unter Wasser gesetzt werden könne. Zwar enthalten viele Pläne an besagter Stelle ein Ravelin, indessen zeigen andere statt dessen eine Art Couvreface, das ist ein aus zwei Brustwehren mit schmalem Wallgange gebildeter ausspringender Winkel ohne Hof; und auf noch anderen Rissen fehlt auch diese Verstärkung. Dabei sei jedoch erwähnt, daß die betr. Oertlichkeit im Eisenbahnparke der Annahme einstigen Vorhandenseins einer Couvreface das Wort redet, indem die kleine Anhöhe zwischen dem Teiche und der Maschinenmeister-Wohnung der Lage des ausspringenden Winkels gedachten Werks auf den betr. Plänen entspricht.

Mit dem Hauptgraben hingen die Ravelingräben zusammen. Wie jener waren sie vor der „Spitze" abgerundet, hatten dort 8 Ruthen, also 30 Meter Breite und erweiterten sich nach den Kehlpunkten zu. Da bei den Thorravelinen die nach dem eingehenden Waffenplatze hinübergeschlagene Brücke in der Richtung der entsprechenden Kehllinie lag, so übertraf ihre Länge die Grabenbreite um viele Meter. Die aus Bohlen und Steinplatten bestehende Brückenbahn ruhte auf zehn Pfahljochen und hatte einen Aufzug, der sich ebenso wie die Zugklappe auf den Hauptbrücken mittels Zugruthen und bleibeschwerter Gewichtshölzer öffnen ließ.

Der gedeckte Weg mit davor liegendem unbepflanzt gelassenem Glacis umgab die Contreescarpe. War die dort während der Armirung beabsichtigte Pallisadirung zur Ausführung gelangt, so hatte sie wieder beseitigt werden müssen, um den unfertigen gedeckten Weg zu vollenden, und ferner, um im Frieden die Hölzer dem verderbenden Einflusse der Witterung zu entziehen. Später haben die Pallisaden auf dem Bankett des gedeckten Weges gestanden. Dauernd werden damit aber wohl nur die eingehenden Waffenplätze an den Hauptausgängen eingefaßt gewesen sein, was nöthig war, damit zu jeder Zeit der freie Verkehr nach außen schon durch das Verschließen der Pallisadenthore aufgehoben werden konnte.

Von jedem dieser sieben eingehenden Waffenplätze ab führte eine eingeschnittene Fahrbahn, die sogenannte Schlange, in flachen Windungen am Glacis hinunter und mündete in die entsprechende Heer- oder Landstraße ein.

Nach dem Umbau der Festung befanden sich somit in der Umfassung sieben fahrbare Verbindungen nach außen hin; ihrer zwei, das Hohethor und das Wendenthor, waren auf den alten Stellen verblieben; fünf waren verlegt worden. Zu diesen gehörte das Michaelisthor, das man 1716 für Fuhrwerke und später auch für Fußgänger gesperrt hatte, während als Ersatz ein einfaches Thor in der Verlängerung der Güldenstraße, das Wilhelmithor genannt, geschaffen worden war. Es öffnete sich nach Süden hin, ungefähr da, wo jetzt das dem Holzhändler Severin gehörende Wohnhaus, Wilhelmithorpromenade 1, seine Gartenfront hat. Zur Erlangung einer annähernd geraden Verbindung von der Güldenstraße ab hatten die Häuser hinter dem Gieseler beseitigt „und linker Hand der Kunst[6]) die Passage genommen werden müssen", die hier über den beginnenden Mauergraben und zwischen den Endprofilen der beiderseitigen Wälle hin auf die Hauptbrücke führte. Diese, nur 85 Meter lang, leitete nach dem Ravelin, aus dem der zur Güterexpedition in Benutzung genommene westliche Theil des Hauptbahnhofes entstanden ist[7]). Die Uferseite des angrenzenden Holzhofes zeigt ungefähr noch die rechte Kehllinie. An ihr entlang gehend, kam man zur Ravelinbrücke, von dieser auf den eingehenden Waffenplatz, durch das Pallisadenthor auf die Schlange und schließlich am Fuße des Glacis auf die Frankfurterstraße.

Nordöstlich von dem genannten Ravelin, am Einflusse des linken Okerarmes, lag die rings vom Wasser umgebene detachirte Bastion, auch Dorotheenbastion genannt. Sie deckte den Kalenwall und die zurückgebogenen Stücke des Bruchwalles und ist nebst einem Theile des Grabens zunächst nach der Entfestigung in einen Privatgarten und später in den Bahnhof umgewandelt worden. Der 12 Morgen 110 Quadratruthen haltende Garten, die sog. Küster'sche Insel, wurde zu diesem Zwecke für 22 000 Thlr. Gold angekauft.

Dem Wilhelmithore zunächst nach Westen befand sich das Bollwerk Eugen; es hatte einen ausspringenden Winkel von 88 Graden und umfaßte vom Umfluthgraben ab die Gegend der heutigen Ferdinandstraße und am Wilhelmithore sowie einen Theil der südlichen Wilhelmithorpromenade.

Nordwärts, durch die betreffenden Courtinen verbunden, folgten dann bis zum Ausflusse der Oker die Bollwerke Ferdinand, Karl, Elisabeth, Kaiser und Ludwig mit stumpfen Winkeln. Die beiden erstgenannten Werke sind nur noch ungefähr an den Ausbiegungen des verschmälerten Umfluthgrabens erkennbar. Der Ferdinandbastion, deren oberer Wallgang höher lag als ihr Hofraum, gehörte nämlich das Terrain der Pawelstraße und der Straße am Hohenthore mit den zunächst befindlichen Grundstücken an. Das Bollwerk Karl, eine Erweiterung der alten Bastion St. Petri, ist nach Schleifung der Festungswerke größtentheils in die Parkanlagen an der Hohenthorpromenade umgeschaffen worden.

Im Walle vor der Sonnenstraße waren, wie gesagt, das Hohethor und seine Durchfahrt in ihrer Lage verblieben. Um aber den Hauptgraben entsprechend ver-

5) Am Bruchwalle stand das Läuterhaus für Salpeter. Oestlich der Brücke am Gänsewinkel und etwas westlich der Stelle, auf der sich jetzt das Siegesdenkmal erhebt, war in den Jahren 1725 bis 1727 ein Pulverthurm in Kreuzform von Völcker erbaut worden. Die Gesammtkosten dafür und für das Trockenhaus dahinter betrugen 11 656 Thlr. 13 Mgr. Im Juni 1817 wurden diese Gebäude abgerissen und ein Pulvermagazin auf dem Bülten eingerichtet, von wo es nach dem Heidberge verlegt wurde.

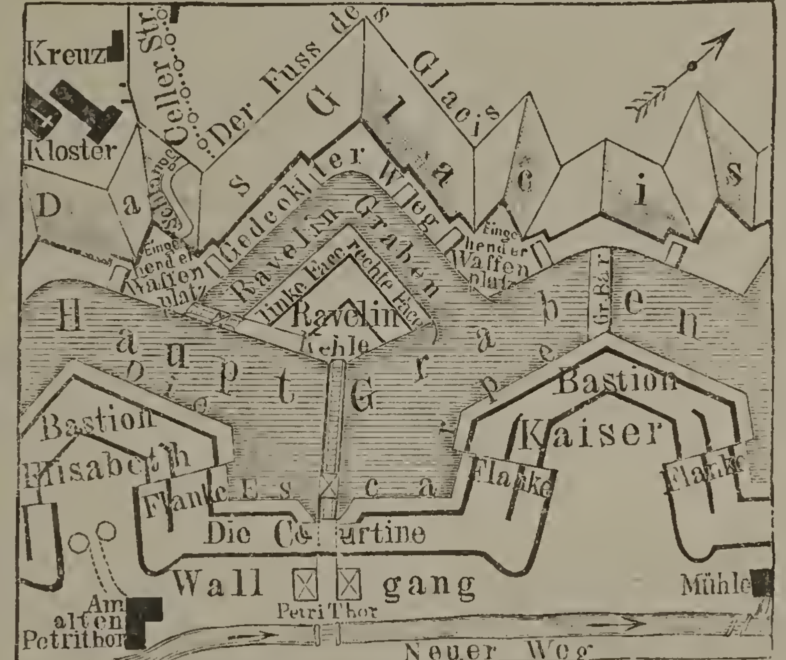
6) Die Kunst oder „Wasserkunst am Gieseler war 1561 aufgerichtet". Eine „Ordenung" darüber sowie über die anderen Wasserkünste (bei der Burgmühle, Neustadtmühle, Südmühle, Aegidienmühle) befindet sich in d. Stadtbibliothek.

7) In unmittelbarer Nähe dieses Gebiets, „auf dem Möncheberge", an der Stelle des großen Eisenbahngüterschuppens, soll das 1545 zerstörte Cyriacusstift gestanden haben, das vom Brunonen Ekbert II. zwischen 1068 u. 1090 gegründet worden war.

breitern und vor ihm ein Ravelin bauen zu können, hatte die Vorstadt Steinweg beseitigt werden müssen. Noch jetzt kennzeichnen die äußeren Grenzen der Grundstücke neben der Polizeistation am Madamenwege — Baptistenkapelle, Wachsmuth'sches Eigenthum, Zuckerfabrik von Grassau & Sohn — die Form des einstigen Ravelins, längs dessen linker halber Kehle der Ausweg hinzog, der am Fuße des Glacis in den Broitzemer- und in den Madamenweg einmündete.

Während Grund und Boden des südwärts gelegenen Ravelins, die Grundstücke am östlichen Theile der Sophienstraße und an der Wilmerdingstraße, bei Beseitigung der Festungswerke außerhalb des Umfluthgrabens geblieben ist, wurde der des nördlich gelegenen Ravelins in die Gärten 23 bis 28 an der Petrithorpromenade umgewandelt. Somit befinden sich das Südwestende dieser Promenade und Theile der ostwärts angrenzenden Grundstücke auf dem zugeschütteten Hauptgraben.

Im Hofraume des nächsten Bollwerks, das den Namen der Kaiserin Elisabeth trug und dem die Vorstadt Rennelberg hatte weichen müssen, blieben die Gebäude des äußern alten Petrithors bis zum Jahre 1788 als Pulvermagazine erhalten, wogegen der alte innere Thorthurm 1753 niedergelegt und das Thor bereits sechsundvierzig Jahre zuvor als öffentlicher Durchgang geschlossen worden war.



Mit der Verlegung des Thores verknüpfte sich die Schaffung neuer Zugangswege: die Häuserreihe an der Süd- und an der Nordseite des Radeklints war zuvor durchbrochen und der Südmühlengraben überbrückt[8]). Auch war die Erderhöhung mit der darauf vorhandenen alten Stadtmauer längs des Mühlengrabens abgetragen und daselbst die Straße „Neuerweg" angelegt worden.

Nur wenige Schritte vor obengenannter Brücke, d. h. nach außen, also nordwestlich davon, lag im Walle das von Quadern aufgeführte neue Petrithorgebäude. Es bestand aus einem Mittelbau, der die hohe überwölbte Durchfahrt enthielt, und aus zwei sich daran schließenden Flügeln, von denen sich jeder in zwei Geschossen zu drei Fenstern aufbaute. Die auf beiden Seiten mit dorischen Halbsäulen besetzten Stirnwände hatten im Friese des Hauptgebälks die gewöhnlichen Triglyphen oder Dreischlitze.

Etwa 40 Schritte südwestlich der Stelle, wo am linken Ufer des Umfluthgrabens die Kettenbrücke verankert ist, endigte die über dreimal so lange Hauptfestungsbrücke; denn das „Rosenthal" ist das Ravelin gewesen, an dessen linker halber Kehle die Passage lag, auf der man die Ravelinbrücke, von dieser ab den eingehenden Waffenplatz, dann die Schlange und am Glacisfuße die Cellerstraße erreichte[9]).

Den größten Bollwerkswinkel schlossen die Facen des nächsten Bollwerks, des Kaiserbollwerks[10]) ein; er maß 125 Grad, und seine Halbirungslinie, also die Kapitale des Werks, war auf das vor der Pünte, dem nordwestlichen Vorsprunge des heutigen Rosenberges, quer durch den Hauptgraben neu erbaute Petriwehr (Gr. Bär) gerichtet.

Die Courtinenwälle links und rechts lagen annähernd in gerader Linie zu einander. Solche Bollwerke, die nicht an einer Ecke des Polygons, sondern auf der Mitte einer langen Seite errichtet waren, — deren es noch vier auf der Nordost- und Ostseite gab — heißen Mittelbollwerke.

Vor der zum Ludwigsbollwerke hinziehenden Courtine, die der Mühlencanal durchschnitt, breitete sich das Neustadtmühlenravelin aus. Ihm zunächst nach Norden, durch einen 27 Meter breiten Wassergraben davon getrennt, befand sich noch ein Außenwerk, das ihm Schutz gewährte und wie die „großen Brillen" in Vauban's erster Manier die Form eines unregelmäßigen Vierseits hatte. Zwei der ungleichen Seiten waren nach außen gerichtet und mit einem starken Walle versehen. Von jeder dieser beiden Kampfseiten ab zog ein Ueberfallwehr zum gegenüberliegenden gedeckten Wege. Am nördlichen Ufer der ausfließenden Oker war der gedeckte Weg durch ein der „Brille" ähnliches, aber kleineres Werk mit nur schmalem Wassergraben verstärkt.

Das Gebiet des Neustadtmühlenravelins einschließlich der „Brille" und des seit einigen Jahren zugeschütteten Trennungsgrabens ist jetzt Eigenthum des Bankiers Alfred Löbbecke, dessen auf dem höchsten Punkte errichtete Villa sich im Bammelsburger Teiche spiegelt, der aus einem einst zum Hauptfestungsgraben gehörenden Flußarme geschaffen worden ist.

Aus verschiedenen Theilen dieses Hauptgrabens sowie des Okerbettes und aus dem Ludwigbollwerke ist die Besitzung des Commerzienraths Otto Löbbecke nebst den ihr anliegenden Grundstücken hervorgegangen.

Beim Ludwigbollwerke, dessen Hofraum tiefer lag als der obere Wallgang, war der Winkel am rechten Schulter-

8) Die jetzige Brücke ist ein Bauwerk späterer Zeit. Der Oberbaurath P. J. Krahe verfertigte dazu den Riß 1806.

9) Der Holzschnitt ist einem 1741 gezeichneten Grundrisse nachgebildet worden. Die feinen Linien an den Wall- und Brustwehrböschungen wurden fortgelassen, dagegen die Feuerlinien kräftiger hervorgehoben.

10) Am Kaiserbollwerke stand das Gießhaus.

punkte sehr stumpf und ausnahmsweise die Face wie die nicht zurückgezogene Flanke mit drei Etagen versehen.

Zwischen dieser Bastion und dem Rudolfbollwerke, dem der Gaußberg seine Entstehung verdankt[11]), floß die Oker in einer Breite von 27 Metern hindurch. Dies war damals ungefähr auch die Länge der Bammelsburgerbrücke, die beide Werke mit einander verband. Vor 24 Jahren aber, als hier die Oker verengert wurde, verkürzte man die Brücke, so daß die jetzige Durchlaßöffnung nur 2,85 Meter lichte Weite hat.

Aehnlich wie vor dem Kaiserbollwerke das Petriwehr, so lag vor dem Rudolfbollwerke das Wendenwehr. Ueber ihre Entstehung berichtet das „Raisonnement": „Statt der alten drei Wehre sollen zwei neue Bayern (Bären) erbaut werden, die so vor die Pünten der beiden Bollwerke zu liegen kommen, daß sie mit ihrer Höhe von der horizontalen Defense des Grabens nichts verdecken. Sie erhalten an beiden Enden die vollkommene Proportion der Bayern, während in der Mitte bei großen Fluthen das Wasser durch sechs Intervallen fällt, so mit starken Pfeilern unterschieden sind".

Ob die Ausführung der beiden Wehre diesem Entwurfe entsprechend gewesen ist, bleibt ungewiß; jedenfalls hatten sie in der letzten Festungszeit eine abweichende Einrichtung: das Petriwehr war ohne Ueberfälle und nur mit vier Oeffnungen, jede mit vier Schützen versehen, die zusammen im Lichten 41 Fuß 4 Zoll Breite einnahmen und deren obere Kante 5 Fuß über dem Grundbaume lag. Das Wendenwehr enthielt vier Ueberfälle, die zusammen 52 Fuß 3 Zoll maßen, und besaß außerdem zwei Oeffnungen, jede mit drei Schützen, die überhaupt 20 Fuß 4 Zoll Weite hatten. Die Höhe des Wasserstandes vor diesen Schützen betrug 5 Fuß 3 Zoll, und ebenso hoch lagen die Sättel der Ueberfälle. Um nicht als Uebergangsmittel zum Ueberschreiten des Grabens benutzt werden zu können, waren beide Wehre oben dachförmig abgekantet.

Anders verhielt es sich mit den zuvor genannten beiden Wehren zu den Seiten der „großen Brille", die dem Zwecke dienten, das Wasser in den nördlichen Festungsgräben zu Gunsten der Vertheidigung zurückzuhalten, falls der Feind die Freifluth bei Oelper zerstört haben sollte. Sie waren vermuthlich als Ueberfallwehre dammartig nur aus Pfahlwerk und Erde gebildet und, um bei etwaigen Ausbesserungen und Uferbauten das Wasser ablassen zu können, mit einer Schütze versehen.

Das Terrain des Ravelins am Okerausflusse gehört jetzt zur Bammelsburgerstraße und zu den ihr anliegenden Grundstücken unmittelbar diesseits der Gaußbrücke, indem der dortige Umfluthgraben zum Theil dem Ravelingraben entstammt.

Bis zum Wendenthore reichte die rechte Flanke des Rudolfbollwerks. Hier blieb die vorhandene Verbindung mit dem Außenfelde bestehen; und das zwei Flügel enthaltende neue Thorgebäude hatte seine mit toscanischen Pfeilern eingerahmte Einfahrt von der Stadt her nahezu da, wo gegenwärtig die Straße zwischen dem vormaligen Herzogl. Krankenhause und der südlichen Ecke des dem Hof-Kupferschmiede Görtz gehörenden Wohnhauses 1 hinführt. Die Brücke über dem Hauptgraben aber, die ihren Anfang im Courtinenpunkte nahm, ist vom Untergrunde des östlichen viertelkreisförmigen Rasenplatzes abgehend zu denken, denn in dieser Gegend befand sich in entsprechender Tiefe die vom Wasser des Hauptgrabens bespülte Escarpe und auf dem Flächenraume der Hauswaldt'schen Fabrik das Ravelin, von dem man links zunächst über den Graben und dann vom Waffenplatze ab am Glacis hinunter auf die Hamburgerstraße gelangte.

Dem Rudolfbollwerke reihten sich die Befestigungen der Nordost- u. Ostumwallung an. Aus den drei Polygonseiten der äußeren Vertheidigungslinie waren sieben bastionirte Fronten geschaffen worden; zwei bis zur Fallersleber- oder Leopoldbastion, drei von dieser bis zur Bastion St. Magni, später Friedrichbastion genannt, und endlich wieder zwei bis zum Aegidien- oder Christinenbollwerke. So hießen denn auf diesen Fronten die Bollwerke der Reihe nach zuletzt: August, Leopold, Anton, Ulrich, Friedrich, Wilhelm und Christine. Nur die aus den alten Bollwerken hervorgegangenen lagen an Ecken; die ganz neu aufgeführten übrigen sind Mittelbollwerke gewesen.

Das Augustbollwerk nahm den Raum ein, den jetzt der größte Theil der mittleren Wendenthorpromenade mit den beiderseits anliegenden Grundstücken einnimmt. Da der nächste Courtinenwall — der einzige, dessen Faussebraie nach außen gebrochen war — in nur geringem Abstande vor dem alten Mauer- und Wendenmühlengraben hinzog, so liegen unzweifelhaft das Ostende der Wendenthorpromenade, die Häuser 13 bis einschl. 15 mit dem nördlichen Theile ihrer Gärten und das Nordende der Fallerslebertborpromenade nebst den Grundstücken 5 bis 8 auf dem verfüllten Hauptgraben, wohingegen die neue Promenade bis zur Hochschulbrücke und die Grundstücke 24 bis 27 auf dem Grund und Boden des Ravelins entstanden sind. Der diese begrenzende Umfluthgraben ist der frühere Ravelingraben in fast unveränderter Gestalt.

Vom Leopoldbollwerke, dem das alte Fallersleberbollwerk und das alte Thorgewölbe einverleibt worden waren, sind einige auffallende Ueberreste im Garten des Grundstücks 5 zu finden, 100 Schritte stromabwärts von der jetzigen Fallerslebertborbrücke.

Vollständig eingeebnet zeigt das Fallerslebertborravelin, das die Verbindung mit der Gliesmaroder — Berlinerstraße vermittelte, nach außen keine Grenzen mehr. Mit seinem Graben, seinem gedeckten Wege und dem Glacis bildet es jetzt eine Fläche, die von der Infanteriecaserne mit ihren Nebengebäuden und Höfen ein-

---

11) Zuerst führte der künstliche Hügel den Namen „Anatomieberg". Er erhielt diese Bezeichnung nach dem auf seiner Kuppe stehen gebliebenen Gebäude, in dem seit Gründung der Anatomie (1750) sich das Institut und die pathologisch-anatomische Sammlung befanden. Im Jahre 1823 wurden diese in Gebäude verlegt, die am linken Ufer des östlichen Umfluthgrabens an der Stelle standen, wo gegenwärtig der Garten des Ziegeleibesitzers Meyer, Neuepromenade 25, nach dem Wasser zu die Spitze bildet. Am 4. Janr. 1869 ist die Anatomie geschlossen worden.

genommen wird, so daß die Mauer an der Casernenstraße fast überall den Fuß des Glacis bezeichnet. Nach der Stadt zu läßt sich an der Form des rechten „Okerufers“ die Kehle des Ravelins erkennen. Was die Hauptbrücke und den überwölbten Durchgang durch den Hauptwall anbetrifft, so ist deren Richtung auf dem Puhst'schen Grundstücke am Fallersleberthore 18 noch festzustellen. Sie muß nahezu gleichlaufend mit der Parkgrenze gesucht werden, in Anbetracht, daß vor einigen Jahren beim Bau des Hauses für römische Bäder ein Steinpflaster in der Erde aufgefunden worden ist, das wahrscheinlich der Thorfahrbahn angehört hat. Danach, sowie nach den Plänen zu schließen, betrat man von der Stadt kommend, das Portal des Fallersleberthorgebäudes da, wo man gegenwärtig durch die südliche Gartenpforte das Grundstück des Rentners Demmeland an der Theaterpromenade 18 betritt. Auch der Durchgang dieses Thores war mit einem Tonnengewölbe überspannt. Zu den Seiten der Einfahrt standen doppelte toscanische Pfeiler und Nebenpfeiler und der Bogen ruhte auf Kämpfern. Die Abmessungen der Flügel entsprachen denen der anderen neuen Thorgebäude.

Die beiden Thorbrücken mochten im Jahre 1782 baufällig geworden sein, denn die Communication führte zu dieser Zeit nicht an der halben Ravelinkehle, sondern diesseits des Grabens auf dem Wallgange der Faussebraie entlang, dann durch den Unterwall der rechten Face des Leopoldbollwerks und hier über eine neue Brücke zum eingehenden Waffenplatze. Auf der alten Brückenstelle war dem Unterwalle eine kleine 30 Meter vorspringende Bastion angehängt worden.

Südwärts folgten zunächst die Bollwerke Anton und Ulrich. Ihre Wälle blieben bis auf den heutigen Tag größtentheils erhalten; es sind die Hügel im Herzoglichen Parke nördlich und südlich vom Theatergebäude, deren mit malerischen Baumgruppen vielfach eingerahmte Wege angenehme Spaziergänge bieten, ohne dem unbefangenen Wanderer den ernsten Zweck der ersten Anlage dieser „Berge“ ahnen zu lassen.

Drüben, am andern Ufer des Umfluthgrabens, neben der Kaiser-Wilhelmbrücke, auf zwei Seiten von einer Planke eingefaßt, schauen unter Eichen ein halbverschütteter Graben und ein werthvolles Stückchen Erde hervor, Ueberbleibsel des Ravelins, das dem Courtinenwalle zwischen genannten Bollwerken vorlag. In diesem Courtinenwalle befand sich die alte Durchfahrt des früheren Steinthors. Zwar blieb hier das Gewölbe bis zur Schleifung der Festungswerke erhalten, die Thorpassage aber war gleich beim Umbau in die nächste Courtine verlegt worden [12]. Gerade dem Ausgange des „Schulwegs“ gegenüber, an der Ecke des Parks, ist die Stelle, auf der die Westfront des neuen, ebenfalls durch den Wall reichenden Steinthorgebäudes gestanden hat. Im Mittelbau befand sich die 3,75 Meter breite, 7,50 Meter hohe Thoröffnung mit Halbkreisbogen. Die Wandflächen daneben — auch die an der Ostfaçade — waren „mit doppelten ionischen quadrirten Wandpfeilern und den dazu gehörigen Zierrathen“ ausgestattet. Form und Eintheilung der beiden Flügel stimmten mit denen der bereits genannten neuen Thoranlagen überein. Das Gewölbe des Mittelbaues war ein starkes Tonnengewölbe mit einigen Rippen versehen.

In der Verlängerung dieser Durchfahrt führte die lange Pfahljochbrücke zum Ravelin, von dem man rechts über die Brücke zum eingehenden Waffenplatze und dann zur Helmstedterstraße gelangte. Den Hauptkörper dieses Ravelins erblickt man noch als kleine Anhöhe im Herzogl. Parke nahe der Steinthorbrücke. Mithin liegt der größere, westliche Theil der Gegend „am Steinthore“ auf dem Erdboden, womit der Hauptgraben hier ausgefüllt worden ist, und die eine Diagonale des darauf errichteten Museums kommt — wie ein Vergleich der nachfolgenden Grundrisse „Sonst“ und „Jetzt“ ergiebt — ungefähr der Lage und Länge der dort vorhanden gewesenen langen Pfahljochbrücke gleich. Mehrere Jahre

Sonst.

Jetzt.

hindurch muß auch diese Verbindung unterbrochen gewesen sein; denn statt ihrer enthalten die Pläne von 1769 und 1782 nur eine Brücke mit Aufzug zwischen dem betreffenden Waffenplatze und der Faussebraie an der linken Face der Friedrichbastion.

Diese, aus dem alten Maguibollwerke durch Umbau entstandene Bastion lag am nächsten Winkelpunkte des Polygons. Da hier der Thordurchgang beseitigt worden war, so zog der Courtinenwall ohne Unterbrechung bis zum Bollwerke Wilhelm. Es ist dies das berühmte Werk, gegen welches Prinz Xaver seinen Hauptangriff

12) Ein anderer überwölbter Gang ist größtentheils noch jetzt erhalten; er liegt unter dem Hügel neben dem Parkwärterhause und dient als Obstkeller. Der 22,60 Meter lange, von Westen nach Osten ziehende Theil gehört der vorletzten Festungsperiode an, während das vom Knie ab gen Süden gerichtete 7,50 lange Stück später entstanden ist. Das mit Radabweisern versehene Ausgangsthor bildet den Kellereingang, zu dem man innerhalb eines Borkenhäuschens auf einer Leiter hinabsteigt.

richtete und aus dem, wie bereits erwähnt worden ist, der Monumentsplatz geschaffen wurde, der mit seinen Rasenplätzen und Fontänen, mit seinem Obelisk und dem reichen Kranze dichtbelaubter Kastanienbäume zur Blüthezeit ein Bild von ganz besonderer Schönheit bietet. Wie alle anderen angehängten neuen Bollwerke, so erhob sich also auch dies Bollwerk zum Theil auf dem zugeschütteten alten Wallgraben

Ueber die seitwärts gelegenen beiden Raveline, deren Gräben vor nicht gar langer Zeit sich noch als schmutzige Vertiefungen unangenehm bemerkbar machten, führen heute von Prachtbauten eingerahmte Straßen hinweg. Ungefähr da, wo sich Leonhard- und Adolfstraße kreuzen, hatte das linke Ravelin seinen ausspringenden Winkel; wo sich Ottmer- und Adolfstraße durchschneiden, lag des andern Spitze.

Das Christinenbollwerk mit der Windmühle war das nächste und südlichste Bollwerk auf dieser Seite, dessen Kern, das alte Aegidienbollwerk, ihm an Größe ziemlich nahe kam. Uebrigens giebt der von dieser Eckbastion übrig gebliebene Windmühlenberg in seiner jetzigen Gestalt kein Maß für ihre vorige Höhe; die Kuppe ist vielmehr ein Erdauftrag aus späterer Zeit, um den Hügel zu dem herrlichen Aussichtspunkte zu gestalten, der er in der That geworden ist. Schon die Windmühle auf der Bastion gab Gelegenheit zu einer weiten Rundsicht und zum Einblick in die hier beginnende Südfront mit dem „hohl“ gebliebenen Luisenbollwerke, von dem das „Raisonnement“ behauptet, daß es genug Defense habe, weil es mitten im Moraste liege. Vorzugsweise auf dem Grunde dieses Bollwerks ist nach Beseitigung der Festungswerke Hollandt's Garten (Hörstel's Garten) angelegt worden. Dem Schöpfer und ersten Besitzer der prächtigen Anlagen, dem Kaufmann Dietrich Wilhelm Krause, wurde von seinen Erben auf einer kleinen Anhöhe im Parke ein Denkmal errichtet, über dem jetzt breitästige Ahornbäume sich zum Schatten spendenden Dache wölben.

Den Verbindungswall der Bollwerke Christine und Luise durchbrach die Augustthorpassage. Der nördlichste Theil der Wolfenbüttlerstraße und die Obergstraße mit den anliegenden Gärten und Häusern sind auf dem eingeebneten Ravelin entstanden; ein Neubau erhebt sich auf dem Platze des Thorgebändes, das nach den Plänen des Obersten v. Möring im Jahre 1730 erbaut worden war[13]). „Wegen seiner festen und geschmackvollen Bauart war dieses bei der allgemeinen Demolition verschont geblieben“. Zunächst wurde es zu einem Stockhause, dann zu einer Kaserne eingerichtet und ist nun den alles umgestaltenden Baunternehmungen der Gegenwart zum Opfer gefallen. Nachdem man beim Niederreißen den Einbau in der einstigen Durchfahrt beseitigt hatte, zeigte sich diese wieder als eine durch die ganze Tiefe des Gebäudes reichende, 18,50 Meter lange und fast 8 Meter breite Halle, mit einem Tonnengewölbe überspannt, dessen lichte Scheitelhöhe 7,50 Meter betrug. An den Stirnseiten dieses gewölbten Raumes hatten die Thoröffnungen 3,75 Meter Breite, 4,20 Meter Kämpferhöhe und einen Bogenhalbmesser von 1,88 Metern. Dabei waren die Wände 1,60 und 2,75 Meter starke Mauern, die wohl der fernsten Nachwelt den Beweis hätten liefern können, daß hier Braunschweigs schützende Schranken sich öffneten, wie es die lateinischen Inschriften der am Thorgebäude angebrachten Tafeln verkündeten.

Die stadtwärts gekehrte Inschrift lautete in deutscher Uebersetzung:

Ludwig Rudolf,

Herzog von Braunschweig und Lüneburg, der beste Fürst, fromm, gerecht, milde, hat zu Beginn seiner Regierung unter dem Beifall der Unterthanen die neue Befestigung der Stadt beendet[14]) und dieses Thor zum ewigen Verkehr der Völker und zur Ergötzung der Bürger eröffnet.

Die nach Süden gerichtete Inschrift lautete ins Deutsche übertragen:

Ludwig Rudolf,

Herzog von Braunschweig und Lüneburg, gerecht, milde, hochherzig, ein Vater des Vaterlandes, hat als ewiges Denkmal seiner Liebe, in Verehrung des brüderlichen Gedächtnisses dieses von dem hochseligen **August Wilhelm**, Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, begonnene Thor glücklich vollenden und mit gemeißeltem Bildwerke schmücken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Joh. Arnold Eberts an Lessing.

Als ein kleiner Nachtrag zu dem Aufsatze, den Dr. Karl Schüddekopf über „Joh. Arnold Ebert und den Braunschweigischen Hof“ im vorigen Jahrgange des Magazins (Nr. 3 u. 4) veröffentlicht hat, möge ein Brief Ebert's hier eine Stelle finden, der erst vor Kurzem aus Privatbesitz in das Herzogliche Landeshauptarchiv gerettet worden ist. Da er an keinen Geringeren als Lessing gerichtet und, so viel wir sehen, noch niemals gedruckt worden ist, so wird seine Mittheilung allen den Kreisen nicht unwillkommen sein, die jede Erweiterung der Kenntniß des großen Mannes, der ihn einst empfing, seines Lebens und Wirkens, sowie der Beziehungen zu seinen Zeitgenossen als einen Gewinn betrachten. Das Schreiben ist die Antwort auf den bekannten Brief

13) Das Gewölbe war noch nicht geschlossen, als Herzog August Wilhelm am 3 August 1730 durch dies Thor einzog Die Vollendung desselben, das nach ihm „Augustthor“ genannt wurde, erlebte der Fürst († 1731) nicht mehr, doch verkündete eine lateinische Inschrift auf der über dem äußeren Bogen angebrachten Tafel, daß er den Bau begonnen Ganz oben prangte das aus Stein gemeißelte Herzogl. Braunschw. Lüneburgische Wappen mit den wilden Mannern als Schildhaltern Ebenfalls stand an dem vorspringenden Mittelbau rechts und links neben jeder Einfahrt auf einem Postamente eine hohe schlanke Steinpyramide mit Kriegswaffen und Musikinstrumenten in halb erhabener Arbeit. Bei dem 1803 begonnenen Umbau des Gebäudes sind das Wappen und die Pyramiden entfernt worden.

14) Diese Stelle, im lateinischen Texte „novam munitionem urbis finivit“, wird mit Einschränkung zu verstehen sein. Vergl die Mittheilung über die Bedenken des Ingenieur-Capitäns Stövesand vom 20. Mai 1744, Nr. 14, S. 107 Spalte 2 letzter Absatz.

Lessing's an Ebert vom 22. November 1770, der wiederholt, u. A. in der Hempel'schen Ausgabe der Werke Lessings B. 20 Abth. 2 S. 385 abgedruckt worden ist.
P. Z.

Sie wollen mich also doch zwingen, liebster Leßing, an Sie zu schreiben? Ist es wohl erlaubt, daß zwey Freunde, die nur eine Meile weit von einander entfernt sind, einander schreiben? Wie Sie noch in Hamburg waren, da konnte es freylich nicht anders seyn! Aber, nachdem der Himmel, — oder, was Sie wollen, Sie mir so nahe gebracht hat, glaubte ich über alle Berge weg zu seyn; denn ein Berg scheint mir jeder Brief, den ich übersteigen muß, und der mir manchmal unersteiglich ist. Was hilft mir nun die Erfüllung eines von meinen liebsten Wünschen, wenn Sie sich selbst wieder von mir so weit, als Hamburg, oder gar bis nach Italien, wegrücken? — Ich danke Ihnen herzlich für die Mittheilung der vortrefflichen Oden unsers Ramlers, und seines Briefes. Die an die Venus U[rania] habe ich dem E[rb] P[rinzen] vorgelesen. Sie gefiel ihm sehr. Er glaubt, daß der Cyneas der Gr. v. Finkenstein sey, und entsinnt sich gehört zu haben, daß sein Sohn sich kürzlich verheirathet habe[1]). Die andere Ode las er selbst zweymal hinter einander mit großem Vergnügen[2]). Ich las ihm auch seinen Brief an Sie vor; denn er war zum Theil für mich zu schmeichelhaft, als daß ich nicht damit hätte pralen sollen; mit der Ehre, von einem Ramler geschätzet zu seyn! Es hat auch, wie mich dünkt, für Prinzen seinen guten Nutzen, wenn sie sehen, wie Gelehrte einander ehren; sie können es dadurch vielleicht auch lernen. Zwar hat der unsrige Gott Lob! ein solches Beyspiel kaum nöthig. — Die Ode an die Könige ist ein Wetterstral von der Klaue des Jupiterschen Adlers auf die Tyrannen heruntergeschleudert. Ich wünschte Ramlern selbst sie donnern zu hören. — Nur das Wort in der ersten Strophe, Tropheen, will mir nicht recht gefallen. Es scheint hier anstatt aller Werke der Kunst zu stehen. Ein Vertheidiger der Kriege könnte vielleicht sagen, daß die eigentlichen Tropheen selbst dem Kriege ihr Daseyn zu danken haben. — Es müßte auch wohl eigentlich Tropheen geschrieben werden, weil wir es vermuthlich aus den neueren Sprachen angenommen haben; nach dem Griechischen müßte es Tropäen heißen[3]). — In Ansehung meiner ersten Critik besorge ich sehr, daß ich irre; denn wie sorgfältig und richtig ist Ramler in der Wahl seiner Ausdrücke! Ist nicht, außer Horazens Schwunge, auch deßelben curiosa felicitas sein? — Wollte der Himmel, daß ich ihm auch hierinn ähnlich wäre! Was ist einer, der feilt und polirt, gegen einen, der nicht allein dieß versteht, sondern auch Gold machen kann? Nichts mehr, als was ein guter Handwerker gegen einen erfindsamen Künstler ist. — Ich habe mich recht betrübt, da ich aus seinem Briefe gesehn habe, daß zum zweyten Theile seiner Oden noch nicht mehr fertig ist, als die wenigen Stücke, die bisher erschienen sind. Aus dem, was mir Hr. Moses von diesem zweyten Theile sagte, hatte ich mehr Hoffnung geschöpfet[4]). — Treiben Sie ihn doch an, und laßen sich von ihm antreiben. — Ich habe ja noch keine Sylbe von Ihrer antityrannischen Tragödie gesehn[5]); und folglich auch weder mir noch dem E[rb]-P[rinzen] diese Stelle in dem Briefe erklären können. — Hr. Raspe[6]) hat mir vor einiger Zeit geschrieben: „Hr. Heydinger, ein deutscher Buchhändler in London, der erste, der in jenem Lande der deutschen Litteratur nützen will, hat sich durch Vaterlandsliebe und Freunde bereden laßen, a German Review drucken zu laßen. Die Recensionen und Auszüge deutsch geschriebener Bücher sollen von deutschen Gelehrten, aber in englischer Sprache, gemacht, und davon der Bogen mit 1. 2. Guineen bezahlt werden. Auf Sie und Hr. Leßingen ist mitgerechnet. Schreiben Sie mir, ob mit Recht oder mit Unrecht." — Auf mich, weiß ich gewiß, mit Unrecht: denn, ob mir gleich Glover[7]) kürzlich wegen meines englischen Stils ein sehr großes Compliment gemacht hat, so laße ich mich doch dadurch nicht so sehr berauschen und bethören, daß ich glauben sollte, ich könnte nunmehr eben so leicht an das weniger höfliche Publicum schreiben; zumal, da ich dadurch nicht nur meine Ehre, sondern auch die Ehre anderer und beßerer Leute aufs Spiel setzte. — Auf Sie, denke ich, auch mit Unrecht. Denn, wenn Sie gleich noch so gut englisch schrieben, so können Sie doch was gescheidters thun, als Recensionen fremder Bücher machen. — Das letztere

---

1) Die Ode an die Venus Urania Berlin 2. November 1770" 4°, in Ramlers poetischen Werken (Berlin 1825) Th. I S. 107 wiederholt, bezieht sich, wie der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand richtig vermuthete, auf die Vermählung des jungen Grafen Friedr. Ludw. Karl v. Finkenstein mit der Gräfin Karoline v Schönburg-Glauchau, die an jenem Tage geschah.

2) Die andere Ode, die Ebert dem Erbprinzen übergeben sollte, ist wohl die „auf den Tod des preuß Prinzen Friedrich Heinrich Karls", die ebenfalls in Berlin 1770 in 4° erschien u. a. a. O. Seite 100 ff. wieder gedruckt ist.

3) Die Schreibart „Trophäen" ist in den Poet. Werken von 1825 S 55 beibehalten.

4) Es handelt sich um die Sammlung, die als „lyrische Gedichte" 1772 in Berlin in 8° erschienen. „Hr. Moses" ist Lessings bekannter Freund Moses Mendelssohn.

5) Es ist das Trauerspiel Emilia Galotti, das 1772 erschien und zuerst in Braunschweig am Geburtstage der Herzogin am 13. März 1772 aufgeführt wurde. Die von Zachariä damals herausgegebene Neue Braunschw. Zeitung vom 16. März 1772 sagt über diese Aufführung: „Abends wurde von der Döbbelinischen Schauspielergesellschaft ein auf diesen glücklichen Tag besonders verfertigtes Vorspiel: Diana im Hain der Musen, vorgestellt; worauf ein von unserm berühmten Herrn Leßing neuverfertigtes Trauerspiel: Emilia Gallotti, aufgeführet wurde, und den allgemeinen Beyfall erhielt, den das vortrefliche und reife Werk eines solchen für das Theater gebohrnen Schriftstellers verdiente. Die darinn vorkommenden Schauspieler und Schauspielerinnen machen ihrer Kunst alle Ehre. Den Beschluß machte ein grosses Ballet: Philemon und Baucis".

6) Wohl Rudolf Erich Raspe, damals Professor am Karolinum in Kassel und Mitglied der Londoner Societät der Wissenschaften. Des Diebstahls von Münzen überführt, floh er nach England und starb gegen Ende des Jahres 1794 in Irland. Er ist der Verfasser der Reisen und Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen in englischer Sprache, die dann Bürger ins Deutsche übersetzte.

7) Der englische Dichter Rich Glover († 1785), dessen „Leonidas" Ebert übersetzt hatte.

wünscht auch Bode[8]) von Ihnen zu seinem Wandsbecker-Bothen. „Hrn. L. bitte ich zu sagen, oder, wenn das nicht bald geschehen könnte, aufs dringendste zu schreiben, daß mir gar zu sehr daran gelegen ist, in meinen ersten Blättern ein Paar Aufsätze oder nur Einen von ihm zu haben. Er muß einmal aus Freundschaft etwas, vielleicht ihm nicht ganz angenehmes, thun!" — Nicht wahr, das läßt sich doch noch eher hören? Patriotismus und Freundschaft zugleich! Und das in einer Sprache, worinn wir allen den Witz und Verstand zeigen können, den wir haben! — Empfehlen Sie mich ja unserm theuern Horaz aufs beste; und machen Sie mir die Freude, Sie bald hier zu sehen.

Br[aunschweig] d. 15. Dec. 1770. J. A. Ebert.

PS. Noch Eine grammaticalische Kleinigkeit, — die es doch für einen Ramler nicht ist. Das Trümmern in der 1. Str. muß wohl Trümmer heißen, von dem alten Singular Trumm[9]). Autoren, wie Horaz und Ramler, müßen nichts, was falsch ist, durch Ihr Beyspiel autorisiren. — Es ist, so viel ich weiß, kein englischer Poet wegen seiner Stärke in Epigrammen berühmt geworden, außer dem Dr. Evans, der ein Zeitgenoß von Pope war, und vielleicht noch lebt[10]). Aber es ist nie eine Sammlung davon herausgekommen. Ich vermuthe auch, daß Young viele gemacht hat; aber ohne Zweifel hat er sie kurz vor seinem Tode mit seinen übrigen Mscrptu verbrannt. Von dem Gespenst in der Dunciade[11]), James More Smith, der sich verschiedene Werke anderer Scribenten zugeeignet hatte, heißt es B. II. 115.

Songs, sonnets, epigrams the winds uplift,
And whisk 'em back to Evans, Young, and Swift.

Bücherschau.

Louis Engelbrecht. Der neue Förster. Schauspiel in fünf Acten. Braunschweig, Benno Goeritz. 1896. 171 S. kl. 8⁰. 2 M.

Das Magazin ist keine Welt-Wetterwarte; es verfolgt an dieser Stelle mit Antheil und Achtung die heimischen Erzeugnisse der Litteratur und hat seine Freude daran, das Gedächtniß so mannichfachen Schaffens an seinem Theile aufbewahren helfen zu können. So verdient Engelbrechts Neuer Förster auf- und auszeichnende Aufmerksamkeit. Denn nicht gerade oft hat sich die dramatische Muse einem Braunschweiger in neueren Zeiten hold erwiesen, und jedes Zeichen ihrer Gunst soll mit Dankbarkeit angenommen werden. Dem Stücke fehlt freilich, den wir nur ungern vermissen, der heimische Erdgeruch. Vielleicht bleibt von den Bestrebungen der Realisten, Naturalisten und sonstigen modernen -isten als der beste Theil, daß der Sinn auf die feste Umgrenzung einer Landschaft, einer Stadt gelenkt ist, und daß sich die Erkenntniß Bahn bricht, daß hier, sagen wir kurz, auf dem Boden der Heimath die suchenden Wurzeln am tiefsten Lebenskräfte zu assimiliren, herauszuholen und zu formenschönen und auch nützlichen Gebilden zu verwenden vermögen. Anzengrubers' Beispiel beweist, was die genaue und liebevolle Berührung mit dem wirklichen Volksleben einem Dichter sein und werden kann.

Diesen Vortheil, wenn ich es so nennen soll, hat sich Engelbrecht entgehen lassen; er hat sich gescheut, seine Leute, meinetwegen nach Benneckenstein im Harz zu verpflanzen, er hat sie mehr in eine Ideallandschaft, sagen wir, eines heutigen Düsseldorfer Meisters, hineingezeichnet. So haftet ihnen eine gewisse Unsicherheit im Auftreten an, es ist nicht ganz heimathlicher Boden, auf dem sie sich bewegen. Und darunter hat auch die Conception gelitten. Wenn man die Sache ganz deutlich machen wollte, könnte man sagen, es ist etwas am Phantom gezeigt worden, nicht am gesunden, kranken oder sterbenden Körper. Und was ist gezeigt worden? Eine wildernde Gebirgsgemeinde wird durch das entschlossene, edelmüthige und heroische Verhalten eines neuen Forstbeamten vollständig umgestimmt. Dieser befreit sich im Stücke von einem auf ihm lastenden Zwange und verlobt sich mit einer unverdorbenen Müllerstochter, deren Vater, ein Gelegenheitswilddieb, von dem vorigen Förster erschossen ist, und ihr Bruder, der den natürlichen Gedanken der Blutrache insofern übertreibt, als er die Verpflichtung sogar auf den neuen Förster ausdehnen zu müssen glaubt, wird als räudiges und unheilbares Schaf nicht nur aus der Familie, sondern auch aus der bekehrten Gemeinde hinausgethan, nicht ohne daß er vorher seinen volksthümlichen Gefühlen durch eine nicht recht verständlich gemachte Verbeugung vor den modernen sozialistischen Ideen die eigentliche Spitze abgebrochen hat. Durch das Stück geht als ehrlicher Makler und als Derjenige, der in Stücken der alten Schule als Coulisse, als Bank von Stein oder als Kreuz am Wege hätte vorlieb nehmen müssen, um Alles mit anzuhören, was die Personen der Handlung auf dem Herzen haben, und was der Zuhörer so oder so erfahren muß, ein alter Pfarrer, der deshalb um so sympathischer berührt, als er nicht mit der Absicht, ihn und den Stand herabzusetzen, gezeichnet ist.

Es läßt sich nicht leugnen, es liegt in dem Schauspiel Engelbrechts viel gute Beobachtung und eine erfreuliche Gesinnung. Einzelne Scenen sind voll Lebenswahrheit und die ersten Acte halten den Leser in steigender Spannung. Aber nicht aller Personen Empfindungen scheinen ihrer Lage und ihren Verhältnissen so angemessen oder so allgemein menschlich zu sein, daß man entweder von dem getreuen Abbilde des irgendwie menschlichen Lebens getroffen würde, oder sich auf eine schließlich das Herz weitende Höhe irdischer Gefühle mit hinaufreißen ließe oder sich willig in einen dunkeln Abgrund des Verzagens mit hinabstürzen möchte.

Rühmlich zeichnet den Verfasser vor Vielen aus, daß er es verschmäht hat, durch pikante Motive seine Handlung den modernen Kunstrichtern, d. h. zahlungsfähigen Parkettgästen, schmackhaft zu machen. Wir wünschen ihm, daß er sich durch den Erfolg, den sein Stück unstreitig gehabt hat, zu neuem Schaffen angespornt fühlen möge. K. M.

---

8. Joh. Joachim Christoph Bode, geb. zu Braunschweig am 16. Jan. 1730, † 13. Dec. 1793, der bekannte Freund Lessings.

9. In dem Gedichte „An die Könige". In der Ausgabe von 1825 steht richtig: „Trümmer".

10. Abel Evans, Geistlicher, geb. Febr. 1679, † 18. October 1737.

11. Die drei ersten Bücher der „Dunciad" von Alexander Pope erschienen 1728, das vierte 1742.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 2. August. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigs letzte Befestigungen.

Von C. Gerloff.

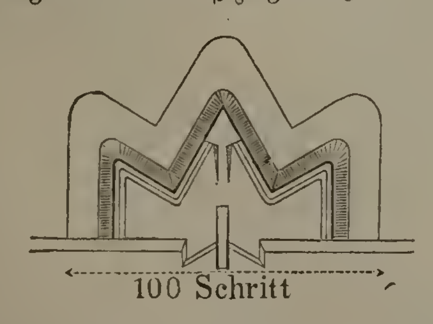
(Fortsetzung.)

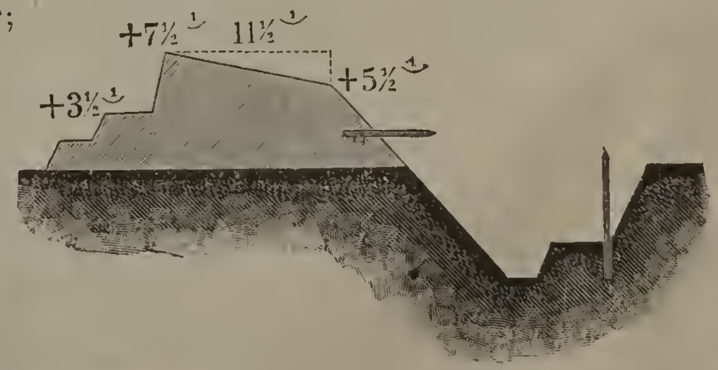
Die äußeren oder vorliegenden Werke.

Nicht weit vor dem Glacis lagen verschiedene, einem Angreifer Deckung und günstige Geschützaufstellungen gewährende Terrainpunkte. In nächster Nähe waren sogar Bodenerhebungen vorhanden, die viele Theile des Walles überragten. Für sehr bedrohlich in dieser Hinsicht galten der Giersberg vor dem Steinthore und das Feld auf dem Piepenstiege vor dem Hohenthore. Beide Höhen hatte man deshalb noch mit Befestigungen, sog. äußeren Werken, bedacht, die hier zwar nicht sturmfrei, d. h. nicht gesichert gegen den Anlauf feindlicher Sturmcolonnen waren, die aber doch durch Lage und Einrichtung große Widerstandskraft besaßen. Schon im September 1761 waren sie vorhanden, und ein Plan von 1769 nennt sie neue Schanzen.

Auf dem Piepenstiege, wo jetzt das große Etablissement des Fuhrunternehmers und Posthalters Fricke, Broitzemerstraße 1, sich ausdehnt, war eine „doppelte Scheere“, auch „doppelte Zange“ genannt, erbaut worden. Ihre Kehle, durch einen Graben und zwei Pallisadenreihen geschlossen, enthielt den besonders beschützten Eingang, zu dem der Weg von dem tiefer liegenden rückwärtigen Gelände ab, wo sich zunächst der Friedhof der reformirten Gemeinde befindet, hinaufführte.

Der hier folgende Grundriß zeigt die Form der Scheere;





das Profil daneben bringt Stärke und Höhe der Brustwehr, ebenfalls die Lage der Sturmpfähle und die Stellung der Pallisaden im vordern Graben zur Anschauung.

Der früher (1615) ungenügend abgetragene Giersberg war mittelst einer Flesche mit Flanken (Lünette) befestigt worden. Sie stand durch Anschlußlinien einestheils mit dem gedeckten Wege der Festung, anderntheils mit einer einfachen Flesche in Verbindung, die sich am Fuße des Glacis befand. Die Flesche mit Flanken lag in der Gegend der östlichen Giersbergstraße und hatte hinter jeder der vier Brustwehren eine Kanonenbank[1]), wohingegen die bis zur Helmstedterstraße reichende einfache Flesche überhaupt nur eine Kanonenbank, und zwar im ausspringenden, 60 Grad haltenden Winkel besaß. An dem unteren Theile der Howaldtstraße erkennt man noch die Richtung der rechten Face des Werks, denn hier lag der Graben.

Die vorgeschobenen Werke.

Die Landwehren.

Schon in alter Zeit war man wie anderwärts, so auch in Braunschweig, bestrebt gewesen, durch weit vorgeschobene Werke die Festung gegen feindliche Handstreiche sicher zu stellen und das auf den städtischen Aengern und Feldern weidende Vieh vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen. Man sperrte mit Ausnahme des Wolfenbüttlerweges die zur Stadt führenden Straßen durch wohlbefestigte Thürme oder Bergfriede und warf dazwischen von tiefen Gräben eingefaßte Erdwälle auf, die mit Bäumen und Gestrüpp bepflanzt wurden. Diese Befestigungen führten den Namen „Landwehren“. Sie umgaben das ausgedehnte Stadtgebiet mit seinen Fluren, wo nicht etwa ein schützender Wasserlauf die Grenze

---



1) Die ausspringenden Winkel maßen 150, 160 und 90 Grad. Die Halbirungslinie des mittleren, 160 Grad großen Winkels war auf den 1600 Schritt entfernten Nußberg gerichtet.

bildete. Um leicht zu überwachende Linien zu erhalten, hatten Theile von den benachbarten Feldmarken und einige Dörfer mit umschlossen werden müssen.

Jeden der vorhandenen sieben Thürme bewohnte ein Wächter, der den Vormarsch anrückender Feinde durch Herablassen des Schlagbaumes verzögern und den Thürmern von St. Martini und St. Katharinen signalisiren sollte, damit sogleich Sturm geläutet werden konnte. Außerdem ließ der Rath die Umgegend der Stadt vor dem Austreiben der Viehheerden durch einige Landwehrreiter absuchen, deren Zahl in ernsten Zeiten erheblich vermehrt wurde.

An der Oker oberhalb Rüningen nahm die Landwehr ihren Anfang, begrenzte das Dorf mit der daneben hinführenden Frankfurterstraße westlich und wandte sich von der diesseits des Orts befindlichen Anhöhe, auf der der Rüningerthurm stand, in einigen Krümmungen der Rothenburg bei Broitzem zu. Für diese Strecke soll der Angraben die Grundlage gebildet haben. Ums Jahr 1760 wurde sie zur Herstellung des Fuhsekanals mit benutzt. Von der Rothenburg ab zog die Landwehr anfangs in westlicher, dann in nahezu nördlicher Richtung bis zu dem an der Hildesheimerstraße 1388 erbauten Raffthurme. Nordöstlich davon umgab sie im flachen Bogen das Raffholz, den Raffkamp, den Raffanger und den Bruchanger, wobei sie den südlichen Waldsaum des Pawel'schen Holzes berührte. Nördlich vom Mehenkampe erreichte sie die Südspitze von Oelper, schützte dieses Dorf an der West- und Nordseite und trat gleich unterhalb des Orts, der Mühle gegenüber, an die Oker. Nicht weit davon, an der Cellerstraße, wurde 1416 ein steinerner Bergfried, der Oelperthurm, vollendet.

Auf dem rechten Ufer der Oker, 400 Schritt nördlich des Münzberges wieder beginnend, zog das „nach dem Maße seiner Zeit bewundernswürdige Erdwerk“ [2]) in fast gerade und östlich geführter Linie gegen die durch den Wendenthurm gesicherte Hamburgerstraße, setzte sich auf der anderen Seite weiter fort und verlief am Erlenbruche beim Dorfe Rühme. Von hier ab vertrat die Schunter bis in die Nähe der Wabemündung die Stelle der Landwehr. Nun bildete die hin und wieder mit Wällen bewehrte Wabe, beziehungsweise die sie begleitende Riede, bis hinauf zum Salzdahlumer Holze das Hinderniß, wobei jede der beiden von Osten kommenden Straßen ein Bergfried beschirmte: die Berlinerstraße der Gliesmaroderthurm, die Helmstedterstraße der Schöppenstedterthurm. Zwischen den Holzungen von Salzdahlum und Rautheim zog der Landwehrgraben in westlicher Richtung gen Mascherode. Ein Anschluß an die Oker war zunächst nicht erreicht worden, angeblich, weil die Herzöge dieser Anlage widerstrebten. Erst später wurde der Stadt ausdrücklich der Ausbau ihrer Landwehren gestattet. Danach ist vermuthlich dann auch diese Südgrenze, bis auf eine Lücke von 600 Schritt zu jeder Seite des Dorfes Mascherode, fertig gestellt worden [3]).

Viele Jahre hindurch hatten die Landwehren ihrer Bestimmung gedient und mehr oder weniger Schutz gegen Ueberfälle gewährt, wobei die Thürme freilich nicht selten der Zerstörung und Einäscherung erlagen. Mit der Uebergabe der Stadt 1671 waren die Landwehren dem Herzoge Rudolf August anheim gefallen, der sie dem Rathe wieder überließ, wogegen dieser sich verpflichtete, die Kosten für Wegebesserung zu bestreiten. Dann sind sie laut Rescripts vom 4. November 1710 unter Zubilligung einer an die Stadtcasse zu entrichtenden jährlichen Entschädigung von 107 Thalern der Fürstlichen Kammer übergeben und 1727, als der nachbarliche Ueberfall befürchtet wurde, ausgebessert und bewacht worden.

Die vorgeschobenen Einzelwerke.

Keinesfalls konnten die zusammenhängenden ausgedehnten Verschanzungslinien einem zielbewußten Angreifer Halt gebieten. Hatte er sie auf einer Stelle durchbrochen, so war er sehr bald Herr des ganzen Geländes bis in die Nähe des Glacis der Festung. Um daher — wenn auch nur auf kurze Zeit — ein Festhalten wichtiger Terrainpunkte in Braunschweigs Umgebung zu ermöglichen, mußte der Bau von Einzelwerken ausgeführt werden. Zum Theil bestanden solche schon im Herbste 1761, waren aber wie die Landwehren in Verfall gerathen, so daß 1762 der hessische Oberst Hudt vom regierenden Herzoge Karl Auftrag erhielt, die „Environs“ vertheidigungsfähig zu gestalten. Was zu diesem Zwecke an neuen Werken aufgeworfen worden ist, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Mehrere von den Befestigungen, deren Grundrisse sich auf einer Zeichnung von 1769 vorfinden, die den Titel führt: „Plan von Braunschweig und dessen im Jahre 1762 gemachtes Environ, welches in fünf Feldforts und siebzehn kleinen Schanzen bestehet“, sind bereits auf älteren Feldrissen angegeben.

Eine Selbständigkeit, ähnlich der der neueren Forts, besaßen diese vorgeschobenen Werke nicht; sie waren vielmehr nur Anlagen von geringem Umfange mit trocknen Gräben und in der Art der Feldschanzen erbaut.

Wie aus einem anderen Plane hervorgeht, sollte die Gesammtzahl der Werke sechsundzwanzig betragen, und es würde, wenn dieser Entwurf zur Ausführung gelangt wäre, Braunschweig von einem Gürtel detachirter Feldwerke umgeben gewesen sein. Jedoch sind vier Schanzen ungebaut geblieben, wodurch es der Gegend nordöstlich der Stadt an vorgeschobenen Einzelwerken fehlte. Somit bleiben nur die fünf Feldforts und die siebzehn kleineren Schanzen zu betrachten. Bei diesen letzteren war die Feuerlinie sägeförmig (en crémaillère) geführt, eine Form, die jetzt allgemein verworfen wird. Sie ging aus dem Bestreben hervor, den unbestrichenen Raum zu beseitigen, der vor den ausspringenden Winkeln dadurch entsteht, daß die hinter der Brustwehr der Schenkel aufgestellten Schützen bei getrübter Fernsicht und in der Hitze des Kampfes ihre Gewehre rechtwinklig zur Front anschlagen und abfeuern.

---

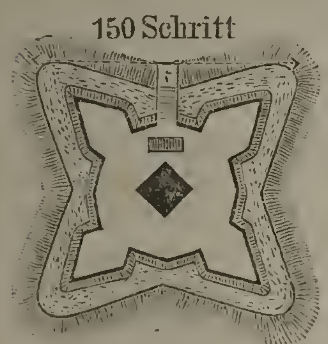
2) Ludwig Hänselmann, Werkstücke I. S. 103.

3) S. Plan der Umgebung der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775 vom Stadtgeometer Fr. Knoll.

Die Einzelwerke westlich der Oker.

Südlich der Stadt, die Mühlen bei Eisenbüttel[4]) schützend, befand sich in deren Nähe am linken Ufer der Oker eine Redoute. Nach dem einen Plane hatte sie die Form eines regelmäßigen Fünfecks, nach dem andern die eines Quadrats, so daß wahrscheinlich ein Umbau dieses Werkes stattgefunden hat.

Eine ebenfalls quadratförmige Redoute stand auf dem vordersten Laffertskampe, da wo jetzt die Frankfurter- und die Weststraße dem Michaeliskirchhofe gegenüber die spitze Ecke bilden. Achthundert Schritt westwärts, auf dem Wolfskampe, von dem vor einigen Jahren die Baustellen für die Häuser an der Südseite der oberen Weststraße entnommen worden sind, breitete sich das Fort Ferdinand aus. Es war, wie nebenstehende Figur zeigt, eine auf einem Quadrat construirte geschlossene Schanze mit vier Bastionen, deren Courtinen in der Richtung der Defens- oder Streichlinien nach außen gebrochen waren. In der Mitte einer Courtine befand sich der Eingang. Dahinter lag eine Traverse, die ihm Vertheidigung und dem quadratförmigen Blockhause des Werks Deckung gewährte. Ein breiter, vor den Bastionsspitzen abgerundeter trockner Graben mit Glacis umgab die Brustwehr. Ebensolches Fort, das den Namen Friedrich führte, hielt den Weinberg zwischen der Broitzemerstraße und dem Madamenwege besetzt, nahm also die Stelle ein, wo die Ziegelei von Damköhler erbaut worden ist.



Die Lücke zwischen den beiden Feldforts vertheidigte zum Theil eine gleich weit von ihnen entfernt, doch mehr rückwärts gelegene kleine geschlossene Schanze, die aus einem Dreieck gebildet und auf der Mitte der vorderen Seite mit einem vierten ausspringenden Winkel versehen war. Sie lag unmittelbar südlich neben der Broitzemerstraße auf dem Piepenstiege, ungefähr 750 Schritt vor der bereits bei den äußeren Werken beschriebenen „doppelten Zange“, bedeckte somit einen Theil des Geländes, das gegenwärtig die Besitzung des Fabrikanten Runge ausmacht.

Nördlich des Madamenweges folgten dann in der Richtung des Scholkegrabens drei kleine Redouten in Entfernungen von ungefähr 600 beziehungsweise 800 Schritt und ein bis Lehndorf vorgeschobenes Feldfort. Dieses hatte eine günstige Lage auf der Höhe nördlich des Dorfes, beherrschte die von Hildesheim kommende Heerstraße und war durch den Namen des Königs von England ausgezeichnet, indem es Fort Georg genannt wurde.

Als letztes Werk auf diesem Okerufer ist eine mit einem gemauerten Reduit verstärkt gewesene Quadratredoute von ungefähr 30 Meter Seitenlänge zu nennen. Ihr Baugrund war die ehemalige Hochgerichtsstätte neben der Cellerstraße, auf dem sich jetzt die Gebäude der Zuckerfabrik Eichthal erheben.

Die Einzelwerke östlich der Oker.

Im ganzen nördlichen Gelände rechts der Oker befand sich nur eine, den detachirten Werken angehörende Schanze. Sie war ebenfalls in der Gestalt einer quadratförmigen Redoute erbaut, hatte Vorkehrungen für die Anlage von Hohlbauten (Caponnièren) zur niedrigen Grabenvertheidigung und beschützte vom „vordersten Weinberge“[5]) aus die an seinem westlichen Fuße vorüberziehende Hamburgerstraße.

Jenseits der Hügel im Norden der Stadt dehnt sich nordwärts und nordostwärts die sandige, von den Schunter- und Wabewiesen begrenzte Ebene aus, die jeder neuen künstlichen Verstärkung entbehrte. Doch kann hier des unter Mitbenutzung der Mittelriede geschaffenen 13 Meter breiten Floßkanals gedacht werden, der als Hinderniß die alte Landwehr übertraf und sich von Gliesmarode ab, gleichlaufend mit der Straße, der Stadt zuwandte, wo er am Fuße des Glacis endete.

Der Bau von zwei hinter dem Gliesmaroder Defilee in Aussicht genommenen Schanzen, die auf dem zweiten Plane nur mit punktirten Linien angegeben sind, ist unausgeführt geblieben.

Erst der 1000 Schritt lange und fast halb so breite Nußberg war befestigt worden. Sanft gegen die Stadt zu und steil nach der anderen Seite hin abfallend, wo Mittelriede und Wabe im wirksamen Schußbereich glatter Feldgeschütze vorüberfließen, gleicht er schon ohne Brustwehren einer kleinen Festung, deren Besatzung in dem aus Steinbrüchen hervorgegangenen Thalkessel einen gesicherten Lagerraum finden würde. Mit einer Gruppe von fünf kleinen Werken war dieser Berg ausgerüstet worden: An seiner Südspitze lag eine rechteckige Redoute, während der nördliche Theil des Berges — gegenwärtig die Militärschießstände 3 und 4 enthaltend — durch eine offene Schanze vertheidigt wurde, die drei ausspringende und einen eingehenden Winkel besaß. Kaum 100 Schritt davor, auf der Höhe über den steilen Wänden der später angelegten Kugelfänge, vom östlichen Rande zurückgezogen, befand sich eine unregelmäßige vierseitige Redoute. Diese, dann eine ebensolche, noch gut erhaltene zweite auf dem südöstlichen Plateau und eine dritte, oben am westlichen Abhange, bildeten zusammen ein nach allen Seiten schauendes Schanzenkleeblatt. So konnten denn von letzterem Werke ab die jetzt zu einem Parke bestimmten Sandkämpe (der frühere gr. Exercierplatz) zum Theil unter Feuer genommen werden, wohin eine Lünette ebenfalls zu wirken vermochte und wohin die eine Front des Forts St. Leonhard gerichtet war. Die Lünette stand neben dem Riddagshäuserwege, da wo jetzt der „Prinzenpark“ am Ende der

4) Die südlichste davon, eine Pulvermühle, stand auf Grundmauern, deren Oberbau fünfmal, meistens durch Fahrlässigkeit, zerstört worden war. Um eine ähnliche Gefahr für die neben der Südmühle am Bruchthore belegene Pulvermühle abzuwenden, ließ sie Herzog Rudolf August nach Besetzung der Stadt 1671 eingehen und den Block nebst zehn Stampfen, zehn eisernen und zehn bronzenen Töpfen nach der Eisenbüttler Mühle schaffen.

5) Dieser ist der südlichste der drei Weinberge vor dem Wendenthore. Der mittlere Weinberg erhebt sich östlich vom Schützenhause.

Kastanienallee seine Pforten öffnet; das Fort St. Leonhard krönte den Streitberg und hatte wie die anderen gleichartigen Werke ein Blockhaus und eine Traverse.

Auch war noch südwestlich von St Leonhard eine viereckige Sternschanze aufgeworfen worden, deren nördlicher eingehender Winkel den Eingang, jeder der drei übrigen eine Kanonenbank enthielt. Ein kleiner Erdhügel im Vieweg'schen Garten, nordöstlich der Villa, läßt den einstigen Standort dieses Werks vermuthen.

An der Ostseite des wiesenreichen Okerthals zieht in wechselnder Entfernung die verkehrreiche Straße entlang, die Wolfenbüttel mit Braunschweig verbindet. Der seiner Zeit berühmte Baudirector und Schriftsteller Leonhard Christoph Sturm beklagt am 11. Juni 1717 in einem Briefe seiner architektonischen Reiseanmerkungen aufs tiefste, daß dieser Weg in gerader Linie, wie er von Wolfenbüttel ab begann, nicht auch bis Braunschweig fortgesetzt und nicht durchgehends ebenso fest gedämmet war, indem es dann etwas so Schönes gewesen wäre, wie man in ganz Europa kaum einen Weg möchte gefunden haben; aber es erhelle genugsam, meint Sturm, daß gar schlechte Leute zu dieser Affaire gebraucht worden; denn wenn auf seiner Linie die Bussole immer denselbigen gefundenen Grad gezeigt hätte, so würde der Weg nothwendig schnurgerade gegen Braunschweig zugegangen sein.

Auf der von Sturm am meisten getadelten Strecke, wo tiefer Sand war, als er sie zurücklegte, und wo es noch 1776 eine Stelle gab, „die mit Fuhrwerk ohne Gefahr nicht zu passiren stand“ [6]), führt die Straße über den westlichen Abfall des Zuckerberges. Da dieser die Umgegend beherrscht, so war es geboten, ihn durch die Kunst zu verstärken, damit ein von Süden heranrückender Feind sich dieses wichtigen Punktes nicht sofort bemächtigen konnte. Zwei quadratförmige Redouten und ein Feldfort waren dazu ausersehen, die Wolfenbüttler-Leipziger Heer- und Poststraße hier zu sperren.

Von den Redouten stand die eine fast auf demselben Platze, auf dem sieben Jahre später, 1769, der Baurath Fleischer im Auftrage der Gemahlin des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand das Schloß Richmond zu bauen anfing. Die andere Redoute bildete 1000 Schritt weiter nach der Stadt zu, wo jetzt der Concertgarten des Gasthauses zum Hofjäger liegt, den rechten Flügel einer Aufnahmestellung hinter der Lämmchenriede. Zwischen beiden Werken, auf der Charlottenhöhe, dem höchsten Punkte des „Berges“, erhob sich das durch ein Blockhaus verstärkte, weit in die Gegend schauende Feldfort. Ihm hatte der regierende Herzog seinen eigenen Namen verliehen, indem er es Fort Karl nannte.

(Schluß folgt.)

6) Herzog Karl I. befahl, diese schlechte Stelle vorerst mit Faschinen auszubessern.

Ein litterarisch-politischer Scherzbrief an Johann Joachim Eschenburg.

Von Heinrich Mack.

Aus dem Nachlasse des Herzogl. Braunschweigischen Lieutenants Anton Corvinus wurde mir vor Kurzem gütigst ein Schriftstück überwiesen, das der Veröffentlichung an diesem Orte nicht unwerth erscheint. Ist es doch als ein Brief an den bekannten Professor des Collegii Carolini, Johann Joachim Eschenburg [1]), gedacht, den Freund Lessings und Leisewitzens, den Uebersetzer Shakespeares, den gelehrten Kenner der schönen Litteratur überhaupt, kurz einen Mann, dessen Name mit dem hochentwickelten Geistesleben Braunschweigs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unauflöslich verwoben ist. Und den regen Interessen dieses Mannes entsprechend bietet der Brief eine erstaunliche Fülle von litterarischen und zeitgeschichtlichen Mittheilungen und Anspielungen, die zuerst verblüffend und erdrückend auf den Leser wirkt. Sucht man sich dann aber in dem Wirrsal zurechtzufinden, so macht man bald hier bald da Wahrnehmungen, die den Brief in einem ganz eigenartigen Lichte erscheinen lassen. Ehe wir indeß auf deren Erörterung eingehen, müssen wir billig Gelegenheit geben, das Schreiben selber kennen zu lernen. Es füllt in deutlicher, aber steifer Schrift alle vier Seiten eines Foliobogens groben gelblichen Conceptpapiers, stimmt in Orthographie und Interpunktion mit unserm Abdruck überein und lautet, wie folgt:

Wohl Edel Gebohrner

Verehrungswürdiger Herr Professor, und hochgeachtetester Freünd!

Meine alte Bekanntschaft mit Ihnen zu erneüern, welche durch Herrn Alexander Sekretär des Gr. Salm in Brünn, und Ihre vortreflichen Originale, und Übersezungen veranlasset worden, melde Ihnen, daß in Wienn mit dem bekannten Juden Herrn Moses Mendelsohn und Seinem berühmten Freünd Abbt [2]) bekannt geworden, mit ersteren gegen 3 Monate wegen Seiner Schriften in Briefwechsel gestanden, so wie mit Herrn Alamber [3]) aus Paris dem Freünde des Königs von Preüsen, mit Herrn Justin Bertuch [4]) wegen eines Spanischen Gelehrten aus Madrit, der keine antilessingische Fabeln [5]) geschrieben; in Brünn haben die Jesuiten und Ollmüzer geistliche, Rathsherrn von Brünn, in Wienn Prager studenten und Ihre Professoren, die Schneider und Dieben vom Salzgries [6]) eine Rebellion und Königsmordskomplot angefangen; die reisenden Engländer haben den Tumult in Wienn nicht stillen wollen, und die Spizbuben die Irrländer haben ihn noch mehr vergrössert; diese reisenden Engländer, die Ihre Vernunft ganz in London gelassen zu haben scheinen,

1) Geb. 7. Dec. 1743, in Braunschweig seit 1767, gest. 29. Febr. 1820.

2) Thomas Abbt [1738—1766] gab nach Lessings Rücktritt mit Mendelssohn und Nicolai die Litteraturbriefe heraus.

3) Jean le Rond d'Alembert [1717—1783], Philosoph und Mathematiker, stand mit Friedrich II. in Briefwechsel und bezog auch ein Jahresgehalt von ihm.

4) Bertuch [1747—1822], Geheimsecretär Karl Augusts von Weimar, später Buchhändler, der vor allem durch seine Beziehungen zu den Heroen unserer Litteratur bekannt geworden ist, verfaßte u. a einige Uebersetzungen aus dem Spanischen.

5) Vermuthlich Anspielung auf Bodmers „Lessingische unaesopische Fabeln“.

6) Eine Straße im Nordosten der innern Stadt.

scherzten über meine Bekümmernus wegen der Irrländer sowohl der Soldaten, als der geistlichen. Meine Familie ist halb von denen geislers und Juden aus Brünn, denen Jesuiten, und anderen geistlichen ruiniret worden; möchten doch diese Jesuiten nimmermehr eine Bekehrung veranstalten, da diejenige meines Vaters so schlecht ausgefallen ist [7]), nachdem Sie unwissend seyn, und in Brünn neüerdings wegen Königsmord angeklaget worden, so wie die Juden aus Wienn, die Tobackspächter Dobruskas [8]), und kirschner starck; kurz Mein Werthester Eschenburg, Sie hätten nach Erhaltung meines ersten Briefes trachten sollen, mich nach Braunschweig zu kriegen; ich hätte allda in der Philosophie, Englischen, und Lateinischen Sprach Unterricht geben können. Ich habe auch dem Fürsten Potemkin [9]) von diesen brünner Vorfällen geschrieben, die Aufruhr währet gegen 3/4. Jahr; die Juden haben das ihrige dazu beygetragen, wie die Italiäner. Von Herrn Weises [10]) Trauerspielen will kein Jud und Italiäner gar nichts hören.

Mir scheinet zulezt, ich bin Ihr Sohn, würde mich wohl Ihre Frau Gemahlin [11]) adoptiren? aber wenn wir alle kämen, ich mit 5. Schwestern, und einem soldatischen Bruder aus der Wallachey von Bucharest, an dessen Busen ein Josias Coburgischer [12]) Lorbeer pranget, würde Ihr Zimmer zu eng werden.

Kurz Mein lieber Eschenburg, der vorige Kaiser [13]), bey dem ich Audienz gehabt, die Erzherzogin Mariana, Ihre Frau Mutter alles ist vor der Aufruhr der studenten nicht sicher gewesen, sogar das Eigenthum nicht: Wunderwercke geschehen auch, und das vor meinen Augen, und die Kaiserlichen Officiers am Carthaüserpikete [14]) bey Brünn seyn unwillig, und stuzig, die Adwokaten übernehmen keine Processe, die Buchhändler aus Wienn bleiben grob, und reiben sich wie [15]) erlegten Strafgeldern an andern; der Pater Denis [16]) zu Wienn hat den Kaiser mit Seinen Gedichten molestiret, die Schweizer wollen nichts von Franckreich, und dem Grafen Cobenzel [17]), der in Wienn ist, hören: Und die Fürstin Piccolominy zu Wienn hat keinen litterarischen Freünd; Ihr alter Freünd Voltaire aus Bärlin ist gestorben; wievielen Nuzen hätte dieser Mann schaffen können? den Herr Moses Mendelsohn wie Sonnenfels [18]) in Seinem Manne ohne Vorurtheil citiret, aber er wollte nicht.

Könnte ein bekehrter Jud nicht eine orthodoxe Jüdin heyraten? Dazu gehören eben nicht mehr als Michaelische [19]), oder Jerusalemische Einsichten, um solche Fälle zu realisiren.

Aber ich hoffe das Potemkinische Sanct Petersburger journal wird die Auftritte der Stadt Brünn, und Wienn seit 2 Jahren ausführlich detailliren; dann wird die Nachwelt jubeln, daß ein Potemkin ware! und ein Eschenburg der von ihm hörte: — Ich glaube, Herr von Kleists [20]) Gedichte und Vorrede seyn an den unangenehmen Fällen, so mir in Brünn begegnet, schuld: — Ich wünsche mich von dem Brünn weg, denn es halten sich Strassenräuberfamilien, wie zu Wienn am Salzgriese auf, doch bleibe ich dem feldmarchel Botta [21]) zu Liebe, so wie Seines Adjutanten wegen noch allda: dem ersteren haben die genueser zu einer schlichten Eroberung verholfen, man wollte nicht genug zärtliche Obachtsamkeit in Wienn für mich hegen.

Dem Herrn von Orell, und Gesner [22]) aus Zürch denen Verlegern Ihrer Schriften sollten Sie mich billig, so wie Ihrer beneydeten Frau Gemahlin empfehlen; dann kann der entzückte Liebhaber sagen, adieu Ludwigē, und Montespanē [23]):

Die erste Frage, die nach beendigtem Lesen jeder aufwerfen wird, ist die nach dem Schreiber des Briefes. Wir vermissen seine Unterschrift, wie wir die Datirung und die Adresse vermissen, drei Stücke, die alle zugleich kaum jemals in einem wirklichen Briefe so gänzlich vernachlässigt sind, und deren Fehlen hier nicht durch die

---

7) „da . . . ausgefallen ist“ am Rande nachgetragen.

8) Böhmische Stadt nordöstlich von Königgrätz.

9) Der bekannte Günstling Katharinas II. [1736—1791].

10) Hier ist wohl nicht an Christian Weise [1642—1708], sondern an Christian Felix Weiße [1726—1804] zu denken, der u. a. verschiedene Tragödien Shakespeares nachdichtete. Betreffs der falschen Schreibung vgl. weiter oben Preüsen für Preußen.

11) Eine Tochter des Bremer Beiträgers, Professors am Collegium Carolinum und Freundes Lessings Konrad Arnold Schmid.

12) Friedrich Josias Prinz von Sachsen-Koburg-Saalfeld [1737—1815] machte in österreichischen Diensten eine glänzende Laufbahn durch. Im russisch-österreichischen Kriege gegen die Türken befehligte er das galizische Armeecorps. Mit ihm nahm er am 8. Nov. 1789 Bukarest ein, das seitdem bis zum Friedensschlusse der Mittelpunkt seiner Operationen blieb.

13) Ueber diesen, die Erzherzogin und deren Mutter s. Anm. 25.

14) Heute ist in Karthaus bei Brünn eine Kadettenanstalt.

15) sic!

16) Michael Denis [1729—1800], Jesuit, machte sich nicht nur als Uebersetzer Ossians, sondern auch durch eigene Dichtungen einen Namen, die meist, wie z. B. die Lieder des Barden Sined, an Zeitereignisse anknüpften.

17) Wohl nicht Ludwig [1753—1809], langjähriger Gesandter Oesterreichs in Rußland, sondern dessen Vetter Johann Philipp [1741—1810], der nach dem Teschener Friedenscongreß Kaunitz als Vizekanzler beigegeben wurde.

18) Josef von Sonnenfels [1733—1817], Professor der Staatswissenschaften in Wien, wirkte auf politischem, socialem und litterarischem Gebiete im Sinne der Aufklärung. Er verfocht seine Anschauungen namentlich in mehreren Wochenschriften, deren verbreitetste und langlebigste er in Anlehnung an Voltaire „den Mann ohne Vorurtheil“ getauft hatte.

19) Johann David Michaelis [1717—1791], berühmter Göttinger Professor, der namentlich als Orientalist Bedeutendes geleistet hat und in theologischer Hinsicht den gemäßigt aufklärerischen Standpunkt des ihm befreundeten Abtes Jerusalem [1709—1789] theilte.

20) S. Anm. 26.

21) Marquis Botta d'Adorno [1688—1774] eroberte 1746 an der Spitze der österreichischen Truppen Genua, das mit Spanien, Neapel und Frankreich gemeinsame Sache gegen Maria Theresia und ihre Bundesgenossen gemacht hatte.

22) Der bekannte Idyllendichter Salomon Geßner [1730—1788] hatte außer einer eigenen Buchhandlung noch Antheil an der Firma Orell, Geßner, Füßli u. Comp., in deren Verlage u. a. Eschenburgs Shakespeareübersetzung erschien.

23) Françoise Athenaïs Marquise de Montespan [1641—1707], eine der Maitressen Ludwigs XIV.

Annahme erklärt werden kann, daß uns nur ein Bruchstück vorliege. Denn einmal deuten schon die zuletzt ertheilten Grußaufträge mit dem angeschlossenen Lebewohl darauf hin, daß der Schreiber nichts mehr zu sagen hatte, ferner aber würde dieser, wenn er trotzdem beabsichtigt hätte auf einem neuen Bogen fortzufahren, nicht, wie es geschehen ist, eben jenen Passus in drei Längszeilen auf den linken Außenrand der vierten Seite verwiesen haben. Es bleibt also dabei, daß schon das Aeußere des Briefes geeignet ist, Verdacht zu erwecken, und dies um so mehr, als die grobe Beschaffenheit des für ihn gewählten Papiers weder mit der gesellschaftlichen Stellung Eschenburgs noch mit der offenbar nicht geringen Bildung des schreibenden Anonymus in Einklang zu bringen ist.

Wenden wir uns nun dem Texte des Briefes zu, so sind es zunächst einige orthographische Schnitzer, die wiederum bei der Bildung des Schreibers unbegreiflich wären, sofern man sie ernst nehmen wollte. Von solchen Fehlern wie „Preüsen" und „Madrit" gar nicht zu reden, kann man doch über die „Adwokaten" nicht umhin den Kopf zu schütteln. Am krassesten wirken aber ohne Frage „Bärlin" und „Alamber". Hier tritt die Absichtlichkeit unseres Erachtens klar zu Tage, denn der Schreibung „Bärlin" liegt die scherzhafte Ableitung von dem Wappenthiere der Stadt zu Grunde und das ungeheuerliche „Alamber" sollte dem entschlüpft sein, der mit der Orthographie von Voltaire, Journal und detailliren sehr wohl Bescheid weiß? Das glaube, wem's paßt!

Diesen orthographischen Leistungen reihen sich Stil und Gedankengang des Briefes würdig an. Auffällig ist schon, daß im ersten Satze das Pronomen „ich" durchweg ausgelassen, nachher aber ganz unbedenklich immer wieder gebraucht ist. Auffälliger noch ist sicherlich der Wechsel in der Anrede, die von dem respectvollen „verehrungswürdiger Herr Professor und hochgeachtetester Freund" über das schon vertraulichere „mein werthester Eschenburg" zu dem ganz cordialen „mein lieber Eschenburg" hinabsteigt. Selbst bei einem Briefe ferner ist einem gebildeten Manne wenigstens ein so wüstes Durcheinanderwerfen der verschiedenartigsten Dinge nicht zu verzeihen. Es ist doch gar zu unvermittelt, wenn unser Anonymus von der Behauptung, die Juden und Italiener wären an den Brünner Unruhen mitschuldig, zu der andern übergeht, kein Jude und Italiener wolle von Herrn Weißes Trauerspielen etwas hören, oder wenn er an die Erwähnung Josephs von Sonnenfels, eines getauften Juden, die Frage knüpft, ob ein bekehrter Jude nicht eine orthodoxe Jüdin heirathen könnte; dabei zeigen aber gerade auch diese Beispiele wieder, daß in dem Unsinn Methode steckt. Den gleichen Eindruck ruft endlich auch jene Stelle hervor, wo uns berichtet wird, sowohl der vorige Kaiser als die Erzherzogin Maria Anna und deren Mutter, ja sogar das Eigenthum seien von dem Aufstande der Studenten bedroht gewesen. Der Kaiser und sogar das Eigenthum — das sagt genug.

Einen unumstößlichen Beweis freilich, daß unser Brief nicht das ist, wofür er sich ausgiebt, liefern die bisherigen Erörterungen kaum, nur mehr oder weniger schwerwiegende Verdachtgründe haben sie aufgehäuft. Den Verdacht zur Gewißheit zu erheben, müssen wir den Text auch nach der sachlichen Seite hin einer Prüfung unterziehen. Von vornherein darf dabei nicht verschwiegen werden, daß uns ein nur lückenhafter litterarischer Apparat nicht gestattet hat, jede Beziehung zu erklären, jeder Behauptung auf den Grund zu gehen. Was z. B. von der Fürstin Piccolomini[24]), die keinen litterarischen Freund hat, zu halten ist, wer der gleich anfangs erwähnte Graf Salm, weß Geistes Kind sein Secretär Alexander war, können wir nicht sagen. Immerhin bleibt noch genug übrig, das sich unserer Kritik nicht entzieht. Da sind zuvörderst ein paar Stellen, denen man ohne weiteres den Schalk von der Stirne ablesen kann. Wie der Schreiber unverfroren mit der verblüffenden Annahme herausplatzt: „Mir scheinet zulezt, ich bin Ihr Sohn", daran den Vorschlag zur Güte schließt, Eschenburgs Gemahlin möge ihn adoptiren, dann aber bei dem Gedanken an seine fünf Schwestern und seinen soldatischen Bruder, die er doch mitbringen müßte, an der Ausführbarkeit dieses Vorschlages irre wird, das macht doch den Eindruck lustigsten, blühendsten Blödsinns. Und dasselbe Urtheil drängt sich auf, wenn für den Fall eingehender Schilderung der Wiener und Brünner Auftritte in Potemkins Petersburger Journal der Jubel der Nachwelt darüber in Aussicht gestellt wird, daß ein Potemkin war und ein Eschenburg, der von ihm hörte. Das schwerste Geschütz aber wird zum Schluß aufgefahren. Der Vergleich Eschenburgs und seiner Gemahlin mit Ludwig XIV. und seiner Maitresse, der in den Worten „adieu Ludwigē und Montespanē" liegt, selbst im Scherze noch reichlich unpassend, würde in einem ernsthaften Briefe an eine solche Respectsperson einfach unmöglich sein.

Weniger angenfällig, doch nicht weniger durchschlagend sind zahlreiche chronologische Widersprüche in unserem Stücke. Sie ergeben sich sofort, wenn wir erst einmal den Zeitpunkt seiner Entstehung festzustellen versuchen. Das gelingt uns freilich nur unvollkommen, denn mit Sicherheit vermögen wir nur Folgendes zu behaupten. Da der Schreiber einen soldatischen Bruder in Bukarest erwähnt, an dessen Brust ein Josias Koburgischer Lorbeer prange, so kann er den Brief erst nach der Einnahme Bukarests durch Friedrich Josias von Koburg am 8. November 1789 verfaßt haben. Vermuthungsweise können wir aber noch einen Schritt weiter gehen. In der den ganzen Brief beherrschenden Schilderung von Aufständen in Brünn und Wien spiegeln sich doch wohl, wenn auch in wunderlichster Verzerrung und starker Uebertreibung, die Wirren und Unruhen gegen Ende der Regierung Kaiser Josefs II. wieder, jener wird also nicht lange vor oder nach dem Tode Josefs am 20. Februar 1790 geschrieben sein[25]). Halten wir

24) Der letzte männliche Piccolomini starb 1757.

25) Nach Josefs Tode müßte er abgefaßt sein, wenn an der schon einmal berührten Stelle „der vorige Kaiser, bey dem ich Audienz gehabt, die Erzherzogin Mariana, Ihre Frau Mutter alles ist vor der Aufruhr der studenten nicht sicher gewesen" unter dem vorigen Kaiser Josef II. zu verstehen wäre, was von vornherein am nächsten liegt. Bedenkt man aber, daß in der Erzherzogin Mariana

daran fest, so muß uns schon die Art und Weise stutzig machen, wie der Anonymus, der doch gewiß nicht so thut, als ob er zum ersten Male an Eschenburg schreibe, sich seiner Beziehungen zu Moses Mendelssohn, der 1786, zu Alembert, der 1783, und gar zu Abbt, der bereits 1766 gestorben war, zu rühmen für gut befindet. Das ist freilich noch gar nichts gegen die Meldung vom Tode Voltaires. Voltaire starb bekanntlich 1778, das war also 1790 keine Neuigkeit mehr. Und daß damals Ewalds von Kleist[26]) Gedichte die Brünner Wirren mit angefacht hätten, können wir auch nicht zugeben, denn von dem nichts weniger als revolutionären Inhalte der Kleistschen Gedichte abgesehen, sollten diese erst dreißig Jahre nach dem Heldentode des Dichters in Brünn bekannt geworden sein? Unmögliches verlangt ferner der Briefschreiber mit seiner Bitte, Geßner zu grüßen, wenn wenigstens, was kaum bezweifelt werden kann, der Idyllendichter Salomon Geßner gemeint ist, der 1790 auch schon zwei Jahre tot war. Seinen Höhepunkt aber erreicht dieser chronologische Hexensabbath kurz vorher in den Worten: „Ich bleibe dem feldmarchel Botta zu Liebe . . . . . noch allda: dem . . . haben die genueser zu einer schlichten Eroberung verholfen.“ Die Eroberung Genuas durch Botta, die hier wie etwas ganz kürzlich Geschehenes erwähnt wird, erfolgte im Jahre 1746, und was es mit der Anhänglichkeit des Schreibers an den Eroberer auf sich hat, erhellt aus der Thatsache, daß Botta 1774 in Pavia als 86jähriger Greis verschieden war.

Wir stehen am Ende der kritischen Prüfung des merkwürdigen Schriftstückes. Ihr unanfechtbares Ergebniß ist, daß wir es mit einem Scherzbriefe zu thun haben, der sich noch dazu gar keine Mühe giebt, seinen wahren Charakter zu verhüllen. Bei dieser Sachlage muß man folgerichtiger Weise auch seine Herkunft aus Brünn anzweifeln. Viel näher liegt es anzunehmen, daß er in Eschenburgs nächster Nähe, in Braunschweig selbst entstanden ist. In einem geistig so angeregten Kreise, wie ihn Eschenburg und seine Freunde bildeten, mußte auch der Humor zu seinem Rechte kommen, das dürften wir kühnlich behaupten, wenn es uns auch nicht aus Leisewitzens Tagebuche und seinem sonstigen Nachlasse im Braunschweiger Stadtarchiv, der manch drollige und derbe Scherzschrift aus diesem Kreise aufweist, urkundlich belegt würde. Vielleicht hatte einst Eschenburg, als er mit seinen Genossen fröhlichen Umtrunk hielt, ein wenig arg mit seinen guten Verbindungen geprahlt, vermöge deren er auf politischem wie litterarischem Gebiete immer au fait sei, vielleicht ward dann zur Antwort hierauf bei der nächsten Zusammenkunft von einem der andern Kumpane als fröhliche Bier- oder richtiger Weinzeitung unser Stück zum besten gegeben. So etwa könnte dessen Entstehung erklärt werden, doch sollte es uns freuen, wenn bessere Sachkenner einen besseren Ausweg zu weisen und vor allem uns den Verfasser zu enthüllen vermöchten.

---

nicht allein Leopolds II. Tochter Maria Anna [1770—1809] gesehen werden kann, sondern auch — und vielleicht mit besserem Rechte, denn warum sollte von Leopolds zahlreichen Kindern gerade jene zwanzigjährige Prinzessin als besonders bedroht hingestellt sein — dessen gleichnamige Schwester [1738—1789], deren Mutter Maria Theresia schon 1780 gestorben war, so wird man mit uns die Stelle für viel zu unklar halten, als daß sie zur zeitlichen Bestimmung des Briefes herangezogen werden dürfte.

26) Nur dieser kann hier in Betracht kommen, denn Heinrich von Kleist war 1790 noch ein Knabe und Franz von Kleist stand in den ersten nichts weniger als epochemachenden Anfängen seiner bescheidenen Dichterlaufbahn.

Karl Steinmann †.

In Karl Steinmann ist uns ein Mann entrissen worden, dem an Kenntniß heimischer Specialitäten, Persönlichkeiten, Ereignisse u. s. w. so leicht Niemand gleich kam. Geboren am 4. Februar 1823 in Braunschweig, wo sein Vater Karl Ludwig St. auf dem Steinwege eine Branntweinbrennerei besaß, beschäftigte er sich von Jugend auf mit der reichen Geschichte seiner Vaterstadt und seines engeren Vaterlandes; früh begann er darauf bezügliche Bilder, Autographen u. a. zu sammeln. Später, etwa seit 1861, versuchte er sich auch mit schriftstellerischen Arbeiten, die in der Gartenlaube und dem Braunschw. Magazine erschienen. Anfangs betrieb er dies Alles nur zu seinem Vergnügen. Denn nach dem Tode seines Vaters hatte er zunächst dessen Geschäft übernommen. Aber hiermit ging es, z. Th. wohl deshalb, weil ihn seine Liebhabereien zu sehr in Anspruch nahmen, bald merklich zurück, so daß er sich etwa 1866 gezwungen sah, es aufzugeben. Einige Jahre hatte er dann eine Steinkohlenhandlung, aber auch damit hatte er wenig Erfolg. Schließlich wandte er sich ganz der schriftstellerischen Laufbahn zu. Von Haus aus befähigten ihn hierfür unverkennbar gute Gaben, besonders eine leichte und gefällige Darstellung; die Liebe zu der Heimath, die ihn beseelte, kam in seinen Aufsätzen erfreulich zum Ausdrucke; auch konnte man ihm gute Kenntnisse auf dem Gebiete, das er vorzüglich bearbeitete, nicht absprechen. Aber dieses Gebiet war klein, und es fehlte St., um wirklich Größeres in seinem Berufe zu leisten, an der wissenschaftlichen Vorbildung. Diese Lücke konnte er bei seinem Alter und der angespannten Thätigkeit, die sein Beruf erforderte, natürlich niemals mehr ausfüllen. Um so anerkennenswerther ist das, was er als Autodidact dennoch geleistet hat. Ihm gebührt vor Allem das Verdienst, daß er durch seine zahllosen geschichtlichen Aufsätze, Notizen 2c. den Sinn und die Liebe zu der heimischen Geschichte in weitesten Kreisen geweckt und lebendig gehalten hat. Das soll ihm unvergessen bleiben. Bei Beurtheilung seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind besonders seine früheren Arbeiten zu berücksichtigen. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß St., der von seiner Feder leben mußte, in späteren Jahren sich in seinen Arbeiten mehr und mehr wiederholte, nicht mit der Frische und Freudigkeit schrieb wie in der ersten Zeit. Er hat die Noth und Sorge, die mit dem berufsmäßigen Schriftstellerthum nur zu oft verbunden ist, in ihrer ganzen Schwere an sich empfunden. Dazu kam, daß auch mancherlei Krankheiten ihn heimsuchten, die Körperkräfte in den letzten Jahren bedenklich nachließen. So war ihm der Tod, der ihn am 21. Juli sanft fort-

nahm, eine Erlösung von schwerem Dasein. Erhalten wird seinen Namen vor Allem sein Buch über „die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses“, das 1885 erschien. Noch in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit Nachträgen zu diesem Werke; ein Aufsatz von ihm über die Welfengräber in Glücksburg wird demnächst noch hier im Magazine veröffentlicht werden. Außerdem erschien von ihm ein kleines Büchlein über „Schloß Wendhausen“ (Braunschw., Fr. Vieweg 1890), eine Arbeit, die zuerst 1879 in den Braunschw. Anzeigen stand. Diesem Blatte war lange Jahre hindurch vornehmlich seine Thätigkeit gewidmet. Daneben war er auch ständiger Mitarbeiter der Magdeburgischen Zeitung, des Hannoverschen Couriers, der Berliner Zeitschrift „Bär“ und der Illustrirten Zeitung. Die meisten der Artikel, die in diesen Blättern die Braunschweigische Geschichte behandeln, rühren wohl von seiner Hand her. Bewundernswerth war das Gedächtniß, das St. für die Gesichtszüge hiesiger Persönlichkeiten besaß, sowie auch seine Kenntniß hiesiger Bilder, Alterthümer und Merkwürdigkeiten aller Art; er hat öffentlichen Anstalten und Privaten bei Bestimmung unbezeichneter Bilder und ähnlichen Gelegenheiten oft dankenswerthe Dienste geleistet. So bedeutet sein Tod in mannigfacher Hinsicht einen Verlust, der immerhin nicht leicht ersetzt werden wird.

P. Z.

Bücherschau.

Ricarda Huch, Der Mondreigen von Schlaraffis. Leipzig, H. Haessel 1896. 152 S. kl. 8⁰. 2 Mk.

Ein merkwürdiges Büchlein hat uns da die Verfasserin mit ihrem „Mondreigen von Schlaraffis“ auf den Tisch gelegt. Gleich nach den ersten Seiten drängt sich eine gewisse Verwandtschaft mit Gottfried Keller auf, und man wird nun so leicht den Gedanken an ihn nicht wieder los, obwohl man Ricarda Huch Unrecht thäte, wollte man sie zu einer bloßen Nachahmerin des berühmten Schriftstellers stempeln. Die seltsame Mischung von realistischer, schlichter Schilderung, bald leisem, bald gröberem Spott und phantastischem Drumunddran hinterläßt zwar einiges Unbehagen, vermag aber doch die starke poetische Stimmung, aus der offenbar der Entwurf geboren ist, nicht zu zerstören. Die Eingenommenheit gegen kirchliches, oder sagen wir geistliches Wesen verhindert die Verfasserin, den großen poetischen Gehalt, den die Religion in ihrer positiven Form dem Volksleben gerettet hat, zu erkennen und zu empfinden. Auch dieser Zug verbindet sie mit Keller, dessen Schriften nicht gar so selten durch fast rohe Ausfälle gegen religiöse Einrichtungen und geistliche Personen entstellt sind.

Neben der phantastischen Frau Sälde ist der Apotheker die Hauptperson. Sein gleichsam aus „dem Unbewußten“ stammendes Gebahren bietet ein Gegenbild zu den bekannten Märchengestalten, die ohne viel Nachgedanken stets das Richtige treffen, während ihre Mitbewerber mit allen ihren Finessen nichts ausrichten. Denn trotz dieser seiner Verwandtschaft mit den aus sich heraus richtig handelnden Genies des Erfolges verpaßt er den Augenblick und verscherzt märchenhaft sich ihm bietende Liebe und damit das Glück. So endet die kleine Geschichte tragisch. Es kommt mir so vor, als sei die oft trocken-drollige Darstellungsweise häufig um ihre rechte Wirkung gebracht durch erkennbare Absichtlichkeit und durch eine verhaltene Tendenz, die denn doch wieder nicht deutlich genug hervortritt.

K. ?

W. Berold, Geschichte der Burg Lutterberg bei Lauterberg (Harz) nebst einem geschichtl. Anhange der Grafschaft Lutterberg bis zum Aussterben der welfisch-grubenhagener Herzöge 1596. (Mit 13 Urkunden.) Bad Lauterberg i. H., Commissions-Verlag von Carl Mittag 1896. 13 S. 8⁰. 1 Mk.

Ein Buch, mit dem eigentlich Niemandem so recht gedient ist. Es bringt weder irgend welche neue wissenschaftliche Ergebnisse, noch eine gewandte, lesbare Verarbeitung bekannter Thatsachen und Forschungen. Der Verfasser ist nicht Herr seines Stoffes; er häuft ziemlich planlos mancherlei Auszüge aus verschiedenen gelehrten Werken zusammen, verflicht damit Sagen- und Romanhaftes, ohne daß er es verstände, ein anschauliches Bild von der Vergangenheit der Burg Lutterberg und ihrer Insassen uns zu geben. Im Anhange sind 13 Urkunden aus den Jahren 1206—1353 abgedruckt, die dem Forscher schon in anderen Werken leicht erreichbar waren, weiteren Kreisen aber völlig entbehrlich sind.

Fr. Behme u. H. Fricke, Bilder aus dem Okerthal. 24 photographische Original-Aufnahmen. Hannover, Aug. Eberlein 1895. 27 Bl. 8⁰.

Das Werkchen erscheint, wie auf dem Einbande vermerkt ist, schon in zweiter Auflage, ein Beweis, daß die geschickt gewählten und gut wiedergegebenen Aufnahmen charakteristischer Stellen des ganzen Okerthales — es sind deren jetzt 26 — den Beifall weiter Kreise gefunden haben. Bei einer dritten Auflage möchten wir wünschen, daß eine systematische Ordnung der Blätter, dem Laufe des Thales folgend, zur Durchführung gebracht würde.

Evangelisch-luther. Wochenblätter. Nr. 17. Die Stellung des evang. Geistlichen z. Politik. — 17 und 18. Die General-Kirchenvisitation, e wesentl. Stück evang.-kirchl. Lebens. — 19. E. F. Müller, e. Stimme über d. Schulbibel; zum Konfirmandenunterricht. — 20. Th. T., die konfirmirte Jugend u. d. Kirche. — 20—21. Schulangelegenheiten. — 21. Etwas vom Standesamt. — 22. Berechtigung u. Schranke der Frauenmission. — 23. Zur Frage d. Schulbibel; vom deutschen Lehrertage. — 24 u. 25. Förderung d. Kirchenvorstände im kirchl. Bewußtsein. — 25. Die Fürbitte für die Obrigkeit (insbes. den Erbprinzen Georg Wilhelm). — 26. Die unterrichtliche Behandlung des 6. Gebotes in d. Schule. — 27. Schulbibelfrage; Eisenacher Kirchen-Konferenz; Selbstkommunion der Geistlichen — 28 u. 29. Luthers Ideen über Kirchenzucht; Herm. Apfel †; Schulexamen in einfachen Dorfschulen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 23. 24. Kyffhäuser Denkmal; Einiges über d. Unterhalt d. brandenb.-preuß. Truppen im 17. u. 18. Jahrh. — Extra Nr. Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals auf dem Kyffhäuser.

Zu Seite 118 theilt Dr. C. Schüddekopf freundlichst mit, daß der Brief Eberts auch in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte B. IV (1891) S. 260 ff. veröffentlicht worden ist.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 16. August. **1896.**

Ueber die angebliche Ermordung des letzten Edelherrn von Homburg und den Uebergang seiner Herrschaft an das Haus Braunschweig[1]).

Von O. v. Heinemann.

In einer großen Anzahl von Büchern, die der Geschichte unseres Landes im Ganzen oder im Einzelnen gewidmet sind, finden sich über den Tod des letzten Edelherrn von Homburg und über den damit zusammenhängenden Anfall der Homburgschen Lande an das Herzogliche Haus Braunschweig Angaben, die jeder historischen Begründung, jeder Beglaubigung durch zuverlässige geschichtliche Zeugnisse entbehren, die aber trotzdem bereitwillig und gläubig aufgenommen, gelegentlich auch weiter verbreitet werden, wie dies noch kürzlich durch den Aufsatz des Herrn Baurath H. Pfeifer „Kloster Amelungsborn und seine Kirche“[2]) auch in diesem Blatte geschehen ist. Diese Angaben lauten — in Einzelheiten von einander abweichend, ja selbst sich widersprechend, im Wesentlichen aber übereinstimmend — dahin, daß der letzte Edelherr von Homburg i. J. 1445 (nach Anderen 1409) von seinem Todfeinde, dem Grafen Hermann von Everstein — bisweilen wird statt dessen sein Sohn Otto genannt — am Altar der Klosterkirche von Amelungsborn während des festlichen Gottesdienstes in meuchlerischer Weise freventlich ermordet worden sei, worauf der Thäter landflüchtig geworden und nun sowohl die Grafschaft Everstein wie die Herrschaft Homburg von den Braunschweiger Herzögen als eröffnete und verwirkte Lehen eingezogen wären.

Die hier kurz gekennzeichnete Geschichte hat nun, wie bereits bemerkt, eine sehr weite Verbreitung gefunden. Hie und da wird sie freilich nur als eine Sage bezeichnet, und andere Schriftsteller gehen mit einem vorsichtigen „soll“ der Verlegenheit, sich bestimmt über sie zu äußern, aus dem Wege, in vielen historischen Werken aber wird sie als feststehende Thatsache betrachtet und als solche mitgetheilt, ohne daß sich bis jetzt Jemand die Mühe gegeben hätte, sie auf ihre Glaubwürdigkeit eingehender zu prüfen und namentlich ihrem Ursprunge nachzuspüren. Am Ausführlichsten und in romanhafter Weise ausgeschmückt findet sie sich in den zuerst von Wilhelm Görges herausgegebenen und dann von Ferdinand Spehr neu bearbeiteten „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover“[3]), wo wir Folgendes[4]) lesen. „Der letzte Homburger, Namens Heinrich, ist besonders durch seine an Moritz von Spiegelberg verübte Mordthat bekannt, über deren Folgen wir hier noch Einiges mittheilen. Albrecht der Feiste, Herzog zu Braunschweig-Göttingen, und Bischof Heinrich von Hildesheim, geborener Graf von Woldenberg, dessen schöne Schwester Elisa des Grafen Moritz von Spiegelberg Gemahlin war, vereinigten sich, um für die verübte Mordthat an dem Homburger blutige Rache zu nehmen. Doch dieser entwich, und eilte in ein Kloster, um des dortigen Abts Vermittlung bei dem zürnenden Bischofe von Hildesheim zu erwirken. Die Versöhnung erfolgte unter drei Bedingungen. Zunächst sollte des Grafen von Homburg Gebiet als ein verwirktes Lehen an den Herzog von Braunschweig zurückfallen. Sodann sollte der Graf gehalten sein, eine namhafte, bedeutende Summe Geldes zur Erbauung und Verbesserung einiger Kirchen und Klöster zu erlegen und wegen richtiger Zahlung zureichende Sicherheit zu geben. Endlich sollte er nach Rom wandern, um sich vom heiligen Vater die Absolution zu erbitten. Der Graf erfüllte diese Bestimmungen auf's Genaueste. Barfuß zog er nach Rom, und bekannte sein Verbrechen zu den Füßen des heiligen Vaters. Seine Reue konnte nicht bezweifelt werden. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe und die Erbauung eines ansehnlichen Klosters, mit hinlänglicher Ausstattung versehen, waren die Bedingungen des Ablasses, welchen ihm der Papst ertheilte. Demüthig unterwarf er sich der ihm auferlegten Buße, ordnete Vorbereitungen zur Stiftung eines Klosters an, und war schon im Begriffe, seine Wallfahrt anzutreten, als ihn das Racheschwert der Nemesis plötzlich erreichte. An einem Feiertage begab er sich in die Klosterkirche zu Amelungsborn, um dort seine Andacht zu verrichten.

1) Vortrag, gehalten zu Wolfenbüttel in dem Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde.
2) Braunschw. Magazin, Jahrg. 1896, S. 10 ff.
3) Braunschweig, F. Wagner's Hofbuchhandlung, 1881.
4) I, 312 ff.

Inbrünstig betete er am Altare, da erschien sein bitterster, unversöhnlichster Feind, Graf Hermann (nach Anderen Otto) von Eberstein, welcher ihm schon längst den Tod geschworen hatte, in der Klosterkirche. Als Heinrich von Homburg im Begriffe war, das Gotteshaus zu verlassen, griff ihn Graf Hermann von Eberstein, ohne die heilige Stätte zu berücksichtigen, an, durchbohrte ihn noch in der Kirche, und rächte so den Tod seines Freundes, des Grafen Moritz v. Spiegelberg. So endete der letzte Sproß eines berühmten Stammes durch eine schauervolle That". Soweit die „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit". Der Werth ihrer Darstellung ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß sie den Herzog Albrecht den Feisten von Göttingen, der i. J. 1318 starb, und den letzten Herrn von Homburg, dessen Tod i. J. 1409 urkundlich bezeugt ist, zu Zeitgenossen machen. Auch hat das Geschlecht der jüngeren Herren von Homburg nie eine Grafschaft besessen, seine Mitglieder haben sich demgemäß nie Grafen genannt. Die Historiker der „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten" kommen dann an einem anderen Orte[5]) noch einmal auf die hier in Rede stehenden Vorgänge zurück, um einen noch eingehenderen und ausschweifenderen Bericht von ihnen zu geben. Da heißt es: „Zur Zeit der Prälatur des Abtes Reimarus begab sich in Amelungsborn eine schauderhafte That. Graf Otto von Eberstein lebte mit dem edelen Herrn Heinrich von Homburg in bitterer Feindschaft. Diese soll theils dadurch entstanden sein, daß Heinrich's Vater" (vorhin wird dieser selbst — wie wir sahen — der That bezichtigt) „einen mit den Ebersteinern nahe verwandten Grafen von Spiegelberg auf seinem Schlosse Lauenstein ermordet hatte, theils daß beide Familien wegen Grenzstreitigkeiten, vorzüglich wegen der Gerichtsbarkeit über das Kloster Amelungsborn, in Unfrieden gerathen waren. Im Jahre 1409 am 25. November, dem Feste der heiligen Katharina, trafen beide Feinde in der Klosterkirche zu Amelungsborn zusammen. Heinrich von Homburg stand an der Kirchenthür, die zu den Mönchszellen führte. Als er nun bei Aufhebung der Hostie zur Anbetung derselben niederknieen wollte, stieß ihm Graf Otto von Eberstein in jugendlicher Hitze den Dolch in die Brust, daß das Blut hoch empor spritzte und die Wand der Kirche befleckte. Heinrich von Homburg, der Letzte seines edlen Stammes, verschied auf der Stelle. Noch jetzt zeigt man einen rothen Ausschlag an der Wand, den man für Spuren des vergossenen Blutes halten will. Otto von Eberstein wurde sofort in den Bann gethan, geächtet, und mußte, da ihn Herzog Wilhelm von Braunschweig aus der Burg Eberstein vertrieb, sein Heil in der Flucht suchen".

Hört sich das alles nicht an, als wäre der Berichterstatter Augenzeuge des schrecklichen Vorfalls gewesen, als hätte er es mit angesehen, wie der kirchenschänderische Mord geschah und das Blut des unglücklichen Opfers die Wand des Gotteshauses besudelte? Und doch ist an der ganzen, mit so großer Sicherheit und Bestimmtheit vorgetragenen Geschichte kein wahres Wort. Wer die Dürftigkeit und Knappheit, in der sich die echten mittelalterlichen Quellen zu bewegen pflegen, nur einigermaßen kennt, wird an der Ausführlichkeit der Erzählung und an dem hier zur Schau getragenen historischen Detail von vornherein Anstoß nehmen. Zudem wimmelt der mitgetheilte Bericht von Widersprüchen und faktischen Unrichtigkeiten. Bald wird Hermann von Everstein, bald dessen Sohn Otto, der in zartem Kindesalter starb und sicherlich im Jahre 1409 nicht mehr am Leben war, als Mörder Heinrichs von Homburg bezeichnet. Einen Abt Reimarus von Amelungsborn hat es nie gegeben. Auch die als Ursache der Blutthat angegebene Feindschaft zwischen den beiden Geschlechtern ist eine reine Fiction: die Urkunden erweisen vielmehr vielfache freundliche Beziehungen zwischen ihnen. Der Tod des letzten Homburgers erfolgte nicht am 25. November, sondern, wie urkundlich feststeht, am 11. oder 12. dieses Monats. Die Burg Everstein endlich, aus der Herzog Wilhelm von Braunschweig den Mörder vertrieben haben soll, war im Jahre 1409 gar nicht mehr im Besitze der Eversteiner. Dies alles ist schon mehr als genug, um uns gegen die Einzelheiten des Berichts mißtrauisch zu machen. Geht man aber der Quelle nach, aus der er geschöpft ist, so wird man geneigt sein, auch die Thatsache der Ermordung des letzten Homburgers selbst zu verwerfen. Kein älteres oder gar gleichzeitiges Zeugniß weiß etwas von ihr. Nur die von Leibniz in sein großes Quellenwerk der Scriptores rerum Brunswicensium mit aufgenommenen Annales antiqui Corbeiae Saxonicae erwähnen ihrer zum Jahre 1445 mit den Worten: Heinricus C(omes) de Homborch in templo monasterii Amelungsbornensis inter sacra truculenter occisus a C(omite) de Eversten[6]). Es liegt aber auf der Hand, daß im Jahre 1445 ein solches Ereigniß nicht stattgefunden haben kann, da die Grafen von Everstein sowohl wie die Edelherren von Homburg damals längst ausgestorben und ihre Besitzungen an die Herzöge von Braunschweig gekommen waren. Leibniz hat die genannten Annalen dem Sammelwerke des Paullini „Antiquitatum et rerum Germanicarum Syntagma" entlehnt, das 1699 zu Frankfurt a. M. im Druck erschienen ist. Obschon ihm Manches darin auffiel, hegte er doch gegen die Glaubwürdigkeit dieser Annalen im Großen und Ganzen keinen Zweifel. Die neuere Forschung hat sie indeß als eine freche Fälschung nachgewiesen. Ihr erster Herausgeber Franz Christian Paullini, von Beruf ursprünglich Arzt, ward im Jahre 1677 von dem zum Administrator des alten berühmten Stiftes Corvey erwählten Bischofe von Münster, Bernhard von Galen, zum Corveyischen Historikus oder Historiographen ernannt, um die völlig in Unordnung gekommenen dortigen Archivalien neu zu ordnen und zu verzeichnen. Als solcher entfaltete er in der Folge eine lebhafte litterarische Thätigkeit und hat durch seine Schriften und Editionen auf die Geschichtsforschung Westfalens und der benachbarten Länder bis in unser Jahrhundert hinein einen unheilvollen Einfluß ausgeübt. Denn er war nicht bloß ein leichtfertiger Scribent und gewissenloser Com-

5) I. 327.

6) Leibniz Script. rerr. Brunsw. II. 317.

pilator, sondern auch ein dreister Fälscher, der seine amtliche Stellung in Corvey dazu benutzte, um die gläubige Welt mit von ihm selbst zusammengeschmiedeten, aber für alte echte Quellen ausgegebenen Geschichtswerken zu beglücken. Das hat Paul Wigand, der ihm auch die Herstellung des berüchtigten Chronicon Corbeiense zuschreibt, in seinem Buche „Die Corveyschen Geschichtsquellen“ unwiderleglich nachgewiesen. Zu seinen Fälschungen gehören nun auch die vorhin erwähnten Corveyer Annalen. Es ist das ein mit dem Jahre 815 beginnendes und mit dem Jahre 1470 endigendes, angeblich unter Benutzung von alten Corveyer Nachrichten verfaßtes und dem Corveyer, späteren Hersfelder Mönche Anton von Schnakenburg zugeschriebenes Werk, in der Form den alten echten Jahrbüchern des Mittelalters nicht ungeschickt nachgeahmt, aber so voller handgreiflicher Unwahrheiten und Erdichtungen, daß man nicht versteht, wie es so lange hat als eine echte Geschichtsquelle angesehen werden können. „Wir finden bald“ — sagt Wigand — „daß diese historischen Notizen in späterer Zeit entworfen sind mit dem erheuchelten Scheine gleichzeitiger Aufzeichnung, denn einer solchen widerspricht Unzähliges, und es konnten keine älteren Annalen zum Grunde liegen“. Unter den vielen Zeugnissen für den litterarischen Betrug, die er herausgreift, befindet sich auch die zum Jahre 1445 angeführte Notiz von der Ermordung des letzten Herrn von Homburg, die er mit Spilcker für eine Volkssage erklärt, „der es an allem geschichtlichen Fundament gebreche“. Nach allem diesem kann von einer Verwerthung dieser angeblich noch aus dem 15. Jahrhundert stammenden Notiz für die thatsächliche Geschichte der Grafen von Everstein und der Edelherren von Homburg keine Rede sein.

Forscht man nun weiter nach, woher die Verfasser der „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten“ ihren Bericht über die Mordthat und die sie verursachenden oder begleitenden Umstände genommen haben, so stößt man auf einen Geschichtsschreiber, welcher der Zeit nach, in der er lebte, zwischen dem angeblichen Verfasser der Corveyer Annalen und zwischen Paullini in der Mitte steht, und der zwar kein Fälscher wie dieser, aber ein ebenso vielgeschäftiger, leichtgläubiger und unkritischer Schriftsteller war: ich meine Johann Letzner. Letzner, im Jahre 1531 zu Hardegsen geboren, soll seine Schulbildung in Göttingen erhalten haben. Er widmete sich dann dem Studium der Theologie und zwar auf der Universität Wittenberg, wo damals auch die historischen Studien in einer gewissen Blüthe standen und wo er die Vorliebe für diese eingesogen haben mag. Er hat darauf nach einander verschiedene Pfarrämter bekleidet: anfangs zu Parensen im Amte Harste, sodann an der St. Blasiuskirche zu Münden, in Langenholtensen bei Nordheim, in Lüthorst Amts Erichsburg, von wo er durch den Herzog Julius von Braunschweig, der ihn als fleißigen Geschichtsforscher kannte und schätzte, zum Prediger und Pfarrer nach Dettum berufen ward. Er nahm aber diese Stelle nicht an, sondern zog es vor, das ihm vom Herzoge Philipp II. von Grubenhagen angebotene einträglichere Pfarramt zu Iber zwischen Moringen und Salzderhelden zu übernehmen, wo er zwanzig Jahre lang bis drei Jahre vor seinem 1613 erfolgten Tode gewirkt hat, nicht nur als Seelsorger, sondern auch als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber seiner engeren Heimath, vielfach bei diesen Arbeiten unterstützt durch die Förderung und Freigebigkeit der Braunschweiger Fürsten. Außer einer großen Anzahl von historischen Monographien zur Geschichte von Klöstern, Herren- und Adelsgeschlechtern, die er entweder in Druck gegeben oder handschriftlich hinterlassen hat, sind es besonders zwei umfassendere geschichtliche Werke, denen er seine Arbeitskraft widmete, einmal die Hildesheimer Chronik in sechs Büchern und sodann die „große Braunschweig-Lüneburg-Göttingische Chronica vom Anfang der Welt bis auf seine Zeit“ in acht Büchern [7]). Beide Werke sind nie vollständig gedruckt worden, aber handschriftlich in der Wolfenbüttler Bibliothek vorhanden. Sie haben, da sie vielfach benutzt worden sind, auf die Behandlung unserer Landesgeschichte von Rehtmeier bis herab auf Havemann und Lüntzel einen sehr merklichen, aber keineswegs günstigen Einfluß ausgeübt. Denn Letzner war wohl ein sehr fleißiger Sammler, aber auch ein Anekdotenjäger schlimmster Art und ein völlig kritikloser Forscher. Das haben zum Theil schon die älteren Braunschweiger Historiker, wie Meibom, Gruber, Leibniz, vor allen aber der treffliche Septimus Andreas von Praun erkannt, der über ihn sagt [8]), „man könne aus anderen seiner gedruckten Schriften genugsam absehen, was von ihm zu erwarten gewesen, indem er sich mehr zu schreiben unternommen, als er hätte thun können, wenn er alles mit gehöriger Ueberlegung zu beurtheilen sich die nöthige Zeit hätte nehmen wollen“. Noch schärfer lautet Gruber's Urtheil über ihn: er bezeichnet die ganze Art der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung Letzner's als ein „Mischmasch, welches nie ex testimonio scriptorum et chartarum, sondern aus seinem Gehirn ausgegangen, weshalb es nicht der Mühe werth sei, sich bei solchem zu verweilen“. Von den Historikern unseres Jahrhunderts hat sich besonders Koken gegen den „Fabelkram“ der Letzneriaden ausgesprochen und in seiner „Geschichte der Winzenburg und deren Vorbesitzer“ dem Pastor von Iber eine Unzahl von Irrthümern, Entstellungen, Mißverständnissen und — was schlimmer ist — von Erfindungen und Lügen nachgewiesen. In unserer Zeit von litterarischen und anderen Rettungen hat zwar auch e r in seinem Amtsbruder, dem Pastor Max zu Osterode, dem Geschichtsschreiber des Grubenhager Landes [9]), und in dem vor Kurzem verstorbenen Gymnasialdirector Krause zu Rostock [10]) seine Vertheidiger und Anwälte gefunden, aber auch s i e müssen zugeben, „daß in seinen Werken rücksichtlich der älteren Zeit viel Fabeleien gefunden werden und daß seine Angaben höchstens in Bezug auf

---

7) Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen historischen Schriften bei Rehtmeier, Braunschw.-Lüneb. Chronica, Vorrede, 11 ff.

8) In der Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis No. 164. S. 41.

9) In der Zeitschrift des h. Vereins für Niedersachsen, Jg. 1863, 347—355

10) In der allgem. deutschen Biographie.

die Ereignisse seiner eigenen Zeit Glauben und Vertrauen verdienen".

Auf diesen Schriftsteller geht nun aber die früher mitgetheilte Darstellung von dem Ausgang des Homburgischen Geschlechtes einzig und allein zurück. Unter den von Letzner handschriftlich hinterlassenen historischen Arbeiten befindet sich auch, zur Einschaltung in die bereits erwähnte Hildesheimer Chronik bestimmt, ein „Gründlicher Bericht von der alten Herrschafft Humberg aus alten Brieffen und Urkunden in folgender Ordnung zusammengebracht"[11]), welchem die Darstellung der „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten" von der angeblichen Ermordung Heinrich's von Homburg mit allen Einzelheiten bis auf das falsche Datum (25. November) und bis auf das „in die Mauer gesprungene Blut" des unglücklichen Opfers fast wörtlich entnommen ist. Nach dem, was ich über die Glaubwürdigkeit Letzner's bemerkt habe, wird Niemand diesem Berichte ein großes Gewicht beilegen, wir werden aber weiterhin noch sehen, daß er völlig aus der Luft gegriffen ist und zu den berüchtigten „Letzneriaden" gehört, vor denen Koken und andere Schriftsteller mit Recht gewarnt haben.

(Schluß folgt.)

Braunschweigs letzte Befestigungen.

Von C. Gerloff.

(Schluß.)

Die Schleifung der Festungswerke.

Bald nach Vollendung der Einzelwerke hatte der Fürst die Ueberzeugung gewonnen, daß es für die Entwicklung der Stadt, für die Wohlfahrt ihrer Bewohner und für die Finanzen des Landes günstiger sein würde, wenn all die ausgedehnten, in der Erhaltung kostspieligen Befestigungen nicht vorhanden wären.

Bereits 1769 und 1770 wurden die Flächen des Glacis zwischen dem Fallersleber- und Augustthore veräußert und einige Raveline auf Erbenzins vergeben. Als dann später, nach dem am 26. März 1780 erfolgten Hinscheiden des Herzogs Karl, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand den Thron seiner Väter bestiegen hatte, verlautete es, dieser weise Regent hätte den Vorsatz gefaßt, sämmtliche Festungswerke schleifen zu lassen. Eiligst meldeten sich nun wohlhabende Bürger, die große Lust bezeigten, Walltheile innerhalb des Grabens gegen gewisse Freijahre und demnächstige Ueberlassung auf Erbenzins für ihr Geld demoliren zu lassen.

Schon war ein Theil des Luisenbollwerks abgetragen, und doch kam es zu einem festen Entschlusse in dieser Sache so bald nicht. Zuvor wurde erst noch der Kurfürstlich Braunschweigische Oberstlieutenant Müller von Hannover berufen, um sich über die „Demolition" und die daraus erwachsenden Kosten gutachtlich zu äußern. Er hatte die funfzehn „angeschlossenen (angehängten) Bollwerke" zu 112500 Schachtruthen, die dreizehn Courtinen zu 65000 Schachtruthen Erde berechnet. Darauf, sowie auf Aeußerungen des Herzogs sich stützend, führte der Oberstlieutenant in seinem Berichte vom 24. November 1800 zunächst aus, daß diese ungeheuere Quantität Erde abgetragen werden müsse, falls die Nothwendigkeit eine gänzliche Demolition des Hauptwalles bis auf den Horizont erheische. Da indessen Durchlaucht bereits eine Ermäßigung gestattet habe, so ließe sich die zu bewegende Erdmasse um 1/3 verringern, wenn mehrere Fuß vom Walle stehen blieben und einige Bollwerke nicht rasirt, sondern in Anhöhen und nützliche Plätze von gefälligen Formen umgewandelt würden Berücksichtige man ferner die vorhandenen Thorgebäude und die unter dem Walle befindlichen Gewölbe, so könne wohl mit Zuverlässigkeit behauptet werden, daß die abzutragende Erde wirklich nur 118334 Schachtruthen betragen würde. Ferner glaube er, da die „physische Beschaffenheit des Erdreichs" die Ausführung begünstige, zu der Annahme berechtigt zu sein, daß im Durchschnitt die Schachtruthe für 12 Ggr. bewegt werden könne Indessen, um völlig sicher zu gehen, und weil die Planirung der Promenaden, der Traversen, der Grabenböschungen und das Umformen der bleibenden Bastionen u. s. w. doch auch Kosten verursachen würden, so wolle er für die Schachtruthe, die zu Hannover sich auf 15 Ggr. gestellt habe, hier 16 Ggr. rechnen, was einen Geldaufwand von 78889 Rthlern ausmache. Das Abbrechen der Thore, Futtermauern u. s. w. habe er nicht in Ansatz gebracht, indem der Werth der darin enthaltenen Materialien die Ausgaben für Löhne und Geräthe voraussichtlich beträchtlich übersteigen werde. Ebenso rechne er für die Abtragung des detachirten Bollwerks, der Raveline, der Traversen im gedeckten Wege und des Glacis nichts, da deren Inhaber solche Arbeit zur Erweiterung und Verbesserung dieser Grundstücke gern auf eigene Kosten würden ausführen lassen. Zum Schluß meint der Berichterstatter, daß, weil künftighin über den schmäleren Graben nur kurze Brücken nöthig seien, mehrere tausend Thaler allein daran jährlich erspart werden könnten, mithin die Demolition der hiesigen Festung auch aus öconomischen Gründen sehr zu empfehlen sei.

In Betreff des Erdabtrags hatte sich der Oberstlieutenant sehr verrechnet. Er hatte versäumt, den bei der Veranschlagung zu Grunde gelegten Cubikinhalt eines halben Bollwerks zu verdoppeln, so daß nach stattgehabter Einbesserung des Irrthums sich 193333 1/3 Schachtruthen Erde und 128889 Thaler Unkosten ergaben. Oberstlient. Müller hat dies selbst eingeräumt und gemeint, durch einen etwas geringeren Abtrag der Wälle den Rechenfehler nahezu ausgleichen zu können.

Was die bei der Demolirung gewonnenen Steine anbetrifft, so war zuvor veranschlagt worden, daß in den „entbehrlichen Thorgebäuden" (am Petri-, Wenden-, Fallersleber- und Steinthore) 23124 Cubikfuß Quader und 522 Ruthen rauhe Steine, in den Souterrains 2c. 493 Ruthen und in den Futtermauern 808 Ruthen rauhe Steine sich befänden.

Auch die auf den Festungswerken „befindlichen Holzungen" ließ der Herzog abschätzen. Es geschah dies

---

11) Mpt. der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 44. Extr Bl. 402.

im Januar 1802 vom Rademachermeister Bertram, der den Werth der vorhandenen 6838 Bäume[1]) unter Berücksichtigung ihres oft schwierigen Fällens und Fortschaffens auf 2770 Thlr. 8 Ggr. angab und für die Mühe des Taxirens 4 Thlr. erhielt.

Am 16. November 1801 hatte der Fürst eine Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Geheimenrath von Böttcher, dem Geheimen Legationsrath Henneberg, dem Kriegsrath Gärtner und dem Oberstlieutenant Knoch. Diese Commission sollte unter Mitwirkung des Ingenieurcapitains Culemann zunächst in reifliche Erwägung ziehen, ob es rathsam sein würde, die Demolition ganz auf fürstliche Rechnung oder unter einer Direction durch „Actionaires“ gegen Ueberweisung des dadurch gewonnenen Terrains oder gegen sonstige den „Entrepreneurs“ zu gewährende Vortheile besorgen zu lassen.

Auf Grund des Berichts dieser Commission verfügte dann der Herzog am 9. März 1802, daß mit der Demolirung der Bollwerke Kaiser und Ludwig, des Bruchwalles und des Kalenwalles nach den vom Hauptmann Culemann gemachten Vorschlägen[2]) noch im Frühjahre der Anfang gemacht werden sollte. Dabei erhielt die Commission die Weisung, mit dem Hauptmann Culemann, dem die Ausführung der Entfestigung übertragen wurde, und mit dem zum Beirath ernannten Kurbraunschweigischen Oberstlieutenant Müller von Zeit zu Zeit Rücksprache über den Fortgang der Arbeiten zu nehmen.

Im allerhöchsten Auftrage wurde dann am 14. Juli 1802 das Ludwigsbollwerk von der Commission an den Kaufmann Heinrich Wilhelm Bierbaum für seinen aus London zurückkehrenden Bruder Julius Georg Bierbaum verkauft, indem dieser sich hier anzubauen und eine der Stadt zur Zierde gereichende Anlage von Gebäuden und Anpflanzungen zu machen versprach. Das ganze Terrain von der Bammelsburgerbrücke bis zur Mündung des Neustadtmühlenkanals sollte, mit Ausnahme eines 4 Ruthen breiten Weges, dem Käufer gegen Zahlung von 300 Thalern Conventionsmünze für jeden Morgen schon Michaelis des genannten Jahres übergeben werden, nachdem zuvor die Tiefen ausgefüllt, die Fortificationswerke gänzlich abgetragen, auch Grabentheile völlig zugeschüttet und die Bodenflächen überall geebnet sein würden. Ebenso wurde dem Kaufmann Bierbaum das linke Ravelin (Neustadtmühlenravelin) mit der davorgelegenen Lünette (großen Brille) überlassen. In Anbetracht aber, daß er die Uferbekleidungen bezahlen und die Kosten für die Einebnung beider Werke selbst tragen mußte, sollte ihm hier der Morgen nur zu 150 Thlr. berechnet werden. Dem Käufer, der seine Versprechen gewissenhaft erfüllt hat, wurde auch die Haltung eines Schiffes zur Verbindung mit den Inseln gestattet.

Bei Aufstellung des Entwurfs zur Entfestigung Braunschweigs waren die Wasserverhältnisse in ernste Erwägung gezogen. „Der Graben“, so berichtet der Oberstlieutenant Müller, „ist bestimmt: 1. die Desertion des Militärs zu erschweren; 2. den Defraudationen der Accise vorzubeugen; 3. der Stadt überhaupt zu einem polizeimäßigen Beschlusse zu dienen und 4. der Oker rechts und links Umlauf zu verschaffen und dadurch dem innerhalb der Stadt so sehr genirten Strome zu Hülfe zu kommen und Ueberschwemmungen zu vermindern“. Unter Berücksichtigung aller dieser Forderungen hatte der Sachverständige eine obere Breite von 7 Ruthen für angemessen erachtet und erklärt, daß es nöthig sei, die vorhandenen Ecken möglichst stumpfwinklig zu gestalten, um Uferbrüchen sowohl als auch Versandungen vorzubeugen und einen ruhigen Lauf des Stromes zu erzielen. In einer Denkschrift vom 9. November 1802 über die Beschaffenheit der Wehre betont er dann nochmals, daß die richtige Regulirung des Umlaufgrabens viele Vorsicht und eigene Maßregeln erfordere und betheuert „auf Ehre“, daß dieser Punkt bei Weitem der wichtigste der ganzen Demolition sei.

Da vom Hauptmann Culemann gemeldet worden war, daß mit dem Ausgange der zweiten Woche des Monats August die Arbeiten am Kalenwalle, am Bruchwalle und am Ludwigsbollwerke beendet und am Kaiserbollwerke so zusammengedrängt werden würden, daß daran nur höchstens 70 bis 80 Mann mit Vortheil arbeiten könnten, mithin 50 bis 60 Mann abgelohnt werden müßten, wurde befohlen, sogleich auch noch mit der Niederlegung des Luisenbollwerks (Hollandt's Garten) rechter Hand des Augustthores zu beginnen[3]), besonders um den Soldaten bei der damaligen „Theuerung der nöthigsten Lebensbedürfnisse Nahrung und Verdienst zu verschaffen“.

Am 15. April 1803 erfolgte dann die Genehmigung des Herzogs zur völligen Einebnung des Luisenbollwerks, zur Abtragung des Christinenbollwerks (Windmühlenberg) bis auf den Fuß der Windmühle[4]) und zur Anlage des Ausganges aus der Stadt in der Verlängerung der zufolge Rescripts vom 18. April 1721 angepflanzten Lindenallee. Mit dem Besitzer des betreffenden Ravelins, Rittmeister (Hauptmann) von Praun, mußte zur Wiedererlangung des nöthigen Terrains in Unterhandlung getreten werden. Gleichfalls verfügte der allerhöchste Erlaß die Verlegung des Eingangs zu den Wachstuben im Thorgebäude und die „Vorziehung einer schicklichen Façade zu diesem Eingange“. Auch sollte über die nothwendig werdende Veränderung der bisherigen beiden Hauptseiten des Thores ein Riß nebst Kostenanschlag durch den Kammerbaumeister Rothermundt angefertigt werden. Ob diesem Architekten die Urheberschaft des ausgeführten Umbaues zugeschrieben werden kann, bleibt ungewiß; die beiden andern Seiten,

1) Es standen z. B. am Bruchwalle 374 Kopfweiden, 5 Linden, 3 Nußbäume, 10 Maulbeerbäume und 1 Eller; im Ravelin zwischen den Bollwerken Christine und Wilhelm (Kreuzung der Adolf- und Ottmerstraße) 216 Bäume, darunter 2 Rothbuchen von 1½ Fuß Durchmesser; auf dem Wilhelmsbollwerke (Monumentsplatz) 63 Kastanien, 3 Birnbäume und 39 Maulbeerbäume.

2) Danach sollten „vor der Hand“ das Gießhaus auf dem Kaiserbollwerke und das Salpeterläuterhaus am Bruchwalle stehen bleiben.

3) Von der westlichen Hälfte des Luisenbollwerks war bereits ein Theil abgetragen.

4) Die Windmühle wurde erst 1830 abgebrochen.

der Porticus und die Westfaçade, rührten nicht von ihm her; diese sind nach den Entwürfen des Oberbauraths Krahe hergestellt worden.

Ferner enthält der Erlaß die Erlaubniß, den Hauptgraben am Steinthore zuzuwerfen und den Strom um das Ravelin zu führen. Noch erfährt man, daß von der Herzogin Auguste „die Kosten des ferneren Abtrages der Bollwerke Anton und Ulrich“, auf dem von ihr zur Anlage des Parks angekauften Gelände, übernommen worden sind. Möglich, daß zuerst die Absicht bestanden hat, die Höhe und den Umfang der Erdmasse noch mehr zu verringern als geschehen ist.

Während des Jahres 1803 blieben von den Bollwerken unangerührt: Ferdinand, Karl, Rudolf, August und Leopold, so daß diese noch auf ein Jahr verpachtet werden konnten. Kleine zum Kartoffelbau bestimmte Stücke wurden davon ausgeschlossen; ebenso auf dem Karlsbollwerke ein für die Exercitien der Artillerie reservirter Raum, und auf der Bastion August der für Abhaltung der Wachtparaden bestimmte Platz.

Im August 1804 waren die Einebnungen und Bepflanzungen der Wälle soweit vorgeschritten, daß die Fertigstellung der Promenaden vom Steinthore bis zum Fallersleberthore, von der Bammelsburg bis zum Petrithore und vom Wilhelmithore bis zur Brücke vor der Kaserne, das ist bis zum heutigen Siegesplatze, noch vor Eintritt des Winters mit Sicherheit zu erwarten stand. Auf Antrag der Commission wurden daher die auf diesen Strecken oder in deren Nähe stehenden zehn Schildwachen angewiesen, die Anpflanzungen vor Beschädigungen und Frevel möglichst zu schützen.

Außerdem fand sich der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand bewogen, der Fürstlichen Armendirection, dem Pastor Junker und dem Geistlichen Gerichte folgenden Erlaß mutatis mutandis zufertigen zu lassen:

„Bey der engen Verbindung, worin das ästhetische und sittliche Gefühl mit einander stehn, war es längst Unser Wunsch, daß bey dem öffentlichen Unterricht mehr Rücksicht, als bisher im Allgemeinen geschehn, auf die Erwekkung des Sinns für das Schöne genommen, den jungen Gemüthern ein Abschen vor jenem, so sehr eingerissenen Muthwillen, welcher im Zerstören und Verderben seine Lust findet, eingeflößt, dagegen aber frühzeitig Achtung für öffentliche Denkmäler, privat und öffentliche Anlagen, besonders wenn diese zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen gereichen, beigebracht und in ihnen eine lebhafte Ueberzeugung von der, selbst einem beschränkteren Fassungsvermögen einleuchtenden Wahrheit, daß das Nützliche, Gute und Schöne nur langsam gedeyhet, aber leicht und schnell zerstört werden kann, und alle Zerstörung an sich schon widrig ist, erweckt werde; so finden Wir hierzu gegenwärtig noch eine nähere Veranlassung darin, daß die jungen Anpflanzungen in den Promenaden um die hiesige Stadt bey allen Maasregeln, welche gegen ihre Verletzungen und Beschädigung getroffen sind, nur dann vollkommen geschützt werden können, wenn der große Haufen selbst sich dafür interessirt und für sie eine besondere Achtung erhält. Ihr habt daher die Lehrer in den Freyschulen (in der Garnison- und der Waisenschule) (in den kleinen Bürgerschulen) anzuweisen, bey schicklichen Gelegenheiten und mehr in einem väterlichen Unterhaltungs- als ernsten Belehrungstone das ästhetische Gefühl bei den Kindern zu erwekken, sie auf den widrigen Eindruck, welchen das Zerstören und Verderben dessen macht, was andern und ihnen selbst Nutzen und Vergnügen gewähren sollte, aufmerksam zu machen, und ihnen dabei die Strafwürdigkeit einer solchen Zerstörungssucht, welche nur zu leicht die Grundlage einer schadenfrohen und verderbten Gemüthsart wird, zu zeigen, besonders aber ihnen die sorgfältigste Achtung für die anjetzt in der Ausführung begriffenen öffentlichen Anlagen einzuflößen; und habt ihr hienächst dann bei den öffentlichen Prüfungen und anderen Gelegenheiten auch eurer Seits es an Ermahnungen nicht fehlen zu lassen, und bey den Lehrern nachzufragen, wie dieser Auflage von ihnen nachgekommen sey.

Ad Mandatum Serenissimi speciale.

v. Praun. v. Bötticher. v. Wolffradt.“

Fleißig ist dann im Sinne des weisen, kunstverständigen Regenten weiter gearbeitet und die Stadtumwallung immer mehr in anmuthige baumreiche Promenaden umgewandelt worden. Den Erwerbern planirter Festungstheile aber wurde zur Pflicht gemacht, bei den etwa auf diesen Plätzen aufzuführenden Gebänden den Vorschriften der Commission gemäß zu verfahren und ihr vor Beginn des Baues die entsprechenden Risse vorzulegen.

So verschwanden denn im Jahre 1805 wieder viele von den ernst ausschauenden Festungswerken, um freundlichen Gärten Platz zu machen.

In einer Meldung vom 28. Januar 1805 an die Hochfürstliche Demolitions-Commission schätzt der Hauptmann Eulemann die voraussichtlichen Ausgaben im laufenden Jahre auf 22 196 Thlr. 16 Ggr. In dieser Summe sind die Kosten enthalten für das Abtragen der halben Ferdinandsbastion, für die völlige Einebnung der Bollwerke Karl, Elisabeth, August, Leopold und Friedrich, ferner für das Abbrechen des Petrithors, der Poternen[5]) am Wendenthore, der schadhaften vorderen Theile der Brücken am Stein-, Fallersleber- und Hohenthore und endlich für Planirung der Promenaden, für Ankauf der zu pflanzenden Bäume und für die Erhaltung der Geräthe. Dagegen glaubte er folgende Einnahmen verbürgen zu können: aus dem Verkauf von Platten, rauhen Steinen, Quadern und sonstigen Materialien 1500 Thlr.; aus dem Verkauf des Glacis und des Ravelins zwischen dem Ferdinands- und dem Eugensbollwerke, nach Abzug der vom Kaufmann Thies bereits gezahlten 500 Thlr., noch 2500 Thlr.; für 7 bis 8 Morgen vom Friedrichsbollwerke mindestens 3200 Thlr.; für 10 Morgen vom Leopoldsbollwerke 4000 Thlr.; Erlös aus den von den Bollwerken Elisabeth und Karl bereits verkauften und noch zu verkaufenden Grundstücken 9000 Thlr.; für das dem Roßhändler Stäffe zugesagte Glacis links am Petrithore 2400 Thlr.; für 4 bis 5 Morgen vom Ferdinandsbollwerke 2000 Thlr. und für die dem Kaufmann Krause abgetretene Fläche vom Louisenbollwerke etwa 5000 Thaler.

---

5) Poterne ist ein überwölbter Gang, der durch den Wall führt.

Näheres über den Abschluß dieses Handels enthält zunächst ein Kaufcontract vom 24. Januar 1805. Danach ist dem Kaufmann Dietrich Wilhelm Krause der geebnete Grund und Boden des Luisenbollwerks mit geringen Ausnahmen überlassen worden und zwar einschließlich des Theils vom vormaligen Augustthorglacis, der davon mittelst des Durchstichs von der Oker nach dem Wallgraben hin abgeschnitten wurde. Der Kaufmann Krause erbot sich, für jeden Morgen festen Landes, der sich beim Ausmessen ergeben würde, 400 Thaler und für das im Lande gelegene Bassin 300 Thaler in die Demolitionscasse zu zahlen. Außerdem verpflichtete er sich, zu den Kosten der Verlegung des dem Arzte Dr. Meyer gehörenden Badehauses aus dortiger Gegend nach dem Gieseler 400 Thlr. beizutragen und versprach, das erworbene Terrain längs der Promenade mit einem geschmackvollen Stacket einzufriedigen und ein dem eingereichten, vom Oberbaurath Krahe entworfenen Risse entsprechendes Gebäude daselbst aufführen zu lassen, wenn ihm die erbetenen Baumaterialien dazu unentgeltlich gewährt werden würden.

Einige Jahre später, im Mai 1808, beschloß die Commission auf Krause's Ansuchen, den Betrag für die ihm abgetretenen 18 Morgen 17 Quadratruthen von 6000 Thlr. auf 5800 Thlr. herabzusetzen, so daß, da der Käufer bereits 5300 Thlr. entrichtet hatte, von ihm nur noch 500 Thlr. gezahlt zu werden brauchten. Diese Herabsetzung der Kaufsumme geschah in Rücksicht auf die großen Kosten, die dem neuen Besitzer aus der Erhöhung des miterworbenen Glacis erwachsen waren, und unter der Bedingung, für etwa noch anzulegende Dämme und vorzunehmende Uferbefestigungen keine Entschädigung beanspruchen zu wollen. Der Kaufmann Krause hat alle Zusagen ebenfalls in bester Weise erfüllt, später sogar Jedermann den Eintritt in den von ihm angelegten herrlichen Garten gestattet und über die Hauptthür seines Wohnhauses mit goldenen Buchstaben die Worte setzen lassen „Salve hospes“.

Die vom Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand ernannte Demolitions-Commission, zu deren Mitgliedern zuletzt auch der Oberbaurath Krahe gehörte, hat treu gestrebt, die Ideen ihres hohen Auftraggebers voll und ganz zur Ausführung zu bringen, auch dann noch, als dieser Fürst nicht mehr unter den Lebenden weilte[6]) und Braunschweig durch Napoleon's Machtspruch dem Königreiche Westfalen einverleibt worden war.

Nach einem Extracte aus der Demolitions-Cassen-Rechnung von 1802 bis einschl. 1813 betrugen sämmtliche Einnahmen 158 349 Thlr. 7 Ggr. 4 Pf. und die Ausgaben 157 937 Thlr. 16 Ggr. 7 Pf. Unter den Einnahmen befinden sich 89 228 Thlr. 10 Ggr. 6 Pf. als Erlös aus den verkauften Festungswerken, die einschließlich der angelegten Promenaden einen Flächeninhalt von 526 Morgen 77 Quadratruthen umfaßten. In den Ausgaben stehen die Arbeitslöhne für Abtragung der Erde mit 116 782 Thlr. 3 Ggr. 1 Pf. aufgeführt, und als Einrichtungskosten der Promenaden sind 1519 Thlr. 3 Ggr. 10 Pf. in Rechnung gestellt.

Noch ist seit Schleifung der Festungswerke kein Jahrhundert verflossen, und schon hat sich die Stadt sehr weit über ihre alten Grenzen ausgedehnt: nach Westen hin (Madamenweg) 1¼ Kilometer; nach Norden (Hamburgerstraße) 1 Kilometer; nach Osten (Husarenstraße) 1 Kilometer; nach Südosten (Helmstedterstraße) 1 Kilometer und nach Süden (Wolfenbüttlerstraße) 1¾ Kilometer.

Wenn die gemachten Mittheilungen über die ehemalige sturmfreie Umfassung, über Mauern, Wälle und Gräben das Bild vom alten Braunschweig dem Leser vervollständigen halfen, so wird er bei einem Vergleiche von Sonst und Jetzt mit Freuden die großen Verdienste anerkennen, die sich der weitschauende Fürst und seine Räthe erworben haben, als sie die Befestigungen in die Promenaden umwandeln ließen, die noch heute im Volksmunde den Namen „Wälle“ führen. Dabei soll aber auch den alten Wällen und ihren Vertheidigern volle Gerechtigkeit widerfahren, und hier der Worte eines vaterländischen Schriftstellers[7]) gedacht werden: Die Stadt Braunschweig ist gar oft und hart belagert worden. Sie hat nur ein Mal dem Feinde sich ergeben, obwohl man funfzehn Belagerungen zählt, die sie bestehen mußte; denn ihre Mauern und Wälle waren so fest wie der Wille ihrer Bürger.

Bücherschau.

Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. Mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen, Plänen und Karten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. XIV. u. 385 S. gr. 8⁰, 7 Mk.

Mit diesem Buche hat unser seit einigen Jahren bei uns wieder eingekehrter Landsmann Richard Andree seiner anhänglichen Liebe zur engern Heimath einen Zoll abgetragen, der nicht nur die Wissenschaft bereichert, der auch ganz dazu angethan ist, manches Landeskind herzlich zu erfreuen. Und sein Verdienst ist um so größer, als bis dahin die Litteratur des Landes Braunschweig nichts ähnliches bot, und als ferner dieses Buch nun noch eben, so zu sagen, vor Thorschluß in die Lücke eintritt. Denn während anderer Orten die volkskundliche Forschung schon lange in Angriff genommen und mehr oder weniger weit gefördert worden war, lagen hier nur erst wenige Arbeiten solcher Art vor, und noch keine, die den Gegenstand so vielseitig und in dem Maße erschöpfend behandelte wie diese. Hohe Zeit aber war es in der That, einmal der Aufgabe näher zu treten. Tiefgreifende geistige und wirthschaftliche Umwälzungen haben seit Mitte des Jahrhunderts überall in deutschen Landen, und in unserm nicht am wenigsten, die alten volksthümlichen Sitten, Gebräuche Einrichtungen, Ueberlieferungen tödtlich an den Wurzeln getroffen. Unberechenbar viel dieses alten Naturwuchses

6) Herzog Karl Wilhelm Ferdinand starb am 10. November 1806 zu Ottensen bei Altona an den Folgen der in der Schlacht bei Auerstädt erhaltenen Schußwunde.

7) Carl Friedrich von Vechelde, Braunschweigische Geschichten, S. 3.

ist schon abgestorben und lebt nur etwa noch in der Erinnerung von Greisen, die auch allgemach zu Grabe wanken. Ein Rest, der abseits vom Zeitgetriebe sein Dasein noch fristet, ist rasch und unrettbar im Schwinden begriffen: ein Menschenalter noch unserer jetzigen beschleunigten Läufte, und diese letzten Ueberlebsel werden auch in „pangermanische Harmonie“ aufgegangen, und höchstens noch Sagen von ihnen übrig sein.

Das ist, wie auch Andree erkennt, ein natürlicher Vorgang, ein geschichtliches Fatum. Wenn ihm aber die unentwegt Modernen ohne Harm und ohne Nachgedanken zuschaun, so geht Anderen, die auch sehr wohl wissen, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, die Tragik des Versinkens eines uralten, wohlgefugten Volksthums doch zu Herzen, und es wenigstens in treuem und sicherm Gedenken zu bewahren, erscheint ihnen ebenso sehr als eine Forderung der Wissenschaft wie als Gebot der Pietät. So hat Andree nun zu buchen unternommen, was davon in unserm Bereiche noch besteht, und was von den ablebenden Genossen der letzten Vergangenheit noch auszuforschen ist.

Mit Gelehrtenfleiß allein war es dabei natürlich nicht gethan. Wer auf diesem Felde ernten will, muß selber sehn und hören, muß unter das Volk gehn, sich seinen Gedankenkreisen anpassen, in seiner Sprache mit ihm reden, sein Vertrauen gewinnen, damit es ohne Hinterhalt ihm auch offenbare, was es heimlich bei sich hegt, meist aber vor Jedem, der nicht Seinesgleichen ist, schamhaft verleugnet. Diese zwei unmittelbarsten aller Quellen, Autopsie und Verhör der Nächstkundigen, hat sich Andree ausgiebig zu erschließen verstanden: aus ihnen ist der größte und werthvollste Theil seines Buches geschöpft, die ganze reiche Fülle des Neuen, das S. 104—360 von Dörfern und Häusern, von dem Bauer und seinem Gesinde, von der Spinnstube, von dem Geräth in Hof und Haus, von Kleidung und Schmuck, von Geburt, Hochzeit und Tod, vom Jahr und von den Festen, von Geistern und mythischen Gestalten, von Aberglauben, Wetterregeln, Volksmedizin und Volksdichtung erzählt wird.

Ueberflüssig, zu sagen, daß in diesen Abschnitten und mehr noch in den übrigen zugleich auch herangezogen ist, was die Litteratur, und, soviel immer möglich, was ungedruckte Urkunden und Akten zur Sache ergeben. Vorwiegend auf solcher Gelehrsamkeit beruhen die einleitenden topographischen, anthropologischen, sprachlichen, vor- und frühgeschichtlichen Mittheilungen, die dann folgenden Kapitel von den Orts-, Flur- und Forstnamen, endlich auch das von den Siedelungen und der Bevölkerungsdichtigkeit, das Finanzrath Dr. Zimmermann, der Vorstand des Statistischen Büreaus, beigesteuert. Die verzeichneten Flur- und Forstnamen sind aus den fünfhundert handschriftlichen Foliobänden auf Herzoglicher Kammer zusammengetragen, worin die bei Gelegenheit der Landesvermessung vom Jahre 1745 aufgestellten Beschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogthums vereinigt worden sind. Die schwere und langwierige Mühsal der Durcharbeitung dieses ungeheuern Materials lohnt durch mancherlei sprachlichen Ertrag und durch Aufschlüsse über die ursprüngliche Naturbeschaffenheit unsers Landes, seine Fauna und Flora, die alte Form der Felder, deren Ausmaß und Bestellung, über Rechtsverhältnisse und noch andere kulturgeschichtliche Fragen.

Einen sprachlichen Gewinn liefert ferner die Feststellung der Namen aller einzelnen Theile des Hauses, des Geräthes, der Kleidung, des Schmuckes usw., die zum großen Theil in weiteren Kreisen noch unbekannt waren, noch in keins der vorhandenen niederdeutschen Idiotiken eingereiht sind. Von anderen wichtigen Ergebnissen sei hier nur noch vermerkt die genaue Umgrenzung des Gebietes der mit -„leben“ und -„büttel“ zusammengesetzten Ortsnamen, der verschiedenen Hausbauarten und der wendischen Ansiedlungen, von welch letzten das Schlußkapitel handelt. Zu willkommener Veranschaulichung dient die beträchtliche Zahl der so trefflich ausgeführten wie wohlgewählten Trachtenbilder, Geräth- und Schmuckabbildungen, Dorfpläne, Grundrisse, Durchschnitte und Ansichten alter thüringscher und sächsischer Häuser.

Den Beschränkungen, die sich der Verfasser nach zwei Seiten hin auferlegt hat, wird man lediglich zustimmen können. Er zieht einmal nur das Kernstück des Herzogthums, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt in Betracht, mit Einschluß der tiefhereinreichenden Kreise des hannoverschen Amts Gifhorn, jedoch mit Ausschluß der Exclaven Thedinghausen, Kalvörde und Harzburg, die ebenso wie die entlegenen Distrikte an der Weser und am Südharz in ganz anderen natürlichen und volksthümlichen Zusammenhängen stehen. Hätten sie sollen einbezogen werden, so würde das Buch zu einer allgemein niederdeutschen Volkskunde haben erweitert werden müssen, die zur Zeit noch über eines Mannes Kraft geht. Sodann enthielt sich der Verfasser eines tiefern Eingehens auf die Mundarten: diese Aufgabe fällt von Rechts wegen den eigentlichen Sprachgelehrten zu, und bis Reiches Braunschweigisches Idiotikon erschienen sein wird, fehlt die nöthigste Vorarbeit noch. Was allenfalls vermißt werden könnte, sind Nachrichten von Küche und Keller des Landvolks, die ohne Zweifel manche Dunkelheit der grade im Punkte der Volksernährung überaus schweigsamen schriftlichen Ueberlieferung der Vorzeit erhellt haben würden.

Aber sei dies ein Mangel — wer möchte wohl seinethalb, angesichts des sonstigen Reichthums der Gabe, an ihr mäkeln? Zumal da eins mit aller Zuversicht geweissagt werden kann: daß diese Studien dem Verfasser keine Ruhe lassen werden, daß er ihnen, er mag wollen oder nicht, auch in Zukunft wird obliegen müssen, und daß er dabei dies und jenes noch einheimsen wird, woran sein erster Anlauf naturgemäß vorbeigegangen ist. Und Andere mögen getrost in seine Fußstapfen treten: je mehr sie noch finden, was ihm vielleicht entgeht, desto angenehmer werden sie ihm sein. Vor der Hand aber seien seinem Buche viel Leser und — Käufer gewünscht, auf daß bald nach einer zweiten Auflage Begehr sei, in die er eigene und fremde Nachträge harmonisch einfügen könne.

Hn.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 30. August. 1896.

[Nachdruck verboten.]

Ueber die angebliche Ermordung des letzten Edelherrn von Homburg und den Uebergang seiner Herrschaft an das Haus Braunschweig.

Von O. v. Heinemann.

(Schluß.)

Noch werden als unantastbare Beweise für die hier in Rede stehende Geschichte zwei noch jetzt in der Amelungsborner Klosterkirche vorhandene Alterthümer angeführt: der angebliche Grabstein des freventlich ermordeten letzten Homburgers und eine alte Gedenktafel, die von dem Vorgange bestimmte und ausführliche Kunde giebt. Allein was den ersteren anbetrifft, so wird zwar ein solcher als derjenige Heinrichs von Homburg noch jetzt bezeichnet, er ist aber ohne jede Spur einer Inschrift und beweist demnach, selbst wenn diese Bezeichnung zutreffend sein sollte, für seine Ermordung durch Hermann oder Otto von Everstein absolut gar nichts. Anders verhält es sich mit der erwähnten Tafel, die allerdings besagt, „daß Heinrich Edelherr von Homburg, der Wohlthäter der Amelungsborner Kirche, in diesem heiligen Hause, von dem Grafen Hermann von Everstein verbrecherischer Weise getödtet worden sei“. Diese Tafel ist aber, wie keinem Kundigen entgehen wird, das Machwerk einer späteren Zeit und gehört allerfrühestens erst der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Das erhellt schon aus den gleich nach dem Einleitungssatze stehenden emphatischen und zugleich witzelnden Worten: Henricus cecīdit, Herimannus cecīdit, zu deutsch etwa: „Heinrich kam um, Hermann brachte um“. So etwas schrieb man nicht im Mittelalter, sondern das ist die gespreizt-gelehrte Ausdrucksweise der humanistisch gebildeten Kreise des 16. Jahrhunderts. Auch der übrige Text der Inschrift bestätigt diese Zeit ihrer Abfassung. Sie kann daher nicht als ein beachtungswerthes Zeugniß für Ereignisse herangezogen werden, die mindestens anderthalb Jahrhundert vor ihrer Entstehung stattgefunden haben sollen. Ihre Unglaubwürdigkeit ergiebt sich außerdem schon aus der ganz unmöglichen Zeitangabe (1445) über den angeblichen gewaltsamen Tod Heinrich's von Homburg. Zuerst finde ich übrigens diese Inschrift wiederum in einem von Paullini herausgegebenen Werke, der Chronik von Höxter, erwähnt[12]), aus der sie dann Leuckfeld in seine Antiquitates Amelunxbornenses[13]) aufnahm. Möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß Paullini auch sie erdichtet hat.

Wenden wir uns nun noch einen Augenblick von den unlauteren und gefälschten Zeugnissen über die letzten Jahrzehnte des Homburger Geschlechts und über dessen Ausgang zu den echten und unverfälschten Quellen, namentlich zu den Urkunden, den sichersten und zuverlässigsten Hilfsmitteln geschichtlicher Erkenntniß! Es wird damit auch der letzte Zweifel darüber schwinden, daß die landläufige Erzählung von dem tragischen Untergange jenes Geschlechts auf keinerlei sicherer Grundlage beruhet, daß sie vielmehr eine rein aus der Luft gegriffene Fabel ist. Der verstorbene Gymnasialdirector H. Dürre hat sich das Verdienst erworben, die von den Edelherren von Homburg entweder ausgestellten oder auf sie bezüglichen Urkunden zu sammeln und in Regestenform zu veröffentlichen[14]). Diese mustergiltige Arbeit bietet das festeste Fundament für eine jede gewissenhafte Untersuchung über den Gegenstand. Das seit dem zweiten

12) Chron. Huxariense coeptum a Petro Visselbeccio, a Gregorio Wittehenne continuatum et a Chr. F. Paullini editum in dessen schon erwähntem Syntagma rerr. et antiq Germ p. 125. Der Wortlaut der Inschrift ist folgender: Attendite posteri, ut execremini factum, quo vix atrocius sol vidit. Henricus cecidit, Herimannus cecidit. Quantus inde superis planctus et averno jubilus! Anno siquidem MCCCCXLV Henricus nobilis dominus de Homburg, noster benefactor, in hac sacra aede, a propinquo suo Sigfrido de Homburg ad maiorem Dei gloriam in honorem gloriosae semper virginis beatissimae Mariae liberaliter constructa, in ipso templo, in facie populi, Dei omniumque sanctorum ob rem leviculam ab Herimanno comite de Everstein nefarie occisus est Sic Henricus obiit et cum eo gens Homburgica: ita Herimannus etiam abiit: ille, quod speramus et optamus universi, ad superos, hic, quod aversamur et execramur singuli, ad exteros, profugus nunc et instabilis, ut Cain. Portat enim accusatorem. judicem, testem et tormenta secum in pectore. Utrique tamen precabimur, illi, ut anima eius quiescat in pace, huic, ut anima eius veniat ad pacem, expiato grandi hoc crimine, quo religiosum hunc locum foedavit et diffamavit turpiter. Orate pro utroque.

13) p. 41.

14) Die Regesten der Edelherren von Homburg in der Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen, Jg. 1880, 1—168, mit Nachträgen dazu, Jg. 1881, 1—21.

Drittel des 13. Jahrhunderts nachweisbare Herrengeschlecht (domini, nobiles), das sich nach der über Stadtoldendorf auf mächtigem, weithin sichtbaren Kegelberge gelegenen, in seinem Besitze befindlichen Homburg benannte, stand — früher durch zahlreiche Mitglieder vertreten — zu Beginn des 15. Jahrhunderts nur noch auf zwei Augen. Von den fünf Söhnen Siegfried's von Homburg, der im Jahre 1380 starb, waren vier, Rudolf, Albert, Gevehard und Burchhard, kinderlos in das Grab gesunken, und nur der zweitälteste, Heinrich, noch am Leben, aber auch ihm, der sich schon früh mit der Gräfin Schonette von Nassau vermählt hatte, war der Kindersegen versagt geblieben. Heinrich kommt zuerst am 2. Juli 1340 zusammen mit seinem Vater und mit seinem Bruder Rudolf urkundlich vor. Er erscheint dann ziemlich häufig, anfangs mit seinem Vater oder auch mit einem oder mehreren seiner Brüder, später allein bei Verkäufen, Verpfändungen, Schenkungen und anderen Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Im Jahre 1371 betheiligte er sich an dem verunglückten Versuche der Braunschweigischen und Lüneburgischen Ritterschaft, die Stadt Lüneburg für den Herzog Magnus d. J. von Braunschweig durch Ueberfall zu gewinnen. Er fiel dabei mit einer großen Anzahl anderer Ritter in die Gefangenschaft der Lüneburger, aus der er erst im Jahre 1373, am 3. November, nach dem Tode des Herzogs Magnus und nachdem er dem Herzoge Albrecht von Sachsen, dessen Gegner, Friede gelobt hatte, wieder entlassen ward. Nicht lange darauf wurde er mit dem Banne der Kirche belegt, weil er zusammen mit dem Herzoge Albrecht von Grubenhagen den Subdiaconus Berthold Proyt eingekerkert und vergewaltigt hatte. Erst nachdem er ihn wieder in Freiheit gesetzt, auch sonst Genugthuung geleistet und eine Reise nach Avignon zum Papst gelobt hatte, um von diesem Absolution zu erlangen, ward er wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen (25. April 1376). Etwa zehn Jahre später waren bereits drei seiner Brüder dem Vater Siegfried († 1380) im Tode gefolgt. Nur Gevehard war noch am Leben. Dieser trat, als sich Heinrich im Jahre 1384 vermählte, in den geistlichen Stand, als aber diese Ehe kinderlos blieb, kehrte er — wohl durch die Hoffnung auf die reiche Erbschaft bewogen — wieder in die Welt zurück. Er starb indeß, noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging: im Jahre 1394 kommt er zuletzt urkundlich vor. Nun trat an den Letzten der Homburger mit immer wachsender Wahrscheinlichkeit die Aussicht heran, daß sein Stamm mit ihm erlöschen würde, und legte ihm die Pflicht auf, für diesen Fall über das Erbe seiner Väter testamentarisch zu bestimmen, um jeden etwaigen Hader darüber auszuschließen. Auch die Sorge für die Zukunft seiner Gemahlin scheint dabei ein Wort mitgesprochen zu haben. Zunächst dachte er daran, den mit ihm verschwägerten Grafen von Spiegelberg im Fall seines kinderlosen Todes die Erbfolge in seinen Landen zuzuwenden. Eine seiner Schwestern, Kunigundis, wie es scheint die jüngste, hatte sich, während Agnes in das Kloster von Wülfinghausen und Meta in dasjenige von Kemnade eingetreten waren, mit dem Grafen Moriz dem Aelteren von Spiegelberg vermählt. Den Sohn aus dieser Ehe, also seinen Neffen, den jüngeren Grafen Moriz von Spiegelberg, erkor Heinrich von Homburg zu seinem Erben. Am 31. October 1397 schließen beide unter Beirath ihrer Räthe und ihrer Mannschaft zum Nutzen und Frommen ihrer Lande und Leute mit dem Herzoge Otto dem Einäugigen von Göttingen ein Bündniß zu Schutz und Trutz, wobei im Eingange der Urkunde[15]) erklärt wird, daß Heinrich von Homburg, falls er ohne Leibeserben sterben würde, seinem Neffen, dem Grafen Moriz von Spiegelberg, sein Land überlassen wolle und ihn zu seinem Erben eingesetzt habe. Etwas über zwei Jahre später, am 8. December 1399, belehnt dann der Abt Wulbrand von Corvey die Grafen von Spiegelberg eventualiter mit den Gütern, die bisher der Edelherr Heinrich von Homburg von ihm zu Lehen hatte, namentlich mit der Stadt Bodenwerder sowie mit den Herrschaften Luthardessen und Houboken (Hohenbüchen), doch soll diese Belehnung hinfällig sein, wenn Heinrich von Homburg noch Leibeserben erhalten sollte[16]). Dieser bekundet im August d. J. 1400 seinerseits, daß ihm Herzog Otto von Göttingen die Hälfte der Burg Everstein für 400 rheinische Gulden auf fünf Jahre verpfändet habe und daß, wenn er binnen dieser Zeit sterben sollte, Graf Moriz von Spiegelberg in seine Rechte eintreten solle[17]), worauf der Letztere am 10. August desselben Jahres dem genannten Herzoge verspricht, wenn nach dem Tode seines Oheims, des Edelherrn Heinrich von Homburg, dessen Nachlaß an ihn gelangen würde, die versetzte Hälfte des Eversteins an den Herzog zurückzugeben[18]). Diese Zeugnisse genügen, um die ursprüngliche Absicht Heinrich's von Homburg darzuthun, nach seinem Tode dem jüngeren Grafen Moriz von Spiegelberg den Besitz seiner Lande zu sichern. Er wies sogar Rathsmeister, Rathmannen und Gemeinde seiner Stadt Bodenwerder an[19]), seinem Neffen schon jetzt die Huldigung zu leisten, wogegen dieser der Stadt versprach, sie bei ihren alten Rechten und Freiheiten belassen zu wollen. Auch sonst sind aus den Urkunden verschiedene Fälle nachweisbar, daß die Grafen von Spiegelberg in den Homburger Gebieten bereits vor Heinrich's Tode einzelne Hoheitsrechte ausgeübt haben.

Allein ihre Hoffnung auf den Erwerb der Herrschaft sollte dennoch nicht in Erfüllung gehen. Zwei mächtigere Nachbaren streckten zu gleicher Zeit ihre Hand nach dem reichen und begehrenswerthen Besitz aus: das Hochstift Hildesheim, das seit dem Sturze Heinrich's des Löwen stets die Lehnshoheit über die Homburg selbst und über die davon abhängigen Landschaften beansprucht hatte, und das Herzogliche Haus Braunschweig, das in Folge des Eversteiner Erbfolgekrieges gerade damals bereits mit Bestimmtheit darauf rechnete, die Grafschaft Everstein zu erwerben und dem zu diesem Erwerb die Einverleibung der benachbarten Herrschaft Homburg als

15) Sudendorf, Urkundenbuch z. Gesch. der Herzöge von Braunschw. und Lüneburg, VIII, S. 286.
16) Ebenda, IX, S. 64.
17) Sudendorf, a. a. O. IX, S. 87.
18) Spilcker, Grafen von Everstein, Urk. S. 400.
19) Urk. v. 1. Sept. 1403 in Origg. Guelf. IV, 513.

willkommene Abrundung seines Ländergebietes im hohen Grade erwünscht erscheinen mußte. Am 29. März 1408 einigte sich Bischof Johann von Hildesheim mit den Herzögen Bernhard und Heinrich, Gebrüdern von Braunschweig, für den Fall des kinderlosen Ablebens des Edelherrn Heinrich von Homburg zu einer gemeinsamen Besitzergreifung seiner Hinterlassenschaft, als deren wesentliche Bestandtheile die Schlösser Homburg, Lauenstein, Luthardessen und die Städte Oldendorf und Wallensen mit der Herrschaft Hohenboken angegeben werden. Diese Besitzungen sollen zur Hälfte an den Bischof, zur Hälfte an die genannten Herzöge fallen, denen die Unterthanen der ganzen Herrschaft die Gesammthuldigung zu leisten haben: nur das Schloß Greene sollen die Herzöge von dessen Eigenthümerin, der Aebtissin von Gandersheim, allein zu Lehen empfangen[20]. Indessen müssen sich die Herzöge bald darauf einseitig mit Heinrich von Homburg verständigt haben, denn am 9. October des folgenden Jahres (1409) urkundet dieser dahin: er habe in Anbetracht des großen Schadens, der nach seinem kinderlosen Tode die Herrschaft Homburg treffen könnte, sich auf den Rath seiner weisen Freunde, Mannen und Städte entschlossen, besagte Herrschaft mit allem Zubehör dem Herzoge Bernd von Braunschweig und Lüneburg zu überlassen und überantworte sie ihm zum erblichen Besitz nach seinem Tode in folgender Weise: 1) der Herzog erhält schon jetzt ein Viertel der Herrschaft, nämlich die Schlösser Homburg, Lauenstein, Greene, Luthardessen, die Städte Oldendorf unter Homburg, Wallensen und die Herrschaft Hoinboken, während die übrigen drei Viertheile bis zu seinem Tode im Besitze Heinrich's von Homburg verbleiben, 2) sobald dieser Tod eintritt, fallen auch die reservierten drei Viertheile der Herrschaft dem Herzoge zu, und treten die Homburgschen Amtleute und Burgmannen in des Herzogs Dienst und Pflicht, 3) dafür giebt Herzog Bernd dem Edelherrn 5500 löthige Mark Braunschweigischer Währung sofort und zahlt ihm außerdem eine Jahresrente von 200 löthigen Mark sowie seiner Gemahlin Schonette von 200 rheinischen Gulden, 4) die Herrschaft Homburg huldigt dem Herzoge und seinen rechten Erben, wogegen dieser verspricht, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu belassen und dies in Brief und Handfeste zu bekräftigen, sie zu beschützen und zu vertheidigen, das Testament des Edelherrn zu halten und zu vollziehen, Krieg von der Herrschaft abzuwehren und Heinrich's Gemahlin Schonette in dem Besitze des ihr als Leibzucht zugedachten Schlosses Greene zu schützen, 5) durch die etwaige Geburt eines erbfähigen Sohnes aus Heinrich's Ehe soll dieser Vertrag, sobald der letztere großjährig geworden, erlöschen und ihm die Herrschaft gegen Rückzahlung der 5500 Mark in ihrem ganzen Umfange wieder zur Verfügung gestellt werden[21].

Dieser Vertrag wurde dann durch zwei andere an demselben Tage ausgestellte Urkunden noch bestätigt und erweitert. In der einen belehnt der Abt Dietrich von Corvey als Lehnsherr des Schlosses Luthardessen und der Herrschaft Honboken sowie der Stadt und des Schlosses Bodenwerder, welche letztere die Grafen von Spiegelberg ihm aufgelassen haben, den Herzog Bernhard mit diesen Gütern[22], in der anderen verzichten die Grafen Moriz d. A. und Moriz d. J. von Spiegelberg auf ihre an der Herrschaft Homburg erworbenen Rechte und versprechen den dem jüngeren Moriz darüber ausgestellten Brief binnen vier Wochen an den Rath zu Bodenwerder zurückzustellen: auch sollen alle anderen Briefe in dieser Sache zurückgeliefert werden und nicht mehr bindend sein[23].

Heinrich von Homburg hat dann elf Tage später, am 20. October 1409[24], noch einmal in einem förmlichen Testamente seinen letzten Willen kundgethan und feierlich erklärt, daß er zu Erben seiner Herrschaft und seines Landes den Herzog Bernd von Braunschweig und Lüneburg erwählt und eingesetzt habe, der ihn begraben lassen solle, wo es sein Beichtvater, Herr Ernst, bestimmen werde. Im Uebrigen enthält dies Testament fast nur privatrechtliche Bestimmungen, Verfügungen über sein bewegliches Gut und fromme Stiftungen an geistliche Anstalten und Klöster, namentlich an Kemnade und Amelungsborn. Es macht entschieden den Eindruck, daß der Testator damals schon schwer erkrankt gewesen ist und seinen nahen Tod voraussah. In der That starb Heinrich von Homburg schon drei Wochen nach Bekundung dieses seines testamentarischen Willens. Die letzte von ihm ausgestellte Urkunde, laut der er zu seinem Troste und zum Seelenheil seiner Eltern das Kloster Kemnade mit einem Meierhof zu Westerbrak, genannt der Keglerhof, bewidmet[25], ist vom 11. November 1409 datiert. An demselben oder an dem darauf folgenden Tage muß er das Zeitliche gesegnet haben, denn vom 13. November ist eine Urkunde der Aebtissin Sophie von Gandersheim vorhanden, in der sie zu Abmachungen des Herzogs Bernd von Braunschweig und der edelen Frau Schonette von Nassau, Frau zu Homburg, über der Letzteren von ihrem Gemahle Heinrich von Homburg zur Leibzucht verschriebene Güter, die bei der Abtei Gandersheim zu Lehen gingen, ihre Zustimmung ertheilt[26]. Es ist ganz undenkbar, daß, wenn Heinrich von Homburg in der gewaltsamen und sacrilegen Weise sein Leben verloren hätte, wie Letzner und Paullini vermelden und Andere ihnen nachgeschrieben haben, weder in dieser unmittelbar nach seinem Tode ausgestellten Urkunde, noch in irgend einem anderen der späteren auf sein Hinscheiden bezüglichen Documente, nicht mit einem einzigen Worte dieser Frevelthat sollte gedacht worden sein. Wo seine sterblichen Ueberreste bestattet worden sind, ob in dem zu Füßen seiner Stammburg gelegenen Amelungsborn oder im Kloster Kemnade, wo die meisten Homburger begraben liegen, habe ich nicht zu ermitteln vermocht. Helm und Schild, Schwert und Siegel, die Abzeichen seines Standes, wird man ihm, dem Letzten

20) Dürre, a. a. O. No. 413.
21) Origg. Guelf. IV, 509 ff.
22) Dürre, a. a. O. No. 417.
23) Origg. Guelf. IV, 513.
24) Dürre, a. a. O. No. 419.
25) Dürre, a. a. O No. 421.
26) Sudendorf, a. a. O. X. S. 345 in der Anmerkung.

seines Geschlechtes, der Sitte der Zeit gemäß, mit in das Grab gelegt haben.

Die Herrschaft Homburg ging nach den Bestimmungen der darüber abgeschlossenen Verträge in den Besitz des Herzoglichen Hauses Braunschweig über. Es gehörten bei ihrem Anfalle noch dazu die Schlösser und Burgen Homburg, Lauenstein, Greene, Luthardessen, die Städte Bodenwerder, Stadtoldendorf und Wallensen, endlich die Herrschaft Hohenbüchen. Die Herzöge nahmen den nach rechts gewandten ungekrönten Homburger Löwen (später golden tingiert in rothem Felde und von einem blau- und weißgemusterten Schildesrande umschlossen) neben dem Wappen der kurz vorher (1408) von ihnen erworbenen Grafschaft Everstein in ihr Wappen auf, das demgemäß von nun an längere Zeit hindurch einen quadrirten, aus dem Altbraunschweigischen, Lüneburgischen, Eversteinischen und Homburgischen Wappen zusammengesetzten Schild zeigt. Als am 22. August 1428 Herzog Bernhard und dessen Sohn Otto mit Wilhelm, dem Sohne des Herzogs Heinrich, jenen bekannten Theilungsreceß schloß, der die mittleren Häuser Braunschweig und Lüneburg begründete, fiel die Herrschaft Homburg mit den zu ihr gehörigen Lehen in den Braunschweiger Antheil. Seitdem ist sie bis auf die Gegenwart mit unserem Herzogthume verbunden geblieben.

Dies sind im Gegensatze zu den darüber verbreiteten Fabeln und Ausschmückungen die geschichtlich beglaubigten Vorgänge bei dem Erlöschen des Dynastengeschlechtes der Homburger und bei dem Anfall ihrer Herrschaft an das Braunschweiger Haus. Sie bestätigen wieder einmal die Wahrheit des Wortes, daß in vielen Fällen die landläufige Geschichte nichts weiter sei als une fable convenue.

Ich glaube erwiesen zu haben, daß die romantische und schauerliche Geschichte, von der ich ausging, wohl in einen der berüchtigten Ritterromane gehören mag, nimmermehr aber in ein ernsthaftes historisches Buch. Dennoch muß ich zum Schluß noch bemerken, daß sie nicht ganz ohne einen thatsächlichen Hintergrund ist. Es ist wirklich einmal ein Edelherr von Homburg von den Eversteiner Grafen erschlagen worden, nur hieß er nicht Heinrich oder Otto, sondern Bodo, und ereignete sich dies nicht im Jahre 1409 oder gar 1445, sondern etwa zweihundert Jahre früher. Wir verdanken diese Nachricht dem Chronisten Dietrich Engelhusius, der in seiner Universalgeschichte [27]) zwar ohne bestimmte Zeitangabe, aber zum Pontificat des Papstes Gregor IX. (also zwischen 1227 und 1241) berichtet: Bodo de Homborch nobilis a nobilibus de Euersten occisus est, in Amelungesborn sepultus. Meines Wissens ist Engelhus von den Chronisten der Einzige, bei dem sich diese Nachricht findet [28]), aber er war nicht nur ein gelehrter Mann, sondern auch ein gewissenhafter Historiker [29]) und stand dem Ereigniß, das er hier überliefert hat, zeitlich nicht allzufern. Wir können ihm daher wohl Glauben schenken, zumal die von ihm berichtete Thatsache in überraschender Weise durch eine uns erhaltene Urkunde bestätigt wird. Am 1. Juli 1228 verglich nämlich der Bischof Konrad II. von Hildesheim einen Streit, der sich wegen der Tödtung Bodo's von Homburg zwischen den Söhnen und Verwandten des Erschlagenen und zwischen den Grafen von Everstein erhoben hatte, dahin, daß die Letzteren sich verpflichteten, für Bodo's Seele 5000 Messen und ebenso viele Vigilien singen zu lassen, ihm in 50 Klöstern die Brüderschaft zu erwerben, im Kloster Kemnade binnen Jahresfrist einen Altar zu fundieren und an diesem täglich eine Seelenmesse für den Erschlagenen singen zu lassen, auf ihre Kosten einen Ritter nach dem heiligen Lande zu senden, endlich mit 300 Rittern und Knappen seine Söhne und seinen Bruder, den älteren Bodo von Homburg, sowie Dietrich von Adenoys und die Gebrüder Werner und Berthold von Brakel fußfällig um Gnade und Verzeihung anzuflehen: unter diesen Bedingungen, denen noch einige weniger bedeutsame hinzugefügt werden, soll der an Bodo begangene Todtschlag gesühnt und die seiner Sippe, den Homburgern, zustehende Blutrache hinfällig sein [30]). Daß es sich übrigens hier nicht um einen Mord, sondern um den Tod im ehrlichen Kampfe handelt, geht aus dem weiteren Inhalte der Urkunde hervor, die mehrmals betont, daß Bodo von Homburg in einer Fehde (infra hanc guerram) ums Leben gekommen sei.

Es liegt nun nahe, diese beglaubigten Vorgänge mit den erdichteten in Verbindung zu bringen, die sich, wie wir sahen, an den letzten Homburger und das Erlöschen des Geschlechts gehängt haben. Darauf hat schon v. Spilcker hingewiesen, der in seiner „Geschichte der Grafen von Everstein“ [31]) bemerkt: „Vielleicht ist diese Sage (von der Ermordung Heinrich's von Homburg nämlich) aus dem in dem zweiten Viertheil des 13. Jahrhunderts vorgefallenen Ereignisse (er meint den gewaltsamen Tod Bodo's) entstanden“. Dem möchte ich bis zu einem gewissen Grade zustimmen. Man darf wohl annehmen, daß dieses Ereigniß mit der darauf folgenden feierlichen Sühne sich eine Zeit lang, besonders auch durch die Gebräuche des katholischen Gottesdienstes, im Gedächtniß der Menschen erhielt. Eine dunkele Kunde davon mag auch noch bis in die nachreformatorische Zeit nachgeklungen haben, wo dann zu Ende des 16. Jahrhunderts historische Dilettanten, wie Letzner, oder Geschichtsfälscher, wie Paullini, sich ihrer bemächtigten, um durch ihre Uebertragung auf den Letzling des Homburger Stammes und durch ihre romantische Ausschmückung das fast zu der nämlichen Zeit erfolgende Aussterben der beiden benachbarten alten Dynastengeschlechter

27) Leibniz, script. rerr. Brunsv. II, 1116.

28) Nach Leibniz (l. c.) ist zu der betreffenden Stelle in dem Manuscript, das er benutzte, an den Rand geschrieben. Ultimus de Homborg obiit. Da hätten wir denn vielleicht den ersten Ursprung der Fabel. Die Manuscripte, die die Herzogliche Bibliothek von Engelhus besitzt, enthalten diese Glosse nicht.

29) Vergl. über ihn Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im M.-A. II, 145 ff.

30) Urkunde in den Origg. Guelf. III, 689—690. Datiert ist sie 1227, feria VII proxima post festum apostolorum Petri et Pauli. Daß sie zum Jahre 1228 gehört, zeigt Dürre, a. a. O. S. 25

31) S. 302.

für ihre Leser fesselnder und interessanter zu machen. Auf einen Mann von Letzner's Art, der gewohnt war, seiner Phantasie nur allzu sehr die Zügel schießen zu lassen, mag außerdem die landschaftliche Umgebung als Hintergrund der von ihm berichteten Tragödie eine gewisse Einwirkung geäußert haben. Die beiden Burgen, die — kaum durch eine Wegstunde von einander getrennt — sich trotzig und dräuend entgegen blickten und von denen wenigstens die Homburg zu seiner Zeit noch völlig unversehrt und ungebrochen in das Land hinaus schaute, zu ihren Füßen im Thalgrunde mitten zwischen ihnen die altehrwürdige Cistercienserabtei Amelungsborn, ringsum, sich vielfach durchkreuzend, das zu Grenzstreitigkeiten herausfordernde Gebiet der beiden an Macht und Besitz rivalisierenden Geschlechter: das alles bot einen verführerischen Rahmen dar zu dem Bilde ruchloser menschlicher Leidenschaft, die durch eine unerhörte Blutthat zwei kräftige Stämme des deutschen Adels zu gleicher Zeit entwurzelt, ihr Dasein auf ewig ausgelöscht haben sollte. So erkläre ich mir die Entstehung der Ueberlieferung, die uns heute beschäftigt hat. Vor der ernsthaften historischen Forschung und einer eindringenden Kritik hält sie nicht Stand, und es wäre wohl an der Zeit, daß sie endlich aus den landläufigen Darstellungen unserer Landesgeschichte verschwände.

Johann Heinrich Neß.

Von Ed. Damköhler.

Im 28. Jahrgange der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde S. 768 ff. hat der Züricher Professor Egli unter der Ueberschrift „Zum hundertjährigen Gedächtniß eines Braunschweigers“ einen kleinen Artikel veröffentlicht und am Schluß desselben die Worte ausgesprochen: „Es schien mir eine Sache der Pietät, daß des geistvollen Mannes heutige Landsleute wieder des Verstorbenen gedenken“. Dieser geistvolle Mann ist Johann Heinrich Neß [1]), Superintendent und erster Prediger der Hauptkirche zu Wolfenbüttel. Er war am 28. März 1732 in Helmstedt geboren und starb zu Wolfenbüttel am 11. Januar 1803. In weiteren Kreisen ist Neß' Name bekannt geworden durch seinen Streit mit Lessing, der gegen die von ihm verfaßte und 1777 zu Braunschweig anonym herausgegebene „Auferstehungsgeschichte Jesu Christi“ seine vernichtende Duplik richtete. Hat er auch in dieser Polemik, wie nicht zu verwundern, entschieden den kürzeren gezogen, so ist seine Thätigkeit auf einem andern Gebiete, dem der Alterthumskunde, noch jetzt mit Ehren zu erwähnen. Er hat die Ergebnisse seiner langjährigen Forschung in einem Buche niedergelegt, das er ganz vollendet noch in seinen letzten Lebenstagen dem Drucke übergab, das aber erst 1806 nach seinem Tode herausgegeben wurde und den Titel führt: „Ueber Benennung und Ursprung aller Oerter des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel“. Es ist dies das Werk, das ihm das Lob und die Anerkennung des Züricher Professors eingetragen hat. „Eine merkwürdige kleine Schrift“, sagt er, „eine Art Vorläufer Arnolds“. Trotz den vielen Irrthümern, die sie aufweist, müssen wir Egli's Urtheile beistimmen, daß „Neß der erste war, der in der Verwendung der Grundwörter eine gewisse psychologische Gesetzmäßigkeit erkannt hat, und daß das Eigenartige seiner Leistung das Verdienst der Anregung ist“. Vieles konnte Neß noch nicht wissen, ihm fehlten die Hülfsmittel der modernen Namenkunde; um so mehr anzuerkennen sind die richtigen Gedanken, die wir in seiner Schrift antreffen. Der wichtigste davon und darum von Egli mit Recht hervorgehoben ist der, daß den einzelnen deutschen Stämmen gewisse charakteristische Endungen in den Ortsnamen zugeschrieben werden, ein Gedanke, der später von Wilhelm Arnold mit vielem Glück ausgeführt ist. Cheruskische Siedlungen sind nach Neß die Orte auf —heim, bek, born, feld, au, lah, horst, wold. Siedlungen der Fosen sind die Orte auf —büttel, longobardische die auf —leben, chattische die auf —ing und ingen u. s. w. Wenn auch Neß in der Vertheilung der Benennungen auf die einzelnen Stämme irrt, so ist doch sein Grundgedanke, daß einzelnen Stämmen gewisse Benennungen eigenthümlich waren, richtig. Heute wissen wir, daß z. B. die Orte auf —leben zwar nicht Siedlungen der Longobarden, aber der Warnen und Heruler sind, und zwar aus der Zeit von 174 bis 531 nach Chr. [2]). Mit diesem Hauptgedanken ist jedoch die Bedeutung der kleinen Schrift keineswegs erschöpft. Auch in anderer Beziehung verdient sie Erwähnung und Beachtung. Interessant und wichtig ist Neß' Ansicht von der Schrift- und Volkssprache, die Egli nicht genügend gewürdigt hat und auf die wir hier etwas näher eingehen möchten.

Die Veränderung der Volkssprache im Laufe der Zeit denkt sich Neß verhältnißmäßig gering. Er äußert sich darüber (S. 7) folgendermaßen: „Kann sich bei diesen [Land] Leuten auch jemand eine Ursache, ihn [den Ortsnamen] zu verändern, denken? Wie der Urkundenschreiber seinen Wohnort schrieb, das las der Bauer nicht, das ging ihn nicht an, er fuhr fort ihn auszusprechen, wie er ihn von Kindheit auf gehört hatte, verkürzte ihn höchstens, machte z. B. aus Adersheim, wie es hergebracht ist den Ort zu schreiben, Ahßen, oder bildete ihn sonst bequemer für seine Aussprache, und nannte z. B. sein Dorf, das wir Wobeck schreiben, Waubke“. Es dürfte noch viele Leute geben, die der entgegengesetzten Ansicht sind; selbst von Gebildeten kann man noch die Aeußerung hören, daß sich die Volkssprache sehr schnell verändere, heute so und morgen so laute. Doch sprechen die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Mundarten für die Richtigkeit von Neß' Ansicht. Für das Schwäbische hat Bohnenberger „Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im 15. Jahrhundert. 1892“ nachgewiesen, daß die Sprache damals im Wesentlichen dieselbe war wie heute. Aus der Besprechung von Bohnenberger's Buche im Literarischen Centralblatte, 1893 S. 18/19 sei folgende Stelle hervorgehoben: „Sein Hauptresultat ist eines, das vor ein paar Jahrzehnten

1) Man findet den Namen auch Naß geschrieben. Ueber Neß' Lebenslauf vergl. Allgemeine deutsche Biographie Bd. 28 S. 249 ff.

2) Wilhelm Seelmann, Die Ortsnamenendung —leben im Jahrbuche d. Ver. für niederdeutsche Sprachforsch. B. 12 (1886) S. 7 ff.

noch Kopfschütteln erregt hätte, jetzt aber nicht im Mindesten unerwartet kommt: Das Schwäbische ist im 15. Jahrhundert dasselbe gewesen wie heutzutage. Damit ist implicite gesagt, daß im Wesentlichen auch der Dialekt der einzelnen Gegenden derselbe, also auch die lokalen Unterschiede dieselben gewesen sind wie jetzt". Zu demselben Ergebniß haben mich meine Untersuchungen über die Sprache um Blankenburg und in dem angrenzenden Gebiete geführt, worüber ich mich in meiner „Probe eines nordostharzischen Idiotikons" (Blankenburger Programm 1893) S. 4 kurz ausgesprochen habe. Aehnlich äußert sich Tümpel über das Westfälische, der zu Bismarck's Worten beim Empfang der Westfalen: „Ich wüßte nicht, woraus man schließen könnte, daß der westfälische Dialekt damals (zur Zeit Armins) anders gelautet hätte als heute in Paderborn und dem Teutoburgerwalde", bemerkt, daß wir diesen Ausspruch mit Recht auf einen großen Theil des Mittelalters anwenden können[3]). Doch muß hervorgehoben werden, daß Neß offenbar die Sprache solcher Stämme im Auge hat, die im Ganzen frei von Mischungen mit anderen Stämmen geblieben sind.

Neß ist weit davon entfernt, eine Veränderung der Sprache zu leugnen, er erkennt sie im Gegentheil ausdrücklich an. Den Hauptgrund aller Sprachveränderung sieht er in der menschlichen Bequemlichkeit. Mit dieser Ansicht ist er ein Vorläufer von Georg Curtius, der in seinen Grundzügen der griechischen Etymologie den Satz ausgesprochen hat: „Bequemlichkeit ist und bleibt der Hauptanlaß des Lautwandels unter allen Umständen". Die Vorstellung von dem Umfange der Sprachveränderung ist bei Neß allerdings, wie das nicht anders zu erwarten steht, eine mangelhafte. Wenn er Verkürzung der Worte anführt, so trifft er damit zwar einen wesentlichen Theil, denn Verschleifung der Endsilben und Schwund gewisser Consonanten, namentlich von d, g, h, im Inlante, selbst ganzer Silben, vergl. z. B. leve statt levede, sede statt segede[4]), Alheid statt Adelheid[5]) sind seit dem 14. Jahrhundert die häufigsten Erscheinungen in der niederdeutschen Schriftsprache, und wir dürfen nicht zweifeln, daß solche Formen im Volksmunde vorhanden waren. Dagegen an Umlaut, Dehnung kurzer Stammsilben und sonstige Veränderungen mancher Vokale scheint Neß nicht gedacht zu haben. Er nennt zwar das mundartliche Waubke neben dem schriftgemäßen Wobeck, sagt aber nicht, ob er sich au aus o entstanden denkt und um welche Zeit etwa, oder ob dieser Laut seit uralter Zeit dialectisch neben o bestanden hat. Wir wissen das übrigens auch heute noch nicht sicher — in den Urkunden von Ilsenburg und Halberstadt ist ou für o seit der Mitte des 15. Jahrhunderts nachweisbar — wie wir überhaupt über viele solcher Lauterscheinungen noch im Unklaren sind. Ich bin durchaus der Ansicht, die ich schon früher in der Germania 35. Jahrgang S. 166 ausgesprochen habe, daß wir in dem Altsächsischen, wie es in den wenigen altſ. Denkmälern uns vorliegt, nicht die gemeinsame Quelle aller heutigen niederdeutschen Dialecte zu sehen haben, aus der diese mit den nöthigen Lautveränderungen hervorgegangen seien. Vielmehr wird es zur Zeit des Altsächsischen schon verschiedene Dialecte gegeben haben, von denen uns nur keine Kunde erhalten ist, die wir im glücklichsten Falle erschließen können und die den heutigen Dialecten, die sich naturgemäß aus ihnen weiter entwickelten, näher standen als das uns bekannte, litterarisch belegte Altsächsische. So glaube ich nicht, daß alle niederdeutschen Dialecte die aus altem a entstandenen e und o zu i und u entwickelten und dann zum Theil wieder in e und o abschwächten, sondern daß einige bei der ersten Spaltung in e und o stehen blieben. Schon dadurch würde sich eine Verschiedenheit der Dialecte in ältester Zeit ergeben, die auch Neß annimmt: „die ältesten Anbauer hiesiger Gegend hatten schon nicht durchaus einerlei Mundart", sagt er S. 5. Seine Meinung ist offenbar, daß aus den verschiedenen Mundarten der ältesten Bewohner sich die heutigen organisch entwickelt haben. Aber diese organische Entwickelung erscheint ihm einfacher als manchem modernen Dialectforscher, so daß der Unterschied zwischen den alten und den heutigen Mundarten kein allzu großer sein kann. Darum „findet sich im Munde des Landmannes der ächte Name der ältesten Oerter so sicher aufbewahrt, als unsicher in den lateinischen Urkunden und Chroniken" (S. 8). In diesem Urtheil ist Wahres mit Unwahrem gemischt.

Neß spricht hier den wichtigen Grundsatz aus, daß die Urkundensprache nicht zuverlässig sei, d. h. daß sie die Ortsnamen nicht genau so wiedergiebt, wie sie im Volksmunde lauteten. Die deutschen Namen sind zuerst von Fremden in fremder Sprache, von Franken in lateinischer Sprache niedergeschrieben: „Man kann sich vorstellen, daß die Concipienten derselben (der lateinischen Urkunden), wenn man auch nie eine gesehen hat, die Dorfnamen ganz anders buchstabirten, und oft verzweifelt mißhandelten, so daß sie ohne viele örtliche Kenntniß sich in den gegenwärtigen kaum wieder finden lassen". „Vorzüglich muß ich dafür die sehr zahlreichen Schreiben der römischen Päbste und manches ausländischen Bischofs anführen, die unsere Dörfer und Gegenden unvermeidlich oft wunderlich genug nennen" (S. 5). In Neß' Worten liegt hier gewiß etwas Wahres. Denn schwerlich ließen sich durch die lateinischen Laute die deutschen immer genau wiedergeben; sind wir doch genöthigt, selbst in jüngerer Zeit latinisirte Formen anzunehmen. In den lateinischen Urkunden der sächsischen Kaiser erscheinen ferner mehrfach die Namen von Orten, die heute niederdeutsch sind, in hochdeutscher Form, z. B. lautet Bovenden bei Göttingen 949 Bobbenzuni, 950 Bobbontuni. Daraus darf man aber nicht folgern, daß jene Orte zur Zeit der Abfassung der Urkunden hochdeutsch gewesen seien. Daß selbst die deutschen Urkunden des Mittelalters, auch die rein localen, die Mundart ihrer Entstehungsorte nicht immer treu wiedergeben, sondern oft Formen fremder Dialecte bieten, darf jetzt wohl als ausgemacht gelten. Die Heimath des Schreibers der Urkunden, die oft, zumal bei den Geistlichen, in weiter Ferne von dem Orte seiner

3) Die Bielefelder Urkundensprache. Niederdeutsches Jahrbuch 20, S. 83.
4) Lübben, Mittelniederdeutsche Grammatik §. 33 und 40.
5) Jacobs, Urkundenbuch des Klosters Drübeck, S. 286 b.

Wirksamkeit lag, seine gelehrte Bildung und andere Momente sind hier in Betracht zu ziehen. „Die Urkunden-Namen unserer Dörfer und Gegenden müssen demnach sowohl unter sich sehr verschieden lauten, als merklich von den gegenwärtigen Orts-Benennungen abweichen". So folgert Reß sehr richtig. Man vergleiche hiermit, was H. Jellinghaus in seinem soeben erschienenen Buche „Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern", 1896, S. III sagt: „Es liegt jetzt am Tage, daß die Schreiber der alten Güterverzeichnisse und Urkunden den Ortsnamen oft ebenso übel mitgespielt haben als die Amtleute des 17. bis 18. Jahrhunderts. Am zuverlässigsten sind noch immer, trotz ihrer Verschlissenheit, die jetzigen volksüblichen niederdeutschen Namen".

Aber Reß geht entschieden zu weit, wenn er nun meint, daß zur Auffindung der ältesten Benennung unserer Dörfer die Urkunden am wenigsten die rechte Stelle seien, daß sich aus ihnen nichts als die alte Existenz eines Ortes erweisen lasse. Hier zeigt sich recht deutlich, wie er von der Forschung überholt ist, deren oberster Grundsatz es ist, die älteste erreichbare urkundliche Form für die Etymologie eines Wortes zu Grunde zu legen. Allerdings bewahren uns auch die ältesten urkundlichen Zeugnisse nicht vor Irrthümern, und Reß ist wieder in staunenswerther Weise der Wahrheit nahe gekommen, wenn er sagt, daß die ersten und echten Dorfnamen im Munde der Landleute ganz gut aufbewahrt seien. Weder die heutigen mundartlichen, noch die urkundlich überlieferten Formen sind für sich allein dem Etymologen immer ein sicherer Wegweiser, aber beide zusammen ergänzen sich oft auf das vortrefflichste. Reß hat sicher den Werth der mundartlichen Form überschätzt, aber er hat unzweifelhaft das nicht geringe Verdienst, ihren hohen Werth mit aller Schärfe hervorgehoben zu haben. Er verdient um so mehr Anerkennung, als er von einer historischen Grammatik noch nichts wissen konnte. Ein kleines Beispiel, wie werthvoll eine mundartliche Form für die Forschung sich erweisen kann, mag hier folgen.

Der Flußname Oker ist mehrfach gedeutet, am wissenschaftlichsten von Th. Lohmeyer, „Beiträge zur Etymologie deutscher Flußnamen" (Göttingen 1881, S. 115) und „Neue Beiträge zur Etymologie deutscher Flußnamen" in Herrig's Archiv, 70. Bd. S. 427. Lohmeyer geht von der ältesten Form Obacrus aus, die sich in den Annales Laurissenses findet, als deren Ueberarbeitung und Fortsetzung die Annalen Einhard's zu betrachten sind. Diese haben Ovacra und Ovacrus. Später erscheinen die Formen Ovokare und Ovekare. Obacrus hält Lohmeyer für die ältere Form und nimmt an, daß ob = ahd. opa, oba = oben, oberhalb, über sei. Während er in den „Beiträgen" in acra ein Grundwort für Fluß sah, hält er in den „Neuen Beiträgen" diese Ansicht nicht mehr fest, sondern zerlegt acra in ac und ra. ac bedeutet ihm Egge, Berg, und ra Fluß; acra also = Bergfluß und Obacra = Hochbergfluß. Gegen die Richtigkeit dieser sonst sehr ansprechenden Erklärung ist ein Umstand geltend zu machen, der Lohmeyer allerdings wohl kaum bekannt sein konnte. Wenn nämlich die erste Silbe ob oder ov = ahd. opa, oba sein soll, so muß das o in Oker ursprünglich kurz sein; es ist aber lang und entspricht got. o, ahd., mhd. uo, wie die heutige niederdeutsche Form Auker beweist. Dieses au kann nicht etwa aus Zusammenziehung von oba, ova erklärt werden. Wir müssen uns daher nach einer andern Erklärung des ob, ov umsehen. Im Angelsächsischen giebt es ein starkes Verb aban, Prät. ôb = pollere; dazu ôfestan = festinare, ôfest = celeritas; im Altsächsischen giebt es ein ôbean = colere, ôbast = festinatio, ôbastliko = eilig, schnell. Diesem ô entspricht heutiges niederdeutsches au, und ich zweifle nicht, daß ob in Obacrus dasselbe ist wie im altſ. ôbast 2c. Der Stamm ab oder mit Ablaut ôb drückt offenbar den Begriff der Eile, Schnelligkeit aus, dem man bei Flußnamen oft begegnet, ich erinnere z. B. an Nappbode[6]). Die Bedeutung des Namens Oker = Obacrus ist daher „schneller Bergfluß".

An der Richtigkeit dieser meiner Erklärung mag man zweifeln; soviel steht aber fest, daß die heutige mundartliche Aussprache Auker die Lohmeyer'sche Deutung der Silbe ob in Obacrus mit Sicherheit als irrig erkennen läßt und uns zwingt, in dem ob ein langes o anzunehmen; daß mithin Reß' Ansicht, die ersten und echten Namen seien im Volksmunde ganz gut aufbewahrt, zum größten Theil richtig ist.

Reß' Buch ist in der That eine „merkwürdige" Schrift, und ihr „geistvoller" Verfasser verdient, daß nicht nur seine Landsleute seiner wieder gedenken.

Neue Funde vom Heese.

Es gewinnt immer mehr den Anschein, daß der Heeseberg zwischen Watenstedt und Jerxheim auch nach der Aufdeckung und Ausbeutung des Urnenfeldes von Beierstedt — anderer Funde hier nicht zu gedenken — noch mehr vorgeschichtliche Schätze an seinen Abhängen birgt. So fanden im vergangenen Winter Arbeiter im Abraume des Müller'schen Steinbruches am Heese ein großes Thongefäß, in dem sich eine napfförmige Urne befand, die wiederum ein kleines Gefäß umschloß, so daß also die 3 Urnen ineinander standen. Das große Gefäß wurde zerschlagen, und die Scherben konnten leider nicht wieder zusammengebracht werden. Ein nachträglich aufgefundenes Bruchstück ist roh, dickwandig und zeigt einige sich unregelmäßig durchkreuzende Einritzungen, die an die Verzierungen auf dem Schalendeckel vom Beierstedter Urnenfelde erinnern. Während auch der übrige Inhalt dieses großen Thongefäßes achtlos verschüttet wurde, blieben die beiden kleineren Urnen soweit heil, daß sie alsbald regelrecht wieder zusammengeleimt werden konnten. Das größere dieser beiden Gefäße ist napfförmig, 9,5 cm hoch, 15,5 cm oben breit und hat dicht unterm Rande einen kleinen Buckel oder Dorn. Der untere Theil ist mit flachen Riefen versehen. Das dritte und letzte Gefäß ist ein Becher, 10 cm hoch und 9,5 cm breit. Verzierungen sind gar nicht daran. Beide Stücke

6) Correspondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung 9, 41 und 11, 78.

rettete Herr A. Vasel in Beierstedt und stellte sie in seinen Sammlungen auf.

Außerdem sind am Heese einige Steingeräthe aufgenommen worden. Merkenswerth sind darunter sechs Stücke, welche ganz die Form von Arbeits- und Hausgeräthen haben. Eins sieht aus wie ein Bronzemesser mit halbkreisförmiger Schneide. Ein anderes hat die Form einer Säge aus Feuerstein. Vier andere sind wie kleine Meißel und Beile gestaltet. Das Auffallende bei diesen 6 Fundstücken ist der Umstand, daß das Material, aus dem sie gearbeitet, nicht etwa Feuerstein, Diorit oder sonst ein hartes Gestein ist, sondern man hat dazu den hier anstehenden bunten Sandstein genommen, allermeist den aus vielen kleinen Kugeln bestehenden Rogenstein. Natürlich ist dies Material zu Geräthen, mit denen irgend etwas ausgeführt werden soll, wegen seiner geringen Härte ganz unbrauchbar. Aber was für einen Zweck hatten denn diese Fundstücke? An Grabbeigaben darf man wohl nicht denken, da in den 62 Urnengräbern, die Herr A. Vasel am Heese aufgedeckt hat, kein Stein dieser Art gefunden wurde. Nur in den Skelettgräbern am Sandberge lag ein Reibstein aus jenem Rogenstein, der Spuren des Gebrauchs aufwies. Möglicherweise sind diese Geräthe für Kinder oder von Kindern als Spielzeug angefertigt.

Gleichfalls sind am Heese Spleiße und Späne von Feuerstein gefunden, Arbeitsabfälle oder zerbrochene Stücke. Es ist darunter auch eine 5,1 cm lange Pfeilspitze aus weißem Feuerstein. Es scheint, als wäre hier eine Arbeitsstätte gewesen, auf der die Feuersteine, die zwischen dem Geschiebe und Gerölle lagen, zu Messern und Pfeilspitzen verarbeitet wurden.

Zum Schluß muß auch noch einiger Funde gedacht werden, die Herr Vasel auf dem Haferkampe, seinem eignen Grundstücke, machte. Der Haferkamp liegt südlich von Beierstedt, dicht vor den Wiesen des großen Bruches, war also ehemals selbst Wiese und in alter Zeit zweifellos sumpfiges Gelände. Hier wurden schon wiederholt Urnenscherben gefunden; zuletzt wurde auch ein flacher Napf, 5,5 cm hoch und 14,5 cm breit, aufgenommen. Dies Gefäß hatte unter dem Rande 3 dornähnliche Ansätze oder Knubben, wie man hier zu Lande sagt. Ferner fand sich hier noch eine 4,1 cm lange Pfeilspitze aus Flint. — Sämmtliche Fundstücke befinden sich jetzt in der Sammlung des Herrn A. Vasel.

Wolfenbüttel. Th. Voges.

Bücherschau.

Das 150jährige Jubiläum der Herzogl. Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig im Juli 1895. Festbericht, veröffentlicht vom Allgemeinen Jubiläumsausschusse. Mit 11 Tafeln. Braunschweig, Druck von Fr. Vieweg & Sohn 1896. 118 S. und 11 Tafeln in 8°. 1 ℳ 20 ₰.

Das Buch, das wir vor Allem wohl dem rühmlichen Eifer und rastlosen Fleiße des Vorsitzenden des Festberichtsausschusses, des Professors Dr Wilhelm Blasius, zu danken haben, enthält eine ausführliche, beredte Schilderung jener Tage (25.—27. Juli) des vorigen Jahres, an denen die Carolo-Wilhelmina das Fest ihres 150jährigen Bestehens feierte. Nach einem kurzen Hinblick auf die Gründung der Anstalt werden zunächst die Vorbereitungen der Festlichkeiten, dann diese selbst eingehend dargestellt, und viele der dabei gehaltenen Reden im Wortlaute mitgetheilt. In einem Anhange werden die Urkunden der Stipendienstiftungen, die die Hochschule zu diesem Jubiläum erhielt, sowie die Adressen, die ihr von den verschiedensten Seiten dargebracht wurden, zum Abdrucke gebracht, die Glückwunschschreiben, die ihr bei dem Anlasse zugingen, sowie die Festtheilnehmer aufgeführt. Das Buch wird allen diesen Festgenossen schöne Tage frisch in Erinnerung rufen und auch späteren Zeiten ein lebendiges, treues Bild dieser Feier übermitteln. Der stolzen Vergangenheit dieser ältesten technischen Hochschule Deutschlands sind, so weit sie nicht in jenen Reden behandelt worden ist, leider nur wenige, aber inhaltsschwere Blätter gewidmet: zwei Tafeln, die die eigenhändigen Eintragungen früherer Schüler in das Album der Anstalt wiedergeben und die Bedeutung und Vielseitigkeit der Schule klar vor Augen führen. Gern hätten wir noch mehr von ihrer Geschichte vernommen. Denn der „Entwurf" einer solchen, den 1812 J. J. Eschenburg veröffentlichte, kann uns jetzt, so dankenswerth er damals war, doch unmöglich noch völlig befriedigen. Eine gründliche Geschichte des Carolinums aber, die die gesammten geistigen Bestrebungen zumal des vorigen Jahrhunderts gebührend in Betracht zöge und der Anstalt darin die richtige Stellung anwiese, würde ein Werk werden, das für unsere deutsche Geistesgeschichte bleibenden Werth besäße. Vor Allem deshalb bedauern wir den hier erwähnten, aber nicht beurtheilten Beschluß des Landtags vom 7. März 1894, der dem Herzoglichen Staatsministerium die beantragten außerordentlichen Geldmittel für die Jubiläumsfeier verweigerte und dadurch die beabsichtigte Herausgabe einer würdigen Festschrift unmöglich machte. — Das schön ausgestattete Buch zieren ein Portrait des geistigen Stifters der Anstalt, des Abts Jerusalem, und acht wohlgelungene Lichtdruckbilder, die das Aeußere und das Innere des alten wie des neuen Gebäudes der Hochschule veranschaulichen. Das Bild Jerusalems giebt — nach gütiger Mittheilung des Herrn A. Vasel — einen Kupferstich von Joh. Friedr. Bause wieder. Vgl. G. Keil, Katalog des Kupferstichwerkes von Bause (Leipzig, 1849) unter Nr. 163. Ein zweites, größeres und schöneres Bildniß Jerusalems stach Bause nach einem Gemälde von A. F. Oeser.

Monatsschrift für Handel und Industrie. Mai und Juni. Kaufmännische Schiedsgerichte; 28 und 29. Plenarversammlung der Handelskammer. Statut der Errichtung einer kaufmännischen Fortbildungsschule in der Stadt Braunschweig betr. — Juli. Musterschutz: statist. Nachrichten über den Post- und Telegraphenverkehr in den 14 Städten des Herzogthums für 1895. — August. Das neue Handelsgesetzbuch und der deutsche Handelstag.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 13 u. 14. E. v. Sallwürk, Zur Feier des 150. Geburtstages v. J. H. Campe; C. Liesenberg, Allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Hamburg. — 15. Die politischen Parteien und die Schule.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 13. September. **1896.**

Anna Amalia von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig.

Von Otto Eggeling.

1. Die Jugend 1739—1758.

Am 24. October 1739 herrschte am braunschweigischen Hofe große Enttäuschung; Serenissimus, Herzog Karl, hatten gehofft, Ihre Königl. Hoheit, Herzogin Philippine Charlotte, geborene Prinzessin von Preußen, würden ihm einen Sohn schenken und nun war eine Prinzessin erschienen. Aber wenn Ew. Hoheiten voraussehen könnten, welchen Weg diese überaus kleinen Füße wandern werden, wie segensreich diese zierlichen Hände in die Entfaltung deutschen Geisteslebens einzugreifen bestimmt sind, Ew. Hoheiten würden zugestehen müssen, daß nur wenige Sprossen des Welfenhauses eine leuchtendere und kaum einer eine heilsamere Thätigkeit zu üben berufen waren. Freilich wer von uns weiß, von wo ihm Segen erwächst und wer bewirkte nicht mannigfach Gutes, wo er es am wenigsten beabsichtigt? Gerade die Unfreundlichkeit, die Zurücksetzungen, welche man der jungen Fürstentochter zu Theil werden ließ, waren für Anna Amalia sehr heilsam. Sie lernte sich in sich selbst zurückziehen, in ihrem Innern starkes Empfinden sammeln und beherrschen, Dinge und Menschen prüfen, sich um Beifall und Liebe mühen. Sie gewöhnte sich, durch eine wahrhaft fürstliche Haltung unholde Eindrücke abzuwehren und hinter diesem Schilde geistigen Reichthum zu sammeln. Und dazu bot der Hof des Herzogs Karl reichliche Gelegenheit. Hier herrschte Theilnahme für die bildenden Künste, von denen man Meisterwerke zu sammeln verstand. Hier wurde Graun, der „den Tod Jesu“ componirte, geehrt und Fleischer zum Musiklehrer Anna Amalia's ernannt. Die Professoren des neu begründeten Collegii Carolini spendeten die Anregungen, welche sie zu geben vermochten, und das Aufblühen der deutschen Litteratur wurde mit Freuden gefördert. „Nichts Größeres kenne ich, als meine Kinder auf dem Wege des Ruhmes zu sehen“, schrieb Herzog Karl in späteren Tagen, als er die ersten Schritte Anna Amalia's in dieser Richtung beobachtete, und alles dessen, was das Vaterhaus ihr zur Kräftigung dafür geben konnte, sollte sie in hohem Grade bedürfen.

Schon Anfang 1756 naht sich der kaum mehr als Sechszehnjährigen eine ernste Aufgabe. Man hat für Ernst August Constantin, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, um die Hand Amalia's angehalten. Vom kinderreichen Welfenhause ist die Prinzessin gern zugesagt, und die Ehrfurcht der Tochter hat jede Einrede gegen den Willen der Eltern ausgeschlossen. Er ist sehr zart, dieser junge Herzog, einst elfjährig in die Hand Friedrich's III. von Gotha gerathen, der den Verwaiseten erziehen sollte. Man hat für den fürstlichen Knaben schlecht gesorgt in Gotha, sagt das Gerücht und Henriette von Egloffstein, ihn von Bewegung in frischer Luft zurückgehalten, auf die Gesellschaft des Hofnarren seines Vaters beschränkt. Sehr böse Gerüchte gehen um über die Maßnahmen und Gedanken des verwandten Hauses. Aber der Hofnarr hat doch einen Verkehr zwischen dem Prinzen und den alten weimarischen Beamten herzustellen gewußt, und es ist durchgesetzt, daß im December 1755 Ernst August Constantin, eben 18 Jahr geworden, vom Kaiser für mündig erklärt wurde. Und nun kommt er mit seinem blassen feinen Gesichte, mit Augen, die gleichsam bescheiden fragend in eine Welt blicken, darin zu gebieten er berechtigt war, ein gütiger Herr, soviel wir am Portrait zu erkennen vermögen, aber ohne Zweifel ein kränklicher Herr, und soll die fast zwei Jahre jüngere Prinzessin heirathen.

Es war damals eine Aufgabe, mit einem Gefolge von 37 Personen eine Reise von Weimar nach Braunschweig zu machen. Man bedurfte nachher wochenlanger Erholung; aber die Reisenden sind, einige zerbrochene Wagen abgerechnet, glücklich angekommen. Für einen nachdenklichen Leser haben zwei Männer des herzoglichen Gefolges besondere Bedeutung, zuerst Graf Bünau. Er war, was ein gebildeter Deutscher heute einen first-rate-man nennen würde, verband er doch hohe Fähigkeiten mit einer vornehmen Geburt und einer glänzenden Laufbahn. Nachdem er in Sachsen eine Reihe der ersten Stellen am Gericht und in der Verwaltung bekleidet, nahm Bünau, um dem Minister Brühl zu weichen, unter Karl VII. eine Reichshofrath-Stellung an und zog sich nach dem Tode des Kaisers auf sein Gut bei Dresden zurück. Er war einsichtig und glücklich genug, damals Winkelmann zu gewinnen, um sich von dem

großen Gelehrten und Aesthetiker bei Verwaltung seiner Bibliothek und in seinen Studien unterstützen zu lassen. 1751 war er durch Friedrich III. von Gotha zum Statthalter in Eisenach ernannt. Ernst August Constantin hatte den Grafen dort vorgefunden, ihn in weimarische Dienste übernommen und bringt ihn hier als den ersten seiner Diener mit. Der Mann wird den klugen Augen von Ew. Durchlaucht auffallen, junge Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, und Ew. Durchlaucht werden einen ernsten Kampf gegen ihn zu bestehen haben.

Kaum so bemerkenswerth dürfte dieser fünfundzwanzigjährige geheime Referendar von Fritsch erscheinen, und doch werden Ew. Durchlaucht sich am Dienste dieses Mannes lange Jahre erfreuen, werden ihm ein Haus abkaufen und dasselbe zu einer erhabenen Erinnerungsstätte für jeden Deutschen weihen. Auch wird dieser Mann einst in das Leben Wolfgang Goethe's bedeutsam eingreifen und als Antonio im Goethe'schen Tasso unsterblich dauern.

Aber eben ist ja erst am 16. März 1756 unsere Hochzeit gewesen und am 24. März sind wir mit vergrößertem Gefolge in Weimar eintriumphirt. Mancherlei nicht gerade ermuthigend für eine braunschweigische Prinzeß. Die Stadt ist unscheinbar genug mit ihren 7000 Einwohnern, die hinter Mauern und vier Thoren eingepfercht sind. Das Schloß hat schwere graue Wände, kleine, tief in der Mauer liegende Fenster, steht wie eine Wachtburg am Ufer der Ilm. Die Pipern, von Mama als Kammerfrau mitgegeben, fühlt ihr niedersächsisches Gemüth in Stolz schwellen: „Die Thore dieser Stadt könnte man ja mit einer Rüben schließen, wie die eines Ackerhofes“. Da sind wir in Braunschweig etwas Anderes gewohnt, Pipern. Einzugsfeierlichkeiten hat man, um Kosten zu sparen, untersagt; aber Postmeister und Postillone haben uns an der Grenze eingeholt, in der Stadt paradirt die Miliz, das Volk jubelt, Kanonen donnern, Glocken klingen und Aller Augen ruhen auf der jungen strahlenden Gestalt, die neben dem blassen Herzoge im Wagen sitzt. Aus dem Purpurmantel hebt sie sich in gold- und blaudurchwobenem Kleide hervor. Eine Rose leuchtet im hochtoupirten, weißgepuderten Haar, heller noch glänzen die großen, freudigen Augen. Und wenn sie nun über dem von Mama ererbten spitzen Kinne das Gesichtchen gütig und energisch erhebt, so erzählen diese Züge von der Freude an der erlangten Selbständigkeit, von dem Entschlusse, sie zu behaupten, und von dem guten Willen, diesem jubelnden Volke eine wahrhaft fürstliche Fürsorge zu widmen.

Freilich schwer genug werden diese Aufgaben sein. Man höre nur die helle, etwas scharfe Stimme Henriette's von Egloffstein: „Statt luxuriöser Einrichtung in Braunschweig fand Anna Amalia in Weimar dürftige Ueberreste ehemaligen Wohlstandes, da von der Vormundschaft die vorhandenen Kostbarkeiten weder vermehrt, noch erhalten und selbst die Dienerschaft entlassen war. Im Umgange fein gebildeter Menschen aufgewachsen, von früh mit der Liebe für Künste und Wissenschaften genährt, nur im Französischen sich leicht ausdrückend, fand sie in Weimar wie Halbwilde, die nicht französisch konnten, wie die Kleinstädter Kotzebue's unwissend und ohne geistiges Interesse, fand Langeweile und Sucht zum Klatschen unter den Damen, bei den Männern Absonderung von den Frauen und brutale Zeitvertreibe“. Die junge Fürstin selbst findet die Einrichtung im Gartenschlößchen von Belvedere bei Weimar, wo der Hof in der ersten Zeit weilte, höchst unzureichend, den Dienst schlecht, so nachlässig, daß selbst an Ihre Durchlaucht geschriebene Briefe nicht abgegeben werden. Und als Herzog Karl, an den Klagen gesandt werden, der Tochter räth, „sie möge sich an erfahrene Damen halten, die es edel mit ihr meinen“, da antwortet Amalia, „solche Damen gebe es nicht und Jemandes dupe zu sein, das wünsche sie nicht“. Sie möchte die Sachen mit eigenen Augen sehen und selbst ordnen, die thatkräftige kleine Frau.

Und doch hat sie in der eigenen Familie so Wichtiges zu vollenden. Hier ist der kränkelnde Mann zu pflegen, hier ist an den großen Schicksalen des Oheims, Friedrich's des II. von Preußen, theilzunehmen. Eben erst ist die Trauer um die Mutter des großen Königs und der Philippine Charlotte abgelegt, da folgt ein frohes Ereigniß; denn am 3. September 1757 schenkt Amalia einem Sohne das Leben, der unter dem Namen Karl August seinem Volke und der Welt denkwürdig werden wird. Der Herzog wünscht nicht, daß sein Sohn einst unter fremde Vormundschaft komme, wie er selbst sie zu ertragen hatte. Er freut sich des lebensfrischen Männchens, wie es im rothen Kinderschlitten über Schnee und Eis gezogen wird, schenkt dem Prinzlein einen kleinen vergoldeten Wagen und setzt dem fünf Monate alten die Mutter zum Vormund ein.

Es war schwierig, diese Vormundschaft so zu ordnen, daß sie ein williges und brauchbares Werkzeug in der Hand der jungen Herzogin sein konnte. Graf Bünau, des Herrschens gewohnt, fand die rechte Art nicht, dem nun herangewachsenen Fürstenpaare volle Entwicklung des Willens zu gewähren. Dem Herzoge allein gegenüber hätte er sich wohl in seinem bestimmenden Einflusse behauptet. Wenn der kränkelnde Herr auch unter der Eigenwilligkeit Bünau's litt, er ließ sich doch von dem Grafen zur Unterschrift eines Testamentes bringen, das neben seiner Gemahlin den König Friedrich V. von Dänemark zum Mitvormunde einsetzte. Bei seinem Einflusse in Dänemark wäre dann also Bünau so etwas wie Mitregent, sieht Amalia. Bünau hat seine Rechnung ohne Rücksicht auf den Verstand und die Energie der Herzogin gemacht. Wir wissen einen Mann zu finden, der ein Testament, wie unser hoher Gemahl es wünscht, zu machen im Stande ist, den Assistenzrath Nonne. Als dann Ernst August Constantin am 28. Mai 1758 seinem Lande, seiner jungen Frau und seinem Kinde durch den Tod entrissen wird und Bünau das erste Testament vom 21. Februar 1758 in feierlicher Versammlung der Staats-, Militär- und Hofbeamten eröffnen läßt, da präsentirt Kammerdiener Engelhardt ein überraschendes Schriftstück: „Unsere, Herzog Ernst August Constantin's anderweitige Disposition, welche mit der Haupt-Disposition vom 21. Febr. zugleich sofort eröffnet werden soll, d. d. Wilhelmsburg

den 22. März 1758“. Hier wird unsere durchlauchtige Gemahlin zur alleinigen Vormünderin und Regentin eingesetzt, der Herzog von Braunschweig (Vater Karl) soll sie vertreten, bis sie volljährig oder venia aetatis vom Kaiser erlangt ist (sie wird erst im October dieses Jahres 19 alt). Der König von Dänemark möge tutor honorarius, executor testamenti sein (und nachher in weimarische Dinge nicht mehr hineinreden; denn unsere Herzogin ist ganz dazu angethan, die Sache allein zu machen).

Vollkommen in Ordnung die „anderweitige Disposition“, bekämpfen wir also Ueberraschung und Enttäuschung, denkt Bünau und betreibt die venia aetatis am Hofe zu Wien. Dort ist selbst eine hochherzige Frau Regentin, eine bessere, als die meisten ihrer männlichen Vorfahren und noch dazu eine Verwandte, die Tochter einer Braunschweigischen Prinzessin. Aber Maria Theresia besteht eben den Entscheidungskampf gegen den Preußenkönig. Soll unser Gemahl, Seine Kaiserliche Majestät die venia aetatis bewilligen, so muß zunächst Weimar eine energischere Haltung Preußen gegenüber annehmen. Und dann — da ist unser Verbündeter, der Kurfürst von Sachsen, Vertreter der Albertinischen Linie, bereit in ernestinischen Landen Regierungsthaten auszuüben. Kurfürst in Sachsen, König in Polen werde er auch Mitvormund in Weimar. Nun der erste Punkt ließe sich wohl zugestehen. Man muß dann hoffen, daß der große Oheim Friedrich, der den gesammten Mächten des europäischen Continentes widersteht, auch durch eine energische Haltung Weimars nicht gar zu sehr leide. Aber der Kurfürst von Sachsen? Unmöglich sagen die Stände, sagen die Agnaten, sagt Karl von Braunschweig. Wien bleibt beharrlich: Der König von Polen regiere mit. Da gelingt es der Diplomatie Bünau's, den Albertiner durch den Dänenkönig zum Verzicht zu bewegen. Betreibt auch Bünau unsere Angelegenheit energisch genug in Wien, denkt Amalia, ohne Vertrauen in den Grafen, der ihren Gemahl stets durch Herrschsucht kränkte? Sie sendet einen geheimen Boten, „der nächtlich durch eine Kammerfrau aus dem Schlosse gelassen wird“, nach Wien, und endlich kommt sie, die venia aetatis, und wir haben volle Herrschgewalt unter Beirath von Papa.

In Tagen solch ernster Sorgen läßt sich den Bedürfnissen des Herzens schlecht leben. Wohl hing Amalia an dem verewigten Gemahle. Sie hatte ihm alles Glück gegeben, das er im Traume seines zwanzigjährigen Erdenwallens finden sollte, war von ihm mit der ganzen Kraft eines dankbaren, zarten Herzens geliebt. Aber jetzt galt es in seinem Sinne wirken, und gar bald, nachdem sich Amalia die Macht dazu verschafft hatte, ward sie von der Sorge ergriffen, ob nicht auch ihr sich das stille Reich aufthun würde, in das der Herzog gegangen war. Ein zweites Kind sollte sie ihm nach seinem Tode schenken. Doch nur für Augenblicke zog eine Sorge durch ihre muthige Seele, und als sie am 8. September 1758 wiederum einen Sohn geboren, hatte sie die Hände frei, um die Erziehung ihrer Knaben und die Verwaltung des Herzogthums zu leiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kalisalze im Herzogthume Braunschweig.

Von Wilhelm Schrader.

In den Jahren 1852—1857 ließ die Königlich Preußische Bergwerks-Verwaltung bei Staßfurt zwei Schächte abteufen, um mit denselben Steinsalz zu gewinnen. Die Schächte erreichten auch das Steinsalz, aber erst nachdem sie über demselben eine 25 Meter mächtige Lage von bitteren Salzen durchteuft hatten. Man hielt diese Bittersalze Anfangs für eine unangenehme Zugabe und nannte sie Abraum-Salze, weil sie über dem reinen Steinsalze lagen und weggeräumt werden mußten, um an dieses zu gelangen. Bald aber erkannte man, daß diese, zunächst als unbrauchbar auf die Halde geworfenen Bittersalze viel werthvoller seien, als das eigentliche Steinsalz, und der Zweck des Staßfurter Bergbaues wurde nun die Gewinnung der Bittersalze oder, wie man sie nach ihrem werthvollsten Bestandtheil nannte, der Kalisalze. Durch die günstigen Erfolge dieses Bergbaues bewogen, ließ auch die Herzoglich Anhaltische Regierung in nächster Nähe von Staßfurt zwei Schächte abteufen, neben denen dann der Ort Leopoldshall entstand, und bald folgten auf Preußischem Gebiete mehrere Privat-Gesellschaften, deren Schächte die Fortsetzung des Kalisalzlagers in der Nachbarschaft von Staßfurt nachwiesen. Man glaubte Anfangs, das Vorkommen der Kalisalze nur in der Umgebung von Staßfurt annehmen zu dürfen und erst allmählich brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß auch in größerer Entfernung von diesem Punkte dieselbe Lagerstätte anzutreffen sein würde.

Auch in unserm Herzogthume suchte man an verschiedenen Punkten nach Kalisalzen, es gelang aber bis jetzt nur einer Gesellschaft, bei dem Dorfe Thiede einen Bergbau darauf zu eröffnen, und erst in neuester Zeit ist durch die Bohrungen der Staatsregierung einige Klarheit über das Vorkommen der Kalisalze im Herzogthume gewonnen, nachdem durch das Gesetz vom 19. Mai 1894, welches dem Staate die Aufsuchung und Gewinnung der Stein- und Kalisalze vorbehält, dafür gesorgt war, daß diese Bohrungen planmäßig und ohne Besorgniß einer Störung durch Concurrenz-Unternehmungen ausgeführt werden konnten. Durch diese Untersuchungen ist nun eine außerordentlich mächtige und reichhaltige Ablagerung der Kalisalze von großer Ausdehnung nachgewiesen und zwar zu beiden Seiten des Höhenrückens der Asse, sowie deren südöstlicher Fortsetzung, des Heeseberges bei Jerxheim. Das erste, auf Staatskosten niedergebrachte Bohrloch wurde angesetzt an der Nordseite des Heeseberges unweit Jerxheim, eines Bergrückens, der bekannt ist durch zahlreiche Steinbrüche, in welchen die dem unteren Buntsandstein angehörenden Rogensteine gewonnen werden. Das Bohrloch erreichte das jüngere Steinsalz in einer Tiefe von 471 Meter und das Kalisalzlager bei 722 Meter. In letzterem blieb man bis zu 756 Meter, bei welcher Tiefe das ältere Steinsalz erreicht wurde. Das Kalisalzlager, dessen rechtwinklige Mächtigkeit zu rund 20 Meter angenommen werden kann, zeigte schöne Car-

nallite von normaler Zusammensetzung. Schon in dem überliegenden Steinsalz und Anhydrit wurden zahlreiche linsenförmige Einschlüsse von Kalisalz durchbohrt. Da schon in früheren Jahren auf der südlichen, dem Bahnhofe Jerxheim zugewendeten Seite des Heeseberges durch ein Bohrloch der Schutzbohrgesellschaft die Kalisalze in der Tiefe von 738 bis 779 Meter durchbohrt waren, so ist jetzt das Vorkommen der Kalisalz-Lagerstätte auf beiden Seiten dieses, als südöstliche Fortsetzung der Asse zu bezeichnenden Höhenrückens nachgewiesen.

Mit dem zweiten Bohrloche suchte man zunächst die Fortsetzung der erbohrten Lagerstätte in nordwestlicher Richtung noch vor der Asse nachzuweisen und setzte dasselbe bei dem Dorfe Watenstedt an. Man erreichte mit demselben das jüngere Steinsalz bei einer Tiefe von 366 Meter, traf dann aber unter demselben nicht die erwarteten Kalisalze, sondern bei 651 Meter nochmals die Schichten des Buntsandsteines. Es war also anzunehmen, daß man sich in gestörten, nicht regelmäßig abgelagerten Schichten befinde und daß deshalb Aufschlüsse erst in zu großer Tiefe zu finden seien. Das Bohrloch wurde deshalb in einer Tiefe von 690 Meter in den Schichten des Buntsandsteins eingestellt.

Das dritte Bohrloch wurde am Südabhange der Asse bei dem Dorfe Remlingen, an der von hier nach Groß-Vahlberg führenden Straße angesetzt. Unter den auch hier sehr mäßig entwickelten Schichten des Buntsandsteins erreichte man das jüngere Steinsalz in einer Tiefe von 400 Meter und die Kalisalze bei 607 Meter, die bis zur Tiefe von 680 Meter, also auf 73 Meter vorhielten. In dem darunter folgenden älteren Steinsalze wurde das Bohrloch bei 688 Meter eingestellt.

Bei der außergewöhnlichen Mächtigkeit der Kalisalz-Lagerstätte, die auch eine sehr edle Zusammensetzung zeigte, schien es wichtig, das weitere Verhalten derselben zu untersuchen, und es wurde deshalb ein zweites Bohrloch, etwa 100 Meter weiter nach Norden, nach dem Sattelrücken zu angesetzt. Dasselbe traf das jüngere Steinsalz bei 269 Meter, die Kalisalz-Lagerstätte bei 533 Meter, und unter dieser bei 633 Meter das ältere Steinsalz, in welchem das Bohrloch bei 651 Meter eingestellt wurde. Die in dem ersten Bohrloche gefundene außergewöhnliche Mächtigkeit war also nicht nur geblieben, sondern sogar noch bis zu 100 Meter angewachsen und auch die edle Zusammensetzung zeigte sich hier wie an der ersten Stelle.

Die aus beiden Bohrlöchern zu Tage gebrachten Kerne wurden chemisch untersucht und es ergaben die Analysen von 17 verschiedenen Kernen aus Bohrloch I einen Gehalt an Chlorkalium von 13,42 % bis zu 29,4 %, im Durchschnitt aber einen Gehalt von 20,2 %. Die Analysen von 9 Kernen aus Bohrloch Nr. 2 ergaben einen Gehalt an Chlorkalium von 11,20 bis 20,87 %, oder im Durchschnitt 16,68 %.

Den wirklichen Durchschnittsgehalt der Lagerstätte können die Analysen der Bohrkerne selbstverständlich nicht angeben, da es immer vom Zufall abhängt, welche Theile der Lagerstätte das Bohrloch antrifft und da die Zusammensetzung der bisher durch den Bergbau bekannten Kalisalz-Lagerstätten große Veränderungen, sowohl im Streichen, wie im Fallen aufweist. Immerhin darf aus den vorliegenden Analysen der Schluß gezogen werden, daß die bei Remlingen aufgeschlossene Lagerstätte in Bezug auf Zusammensetzung und namentlich Gehalt an Chlorkalium den besseren der bis jetzt bekannten an die Seite gestellt werden darf. Der hohe Gehalt an Chlorkalium, welchen mehrere der Analysen zeigen, läßt sich nur dadurch erklären, daß dem Karnallit auch Sylvin beigemengt ist, so daß auch das Auftreten dieses wegen seines hohen Chlorkalium-Gehaltes so geschätzten Salzes an dieser Stelle nachgewiesen ist.

Nach diesen so schönen Aufschlüssen der beiden Bohrlöcher Remlingen I und II auf dem Südabhange des Asse-Rückens war es von größtem Interesse, festzustellen, wie sich die Verhältnisse am Nordabhange auf dem Nordflügel des Sattels gestalten, und es wurde deshalb beschlossen, hier ein drittes Bohrloch niederzubringen. Man blieb mit demselben ziemlich nahe am Sattelrücken, schon um die nach Norden sehr bald aufgelagerten Schichten des Muschelkalkes zu vermeiden. Leider wurden die Kalisalze mit dem Bohrloche nicht getroffen; man fand das Steinsalz bei 600 Meter und als das Bohrloch bei 821 Meter eingestellt wurde, war dieses Steinsalz noch nicht durchbohrt. Die Fortsetzung des Bohrloches in dieser Tiefe schien in Anbetracht der damit verbundenen Kosten nicht zweckmäßig, zumal noch verschiedene Punkte des Landes mit den bewilligten Mitteln untersucht werden mußten. Nach den durchbohrten Schichten, welche genau mit den Aufschlüssen auf dem Südflügel übereinstimmen, ist aber anzunehmen, daß auch hier auf dem Nordflügel die Kalisalze auftreten.

Eine weitere Verfolgung der Kalisalz-Lagerstätte auf dem Südflügel nach Nordwesten hin war nicht möglich, da hier zwei bereits an die Schutzbohrgesellschaft verliehene Felder vorliegen. Durch die für den Erwerb dieser Felder ausgeführten Bohrungen der Schutzbohrgesellschaft ist aber das Fortstreichen der Lagerstätte bereits 1500 Meter weiter nordwestlich nachgewiesen. Unweit des Asse-Wirthshauses wurde dieselbe in der Tiefe von 294 Meter bis zu 326 Meter durchbohrt.

Die beiden am weitesten nach Osten und Westen gelegenen Aufschlußpunkte, die Bohrlöcher der Schutzbohrgesellschaft beim Bahnhof Jerxheim und beim Asse-Wirthshaus, sind 18 km von einander entfernt, und da an beiden Stellen unzweifelhaft dieselbe Lagerstätte angetroffen ist, so dürfte dieselbe auf diese Länge als nachgewiesen betrachtet werden, wenn nicht bei Barnstorf eine Unterbrechung aufgedeckt wäre. Durch Bohrlöcher der genannten Schutzbohrgesellschaft wurde hier eine kuppenförmige Erhebung des alten Salzlagers nachgewiesen und an dieser Stelle fehlten daher die Kalisalze. Da die Buntsandstein-Formation sowohl östlich dieses Punktes bei Watenstedt, wie westlich desselben bei Uehrde wieder zu Tage tritt, so ist die Unterbrechung nur auf eine kurze Strecke beschränkt und die Länge, auf welche die Kalisalze im Streichen als vorhanden anzunehmen sind, auf 15 bis 16 km anzunehmen.

Auch auf der Nordseite des Höhenzuges der Asse wird diese Annahme ungefähr zutreffen, wenn auch hier der directe Nachweis der Kalisalze nur durch das oben er-

wähnte Bohrloch an der Nordseite des Heeseberges bei Jerxheim vorliegt.

Parallel zur Asse streicht in geringer Entfernung nach Nordosten der Höhenzug des Elm und nachdem an ersterer die Verhältnisse durch die Bohrungen klargelegt waren, drängte sich von selbst die Frage auf, ob auch hier die Kalisalze auftreten. Während die Asse fast durchweg steil aufgerichtete Schichten zeigt, liegen am Elm die Schichten sehr flach und lassen dadurch auf eine meist ungestörte Lagerung schließen. Aber während an der Asse die Buntsandstein-Formation auf einer langen Strecke zu Tage tritt, zeigt der Elm überall die Schichten des Muschelkalkes, so daß die Kalisalze hier nur unter einer starken Bedeckung jüngerer Schichten vorhanden sein können. Nur an einer Stelle geben die geognostischen Karten am Elm die Buntsandstein-Formation als zu Tage anstehend an, nämlich im Reitling-Thale bei Lucklum, und dieser Punkt wurde deshalb für den Ansatz eines Bohrloches gewählt. Dasselbe traf schon bei 50 Meter Tiefe ein 100 Meter mächtiges oberes Steinsalzlager, unter welchem die Schichten der Buntsandstein-Formation und bei 573 Meter das sogenannte jüngere Steinsalz folgten. Nach Durchbohrung des letzteren traf man bei 689 Meter Tiefe eine Bank reinen Karnallits von 1 Meter Dicke und unter dieser wieder Steinsalz, in welchem das Bohrloch bei 755 Meter Gesammttiefe eingestellt wurde.

Das hier in so geringer Tiefe getroffene obere Steinsalzlager ist offenbar dasselbe, welches die Bohrlöcher von Schöningen bei ungefähr 600 Meter Tiefe aufgeschlossen haben und aus welchem die dortige Saline die nöthige Soole zu Tage hebt. Die Schichten, in welchen es auftritt, sind als oberstes Glied der Buntsandstein-Formation oder als Röth zu bezeichnen.

Daß die Kalisalze am Elm gleichfalls vorkommen, ist durch das Bohrloch im Reitling nachgewiesen; die zu Tage gebrachten Karnallit-Kerne ließen aber nicht auf eine ganz ungestörte Lagerung an dieser Stelle schließen, so daß weitere Untersuchungen an anderen Stellen des Elm angezeigt erscheinen, um ein klares Bild über die Verbreitung der Kalisalze an diesem Höhenzuge zu gewinnen.

Zur Untersuchung der am Nordrande des Harzes zwischen Wernigerode und Blankenburg auftretenden Buntsandstein-Schichten wurden in der Nähe von Benzingerode zwei Bohrlöcher niedergestoßen, aber ohne Kalisalze anzutreffen. Die Buntsandstein-Formation liegt hier in einem schmalen, dem Nordrande des Harzes parallel laufenden Bande mit sehr steiler, fast senkrechter Schichtenstellung, und wenn unter derselben hier Kalisalze vorkommen, so können sich diese erst in sehr großer Tiefe finden.

Wie schon erwähnt, sind die Kalisalze im Braunschweigischen bis jetzt nur an einem Punkte durch den Bergbau aufgeschlossen, nämlich durch das Salzbergwerk Thiederhall bei Thiede. Die hier an einer einzelnen Erhöhung, dem Thieder Lindenberge, zu Tage tretende Buntsandstein-Formation war jedenfalls die Veranlassung, hier Bohrungen auf Kalisalze vorzunehmen, und es gelang auch, dieselben mit mehreren Bohrlöchern nachzuweisen. Beim Schachtabteufen hatte man wegen des über dem Salze lagernden, sehr wasserreichen jüngeren Gebirges mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gelang aber, dieselben glücklich zu überwinden und es wurde bei 300 Meter Schachttiefe die erste Bausohle angesetzt. Von hier hat man das Kalisalzlager inzwischen bis zu 500 Meter Tiefe verfolgt.

In geringer Entfernung nach Südosten von Thiede tritt wieder in einer einzelnen Erhöhung, dem Oesel, die Buntsandstein-Formation zu Tage und gab Veranlassung zur Vornahme von Bohrungen auf Salz. Nachdem in mehreren Bohrlöchern nur das ältere Steinsalz erbohrt war, gelang es, in einem auch Kalisalze zu durchbohren und es war dieser Fund Veranlassung, an dieser Stelle bei dem Dorfe Neindorf das Abteufen eines Schachtes zu beginnen, der die Kalisalze nach den Aufschlüßen des Bohrloches bei 267 Meter Tiefe erreichen soll.

An beiden Punkten, bei Thiede, wie am Oesel, zeigen die Gebirgsschichten ein Streichen von Nord nach Süd, also abweichend von dem Streichen der Gebirgsschichten an der Asse und am Elm, und es ergiebt sich daraus, daß ein Zusammenhang dieser Schichten von Thiede und Neindorf mit der Asse nicht besteht, daß man es vielmehr hier mit abgerissenen, aus ihrer ursprünglichen Lage verschobenen Gebirgstheilen zu thun hat.

Ein ganz ähnliches Verhalten zeigen die Schichten des Rieseberges nördlich von Königslutter, indem auch hier die Schichten des Buntsandsteins ein nordsüdliches Streichen haben, abweichend von den Schichten des Dorm, welche parallel zu Elm und Asse sich hinziehen. Da nun am Dorm ebenfalls Kalisalze nachgewiesen sind, und zwar am nordwestlichen Ende dieses Höhenzuges bei dem in der Provinz Hannover gelegenen Dorfe Beyenrode, wo man gleichfalls zur Zeit mit dem Abteufen eines Schachtes beschäftigt ist, so erschien es angezeigt, auch den Rieseberg auf das Vorkommen von Kalisalzen zu untersuchen.

Ein am Ausgange des Dorfes Rieseberg angesetztes Bohrloch traf das jüngere Steinsalz bei 686 Meter und unter diesem von 768 bis 799 Meter einen mit Karnallit, Steinsalz und Gyps durchwachsenen Thon, unter welchem dann wieder Steinsalz durchbohrt wurde bis zu 887 Meter. Offenbar hat auch dieses Bohrloch gestörte Gebirgsverhältnisse angetroffen, so daß auch hier zur vollständigen Klarlegung der Lagerungsverhältnisse noch ein Bohrloch angezeigt erscheint. Kalisalze werden hier mit Sicherheit zu erwarten sein.

Die bisher besprochenen Aufschlüsse der Kalisalzlagerstätte an der Asse, dem Elm und dem Dorm bilden die Fortsetzung der Staßfurt-Egelner Mulde, deren Hauptstreichen in nordwestlicher Richtung auf diese große Strecke, von Staßfurt bis zum nordwestlichen Endpunkte der drei genannten Gebirgszüge dasselbe bleibt.

Ein anderes Verhalten zeigen die Gebirgsschichten westlich dieser Punkte, indem an Stelle der gleichmäßigen nordwestlichen Streichrichtung hier ein mannigfacher Wechsel im Streichen und zahlreiche Biegungen und Faltungen der Schichten eintreten.

Daß auch in diesen weiter westlich gelegenen Gegenden noch Kalisalze auftreten, ist durch verschiedene Bohrlöcher nachgewiesen. Bekanntlich gehören die Stein- und Kalisalze in der Provinz Hannover nicht zu den Mineralien, welche nach dem Berggesetze gemuthet und verliehen werden, sondern stehen dem Grundeigenthümer zur freien Verfügung. In Folge dessen sind von industriellen Gesellschaften mit einzelnen Grundbesitzern oder mit den Gemeinden Verträge abgeschlossen, auf Grund deren den Gesellschaften das Recht zusteht, nach den Kalisalzen zu bohren und nach erfolgtem Funde dieselben abzubauen. Die auf Grund solcher Verträge niedergebrachten sehr zahlreichen Bohrlöcher haben dem Vernehmen nach zum Theil sehr verschiedene Aufschlüsse ergeben, was bei den erwähnten vielfachen Biegungen und Faltungen der Gebirgsschichten nicht auffallen kann.

Ein einigermaßen klares Bild über die Lagerungsverhältnisse in diesen Theilen der Provinz Hannover wird sich vermuthlich erst ergeben, wenn der Bergbau hier Aufschlüsse geliefert hat.

Dasselbe gilt natürlich auch von dem westlichen Theile unseres Herzogthums; auch hier können an verschiedenen Punkten sehr wohl bauwürdige Kalisalze auftreten, zu deren Nachweisung aber noch mehrere Bohrlöcher niederzubringen sein werden.

Bücherschau.

Hermann Jahn, Aus Deutschlands großen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im Deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelgabe. — Zwei Bände. Braunschweig, Albert Limbach, 1895 und 1896. 382 und 350 Seiten 8⁰. Geb. 9 ℳ.

Der Leiter der bekannten Höheren Lehranstalt in Braunschweig und frühere Herausgeber der Braunschweigischen Landwehrzeitung erzählt in diesen beiden Bänden, was er vor einem Vierteljahrhundert, durch den Krieg aus Studentenleben und Examenskrupeln fortgerissen, im Felde erlebt hat. Und er hat viel erlebt. Der Verf. hat in einem Brandenburgischen Infanterieregimente des dritten Armeecorps ein volles Jahr in Frankreich zugebracht: er hat an dem ganzen Kriege bei Metz und an der Loire Theil genommen und dann noch ein halbes Jahr lang bei der Occupationsarmee gestanden. Als Unterofficier ausgerückt, ist er ziemlich schnell zum Vicefeldfebel und Officier emporgestiegen, hat sich also in Stellungen befunden, in denen er einerseits frei war von den persönlichen Beschwerden und dem Vielerlei körperlicher Beschäftigung der Mannschaften und andrerseits frei von der seelischen Spannung fortgesetzter Verantwortlichkeit eines führenden Officiers. Die ihm so frei gehaltene Aufmerksamkeit, Muße und Laune haben ihn mit viel Genauigkeit die großen und kleinen Ereignisse auffassen und festhalten lassen, deren Darstellung in den vorliegenden Bänden das Interesse des Lesers erregt. Außerordentlich spannend erzählt Jahn die Schlacht bei Vionville, wo er, als sein Truppentheil in die Tronviller Büsche zurückweichen muß, als Fahnenträger verwundet wird und als Verwundeter in eine zweiwöchige Kriegsgefangenschaft geräth. Neben anderweiten Schlachtberichten (Beaune, Orleans, Le Mans) möchten wir dann als besonders anschauliche Schilderungen diejenigen Kapitel hervorheben, in denen der Verf. von seinen Feldwachen hart am Feinde berichtet. Außer von kriegerischen Ereignissen spricht Verf. gern vom Besuche merkwürdiger Stätten und von dem kleinen Leben, wie es sich in der Compagnie und im Quartiere abspielt. Aufgefallen ist uns, mit welch leidenschaftlicher Entschiedenheit er in gebildeten Häusern immer wieder zu hören bekommt, daß Frankreich eine Wegnahme von Elsaß und Lothringen niemals verschmerzen und vergessen würde.

Was die Darstellungsweise Jahn's betrifft, so hält er sich durchaus fern von jenem anspruchsvollen, flottforschen Ton und Stil einer feldzugsmäßigen Auffassungs- und Ausdrucksweise, den Tanera in diese Gattung von Kriegsschriftstellerei eingeführt hat, und der leicht geeignet ist, Mißtrauen zu erwecken. Andererseits schlägt Jahn aber auch nicht den ernsten, oft herben und hochmüthigen Ton an, der uns aus den bekannten Feldzugsbriefen von Rindfleisch entgegenklingt. Im Allgemeinen gleitet seine Darstellung in anmuthiger Sachlichkeit dahin, schon durch den Stoff allein fesselnd. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht auch, über die Tagesleistung hinaus, den Blick in die Weite und Höhe richtete; besonders wird er warm, so oft er auf die großen Ziele und Erfolge des Krieges zu sprechen kommt.

So verdient denn das Buch, ungeachtet einiger weniger Derbheiten, unter der herangewachsenen Jugend seine Leser zu finden, wie es der Verf. sich wünscht. Wenn er ferner für die alten Krieger geschrieben zu haben erklärt, so wird er gewiß gerade unter den Braunschweigischen Veteranen jetzt so dankbare Leser finden wie vor einem Jahrzehnt [1]). Das zehnte und das dritte Armeecorps haben ja den ganzen Krieg hindurch neben einander gefochten, sich bei Vionville und Beaune la Rolande abwechselnd aus höchster Noth geholfen; ein Buch aber mit persönlichen Erinnerungen aus einem Braunschweigischen Truppentheil ist unseres Wissens noch nicht erschienen. Vielleicht entschließen sich die Verfasser der im vorigen Jahre im Braunschweiger Tageblatt und in der Braunschweigischen Landeszeitung erschienenen Kriegserinnerungen aus dem 92. Regiment, ihre zerstreuten Skizzen in Buchform zu sammeln. Einstweilen müssen Bücher wie die von Jahn und Ernst Stier [2]) in Braunschweig, von denen Letzterer bei dem mit dem 92. Regiment im Brigadeverbande stehenden 17. Regiment den Krieg mitmachte, in die Lücke treten.

Wir schließen, indem wir das Jahn'sche Buch als eine Quelle unterhaltender Belehrung warm empfehlen und als vorzüglich geeignet für Schüler-, Volks-, Landwehrvereins- und andere Bibliotheken bezeichnen, und bemerken noch, daß die Ausstattung ganz vortrefflich ist. Freilich hätte in jedem Bande eine Karte sein sollen, die sämmtliche im Texte genannten Ortschaften enthält.

E. H.

1) Die Erinnerungen sind bereits in der Mitte der achtziger Jahre in der Braunschweigischen Landwehrzeitung erschienen, was Verf. wohl hätte erwähnen können.

2) Stier, Kriegserinnerungen. Zuerst erschienen Braunschweig 1886, jetzt München, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Joh. Hillmann, Die evangelische Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche. Beiträge zur Geschichte derselben. Düsseldorf, Aug. Bagel [1896]. 3 Bl. und 208 S. in 8⁰. 2 ℳ 25 ₰.

Das vorliegende Buch ist als Festschrift zur Einweihung der auf das Herrlichste neu hergestellten Willibrordkirche in Wesel erschienen, die am 8. August dieses Jahres in Gegenwart der Deutschen Kaiserin in feierlicher Weise stattfand. Der Verfasser, jetzt Pastor der neu gebildeten St. Pauli-Gemeinde in Braunschweig, wirkte von 1891 bis November 1895 als Pfarrer an jener Kirche, und es ist somit ein schöner, sinniger „Gruß und treues Gedenken", das den Mitgliedern der alten Gemeinde aus den Worten ihres früheren Seelsorgers entgegen klingt. Aber auch für andere Leser hat das Buch hohes Interesse. Denn die Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Wesel ist mit dem Laufe der allgemeinen Geschichte der Zeit auf das Innigste verflochten und zeigt manche Erscheinungen jener Tage in äußerst charakteristischer Weise. Auch hat es der Verfasser gut verstanden, den schönen Stoff lebensvoll zu gestalten. Dazu trägt auch seine frische, stark subjective Darstellung bei, die das Buch gut und angenehm lesen läßt; und wenn man auch nicht allen Urtheilen des Verfassers, die mitunter etwas schnell hingeworfen zu sein scheinen, zuzustimmen vermag, so giebt er doch auch dadurch mancherlei Anregung; vor Allem aber möchten wir wünschen, daß diese sich für das Gemeindeleben, dessen Pflege dem Verfasser offenbar ganz besonders am Herzen liegt, sich als fördernd und fruchtbringend erweisen möge.

In einem kurzen einleitenden Theile behandelt der Verfasser zunächst das religiöse Leben im Herzogthume Cleve kurz vor und während der Reformation, die Regierungszeit der schwachen Herzöge Johann III. (1521 bis 1539) und Wilhelm V. (1539—1592), die zwischen Katholicismus und Reformation schwankten, aber dadurch keinen Frieden, sondern viele Unruhen ihrem unglücklichen Lande schufen. Die Stadt Wesel aber konnte unter diesem Regimente fast selbständig ihre Angelegenheiten ordnen. Wir erhalten einen Einblick in das kirchliche Leben der Stadt vor der Reformation, wobei auf die Ausführungen über den Genuß des Abendmahlskelchs auch für die Laien besonders hingewiesen werden mag. Dann eine Schilderung der Reformation, die hier mit besonnener Ruhe ins Werk gesetzt wurde. Die Richtung der Gemeinde, die die durch die Wiedertäufer verursachten Gefahren glücklich überwand, war melanchthonisch oder gemäßigt lutherisch. Dann erfocht das starre Lutherthum, das seinen Hauptvertreter in Tilemann Heshusius hatte, der, in Wesel am 3. November 1527 geboren, später bei uns hier in Helmstedt als Professor der Theologie am 25. September 1588 sein wechselreiches, kampferfülltes Leben beschloß, Anfangs zwar einen Sieg; doch bald nachher erlitt es eine endgültige Niederlage. Hauptsächlich durch die wiederholte Aufnahme wegen ihres Glaubens verfolgter Niederländer, die der Stadt Wesel den Ehrennamen Vesalia hospitalis eintrug, gewann die reformirte Lehre in der Stadt Eingang und Verbreitung. Es bildete sich eine einheimische reformirte Gemeinde (1568—78), die aus einer Sondergemeinde bald zu einer großen Stadtgemeinde anwuchs, vor der die Lutheraner, die sich zu einer eigenen Gemeinde zusammenschlossen, schnell sehr in den Hintergrund traten. Es werden uns dann noch nach den Presbyterialprotokollen (1612—50) die Wirksamkeit des Presbyteriums und das Gemeindeleben, insbesondere die Armenpflege und die Kirchenzucht geschildert; erwähnt wird dabei unter Anderem auch, daß das Presbyterium der Hexenverfolgung gegenüber eine sehr aufgeklärte, verständige Haltung beobachtete.

Der letzte Theil des Buches ist dem Gebäude der Willibrordkirche gewidmet. Eine solche finden wir hier in Wesel schon um das Jahr 1000, und wahrscheinlich ist es, daß an derselben Stelle Willibrord bereits 300 Jahre früher eine Taufkapelle errichtete. Um 1424 wurde der stattliche Neubau begonnen, der dann 1501 bis 1540 nach einem erweiterten Plane fortgeführt wurde. Zum Schlusse werden die späteren Schicksale der Kirche, ihre Wiederherstellung u. s. w. behandelt. Mit Freude haben wir da u. A. (S. 200) gesehen, daß auch das reiche, bislang sehr verwahrloste Archiv der Kirche — dessen hier geschickt benutzte Rechnungen z. B. schon im Jahre 1401 ihren Anfang nehmen — eine sichere und würdige Aufbewahrung und hoffentlich auch eine gute und gründliche Ordnung finden wird.

Mit einigen Worten müssen wir schließlich noch auf einen alten Grabstein der Kirche eingehen, da dabei einige Beschuldigungen des Verfassers gegen zwei unserer Landsleute entschieden zurückzuweisen sind (S. 203). Der Stein ist Otto v. Münchhausen gewidmet, der am 12. Mai 1574 gestorben ist und hier in der Willibrordkirche die letzte Ruhe gefunden hat. Da die Inschrift des Steines sehr abgetreten und nur z. Th. noch lesbar ist, so glaubten der Verfasser und Andere, in ihm ein Denkmal Otto's von Gent, der Wesel von den Spaniern befreite, zu erkennen, und er wurde daher auf einen weithin sichtbaren Ehrenplatz gebracht. Da ward dann nachträglich mit Hülfe einer alten Inschriftensammlung festgestellt, daß es sich um ein Münchhausen'sches Denkmal handelt. Das war gewiß ein ärgerlicher Irrthum, der da aufgedeckt wurde, aber wie dieser den Verfasser zu dem Vorwurfe gegen den ruhig schlummernden Todten veranlassen kann: „der mußte natürlich schwindeln wie sein Nachkomme, der berühmte Baron", ist uns vollkommen unerfindlich. Ihm schwebten offenbar die „wunderbaren Reisen und Abenteuer" des Frhrn. Hieronymus v. Münchhausen vor. Aber abgesehen davon, daß Otto kinderlos starb, also der „berühmte Baron" sein Nachkomme nicht sein kann: was berechtigt den Verfasser, jenen Münchhausen einen Schwindler zu heißen? Doch weiter. Diese Grabplatte soll jetzt „ein mahnendes Erinnerungszeichen an die traurigste Zeit der evangelischen Kirche" sein, wo „die Lutheraner den katholischen Spaniern halfen, die reformierten Niederländer zu vernichten bezw. wieder katholisch zu machen". Gewiß, ein schwerer Vorwurf — wenn er begründet wäre. Aber dieser Grabstein muß es dem Verfasser nun einmal angethan haben; der Todte hat wieder nicht geschwindelt, aber der Verfasser sich abermals in blindem

Eifer bedenklich verrannt. Er stellt es als so gut wie sicher hin, daß Otto v. M. und besonders sein Vater Hilmar v. M. als Lutheraner gegen die Niederländer zu Felde zogen. Beides ist falsch: Otto nahm dort an Feldzügen überhaupt nicht Theil, Hilmar als Katholik nur an dem Kriege, den Spanier, Niederländer und Engländer in den 50er Jahren gegen die Franzosen führten. Jener machte, wie Treuer in seiner Geschlechtshistorie der Herren v. Münchhausen (S. 116) berichtet, im Sommer 1574 nach der Sitte der Zeit „eine Reise in frembde Länder" und wurde schon im Mai des Jahres von seinem eigenen Knechte im Clevischen erschossen und dann zu Wesel beigesetzt. Hilmar war einer der bedeutendsten Männer seines Geschlechts, ein berühmter Söldnerführer der Zeit, ein tüchtiger und leidenschaftlicher Soldat. Treuer*) erzählt von ihm, daß er 1512 geboren und jung in kaiserliche Kriegsdienste getreten sei, in denen er sich früh ausgezeichnet habe. Im Jahre 1539 schlug er ein Kanonikat in der Domkirche zu Hildesheim aus, da er Soldat bleiben und einen Geistlichen nicht abgeben wollte; 1542 diente er dem Herzoge Heinrich d. J., 1547 dem Kaiser gegen die Schmalkalden, später dem Bischofe von Osnabrück, der ihn seinen Rath, Drost und lieben Getreuen nannte. Im Jahre 1556 trat er auf sechs Jahre als Oberst in die Dienste des Königs von Spanien, für den er ein deutsches Regiment anwarb. Er nahm vielleicht an der Eroberung von St. Quentin Theil, sicher an der Schlacht von Gravelingen (13. Juli 1558), wo er unter Graf Egmont's Obercommando die deutschen Fußvölker befehligte. Als im April 1559 der Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen war, kehrte er nach Hause zurück. Er erscheint später in dem Dienste des Bischofs von Hildesheim, des Markgrafen Johann von Brandenburg, des Königs von Dänemark u. A. Im Jahre 1566 erhielt er von dem Könige von Spanien eine neue Bestallung auf 6 Jahre; da aber die verheißenen Geldzahlungen ausblieben, so hatte sie keine weiteren Folgen; er brachte kein Regiment zu Stande. Zwei Jahre nachher unternahm er noch im Auftrage des Herzogs Erich von Calenberg mit gutem Erfolge eine Gesandtschaft nach Wien; am 19. April 1573 ist er in Nienburg a. d. W. gestorben. Also hat er zwar eine Zeit lang die Absicht gehegt, gegen die Niederländer zu Felde zu ziehen, sie aber niemals zur That werden lassen. Religiöse Bedenken haben ihn dabei gewiß nicht gehindert. Denn von einem Glaubenswechsel Hilmar's, der als Katholik geboren wurde, sagt Treuer kein Wort, auch ist ein solcher nach seinem Lebenslaufe, den wir kurz andeuteten, gewiß nicht anzunehmen. Es ist nämlich ein weiterer Irrthum des Verfassers, wenn er sagt: „Braunschweig war lutherisch" zur Zeit von Hilmar's Feldzuge in den Niederlanden. Das gilt von der Stadt, nicht von dem Lande, das bekanntlich ein eifriger Parteigänger der katholischen Sache, Herzog Heinrich d. J., bis 1568 regierte.

*) A. a. O. S. 102 ff. Anhang S. 429 ff. Vgl. auch Allgem. Deutsche Biographie B. 23 S. 5 f.

So ist denn der kräftige Hieb, den der Verfasser gegen das damalige Lutherthum hier geglaubt hat führen zu können, völlig in die Luft geschlagen.

In gleicher Weise zeigt die Heranziehung Herzog Erich's von Braunschweig-Calenberg als Vertreter des Lutherthums (S. 92) eine bedenkliche Unkenntniß des Verfassers von den einschlagenden geschichtlichen Verhältnissen der Zeit. Allerdings wurde Herzog Erich von seiner frommen Mutter lutherisch erzogen, aber schon 1546 trat er auf dem Reichstage zu Regensburg zum Katholicismus über, den er dann in seinem Lande auch wieder zur Herrschaft zu bringen suchte. Vgl. hierüber O. v. Heinemann's Geschichte von Braunschweig und Hannover, B. 2 S. 317 ff. Auch diese Beschuldigung gegen das Lutherthum der Zeit, die, wie die vorige, von einem Pastoren einer lutherischen Kirche etwas auffällig erscheint, ist so vollständig grundlos, daß man fast versucht sein könnte, hier Absicht zu fühlen. Jedenfalls aber ist es die Pflicht einer gewissenhaften Kritik, einer derartigen tendenziös gefärbten Geschichtsschreibung gegenüber die Nothwendigkeit nüchterner Quellenbenutzung zu betonen. Denn wie anziehend auch eine pointirte Darstellung, zumal für größere Leserkreise, sein mag: sie darf niemals geschehen auf Kosten der Gerechtigkeit und der geschichtlichen Wahrheit.

Die Ausstattung des Buches, das mehrere Bilder schmücken, ist nur zu loben. P. Z.

Fr. Küsthardt, Führer auf und um den Wohldenberg. Mit einer Karte und vielen Abbildungen. Hildesheim, August Lax 1896. 15 S. 8⁰. 50 Pf.

Man merkt dem Büchlein unwillkürlich an, daß es von einem Mann herrührt, bei dem Kunst- und Natursinn innig mit einander verbunden sind, auch wenn man nicht weiß, daß der Verfasser, Professor Fr. Küsthardt in Hildesheim, ein Bildhauer ist, dem auch verschiedene Kirchen unseres Landes tüchtige Arbeiten verdanken. Das Werk, das die Besucher des Wohldenberges schneller als das umfangreichere Buch von F. Günther, „Der Wohldenberg und seine Umgebung" (Hannover, K. Meyer, 1 ℳ 50 ₰) über das Wesentliche unterrichten soll, ist bei aller Kürze ansprechend geschrieben; die Schönheiten des Wohldenberges und seiner Umgebung werden geschickt hervorgehoben; der Leser wird unter Beigabe einer Karte über die Wege orientirt und erhält practische Vorschläge für ganze und halbe Tagestouren. Bei dem Ausfluge nach Lichtenberg (S. 15) hätte hier außer der guten Restauration und der schönen Aussicht auch der interessanten Ausgrabung der alten Burg gedacht sein sollen, die unter der Leitung des Kreisbauinspectors Osten wirklich Ueberraschendes zu Tage gefördert hat. Acht Lichtdruckbilder kommen den Schilderungen des Verfassers wirksam zu Hülfe. Wir können das Buch nicht nur den Besuchern, sondern auch den Forstbeamten der Gegend empfehlen, denen der Verfasser einige Wünsche ans Herz legt, wenn auch nicht alle von diesen, wie die Einrichtung eines Stückes Urwald am Wohldenberge, auf Erfüllung werden zu rechnen haben.

# Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 27. September. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Anna Amalia von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig.

Von Otto Eggeling.

(Fortsetzung.)

2. Die Regentschaft 1758—1775.

Sie nimmt ihre Aufgaben nicht leicht, die junge Fürstin: „Niemals habe ich aufrichtiger gebetet, als in dieser Zeit meines Lebens". Da handelt es sich zunächst um das Königsgeschäft, die Wahl der rechten Männer. „Sollte es nicht richtig sein, Graf Bünau zu verabschieden, der gar zu herrschgewohnt unsern Gemahl so mannichfach verletzte?" Herzog Karl wünscht langsame und sorgfältige Erwägung, die dann doch beendigt wird, und am 13. December 1758 wird das Abschiedsgesuch des Grafen bewilligt. Nun bleiben im geheimen Conseil Geheimrath von Rhediger und Nonne, der glückliche Verfasser der „anderweitigen Disposition". Wir erweisen ihm unsern fürstlichen Dank, er wird 1759 Herr von Nonne, dann wirklicher geheimer Rath. Aber ganz scheint Nonne unsere Erwartungen nicht zu erfüllen. Unser Hofstaat erfordert einen jährlichen Aufwand von 56 000 ₰. 4000 ₰ müssen wir aus eigenen Mitteln zulegen; denn auch unser Oberhofmeister von Witzleben weiß die Parasitenkrankheit aller Höfe nicht hintenan zu halten. Sollte nicht das Land 1253 ₰ jährlich mehr zahlen können? Geheimrath von Nonne versteigt sich zu der Antwort: „Die armen Unterthanen werden bis zum letzten Blutstropfen ausgesaugt, während am Hofe der besten Fürstin Pracht und Ueberfluß herrschen". Eine bedenkliche Art, sich auszudrücken, Herr Geheimrath. Am höchsten steht in unserer Schätzung ohne Zweifel das dritte Conseilmitglied Greiner, der October 1761 wirklicher geheimer Rath und 1763 durch kaiserliches Decret geadelt wird. Und hier lese man, was Amalia in den Mittheilungen über ihr Leben von diesem Manne sagt: „Ich fand endlich einen Freund mit aller Freude, welche man empfindet, wenn man einen Schatz gefunden hat. Wie glücklich und wie froh war ich. Mit Freuden unternehme ich, von diesem ehrwürdigen Manne zu sprechen und meine Dankbarkeit gegen ihn der ganzen Welt zu bekennen. Er hieß Greiner, war geheimer Rath und saß mit in dem geheimen Conseil. Er war nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen, aber ein gerad denkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf zu dienen angefangen, also daß er in den Geschäften wohl unterrichtet war. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde: seine Seele war zu edel, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen und sie lieb gewinnen lernen".

„Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig". „Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf". Hört man da nicht das Jahrhundert der Reifröcke und der Sentimentalität, der Stelzenschuhe und der Selbstbetrachtungen? Auch der gesunde und fröhliche Geist der Herzogin ist von dieser Empfindsamkeit angehaucht; konnte doch selbst ihr großer Ohm sich von dem Geschmack seiner Zeit nicht ganz frei halten. Das innere Leben sehnte sich um so stärker nach Bethätigung, je mehr der Körper durch Schminke, Perrücke und Zopf eingeengt war. Aber bei kräftigen Naturen ist diese Schwärmerei wie ein Anhauch und hindert sie nicht, mit wahrer Höflichkeit des Herzens und Thatkraft zu handeln. Man erwäge nur folgende Ereignisse. 1768 erklärt sich Greiner für krank, seine Gesundheit erlaube nicht fernern Staatsdienst. Amalia gewährt ihm eine Abschiedsaudienz, da Greiner nach Karlsbad geht, versucht aber vergeblich ihn zum Ausharren zu bewegen. Nun wendet sie sich an von Fritsch (der einst als geheimer Referendar bei unserer Hochzeit war und nun seit 1762 im geheimen Conseil sitzt): „Ich würde in Verzweiflung sein, mich eines solchen Mannes beraubt zu sehen". Könnte man nicht etwa seine Schulden bezahlen, oder ihm wenigstens die 600 ₰ erlassen, welche er an der Landschaftscasse geborgt hat? Unter den Ständen haben schon bei der letzten Sitzung einige Herren das vorgeschlagen, andere haben es nicht gewollt. Ich denke, ich könnte als Souverain durch ein Rescript der Landschaftscasse die Zurückgabe seines Schuldscheines befehlen. Herr von Fritsch antwortet höchst verständig: „Schulden wird Greiner nicht haben, da er ganz seinen Verhältnissen angemessen lebt. Ihn zu halten, ist sehr erwünscht. Es wird gut sein, ihm die 600 ₰ zu erlassen, zwar nicht aus der Landschaftscasse, das würde

Gezänk hervorrufen und den Ruhm von Ew. Durchlaucht schädigen, wenn Sie auf Kosten der Stände Gnade erwiesen. Aber es kann die Summe der Landschaftscasse aus der Kammerkasse ersetzt werden, indem Ew. Durchlaucht darüber freier verfügen können". (Am Kammervermögen haben Landesfürst und Stände bisher noch nicht klar auseinander gesetzte Rechte.) So geschieht es, und von Greiner bleibt bis zu seinem Tode im Amt.

Nicht etwa, als ob nun diesen sorgfältig gewählten Dienern die Sorge für das Land allein überlassen werden sollte. Unser Regierungs-Programm lautet 8. September 1759 in einem Rescript an von Rhediger: „Die Regentin will nach dem Exempel Ihres hochverehrten Vaters Gnaden sich die Mühe nicht verdrießen lassen, Alles mit eigenen Augen zu sehen, Ohren zu hören, das Geh. Conseil fleißig besuchen, von dem, was außer den Sessionen vorfällt, mündlich und schriftlich Vortrag zu allen Zeiten willig annehmen, einem Jeden aufmerksames Gehör geben, treuer Diener Einraths sich bedienen und darauf resolviren, Munda und Concepte signiren. Alle Schreiben, Berichte, Suppliken, auf denen das Departement nicht bemerkt ist, sollen jedesmal zur Eröffnung und ersten Ansicht uns zugestellt werden und soll der Cabinets-Secretär darüber Journal halten". (Sollte das nicht störend in den Geschäftsbetrieb eingreifen, meint das Conseil?) „Gut, so möge dies auf die Handschreiben und die von auswärtigen Gesandten eingehenden Relationen sowie Suppliken beschränkt werden. Außerdem ist alle Sonnabend neben wöchentlichen Kammer- und Kassen-Extracten auch ein aus den Registrandis nach Ordnung der Sessionsprotocolle kurz zusammengezogener Extract zu unsern Händen zu liefern, und daraus recapitulationsweise zu ersehen, was die Woche vorgekommen und darauf resolvirt ist".

So sind denn die klugen leuchtenden Augen auf alle Dinge der Regierung gerichtet und wir haben unsere kleinen energischen Hände mit den spitz zulaufenden Fingern in allen Angelegenheiten, zu fördern, was Volk und Behörden Gutes betreiben, und nicht Weniges auszurichten, woran weder jenes noch diese gedacht hätten.

Da ist zunächst cette maudite guerre, wie Vater Karl schreibt, indem er nicht weiß, daß dieser Krieg dem deutschen Volke sein Selbstgefühl wiedergeben wird, sondern nur die Opfer schwer empfindet, welche durch die sieben Kriegsjahre Fürstenhäusern und Staaten aufgelegt werden. Amalia benutzt ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, bittet Friedrich den Großen um einen Passe partout für Herrn von Helldorf, daß er die Rekrutenaushebungen im Herzogthum mildern könne, bittet Bruder Ferdinand, preußischen General, daß er die Winterquartiere der Truppen nicht ins Eisenachsche verlege, erscheint trotz dem Kriegslärme selbst in Eisenach, die Lasten durch Fürsprache zu lindern. Diese armen Bauernsöhne, sie verbergen sich in den Wäldern, um nur nicht ausgehoben zu werden. Unser landesmütterliches Herz sorgt sehr um sie. „Kehret doch in Eure Häuser heim, Ihr erkältet Euch da draußen", lassen wir in öffentlicher Erklärung an alle Flüchtlinge mittheilen.

Gerechtigkeitspflege, Staatswirthschaft, Polizei wurden von Anna Amalia entwickelt, sagt Goethe im Nachrufe, den er ihr widmen wird. Es gab recht viel zu thun. Seit 1732 schon sollte Weimar durch Straßenlaternen erleuchtet sein; das ist jetzt durchzusetzen. Für Sammlungen (Bücher, Bilder, Waffen) sind nur 400 ℛ jährlich verwendbar. Da gilt es, mit unendlicher Sorgfalt aus Wenigem Viel zu machen. Es gelingt, den Grundstock für ein Museum zu sammeln, und 1760 schon wird im grünen Schloß eine Bibliothek zu allgemeinem Gebrauche aufgethan. Die 320 Schüler des Gymnasium illustre haben nur 7 Lehrer und 2 unbesoldete Collaboratoren, an der hohen Schule für Adlige ist ein Präceptor mit 30 Gulden Jahresgehalt angestellt. Sehr tröstlich, daß er wenigstens noch einen kattunen Schlafrock jährlich bekommt; denn bei dem Gehalt wird der Mann am besten zu Hause sitzen. Alle diese Dinge werden von der erhabenen Liebhaberin geistiger Bildung gefördert. 1771 wird die Seiler'sche Schauspielertruppe nach Weimar gezogen; ist es doch wichtig, daß die Dramen, welche jetzt reichlicher entstehen, ihre bildende Kraft an unserem Hofe und der hauptstädtischen Bevölkerung üben. Dann ist da Jena, berühmte Stiftung der ernestinischen Höfe. Bringen wir mal Ordnung in ihren Haushalt, der unter gelehrten Augen nicht vollkommen gut zu gedeihen scheint. Sodann sind neue Kräfte zu berufen, den Zänkereien und Verfolgungen wegen Heterodoxie ist Halt zu gebieten. Wer sich Unsittliches zu Schulden kommen läßt, mag gern entlassen werden, jede Leistungsfähigkeit für Förderung des Wissens wird aufgemuntert, in der Hungersnoth dem Lande und der Hochschule aus eigenen Vorräthen Hülfe dargeliehen.

Aber unser allerwichtigstes Geschäft ist die Erziehung unserer Kinder. Ein gewisser Seidler wurde als ein meuble très utile von Vater Karl für die ersten Lebensjahre der Prinzen empfohlen, bewährt sich aber nicht, scheint es, indem der junge Karl August Nichts aus seinem Unterrichte mitbringt, als ein gesteigertes Bewußtsein der eigenen Bedeutsamkeit. Sollte nicht Graf Görtz eine geeignete Persönlichkeit sein, fragt Amalia bei dem Geheimen Conseil, „als jüngstes Mitglied stimme ich im Conseil zuerst, stimme für Görtz. Er ist ein gewandter Herr, hat Reisen gemacht, spricht sehr gut französisch, ist allerdings etwas spöttisch". Das Conseil stimmt zu, dem Grafen Görtz sei die Hoffnung des Landes anvertraut. Er hat mit einem höchst ungewöhnlichen Kinde zu thun. Ein Bild aus diesen Jahren, Bilder beider Prinzen, sehr gute, sind erhalten. Der jüngere Bruder, Constantin, zeigt das zarte Gesicht seines Vaters; aber dieser junge Karl August, wie viel Leben, Uebermuth, Klugheit, Herzensgüte strahlt aus diesen blauen Augen, unter dem gepuderten Haar hervor! Wie viel Heiterkeit athmet um diesen zierlichen Mund! Und nun drängt man diesem Kinde mit den Methoden seiner Zeit die Bildung auf. Fünfjährig soll er lateinische Gedichte des Ovid auswendig lernen, dazu geistliche Oden, Gellert's Fabeln, Weltgeschichte. Musik- und Fechtunterricht werden zusammen in einer Stunde täglich gegeben. Was Wunder, daß das gesunde junge Gemüth sich energisch vertheidigt, die Geigenbogen und Claviertasten zerschlägt, im achten Lebensjahre schon die Allee nach Belvedere durch Schüsse aus kleinen Kanonen

unsicher macht. Graf Görtz hatte sich die Sache leichter gedacht, schreibt Erziehungsberichte voller Klagen. „Aber der Fonds ist gut“, antwortet Amalia, „Sie selbst sagen, daß mein Sohn seine Mutter herzlich liebt. Hoffen wir also das Beste“. Und in der That, mit dem neunten Lebensjahre tritt eine große Wandlung ein, Karl August gewinnt die Arbeit lieb, macht die schnellsten Fortschritte, erkennt die Bedeutung geistigen Lebens und bereitet sich höchst selbständig auf die Rolle, welche er darin spielen wird. Auch die Unbändigkeit und der Trotz des jungen Herrn wird durch zärtliche Rücksicht auf Mama gemildert.

Die Erfolge der Herzogin werden von vielen Seiten anerkannt. Am gewichtigsten dürfte das Urtheil des siegreichen Friedrich sein, der mit eigenen durchdringenden Augen die Verwaltung sieht und sehr gut findet, auch 1771 den jungen Karl August in Braunschweig vorgestellt bekommt und erkennt, daß kaum ein anderer Prinz zu so hohen Hoffnungen berechtige. Dann ist hier das Zeugniß Friedrich August's, eines Bruders der Amalia, der von der stets sehr geliebten Schwester 1759 ein Portrait entwirft. Man betrachte folgende Züge: „Sie hat ein rundes, schönes Gesicht, Augen, welche von Feuer und Lebhaftigkeit, Güte und Sanftmuth erfüllt sind, eine römische Nase (Andere nennen es eine braunschweigische Nase, o Prinz, berühmte braunschweigische Nase vom Papa, zu weiblicher Zierlichkeit gemildert) ein schönes Profil (sollte es nicht vielmehr ein energisches Profil sein, o Prinz, mit der Nase von Papa und dem spitzen Kinn von Mama?). Ihr Wuchs ist nicht hoch, aber elegant. Sie bildet sich nicht ein, schön zu sein, ist es aber um so mehr. Wenn sie wandelt, gleicht sie Minerva, zu Pferd Bellona. Bescheidenheit macht sie entzückend, bei aller Milde ist ihre Seele männlich. Sie hat den Zorn lebhafter Leute, welche ihre Kräfte im Kampfe verstärken, aber jede Regung wieder der Vernunft unterordnen. Peinlich in der Wahl ihrer Freunde, ist sie unveränderlich in ihrer Anhänglichkeit. Sie hört den Rath Erfahrener, ist aber nicht ihr Sclave. Sie giebt gern, läßt sich aber nicht dazu zwingen, nicht ausnutzen. Sie liebt die Klatschsucht nicht. Sie hat vorzüglich Musik gelernt und Alles, was sie wollte, am besten das Regieren. Ganz ideal ist sie in ihrem Verhältniß zu ihren Kindern“. So redet der litterarische Bruder im etwas überschwänglichen Stile seines sentimalen Zeitalters und doch wird nur wenig an diesen Lobsprüchen abzuziehen sein. Aus allen Nachrichten ist ersichtlich genug, daß die Charakterzüge richtig wiedergegeben wurden. Selbst der kriegsverständige Bruder Karl Wilhelm Ferdinand schreibt 1759 voll Freude: „Deine Unterthanen beten Dich an“. Und in der That, als Amalia von einer Badereise nach Aachen, sehr erfreut, „weder Hals noch Beine, ja nicht einmal ein Wagenrad gebrochen zu haben“, nach Weimar zurückkehrt, da wird sie nicht nur von Fackelzug und Serenade, sondern auch vom Jubel eines dankbaren Volkes begrüßt.

Verstand Amalia doch auch jene Kunst fürstlichen Auftretens, welche den deutschen Stämmen an ihren Herrschern immer so lieb war. Von der Wilhelmsburg her (altem Schloß mit tief in den grauen Mauern liegenden Fenstern) erstreckten sich damals nach Osten, Süden und Westen Gartenanlagen im französischen Geschmack. Viereckige Beete, Kanäle, Brücken, ein babylonischer Wandelthurm, die Schnecke luden zu Spaziergängen und Festen im Freien. „Sonntags zeigte sich die Herzogin in diesen geraden Gängen. Der Hofmarschall schritt vor ihr her, Pagen trugen die Schleppe, dann folgten Heiducken und ein Zwerg. Sie fütterte die Goldfische, nahm den Thee in der Grotte des Stichling'schen Hauses. Im Winter eilten die Hofschlitten durch die Stadt, Muscheln, Schwäne, von einem Cavalier gelenkt, der hinter den Damen saß. Vor jedem Schlitten erschien ein Vorreiter und man fuhr mitunter auch Abends bei Fackellicht nach Tiefurt, nach Ettersburg. Oder die Herzogin ritt in langem Reitkleide, auf großem weißen Pferde durch die Straßen. Man schaute ihr in scheuer Ehrfurcht nach. Ihr kleiner Fuß erregte Bewunderung, die Herren trugen eine goldene Nachbildung an der Uhr als Berloque (Wir hoffen, eine etwas verkleinerte Nachbildung). Jeden Tag trug sie ein Paar neue Schuhe mit rothen Absätzen, welche dann, einmal getragen, von den Damen des Hofes erworben und (oft unter vielen Schmerzen) getragen wurden. Im Theater, wo nur die Hofloge applaudiren durfte, erschien die Herzogin in buntseidenem Kleide, das über dem Reifrock aufgebauscht war, und in lang herabfallenden Aermeln. Da nahten sich zuerst die Zutrittsdamen, dann die übrigen, welche zum Rockkuß zugelassen waren“.

Nicht etwa, als ob die Göttin immer auf hohem Piedestale gestanden hätte. Man höre nur den englischen Reisenden, welchen Lewes reden läßt: „Anna Amalia ist klein von Statur, sieht wohl aus, hat eine spirituelle Physiognomie, eine braunschweigische Nase, schöne Hände und Füße, einen leichten und doch majestätischen Gang, spricht sehr schön, aber geschwind und hat in ihrem ganzen Wesen viel Angenehmes und Einnehmendes“. (Wir englischen Reisenden sehen das und wissen es auf eine anschauliche Art zu beschreiben, wir überall in der Welt Zutritt gewinnend und durch eine hervorragende Litteratur zu menschlichen Schriftstellern gebildet). „Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um 8 Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt leicht, schön und mit vielem Anstand; die jüngeren Prinzen, die en Zephyr und en Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharaotisch da“ (nach der allgemein verbreiteten Sitte der Zeit, ein Vergnügen, welches viele berühmte und unberühmte Männer und Frauen jener Tage während ganzer Nächte zusammenhielt und viele Existenzen ruinirte). „Der geringste Point war ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louis'dor. Da sie aber gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm und blieb bis früh um drei, da fast Alles aus war“.

„Auf einer anderen Redoute war die Herzogin en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr, wie

Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, belebt und brillant auf der Redoute und waren auch einige Studenten da von Jena. Zur letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen Görtz, der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis 6 Uhr".

Auch die begeisterte Stimme Henriette's von Egloffstein wolle ein geneigter Leser noch vernehmen, wie sie den Sinn solcher Feste zu deuten versucht: „Amalias schöpferischer Geist und ihr edler reiner Wille humanisirten diese Menschen" (die nicht französisch redenden, kleinstädtischen Weimaraner, welche von gnädiger Frau schon oben geschildert sind), „die nicht den geringsten Trieb verspürten, sich auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, sondern sich in ihrer moralischen Beschränktheit glücklich fühlten. Ihr genügte nicht äußerer Glanz des Hofes. Wie Prometheus wollte sie ihre Untergebenen mit himmlischem Feuer beleben. Sie zog dafür die Jugend beider Geschlechter an sich, machte sie zu Mitgenossen anmuthiger Spiele und Feste, die in Handelnden und Schauenden Sinn für des Lebens feinere Genüsse hervorriefen, woraus sich das Bedürfniß höherer Bildung entwickelte. Dabei richtete sie ihr Augenmerk auf die reellsten Gegenstände, insbesondere auf die Erziehung ihres Sohnes. Sie wollte ihn einen echt deutschen Fürsten, obwohl sie in Abneigung gegen alles Deutsche erzogen war" (das dürfte man von einer Tochter solcher Eltern kaum behaupten, gnädige Frau, waren diese doch Gönner Ebert's, Zachariä's, Lessing's). „Sie suchte ihm hervorragende Männer, und denen reihten sich leicht andere an, da Amalia jedem Verdienste seine rechte Stellung zu geben wußte. Sie legte Niemand Zwang auf, so daß die mannichfaltigsten Charaktere sich rückhaltlos vor ihr entfalten konnten. So lernte sie Menschen kennen, nur daß sie manchmal Lieblinge hatte, die sie leidenschaftlich vertheidigte. Das setzte sie mitunter der Verleumdung aus" (natürlich, gnädige Frau, in einer Welt wie diese, mit ihrer Neigung für übele Nachrede), „namentlich auch, daß sie sich über die Schranken wegsetzte, welche damals die Stände trennten. Kenntnisse und Talente galten ihr mehr als Stammbäume".

Und sie hatte Freude an der Heiterkeit und setzte sich im Gefühl ihres reinen Willens und ihrer geistigen Vornehmheit mitunter über allerhand Steifschößigkeit fort, die junge Fürstin, wie Wieland bezeugt: „Die Herzogin lebte zuweilen auf Studentenart, besonders in Belvedere, wo Studentenlieder, nicht immer die feinsten, durch die mondbeglänzten Gärten klangen". Ja, man denke nur, wie die Zöpfe sich sträubten, als eines Tages die Herzogin mit Freunden auf einem Leiterwagen von Tiefurt kommt und, von einem Unwetter überrascht, Wieland's grünen Ueberrock ohne Umstände über ihr leichtes Kleid zieht und in diesem Aufzuge weiter fährt.

Denn Wieland ist jetzt in Weimar, gehört zu den „hervorragenden Männern", welche Amalia für ihren deutschen Fürstensohn berufen hat. Er war 1769 Professor der Philosophie in Erfurt geworden und hatte eben seinen „goldenen Spiegel" geschrieben, darin er unter dem Namen Danischmende lehrt, was die Großen einer Nation aus der Geschichte der Menschheit lernen sollten. Heute ungenießbar geworden in seiner sentimentalen Weitschweifigkeit, machte dieses Buch damals auf Amalia großen Eindruck. Auf der letzten Redoute des Carneval von 1772 bittet sie Wieland, ihr seine Ansichten über Erziehung ihres ältesten Sohnes darzulegen Wieland schreibt einen vierzehn Seiten langen französischen Brief und hätte aus Shakespeare, den er übersetzte, lernen können, daß „Kürze des Witzes Seele" ist; lernt das aber nie. „Die Herzogin sei durch ihren Sohn glücklich, von dessen Verstand der erste der lebenden Könige das beredteste Zeugniß gegeben (1771 in Braunschweig). Der Prinz zeigt die empfangenen Eindrücke wenig nach außen; aber dieser Fehler des Temperamentes hängt mit großen Tugenden zusammen. Es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, dieser Widerwille gegen Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Grade besitzt. — Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten und ich stehe für sein Herz ein". Höchst überschwänglich ist Amalia's Antwort: „Ihre Freundschaft wird mir ein Sporn sein, mich noch fester an meine Pflichten zu ketten, um so in der That die Achtung eines Danischmende zu verdienen." — „Es ist sicher, die empfindsamen Seelen und die Großen müßten beide die wahre Glückseligkeit genießen; aber eine empfindsame Seele, welche mit Zartheit denkt, scheint mir unglücklicher als eine gewöhnliche. Sie empfindet das Vergnügen mit voller Lebhaftigkeit, aber noch stärker vielleicht das Mißgeschick. Eine solche Seele scheint mir wie ein bewegtes Meer. Die Lage der Großen aber ist wie ein schöner Rosenstrauch, der eine Schlange in sich birgt". Dann folgen viele Fragen: „Können die Großen glücklich sein? Muß eine Frau eine starke Seele haben? Wie sind meine Söhne zu erziehen?" Endlich: „Wollen Sie, o Danischmende, meine Söhne in der Philosophie unterrichten?" Wieland schwelgt in Beantwortung der Fragen, findet, da er Frau und Kinder habe, eine längere Trennung von diesen schwierig. Nicht Unterricht in der Philosophie, sondern einen Philosophen gebrauchen die Prinzen. „Wollen Sie als Erzieher kommen?" Ich hätte mich angeboten, schätze mich selbst genug, zu wissen, daß meine Dienste unbezahlbar sind; aber mein Kurfürst von Mainz, der mich eben in seinem Erfurt angestellt hat! Amalia läßt an diesen schreiben und Danischmende kommt September 1772 unter sehr wohlwollenden Bedingungen, kann sich später Gut Oßmannstädt kaufen und einst dort seine letzte Ruhestätte finden.

Graf Görtz berichtet monatlich über die fürstlichen Fortschritte. Aber es scheint, unsere Erwartungen werden weder von dem einen noch von dem andern Erzieher erfüllt und der „unbezahlbare" Danischmende erweist sich als verhängnißvoll ungeeignet. December 1773 schreibt Amalia einen erstaunlichen Brief an Herrn von Fritsch: „Seit einem Jahre hat sich mein Sohn mir gegenüber sehr verändert. Ich habe versucht,

ihm über Görtz und Wieland die Augen zu öffnen, bin aber auf den hartnäckigsten Widerstand gestoßen. Karls Eigenliebe ist sein größester Feind. Görtz und Wieland schmeicheln einander und meinem Sohne. Oben bei meinen Söhnen herrscht nur Schmeichelei (Ei, ei, Danischmende!). Görtz ist unruhig und ehrgeizig. Wieland kennt wohl den Menschen“ (malt ihn wenigstens in einer uns geeignet erscheinenden Weise, uns, die wir empfindsame Seelen haben), „aber nicht den Einzelnen“ (hat Wahngebilde von Menschen in seinem warmen Herzen und seinem verworrenen Haupte ohne genügende Unterlagen durch Studium des Wirklichen). „Dazu hat die Hofkasse für Karl immer Geld, für mich nie. Ich bin das Leben müde, das zu führen man mich zwingt und entschlossen, die Regentschaft niederzulegen, sobald Karl 17 Jahre. Ich bin nicht eifersüchtig, daß Alles sich der aufgehenden Sonne zuwendet, bin zufrieden, die Unterthanen glücklich gemacht zu haben, die vielleicht seit langer Zeit nicht eine ähnliche Glückseligkeit genossen, wie unter meiner Regentschaft“.

Das ist Amalia's Wunsch, der Regierung enthoben zu sein, wie er so manchen tüchtigen Herrscher angewandelt. Hatte doch auch Großpapa Friedrich Wilhelm I. von Preußen einstmals schon unter Frau und Töchter alle Aemter eines bürgerlichen Hausstandes vertheilt, den sie ihm in Charlottenburg führen sollten. „Amalia hat den Zorn lebhafter Leute, welche ihre Kräfte im Kampf verstärken, aber jede Regung wieder der Vernunft unterordnen“, sagt unser litterarischer Bruder und wir haben uns mit unserer Erklärung an die verkörperte Vernunft gewandt, an unsern Herrn von Fritsch.

Unser erster Rath antwortet etwa: „Durchlaucht können nicht niederlegen, ehe der Prinz 18 Jahre alt. Er hat noch Studien zu machen, muß dann ins Conseil eingeführt werden, um die Verdienste seiner Mutter und die Geschäfte kennen zu lernen und muß durch eigene Anschauung überführt werden, daß seine Schmeichler unrecht haben. Für Prinz Constantin ist eine militärische Erziehung wünschenswerth, auch dies hätten Durchlaucht noch anzuordnen. Was Hofkasse und Finanzkammer angeht, so gilt es kräftig durchgreifen“.

Wir ordnen „unsere Regung dieser Vernunft unter“, die Sachen gewinnen ein friedlicheres Ansehen, das doch leicht wieder gestört wird. In einer Mai-Nacht des Jahres 1774 erhebt sich ein verhängnißvolles Gewitter über Weimar. Der Blitz entzündet das Schloß. Der Wind ist ungünstig, am Abend des 6. Mai steht nur noch eine Ruine. Wo sollen wir unterkommen? Der Prinz wünscht das Landschaftshaus zu bewohnen, Eigenthum unserer Stände, vor dem einst sein Broncestandbild aufgerichtet werden wird. Amalia sucht Wohnungen in der Stadt, ist hochgradig erregt über den Widerspruch des Prinzen, die kleinen spitzen Finger schreiben auf ungewohntem rauhen Conceptpapier in großen Lettern unter Anderem: „Man hat Karl in den Kopf gesetzt, daß er das Haus kaufen müsse. Ich habe ihm endlich geantwortet, wenn er Geld habe, möchte er es kaufen — kurz ich werde mich nicht mehr hineinmischen und bitte Sie, mich Nichts mehr über diese ganze elende Angelegenheit fragen zu wollen“.

Herr von Fritsch ist in der Sache mit Amalia einverstanden, bittet sie dennoch Einigkeit walten zu lassen.

Der noch nicht 17 jährige Prinz setzt seinen Willen durch, findet aber wenig Freude an dem Hause. Mama hat die Kostspieligkeit der Sache vorausgesehen. Noch 1781 klagt Karl August an Merck, eine Decke sei eingefallen, in einem Zimmer hätten sich alle Balken gesenkt.

Amalia kauft für sich das Haus an der Esplanade, welches von Fritsch für seinen jungen Hausstand erbaut hatte, und bewohnt dieses „Witthumpalais“ von jetzt an, so oft sie in Weimar residiert.

Herr von Fritsch wendet sich an seinen Vater, Conferenzminister von Fritsch, erfahrenen Hofmann und Diplomaten, um Rath bei so gespannten Verhältnissen. Was der Vater an Rath zu geben hat, lautet etwa: „Man muß der aufgehenden und untergehenden Sonne dienen. Beides hat denselben Zweck. Etwas weniger Eifersucht und mehr Geneigtheit, die aufgehende gelten zu lassen, sei der untergehenden zu wünschen. Es ist gut, daß der Prinz in das Conseil eingeführt ist. Er wird so den Verdruß vergessen, nur als Erbprinz behandelt zu sein, während der Gebrauch anderer Höfe dem minderjährigen Fürsten die äußere Ehrenstellung eines Herzogs bewillige, Herzogtitel, Hofhalt u. s. w. Ein Zusammengehen mit Görtz sei wohl möglich“.

Amalia ist gutem Rath zugänglich. „So wähle sich denn mein Sohn einen Hofcavalier — aber Herr von Stein würde wohl die geeignetste Persönlichkeit sein.“ Der Prinz stimmt zu und bittet nur, es doch selbst Herrn von Stein sagen zu dürfen. „Ew. Liebden sage es selbst und hier sind auch eine Anzahl Pagen, welche fortan Ew. Liebden aufzuwarten haben“. Gleichzeitig erhält Prinz Constantin einen militärischen Gouverneur, Herrn von Knebel, der 1765 bis 73 preußischer Officier war und mit Mendelssohn, Nicolai und anderen litterarischen Größen befreundet ist. Der Mann macht freundliche Gedichte, übersetzt den Properz und erwirbt sich das größeste Verdienst um die deutsche Litteratur dadurch, daß er beide Prinzen mit Goethe bekannt macht. Die große Reise der jungen Fürsten im Jahre 1774 nach Darmstadt, Straßburg, Paris bot Gelegenheit dazu. „In Darmstadt suche mein Sohn Prinzessin Luise kennen zu lernen“. Auch hier stimmt Karl August dem bewährten Rathe von Mama zu, lernt Prinzeß Luise kennen, verlobt sich mit ihr im December desselben Jahres. Straßburg und Paris üben ihre bildende Macht; aber Prinzeß Luise und Wolfgang Goethe erweisen sich als der Hauptgewinn der Reise.

Und da wir zurück sind, berichtet von Fritsch an Amalia: „Herr von Stein bezeugt die unermeßliche Verehrung, welche der junge Herzog gegen die Herzogin Mutter empfindet“. „Aber da der Erbprinz nun schon in einem Vierteljahre majorenn und regierender Herzog sein wird, so empfiehlt es sich wohl, Stellen, welche er selbst gern besetzen würde, vorläufig offen zu lassen, lieber mit dem Rathe einer Freundin, als mit dem Befehl einer Herrin neben dem Sohne zu stehen, etwaige Abneigung gegen Görtz nicht zu zeigen.“

Amalie antwortet in einem hochherzigen Briefe, eine klare fürstliche Frau, die sie ist, sobald die Empfindsamkeit sie nicht beherrscht, antwortet etwa: „Ich werde immer die hohen Verdienste anerkennen, welche Sie sich um mich während meiner Regentschaft erworben haben. Ich werde von ihrem Rathe deshalb Gebrauch machen. Um meines Sohnes und des öffentlichen Wohles willen werde ich Görtz mit hofmännischer Freundlichkeit behandeln. Aber daß er nicht die Personen angreife, welche mir ergeben sind, sonst würde es meine Pflicht sein, ihm zu beweisen, mit wem er es zu thun hat“. („Peinlich in der Wahl ihrer Freunde, ist sie unveränderlich in ihrer Anhänglichkeit“, sagt unser litterarischer Bruder.) „Besteht mein Sohn darauf, daß ich später bei ihm bleibe, so muß er die Personen belohnen, welche mir gut gedient haben. Ich fordere für mich nicht Belohnung und Nichts sonst. Mein gutes Gewissen ist mein einziger Ruhm. Glauben Sie, daß ich mein ganzes Leben bleiben werde Ihre wohlgeneigte Freundin Amelie.“

Angenehm wäre es immerhin, wenn man Görtz jetzt aus seiner nahen Sellung zu Karl August entfernen könnte. Da man ihm den Titel Excellenz und sehr ansehnliche Pension giebt, so willigt er in seine Entlassung. „Aber das Decret sehen Sie noch einmal durch, Herr von Fritsch, die Ausdrücke darin enthalten ein Lob, mit dessen Fülle ich nicht einverstanden bin“. Karl August findet auch die Geldgaben an Görtz nicht ganz ausreichend, giebt, eben zur Regierung gelangt, noch 4000 ℳ an seinen Erzieher.

Immerhin vollzieht die „untergehende Sonne“ das Zurücktreten vor der „aufgehenden“ mit klarer Schönheit, behält im Herzen ihres Sohnes die alte Hochschätzung und giebt ein 17 Jahre lang vorzüglich verwaltetes Land in die Hände eines Fürsten, dessen hohe Anlagen von ihr zu vollen Herrschertugenden ausgebildet wurden. Ein tüchtig Stück Arbeit, das Ew. Durchlaucht vollendeten, mit einer biegsamen und festen Kraft, mit einem glänzenden und wohlthuenden Leuchten, wie geschliffener Stahl sie hat; viel in Ew. Durchlaucht Art von jener tüchtigen Richtung auf wirkliche Werthe und wirkliche Arbeit, wie Friedrich der Große sie besaß zur Bewunderung Carlyle's und der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Entgegnung [1]).

In No. 19 dieses Blattes ist mein Buch „die evangel. Gemeinde Wesel und ihre Willibrordkirche“ einer Kritik unterzogen, welche mich zu einer Entgegnung zwingt, um deren Aufnahme ich wohl bitten darf.

Zunächst verbindlichen Dank für die Allgemeinkritik, welche hervorhebt, daß es dem Verf. besonders darum zu thun gewesen sei, das Bild eines vorbildlichen Gemeindelebens zu zeichnen. Christliches Gemeindeleben thut uns noth; und weil Verf. meint, daß sein Buch dazu mithelfen könnte, wünscht er, daß mancher Braunschweiger es läse. Freilich darf er nach der Kritik nicht mehr darauf rechnen, da Verf. ja zwei Braunschweiger ungerecht und unwahr beschuldigt haben soll, so daß ihm die Kritik „tendenziöse Geschichtsschreibung“ und „bedenkliche Unkenntniß der einschlagenden Zeitverhältnisse“ vorwirft. Danach sollte doch kein Hund ein Stück Brod von mir annehmen, geschweige ein Mensch ein Buch.

Vorab bemerke ich, daß das ganze Buch außer der Vorrede in Wesel geschrieben und von dort in Druck gegeben ist; es stand mir also braunschweigische Speciallitteratur nicht zur Verfügung.

In der Willibrordkirche finde ich nun ein Epitaph, das einem Otto von Münchhausen gesetzt ist, der 1574 dort starb. Die Inschrift erwähnte auch den Vater Otto's, Hilmar, als einen Obersten im österreichischen und belgischen Heere. Von diesem Hilmar war mir, der sich damals nur mit niederrheinischer Geschichte beschäftigte, allein bekannt, daß er ein braunschweigischer Adliger war; Weiteres zu erkunden hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit. Nun hatte ich in einer Schrift des späteren Hallenser Prof. Albr. Wolters die Notiz gefunden, daß der lutherische Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg den katholischen Alba in seinem Kampfe gegen die reformirten Niederländer durch Hilfstruppen unterstützt habe. Da lag die Vermuthung nahe, die ich als solche — nur von Hilmar, nicht auch von Otto, wie die Kritik behauptet — aussprach: „Hilmar war also wohl einer der Lutheraner (Braunschweig war damals lutherisch), welche den katholischen Spaniern halfen, die reformirten Niederländer zu vernichten bezw. wieder katholisch zu machen“. Hiergegen macht die Kritik Folgendes geltend:

Hilmar ist Katholik gewesen; übergetreten ist er nicht, sonst würde Treuer das in seiner Geschlechtshistorie derer von Münchhausen erwähnt haben, auch sprechen Hilmar's spätere Lebensschicksale dagegen, weil er vielfach katholischen Herrschern diente. Der letztere Beweis erscheint ungenügend, weil H. ebenso auch evangelischen Herren diente, z. B. dem Könige von Dänemark. Der erstere Beweis, e silentio, würde stichhaltig sein, wenn Treuer unzweifelhaft in der Lage war, Hilmar's Leben genau zu kennen, — was ich nicht controlliren kann. Ich kenne Treuers Schrift nicht, weiß nur, daß ein Jahr nach Hilmar's Tode seine Söhne ihren Bruder Otto in einer lutherischen Kirche beerdigten und ihm ein prächtiges Epitaph errichteten, obwohl auch eine katholische Kirche am Orte war, also waren die Söhne lutherisch. Das giebt meiner Vermuthung doch einiges Recht, daß Hilmar Lutheraner sei, zumal „Braunschweig damals lutherisch war“. — Der Satz wird nun zwar von meinem Kritiker besonders dick unterstrichen. Er legt dar, daß zur Zeit des betreffenden Feldzuges Hilmar's (1556—59) mein Satz wohl von der Stadt, nicht aber vom Lande gelte. Schon dies bestreite ich. Daß der damalige Herzog Heinrich katholisch war, ist bekannt, ebenso aber auch, daß er 1542 durch Philipp von Hessen verjagt wurde,

[1]) Wir bringen hier diese Entgegnung in vollem Wortlaute zum Abdruck, um den Schein der Parteilichkeit in der vorliegenden Frage zu vermeiden, bemerken dabei jedoch für die Zukunft ausdrücklich, daß wir die grundsätzliche Verpflichtung zur Aufnahme derartiger, umfangreicher Erwiderungen nicht anerkennen. Die Redaction.

welcher dann das Land völlig lutherisch machte. Freilich kehrte der Vertriebene 1547 zurück und arbeitete gewaltsam an der Wiederherstellung des Katholicismus, welche Arbeit er seit dem Augsburger Religionsfrieden 1555 wieder einschränken mußte. Einen wie unvollständigen Erfolg er schließlich gehabt, wie nicht nur die Stadt Braunschweig, sondern auch das Land offen oder geheim lutherisch blieb, so daß sich der Herzog selbst zu Zugeständnissen gezwungen sah, sogar in seiner Schloßcapelle evangelische Lieder singen ließ, — das wolle man in der von meinem Kritiker citirten Schrift Heinemann's (II S. 392 und 401) nachlesen. Das Land war damals in der That im wesentlichen schon lutherisch, so sehr, daß als Heinrich am 11. Juni 1568 starb, sein Nachfolger Julius wenige Wochen nachher die officielle Einführung der Reformation anfangen und vollenden konnte. Ich hätte also m. E. auch schon von der Zeit vor 1568 sagen dürfen: „Braunschweig war damals lutherisch“.

Aber das habe ich gar nicht gethan. Ich sagte, „Hilmar war wohl einer der luther. Braunschweiger, die den Spaniern halfen gegen die reformirten Niederländer.“ Von solchen Braunschweigern hatte ich nur einmal, S. 92, etwas erwähnt, nämlich daß sie unter Herzog Erich von Calenberg dem Alba geholfen hätten. Alba ist Aug. 1567 in die Niederlande eingezogen, ein Jahr darnach war das Land Braunschweig auch officiell lutherisch. Von den hierauf folgenden Jahren rede ich in meiner Schrift. Daß Hilmar damals nur eine Bestallung hatte, die ohne Folgen blieb, sagt die Grabschrift nicht, kann ich also nicht wissen, da ich im Westen Deutschlands keine Geschichte eines mitteldeutschen Adelsgeschlechtes zur Verfügung habe. Uebrigens wird jeder Historiker eines abgeschlossenen Bezirkes oft im Stande sein, fernerwohnende in Einzelheiten zu corrigiren; daß war mir in der niederrheinischen Geschichte möglich und meinem Kritiker in der hiesigen, ohne daß wir darum das Recht hätten, den Fernerstehenden „bedenkliche Unkenntniß der einschlagenden Zeitverhältnisse“ vorzuwerfen. Dies gilt auch als Antwort auf die schwere Beschuldigung geschichtlicher Unwissenheit, welche der Kritiker gegen mich erhebt, weil ich Herzog Erich II. von Calenberg lutherisch nenne. Ich habe die Notiz doch nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus der erwähnten Schrift von Albr. Wolters. Nun ist ja Erich allerdings 1546 zum Katholicismus übergetreten, den er dann — ohne Erfolg — seinem Lande wieder aufzuzwingen suchte. Aber Uhlhorn, also ein nicht zu verachtender Zeuge, gerade auch für jene Specialgeschichte, berichtet (Herzogs Real-Enc. III S. 372), daß „Erich, besonders durch den Einfluß des Markgr. von Brandenburg-Kulmbach bewogen, wieder auf die Seite der Evangelischen getreten ist.“ Außerdem citirt Wolters den auch von mir angeführten Brief Friedrich III. von der Pfalz an Erich. Mithin dürften meine „grundlose Beschuldigung“ und „bedenkliche Unwissenheit“ so ganz grundlos und bedenklich nicht sein. Nach Erscheinen der Kritik sah ich die Specialgeschichten von Heinemann und Havemann ein, die mir in Wesel nicht zugänglich waren. Das dort Mitgetheilte macht jetzt allerdings mein Zutrauen zu den Angaben Uhlhorns und Wolters wankend. Ueberdies erscheint dort Erich als ein so haltloser und wüster Geselle, daß ich ihn schon deshalb nicht mehr als Vertreter des Lutherthumes aufstellen würde. Noch auf einen Satz meines Kritikers muß ich hinweisen; er sagt, „meine beiden Anschuldigungen gegen das Lutherthum in der Person des Hilmar und Erich seien etwas auffallend für einen Pastoren einer lutherischen Kirche, und so vollständig grundlos, daß man fast versucht sein könnte, hier Absicht zu fühlen.“ Die Worte „Absicht fühlen“ hat der Herr Kritiker hoffentlich ohne Ueberlegung geschrieben; — ich bin nicht in der Lage, darauf näher einzugehen. Die Unangemessenheit des Urtheiles „grundlos“ hinsichtlich des von mir über Hilmar und Erich gesagten hoffe ich gezeigt zu haben. Aber wenn ich auch irrige Urtheile über Erich und Hilmar gefällt hätte, bliebe dann meine „Beschuldigung des damaligen Lutherthumes“ nicht doch zutreffend? Ich erinnere an Heshusius, der die reformirten Niederländer aus Wesel treibt den spanischen Todfeinden in die Arme, ich erinnere an das Schicksal Johann a Lascos und der reformirten Londoner Fremdengemeinde, die von Maria Tudor der Katholischen vertrieben, sich ins lutherische Dänemark, lutherische Meklenburg, lutherische Hamburg flüchten und überall ausgestoßen wurden mit Kranken, Gebärenden, Kindern in das Elend des winterlichen Meeres und der winterlichen Landstraßen. Doch damit kann man ja Bände füllen. Und das soll ich nicht schreiben dürfen als Pastor einer evangelisch-lutherischen Kirche? Heute regen sich überall engherzige Geister, die als Lutheraner, Reformirte, Orthodoxe, Liberale einander verketzern und ihr sonderbündlerisches Panier aufwerfen, heute, da unser Glaubensleben durch ein Philisterthum, das sich nicht mehr begeistern kann, durch Materialismus oben und unten geschädigt wird, und da soll man die Wenigen, die unsern Heiland lieb haben, nicht vor Zersplitterung warnen dürfen, indem man zeigt, wie einst der Leib der Kirche, der Leib Christi, durch diese elende Sonderbündelei zerfleischt ist? Ich habe dazu mein gutes Recht, zumal in dem Lande, dessen Ruhm die Helmstädter Universität ist, die einst dem fanatischen Dan. Hofmann den Mund stopfte, und an der hernach ein Menschenalter hindurch Georg Calixt gewirkt hat; in dem Lande, in deren Hauptstadt noch heute als einer der bedeutendsten Pastoren ein Mann wirkt, der erst der hiesigen evangelisch-reformirten Gemeinde diente und dann einer evangelisch-lutherischen, ohne daß diese Thatsache bisher „etwas auffallend“ erschienen ist.

Gewiß wollen wir die geschichtlich gegebene Entwicklung unserer Landeskirche achten, das ist das Lutherische, mit seiner Tiefe und geschichtlichen Continuität, aber höher und alles umfassend ist das allen evangelischen Kirchen Gemeinsame, das Evangelische. Dies ist das Ewige, jenes das Vergängliche. lic. Hillmann.

Diesen Ausführungen gegenüber kann ich mich auf wenige Worte beschränken. Eine thatsächliche Rechtfertigung seiner früheren Behauptungen hat der Verfasser nicht erbracht, nur dargelegt, was ihn sie aufzustellen veranlaßt habe. Die Gründe, durch die er meine Sätze zu entkräften sucht, erscheinen mir nicht als belangreich

genug, um Gegengründe dawider ins Feld zu führen, zu denen ich etwas weiter ausholen müßte, als ich der Geduld meiner Leser zumuthen möchte. Um so mehr glaube ich davon absehen zu können, da der Kernpunkt der Sache von alledem nicht berührt wird. Ich bin nach wie vor der Ueberzeugung, daß es ein äußerst schwerer Vorwurf ist, Lutheraner hätten Katholiken im Glaubenskampfe gegen Reformirte unterstützt, ferner daß in der Wissenschaft wie im Leben dem Gewichte einer Anklage stets die Gründlichkeit der Untersuchung entsprechen muß, und daß ein lutherischer Geistlicher ganz besonders die Pflicht hat, mit Anklagen gegen die Vergangenheit seiner eigenen Kirche sehr vorsichtig zu sein. Diese Erwägungen, nicht die Richtigstellung thatsächlicher Versehen, die uns Allen widerfahren und sonst mit ein paar Worten abgemacht sein würden, veranlaßten mich, mit Nachdruck auf diesen Mangel des sonst verdienstlichen Buches hinzuweisen. Wenn der Verfasser in Hinblick auf unsere Zeit jetzt vor Verketzerung warnt und zur Eintracht mahnt, so bin ich vollständig mit ihm einverstanden. Nur glaube ich, daß dieser Friede besser dadurch gefördert und erhalten wird, wenn wir unter ehrlicher Anerkennung verschiedener Ansichten im Einzelnen betonen, was uns eint, bei Seite lassen, was uns trennt, und nicht Fehler und Vergehen der Vergangenheit zu gegenseitigem Vorhalt geflissentlich hervorziehen.

Paul Zimmermann.

Hans Fabricius, der Parteigänger Friedrich von Hellwig und seine Streifzüge, im kriegsgeschichtlichen Zusammenhange betrachtet. Ein Beitrag z. Gesch. des kleinen Krieges in d. J. 1792—1815, unter Benutzung archival. Quellen bearbeitet. Mit 2 Uebersichts-Skizzen. Berlin, A. Bath 1896. IV u. 260 S., gr. 8°. 6 M.

Der Mann, dessen Leben und Thaten das Buch schildert, ist in diesen Blättern schon wiederholt erwähnt worden. Die Anhänglichkeit, mit der ihm als untergebener Officier Wilh. Emperius zugethan war (vergl. S. 78), spricht für das Ansehn und die Liebe, deren er sich bei seiner Truppe erfreute. Hellwig war einer der angesehensten Parteigänger der Freiheitskriege. Sein Andenken soll das vorliegende Werk, das auf Grund umfassenden Materials mit großem Fleiße zusammengestellt ist, erneuern; zugleich will der Verfasser durch ein Beispiel diese Art der Kriegsführung, der er auch für die Zukunft eine nicht geringe Bedeutung beimißt, eingehend charakterisiren. Diesem Zwecke entsprechend ist das Buch fast ganz den militärischen Operationen gewidmet; das Biographische tritt völlig dagegen zurück; nur in größter Kürze werden uns Lebensnachrichten H's., die mit den Kriegsereignissen nicht im Zusammenhang stehen, mitgetheilt Wir erhalten zwar so kein volles, abgeschlossenes Lebensbild, aber das, worüber der Verfasser berichten will, in größter Vollständigkeit. Auch über die Jugend H's., die er hier in Braunschweig, wo er am 18. Januar 1775 geboren wurde, erfahren wir sehr wenig. Seine Vornamen, die häufig z. B. in der Allg deutschen Biographie B. 13 S. 499 falsch angegeben werden, sind hier richtig Karl Friedr. Ludwig genannt; er ist in der Domkirche am 19. Januar auf diese Namen getauft worden. Seine Mutter, Dorothee Henriette, war, wie wir hier hinzufügen können, die Tochter des Dr. med. Schönwald in Prenzlau. Sein Vater, Joh. Chr. Ludwig Hellwig, damals Lehrer an beiden Gymnasien, wurde um Michaelis 1779 Pagenhofmeister, später Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften am Gymnasium Catharineum; er erhielt 1790 den Titel eines Professors und 1803, wo er das gleiche Lehrfach am Collegium Carolinum übernahm, den eines Hofraths. Fabricius wirft dies durcheinander, indem er H. schon 1775 zum Professor an einem „Gymnasium Carolinum" macht, auf dem auch der Sohn seine wissenschaftliche Ausbildung empfangen habe. Unter den Schülern des Carolinums wird dieser nicht aufgeführt; er wird das Gymnasium Catharineum, an dem der Vater wirkte, besucht, dieses aber schon vor der Prima, unter deren Schülern er nach freundlicher Benachrichtigung des Herrn Directors Dr. Koldewey nicht verzeichnet steht, Ostern 1791 verlassen haben, um auf Verwendung des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand als Junker in das weiße preußische Husarenregiment No. 3 zu treten. Wir verfolgen ihn auf seinen Feldzügen in der Rheincampagne 1792—1795, in Thüringen 1806, während der Friedensjahre im Garnisonleben in Schlesien und sehen ihn dann in den Befreiungskriegen bald selbständig auftretend, bald in Verbindung mit größeren Heerkörpern operierend, eine rege, erfolgreiche Thätigkeit entfalten. Am 8. Mai 1813 erhielt er durch Blücher die Erlaubniß des Königs zur Gründung eines „Partisan-Corps". Mit diesem rückte er am 25. November 1813 auch in seine Vaterstadt Braunschweig ein, wo er mit Gedichten und Liedern auf das Freudigste bewillkommnet wurde. Er nahm dann an dem Feldzuge in Holland theil; nach Beendigung desselben wurde das Freicorps aufgelöst. In dem Kriege des Jahres 1815 führte H. das 9. Husarenregiment; 1838 nahm er seinen Abschied; am 26. Juni 1845 ist er in Liegnitz gestorben. — In Betreff der Ausrüstung seines Corps ist es von Interesse, daß Hellwig auf eigene Faust das erste Glied seiner Husaren mit Lanzen bewaffnete. — Für die Darstellung des Buches, die Anfangs manches zu wünschen übrig läßt, im Fortgange des Werkes aber gewinnt, wäre es besser gewesen, wenn der Verfasser eine freiere Beherrschung des Stoffes zeigte.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nro. 21. Der evangelisch-sociale Kongreß in Stuttgart. — 21—27. Die Reformation als Kulturkampf. — 22—25. Die evangelische Kirchengemeinde und die Frauen. — 22 O. E., Erhabene Grabstätten (der Herzogin Elisabeth bei Wiesbaden, der Großherzogin Anna Paulowna in Weimar). — 24 u. 25. Der siebente evangelisch-sociale Kongreß. — 28. Zur Lage; Hillmann, Gottesdienst u Kunst. — 29. Stöcker u. der evang.-sociale Kongreß; W Meyer, vom Feste der quattro altari zu Torre del Greco. — 30. Johanna Ambrosius. — 31. Ueber d. verbrecherische u verwahrloste Jugend; die evang.-sociale Bewegung in d. Beleuchtung ihrer Gegner. — 32. E. neuer evang. Kirchentag — 33 Armenien u. Kreta. — 34—36. Bartels, für die Armenier. — 36. Generalversammlung d. Katholiken Deutschlands — 37—38. Hillmann, Vesalia hospitalis und die Weseler Gemeinde. —

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 11. October. **1896.**

Anna Amalia von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig.

Von Otto Eggeling.

(Fortsetzung.)

3. Friedliche Zeiten 1775—1787.

So wäre denn am 3. September 1775, da Amalia nicht ganz 36 Jahre alt ist, die verantwortlichste Zeit ihres Lebens bestanden, und die junge Fürstin könnte ihren Neigungen leben. So fahren wir frohgemuth hinaus auf das weite Meer des Wissens, an die schönheitumflossenen Ufer des Ideenlandes. Unsere Präparationen im Englischen, Italienischen, Lateinischen, Griechischen wachsen zu ganzen Bänden, wir üben unsern Scharfsinn an Aufsätzen über künstlerische und Fragen der Wissenschaft. Properz' und Anakreon's Lieder werden in deutsche Verse gebracht und mit Wieland's Hülfe selbst der Aristophanes studirt. O, Ew. Durchlaucht, wer so Hervorragendes leistete, wo es Dinge und Menschen zu beherrschen galt, der kann den Lorbeer des großen Schriftstellers entbehren. Und in der That, die deutsche Grammatik behandeln wir nach der Gepflogenheit unserer hohen Verwandten mit souveräner Willkür. Wir lassen „Ihnen grüßen," schreiben: „Es war mich zu Muthe", „Es freut mir", sind „von so vieles Unangenehmes umgeben". Namentlich den Accusativ herzustellen, erwies sich uns als ein schwieriger Casus. Wir sehen „unser Rath", fühlen mit „Dein Schmerz" und reden „Worten". Auch ungewöhnliche Wortbildungen entströmen unserer Feder, wir erleben, daß Jemand „außersicht" geräth, den „süßensten" Gesang anstimmt. Und dieses „reüssiren", „continuiren", „inisiren" — ach, Ew. Durchlaucht, was würde der deutsche Sprachreinigungsverein davon denken! Ohne Zweifel, daß Inhalt besser als Form bei den schriftlichen Leistungen der kleinen Hände. Eine gewisse durchsichtige dünne Verständigkeit läßt sich ihnen nicht absprechen. Man betrachte folgende Gedankensplitter: „Wer über Andere herrschen will, muß selbst der Beste sein, und wer sich selbst nicht glücklich fühlt, wie soll er Anderer Glück zu Herzen nehmen?" „Wenn schlechte Menschen gefährlicher werden, indem sie an Aufklärung zunehmen, so gewinnt hingegen der Tugendsame an Tugenden im Verhältnisse seiner Kenntnisse". „Die Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes ist der Gipfel der Unsittlichkeit. Gegenseitige Hochachtung muß unter den beiden Geschlechtern existiren, es erhält das Band des geselligen Lebens. Gibt es keines mehr, so fällt der Mann in seine Rohheit zurück, wird selbstsüchtig und reißet die Tugend aus ihrer Angel". Oder der nachdenkliche Leser erfreue sich folgender brieflichen Auslassung: „Die Nachrichten, die ich von den Reisenden (Karl August und Goethe sind eben in der Schweiz) bekomme, machen mir oft den Kopf schwindlich. Es thut weh, von Nichts als den herrlichen Sachen zu hören und sich ihnen nicht anders als durch ein trübes Fernrohr nähern zu können. Doch gönne ichs ihnen von Herzen und machs wie die Frau Aja, schüttele mich ein Paar mal, setze mich ans Clavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder couleur de rose".

Amalia componirte selbst und dürften die Melodien, welche sie zu Operetten und Liedern entwarf, hinreichend erweisen, daß die Fürstin nicht ohne ein anmuthiges musikalisches Talent war. Von früher Jugend bis in hohes Alter versuchte sie bei vielen Lehrern sich zu üben, auch in der Malerei, wenn auch da Oeser am längsten und bedeutsamsten die hohe Schülerin fördern durfte. Sie lernte doch so viel, daß sie mit klarem Urtheil den Werth eines Bildes zu schätzen und zu schildern verstand.

Darin aber bestand denn all dieser Mühen größeste Bedeutsamkeit, daß Amalia an der feinsten Bildung ihrer Zeit vollen Antheil hatte. Sie durfte mit Leonore sagen:

> „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
> — — — — — — — — — — — —
> Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
> Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.

Durch ihren Stand und ihren Geist gefürstete Frauen haben von jeher die größeste Macht besessen, in den Streit der Männer segensvoll einzugreifen und auch solche zu gemeinsamer Arbeit zu einigen, deren Eigenart sich freien Raum begehrte. Schon im Mai 1776 sollte sich der Herzogin Kraft in dieser Richtung erweisen.

Karl August hatte 1775 Goethe nach Weimar gerufen und bestimmt, daß der sechsundzwanzigjährige Dichter und Dr. juris als Rath in das geheime Conseil

trete. Herr von Fritsch-Antonio tritt dieser Beförderung entgegen: „Altverdiente Männer sollen diesem jungen Goethe-Tasso nachstehen?“ Karl August schreibt seinen berühmten, hochherzigen Brief für Goethe „unerschütterlich in der Anhänglichkeit an seine Freunde“, wie Mama. Herr von Fritsch bittet um seine Entlassung: „Der erste Mann in Ew. Durchlaucht Ministerium sollte viel um Ihre Person, an Ihrem Hofe sein. Wie könnte aber ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische grenzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen können? Müßte ich nicht fürchten, durch das, was in meinem Charakter liegt und mit den zunehmenden Jahren eher zunimmt, Ihnen mißfällig zu werden?“ Der junge Herzog zeigt die Correspondenz seiner Mutter und Amalia schreibt an Fritsch: „Sie wollen meinen Sohn verlassen, wo er Ihrer am meisten bedarf? Ihre Gründe sind eines so geistreichen Mannes nicht würdig. Sie sind gegen Goethe voreingenommen, den Sie vielleicht nur durch falsche Nachrichten kennen. Sie wissen, wie sehr der Ruhm meines Sohnes mir am Herzen liegt, wie viel ich mich gemüht habe und noch jeden Tag mühe, daß er von anständigen Menschen umgeben sei; wenn ich glaubte, daß Goethe eines dieser kriechenden Wesen wäre, die Nichts als ihre eigenen Interessen kennen, so würde ich die Erste sein, gegen ihn zu wirken. Ich will Ihnen nichts sagen von seinen Talenten, seinem Genie, aber seine Religion ist die eines wahren Christen, treibt ihn, seinen Nächsten glücklich zu machen. Aber lassen wir Goethe. Ihnen verbietet Religion und Gewissen, Ihren Fürsten zu verlassen. Noch einmal, gehen Sie in sich. Ich weiß, Sie sind dankbar; ich bitte Sie bei Ihrer Liebe zu mir, verlassen Sie meinen Sohn nicht unter diesen Umständen. Ich rathe Ihnen so und bitte Sie sowohl aus Liebe zu meinem Sohn, als zu Ihnen. Ich bin mit der größtmöglichsten Freundschaft, mein Herr, Ihre sehr geneigte Freundin Amalia“.

Welches Mannesherz hätte einem solchen Briefe widerstehen können? Dem Herzoge blieben die Dienste des Herrn von Fritsch noch 24 Jahre erhalten.

Auch für Wieland weichen die Schatten vergangener Tage. Zu den Zeiten des Grafen von Görtz hat er sich nicht immer mit Geschick in den Schwierigkeiten des Hoflebens zurecht gefunden. 1773 schrieb er: „Görtz ist mein Freund. Außer dem Prinzen habe ich nur ihn und er nur mich“, 1778 aber: „Görtz rüstet sich, in Eure Gegenden zu gehen, dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts mehr von dem Geschmeiß!“ Das Alles ist nun abgethan. Die Erziehung ist beendet, Wieland hat seine Pension von 600 auf 1000 Thlr. erhöht gesehen und ist nun frei zu denken und zu dichten. Nur daß er in Weimar bleibe und seine Pension hier verzehre! Ein unterrichteter Mann, der seiner Herrin bei ihren Studien zur Hand gehen kann, von ihr mit jener humorvollen Gutherzigkeit behandelt, die sich nach Augenblicken des Zorns immer wieder als die Grundstimmung des erhabenen Frauengemüthes erweist. Man lese nur aus Wielands Briefen an Merck etwa folgende Stellen: „Bei Dir, der die schwärzesten Schatten neben den glänzendsten Lichtmassen so gerne hat, kommt man übel an, etwas über einen Character zu sagen, der (zuweilen) so ziemlich wie ein Rembrandt'sches Lampenstück aussieht. — Basta! Du weist's, lieber Merck, oder sollst wissen, daß Niemand, Dich selbst nicht ausgenommen, diese wunderbare Frau lieber hat, als ich. Nur für die Fehler und Menschlichkeiten der Leute, die täglich um die Herzogin sind, möchte ich um Nachsicht bitten. Ich sehe oft genug, wie und worin sie unrecht haben: aber ich sehe auch, daß es Momente gibt, wo man kein Menschenkind sein müßte, um von Anwandlungen von Unmuth, Ungeduld, Kleinmüthigkeit frei zu bleiben. Auch weiß ich am besten, was ich in den Jahren 1773—75“ (die Jahre, da Görtz unser „Freund“ war) „erfahren habe. Indessen bleibt doch Alles von Wort zu Wort Wahrheit, was wir beide Gutes von der lieben Frau gesagt haben, und je länger ich mit ihr existire, je mehr Respect kriege ich selbst für das, was ich vorhin die schwarzen Placken im lebendigen Tableau ihrer Existenz nannte und je überzeugter werde ich, daß sie, wie sie ist, eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit ist, das je auf diesem Erdenrund gesehen wurde“. — „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden und ich zweifle sehr, daß es in ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unseres Gelichters auf einem honnettern Fuße verkehren könnten. Ich meines Ortes müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wie viel Gutes sie um mich verdient“. Und nun erwäge der freundliche Leser, wenn er folgende Worte Amalia's an Merck liest, wie sich der grobknochige Witz Friedrich Wilhelms des I. und der beißende Scherz des großen Friedrich in dieser Enkelin und Nichte zu freundlichem Humor gestaltet haben. „Danischmende (Verfasser des einst so berühmten „goldenen Spiegels“) hat, wie Sie wissen, schon wieder taufen lassen. Ich fürchte, daß er zuletzt das häufige Accouchiren seiner Frau und des Merkur (seines monatlich erscheinenden Journales) doch etwas spüren wird. Er scheint aber an Beiden viel Spaß zu finden, so muß man ihn machen lassen; hat doch Jedermann seine eigene Narrheit“.

Der Legationsrath Goethe wird mit wahrhaft mütterlicher Huld von Amalia aufgenommen. Er darf sich an dem Käse „bene“ thun, der aus Süddeutschland auf dem Tische des Witthumpalais angekommen ist, höchst selbst besorgen wir ihm Zitz für die Möbelüberzüge in seinem neuen Hause. Unser Wittwensitz ist freundlich und fürstlich. Eine breite Treppe und ein weiter Corridor führt zu dem Hochparterre. Hier nimmt ein stattlicher Empfangssalon den Besucher auf, der eine Reihe glänzender Bilder von Braunschweiger und Berliner Fürstlichheiten bewundern mag. Dahinter liegt das mit rothem Seidendamast tapezirte Wohnzimmer, wo wir Abends gescheuten Männern und talentvollen Frauen eine glänzende Versammlungsstätte bieten. Aber auch hier darf der gehätschelte Wolfgang im Jägercostüm

eintreten. Darum hält ihn Gleim für einen Diener, als der brave Halberstädter mit dem neuesten Göttinger Musenalmanach in diesem Kreise erscheint, der alles Geistvolle und Neue mit so freudiger Theilnahme begrüßt. Aber wie verwunderlich für Gleim, als dieser Jägersmann ihm das Buch abborgt und Stanzen, Oden, Lieder, Balladen mit buntestem Inhalt und mannichfaltigstem Versmaße daraus vorliest, von denen es Gleim immer sicherer wird, daß sie gar nicht darin stehen! Als endlich eine Verherrlichung und Verhöhnung des ehrlichen Gleim selbst folgt, da unterbricht dieser den Lesenden mit dem Worte: „Dies ist Goethe oder der Teufel". „Beides", lacht Wieland. Auf fröhlichem Fuße, in Etwas wie ein Gleichstehender verkehrt der Frankfurter Patriziersohn mit den Edelleuten des Hofes, mit den Fürstlichkeiten selbst. Er giebt der Herzogin Amalia ein Fest am Stern, einem neu, im englischen Geschmack angelegten Theile des Parks. Wieland beschreibt es: „Wir tranken Johannesberger 60er und wie wir aufgestanden waren und die Thüren (des Gartenhäuschens Einsiedelei) sich öffneten, da stellte sich durch die geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturscene ähnlich sah. Das Ufer der Ilm, ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen den Felsstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Stern verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wundersames bekamen, das vor meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen".

Was könnte Ihrer Durchlaucht erwünschter sein, als die Heimath dieses Goethe und seiner Freunde kennen zu lernen? So besucht denn Amalia auf einer Rheinreise 1778 das Haus am Hirschgraben und findet Frau Aja und Kriegsrath Merck ihrer Freundschaft würdig. Man wechselt eine Reihe von Jahren hindurch Briefe, die Fürstin mit feinem Verständniß den Ton treffend, welcher den Briefempfängern wohl thun muß. Sie sendet an Frau Aja Compositionen, welche sie höchst selbst zu den kleineren Stücken Goethe's gemacht, Berichte über Aufführungen seiner Werke, Bilder zu dem Jahrmarkt von Plundersweilen, ihr eigenes Bild, endlich Strumpfbänder, welche von unsern kleinen Händen mit den spitzen Fingern gearbeitet sind. Sie zeigt sich voll Theilnahme für das „weimarische" Zimmer im Goethe'schen Hause, glaubt, daß Frau Aja, nachdem sie noch eben eine Kaiserkrönung sah, aus dem kleinen Weimar Nichts hören möge. Frau Aja antwortet mit gleicher Herzlichkeit und mit viel bereitwilligem Dank für alle Gaben, sendet Trauben, welche sich als „ungenießbar" erweisen, und „Bützquittiger" und Schwartenmazen, welche hoffentlich mehr Gnade finden, besorgt auch aus dem eleganten Frankfurt Wand- und Kronleuchter (an Broncekettten aufgehängte Glasschalen mit Wachskerzen darin) für das Witthumpalais, wo sie noch heute glänzen. Ein wohlthuender Briefwechsel zwischen zwei Frauen, die Tüchtiges geleistet, herrliche Söhne geboren haben und sich nun harmlos mit deutlicher Neigung zu einander unterhalten.

Kriegsrath Merck zu Darmstadt steht mit offenen Augen in den geistigen Bewegungen seiner Zeit, erkennt klaren Blickes das Bedeutsame, erkennt es an und tadelt voll Verständniß. Immer bereit, geistige Interessen zu fördern, tritt er doch selbst nicht schöpferisch auf und geneigt, Dinge, Menschen, Leistungen sehr dunkel zu sehen, verscheucht er doch keinen Freund durch seine kaustischen Urtheile.

In den Briefen an Merck leuchtet Amalia's freundlicher Humor. „Uns ist das Andenken an die Reise, die wir mit Ihnen gemacht (Merck hatte die Reisenden durch die Städte und Museen am Rhein geführt), die liebste Beschäftigung. Einsiedel (unser Oberhofmeister) jammert über den verschwundenen Geschmack des herrlichen Rüdesheimer und arbeitet an einer Uebersetzung des lateinischen Liedes: Mihi est propositum in taberna mori. Die Stein spricht von Rembrandt und van Dyck, daß einem eiskalt wird." (Bleiben Sie doch hübsch im Bereiche menschlichen Verständnisses, gute und kluge Frau von Stein!) „Unsere Reise ist politisch ausgelegt, das schmerzt mich. Thusnelda (unsere Hofdame, Fräulein von Göchhausen), Einsiedel und Kraus sind ganz außer sich, daß sie vom Rang der Connoisseurs zu dem der Hofschranzen herabgesetzt sind". Kaufen Sie mir den Elzheimer, den Sie empfehlen, hier ist das Geld. „Doch sagen Sie dem Herrn Rath Goethe Nichts von diesem Leichtsinn, der Schlag möchte ihn rühren", indem Vater Goethe äußerst sparsam geworden ist in seinem Alter. „Daß das schöne Frl. von Wangenheim auf die Vermehrung der Welt bedacht gewesen, leuchtet mir so ziemlich ein; aber daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität, die ihn dazu gemacht, muß toll oder Lenz gescheut geworden sein". — Hier sind des „schönen Wedel", eines hoffnungsreichen Verehrers der Musen, Gedichte. „Der Verleger dieses geistreichen Stückes bittet sehr, daß man sich nicht etwa emancipire, einen Nachdruck davon zu machen; es ist noch ein Anfänger und hofft sein Glück mit diesem genialischen Stück zu machen". — „Ich war eben im Begriffe, meinen ganzen Gift und Galle in diesem Briefe gegen Sie auszuschütten, als ich den Ihrigen vom 4 hujus erhielt, welcher mich zwar in Etwas wieder besänftigte, aber doch bei weitem nicht so sehr, um von der Prostitution zu schweigen, die mir Ihr unstätes Gott und Menschen verborgenes Herumreiten zuzog. Als ich vernahm, zu was für Zöllnern und Sündern Sie sich jetzt hielten (Illuminaten?), war ich, ach Gott, genöthigt, in Frankfurt zu allen Encyklopädisten, Buchhändlern und politischen Satanen herumzuschicken, Sie aufsuchen zu lassen. Es fehlte Nichts als das edele Corps Darmstädtischer Trommelschläger, deren entsetzlicher Lärm mir noch in den Ohren klingt, den Herrn Kriegsrath austrommeln

zu lassen. — Und das Alles umsonst. Fahrt aus, Ihr unsaubern Geister! und gute Engel mögen den alten Merck zu uns führen, herzinnig willkommen soll der uns sein“.

Amalia bedient sich häufig des Rathes und Beistandes von Merck, um Bilder, Statuen, Basreliefs zu kaufen, sie schreibt ihm über ihre Zeitvertreibe und Menschen, welche sie kennen lernt. „Lavater würde ich zu meinem Premierminister machen, wenn ich eine große Monarchin wäre. Ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle eben so gut bekleiden würde, als die von einem Premierminister Christi“. Und wie gut muß es dem schwermüthigen Manne, dem es bestimmt war in Wahngebilden seiner Fantasie unterzugehen, gethan haben, wenn sie einen ihrer Briefe schloß: „Adieu, lieber alter Merck, lassen Sie sichs wohl sein und vergessen Sie nie Ihre Freundin Amalia“.

In täglicher Berührung stand mit der Tafelrunde Amalia's auch Herder, der 1776 nach Weimar gekommen war. Amt, Stimmung und Frau machten ihn nicht ganz so beweglich, wie seine berühmten Freunde hier erscheinen, auch war er, scheints, nicht immer vom Argwohn frei, als ob ihm von irgend Jemand bei der Herzogin geschadet werde. Aber sein umfassendes Wissen, sein kritisches Urtheil, seine leichte und lebhafte Productionsweise ließen ihn doch sich einem Kreise gern mittheilen, der Wort und Schrift mit so viel Verständniß aufnahm.

Endlich dürfen wir die Hausgenossen der Herzogin nicht übergehen, Frl. von Göchhausen und Oberhofmeister von Einsiedel. Die Büste des Hoffräuleins steht heute in einem Zimmer des Witthumpalais, mit klugen Augen, einer feinen Nase und einem nicht zierlichen, aber sehr wohlwollenden Munde. Man sieht es ihr an, daß sie die kleinen Kümmernisse ihres Wuchses gemüthlich überwunden hat und daß sie ein guter Kamerad geworden ist. Im Gegensatz zu jenen Kümmernissen gab man ihr bei der Herzogin den Namen jener Frau, welche von jedem Deutschen als ein stattliches Heldenweib vorgestellt wird, Thusnelda. Sie schreibt geistvolle Briefe, die kleine Hofdame, weiß witzig zu sprechen und Anderer Witz gutlaunig zu ertragen. Daß sie so lange Jahre im Dienst Amalia's blieb, ist ein hohes Lob für die Fürstin; denn nur hervorragende Menschen mögen kluge Diener gern dulden.

Herr von Einsiedel konnte wie Falstaff sagen: „Ich habe nicht nur selbst Witz, sondern bin auch der Grund, daß andere Leute Witz haben.“ Es ist ein sehr artiges Bild, das Henriette von Egloffstein einmal von ihm entwirft. Er sollte 9 junge Damen als Musagetes bei einem Geburtstage Herzogin Louisens vorführen. An Ort und Stelle angelangt, hat er das Gedicht vergessen, das vorzutragen ist. Seine Musen umdrängen ihn in holder Verzweiflung, drehen seine in weißen Atlas gehüllte Gestalt nach allen Seiten, entsetzen sich über die Abwesenheit der Verse und lachen zugleich über den wundervollen Contrast seiner hochgelben Perrücke mit dem dunkeln jovialen Angesicht, von dem die jugendliche Maske abgefallen ist.

Der ganze Kreis beschäftigt sich, wenn die Herzogin von Reisen an den Rhein, nach Dresden, nach Braunschweig zurückkehrt und in Weimar residirt, eifrig, an den Theatern, Schaustellungen, Tänzen theilzunehmen, welche dann in der Redoute aufgeführt werden. (Wie ja Henriette von Egloffstein uns schon oben erzählte: „Wie Prometheus wollte Amalia ihre Untergebenen mit himmlischem Feuer beleben. Sie zog dafür die Jugend beider Geschlechter an sich, machte sie zu Mitgenossen anmuthiger Spiele und Feste, die in Handelnden und Schauenden Sinn für des Lebens feinere Genüsse hervorriefen, woraus sich das Bedürfniß höherer Bildung entwickelte“). Hofdamen, Edelleute, höhere Beamte, gelegentlich der Herzog selbst erscheinen auf dieser Bühne, vor der nur Hofgesellschaft das Parterre füllt. Goethe's schöne Gestalt leuchtet in weißem Kleide und blauer Weste, Korona Schrödter erglänzt durch Talent und Anmuth. Eine Reihe kleinerer Dramen schafft Goethe für dieses Theater und sein heiterer Jugendübermuth tritt uns auch in den Ereignissen entgegen, welche sich vollziehen, als Amalia ihren Hof nach Ettersburg verlegt.

Auf den viel zerklüfteten Höhen des Etterberges steht, rings von altem Walde umrauscht, das fürstliche Lustschloß. Jetzt werden Parkwege in dem Walde gehauen, Lauben und Naturtheater angelegt, ein Thurm errichtet, die Ebene von Weimar und zugleich das weite Thal von Erfurt zu überschauen. „Wir sind hier bei Ihrer und unserer Herzogin“, schreibt Wieland an Frau Goethe, „der einzigen und ewigen Königin unserer freien Herzen, auf dem hohen Ettersberge,

Und leben da ferne vom Erdengetümmel
Das seelige Leben der Götter im Himmel,

außer daß es verd . . . t unfreundliches Wetter ist. Eja, wäre Mutter Aja auch bei uns. Gestern hat mich ein kleines Schäferspielchen von Bruder Wolfens erstem Schuß um 25 Jahre jünger gemacht. Denn Sie wissen doch, daß wir hier in Ettersburg ein Theaterchen haben, so schön als Sie sichs nur einbilden können, und daß wir da — doch wozu wollt ich Ihnen von all unsern Freuden schwatzen“. Und Frl. von Göchhausen schreibt an Frau Goethe: „Wir sind seit acht Tagen wieder mit Sack und Pack in unserm lieben Ettersburg. Es ist doch weiß Gott ein schönes Leben so in Wald, Berg und Thal. Unsere beste Herzogin ist hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte sie dabei, sie verdient's so sehr“. Eben hatten wir die „Laune des Verliebten“, Goethe, Corona, Einsiedel spielten darin. „Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unseres Merck. Beim Erwachen und Schlafengehen denken wir seiner und wenn's regnet oder der Wind ein bischen stärker bläst, sollten Sie das Lamento hören: Der arme Merck, jetzt wird er vielleicht naß. Der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen! Und scheint die Sonne, so freut sie doppelt seinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Käme er doch nur bald! Der Dr. (Goethe) reitet ihm bis Erfurt entgegen.“

(Fortsetzung folgt.)

Heilverfahren der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt.

Von Hans Hassel.

Gesetzliche Aufgabe der Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalt ist die Gewährung von Invalidenrenten und von Altersrenten an die eine gewisse Wartezeit hindurch versichert gewesenen Personen, wenn entweder ihre Erwerbsfähigkeit auf ein bestimmtes Mindestmaß gesunken ist, d. h. wenn sie invalide geworden sind, oder wenn sie das 70. Lebensjahr vollendet haben. Obwohl beide Rentenarten einheitlich organisirt sind, so ist doch ihre Voraussetzung und ihre Wirkung eine sehr verschiedene. Die Altersrente erhält in der Regel ein Erwerbsfähiger zu einer Zeit, wo er für Angehörige kaum noch zu sorgen hat; sie soll einen Zuschuß darstellen zu dem vermuthlich durch das hohe Lebensalter verminderten Arbeitsverdienst; sie vermehrt demnach das Einkommen einer erwerbsthätigen Person und stellt sich absolut und relativ betrachtet zumeist als eine freudig begrüßte Gabe ein. Wenn nun auch die Invalidenrente im Einzelfalle gern genommen wird, so kann sich doch Jeder glücklich schätzen, dem Gesundheit und Arbeitskraft, wenn möglich, bis ans Lebensende erhalten bleibt, da er es alsdann in der Hand hat, seinen und seiner Familie Bedürfnissen entsprechend dem Erwerbe nachzugehen. Allein mancherlei Gefahren drohen mit Schädigung oder Zerstörung der Arbeitskraft; in vielen Fällen bricht Arbeitsamkeit ohnmächtig zusammen durch Krankheit und chronisches Siechthum. Den ausfallenden Arbeitsverdienst soll die Invalidenrente ersetzen. Ihrem Zwecke nach müßte sie also Großes leisten, indem sie in die durch Erwerbsunfähigkeit im Volkswohlstande geschlagene Bresche einspringt: allein einerseits darf die Rente, um nach Möglichkeit die Simulation zu verhüten, nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, andererseits kann bei Bemessung der Rente die im Einzelfalle vorliegende größere oder geringere Bedürftigkeit nicht ausreichend berücksichtigt werden. Die Wirkung der Invalidenrente wird daher unzureichend bleiben, wenn die Nothwendigkeit ihres Bezuges Jemanden betrifft, der nicht nur für sich, sondern auch für Andere zu verdienen hat. Daraus folgt, daß weit mehr, als mit Gewährung der Rente nach Vernichtung der Erwerbsfähigkeit, durch Erhaltung der letzteren und, wo nöthig, durch Gewährung zweckentsprechender Mittel dem Einzelnen und indirect der Gesammtheit genutzt wird, indem der Versicherte, der wieder erwerbsfähig geworden, seine Kräfte und Fähigkeiten ausgiebiger verwerthen kann, als es ihm durch die Rente möglich gemacht werden würde. Und nicht nur der Zweck, welchen der Gesetzgeber verfolgt, wird durch das Heilverfahren gefördert, auch das Vermögen der Versicherungsanstalt muß durch vorbeugende Maßnahmen eher Zuwachs als Minderung erfahren; diese Rechnung freilich wird sich niemals ziffernmäßig aufmachen lassen; es fehlt stets an der Möglichkeit der Feststellung, wieviel an Rente im einzelnen Fall des Heilverfahrens erspart ist: allein als logischer Schluß ergiebt sich aus einer Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse im Kreise der Versicherten eine Verlängerung der Arbeitsfähigkeit der Einzelnen, also Hinausschiebung bezw. Vermeidung der Rentenzahlung. Auch darf man nicht zu schnelle Erfolge erwarten, denn es handelt sich, wie unten gezeigt wird, um so sehr am Volksmarke nagende Uebel, daß es geraume Zeit erfordern wird, ihnen wirksam zu begegnen.

Die finanziellen Vortheile einstweilen weniger beachtend, vielmehr wesentlich zur Erreichung des vom Gesetz Gewollten hat die hiesige Versicherungsanstalt vom Jahre 1892 an Heilverfahren geübt, d. h. da, wo nach ärztlichem Gutachten drohende Erwerbsunfähigkeit abzuwenden war, die empfohlenen Mittel gewährt. Zunächst wurde der vom Gesetz nur sehr allgemein und in weiten Umrissen mit großem Spielraum vorgezeichnete Weg behutsam beschritten; es galt, Erfahrungen zu sammeln und sich mit den Aerzten, den auf diesem Gebiete für guten Erfolg wesentlichen Factoren, einzuarbeiten, zu ermitteln, welche Art von Leiden häufig vorkommen und durch frühzeitiges Einschreiten der Versicherungsanstalt Besserung erfahren können. Es wurden aufgewendet

	1892:	548,56	M,
	1893:	2 002,72	„
	1894:	3 650,47	„
	1895:	11 000,14	„ und
in den ersten 8 Monaten	1896:	17 398,42	„

Aus kleinen Anfängen heraus sind in wenigen Jahren große Summen entstanden, welche der Natur der Sache nach der Steigerung noch sehr fähig und bedürftig sind. Bot sich in den ersten Jahren unter der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Fällen ein buntes Bild von allerlei verschiedenen Krankheiten, welche das Einschreiten der Versicherungsanstalt hervorriefen, so mußten wir hier wie anderwärts, sehr bald wahrnehmen, daß ein Leiden ganz besonders zu bekämpfen sein werde, die Lungentuberkulose; sie überwiegt bei Weitem; zwar werden z. B. für Nierenleiden Wildungen, für Rheumatismus Oeynhausen auch fernerhin als Curorte beizubehalten sein; aber der Einsicht konnte man sich nicht verschließen, daß, sollte etwas erreicht werden, und die Verwendung der Mittel wirklich zweckmäßig erfolgen, zur Bekämpfung der Lungenleiden planmäßiger als bisher vorzugehen sei. Nach Benutzung von Görbersdorf und Lippspringe verfiel man der Hauptsache nach auf St. Andreasberg, wo durch Bereitwilligkeit eines Arztes die Behandlung einer größeren Anzahl von Pfleglingen möglich wurde; es sind auch schon Erfolge zu verzeichnen und die dort Behandelten sind zumeist befriedigt zurückgekehrt, was wohl zu erwarten stand, da sie neben freier Kost und Wohnung, sowie ärztlicher Behandlung bei Benutzung von — kurz gesagt — Sommerfremden-Wohnungen Bewegungsfreiheit im vollsten Maße haben. Die Zahl der von verschiedenen Versicherungsanstalten nach St. Andreasberg gleichzeitig entsandten Pfleglinge übersteigt meist 200; neben dem Arzt sind mehrere Krankenbesucher und ein Inspector der Hanseatischen Versicherungsanstalt thätig. Aber allen Vorkehrungen, welche dahin abzielen, den Pfleglingen das ihnen Nöthige gut und ausreichend zu gewähren und sie in Befolgung der ertheilten Weisungen und Rathschläge zu überwachen, stellt sich die Zerstreuung im ganzen Orte hindernd entgegen. Gleich

der Hanseatischen und der Hannoverschen Versicherungsanstalt, sowie der Norddeutschen Knappschafts-Pensionscasse hat sich daher vor 2 Jahren schon die hiesige Versicherungsanstalt daran gemacht, denjenigen Kranken, welche zur Genesung hauptsächlich guter Pflege und gesunder Luft bedürfen, ein Heim zu gründen, in dem unter ärztlicher Leitung bei strenger Hausordnung und doch angemessener Freiheit in Bewegung und Unterhaltung, Spiel und Arbeit die der Anstaltsbehandlung allein innewohnende Verbürgung des erstrebten Erfolges gefunden werden kann. Den Besuchern des Harzes zeigen sich an 4 Stellen schon die theils fertigen, theils im Bau begriffenen Gebäude der Versicherungsanstalten von Hannover auf dem Königsberge bei Goslar, von den Hansastädten bei St. Andreasberg und von Braunschweig bei Stiege, sowie der Norddeutschen Knappschafts-Pensionscasse an der von Ellrich über Sülzhayn nach Hohegeiß führenden Straße. Herrliche Früchte am Baume der noch jungen staatlichen Arbeiterversicherung, wovon die Rückwirkung auf die Volksgesundung freilich erst späteren Jahrzehnten vorbehalten bleiben wird. Das noch pionierartige Vorgehen der genannten Anstalten muß allgemein im Deutschen Reiche aufgenommen werden und die aus der Pflege entlassenen Versicherten müssen ihre Erfahrungen über Erkennung und frühzeitige Behandlung des Leidens daheim verbreiten, alsdann darf man reichen Erfolg erwarten und hoffen, daß der Sturm, welchen jetzt manche Orte gegen die Errichtung einer Heilstätte in ihren Mauern gelaufen haben, sich nicht wiederholt, sofern diese Frage abermals an sie herantreten sollte. Daß der rationelle Betrieb einer Heilanstalt dem Orte, in welchem sie liegt, schaden sollte, ist schlechterdings nicht einzusehen. Immerhin muß die hiesige Versicherungsanstalt der Gemeinde Braunlage, die, als man nur ihre Umgebung behufs Wahl eines Platzes besah, sofort Lärm schlug, dafür dankbar sein; denn ein solcher Platz, wie er später bei Stiege gefunden ist, würde bei Braunlage stets vergeblich gesucht sein. Zugänglichkeit, Sonnenlage und Einsamkeit vereinigt der Platz der Braunschweigischen Heimstätte in glücklicher Weise. Nördlich vom Anhaltischen Orte Friedrichshöhe unweit der Landesgrenze ist in einem sich zwischen höheren Bergzügen etwa 450 m über Meereshöhe erhebenden Bestande von Buchen und Tannen nach Süden ein Ausschnitt gemacht, etwa 85 a groß, auf welchem das 68 m lange, in den Ost- und Westflügeln einstöckige, im Uebrigen (mit 15 Fenstern in jedem Stockwerke) zwei- und im Mittelbau dreistöckige Hauptgebäude seine Zimmerfront ganz den Strahlen der Sonne darbietet, während die drei anderen Seiten vom Walde umrahmt werden. Wenige Minuten entfernt führt, durch den Wald getrennt, die Eisenbahn und die Landstraße vorüber; vorzügliches Quellwasser versorgt das Haus, alle Störung des Betriebes durch Verkehr mit der Sache fern stehenden Personen ist ausgeschlossen. Man wird also mit gutem Erfolge rechnen dürfen, denn neben der reinen Bergluft verlangt die dortige Behandlungsmethode nur eine angemessene nahrhafte Kost, wenn die der Heimstätte überwiesenen Pfleglinge möglichst noch im Anfangsstadium ihrer Krankheit stehen; die Erfüllung letzterer Voraussetzung hängt zum Theil von den mit Krankheit bedroheten Versicherten selbst, zum Theil von den Aerzten ab. Erstere sollen frühzeitig Wahrnehmungen von Brust- oder Lungenleiden melden, die Aerzte aber sollen das Anerbieten der Versicherungsanstalt aufnehmen und im Interesse ihrer Patienten verwerthen, sobald entweder eine Reconvalescenz von akuten Krankheiten eine Erholungszeit wünschenswerth macht oder aber sich Spuren chronischer Krankheit zeigen. Je früher, desto besser! ist das Losungswort bei der Frage, ob Jemand in die Heimstätte geschickt werden soll; der Kostenpunkt ist gleichgültig; denn von den Reisekosten an bezahlt Alles die Versicherungsanstalt, die sogar der Familie des Pfleglings beispringen kann, allerdings nur in seltenen Fällen beispringen wird, da der Heimathsgemeinde und der Privatwohlthätigkeit in dieser Beziehung doch auch etwas verbleiben kann und muß. Je früher Jemand die vollen Bedingungen seiner Wiederherstellung genießen kann, desto sicherer und nachhaltiger wird der Erfolg sein und desto eher wird er darauf rechnen können, mit voller oder doch mit solcher Arbeitskraft zurückzukehren, daß sie ihm auf dem Arbeitsmarkte zu einer Brotstelle verhilft. Das Vorgehen der Versicherungsanstalt darf nicht als bloße Wohlthätigkeit aufgefaßt werden; zwar gestatten die reichen Mittel der Versicherungsanstalt ein umfassendes Vorgehen, aber innerhalb gesetzlicher Grenzen, für deren Beobachtung die Organe der Versicherungsanstalt verantwortlich sind. Diese Grenze liegt in der Erwägung, ob dem Kranken durch das empfohlene Heilverfahren die Arbeitsfähigkeit auf einstweilen unabsehbare Zeit wiedergegeben werden kann; fällt die Beantwortung nicht mit einiger Entschiedenheit zu Gunsten des Kranken aus, so muß das Heilverfahren unterbleiben; es ist gesetzlich unzulässig und würde nur unnütze Hoffnungen im Kranken erwecken, die hernach beim fruchtlosen Bemühen um Arbeit um so trauriger enttäuscht werden würden Von Wichtigkeit ist auch das Zutrauen der Betheiligten in eine vorsichtige und zuverlässige Auswahl der der Heimstätte Zugewiesenen deshalb, weil die daraus Entlassenen bei guter sichtbarer Wirkung eher auf Wiederannahme zur Arbeit rechnen können, als wenn nach langem Aufenthalt in der Heimstätte nur ein mäßiger Erfolg sich in Gesicht, Sprache, Haltung und Gang ausprägt und die Arbeitgeber öfter vergebliche Versuche mit Wiederbeschäftigung der entlassenen Pfleglinge angestellt haben. Das schwierige Problem der Rückkehr der Pfleglinge aus der vorzüglich gelegenen und demnächst hoffentlich in Kost und Aufsicht gut geführten Heimstätte in die heimischen Verhältnisse hat also auch eine wichtige Voraussetzung seiner Lösung in der Aufnahme der Kranken in möglichst frühem Krankheitsstadium. Denn nur, wenn der in der Heimstätte gekräftigte Pflegling daheim die Bedingungen seines Lebens alsbald nach der Rückkehr durch geeignete Arbeit und Verdienst erfüllen kann, ist die Nachhaltigkeit des Erfolges verbürgt: die knappe Kost, die daheim in den meisten Fällen gegenüber der der Heimstätte herrschen wird, darf nicht noch durch längeren Mangel an Verdienst geschmälert werden. Wie nun der Thätigkeit der Aerzte ein weites Feld segensreichen Wirkens sich seit einigen Jahren neu

eröffnet hat, so harret die soeben aufgeworfene wichtige Frage angemessener Lohnarbeit für die aus der Heimstätte Entlassenen noch der Lösung; die Versicherungsanstalt hofft aber, in dieser Beziehung demnächst Entgegenkommen bei den Arbeitgebern zu finden, wenn sie mit guten Erfolgen ihrer Heilbehandlung hervortreten kann.

Bücherschau.

F. Rahlwes. Die Reformation als Kulturkampf. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn [1896]. 80 S. 1,20 M.

Vorliegendes Schriftchen ist aus einem Vortrage zu Gunsten des Gustav-Adolf-Frauenvereins entstanden. Der Verfasser, Pastor zu St. Ulrici in Braunschweig, will zu einem Verständniß der Reformation dadurch gelangen, daß er seinen Standpunkt auf dem Boden der mittelalterlichen Welt nimmt und die Reformation von dort aus als die größte Kulturthat des deutschen Volkes zu beurtheilen lehrt. Er schildert demnach diese Welt des Mittelalters nach ihrer politischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und religiösen Seite, und insofern bietet er mehr, als der Titel verspricht; es ist ein Ueberblick über die mittelalterlichen Welt- und Lebensanschauung im Gegensatz zu der der Reformation, den uns der Verfasser giebt. Es ist durchaus berechtigt, wenn R. erklärt, daß es verkehrt sei, die Reformation nach ihrem kirchlichen Ergebniß, der Entstehung namentlich der lutherischen Kirche (warum nicht auch der reformirten?), zu beurtheilen; allein wir wüßten nicht, inwiefern dies in unserer Zeit in einer Weise geschehen sei, die Veranlassung gäbe, gerade dagegen Verwahrung einzulegen. Wir werden dem Verfasser darum wohl nicht Unrecht thun, wenn wir es als die Absicht des Schriftchens ansehen, nachzuweisen, wie die heutige lutherische Kirche, oder sagen wir genauer Kirchen, die allerdings das äußere Ergebniß der Bewegung des 16. Jahrhunderts sind, einen Abfall von der Idee der Reformation bezeichnen. Das erhellt aus den Schlußsätzen, in denen R. seine Wünsche für die weitere Entwickelung der „evangelischen“ Kirche formulirt: negativ die Befreiung vom Dogma und Entfernung des Rechtes aus der Kirche, positiv die Verbindung und Durchdringung des Individualismus in der Religion mit dem Socialismus. Der Verfasser bewegt sich somit ganz in den Gleisen Ritschl-Harnack'scher Geschichtsauffassung, einer Betrachtungsweise, die so interessant und anregend sie auch sein mag, doch nach unserer Ueberzeugung, wie bisher alle Einseitigkeiten, durch die weitere Entwickelung wird modificirt werden.

Ein specifischer Unterschied besteht allerdings zwischen mittelalterlicher und „moderner“ Welt- und Lebensanschauung, aber es dünkt uns verkehrt, denselben auf die Formel Katholicismus und Protestantismus reduciren zu wollen. Auch der Protestantismus wird wie der Katholicismus den durch Ritschl in die Religion zu den beiden Factoren Gott und Mensch eingeführten dritten Factor „Welt“ unter dem Gesichtspunkte relativer Minderwerthigkeit betrachten müssen. Kommt die Welt des Diesseits als Material der Pflichten in Betracht — das ist kurz nach R. die protestantische Weltanschauung —, so hat sie doch ihren Endzweck nicht in sich selbst, also keinen selbständigen Werth. Einen qualitativen Unterschied zwischen dieser protestantischen Weltanschauung und der mittelalterlich-katholischen zu statuiren, dürfte demnach selbst dann schwer fallen, wenn man letztere künstlich steigernd die Welt als an sich sündig betrachten läßt. Das werden aber die Vertreter des Katholicismus schwerlich zugeben, und das läßt sich auch für das Mittelalter nur bei einzelnen extremen Richtungen nachweisen. Ein neues religiös-sittliches Lebensideal hat die Reformation nicht gebracht, und konnte sie auch nicht bringen, sie hätte denn an Stelle des christlichen Lebensideales ein materialistisches setzen müssen, wie es das „moderne“ Denken allerdings thut. Dieses Denken aber mit seinem Atheismus und seinem Materialismus wird der Verfasser jedenfalls nicht als Frucht der Reformation bezeichnen wollen.

Die Reformation war eine wesentlich religiöse That, das giebt auch der Verfasser dadurch zu, daß über die Hälfte seiner Schrift bei der Betrachtung der religiösen Bestrebungen des Mittelalters verweilt. Eine religiöse That aber wurde sie dadurch, daß Luther, wie Verfasser es nennt, dem religiösen Individualismus zum Durchbruch verhalf, den einzelnen Menschen direct Gott gegenüberstellte, mit anderen Worten, durch die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen. So war denn die Reformation im Wesentlichen ein Kampf gegen die alle Lebensgebiete beherrschende „allein seligmachende“ Kirche, welche sich zwischen den Einzelnen und seinen Gott eindrängte. Aber nun behaupten zu wollen, der Protestantismus sei von seiner Idee abgefallen und hinter seine ursprüngliche Linie zurückgewichen, indem er selbst „Kirchen“ gründete, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten; es war das eine geschichtliche Nothwendigkeit und zugleich eine heilsame Correctur des schrankenlosen religiösen Individualismus, dem sonst die Reformation rettungslos verfallen wäre. Ja wir möchten noch weiter gehen, es ist sogar eine heilsgeschichtliche Nothwendigkeit. Die Wirkung des Geistes Gottes ist nun einmal an objective Vermittelung durch Wort und Sacrament gebunden, zu deren Verwaltung die Kirche als Rechtsanstalt gehört. In diesem Sinne möchten wir denn dem Satze des Verfassers, der fast nach einem Wunsche aussieht, und der uns deshalb im Munde eines Beamten eben der lutherischen Kirche befremdend anmuthet: „Wenn einmal die lutherische Kirche längst nicht mehr ist, wird der Geist des Protestantismus noch als Sauerteig wirken im Leben der Völker“ den anderen entgegenstellen: So lange der Geist des Protestantismus noch als Sauerteig wirkt im Leben der Völker, wird es auch eine lutherische Kirche geben.

Abgesehen jedoch von diesem principiellen Gegensatze, in dem wir zu dem Verfasser stehen, ist das Schriftchen anziehend geschrieben und dem Charakter des Verfassers entsprechend vornehm und besonnen im Urtheil und Ausdruck gehalten. Es gewährt einen interessanten Einblick in die Welt des Mittelalters, deren Kenntniß gerade in gebildeten evangelischen Kreisen erfahrungsmäßig vielfach eine verschwommene und falsche zu sein pflegt.

Wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, haben wir Protestanten uns gewöhnt, sie nur als Folie der Reformation zu betrachten, die sich dann um so heller von dem „finstern Wahn des Mittelalters“ abhebt. Deswegen stehen wir nicht an, das Schriftchen, das ja allerdings dem Kundigen nichts Neues bietet und auch nicht bieten will, gebildeten evangelischen Kreisen zu empfehlen; ohne Anregung empfangen zu haben, wird auch der dasselbe nicht aus der Hand legen, der, wie wir, den Standpunkt des Verfassers nicht zu theilen vermag. K. S.

J. Leyser, Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2. Ausgabe. Mit e. Portrait. I. und II. Band. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn 1896. IX u. 420 S. und 412 S. 8⁰. 6 ℳ.

Zur Feier des 150sten Geburtstages Joachim Heinrich Campe's, dessen ja auch in diesen Blättern (№ 13) seiner Zeit gebührend gedacht wurde, hat die Verlagsbuchhandlung von Fr. Vieweg und Sohn, als deren erster Begründer Campe ja zu betrachten ist, das Lebensbild des Jubilars in zweiter Auflage erscheinen lassen, das der damalige Stadtpfarrer und Dekan in Neustadt a. d. Hardt, Dr. J. Leyser, jetzt Consistorialrath in Speier, auf Wunsch der Familie 1877 verfaßt hat. Zugleich ist der Preis des Werkes, der früher 14 ℳ betrug auf 6 ℳ herabgesetzt worden und dadurch die Möglichkeit geboten, daß das Buch auch in weiteren Kreisen Verbreitung finde. Das ist gewiß zu wünschen und daher diese Festgabe mit Dank willkommen zu heißen. Denn kann man diese Lebensbeschreibung und Charakteristik Leyser's auch nicht gerade als eine Musterleistung bezeichnen — das Bild Campe's ist zu flach gehalten, zu sehr ins Lichte gemalt; es fehlen die Schatten, die plastische Rundung; manche Züge des Mannes, die uns befremden, z. B. seine Haltung in der Westfälischen Zeit, und die aus dem Charakter des Mannes und dem allgemeinen Zeitgeiste heraus hätten erklärt werden müssen, sind mit Stillschweigen übergangen u. a d. A. —: dennoch wird uns so viel geboten, ist die Gestalt dieses hervorragenden Vertreters der Aufklärung eine so anziehende, in vieler Hinsicht vorbildliche, daß wir in Einzelheiten nicht rechten wollen, und das Buch zumal allen Denen, die sich für die Geschichte des deutschen Geisteslebens und besonders der Pädagogik des vorigen Jahrhunderts interessiren, unbedenklich empfehlen können. Ein Bedauern vermögen wir allerdings nicht zu unterdrücken. Die neue Ausgabe ist nur eine Titelauflage; der Text ist unverändert geblieben. So sind dem Werke alle litterarischen Erscheinungen seit 1877 gar nicht zu Gute gekommen. Und es ist auf diesem Felde in den beiden letzten Jahrzehnten doch Vieles geleistet worden, was Berücksichtigung vollauf verdient hätte. Ich erinnere nur an Koldewey's Arbeiten auf dem Gebiete der Braunschweigischen Schulgeschichte, an seinen Aufsatz über Campe als Vorkämpfer für die Reinheit der Muttersprache u. A.

Das Werk zerfällt in zwei Bände. Der erste enthält sechs Abschnitte: 1. Biographisches. 2. Zur Religion und Theologie. 3. Der Pädagoge. 4. Der Jugendschriftsteller. 5. Zur Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache. 6. Der Held der Geistesfreiheit. Der zweite Band umfaßt die poetischen Versuche und „aus Campe's Nachlaß“ eine reiche Auswahl von Briefen berühmter Zeitgenossen an Campe. Sie zeigen in beredter Weise das hohe Ansehen, in dem er zu seiner Zeit stand, und die vielseitigen Beziehungen, die er zu den Größen jener Tage, zu Männern wie Herder, A. u. W. von Humboldt, Kant, Klopstock, Lessing, Mirabeau, Schiller, Wieland u. A. unterhielt. Leider ist das Auffinden bestimmter Briefe schwierig, da ihre Reihenfolge ganz ohne Princip gemacht ist. Hier hätte man durch Hinzufügung eines kleinen Registers dem Forscher in leichter Weise einen großen Dienst leisten können. Die Briefe fallen in die Jahre von 1775—1812, sind aus der letzten Zeit aber spärlich. Der Herausgeber theilt mit, daß er etwa nur den vierten Theil der Briefe des Nachlasses veröffentlicht habe. Sollten unter den übrigen nicht auch noch manche der Beachtung werthe sich befinden? Würden diese uns nachträglich noch mitgetheilt, so wäre das gewiß die würdigste Ehrung, die dem Andenken J. H. Campe's in seinem Jubeljahre zu Theil werden könnte.

Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich, würdig des Mannes, dem es gewidmet ist, wie der Verlagsbuchhandlung, von der es ausgeht.

Ludwig Haenselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig im Auftrage der Stadtbehörden herausgegeben. II. Band, 2. Abtheil. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn 1896. S. 225—440. 4⁰. 10 ℳ 80.

Die vorliegende Abtheilung folgt in würdiger Weise ihrer Vorgängerin und zeigt dieselben Vorzüge in Bearbeitung und Ausstattung, die bei dieser an verschiedenen Stellen, so auch in den Braunschweigischen Anzeigen vom 30. Juli 1895, № 209, bereits gerechte Anerkennung gefunden haben. Das Heft enthält die Urkunden der Stadt vom Jahre 1300—1316. Eine dritte Abtheilung, die das Werk bis zum Jahre 1320 fortführen und auch Einleitung, Register u. s. w. enthalten soll, wird den zweiten Band zum Abschlusse bringen. Wir werden, sobald diese erschienen, ausführlicher auf das wichtige Quellenwerk zurück kommen.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 6. O. Lange, die eitrige Augenlidbindehautentzündung der Neugeborenen. — 7 und 8. Versammlung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege; Hampe, Gründung von „Heimstätten“ durch die Versicherungsanstalten; L. Mitgau, W. Claußz. — 9. H. Steinmeyer, Weitere Erfahrungen über die Diphtherieserumtherapie. R. Müller, Hygienische Zustände in den trop. deutschen Schutzgebieten.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 16—18. K. Agahd, Kleine Sklaven oder: Wer hilft? (gegen erwerbsmäßige Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder. — 19. Erster deutscher Fortbildungsschultag.

Monatsschrift für Handel und Gewerbe. September. Mollat, Ergebnisse der Aufnahmeprüfung für die kaufmännischen Fortbildungsschulen im Herzogthume Braunschweig.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 25. October. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Anna Amalia von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig.

Von Otto Eggeling.

(Fortsetzung.)

Aber nicht immer erhob der neue Geist am Hofe zu Ettersburg so sanfte Wogen, daß es sich für Wieland gut mit geschwommen hätte. Schon ein Brief vom August 1779 klingt wie Vorahnung von Mißgeschick: „Kranz (Orchestermeister) ist mit noch ein paar Kammermusicis seit 3 Wochen Tag und Nacht in Ettersburg, und da wird geklimpert, gepfiffen und geblasen, daß die lieben Engelchen im Himmel ihre Freude daran haben möchten“. Auch Decaroteur Kraus ist da und Goethe geht mitunter hin, die Sachen zu betreiben. „Wohl der guten Frau, daß sie tour à tour dieser anhaltenden Liebhaberei für Musen und Künste fähig ist.“ Und nun höre man, was sich zu Herzogs Geburtstag, dem 3. September, ereignet. Einsiedel hat eine Eurydice, eine Parodie auf die empfindsame „Alceste“ Wieland's gedichtet. Schon im Vorspiel wird Wieland's Fruchtbarkeit verhöhnt. Ein Schriftsteller beschreibt mit einer Riesenfeder ungeheure Royalbogen und sein Diener trocknet sie an den Lampen, damit sie schnell in die Druckerei gelangen. Dann spielt v. Wedel den Orpheus, Ihre Durchlaucht höchst selbst die Eurydice. Die rührende Abschiedsarie der Alceste: „Weine nicht, du Abgott meines Herzens“ wird von Amalia-Eurydice mit Posthorn=Begleitung gesungen. Hierauf steigt die fürstliche Heldin in eine Postkutsche, um in die Unterwelt zu fahren; aber Hercules=Goethe führt zum Schlusse die Eurydice zu ihrem in Krämpfen liegenden Gemahle zurück. Wieland schrie laut auf, verließ wuthschnaubend den Saal und kam erst zum Souper zurück (immerhin doch zu diesem). 14 Tage später schreibt er: „So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham“. (Wie wäre es sonst denkbar, daß meine erhabene Alceste so postalisch behandelt würde). „Ich gestehe Dir Bruder (Merck), daß ichs müde bin und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, blos (unter Aufgabe meiner Pension) von hinnen zu fliehen“. Ein geknickter Wieland, wenig fähig zu trösten, als ihm seine sentimentale Jugendfreundin Sophie von La Roche schreibt: „Ich möchte hören, wie viel an der Begebenheit mit „Woldemars Briefen“ (Buch unseres gemeinsamen zarten Jugendfreundes Jakobi) wahr ist, daß unter einem Eichbaume zu Ettersburg etliche davon vorgelesen wurden und dann Goethe auf den Baum stieg, eine geistvolle Standrede über das schlechte Buch hielt, und es endlich zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abschreckenden Beispiele an beiden Enden der Decke an die Eiche nagelte, wo dann eine große Freude über die im Winde flatternden Blätter war“. Ach nur zu wahr, verehrte Frau von La Roche, die zarte Art unserer Jugendschwärmerei ist vorüber und, was das Schlimmste, die „einzige und ewige Königin unserer freien Herzen“, die mich einst „Danischmende“ nannte, geht mit voller Freude auf die neue übermüthige Art ein, ist immer mitten darin.

„Neues wüßte ich Ihnen Nichts zu schreiben“, berichtet Goethe's Diener Februar 1778 an Frau Rath, „als daß der Herr Geh. Leg. Rath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuh läuft und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädige Frauen und Fräulein lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rund um mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hoboisten= und Janitscharen=Musik, auf der andern mit Feuerrädern, Racketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft 2—3 Stunden“.

So ereignen sich denn Sommers und Winters im Redoutensaale und auf den Straßen von Weimar, in Gärten und Schlössern Masken= und Carnevalsaufzüge, Zug der Lappländer, Vogelballet, Fest der Laternen, dem jungen herzoglichen Paare werden Feiern gewidmet, der Herzogin Luise Huldigungen dargebracht. Amalia ist immer mit frohem Herzen und offener Hand dabei, das blühende Leben zu fördern und zu genießen.

Nicht etwa, als ob unsere Heldin in diesen Festen ganz aufgegangen wäre. Unsere Augenzeugin Henriette von Egloffstein stellt etwas emphatisch, aber wahr die andere Seite des hohen Frauenlebens dar: „Als ihr Sohn 18 Jahre war, entsagte die Herzogin jeder Ein-

mischung in die Staatsgeschäfte freiwillig, es genügte ihr, Freundin und Vertraute des jungen Regenten zu sein. In der Blüthe ihrer Jahre bewies Amalia die Resignation einer Matrone, fand Ersatz für alle Genüsse in der philosophischen Zurückgezogenheit. Eine schlichte Umgebung sagte ihrem einfachen Sinne zu und trat ihre imponirende fürstliche Würde noch glänzender hervor, da kein erborgter Nimbus ihre großartigen Eigenschaften und ihre angeborene Liebenswürdigkeit verdunkelte".

„In Tiefurt schuf sie sich und ihren zahllosen Verehrern ein Sorgenfrei. Hier herrschte Amalia über die Gemüther und zog durch ihre Milde Alles an sich. Das Reich der Poesie erschloß sich hier. Der Friede, den die Fürstin genoß, ging auf Jeden über, der hierher kommen durfte. Es kamen Viele, Wenige waren von ihr bevorzugt. Ein Kopfnicken, ein bezauberndes Lächeln begrüßte diese. Ganz leuchtete ihr Herz nur hervor, wo sie alles äußern Zwanges frei war".

„Daher liebte sie Tiefurt am meisten und sehnte sich stets nach dem Frühling. Früh sah man dort die Herzogin im schlichten Gewande, das aufgerollte schöne Haar unter dem einfachen Strohhute verborgen, ihre lieben englischen Hühner und Tauben füttern. Dann wanderte sie mit einem Buche zu ihrer Lieblingsbank. Wenn die Uhr des Dorfkirchthurms Mittag schlug, ging sie zurück, machte Toilette, las Briefe, trat in die einfachen Gemächer, wo ihr Hofstaat nebst Denen sie erwartete, welche ihre täglichen Tafelgenossen. Dazu gehörte der alte Wieland, zu dem Amalia eine kindliche Anhänglichkeit hatte. Ihm war eine eigene Wohnung in Tiefurt errichtet, welche er jedes Frühjahr bezog. Fast täglich kamen Fremde zur Tafel, welche das einzig Luxuriöse war. Dann zieht Amalia sich zurück bis zur Theestunde, welche, im Schatten hoher Bäume gefeiert, stets Viele anzog. Der jüngere Theil der Versammlung trieb Scherz und Spiel. Mit der sinkenden Sonne schieden die Meisten. Am Abend war Musik, welche Amalia leidenschaftlich liebte, oder es ward von der neuesten Litteratur gehandelt. War etwa besonders Anziehendes vorhanden, so las die Göchhausen vor, während die anderen Damen der Herzogin bei einer großen Tapisserie für Karl August halfen. Bei schlechtem Wetter fand eine Spielpartie mit Wieland statt, oder er las seine eben vollendeten Hefte vor. Wehe, wenn dann sich Eins regte, sofort versenkte er seine Arbeit in seine Tasche und schalt und setzte sich in seinen Schmollwinkel, man mochte sich entschuldigen, wie man wollte, und Amalia mochte noch so sehr begütigen. Beim frugalen Abendessen erzählte die Herzogin aus ihrem Leben, enthüllte ihrer Seele verborgenste Schätze. Jeder hätte gern den Zeiger der Uhr zurückgestellt. Freilich kam es auf den Eindruck an, welchen die Besucher auf die Fürstin machten. Es kamen auch Mißtöne vor. Jeder durfte sich frei äußern. Wieland war launenhaft, krittelig, Herder persiflirend, beißig, Knebel unbezähmbar leidenschaftlich, Goethe tritt auf mit dictatorischem Genie. Mitunter fielen scharf verletzende Worte, die den vorhandenen Brennstoff so aufregen, daß selbst Amalia's Milde die auflodernde Leidenschaft nicht versöhnen konnte". Nicht immer, aber fast immer versöhnt die Fürstin und weiß doch die kochenden Geister im Frieden ihres „Sorgenfrei" zu erhalten.

Tiefurt liegt unterhalb Weimars in einem fast kreisförmigen Thale, das von der Ilm einst gebildet und jetzt umfluthet ist. Felswände umgeben das äußere Ufer des Flusses, sanft geneigte Flächen werden von ihm eingeschlossen. Ueber diesen Grund erstrecken sich die Baum- und Wiesen-Anlagen des Parkes. Ein höchst einfaches steinernes Haus mit zwei Stockwerken und einigen Mansarden-Zimmern bot der Herzogin und ihrem Hofe einen anspruchslosen und bequemen Aufenthalt. Seit 1781 hat die Fürstin mit Vorliebe hier die Sommermonate verlebt und dem Haus und dem Parke die Spuren ihres Geisteslebens aufgeprägt. Nicht nur, daß sie die ganze Anlage des Gartens nach den in Görlitz erworbenen Kenntnissen umarbeitete, auch Erinnerungszeichen stellte sie im Parke auf, Wieland's freundliche Büste unter den weit ausladenden Zweigen einer Hainbuche über einer Tafel voll zierlicher Verse, das vornehme Marmorrelief ihres Bruders Leopold nach seinem hochherzigen Tode. Aus halber Felshöhe unter schwankenden Zweigen her leuchten uns die feinen Züge entgegen und die Inschrift: „Dem verewigten Leopold Anna Amalia". Corridore und die Zimmer im ersten Stock des Tiefurter Schlößchens sind mit Statuen und Bildern geschmückt und legen vom Geschmack der kunstsinnigen Fürstin beredtes Zeugniß ab.

In diesem stillen Hause achtete man gespannten Auges auf Alles, was sich im Geistesleben Europas regte. Am spürbarsten schlug der Puls des alten Erdtheils damals in Paris. Prinz August von Gotha mit seinem offenen Mädchengesichte und seiner Vorliebe für Ueberraschungen, sich gern verkleidend und gern das Neueste bringend, hatte mit Diderot und anderen Schöngeistern einen Vertrag, ihre hervorragenden Werke schon vor dem Drucke zugesandt zu erhalten. Gern theilte er dem Weimarer Hofe diese damals so begehrten Schriften mit. Auch die Idee zu dem Tiefurter Journal scheint man aus Paris entlehnt zu haben Unter Einsiedel's Redaction wurden Aufsätze gesammelt, in einem Journal ohne Namen des Verfassers in fremder Handschrift zusammengestellt und das so entstandene Werk, durch Abschriften vermehrt, an Freunde geschenkt. Man kann doch die zierlichen Arbeiten der Göchhausen, die komischen Einsiedel's, die sinnvollen Herder's, die Uebersetzungen Knebel's, die Erzählungen Seckendorff's leicht herausfinden und recht klar erkennen, wie weit Goethe alle durch den Glanz seiner Gedanken und seiner Sprache übertrifft. „Am bunten Abglanz haben wir das Leben", denkt Herzogin Amalia und übersetzt höchstselbst für das Journal „Amor und Psyche" aus dem Italienischen des Agnolo Firenzuola, eine zierliche Wiedergabe des zierlichen antiken Märchens. Das Journal hält sich mehrere Jahre, erscheint in etwa 47 Nummern und macht herzoglicher Casse einen Aufwand von 170 ℳ für Abschreiben.

Und nun hören wir noch, wie dieser Tiefurter Aufenthalt von Wieland verklärt wird, und dann versinke die holde Gartenculisse, in der sich unsere Heldin so

gern bewegte. Also aber rauscht der Sänger in die Saiten, Amalia-Olympia zu feiern:

„Wohl Dir, die in dem Weihrauchkreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freiheit und Natur, nach alter deutscher Sitte
Sich einen Ruhesitz im Wald erkor,
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief im nächtlich stummen Hain
Auf off'nem Herd die heil'ge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und Nichts vom Schicksal fodert.
Des Waldes Geister sehn den ungewohnten Schein
Rings um die hohen Buchen weißen
Und nähern freundlich sich und heißen
Willkommen Dich in ihrem stillen Reich.
Wir spüren sie, bald leichten Nebeln gleich
Um halb bestrahlte Erlen lauschen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauschen,
Ein leises Graun schleicht sich in unsre Brust,
Doch stört es nicht, erhöht nur unsre Lust.
Wir singen um Dich her im Kreise,
Gelagert nach der holden Weise,
Die Dir, Olympia die Musen eingehaucht,
„Zaiden's Schmerz bei ihres Mohren Klagen“
Und fühlen unser Herz im Busen höher schlagen,
Bis jetzt der Herd mit trüberm Feuer raucht
Und späte Sterne, die durch hohe Wipfel blinken,
Uns in die Burg zurück nach unsern Zellen winken.

Olympia, was ist's, das Deinen Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel stiller Freuden,
Zu dem man immer eilt, um ungern draus zu scheiden?
O würdest Du zum Aufenthalt
Der rauhsten Alpe Gipfel wählen,
Der rauhsten Alpe würde bald
Kein Reiz der schönsten Berge fehlen,
Und zögest Du bis an den Anadir:
Wohin Du gehst, die Musen folgen Dir,
Dir einen Pindus zu bereiten.
Sie, die Du stets geliebt, gepflegt, geschützt,
Belohnen Dich durch ihre Gaben itzt.
Sie schweben Dir in Einsamkeiten,
Wenn Du im Morgenthau die Pfade der Natur
Besuchest, ungesehn zur Seiten,
Sie leiten Dich auf ihre schönste Spur.
Und wenn Du sanft verloren in Entzücken
An einen Stamm gelehnt mit liebender Begier
Was Du erblickst und fühlst Dich sehnest auszudrücken,
So reichen sie den Crayon Dir.
Sie sind's die am harmonischen Clavier
Der schönen Finger Flug beleben
Und wer als sie vermöchte, Dir
Die Melodien einzugeben,
Wo das Gefühl als wie von selbst in Töne fließt,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erstenmal erhascht und nie vergißt
Und niemals müde wird zu hören und zu singen.

„Dürfen wir diese Huldigung, die für unsere „einzige und ewige Göttin freier Herzen“ in erster Linie bestimmt war, im Merkur der Oeffentlichkeit preisgeben?“ fragt Wieland bei Einsiedel an. Das Imprimatur wird ertheilt, mag Jedermann lesen, welche Töne uns in Tiefurt umklingen. Gemahnt das Gedicht nicht an Commoden mit großen Messingbeschlägen, an braune schnörkelige Uhren, welche zwischen weißen Marmorsäulchen aufgehangen sind, an Vasen, die mit wohlriechenden Blumenblättern gefüllt wurden? Es hat noch einen mythologischen Eingang. Wir wagen nicht, die Geduld des geneigten Lesers dadurch auf die Probe zu stellen, daß wir die einleitenden Verse auch citirten.

Weit natürlicher und anschaulicher erzählt Henriette von Egloffstein, auch vom Hofe in Weimar. Doch ehe wir diese dankenswerthe Zeugin zum letzten Male länger reden lassen, sind hier einige Daten über sie.

(Henriette von Egloffstein kam vierzehnjährig 1787 nach Weimar, heirathete 16jährig einen gräflichen Vetter, trennte sich von diesem nach sechsjähriger Ehe und gab neun Jahre später Herrn von Beaulieu-Marconnay ihre schöne Hand. Mit diesem feierte sie noch die silberne Hochzeit, starb im 91. Lebensjahre und hinterließ Mittheilungen aus ihrem Leben. Ihr Bild im Witthumpalais zeigt ein offenes schönes Gesicht.)

Aus der Zeit, da sie vierzehnjährig am Hofe von Weimar zuerst erschien, berichtet Henriette:

„Mit welchem Herzklopfen stieg ich auf der Treppe im Fürstenhaus zum einfachen großen Saal, an welchen sich die schmucklosen Gemächer der Herzogin Luise reihten! Welche Beklommenheit und welche ängstliche Erwartung, bis die Flügelthüren sich öffneten und ich die hohe ernste Frau erblickte, deren erhabene Tugenden in jener Zeit noch nicht so innig erkannt und bewundert wurden, als späterhin! — Der Eindruck, den ihre erste Erscheinung auf mich machte, läßt sich am besten mit dem vergleichen, den die Madonnenbilder unserer alten deutschen Maler auf uns machen. — Reinheit und Majestät sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus und in den Zügen des angenehmen Gesichtes herrschte die unwandelbarste Ruhe, obgleich sie die Ahndung eines tiefen Seelenleidens ausdrückten. Die schlanke, ungewöhnlich hohe Gestalt, der simple Anzug der Fürstin, die sich an einen massiv silbernen Tisch lehnte, als wir der Reihe nach vorgestellt wurden prägte sich meinem Gedächtnisse so tief ein, daß ich sie, so lange ich lebe, immer vor Augen sehe. — Kaum war der ängstliche Moment überstanden, so verkündigte die lebhafte Bewegung des Hofpersonals die Ankunft der Herzogin Mutter und diese trat an der Hand ihres Sohnes, des regierenden Herzogs Karl August, ins Gemach. Wie bei den meisten lebhaften und unerfahrenen Menschen, so hatte auch mir die Einbildung einen Streich gespielt, indem sie mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten Farben malte. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung in keiner Weise. Eine kleine unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah, schritt streng und feierlich, nur durch ein unmerkliches Nicken des Hauptes grüßend, in den Kreis, der sich in ehrfurchtsvoller Stille rings umher gebildet hatte, und nahm nach einem kalten Willkommen an der rechten Seite der Herzogin Luise Platz. Dies war Amalia!!

die weltberühmte Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die Gründerin Weimars, die Wohlthäterin des kleinen Landes, dem sie einen bedeutenden Ruf gegeben hatte.

Auf den Wink ihrer häßlichen, mißgestalteten Hofdame, Frl. von Göchhausen (sehr harte, mit etwas grellen Farben malende Worte, mein schönes Frl. von Egloffstein!), nahte ich mich zitternd, um der Herzogin Amalia vorgestellt zu werden. Als ich mich niederbeugte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre an mich gerichteten Fragen zu geben. Allein der milde, angenehme Ton, womit diese Fragen gemacht wurden, flößte mir den Muth ein, die Blicke auf die Sprechende zu richten und mit Erstaunen gewahrte ich, wie sehr sich das starre Angesicht, das mir vorhin so abschreckend schien, verwandelt hatte. Ein anmuthiges, wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Güte und Theilnahme aus und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerte die stark markirten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte. — Selbst als ich zurückgetreten war, hafteten ihre Blicke immer noch auf mir und ich bemerkte, daß sie meine Mutter zu sich rief, um sich von mir zu unterhalten. Was die Herzogin äußerte, mußte schmeichelhaft für mich sein, denn das Gesicht meiner Mutter verklärte sich im Laufe des Gesprächs, während welchem Beide mich immer im Auge behielten.

In der Folge behandelte mich die Herzogin mit der größesten Auszeichnung, ja ich darf sagen, mit mütterlicher Liebe und Nachsicht. Ihre Hinneigung zur Jugend flößte ihr den Wunsch ein, mich öfters um sich zu sehen und da Niemand die Gabe, Vertrauen und Liebe zu erwecken mehr als diese seltene Frau besaß, so verschwand bald meine anfängliche Verlegenheit und machte der innigsten Anhänglichkeit für die theure, unvergleichliche Fürstin Raum in meiner Seele. Von nun an fühlte ich mich frei und zwanglos in ihrer Nähe, welche einen unbeschreiblichen Einfluß auf meine Existenz hatte. Schiller sagt: Brauchbare Menschen belehren durch das, was sie thun; edle Naturen durch das, was sie sind. Letzteres war der Fall bei der Herzogin. Sie sagte wenig und dennoch elektrisirte sie Jeden, der ihren Zauberkreis betrat. Eine Fähigkeit, wie sie wenige Menschen besitzen, war ihr angeboren. Diese Fähigkeit bestand darin, die Menschen zu durchschauen, ihre Eigenthümlichkeit zu erkennen und ihnen freien Spielraum zu geben, damit solche sich entfalten und im hellsten Lichte zeigen könne". (Dies ist sehr richtig, mein gnädiges Fräulein. Diese Herzogin hat die Königsgabe in einem Grade, wie sie selten gefunden wird und steht hier als die hohe Förderin einer der glänzendsten Epochen im deutschen Geistesleben.)

Die Herzogin sandte dann ihren Kammersänger Grawe, daß er die frische Stimme Frl. Henriette's ausbilde und es war für die Letztere ein großer Tag, als sie im berühmten grünen Musikzimmer Amalia's im Witthumpalais ihrer Gönnerin vorsingen durfte. Die Fürstin setzte sich abgewandt, um durch ihren Anblick die Künstlerin nicht zu stören. So gelang die Probe ausgezeichnet und war einer von den hübschen Beweisen, wie anmuthig, geschickt und geduldig die hohe Frau junge Kräfte zu ermuthigen geneigt blieb, obschon sie von Geistern und Talenten ersten Ranges umgeben war. Auch das beschreibt unsere Freundin Henriette so anschaulich, wie sie förmlich von einem Rausch des Glückes ergriffen sei, als sie diese Goethe, Herder, Frau von Stein, Knebel, Wieland, von denen sie so viel gehört, nun in menschlich vertraulicher Nähe mit einander verkehren sah. (Würde Manchem einen Rausch bereiten, gnädigstes Fräulein, wenn er es erleben könnte!)

Und Amalia war nun dieses ganzen Kreises Halt und Krone! Als verlautet, sie wolle nach Italien reisen, bemächtigt sich der weimarischen Bevölkerung die größeste Aufregung. Herr von Fritsch leiht der Sorge des ganzen Volkes seine Stimme, um ihrer Gesundheit, ihres kostbaren Lebens willen möge die Fürstin in Weimar bleiben. Noch einmal erwägt Amalia die Sache, antwortet dann, gerade um ihrer Gesundheit willen gehe sie in den Süden. 1788 schlägt Ihre Durchlaucht den Weg ein, den Goethe vor ihr gewandelt war. (Schluß folgt.)

Kants Berufung nach Helmstedt.

Von Paul Zimmermann.

Unter den mancherlei Maßregeln, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zur Hebung der Universität Helmstedt mehr in Erwägung gezogen, als bei der Ungunst der politischen Verhältnisse zur Ausführung gebracht wurden, spielt auch der Plan, auswärtige Berühmtheiten an die Hochschule zu ziehen, eine wichtige Rolle. Von allen den Männern aber, auf die man damals die Blicke lenkte, hat für seine und für alle Zeit Niemand eine höhere Bedeutung in der Wissenschaft besessen, als der Professor Immanuel Kant in Königsberg. Die Verhältnisse, die die Hoffnung weckten, ihn für Helmstedt zu gewinnen, sind für die Geschichte des Geisteslebens des preußischen Staates jener Tage ebenso charakteristisch wie die Art der Ablehnung jenes Wunsches für den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und seine Stellung zu diesem Staate, in dem er als politischer und militärischer Berather von so hohem Einflusse war. Es wird daher schon aus diesem Grunde nicht unberechtigt erscheinen, obwohl eine Berufung Kants niemals erfolgte, dennoch die Verhandlungen, die eine solche bezweckten, kurz zu betrachten. Bilden sie doch zugleich einen kleinen Beitrag für die Beurtheilung des großen Philosophen bei seinen Zeitgenossen und auch für die Geschichte der Julia Carolina, deren Lehrer sich hier in keinem schlechten Lichte zeigen.

Es ist bekannt, daß die Regierung König Friedrich Wilhelms II. auf dem Gebiete des Staates wie der Kirche immer reactionärere Bahnen einschlug, je mehr in Frankreich die revolutionäre Strömung und die damit eng verbundene Freigeisterei zur unbedingten Herrschaft gelangten. Man wollte gegen den aufrührerischen

Geist der neuen Zeit, der auf allen Gebieten sich geltend zu machen suchte, durch engen Anschluß an alle Feinde der Aufklärung einen festen Halt gewinnen; man dachte, den Gegner nur so überwinden zu können. Am eifrigsten und erfolgreichsten vertrat diesen Standpunkt im Rathe des Königs Joh. Christoph Wöllner, der am 3. Juli 1788 an Zedlitz' Stelle in das Ministerium berufen worden war. An seinen Namen erinnert vor Allem das berüchtigte Wöllnersche Religionsedict vom 9. Juli 1788, das die Religionslehrer auf das Strengste an die Glaubensbekenntnisse band und jeden Andersdenkenden mit Amtsverlust bedrohte. Die früheren Censurvorschriften wurden durch eine neue Verordnung vom 5. März 1792 beträchtlich verschärft und am 14. April 1794 erschien ein neues Edict, nach dem alle Aufklärer, die gegen die früheren Verordnungen gehandelt, künftig ohne weitere Rücksicht als Widerspänstige von Staatswegen belangt werden sollten. Andere Verfügungen der Art folgten später. Schon jene aber, die nicht zum Wenigsten auf Kants Thätigkeit abzuzielen schienen, machten seine Freunde auf das Aeußerste um ihn besorgt. Er hatte zu Ostern 1793 mit Genehmigung der theologischen Facultät zu Königsberg seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" herausgegeben, ein Werk, das so großen Beifalls sich erfreute, daß bereits in Jahresfrist eine neue Auflage davon erforderlich war. Man hielt allgemein die Stellung Kants für sehr gefährdet, seine Absetzung für höchst wahrscheinlich. Es kann uns daher nicht überraschen, daß die Nachricht, sie sei bereits geschehen, an anderen Orten vollen Glauben fand.

Nach Helmstedt kam diese Kunde durch einen anonymen Brief, der an den Professor der Theologie, Abt H. Ph. K. Henke, gerichtet war. Daß man sich gerade an diesen wandte, hatte wohl darin seinen Grund, daß er durch seine „Beurtheilung aller Schriften, welche auf das Königl. Preußische Religionsedict und durch andere damit zusammenhängende Religionsverfügungen veranlaßt sind" (Kiel 1793), als ein Widersacher des Wöllnerschen Systems offen hervorgetreten war. Vielleicht hoffte ein stiller besorgter Anhänger Kants, durch jenes Schreiben den freimüthigen Theologen zu einem Schritte für den bedrängten Philosophen zu gewinnen. Dann hat er sich nicht getäuscht. Denn Henke besprach die Angelegenheit sogleich mit seinem Collegen, dem Professor Heinr. Phil. Sextro. Dieser hatte mit dem verdienten Geheimen Justizrathe Joh. Paul Mahner in Braunschweig, der die Universitätssachen im Geheimrathe zu bearbeiten hatte, den Plan, Kant nach Helmstedt zu ziehen, schon früher erwogen; auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand scheint sich in ähnlichem Sinne geäußert zu haben. Sextro säumte daher nicht, an Mahner umgehend folgendes Schreiben zu richten.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Justizrath,

Ew. Hochwohlgebohren nehme ich mir die Freyheit, gehorsamst anzuzeigen, wie gestern unserm Herrn Abt Henke die Nachricht zugekommen, daß der berühmte Königsbergische Philosoph, Herr Prof. Kant, seine Dimission erhalten habe, weil er, wie es heißt, einige Sätze in seinem Buche — Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft — die die bekannte Religionscommission [1]) gemißbilliget hat, nicht habe widerrufen können und wollen.

Sollten nun Serenissimus noch geneigt seyn, diesen berühmten Philosophen nach Helmstedt zu ziehen, und dadurch der hiesigen Akademie eine Zierde zu geben, die in unserm Zeitalter noch wichtigere Folgen haben könnte, als die Geschichte der Versetzung des weyl. zu seiner Zeit berühmten Wolfs in den Annalen der Akademie Marburg und Halle darlegt [2]); so scheint mir der jetzige Zeitpunkt dazu der angemessenste zu seyn. Unser Herr Prof. Schulze hat zwar gegen Kants System seine letzte Schrift gerichtet; allein der erstere wird selbst seinen Wunsch, mit Herrn Kant in nähere Verbindung zu kommen, im kommenden Falle gern erklären. Ew. Hochwohlgebohren erinnern sich vielleicht noch einer Unterhaltung über diesen Gegenstand, wozu ich bey meiner letzten Gegenwart in Braunschweig, als ich die Ehre Denenselben aufzuwarten, Veranlassung gab. Bloß in dieser Beziehung und aus reinem Intresse für den Nutzen und die Ehre der Akademie, bin ich jetzt so frey, es Ew. Hochwohlgebohren anheim zu geben, ob Dieselben es rathsam finden, Serenissimo von der erwähnten Nachricht und gegenwärtigen Lage des Herrn Kant und von der Möglichkeit, ihn für Helmstedt zu gewinnen, Eröffnung zu thun.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu beharren

Ew. Hochwohlgebohren
ganz gehorsamster Diener
H. P. Sextro.

Helmstedt, 26. Juni 1794.

Aber nicht nur die Theologen, sondern auch der Vertreter der Philosophie in Helmstedt, Gottlob Ernst Schulze, trat sofort eifrig für Kant ein. Es gereicht ihm das um so mehr zur Ehre, als er in wissenschaftlicher Hinsicht ein Gegner der Kantischen Lehre war und erst vor Kurzem in seinem Aenesidemus mit „einer Vertheidigung des Scepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik" hervorgetreten war, einem Werke, das dem Verfasser einen Platz in der Geschichte der Philosophie sichert und auf einen Mann wie Fichte seiner Zeit nicht unbedeutend einwirkte. Jetzt schwieg aber bei ihm jeder Gegensatz, zu dem wissenschaftliche Ueberzeugung ihn geführt hatte; er dachte nur daran, dem großen Gelehrten, neben dem er gern seine bescheidene Stelle ausfüllen wollte, eine sichere Stätte und seiner Hochschule eine neue glänzende Zierde zu verschaffen. An demselben Tage, wie Sextro, ließ er daher ebenfalls ein Schreiben an Mahner ab, das also lautet:

---

1) Sie bestand aus den Oberconsistorialräthen Hermes, Woltersdorf und Hilmer.

2) Professor Christian Wolff wurde 1723 aus Halle wegen seiner freisinnigen Lehren auf Veranlassung der pietistischen Theologen vertrieben, er ging als Professor nach Marburg, kehrte aber 1740, einem Rufe König Friedrichs des Großen folgend, nach Halle zurück.

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Justiz-Rath,

Es ist gestern Abend allhier die Nachricht von einer Begebenheit angekommen, die gewiß allgemeines Aufsehen in der gelehrten Welt erregen wird, und welche ich Ew. Hochwohlgeboren um mehrerer Ursachen willen sogleich mittheilen zu müssen glaubte. Immanuel Kant soll seine Dimißion erhalten haben. Der Commandant in Königsberg, so lautet die Nachricht, hat den berühmten Philosophen zu sich kommen laßen, und ihn befragt: ob er die in seinen Schriften vorgetragenen Meynungen widerrufen wolle, oder nicht? Er mögte darauf nur sogleich mit Ja oder Nein antworten. Als nun Kant erklärt hat, er würde nichts widerrufen, so hat ihm der Commandant gesagt, er erhalte hiermit die Entlaßung von seinem Amte als Profeßor der Philosophie in Königsberg. — Der Herr Abt Henke hat diese Nachricht in einem anonymischen Briefe erhalten; derselbe glaubt aber, sie rühre von einem ganz zuverläßigen Manne her.

Da nun unser durchlauchtigster Herzog, wie ich von dem Herrn Abt Sextro erfahren habe, bey der Nachricht, die sich vor einigen Monaten verbreitete, daß nämlich Kant wegen seiner Meynungen und Lehren in Untersuchung gerathen würde, geäußert hat, daß Höchstderselbe wohl Kanten nach Helmstedt zur beßern Aufnahme unserer Universität zu ziehen wünsche; so habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren die obige Nachricht sogleich mitzutheilen, damit Serenissimi gnädigste Absicht sogleich ausgeführt werden könne, wenn jene Nachricht wahr seyn sollte.

Ew. Hochwohlgeboren erlauben, daß ich dieser Sache wegen nur noch einiges beyfüge.

Kant hat im vorigen April sein 71stes Jahr erreicht. Als Docent wird er also unserer Universität nicht lange nützlich seyn können. Auch soll sein Vortrag, wie ich aus zuverläßigen Nachrichten weis, nicht der angenehmste und faßlichste seyn, und man besucht seine Vorlesungen um nur sagen zu können, daß man bey dem berühmten Manne auch ein Collegium gehört habe. Deßen ohngeachtet aber würde es für unsere Akademie ein sehr großer Gewinn seyn, wenn Kant unter die Lehrer auf derselben gehörte; und der ausgebreitete Ruhm des großen und um die Philosophie wahrhaft unsterblich verdienten Mannes würde gewiß sehr viele Studenten nach Helmstädt ziehen. Vielleicht könnte es aber wohl seyn, daß Kant meinetwegen einiges Bedenken trüge nach Helmstedt zu kommen. Er weis wahrscheinlich, daß ich allhier Profeßor der philosophischen Wißenschaften und auch Verfaßer des Aenesidemus bin, welches Werk eine Prüfung und Widerlegung des theoretischen Theils der kritischen Philosophie enthält. Meinen persönlichen Charakter kennt er aber ganz und gar nicht. Sollte demnach Serenissimus gnädigst geruhen, an Kanten eine Vocation nach Helmstädt ergehen zu laßen, so bin ich sehr gern erbötig, den berühmten Philosophen mit diesen gnädigsten Gesinnungen meines Durchlauchtigsten Herzogs gegen ihn vorläufig bekannt zu machen, wobey ich zugleich hoffe, dem alten und so sehr verdienten Manne alle Zweifel gänzlich zu benehmen, die ihm in Rücksicht meiner bey der Annahme dieser Vocation beykommen könnten. Ich habe wirklich von jeher gegen Kanten und gegen seinen philosophischen Scharfsinn die größte Achtung gehabt, und ich würde mich ungemein freuen, wenn ich im Geringsten etwas darzu beytragen könnte, daß der große Mann unserer Akademie zu Theil würde und sein Leben unter dem Schutze eines Fürsten beschlöße, in deßen Staate die verfolgte Philosophie, wie einst in dem Staate Friedrich des Großen, Sicherheit gegen den Aberglauben und die Unwißenheit findet.

Ich ersuche Ew. Hochwohlgeboren Serenissimo vom Inhalte dieses Briefes Meldung zu thun, und verharre unausgesetzt mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

Schulze.

Helmstädt, den 26. Junius 1794.

Mahner hat dann die Angelegenheit sogleich bei dem Herzoge zur Sprache gebracht. Aber nicht mit Erfolg. Schon ein paar Tage nach jenen Briefen erhielt er von dem Fürsten ein eigenhändiges Schreiben, das für diesen in hohem Grade charakteristisch ist. Der aufgeklärte Schüler Jerusalems hat keine religiöse Bedenken gegen eine Berufung Kants, aber er glaubt aus politischen Rücksichten von einem solchem Schritte absehen zu müssen. Er wollte sich in dieser Frage nicht in einen offenen Gegensatz zu dem großem Nachbarstaate Preußen stellen, und das um so weniger, da die allgemeine Meinung der höheren Kreise in ganz Deutschland, die er selbst allerdings innerlich nicht theilen konnte, dahin ging, daß die politischen Unruhen der Zeit ihre Hauptquelle in dem theologischen Freisinn und dem Schwinden des kirchlichen Einflusses hätten. Vielleicht schwebten ihm, der immer bedenklicher wurde, auch die Weiterungen vor, die gegenüber den Beschwerden fremder Regierungen in früherer Zeit der Schutz eines Lessing und jüngst der eines Campe verursacht hatten. Er lehnte daher jene Vorschläge mit folgender Begründung ab.

Die mir mitgetheilte Nachricht, wegen Kants Entlassung von der Königsberger Universität ist mir nicht unerwartet und ganz in der Stimmung, die jetzt in den Königl. Pr. Staaten herrschet. Würden nur nicht die Meinungen über theologische und philosophische Gegenstände in jetzigen Zeiten, wo ganz Europa gespannet ist, und wo selbst die mächtigsten Regirungen in Besorgnisse schweben, als die Quellen der unabsehnlichen Unruhen betrachtet, so würde die Berufung des Philosophen Kants nach Helmstedt nichts gegen sich haben, jetzt muß ich aber diesen Schritt, von der politischen Seite, als bedenklich betrachten.

Es würde offenbar das Ansehen gewinnen, als miß billige mann das Verfaren im Preußischen, als nehme mann ganz die Grundsätze an, welche Kant behauptet, als wolle mann sie zu verbreiten suchen, und die Folgen daran wagen. Wie Wolff nach Marburg gieng, war kein Krieg gegen einer Nation, von welcher mann der

Meinung ist, das sie zu den hohen Grad der ausschweifendsten Raserey, blos durch Wegräumung der Religiosität gelangt ist.

Diese wichtige Gründe behindern mich einen Schritt zu thun, der einige Studirende auf eine Zeitlang zwar mehr nach Helmstedt ziehen würde, der aber Unsere Opinionen über manche wichtige Gegenstände in kein vortheilhaftes Licht setzen würde, besonders bey der großen Classe von Menschen, die religiöse Vorurtheile und Pfaffenthum (nach Kants Ausdruck), mit wahrer Religion vermengen. Ich ersuche daher aus politischen Gründen den Antrag zu decliniren.

Braunschweig den 28. Juny 1794.

Ganz ergebenst
Carl W. F. H.

Am ersten Juli antwortete daher Mahner den Helmstedter Professoren, „daß Serenissmus aus politischen Rücksichten bedenklich fänden, auf eine Vocation Kants einzugehn".

Die Angelegenheit hat damit ihr Ende erreicht. Ist es auch zu bedauern, daß die Entscheidung des Herzogs so ablehnend ausfiel, da eine Berufung Kants in jener Zeit von Seiten eines so angesehenen Fürsten, wie des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, zweifellos bei allen Freunden wahrer und freier Wissenschaft auf das Freudigste begrüßt worden wäre, so ist es andererseits wohl nicht zu bezweifeln, daß jener gewünschte Schritt einen wirklichen Erfolg schwerlich gehabt haben würde. Offenbar sind die Vorgänge in jenem anonymen Schreiben stark übertrieben; auch ist es bis zu einer Amtsentsetzung Kants überhaupt niemals gekommen. Allerdings erhielt er, aber erst einige Monate später, am 12. October 1794, eine scharfe, von Wöllner unterzeichnete Cabinetsordre, in der ihm vorgeworfen, daß er seine „Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht, unverantwortlich gegen seine Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen des Königs ihm sehr wohlbekannte landesväterliche Absichten gehandelt habe", und zugleich gedroht wurde, daß er sich „bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habe". Die geforderte Verantwortung schickte Kant ein; ein Widerruf seiner Ueberzeugung war ihm unmöglich; offener Widerstand erschien ihm zwecklos, auch mit seiner Auffassung von der Unterthanenpflicht unvereinbar. Er hielt daher die Maßregelung, die er erfuhr, geheim und versprach zu schweigen. Das hat er gethan bis zu des Königs Tode, wo er sich nicht mehr gebunden fühlte. Die Stimmung aber, die ihn in jenen Tagen beseelte, kommt in den schönen Worten zu treffendem Ausdrucke, die man auf einem kleinen Zettel in seinem Nachlasse fand: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig, aber schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr seyn muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen".

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte. 1. Jahrgang. Braunschweig, Albert Limbach, 1896. 280 S. 8°. 4 M.

Unter dem Namen „Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte" hat sich auf Anregung von Abt Uhlhorn in Hannover, Professor Tschackert und Superintendent Kayser in Göttingen gelegentlich der vorjährigen Pfingstconferenz der Geistlichen der hannoverschen Landeskirche in Hannover ein Verein gebildet, dessen Zweck die „Erforschung, Sammlung, Veröffentlichung und Bearbeitung aller auf die niedersächsische Kirchengeschichte bezüglichen Urkunden und Nachrichten unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der einzelnen Kirchengemeinden" sein soll. Zur Erreichung dieses Zweckes wird beabsichtigt, jährlich ein besonderes Heft im Preise von 3—4 M erscheinen zu lassen, deren erstes nunmehr vorliegt. Die Herausgabe hat Kayser übernommen.

Wir können es nur mit Freuden begrüßen, daß man es versucht, weitere Kreise für die engere Kirchengeschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Lande nebst angrenzenden Gebieten zu interessiren und zu Forschungen anzuregen, zumal sicher noch mancher Schatz in den Archiven, Pfarrregistraturen, Raths- und Ministerialbibliotheken verborgen liegt, der der Veröffentlichung werth wäre. Allein wir können doch die Besorgniß nicht unterdrücken, die auch das vorliegende Heft keineswegs zerstreut, daß es immer nur Wenige, vielleicht zu Wenige, sein werden, auf deren litterarische Unterstützung das neue Unternehmen wird angewiesen sein. Auch erachten wir die Gefahr, die man durch ein eigenes Organ künftig vermeiden will, daß manche tüchtige Specialarbeit in Zeitungen oder allgemeinen Zeitschriften versteckt, wo sie Niemand sucht, der allgemeinen Kenntniß entzogen wird, nicht für so groß, um die Herausgabe einer neuen Zeitschrift zu rechtfertigen. Einmal sind solche Arbeiten in der Regel nur für verhältnißmäßig kleine Kreise von Interesse, und dann bietet sich Dem, der mit der Kirchengeschichte Niedersachsens sich beschäftigt und den Wunsch hegt, seine Arbeit größeren Kreisen zugänglich zu machen, dazu so reichlich Gelegenheit in den bestehenden Publicationen z. B. des historischen Vereins für Niedersachsen, des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, seit Kurzem auch hier im Braunschw. Magazin, daß er wohl schwerlich auf eine Tageszeitung verfällt. Werthlose Anecdoten und drgl., mit denen Dilettanten die Zeitungsfeuilletons anzufüllen pflegen, überlasse man aber ruhig der wohlverdienten Vergessenheit. Es dünkt uns überhaupt, daß in unserer Zeit auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung viel zu viel Kleinmalerei, wenn ich so sagen darf, getrieben wird, über die der Blick für die Allgemeingeschichte zu schwinden droht. — Allein alle diese Bedenken stehen zurück, wenn es dem neuen Geschichtsvereine wirklich gelingt, was wir ihm aufrichtig wünschen, das Interesse für Provinzialkirchengeschichte und damit für Kirchengeschichte überhaupt nach dem Vorgange anderer Länder, z B Bayerns und Sachsens, auch bei uns neu zu beleben, sein Organ aber zum Mittelpunkt der darauf bezüglichen Bestrebungen und Publicationen zu machen. Der Versuch dazu muß

jedenfalls gewagt werden, und deswegen hat auch Rec. nicht gezögert, dem Unternehmen beizutreten, wie er es auch mit Freuden begrüßt, im Mitgliederverzeichnisse Namen zu finden, die auf dem Gebiete der braunschweigischen Geschichte einen guten Klang haben, wie Beste, Hänselmann, von Heinemann, Koldewey u. A. Es wäre nur zu wünschen, daß auch in den Kreisen der braunschweigischen Geistlichen eine ebenso rege Betheiligung sich zeigte, wie in denen der hannoverschen Landeskirche. Bisher scheint das leider nicht der Fall zu sein.

Das vorliegende Heft eröffnet Tschackert passend mit einem Ueberblick über die Epochen der niedersächsischen Kirchengeschichte, deren er in Anschluß an Rettberg und Uhlhorn zwei unterscheidet, die mittelalterliche Kirchengeschichte, welche in einer Geschichte der niedersächsischen Bisthümer besteht, und die neuere Kirchengeschichte, die eine Geschichte der evangelischen Landeskirchen zu bieten hat. Erstere will er in die drei Abtheilungen zerlegen: Gründung der Bisthümer und Entwickelung derselben zu Missionsstationen bis zum Aufkommen des sächsischen Königshauses; Bestrebungen der Bischöfe, die Landeshoheit zu gewinnen, bis zur Aufrichtung des Braunschweig-lüneburgischen Erbfürstenthums 1235; Verfall der Bisthümer, nachdem sie sich zu weltlichen Territorien entwickelt hatten. Die neuere Kirchengeschichte, die mit der Reformation, oder genauer mit dem Speyerer Reichstage 1526 beginnt, gliedert Tschackert wieder in 4 Abtheilungen: Gründung der evangelischen Landeskirchen bis 1555, Befestigung derselben 1555—1648, die Zeit des Vorherrschens des Subjectivismus bis zu den Befreiungskriegen und schließlich die Zeit der Erneuerung des kirchlichen Lebens durch eine Vertiefung der Religiösität und eine kräftigere Ausgestaltung des Gemeindelebens, in der wir noch stehen [1]). Wir können uns dieser Eintheilung nur anschließen, wenn auch für die einzelnen Länder sich die Grenzen etwas verrücken dürften, wie die Eintheilung bei Beste, Braunschw. K.-G., zeigt. — Von den übrigen Abhandlungen heben wir, als für unsere engere Heimath in Betracht kommend, eine zwar nur Bekanntes bietende und populär gehaltene, aber immerhin ansprechende Charakteristik des Herzogs Julius von dem Professor der Rechte Joh. Merkel hervor; auf die übrigen näher einzugehen, verbietet der Raum. Ubbelohde bietet des Urbanus Rhegius Schul- und Kirchenordnung der Stadt Lüneburg, Tschackert die hannoversche Originalhandschrift der Augsburgischen Confession, Kayser die Grubenhagener Kirchenordnung Herzog Philipp's d. Ä., Müller Bemerkungen zu den Schriften des angeblichen Vorreformators Nutze und schließlich Kayser Hamelmann's Beziehungen zu der Kirche von Diepholz. Auch unter den Analecten und Miscellen findet sich manches Interessante, so z. B. mehrere Briefe aus der Zeit der Schmalkaldener Occupation unseres Herzogthums, die Kayser veröffentlicht. Litterarische Mittheilungen und der Bericht über die Gründung der Gesellschaft schließen das reichhaltige Heft, ein Namenregister erleichtert die Benutzung. Die äußere Ausstattung des Heftes ist lobenswerth, Druck und Papier gut.

Mögen die folgenden Publicationen sich auf der gleichen Höhe erhalten! K. S.

1) Aufgefallen ist uns, daß unter den einschlägigen Werken das bekannte Buch von Beste über Braunschweigische Kirchengeschichte nicht erwähnt ist; es beruht das wohl nur auf einem Versehen.

O. Hohnstein, Geschichte der Handelsschule zu Braunschweig. Im Auftrage des Vorstandes derselben bearbeitet. Braunschweig, Alb. Limbach, 1896. 122 S. 8°. 1 M.

Nachdem die Handelsschule zu Ostern 1896 durch ihren Uebergang zu der obligatorischen kaufmännischen Fortbildungs- bezw. Fachschule gewissermaßen ihren Abschluß gefunden hat, war es gewiß jetzt der richtige Zeitpunkt die Entstehung und Entwicklung dieser Anstalt einmal ausführlicher darzulegen. Dieser Aufgabe entledigt sich der Verfasser, der von Anfang bis Ende an der Schule als Lehrer gewirkt hat, in dankenswerther Weise. Er liefert so einen willkommenen Beitrag zur neuesten heimischen Schulgeschichte, den auch die große Zahl Derjenigen freudig aufnehmen wird, die ihre Weiterbildung, und damit oft ihr Weiterkommen im Leben dieser Anstalt verdanken. Der Verf. schildert im Anfange, wie das „Kaufmännische Contor" von Beyer, später von Ebel (1820—66) und die Merkantilische Abtheilung des Collegium Carolinum (1835—62) den Wünschen des Kaufmannsstandes nur ungenügend entsprochen, später aber das Bedürfniß nach einer Handelsschule sich immer stärker in Braunschweig fühlbar gemacht habe. Ihre Gründung erfolgte am 18. October 1875. Eingehend werden dann der Lehrstoff, die Ziele, die Wahl der Unterrichtszeit, des Locals und der Lehrer, der Lehrbetrieb und die Lehrmittel, sowie der mannigfache Wechsel besprochen, der im Laufe der Jahre in diesen Dingen und in den Personen des Vorstandes wie der Lehrerschaft der Schule eintrat. Als besonders verdient um die Anstalt werden Kaufmann Fr. Rickel und Handelsschulinspector Aug. Henze, der die ganze Zeit hindurch die Schule leitete, hervorgehoben. Auch die öffentlichen Veranstaltungen der Handelsschule werden aufgeführt. Angeschlossen sind zweckmäßig eingerichtete Listen über die Betheiligung der Schüler an den verschiedenen Unterrichtszweigen, über ihre Zahl in den einzelnen Semestern, Verzeichnisse der Mitglieder des Vorstandes und des Lehrercollegiums, wie auch der Handelsschüler.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 1. Feldmarschall Jacob Keith. — 1, 3—5 Milit. Vergehen und deren Bestrafung a. d. Zeit d. Gründung d. brandenb.-preuß. Armee. — 2. Das Verbandsfest in Königslutter. — 3. Episode vom Kyffhäuserfeste. — 4. Untergang des Kanonenbootes „Iltis". — 5. Engelbrecht, Zum Sedanfeste (Gedicht); General Bronsart von Schellendorf. — 6. Großherzog Friedrich von Baden; Sedan-Feier der Kriegervereine in der Stadt Braunschweig; Harzburger Kriegerdenkmal; Engelbrecht, die letzte Rose (Gedicht). — 7. Breslauer u. Görlitzer Kaisertage; Herzog Ernst v. Sachsen-Altenburg; Engelbrecht, Lieder a. d. Jugendzeit (Gedicht). — 8. Revue in früherer Zeit; L. Engelbrecht, Erlebt? — Geträumt? (Gedicht).

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 8. November. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Anna Amalia von Sachsen-Weimar, geb. Prinzessin von Braunschweig.

Von Otto Eggeling.

(Schluß.)

4. Letzte Höhen. 1788–1807.

Mit Frl. von Göchhausen, Herrn von Einsiedel, Kammersänger Grawe und Dienerschaft reisen wir in das Land deutscher Sehnsucht. Herder schließt sich der Gesellschaft längere Zeit an und sonnige Tage verleben die Reisenden vom September 1788 bis Mai 1790, während sie sich vorzugsweise in Rom und Neapel aufhalten. Zahlreiche Gäste treten mit uns in Verkehr, besonders angenehm die Malerin Angelica Kaufmann, der Maler Bury, ein jugendlicher Landsmann und Bekannter Goethe's, endlich Reiffenstein, ein unterrichteter Führer vornehmer Reisender, von der Herzogin der „Seelöwe" genannt. Man sieht das fröhliche Volk, unter dem Niemand einen geordneten Hausstand zu führen scheint, dem selbst sein Mittagessen, kleine gebratene Fische und Vögel, auf der Straße bereitet wird. Man schwelgt im Schein dieser Sonne, in den sanften Lichtern, welche der Vollmond über Landschaft und Meerbusen ergießt. „Von Sonne und Mond lernt man die Originale erst in Italien kennen", sagt die Göchhausen, „in Deutschland haben wir nur ihre schwachen Nachbilder". Die Kaiserpaläste, das Pantheon werden besucht, die Statuensammlungen bei Fackelschein besichtigt. „Der alte Reiffenstein ist ein gar lieber und lehrreicher Gesellschafter, er wird ordentlich wieder jung und will die Herzogin gar nicht aus den Augen lassen". (Ein gutwilliger, aber gelegentlich ungeschickter „Seelöwe", wie er ist.) Auch von einer Pompejusstatue schreibt die Göchhausen mit Bewunderung und Amalia fügt der Briefstelle in Parenthese bei: „Thusneldens Nase stieß gerade an den großen Zähe". Später wird es unmöglich, sich der Geselligkeit ganz zu entziehen. Einige Einladungen in die römischen Paläste müssen angenommen werden. „Der Herzogin geht es wohl und sie genießt mit wahrem innern Antheil. Sie hat dabei den schönen Genuß, noch nebenher geliebt und geschätzt zu sein, und noch nie ist wohl, nach Aussage Aller, die es wissen können, einer teutschen Fürstin so in Rom begegnet worden. Es ist eine feine schonende Höflichkeit und Wohlwollen, welche ihr von allen Seiten begegnet, daß sie aus dem Herzen zu kommen scheint und wohlthätig ist". (Sie fühlen es leicht heraus, diese feinen Italiener, wo ihnen wahre Hoheit begegnet.) So wandelt man denn durch die weiten lichtdurchflossenen Säle unter den reichgekleideten, schönen Gestalten. Gesang und Instrumentalmusik entzücken und auch am Spiel nimmt man Theil, „die Herzogin zu einem Ducaten den Fisch, ich zu einem Thaler".

Abbate Ceruti, der den Homer übersetzte, wird von Herder eingeführt. „Es scheint, ohne eine solche Figur kann in Rom keine Gesellschaft bestehen", meint Thusnelde. Ceruti führt seine Gönnerinnen in die „arkadische Akademie". Man hört eine Gedächtnißrede auf einen Mathematiker und viele Sonette. „Mir war nicht anders zu Muthe, als ein nasser Pudel", schreibt Amalia.

Aber auch die höchsten Würdenträger bemühen sich um die Fürstin. Sie erhält vorzügliche Plätze bei den Feierlichkeiten in der sixtinischen Capelle, dem St. Peter, auf dem Platze vor dem St. Peter. Ja, Seine Heiligkeit ist bereit, Amalia in Audienz zu empfangen. „Morgen ist der große Tag", schreibt Thusnelda, „da die Herzogin dem heiligen Vater vorgestellt wird. Sie hat diesem Schritt nicht entgehen können, da sie selbst vom Papste ausgezeichnete Distinctionen erhalten hat, und dieses als eine Art Höflichkeit ihrerseits angesehen wird. Bei verschlossenen Thüren wird sie allein, ohne Dame, beim Papst im Zimmer sein und ihr Gefolge im Vorzimmer bleiben. Auch ich werde, wenn die Herzogin herauskommt, von der Principessa St. Croce vorgestellt; welches sonst Personen meines Gelichters auf diese Weise nicht gereicht wird". Von dem Tage selbst erzählt sie: „Um fünf Uhr fuhren wir zur Principessa St Croce, von da in Wagen nach dem Vatican. Zuerst führte man uns zum Cardinal Braschi, wo viele Cardinäle, Monsignors u. s. w. der Herzogin die Cour machten. Gegen 6 Uhr gings zum Papst. Die Schweizergarde präsentirte, verschiedene Ceremonien wurden beobachtet, wir mußten eine ewig lange Treppe steigen und dann durch eine Menge Zimmer gehen. Die Herzogin ging allein zum Papste und blieb eine halbe Stunde drinnen. Nachdem die Principessa auch mich und Einsiedel vorgestellt, gingen wir durch alle Zimmer und Gärten unter Fackel-

begleitung zurück". Amalia selbst schreibt: „Am 23. November wurde ich an den Papst präsentirt den Abend. Es war ein komischer und theatralischer Aufzug. Es war mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich zum heimlichen Gerichte sollte geführt werden. Zu Hause waren wir sehr lustig und wurde viel Komisches von der Begebenheit der Präsentation gesprochen!" Wir sind ein protestantischer Kreis und eine durchaus wahrhaftige Fürstin, die mit klaren Augen durch alle Formen auf die Wirklichkeit sieht. So erweisen wir uns am bourbonischen Hofe in Neapel: „Den Nachmittag ging ich zur Königin, und es schien mir, als wollte sie sich gegen mich zeigen als Königin; aber es hielt nicht lange an". (Indem ohne Zweifel das bourbonische Ceremoniel sich vor diesen klugen Augen nicht recht sicher fühlt, der gutmüthige Ausdruck des kleinen Mundes zur Natürlichkeit einladet, kurz, es sich unmöglich zeigt, königlich und verschlossen zu bleiben, „es hielt nicht lange an".) Freilich für wahres Verdienst haben diese klaren Augen eine schnelle Auffassung. Der Erzbischof Capecelatro, den man in Neapel kennen lernt, ist einer jener idealen katholischen Geistlichen, wie sie auf den höheren Stufen der Hierarchie begegnen. „Wie glücklich wäre ich, wenn ich immer einen so guten Menschen um mich hätte, wie der Erzbischof, der, ohne herrschsüchtig zu sein, mit Liebe und Sanftmuth die Herzen an sich zieht und mit so einem Verstand", schreibt Amalia, reist um Capecelatros willen später nach Apulien und empfindet wohl mit, was Thusnelda sagt: „Das Scheiden auf ewig von einem Manne, wie dem Erzbischof ist eine Art anticipirten Todes".

Weniger ehrwürdig aber auch anziehend genug ist jene berühmte Frau, welche sich jetzt schon Lady Hamilton nennt und mit dem englischen Gesandten Lord Hamilton 1791 rechtmäßig getraut werden wird. Goethe hat schon von ihr erzählt und sie entzückt auch unsere Gesellschaft durch ihre erstaunliche Schönheit und ihr noch erstaunlicheres mimisches Talent. Eine Medusa und eine Aphrodite gelingen ihr so gut als die Hoheit der Here und die Strenge der Diana. Man sieht die Antiken in ihrer Darstellung wie lebendig geworden. In späteren Jahren wird sie den großen Nelson bezaubern und für alle Zeit hängt ihr Bild über Amalias Clavier im Witthumpalais.

An Menschen und an Landschaft erwächst den Weimarer Reisenden rings Bezauberndes. Das Gemüth selbst der kleinen Thusnelda ist wie in Entzücken aufgelöst. Wie glänzend ist die Schönheit von Ischia und wie drollig sind diese immerdar plappernden Menschen. Will man auf der Insel ohne Reden der Aufwartenden zu Mittag essen, so hat man noch ein besonderes Trinkgeld zu zahlen. Welche Majestät zeigt das Antlitz der Natur, da es sich uns bei einem neuen Lavaerguß des Vesuves enthüllt. „Nie werde ich etwas so Großes und Schönes wieder erleben", sagt Amalia und ein andermal die Göchhausen: „Citronen, Nelken, Rosen und Jasminen blühen wie ausgelassen in unserem Garten". Und von all den fremdartigen Eindrücken kehrt Amalia gern in den Kreis ihrer Getreuen zurück, da sie ihre Gedanken austauschen, berühmte Sänger die Abende verherrlichen, eine Reihe von Malern Landschafts- und Architectur-Bilder vorlegen. Ueberall aber umschwebt sie Goethes Geist. Als die Herzogin von Angelica gemalt wird, müssen die Lieder Goethes vorgelesen werden: „Ich werde dadurch nur um so schöner". Unter den Cypressen der Villa d'Este zu Tivoli liest Herder Scenen aus dem Tasso, die eben aus Weimar angekommen. „Ihre Durchlaucht erkannten mich von Düsseldorf her", schreibt Maler Schütz an Goethe, „und hatte eine große Freude bei der Tafel in Erinnerung der damaligen Reise und erinnerte sich noch aller schönen Städte und Gegenden mit dem malerischen Gefühl. O welche Dame! Eine Dame, der ich wünschte einen Tempel wie die von Pästum in Rom zu errichten, zum Ruhme Ihrer und zur Ehre der deutschen Nation, die das Glück haben, Unterthanen von einer so erhabenen deutschen Fürstin zu sein".

Amalia fühlt sich während der Reise ganz in einem ihr zusagenden Elemente. Sie schreibt an Wieland: „Mit mir steht es, wie mit den seeligen Geistern im Elysium". An Merk lautet es: „Ich glaube, Italien ist für uns, was der Fluß Lethe den Alten war, man verjüngt sich, indem man alles Unangenehme, das man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborener Mensch wird". In Briefen an Goethe äußert sich die hohe Gönnerin: „Ich finde mich hier ganz selig und wünsche mir keine andere Existenz. Ich werde schwanger von so vielem Schönen und Herrlichen, daß ich mir nur eine glückliche Entbindung wünsche mitzutheilen, was ich empfangen habe. Mein alter Reiffenstein durch seine verständige und kluge Weise insirt mich nach und nach in die Geheimnisse der Kunst. Man könnte von Rom sagen, daß Natur und Kunst sich um die Wette vereinigen, einen glücklich zu machen. Zu der Angelica gehe ich, so viel ich kann und sie zu mir, sie ist eine gar herzliebe Frau". „Der alte Herder wird immer besser, die meiste Zeit ist er bei mir. Er wird hier der Archeveque genannt und man gratulirt mir, einen solchen Mann bei mir zu haben. Er gefällt sehr, sogar bei den Damen. Doch hat seine liebe Frau Nichts zu fürchten; denn er bleibt ihr treu wie ein Generalsuperintendent. Aus meinem Briefe an meinen Sohn können Sie meine ganze Begebenheit mit dem Papste lesen, die wirklich auf dem Theater verdient aufgeführt zu werden".

Aber auch unter all den weichen auflösenden Einflüssen des Südens verliert Amalia Nichts von ihrer Selbständigkeit und ihrem Willen, die Dinge klar zu beherrschen. Man fürchtet in Weimar, Herder zu verlieren. Göttingen möchte ihn gewinnen und bietet weit reichlichere Lebensstellung. Goethe schreibt, Herder scheine um seiner Kinder willen gehen zu wollen. Wenn Herzogin Amalia eines der Kinder versorgen wolle, so würde Herder wohl zu halten sein. Eine derartige Verfügung über ihre Mittel und Entschlüsse lehnt die Fürstin entschieden ab, sie sei geneigt Etwas zu thun; aber über die Art, wie sie helfen könne, werde sie selbst nach ihrer Heimkunft befinden. Sie ward später Pathin von Herders jüngstem Sohne Rinaldo.

Genehmige der gütige Leser noch einen Einblick in

die Briefe Burys und Herders aus Rom. Es kann nicht zu vielseitiges Licht auf die erhabene Frau fallen. Bury („Kind Burri“ nennt ihn Amalia) berichtet: „Die Herzogin ist angelangt, ist die beste Dame, macht Späße, die ihr wohl anstehen. Beim zweiten Besuche überreichte ich meine Zeichnungen und mußte den ganzen Morgen bei ihr bleiben“. „Die liebe Herzogin ist immer gut und lustig, will mir wohl und daß ich sie oft besuche. Wenn ich einige Tage nicht da war, muß ich beim Schatz gewesen sein. Sie gehet oft ins Theater und hat viel Gefallen an Gioacchino (Amalia nennt ihn den ersten Buffo der Welt), daß sie mir öfter sagte, ich sollte ihn bringen, was ich auch gestern gethan. Sie möchte gern die Aurora von Guido und die Sibyllen Raphaëls in alla pace copirt haben“. „Die gute Dame will mir recht wohl und ist lustig, wenn ich bei ihr bin; ich habe kindische Freude mit der guten Seele und vergesse öfters bald, daß ich bei einer Herzogin bin. Ich esse öfters zu Mittag bei ihr, nach Tisch wird in der Villa gespielt. Herr von Einsiedel und wer da ist, springen und laufen um die Wette; ich trage immer in diesem edeln Geschäfte den Preis davon. Beim Springen über eine Fontana war ein recht lustiger Vorfall; es wurde angegeben, darüber zu springen; man hatte es aber kaum gesagt, war ich schon hinüber; Einsiedel glaubte Kraft genug zu haben, sprang aber in die Mitte hinein. Sie können sich vorstellen, wie Alles lachte und geschehen dergleichen Späße mehr“. Auch diesem „Kind Burri“ gegenüber erweist sich die Freude Amalias an talentvoller Jugend. Sie thut Alles, sein malerisches Können zu fördern, schilt, wenn er bekennt, daß er träge war, fordert wiederholt, er solle nach Deutschland zurückkehren, nimmt ihn auf ihre Kosten mit nach Neapel. Als Grawe, ihr Musiklehrer, dort in Trübsinn verfällt und seinem Leben selbst ein Ende macht, findet die tief erschütterte Herzogin einen besonderen Trost an der harmlosen heiteren Gesellschaft des „Kindes Burri“, wieder erweisend, daß sie durchaus gesund in ihrem Empfinden.

Herder schreibt an Goethe: „Die Herzogin ist sehr gut gegen mich, beträgt sich überhaupt sehr gut“. — „Das schlechte Wetter macht alle mißmuthig, ausgenommen die Herzogin, die immer gesund, vergnügt und froher Laune ist. Ueber das Geschenk des Papstes (Mosaikbild vom Triumphbogen des Constantin) ist sie sehr vergnügt. Außerdem beschäftigt sie sich sehr mit Musik, wie ihr denn auch die trefflichsten Sachen, die Italien besitzt, gegeben werden. — Dies bringt mich oder vielmehr Einsiedel auf einen Gedanken. Du weißt, wie es Jedem ist, der aus Italien soll und Du kannst denken, wie es ihr sein wird, die in Weimar nichts Lockendes vor sich findet. Könnte ihr nicht ein Reiz dadurch verschafft werden, wenn man ihr vorstellte, daß sie diese Stücke dort wieder aufführen könnte und sie eine Art Intendanz über Musik und Theater bekäme. Einsiedel meint, daß ihr dies schmeicheln und sie dort amüsiren wird, damit sie ihre Reise nach Italien dort einigermaßen anzuwenden hätte. — Der Herzog macht sich ja auch Nichts daraus und weiß an sich selbst am besten, wie einem zu Muthe ist, der wieder in die Enge nach Hause soll. — Ueberlege das, Lieber, und thue das Beste“. Etwas schulmeisterhaft, aber sehr wohlwollend fürsorglich schreibt der „Archeveque“ und eröffnet einen Blick in die Stimmungen seiner Herzogin, die sich „überhaupt sehr gut beträgt“ und das schöne Italien jetzt verlassen soll.

In späteren Jahren hat Amalia auf diese italienische Reise als auf eine sonnige Höhe ihres Lebens zurückgesehen. Im Jahre 1792 schreibt sie an ihren Lieblingsbruder: „Seit meinem 16. Jahre lebte ich bis jetzt nur für Andere, in Italien allein für mich“.

Aber nach diesen schönen Tagen folgen ernste. Eine steile Höhe gilt es hinaufzugehen, Ew. Durchlaucht, eine Höhe, auf welche tiefe Schatten fallen. Sehnsuchtsvolle Stimmen riefen nach Weimar zurück; aber bald verstummen sie, eine nach der anderen im ewigen Schweigen.

1798 scheidet Prinz Constantin, unbestimmt, ob durch den Typhus oder durch ein Duell hinweggenommen, ein Sohn, der der Mutter mancherlei Sorgen bereitete. Konnten der starke Eigenwille und der zarte Körper, die er geerbt, einen harmonischen Character nicht bilden? Kaum daß uns hier und dort ein flüchtiger Blick in dieses kurze Leben möglich wird. An Friedrich den Großen richtet Amalia einst einen entschuldigenden Brief, Constantin habe nicht aus bösem Willen sich unrichtig benommen, und Friedrich antwortet freundlich, im nächsten Jahre hoffe er den Sohn seiner sehr lieben Nichte nicht nur zu sehen, sondern auch zu sprechen. Jetzt war der Prinz als sächsischer General ins Feld gezogen und da er nun stirbt, geht Amalia nach Tiefurt, um dem geliebten Kinde in der Stille des Parkes ein Denkmal zu setzen. „Den gebildeten Jüngling, den werdenden Mann entriß die Parce im zweiten Jahre des unseeligen Krieges, der auch ihn hinwegnahm“. Ein Jahrzehnt früher waren an dieser Windung der Ilm, unter dieser Bäume Schatten die fröhlichen Lieder der „Fischerin“ erklungen, jetzt stand hier eine ernste Wittwe am Denkmal ihres Sohnes.

Um die Wende des Jahrhunderts zog Schiller nach Weimar und reihte sich wohlthuend in den Kreis der Herzogin, wo ihn Frau von Egloffstein für einen Moment sichtbar macht: „In der Mitte so bewegter Elemente (Goethe, Wieland, Herder, Knebel, welche mitunter nur mühsam von Amalia in freundlichem Zusammenwirken erhalten werden) stand Schiller voller Ruhe und Klarheit, wie der sanft leuchtende Mond, über welchem die Wetterwolken spurlos hingehen. Nicht nur in dieser Ruhe glich er dem Monde, sondern auch darin, daß er sich bescheiden zurückzog, wenn der feurige Planet des Tages (Goethe) seine Rechte geltend machte“. Aber schon 1805 „entriß ihn die Parce“ und Herdern bereits 1803. Auch Wielands Frau schied aus ihrem kinderreichen Hause und von der Seite ihres tiefgebeugten Mannes, dem das Haus seiner fürstlichen Gönnerin nun die einzige Stätte des Trostes wurde 1801 starb Amalias Mutter Philippine Charlotte. Und doch mehr als durch alle diese Todesfälle ward die Herzogin durch den Heimgang ihres litterarischen Bruders Friedrich August erschüttert. Er war 1805 nach Weimar ge-

kommen, mit der Schwester die letzten Jahre des für Beide immer einsamer werdenden Lebens zu bestehen, erkrankte aber alsbald und starb. „Da hielt ihr Herz nicht länger“, sagt Goethe, „doch blieb sie äußerlich ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend“. Starr sehen die großen Augen aus dem gealterten Angesichte, nach dem Bilde aus ihren letzten Lebensjahren zu schließen, aber mit der alten klaren Tapferkeit. Die Frau, welche auf den Gebieten der wirklichen und der geistigen Dinge unter viel Schwierigkeiten und Kämpfen zu wirken verstand, wußte auch in stiller Würde zu dulden.

Und sie hatte dafür eine reiche Schule in ihrer Vergangenheit und die reichste in ihrem Alter; denn das Unheil, welches von Westen her über Deutschland einbrach, berührte ihr Land und Haus in erster Linie. Schon 1789 hatte sie in Knebels Jubel über die französische Revolution ablehnend hineingeredet, „dies sei eine Sache, bei der die Weisen rathschlagen und die Thoren entscheiden“. Sie hatte aus erster Hand Nachrichten vom Kriege in der Champagne, über den Karl August heim schrieb: „Der Verstand steht einem stille“. Sie hörte die Donner der Schlacht bei Jena und Auerstädt, in der ihr Bruder Karl Wilhelm Ferdinand zum Tode verwundet ward, sah ihr liebes Weimar vom Feinde verwüstet, irrte, auf den inständigen Wunsch der Herzogin Luise die kleine Prinzeß Karoline flüchtend, über Erfurt, Göttingen, Cassel und kehrte nach mühseliger Fahrt ins Witthumpalais zurück.

Wohl hatte sie in all dieser Zeit tiefe herzliche Freude am aufblühenden Hause des Herzogs Karl August, that auch, was möglich war, sich und die Ihren auf den früher eingeschlagenen Wegen zu fördern. Man kennt das Bild mit ihrer stillen Tafelrunde, da sie unter Meyers Anregung malt, Goethe und Einsiedel zuhört, die Gores, die Göchhausen, Herder in Thätigkeit oder stillem Genuß um sich hat. Und so giebt es im Witthumpalais noch größere Versammlungen, wo an jedem ersten Freitag des Monats Jenenser und Weimarer Gelehrte und Schöngeister Vortrag halten, Dichtungen vorgelesen werden. Hummel fördert in der Musik, Gall in der Schädellehre, Jean Paul wird durch Amalias Erzählungen über Italien zum „Titan“ begeistert, Goethe interessirt für Naturstudien. „Der Mensch geht auf dem wahren Naturwege“, sagt Amalia von Goethe, „und das Glück geht ihm entgegen“.

Auch ihr Humor leuchtet mitunter trotz all des Elendes auf: „Preußen, Russen, Schweden, Engländer sind alle im Hannöverschen angelangt. Die Franzosen haben sich still zurückgezogen. Vielleicht kommen noch Mohametaner an, um Deutschland zu retten oder mit zu helfen, daß es ganz zu Grunde geht“. Und immer bleibt die alte Gütigkeit. Sie überläßt die gesammte Erbschaft Constantins an Karl August, fügt sich ohne Widerspruch in das ungünstige Testament ihrer Mutter. Sie verheirathet Knebel mit der sehr talentvollen L. von Rudorf und tröstet diese, wenn der gelehrte Gemahl durch Nervenanfälle beängstigend wird. Die nach Goethes Wort „unvergleichliche“ Maria Paulowna, Gemahlin Karl Friedrichs, des Erbprinzen von Weimar und Enkels von Anna Amalia, fühlt sich wohl in der Nähe einer so wahrhaft fürstlichen Vorgängerin. In jeder Woche einige Male kommt die Anfrage der Erbprinzessin in das Witthumpalais. „Liebe Großmama, wenn Sie erlauben, werden mein Mann und ich kommen, diesen Abend mit Ihnen zu essen“.

Und doch bei all dem Verheißungsvollen und Freundlichen, das wieder um sie her aufblühet und von ihr gefördert wird, bleibt eine sanfte Wehmuth im Gemüthe der Herzogin vorherrschend. „Liebes Rudelchen“, heißt es in einem Briefe an Frau von Knebel, „Du bist nicht recht gescheut zu glauben, weil ich auf zwei Briefe nicht geantwortet, ich hätte was auf Dich — mein Humor ist jetzt nicht sehr gestimmt Briefe zu schreiben. Meine Seele leidet an den unglücklichen Zeiten“. Und an Knebel schreibt Amalia 1807 am 4. Februar: „Unsere Musen hier schlafen ziemlich und wollen nicht freundlich werden. Man ist hier mit so vielem Unangenehmen umringt, daß man es ihnen nicht verdenken kann“.

Bei dieser Fülle schmerzlicher Eindrücke „hält das Herz der edlen Frau nicht länger“. Am 10. April 1807 wird sie „ohne Krankheit hinweggenommen“, nachdem sie noch eben in einer Predigt Herders gelesen.

Und so ist denn am 13. April von Mittags 4 bis Abends 9 Uhr das Paradebett im großen Saale des Witthumpalais aufgerichtet. Hier ruht die fürstliche Frau zum letzten Male unter der Decke, welche ihr „guter“ Oeser gemalt, an der Stelle, von der sie einst der ersten Aufführung der Iphigenie zugesehen. Und dies, Ew. Durchlaucht, ist nun das Letzte. Wieder wie einst beim Einzug sind Ew. Durchlaucht vom Purpurmantel umflossen, nur daß das weit über die Füße herabhängende Kleid jetzt schneeweiß ist. Auf den schwarz drapirten Wänden sind die Wappen aller Landschaften des Herzogthums angebracht, hinter des Sarges Kopfende der sächsische Rautenschild und das braunschweigische springende weiße Roß auf rothem Grunde. Darunter trägt ein blaues Schild die goldenen Lettern A. A. Schwarz verhüllte Frauengestalten halten die Ehrenwache. Gern weilt das Auge sinnend auf dem kleinen farbigen Bilde, das uns diese Stunde verewigt. Wir denken des tüchtigen, für uns Alle gesegneten Lebens, das sich bis zu dieser letzten Höhe emporgekämpft, begreifen den Sohn, welcher die Hand der todten Mutter erfaßt, um dann verhüllten Angesichtes aus dem Zimmer zu stürzen, verstehen, wie Goethe die erregten Empfindungen der Freunde in einem Erinnerungswort zusammenfaßt und verklärt. Mit umfassender Kenntniß, leuchtender Anschaulichkeit und tiefer Ruhe stellt er den Lebensgang der durchlauchtigen Frau dar; aber wohl hört man den Worten die gewaltige innere Bewegung an; denn der Dichterfürst spricht aus vollem Herzen, wenn er die in höhere Regionen gehobene Herrin darstellt „als einen Stern, der uns bei stürmischer Fahrt leuchten soll, der wir als einer Seligen sehnsüchtig nachschauen, nachdem sie uns im Leben wohlwollend und hülfreich war“. Auf allen Kanzeln des Landes wurde dieses Erinnerungsblatt Goethes am nächsten Sonntag verlesen und drang tief in die Herzen eines Volksstam-

mes, dem die Verklärte ein fast erlöschendes Fürstenhaus zu neuem Glanze wiedergeboren, wurde tief empfunden in Weimar; denn Alles, wodurch diese Stadt den Deutschen und der Welt bedeutsam geworden, ward eingeleitet, gepflegt, gefestigt durch Anna Amalia.

In der Stadtkirche der Residenz hat Karl August die irdischen Reste der Mutter bergen lassen; aber ihre Wohnstätten in Weimar und Tiefurt werden durch die Hochherzigkeit des Urenkels so ganz nach Art und Weise der großen Ahnin erhalten, daß wir uns noch heute wie in den Verkehr mit der durchlauchtigten Frau versetzt fühlen, wenn wir in ehrfurchtsvoller Erinnerung diese Säle und Zimmer durchwandeln.

Briefe von Schiller, Herder und Wieland an Friedrich Vieweg.

Mitgetheilt von Dr. Carl Schüddekopf.

In der Geschichte des deutschen Buchhandels hat der Name Vieweg einen guten Klang, und Braunschweig darf stolz darauf sein, daß sein Herzog Karl Wilhelm Ferdinand vor nunmehr bald hundert Jahren neben andern großen „Ausländern“ auch den Gründer dieser Handlung, Hans Friedrich Vieweg den Aelteren, ins Land gezogen hat. Nicht so leicht wäre ihm dies gelungen, da der rührige junge Verleger in Berlin bereits ein reiches Feld der Thätigkeit gefunden hatte, wenn nicht verwandtschaftliche Beziehungen mitgewirkt hätten; es ist bekannt, daß Vieweg die einzige Tochter Joachim Heinrich Campe's, die aus seinem Robinson jedem Kinde vertraute „Lotte“, zur Frau hatte Wie es kam, daß Vieweg sich entschloß, dem Rufe des Herzogs Folge zu leisten und die Schulbuchhandlung zu übernehmen, ist vor Kurzem in der Allgemeinen deutschen Biographie 39, 689 sachgemäß erläutert worden. Schon vor seiner Uebersiedlung nach Braunschweig im Frühjahr 1799 stand Vieweg mit den ersten Autoren seiner Zeit in Verbindung, so hatte er Goethe's „Herrmann und Dorothea“ als Taschenbuch für 1798 verlegt und dem Dichter das für damalige Zeiten bedeutende Honorar von 1000 Thalern geboten, ehe er das Manuscript zu Gesichte bekam (nicht 1000 Ducaten, wie in der Allg. D. Biographie a. a. O. der Tradition nacherzählt wird, vgl. Goethe's Briefe an Vieweg in der Weimarischen Ausgabe XII, 11 ff., wo übrigens der Brief 3467 sicher unecht ist). Daß Vieweg auch mit den übrigen führenden Geistern der Nation in einer vertrauten, ja freundschaftlichen Verbindung stand, mögen die hier folgenden Briefe beweisen, welche mir durch die Güte des Herrn Oberbibliothekars Prof. Dr v. Heinemann aus der im Jahre 1892 der Wolfenbüttler Bibliothek letztwillig vermachten Autographensammlung der Familie Vieweg zugänglich gemacht worden sind.

Zur Erklärung brauche ich nur Weniges vorauszuschicken. Der Brief Schiller's (einzuschalten in der Sammlung von Jonas, Band III S. 358, hinter Nr. 685) ist während seines Aufenthalts in der schwäbischen Heimath im Interesse eines Jugendfreundes, Friedrich Wilhelm's von Hoven, geschrieben, der in Ludwigsburg sein Schulkamerad und Hausgenosse gewesen war und sich als medicinischer Schriftsteller durch seinen „Versuch über das Wechselfieber und seine Heilung, besonders durch die Chinarinde“ (Winterthur, 1789/90) vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Daß sein zweites Werk, welches Schiller an Vieweg zum Verlage empfiehlt, die „Geschichte eines epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aschberg geherrscht hat“ war, geht aus seiner Selbstbiographie (Nürnberg 1840 S. 132) hervor. Aus späteren Briefen Schiller's an Hoven (Selbstbiographie S. 383, Jonas 4, 117) ergiebt sich ferner, daß Vieweg den Verlag des Buches, vielleicht weil es von allzu lokalem Interesse war, ablehnte und Schiller es 1795 bei dem Buchdrucker Göpferdt in Jena für 24 Friedrichsd'or unterbrachte. Seinen Jugendfreund, über den er an Körner schreibt: „Mit ihm habe ich von meinem 13ten Jahre bis fast zum 21. alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen“, empfahl er in einem verlorenen Briefe auch an Hufeland als Mitarbeiter für die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung (Jonas 4, 356).

Den zweiten unserer Briefe hat bereits J. Leyser in seiner Biographie Campe's (Braunschweig 1877. 2, 117) als an diesen gerichtet veröffentlicht. Sicher mit Unrecht, wie der hier mit Verbesserung einiger Lesefehler nochmals abgedruckte Brief selbst beweisen mag. Denn Friedrich Vieweg war zugleich der Drucker der bei Hartknoch in Riga erscheinenden Herder'schen „Briefe zur Beförderung der Humanität“ und der Verleger der „Deutschen Monatsschrift“, welche seit 1795 unter der Leitung von Friedrich Gentz einen neuen Aufschwung nahm und von Herder mehrere Beiträge enthält, die jetzt in Suphan's Herderausgabe 18, 377—403 vereinigt sind.

Der letzte Brief endlich ist zwar, wie Schiller's Angebot, erfolglos geblieben, aber keineswegs die einzige Spur einer Verbindung zwischen Wieland und Vieweg. Ein zweites Schreiben Wieland's habe ich im Archiv für Literaturgeschichte 15, 261 nach einer Handschrift des British Museums abgedruckt, aus welchem hervorgeht, daß wie Herder zu Vieweg's Taschenbuche für 1802 und 1803 so auch Wieland zu dem letzteren Jahrgang beigesteuert und Vieweg nicht nur dramatische Werke seines Sohnes Ludwig, von dem gleich die Rede sein wird, sondern auch einen zweibändigen Roman seines Secretairs Lütkemüller mit einer Vorrede des Oberondichters in seinem Verlage erscheinen ließ.

Daß Wieland's ältester Sohn Ludwig (1777—1819) bei Friedrich Vieweg die Handlung erlernt habe, ist, wie mir der Vieweg'sche Verlag gütigst bestätigt, unwahrscheinlich. Denn nach Absolvirung seiner Studien in Jena und Erlangen im Jahre 1799 finden wir ihn bereits im Jahre 1800 in Bern bei seinem Schwager Heinrich Geßner, dem Besitzer der dortigen Nationalbuchdruckerei, und bald darauf in Zürich, wo er mit Heinrich von Kleist und Zschokke gemeinsam den Stoff

des „Zerbrochenen Krugs" bearbeitete. Mit Kleist 1803 nach Osmannstedt zurückgekehrt, wandte er sich ganz von dem Buchhandel ab, wurde 1809 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy und lebte dann als Schriftsteller in Wien und Weimar.

---

1. Schiller an Vieweg.

Ludwigsburg in Schwaben den 1. October. 93.

Ein Freund von mir, D. Hoven von hier, der in seinem Vaterlande als ein sehr geschickter praktischer Arzt, und durch ein Werk über die Wechselfieber als Schriftsteller rühmlich bekannt ist, wünscht mit Ihnen in Verbindung zu treten, und auf meine Aeußerung, daß ich die Ehre habe, Sie von Person zu kennen, bat er mich, ihn bei Ihnen zu introduciren So intereßirt ich auf der einen Seite bin, meinen Freund in diesem Stück gut versorgt zu sehen, so glaube ich auf der andern, Ihnen durch diese Empfehlung keinen unangenehmen Dienst zu erweisen. Sie werden an ihm einen sehr scharfsinnigen Kopf, und, was man bey den jetzigen Autoren im medicinischen Fach nicht sehr häufig antrift, einen Schriftsteller von korrektem, lichtvollen und beredtem Vortrage finden. Ob ich gleich Recensenten-Urtheilen das Gewicht nicht einräumen kann, welches manche darauf zu legen scheinen, so glaube ich dennoch, daß die Einhelligkeit der öffentlichen Urtheile über den Werth jener Schrift von den Wechselfiebern, und besonders das vortheilhafte Zeugniß, das in der A. L. Zeitung und in der Berliner Bibliothek davon gegeben wird, für den Verfaßer sehr viel beweißt.

Er gedenkt, gegen Ausgang dieses Jahrs mit einer Schrift fertig zu werden, deren Titel und Innhalt Sie aus der Beylage ersehen werden. Diese Schrift bietet er Ihnen an, und überläßt Ihnen die Bedingungen. Ich habe geglaubt, ihn versichern zu dürfen, daß Sie ihm beßere Conditionen machen würden, als ein Buchhändler aus hiesigen Gegenden, der ihm einen Carolin für den Bogen anbietet Er wünscht die Schrift, die in mittelmäßigem Oktav etwa ein Alphabet betragen wird, mit lateinischen Lettern und auf gutem Papier abgedruckt; und glaubt, mit Anfang des Jenners das Mscrpt abschicken zu können.

Sehr angenehm sollte es mir seyn, wenn ich durch meine Mediation zwey Männer mit einander in Verbindung gebracht hätte, die mir beyde schätzbar sind. Haben Sie die Güte, Sich wenn Sie den Verlag dieses Werks übernehmen wollen, unmittelbar an den Hofmedikus von Hoven allhier zu wenden; im gegenseitigen Falle bitte ich nur um eine Zeile Antwort für mich, den Ihr Brief noch hier in Ludwigsburg finden wird.

Ich bin mit aufrichtiger Hochschätzung

Ihr

ergebenster D(iene)r

F. Schiller.

2. Herder an Vieweg.

Hier empfangen Sie, hochgeschätzter Freund, den 6.ten Th.(eil) meiner Br.(iefe) zur Humanität; den fünften habe ich, in zwei Sendungen, Anfang dieses Jahres an Sie übermacht, aber von dem Empfange noch keine Zeile Nachricht erhalten, worüber ich äußerst verlegen u. unruhig bin. Ich bitte aufs schönste u. beste, mir nur in wenigen Worten die Ankunft dieses u. der zwei vorigen Remessen zu melden; Sie reißen mich damit aus einer großen Sorge. Vorher, Ende vorigen Jahrs nämlich, meldete ich Ihnen, daß ich das Buch liefern würde, wie ichs auch gethan habe; aber auch auf diesen Brief habe ich keine Antwort. Meinen beiden Sendungen lagen Stücke zu Ihrer Deutschen Monatsschrift bei; die Sie auch werden erhalten haben.

Meine vorigen Bitten des Drucks wegen darf ich nicht wiederholen; alles bleibt wie bei den vorigen Theilen. Nur bitte ich angelegenst den Druck nicht zu verspäten, daß er zur Meße fertig werde. Auch Inlage bitte ich mit der nächsten Post an HErn Hartknoch laufen zu laßen; es ist mir am Briefe viel gelegen. Sehnlich erwarte ich Ihre baldige Antwort.

Mit größester Hochacht(un)g beharrend ꝛc.

Herder.

W. den 12. Febr. 95.

P. S. Ihre Deutsche Monatsschrift geht doch fort, ob sich gleich die vorigen Arbeiter abgesondert haben? Ich wünschte es. Hierüber doch auch Ein Wort.

Nochmals bitte ich um Meldung des Empfanges aufs beste.

3. Wieland an Vieweg.

Wohlgebohrner

Hochgeschätztester Herr,

Wie kurz auch der Besuch war, womit E. W. mich vor einigen Jahren in Gesellschaft zweyer Ihrer würdigen Freunde beehrten, so war er doch hinreichend, um eine sehr lebhafte und angenehme Erinnerung von dem Eindruck, den Ihre Gegenwart auf mich machte, in meinem Gemüthe zurückzulassen, und die vorzügliche Meinung von Ihrem Karakter und persönlichen Werthe, die ich von meinem Freunde Göschen und andern länger und näher mit Ihnen bekannten Personen erhalten hatte, durch mein eigenes Gefühl zu bestättigen und in Gewißheit zu verwandeln. Wundern Sie Sich also nicht, daß ich Ihnen durch gegenwärtige Zuschrift einen Grad von Vertrauen beweise, der sonst gewöhnlich eine längere und genauere Bekanntschaft voraussetzt, und daß ich bey einem Manne von Ihrer Denkart jede andere Entschuldigung der Freyheit, die ich mir nehme, so wie eine längere Vorrede für überflüssig halte, wiewohl die Sache worin ich mich an Sie wende, gewisser Maßen bloß mich selbst und meine eigene Beruhigung betrift.

Mein ältester Sohn Ludewig bestimmte sich selbst von früher Jugend an dem sogenannten Studieren. Seine Fähigkeiten schienen ihm auf der eingeschlagenen Laufbahn einen guten Fortgang zu versprechen, und nachdem er auf dem Weimarischen Gymnasio einige Jahre vorbereitet worden, brachte er gegen vier Jahre, erst bey seinem Schwager Reinhold in Kiel, dann zu Jena und Erlangen, nicht ohne Nutzen für die Ausbildung seines Geistes, aber (freylich sehr gegen meine Erwartung) ohne anhaltendes Betreiben eines sogenannten Brotstudiums zu. Zuletzt, wiewohl später als ich gewünscht hätte, zeigte sichs, daß er eine unüberwindliche Abneigung gegen alle gewöhnlichen gelehrten Professionen

und Lebensarten hegt, und da ihm das große Gesetz der Nothwendigkeit und sein eigener guter Verstand die baldige Erwählung einer gewissen Art von Beschäftigung für sein künftiges Leben zur Pflicht macht, sich, ungeachtet die dermahligen Zeitumstände von einem solchen Vorhaben vielmehr abschrecken als aufmuntern, fest entschlossen hat — ein Buchhändler zu werden. Wieviel ich auch gegen diese Entschließung einzuwenden haben möchte, so muß ich doch gestehen, daß ich die Gründe, die ihn dazu bestimmen, nicht umzustoßen vermag; und ich sehe daher, Alles wohl erwogen, für mich nichts anders zu thun, als ihm, zumahl da er bereits 22 Jahre alt und ein junger Mensch von Kopf und nicht gemeiner Geisteskraft ist, zu seinem Vorsatz meinen Segen zu geben, und ihn zu Erreichung desselben, soviel noch in meinem Vermögen ist, zu unterstützen. Daß er indessen keine Lust hat die Buchhandlung auf dem gewöhnlichen Wege einer handwerksmäßigem Lehrzeit von 5 oder auch nur 3 Jahren zu erlernen, sondern auf die liberalste Art und in der möglichkürzesten Zeit in den Geheimnissen derselben inziiert zu werden wünscht, ist ihm in jeder Rücksicht nicht zu verdenken. Es kommt also, wenn ich nicht irre, alles darauf an, einen edeldenkenden Vorsteher irgend einer großen und ausgebreitete Geschäfte machenden Buchhandlung zu finden, der sich etwa aus freundschaftlicher Gesinnung gegen mich entschließen könnte, meinen besagten Sohn als Pensionaire in seine Handlung aufzunehmen, ihn zu den verschiedenen Geschäften derselben zwar (wie sich von selbst versteht) stufenweise, aber doch mit allem guten Willen den jungen Mann nach Maßgabe seiner Fähigkeit und Applikazion zu behandeln, anzuführen, kurz, ihm zu seinem Zweck mit der Gesinnung eines Freundes und Vaters beförderlich zu seyn. Ich habe Ursache meinem vieljährig bewährten Freunde Göschen zuzutrauen, daß er hierin meinen Wünschen mit Freuden entgegengekommen wäre, wann der wesentliche Umstand, daß sein Buchhandel ein bloßer NettoHandel ist, nicht ein Haupthinderniß in den Weg legte. Ich wage es also, höchstgeschätzter Herr, mich mit meinem Gesuch zu nächst an Sie zu wenden, und die Anfrage an Sie zu thun, ob Sie — vorausgesetzt, daß die Sache in Ihrer Lage und ohne Ihren Nachtheil thunlich wäre) die Geneigtheit für mich haben wollten, unter angemessenen Bedingungen von meiner Seite, sich meines Sohnes, in der vorbesagten Art und Weise, zu hinlänglicher Erzielung seines Endzwecks anzunehmen. Ich enthalte mich Ihnen zu sagen wie glücklich Sie mich durch ein gefälliges Ja! machen, und wie viel es zu meiner Beruhigung beytragen würde, meinen Sohn in den Händen eines so liebenswürdigen, geschickten und allgemein geachteten Mannes und in einer Buchhandlung zu wissen, die zu Erlernung und Uebersicht aller Theile und Zweige dieses wichtigen Handels so vollständige Gelegenheit darbietet wie die berühmte Schulbuchhandlung in Braunschweig — ich halte hierüber meine Feder zurück, um Ihrem edeln und gütigen Herzen weniger weh zu thun, falls Sie (was ich nicht befürchten möchte) zu meiner Bitte Nein! zu sagen genöthiget wären. Sollte dies letztere aber ja der Fall seyn, so hoffe ich mich wenigstens in dem Vertrauen nicht zu täuschen, womit ich dieses mir so angelegene Geschäft in Ihre Hände lege, in der gewissen Hoffnung daß Sie solchen Falls die Freundschaft für mich haben würden, mir in dem Kreise Ihrer weitausgebreiteten Bekanntschaften einen andern Weg zu Erreichung meines Wunsches zu zeigen und eröfnen zu helfen.

Möchte ich Gelegenheit finden, Ihnen auch meiner Seits thätige Beweise der vorzüglichen Hochachtung zu geben womit Ihnen lebenslänglich zugethan seyn wird

Ihr

ganz ergebenster
C M Wieland.

Oßmanstätt bey Weimar, den 1. Septemb. 1799.

Haben Sie die Güte, mein wehrtester Herr, mich unserm verehrenswürdigen Campe zu empfehlen. Möchten Sie mir eine gute Nachricht von der Wiederherstellung seiner, dem Vernehmen nach, leidenden Gesundheit geben können! Die bloße Rücksicht Ihm nicht auf irgend eine Art beschwerlich zu fallen, hat mich abgehalten, auch an Ihn zu schreiben[1]) und Ihn zu bitten, das Anliegen meines Sohnes mit der Güte für mich, wovon Er mir schon so manchen Beweis gegeben hat, zu begünstigen.

Bücherschau.

J. Kühne, Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner in Braunschweig, Oldenburg, Lippe, Schaumburg-Lippe und Bremen. Leipzig, Werther, 1896. 66 S. 8°. 1,10 M.

Wer mit den Untersuchungen des Pastors Wagner in Pritzerbe und seiner Mitarbeiter im Ganzen einverstanden ist, in ihnen den Anfang zur Heilung so mannigfacher Schäden des Volkslebens sehen will, wird auch die vorliegende Schrift des Pastors Kühne, die einen Theil des ganz Deutschland umfassenden Gesammtwerkes bildet, wohlgefällig aufnehmen können. Wer indessen auf diesem so überaus schwierigen Gebiete der Volkskunde höhere Anforderungen stellen zu dürfen glaubt, wird die Zusammenstellungen und Beobachtungen nicht allzu hoch einschätzen, die hier geboten werden. Vom Standpunkt der Moralstatistik, als deren Begründer wohl der geistreiche Alexander von Oettingen gelten darf, würde das Rohmaterial als durchaus ungenügend verworfen werden müssen, und der Culturhistoriker, Ethnograph oder auch nur der einfache Volkskenner vermißt durchaus eine gebührende Würdigung des sogenannten Milieu. Hat doch der Verfasser kein Bedenken getragen, in seinem Abschnitt über das Großherzogthum Oldenburg das linksrheinische Fürstenthum Birkenfeld mit dem ostelbischen Lübeckschen Gebiet kurzer Hand zusammen abzuthun! Daß dabei die primärsten und richtigsten Lebensbedingungen nicht haben berücksichtigt werden können, ist bei der Spärlichkeit der von den Pastoren eingegangenen Urberichte und bei der Knappheit der Zusammenfassung nicht zu verwundern.

1) Drei Briefe Wieland's an Campe nebst einer Antwort des letztern, die für die Geschichte der Sprachreinigung lehrreich sind, finden sich bei Leyser, Campe 2, 92—114.

Es ist ein heikles Unternehmen, über menschliche Beziehungen, die sich ihrer Natur nach der Beobachtung geflissentlichst zu entziehen suchen, generalisirend zu urtheilen. Ich fürchte, es fällt bei dieser Enquete, so gut gemeint sie zweifellos ist, für die Wissenschaft und auch für die Praxis nichts ab. Jene bedient sich anderer Methoden, und ein erfahrener Praktiker weiß auf andere Art sich die unumgänglich nothwendige Kenntniß des sittlichen Zustandes seiner Gemeinde zu verschaffen. Als eine Ergänzung zu der mit so viel Liebe geschriebenen Braunschweigischen Volkskunde von R. Andree möchte ich das kleine Heftchen nicht bezeichnen. K. M.

Rudolf Eckart, Urkundliche Geschichte des Petersstiftes zu Nörten mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte von Nörten und der umliegenden südhannoverschen Landschaft. Duderstadt, Fr. Haensch 1896. 111 S. 8°. 2 ℳ. geb. 2 ℳ 25.

Das Buch beruht im Wesentlichen ganz auf Joh. Wolfs verdienstvoller Arbeit, „Diplomatische Geschichte des Peters-Stiftes zu Nörten“ (Erfurt, 1799), die es für wissenschaftliche Forschung in keiner Weise ersetzt. Aus neuerer Zeit fügt dann der Verfasser noch mancherlei dankenswerthe Nachrichten bei; was er für die frühere Zeit aus eigener Forschung oder aus seines Vaters, Theod. Eckarts, Aufzeichnungen beibringt, ist nicht von Belang. Dieser Thatsache gegenüber überrascht es, hier in der Vorbemerkung Wolfs Werk als „längst veraltet“, S. 31 ihn selbst als einen „parteiischen Forscher“ bezeichnet zu sehen. Das Buch soll vor Allem die Geschichte Nörtens und seines altberühmten Stifts den Lesern lieb und werth machen und den Sinn für heimathliche Geschichte wecken und neu beleben; ein schöner Zweck, zu dessen Erreichung wir nur besten Erfolg wünschen können.

Die Octobernummer von **Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften** enthält einen Aufsatz Friedr. Koldewey's über Joachim Heinr. Campe, der sich durch gediegenen Inhalt wie vornehme Ausstattung in gleicher Weise auszeichnet. Er beruht auf streng wissenschaftlicher Grundlage und bringt, was nach der Anlage der Monatshefte dort nicht besonders bemerkt werden konnte, mancherlei Berichtigungen der landläufigen Daten und Angaben über Campes Leben und Wirken. Von diesem entwirft der Verfasser ein äußerst anschauliches und anmuthendes Bild, in dem bei aller Wärme des Tones Licht und Schatten richtig vertheilt und der geschichtliche Hintergrund sicher und klar gezeichnet ist. Vorzüglich ausgeführte Bilder Campes, seiner Frau, seiner Geburts-, Wohn- und Grabstätte erhöhen den Werth der interessanten Arbeit.

Georg Bode, Urkundenbuch der Stadt Goslar und der in und bei Goslar belegenen geistlichen Stiftungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde von der Historischen Commission der Provinz Sachsen. 2. Theil. Halle, Otto Hendel 1896. IX und 699 S. und 18 Tafeln. Gr. 8° 16 ℳ.

Dem lange erwarteten ersten Theile des Goslarer Urkundenbuches, der im Jahre 1893 erschien, ist jetzt in kurzer Zeit der zweite Band dieses umfangreichen und wichtigen Quellenwerkes nachgefolgt. Er überliefert der geschichtlichen Forschung einen äußerst werthvollen Stoff in trefflicher Bearbeitung. Denn die Vorzüge, die bei dem ersten Bande von Seiten der Fachgenossen gerechte Anerkennung fanden (vgl. z. B. die eingehende Besprechung von dem inzwischen leider verstorbenen Professor Ludw. Weiland in den Gött. Gel. Anzeigen 1894 № 5), läßt auch der vorliegende zweite Band nicht vermissen. Er umfaßt 609 Urkunden, von denen bislang 440 noch nicht gedruckt waren, aus der Zeit von 1250—1300. Bode hat sich aber nicht damit begnügt, diese Documente im Wortlaute oder (in 35 Fällen) im Auszuge mitzutheilen: er hat auch diesem Theile eine ausführliche, geschichtliche Einleitung vorangestellt, in der er unter Berücksichtigung der gesammten einschlagenden Litteratur mit umfassender Kenntniß das Facit aus jener Urkundenmenge zieht und die Geschichte der Stadt während des genannten Zeitraums in eingehender und doch gemeinverständlicher Weise behandelt. Galt der erste Band vor Allem der glanzvollen Kaiserzeit der Stadt, die insbesondere von den salischen Königen mit Vorliebe besucht wurde und noch jetzt in ihrem stattlichen, reich wiederhergestellten Kaiserhause[1]) ein stolzes Denkmal jener großen Tage besitzt, so zeigt dieser zweite Theil das Erstarken der städtischen Macht, von jener Kaiserzeit aber nur mehr und mehr schwindende Reste. Zwei Mal nur hat in diesem halben Jahrhundert ein deutscher König, Wilhelm von Holland, kurze Zeit in Goslar geweilt; Macht und Ansehen des Reiches schwanden auch hier, das Reichsgut kam immer mehr in fremde Hand. Die Reichsvogtei ging (zunächst abgesehen von der sog. kleinen Vogtei) in den Besitz der Stadt über, der wichtige Bergzehnte von Goslar in den des Braunschweigischen Herzoghauses, für dessen Geschichte, vorzüglich für seine Beziehungen zu der Stadt Goslar, dem Harzwalde und dem Bergbau der vorliegende Band interessante Beiträge enthält. Dann werden im zweiten Abschnitte der Einleitung die Fortentwicklung der Stadt Goslar zuerst im Allgemeinen, dann die der städtischen Verfassung im Besonderen ausführlich behandelt, zuletzt die Kirchen und die bürgerlichen geistlichen Stiftungen der Stadt. Bleiben auch bei der Lückenhaftigkeit der urkundlichen Ueberlieferung manche Punkte noch im Unklaren, so wird doch durch geschickte Verwerthung des vorhandenen Materials in viele Verhältnisse, wie z. B. in die Stellung der Körperschaft der Berg- und Hüttenleute u. A., helles Licht gebracht. Bode's Ausführungen werden für die Geschichte der Stadt Goslar stets eine wichtige Grundlage bilden und jeder spätere Forscher auf diesem Gebiete wird sich mit ihnen abzufinden haben. Beigegeben ist dem Buche ein gründlich gearbeitetes Register und 18 Siegeltafeln, auf denen der Rahmen der auf Goslar bezüglichen Siegel uns etwas weit gezogen zu sein scheint. Auch könnte der den Tafeln beigefügte Text u. E. etwas knapper gehalten sein.

1) Wir wollen uns damit jedoch keineswegs mit allen Einzelheiten der Restauration einverstanden erklären. Insbesondere halten wir die Aufstellung der beiden Nachbildungen des Braunschweiger Burglöwen vor dem Kaiserhause, die jedem geschichtlichen Sinne auf das Gröblichste ins Gesicht schlägt, für eine arge Geschmacklosigkeit, die in deutschen Landen so leicht ihres Gleichen nicht finden wird.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 22. November. **1896.**

Die Stellung der Gemeinde in der evangelisch-lutherischen Landeskirche[1]).

Vom Landgerichtsrath Wilhelm Kulemann.

I.

Durch die Landesverfassung ist nicht allein jedem Landeseinwohner vollkommene Freiheit des Gewissens und des religiösen Glaubens sowie das Recht des öffentlichen Bekenntnisses in einer der im Staate gestatteten kirchlichen Gesellschaften gewährt (§. 29), sondern es ist auch allen im Herzogthume anerkannten oder durch ein Gesetz aufgenommenen christlichen Kirchen freie öffentliche Religionsübung zugesichert (§. 211). Dabei ist bestimmt, daß alle Kirchen unter der auf der höchsten Staatsgewalt beruhenden Oberaufsicht der Landesregierung (Kirchenhoheit) stehen, während die Ordnung der rein geistlichen Angelegenheiten unter dieser Oberaufsicht der in der Verfassung jeder Kirche begründeten Kirchengewalt überlassen bleibt.

Für die evangelisch-lutherische Kirche gilt nun aber insofern etwas Anderes, als für die übrigen Bekenntnisse, als sie zur Landeskirche erklärt ist. Das bedeutet, abgesehen von anderen, hier nicht interessirenden Punkten, daß in ihr die Kirchengewalt dem Landesfürsten als oberstem Bischofe zusteht; dieser übt dieselbe aus unter Mitwirkung und Beirath des mit evangelischen Geistlichen und Laien besetzten Consistoriums. Die den einzelnen evangelischen Gemeinden hinsichtlich des Kirchenwesens zustehenden Befugnisse sind einem die Kirchengemeinde vertretenden Kirchenvorstande übertragen, dessen Zusammensetzung und Wirkungskreis durch ein besonderes Gesetz (Gesetz betr. die Errichtung von Kirchenvorständen in den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden vom 30. November 1851) festgesetzt worden ist.

Während nach diesem Gesetze nur innerhalb der einzelnen Kirchengemeinde eine Mitwirkung der Gemeindeangehörigen an den kirchlichen Angelegenheiten stattfand, in der Landeskirche dagegen die Kirchengewalt vom Landesfürsten allein und ohne Beschränkung durch Rechte der Kirchenangehörigen ausgeübt wurde, hat man später nach dem Vorbilde der für die staatliche Gemeinschaft durchgeführten Umgestaltung des absoluten in das constitutionelle Regiment auch für die Landeskirche eine solche Verfassung eingeführt durch das Gesetz vom 31. Mai 1871, indem man eine Landessynode schuf, die innerhalb der Kirche eine ähnliche Stellung einnimmt, wie im Staate die Volksvertretung. Auch für das Gebiet jeder einzelnen unter Leitung eines Superintendenten stehenden Inspection hat man sog. Inspectionssynoden eingerichtet, die jedoch lediglich eine begutachtende Stellung haben.

Hiernach ist die organische Gliederung der Landeskirche die folgende:

1) In der einzelnen Kirchengemeinde besteht eine Vertretung derselben in dem Kirchenvorstande, mit dessen Stellung wir uns unten noch näher zu beschäftigen haben.

2) Jede Kirchengemeinde mit Ausnahme der Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, die für sich allein eine Stadtinspection bilden, gehört zu einem Inspectionsbezirke, der unter Leitung des Superintendenten steht. Mehrere Inspectionen sind zu einer Generalinspection unter einem Generalsuperintendenten vereinigt. In jeder Inspection tritt alle zwei Jahre eine Inspectionssynode zusammen; dieselbe besteht aus dem Superintendenten, den geistlichen Mitgliedern der Kirchenvorstände, den Anstaltsgeistlichen, denen auf ihren Antrag die Theilnahme gestattet ist, und ebensoviel weltlichen Abgeordneten, wie geistliche Mitglieder vorhanden sind, die durch die Kirchenvorstände gewählt werden.

Die Inspectionssynode wählt den Inspectionssynodalausschuß.

3) Für die gesammte Landeskirche besteht eine Landessynode aus 12 geistlichen und 16 weltlichen Abgeordneten, die durch die Geistlichen und die von den Kirchenvorständen ernannten Wahlmänner gewählt werden; zu ihnen treten noch zwei geistliche und zwei weltliche Mitglieder hinzu, die der Landesfürst bestimmt.

Die Landessynode wählt den Landessynodalausschuß.

4) Die zur obersten Leitung der Kirche und Berathung des Landesfürsten nach dem Vorbilde des Ministeriums in staatlichen Dingen berufene Behörde

---

[1]) Vortrag gehalten in der Versammlung des freien kirchlichen Wahlvereins in Braunschweig am 21. October 1896.

ist das Consistorium. Dasselbe besteht aus drei geistlichen, drei weltlichen und einem technischen Mitgliede.

Wir wollen uns hier lediglich mit der Stellung der einzelnen Kirchengemeinde beschäftigen. Dieselbe kommt in Betracht:

1) in ihrer Organisation, also insbesondere hinsichtlich des Verhältnisses des Kirchenvorstandes zu den Gemeindemitgliedern,
2) in ihrer Stellung zu der Landeskirche und deren Organen, insbesondere den Aufsichtsbehörden,
3) in ihrem Verhältnisse zum Staate und insbesondere zu der politischen Gemeinde.

Dabei ist sowohl die weltliche als die geistliche, die materielle als die ideelle Seite der Thätigkeit in Betracht zu ziehen.

II.

Der Kirchenvorstand besteht, abgesehen von den Geistlichen, die ihm kraft Gesetzes angehören, je nach der Größe der Gemeinde aus 4—16 Personen, die von den wahlberechtigten Gemeindemitgliedern gewählt werden. Bei der Wahl soll auf solche Männer gesehen werden, die „nicht durch unehrenhaften Lebenswandel oder thatsächlich bekundete Verachtung der Religion öffentliches, durch nachfolgende Besserung nicht wieder gehobenes Aergerniß gegeben haben". Die Wahl erfolgt ausschließlich durch die Personen, die sich in die zu diesem Zwecke ausgelegten öffentlichen Listen eingetragen haben. Die Annahme der Wahl ist kirchliche Pflicht, der gegenüber nur bestimmte gesetzliche Entschuldigungsgründe zulässig sind. Die Wahlen erfolgen auf sechs Jahre; alle drei Jahre scheidet die Hälfte der Mitglieder aus.

Das Amt eines Kirchenverordneten ist ein kirchliches Ehrenamt; es begründet den Anspruch auf einen besonderen Sitz in der Kirche. Der Kirchenvorstand ist die ordentliche gesetzliche Vertretung der Kirchengemeinde nach außen und innen. Insbesondere hat er folgende Aufgaben: 1) die Sorge für die kirchliche Vermögensverwaltung, 2) die kirchliche Armenpflege, 3) die Sorge für alle zum Zwecke des Gottesdienstes und des kirchlichen Gemeindelebens erforderlichen Einrichtungen und Veranstaltungen, Gebäude, Begräbnißplätze, Geräthe, Feierlichkeiten u. s. w., 4) die Förderung des kirchlichen Lebens in der Gemeinde und Beobachtung des Wandels der Kirchendiener, 5) die Mitwirkung bei Anstellung der Kirchendiener, 6) die Vertretung der Gemeinde bei der Wahl zu den Synoden.

Im Einzelnen ist hierbei Folgendes bestimmt:

Die bestehenden kirchlichen und liturgischen Einrichtungen sollen, soweit sie nicht auf allgemeinen Ordnungen beruhen, ohne Zustimmung des Kirchenvorstandes nicht geändert werden. Ihm liegt der Erlaß und die Durchführung der Friedhofs- und Begräbnißordnungen ob, sowie die Anschaffung und Erhaltung der erforderlichen Geräthe. Er bestimmt über die Gewährung der kirchlichen Ehren. Er hat mitzuwirken bei Kirchenvisitationen, Einführung von Geistlichen und andern Kirchendienern, bei der Confirmation und bei Uebertritten zur Landeskirche. Der Kirchenvorstand hat bei Förderung des kirchlichen Lebens und Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte sowie Beseitigung von Aergernissen und Hindernissen des Friedens und der Wohlfahrt der Gemeinde mit dem Geistlichen Hand in Hand zu gehen. Das Mittel hierzu ist in erster Linie das Gewicht des Wortes und der Ermahnung, doch sind für einzelne Fälle auch besondere Zwangsmaßregeln vorgesehen. So soll, wenn Eheleute die kirchliche Trauung unterlassen und mündlicher Zuspruch der Geistlichen und Mahnung der Kirchenverordneten erfolglos bleibt, eine Frist gesetzt werden, nach deren Ablaufe die Betreffenden durch Beschluß des Kirchenvorstandes der Fähigkeit zur Bekleidung kirchlicher Aemter, des kirchlichen Wahlrechts und des Rechts zur Taufpathenschaft verlustig zu erklären sind. Dasselbe gilt für Verweigerung der Taufe und der Confirmation.

Zu der Inspectionssynode wählt der Kirchenvorstand ebensoviele weltliche Mitglieder, wie Geistliche aus dem Bezirke theilnehmen. Zur Landessynode wählt er so viele Wahlmänner, wie in der Gemeinde wahlberechtigte Geistliche vorhanden sind.

Hinsichtlich der Wahl der Kirchendiener besteht ein Unterschied zwischen den Geistlichen einerseits, den Opfermännern und Organisten anderseits und endlich den Kirchenvögten, Glockenläutern, Bälgentretern, Leichenbittern, Todtengräbern und ähnlichen untergeordneten Hülfspersonen. Die Letzeren hat der Kirchenvorstand nach seinem Ermessen anzustellen und ihnen Dienstanweisungen zu ertheilen. Opfermänner und Organisten sind, falls sie nicht zugleich ein Schulamt bekleiden, vom Kirchenvorstande zu wählen und dem Consistorium zur Bestätigung zu präsentiren; ist mit der Stelle ein Schulamt verbunden, so hat, falls die Besetzung des Schulamtes der Gemeinde zusteht, der Kirchenvorstand in Gemeinschaft mit dem Schulvorstande und dem Gemeinderathe die Wahl zu treffen, vorbehältlich der Bestätigung durch das Consistorium; wird dagegen die Schulstelle vom Landesfürsten besetzt, so beschränkt sich die Mitwirkung des Kirchenvorstandes bei der Auswahl der Personen auf das Recht, mit etwaigen Bedenken gutachtlich gehört zu werden.

Bei der Wahl der Geistlichen ist die Stellung des Kirchenvorstandes verschieden, je nachdem die Stelle durch Gemeindewahl oder durch den Landesfürsten bezw. einen Patron besetzt wird. Im ersteren Falle tritt der Kirchenvorstand ohne den Geistlichen mit ebensoviel zu diesem Zwecke von der Gemeinde gewählten Mitgliedern zu einem Wahlkörper, dem sog. verstärkten Kirchenvorstande, zusammen. Dieser bestimmt aus den Bewerbern 3 Personen zu Wahlpredigten, und wählt aus diesen demnächst den Geistlichen, den er dem Consistorium zur landesherrlichen Bestätigung präsentirt. In der Stadt Braunschweig werden nicht 3, sondern 6 Bewerber zu Wahlpredigten zugelassen, aus diesen werden 3 dem Stadtmagistrate vorgeschlagen, der daraus einen auswählt und unmittelbar dem Landesfürsten präsentirt. Bei den neu begründeten Gemeinden hat der Stadtmagistrat auf sein Präsentationsrecht verzichtet, so daß die Präsentation unmittelbar seitens der Gemeinde an den Landesfürsten geschieht. Bei ausländischen Bewerbern ist die Zulassung zur Wahl von

der Genehmigung des Landesfürsten abhängig. Wo die Gemeinde nicht das Wahlrecht hat, besteht die Mitwirkung des Kirchenvorstandes ausschließlich in der sog. Vocation, d. h. der Erklärung, daß seitens der Gemeinde gegen Lehre, Wandel und Gaben des vom Landesfürsten zu ihrem Prediger bestimmten Geistlichen nichts einzuwenden und die Gemeinde zu dessen Aufnahme bereit sei. Wird die Ausstellung des Vocationsscheins verweigert, so kann, falls die Weigerung unberechtigt erscheint, die Vocation durch den Landesfürsten ergänzt werden, doch ist hierzu die Zustimmung des Synodalausschusses erforderlich.

III.

Der Kirchenvorstand ist jedoch in seinen bisher gedachten Befugnissen keineswegs selbständig, sondern weitgehend durch die Befugnisse der Aufsichtsbehörden beschränkt. Die oberste Aufsichtsbehörde ist das Consistorium, dessen Beaufsichtigung und Leitung der Kirchenvorstand unterstellt ist, und dessen Rechte außerordentlich umfangreich sind. Insbesondere machen sich dieselben geltend bei der Verwaltung des Kirchenvermögens. In dieser Beziehung ist der Kirchenvorstand nicht allein verpflichtet, den Anweisungen des Consistoriums sowohl hinsichtlich der Geschäftsführung im Allgemeinen als auch hinsichtlich der Inangriffnahme und Behandlung einzelner Sachen Folge zu leisten, sondern er hat auch bei allen wichtigeren Angelegenheiten die Genehmigung des Consistoriums einzuholen. Dies gilt insbesondere für alle Neubauten kirchlicher Gebäude, für Reparaturen im Kostenbetrage von mehr als 50 ℳ, für Erwerb und Veräußerung von Grundstücken, für Anleihen, für Belegung von Geldern, soweit es sich nicht um gesetzlich bestimmte Werthpapiere handelt, und für Wiedereinziehung ausgeliehener Capitalien, für Führung von Processen außer der Einklagung von Pachtgeldern, Capitalzinsen und dergl., für den Abschluß von Pacht-, Mieth- und Verdingverträgen, sofern nicht der Weg des öffentlichen Meistgebotes gewählt wird, für die Aufstellung des jährlichen Voranschlages und für Ausgaben aller Art, die nicht in diesen Voranschlag eingestellt sind, sofern sie 150 ℳ übersteigen oder nicht aus den laufenden Einnahmen bestritten werden können, für die Wahl des Rechnungsführers, sofern dies nicht der Geistliche ist, und Abschluß des Dienstvertrages, für Erinnerungen gegen die vom Rechnungsführer aufgestellte Rechnung, für Aufstellung und Fortführung des Güterverzeichnisses der Kirche und endlich für alle „sonstigen das Kirchenvermögen betreffenden Verwaltungsmaßregeln“. Diese letztere Generalklausel macht die mitgetheilten Einzelvorschriften zu bloßen Beispielen. Schmidt-Phiseldeck will freilich in seiner Bearbeitung unseres Kirchenrechts diese Bestimmung dahin beschränken, daß sie sich nur auf die „gewichtigeren“ Maßregeln beziehe, doch giebt der Wortlaut des Gesetzes dafür keinen Anhalt.

Aber die Abhängigkeit ist nicht auf diese Genehmigungsbefugniß beschränkt, sondern durch §. 51 des Gesetzes ist die gesammte Thätigkeit des Kirchenvorstandes der Oberaufsicht des Consistoriums in der Weise unterstellt, daß darin die Befugniß liegt, bei Beschwerden, welche gegen dieselbe erhoben werden, zu entscheiden und Beschlüsse, welche den Gesetzen widersprechen oder das Wohl der Kirche gefährden, aufzuheben. Unter diesem Gesichtspunkte kann also jede vom Kirchenvorstande getroffene Maßregel ohne Ausnahme, sei es auf Grund erhobener Beschwerde oder auch ohne solche, aus eigener Entschließung vom Consistorium aufgehoben werden. Endlich hat das letztere das Recht, sofern seiner Ansicht nach durch die gesammte Wirksamkeit eines Kirchenvorstandes das Wohl der Kirchengemeinde gefährdet wird, nach Einholung der landesfürstlichen Genehmigung den Kirchenvorstand aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen.

Aber auch hiermit sind die Befugnisse des Consistoriums noch nicht erschöpft, dasselbe hat vielmehr nicht allein das Recht, die positive Thätigkeit des Kirchenvorstandes zu controliren oder ihn bei Unterlassungen zu seinen Pflichten anzuhalten, sondern das Consistorium ist berechtigt, da wo es ihm erforderlich scheint, in die Thätigkeit des Kirchenvorstandes und sogar selbst ohne dessen Anhörung in der Weise einzugreifen, daß es die betreffenden Maßregeln selbst trifft. Dies gilt bei der Anordnung und Durchführung allgemeiner Verwaltungsmaßregeln, bei Bestellung von Vertretern zur Führung von Processen oder Besorgung anderer Rechtsgeschäfte, bei Ablösungen und Gemeinheitstheilungen und endlich ganz allgemein in Beziehung auf die kirchliche Vermögensverwaltung und das kirchliche Bauwesen.

Die Entscheidung des Consistoriums kann in allen Fällen durch den Landesfürsten aufgehoben werden. Eine Beschwerde an das Ministerium ist freilich ebenfalls gegen alle Anordnungen des Consistoriums möglich, doch ist das Ministerium nur dann in der Lage, die Verfügung aufzuheben, wenn es sich nicht um rein geistliche Angelegenheiten handelt oder wenn die betreffende Verfügung gegen ein unbedingt verpflichtendes Staatsgesetz verstößt oder das öffentliche Interesse gefährdet. In anderen Fällen kann das Ministerium nur eine Entscheidung des Landesfürsten herbeiführen.

Neben dem Consistorium kommen als Aufsichtsbehörde noch in Betracht die Kirchenvisitatoren. Der geistliche Visitator ist der Superintendent oder Generalsuperintendent; die Geschäfte des weltlichen Visitators besorgt der Kreisdirector oder in Braunschweig und Wolfenbüttel der Stadtmagistrat. Die Mitwirkung der Visitatoren ist insbesondere vorgeschrieben bei der Wahl oder Vocation der Prediger, bei ihrer Einführung und für die Leitung der Kirchenconvente.

Wo nämlich in derselben Stadt mehrere Kirchengemeinden bestehen, ist für die Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten der Kirchenconvent eingerichtet. Derselbe besteht aus den sämmtlichen geistlichen Mitgliedern der betheiligten Kirchenvorstände und ebenso vielen von diesen gewählten weltlichen Mitgliedern. Den Vorsitz führen die Kirchenvisitatoren. Die Thätigkeit der Kirchenconvente beschränkt sich auf die gemeinsamen Angelegenheiten der betreffenden Kirchengemeinden

und ist für diese durchaus gleichartig derjenigen der Kirchenvorstände. In Braunschweig und Wolfenbüttel übernehmen die Kirchenconvente zugleich die Aufgaben der Inspectionssynoden.

Für die Stadt Braunschweig besteht noch eine weiter gehende Gemeinschaft zwischen den 7 alten Stadtkirchen und den neu gegründeten Gemeinden in dem Kirchenkassencollegium, dessen Beschlüsse von einem landesfürstlichen Commissar überwacht und in Fällen der Beanstandung dem Landesfürsten zur Entscheidung unterbreitet werden. Das Kirchenkassencollegium besteht aus dem Vorsitzenden des Stadtmagistrates, dem Stadtsuperintendenten, einem geistlichen Mitgliede des Kirchenconventes und einem lutherischen Stadtverordneten. Die Leitung hat der Vorsitzende des Stadtmagistrates, der auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag giebt. Das Kirchenkassencollegium stellt die jährlichen Voranschläge der einzelnen Kirchenkassen fest und prüft die Kirchenrechnungen. Die Ueberschüsse der einzelnen Kirchenkassen fließen in die Gemeine Kirchenkasse. Dieselbe ist bestimmt, „zu Gunsten der verbundenen Kirchen, namentlich zur Bestreitung ihrer Bau- und Cultusbedürfnisse wie zur Verleihung von etwa erforderlichen Zuschüssen zu den Gehalten der Prediger und anderer Kirchendiener verwandt zu werden". Sie wird verwaltet durch das Kirchenkassencollegium, welches die Ausgaben beschließt und über die Verwendung des Kirchenvermögens und die an den Kirchen oder an den dazu gehörigen Gebäuden vorkommenden Baulichkeiten die Oberaufsicht führt, insoweit also an die Stelle des Consistoriums tritt.

IV.

Soweit die eigenen Mittel des Kirchenvermögens nicht reichen, müssen zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse andere Hülfsquellen in Anspruch genommen werden. Das Nächstliegende wäre offenbar die Besteuerung der Mitglieder der Kirchengemeinde. Allein dieser natürliche Weg ist nicht zugelassen, dem Kirchenvorstande ist das Recht zur Erhebung einer Kirchensteuer nicht gegeben, sondern er muß sich an die politische Gemeinde wenden und mit deren Vertretung sich auseinandersetzen. Bestreitet die Ortsgemeinde ihre Verpflichtung überhaupt, so muß darüber der Proceß entscheiden; beanstandet sie dagegen lediglich die Nothwendigkeit und den Umfang der Leistungen im einzelnen Falle, so wird darüber im Verwaltungswege unter Mitwirkung des Consistoriums und der Kreisdirection und nöthigenfalls durch Verfügung des Landesfürsten entschieden. Die den Ortsgemeinden obliegenden Leistungen werden, soweit nicht ausnahmsweise eine Deckung aus der Gemeindekasse beschlossen wird, durch eine Kirchensteuer aufgebracht, die aber, wie bemerkt, nicht von der Kirchengemeinde, sondern von der Ortsgemeinde ausgeschrieben wird. Allerdings werden zu derselben nicht alle Gemeindegenossen herangezogen, was ja auch Andersgläubigen gegenüber eine offenbare Ungerechtigkeit sein würde. In den Städten sind vielmehr nach dem Gesetze vom 26. Juni 1892 Reformirte, Dissidenten, Katholiken und Juden von allen Beiträgen freizulassen; in den Landgemeinden gilt dies nach den Gesetzen vom 18. Juni 1864 und 25. März 1873 nur für die auf dem Einkommen ruhenden Steuern, soweit dagegen die Gemeindesteuern nach dem Grundbesitze aufgebracht werden, werden zur Kirchensteuer auch die nicht evangelisch-lutherischen Gemeindegenossen herangezogen.

V.

Ich habe mich bis jetzt darauf beschränkt, Ihnen die bei uns kraft Gesetzes bestehenden thatsächlichen Zustände in knapper Zusammenfassung vorzuführen, ohne an denselben irgendwelche Kritik zu üben. Gestatten Sie mir nun noch, ganz kurz anzudeuten, in wie weit ich diese heutige Ordnung der Dinge für unbefriedigend und besserungsbedürftig halte. Dieser Punkt aber ist, mit einem Worte bezeichnet, die fast völlige Machtlosigkeit der Kirchengemeinde und ihrer Vertretung. Wohin wir sehen, finden wir bureaukratische Bevormundung und systematische Herabdrückung aller eigenen Thätigkeit der Gemeindemitglieder. Der Kirchenvorstand ist gegenüber dem Consistorium ein willenloses Kind, das von seinem Wärter auf Schritt und Tritt bewacht wird, damit es sich nicht durch Unvorsichtigkeit in Schaden bringe. Einen gewaltigen Fortschritt hat man zu machen geglaubt, als man in dem Gesetze betreffend die Erweiterung der Competenz der Kirchenvorstände zu Geldbewilligungen vom 8. Mai 1882 die Summe, die der Kirchenvorstand für Reparaturen an kirchlichen Gebäuden beschließen darf, von 30 auf 50 ℳ und für im Etat nicht vorgesehene Ausgaben sogar von 30 auf 150 ℳ erhöhte. Hätte man sich wenigstens darauf beschränkt, hinsichtlich bestimmter Punkte das Erforderniß der Genehmigung vorzuschreiben, so bliebe doch ein gewisses Gebiet der Freiheit, aber alle „das Kirchenvermögen betreffenden Verwaltungsmaßregeln" von der Genehmigung abhängig zu machen, das heißt thatsächlich den Kirchenvorstand zu einer Puppe herabsetzen. Dasselbe bedeutet es, wenn gegen jeden Beschluß des Kirchenvorstandes die Beschwerde zulässig und deshalb das Consistorium befugt ist, ausnahmslos jede Maßregel seiner Nachprüfung zu unterziehen. Wenn dasselbe endlich in der Lage ist, nicht allein die Thätigkeit des Kirchenvorstandes zu überwachen, sondern das Recht hat, jede Maßregel auch ganz unabhängig vom Kirchenvorstande selbst zu beschließen und durchzuführen, so hat der letztere seine ganze Existenz und Wirksamkeit ja überhaupt nur noch von Consistoriums Gnaden, d. h. es steht völlig in dem Ermessen des Letzteren, wie weit es eine eigene Thätigkeit der Gemeindevertretung überhaupt zulassen will.

Bezieht sich das vorher Gesagte vorwiegend auf die materiellen Verhältnisse, insbesondere die vermögensrechtliche Seite, so liegt es kaum günstiger hinsichtlich der ideellen Aufgaben. Gewiß könnte schon jetzt durch eine stärkere Heranziehung der Kirchenvorstandsmitglieder zu der ihnen gesetzlich auferlegten seelsorgerischen Unterstützung des Geistlichen erheblich mehr geleistet werden, als es geschieht, ebenso könnte durch Zusammenberufung von Gemeindeversammlungen, wie sie hier in Braunschweig in den

letzten Jahren vereinzelt insbesondere für die Zwecke der Gemeindepflege stattgefunden haben, falls man sie auf das gesammte kirchliche Gebiet ausdehnte, ein kräftigeres Gemeindeleben angeregt werden. Aber man muß bedenken, daß solche Versuche als vereinzelte Maßregeln wenig bedeuten, daß vielmehr eine grundsätzlich veränderte Auffassung über die Stellung der Gemeinde erforderlich ist, um das erstarrte Leben wieder anzuregen. Auch darf man nicht etwa erwarten, daß wenn heute die größere Freiheit gegeben wird, schon morgen sich größeres kirchliches Interesse einstellen werde. Dazu bedarf es der langjährigen Erziehung der Gemeinde.

In diesem Zusammenhange muß ich auch auf die *Predigerwahl* hinweisen. Es mag ja vielleicht Bedenken haben, dieselbe ausnahmslos den Gemeinden zu überlassen, zumal unter der Herrschaft des heutigen Pfründensystems. Aber das letztere ist an sich verkehrt und sollte sobald als möglich beseitigt werden, und wenn man dennoch nicht sofort zum ausnahmslosen Gemeindewahlrecht übergehen will, so sollte man doch mindestens das letztere weiter ausdehnen und zur Regel machen. Jedenfalls ist es verwerflich, die Gemeinde auf die jetzige meist inhaltlose Vocation zu beschränken; ein der Gemeinde gegen ihren Willen aufgedrängter Geistlicher wird schwerlich im Stande sein, eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten.

Nicht minder unerfreulich wie das Verhältniß zu den kirchlichen Aufsichtsbehörden ist die Stellung der Kirchengemeinde gegenüber den *politischen Organen*. Es ist doch eigentlich unglaublich, daß die Kirchengemeinde nicht das Recht hat, das man jeder anderen privaten oder öffentlichen Corporation zugesteht, nämlich von ihren Angehörigen Beiträge zu erheben, sondern daß sie sich zu diesem Zwecke an die politische Gemeinde wenden muß. Nicht allein gelangt man dadurch zu der eben erwähnten Ungerechtigkeit, daß in den ländlichen Gemeinden noch heutzutage Andersgläubige mit ihren Grundstücken zu den Lasten der Landeskirche herangezogen werden, sondern gerade dann, wenn diese Ungerechtigkeit völlig beseitigt wäre, so daß also die Kirchensteuer auch in Form der Gemeindesteuer thatsächlich nur die Mitglieder der Kirchengemeinde träfe, wäre es doppelt unverständlich, weshalb man den Umweg der Erhebung durch die Ortsgemeinde wählt, anstatt *der Kirchengemeinde selbst das Besteuerungsrecht zu geben*.

Aber anstatt auf dem Wege einer Erweiterung der Gemeinderechte vorzugehen, bewegt sich die bisherige Praxis gerade umgekehrt in der Richtung immer weiterer büreaukratischer Beschränkung dieser Rechte. Das beweist die in allerneuester Zeit zu unmittelbarer praktischer Bedeutung gelangte Frage des *Kirchenbaues in den neu geschaffenen Gemeinden der Stadt Braunschweig*. Es sollte doch ganz selbstverständlich sein, daß vorbehältlich aller denkbaren Beaufsichtigung von Seiten der dazu berufenen Instanzen jedenfalls *die Kirchengemeinde selbst die Bauherrin ist*, daß also der Kirchenvorstand als ihr Organ den Plan entwirft und den Bau, wenngleich vielleicht mit Unterstützung staatlicher Behörden, rechtlich ausführt. Dieses allein natürliche Verhältniß findet auch in den bestehenden Gesetzen, wie ich sie eben mitgetheilt habe, seine volle Bestätigung, denn ungeachtet aller Aufsichtsrechte ist doch ausdrücklich anerkannt, daß der Kirchenvorstand das zur Vertretung der Gemeinde berufene Organ ist. Trotzdem ist die Pauli-Gemeinde mit diesem Standpunkte beim Stadtmagistrate nicht durchgedrungen; dieser nimmt vielmehr für sich das Recht in Anspruch, die Kirche seinerseits zu bauen und lediglich nach ihrer Fertigstellung sie der Gemeinde zu überweisen. So viel ich gehört habe, stützt man sich dabei auf die Bestimmungen des Kirchencassencollegium, dessen Vorsitzender und spiritus rector ja der Vorsitzende des Stadtmagistrates ist. In dieser Beziehung stellt sogar Schmidt-Phiseldeck in seinem Kirchenrecht (S. 131) eine Behauptung auf, die in dem dafür in Bezug genommenen Gesetze keinerlei Unterstützung findet, nämlich, daß das Kirchencassencollegium nicht allein die Ausgaben aus der Gemeinen Kirchencasse beschließt, sondern auch „die Verwendung, namentlich auch hinsichtlich der Bauausführung leitet“. Davon steht im Gesetze kein Wort. Die Bestimmung des Gesetzes lautet wörtlich: „Die *Oberaufsicht* über die Verwaltung des Kirchenvermögens . . . . und die an demselben. . . . vorkommenden Baulichkeiten wird von dem Kirchencassencollegium geführt“.

Die Oberaufsicht, nicht aber die Leitung und unmittelbare Ausführung steht ihm zu, das Verhältniß ist vielmehr dasselbe, wie zwischen dem Stadtmagistrate und dessen Aufsichtsbehörden oder zwischen dem Vormunde und dem Obervormundschaftsgerichte.

Allerdings hat das Kirchencassencollegium Ausgaben aus der Gemeinen Kirchencasse zu beschließen, welche letztere gerade dazu bestimmt ist, „zu Gunsten der verbundenen Kirchen, namentlich zur Bestreitung ihrer Bau- und Kultusbedürfnisse . . . . . . verwandt zu werden“. Aber wenn der Zuschuß bewilligt wird, so wird er doch eben als „Zuschuß“ Jemandem bewilligt, der mit seiner Hülfe eine gewisse Ausgabe zu leisten hat, d. h der betreffenden Kirchengemeinde, deren Stellung als Bauherrin dadurch nicht im Geringsten beeinträchtigt wird. *Das Kirchencassencollegium ist*, wie auch Schmidt-Phiseldeck sich richtig ausdrückt, *lediglich eine Aufsichtsbehörde*, es tritt in der Stadt Braunschweig bezüglich der kirchlichen Vermögensverwaltung an die Stelle des Consistoriums. Die Aufsicht darf aber nicht dahin führen, den beaufsichtigten Kirchenvorstand einfach bei Seite zu schieben. Es ist tief bedauerlich, daß man auf diese Weise versucht, das endlich sich regende kirchliche Leben sofort wieder büreaukratisch zu unterdrücken.

Es ist eine elementare Thatsache der Psychologie, daß das Interesse an einem Dinge von dem Maße der Beziehungen abhängt, welche es mit dem betreffenden Menschen verbinden. Diese Beziehungen sind activ und passiv, d. h. es gehört dazu einerseits der Einfluß, den das Ding auf uns ausübt, ebenso aber anderseits der Einfluß, den wir auf das Ding ausüben. Wenn man heute allgemein über den Rückgang des kirchlichen Lebens und des kirchlichen Interesses klagt, so sollte man sich doch darüber nicht täuschen, daß *dieser Mangel an*

Interesse auf Seiten der Gemeindemitglieder in allererster Linie zusammenhängt mit dem Mangel jeden Einflusses auf die Angelegenheiten des kirchlichen Lebens. Wer dem letzteren gleichgültig gegenüber steht, der mag ja keine Veranlassung haben, sich für eine Erweiterung der Gemeinderechte zu erwärmen, sondern mag sich dem natürlichen Gefühle der Befriedigung an der Geltendmachung seiner Amtsgewalt hingeben; wer aber die Hebung des kirchlichen Lebens als ein hohes und erstrebenswerthes Ziel ansieht, der muß grundsätzlich für eine selbständigere Stellung der Kirchengemeinde und ihrer Vertretung sowohl gegenüber der Aufsichtsbehörde als im Verhältnisse zu den politischen Factoren eintreten.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich bei diesem Standpunkte, soweit er das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt betrifft, mich berühre mit Forderungen, die von einer mir sehr fern liegenden kirchlichen Richtung vertreten werden. Das darf uns selbstverständlich nicht beirren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die evangelische Kirche sich günstiger entwickelt hätte, wenn sie in gleicher Unabhängigkeit vom Staate verblieben wäre, wie die katholische, wenn es insbesondere in Deutschland gelungen wäre, eine Nationalkirche mit weitgehender Selbständigkeit zu schaffen. Aber dann hätte man allerdings von den ebenso erbitterten wie inhaltlosen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen evangelischen Richtungen absehen müssen. Jedenfalls können wir nicht heute einfach die Entwicklung von vier Jahrhunderten außer Augen setzen und eine Selbständigkeit anstreben, für welche die Kirche heute noch nicht reif ist, ganz abgesehen davon, daß mir bisher noch Niemand einen gangbaren Weg hat zeigen können, um in einer auf sich selbst gestellten Kirche einen ausreichenden Schutz der Minderheit gegen eine unduldsame Mehrheit herzustellen. Aber so sehr deshalb die Forderung völliger Loslösung der Kirche vom Staate mindestens für die nächste Zukunft abzuweisen ist, so zweifellos ist es doch, daß wir zu einer Hebung unseres kirchlichen Lebens und damit zu einer Stärkung seines Einflusses auf das Volksleben überhaupt nur gelangen können durch die Erweiterung der Rechte der Gemeinde innerhalb des Rahmens der evangelisch-lutherischen Landeskirche.

Ein Holting oder Forstgericht im Amte Salder.

Von C. Simm, Pastor zu Salder.

Bei der Durchforschung der auf das Amt Salder bezüglichen alten Gerichtsacten in Herzoglichem Landes-Haupt-Archive fiel uns ein Schriftstück in die Hände, das einen sehr werthvollen Beitrag zum Verständniß jener alten Volksgerichte — der Holtinge — giebt. Die Gegenwart hat sich ganz in die Anschauung hineingelebt, daß alle Rechtsprechung ein Ausfluß und Vorrecht der Landeshoheit ist. Auch unsere Schöffen- und Geschworenengerichte besitzen keine völlig freie Gerichtsbarkeit. In jenen alten Volksgerichten der Godinge (der allgemeinen Gauversammlungen der Freien), der Meierdinge (der Tagungen der Hörigen unter Vorsitz dieser Meier), der Holtinge (der Versammlungen der Holzerben oder, wie man später sagte, der Holzinteressenten) sprach das Volk — los und ledig von staatlicher Aufsicht — sich selbst Recht und vollzog auch seine Rechtsurtheile selbst. Die Godinge verschwanden zuerst, sie wurden hier im Amte zu „Landgerichten" des fürstlichen Hauses Lichtenberg, die Meierdinge und Holtinge verloren ihre Gerichtsbarkeit durch die französische Justizorganisation in der Westfälischen Zeit.

In der Zeitschrift des Harzvereins (Jahrg. XI S. 47 u. XV S. 181) hat Herm. Langerfeldt bereits Beiträge zu den Holtingen im Amte Salder geliefert. Die von uns aufgefundene „Beschreibung des Höltings oder Forstgerichts, wie solches ehedem von denen Interessenten des Hohen- und Nordasselerholzes gehalten worden", ist nun vorzüglich geeignet, einen Einblick in die Förmlichkeiten und Feierlichkeiten dieser Volksgerichte zu bieten.

Das Holting wird jährlich zwei Mal, nämlich 1. Montags nach Philippi Jacobi oder Walpurgistag (beides 1. Mai), 2. Montags vor Martini vor dem wüsten Hofe zu Burgdorf, die Asselburg genannt, geheget und gehalten. Die sämmtlichen Holzerben, welche mit Theilung oder auch nur mit Mast und Bast[1]) auf die Holzung gehörten, mußten daselbst um 1 Uhr Nachmittags entweder in Person oder durch einen Abgeordneten (welcher aber kein Knecht oder Dienste, sondern ein Sohn oder Holze[2]) sein mußte) bei 2 Mgr. Strafe erscheinen. Diese Strafe hieß die Holtenkör[3]). Niemand durfte bei gleicher Strafe einen Stock mitbringen.

Bevor das Holting seinen Anfang nahm, mußte der Holzgreve, ein paar geschworene Holzknechte oder sonsten Abgeordnete zum Besitzer der Asselburg, dem Herrn von Kniestedt[4]), kommen, ihm Bericht abstatten, was bei dem Holting vorkommen würde, dessen Gutachten und Meinung darüber vernehmen und fragen, ob er selbst vielleicht etwas vorzutragen hätte. Nachdem nun gehörig Abrede genommen, begab sich der Holzgreve in die vor dem adelichen Hofe befindliche Laube und forderte zunächst den Herrn von Kniestedt auf, daß er entweder selbst auf die Holzbank kommen, oder Jemanden für sich senden möge. Hiernächst nannte er aus den Gemeinden

---

1) Bast von den Bäumen, zum Flechten von Stricken, Stuhlsitzen u. A. gebraucht.

2) Holzerbe oder -interessent.

3) Kör (von altsächs. kiosan), Entscheidung, Geldbuße für die Verletzung einer gesetzlichen Bestimmung.

4) Nach dem Aussterben der von Assel wurden die von Kniestedt 1596 mit ihren Gütern belehnt. Die wüste Asselburg selbst indessen kam erst 1599 durch Tausch an Arnd von Kniestedt. Nach den Erbregistern des Hauses Lichtenberg befand sich die Asselburg 1566 im Besitze Herrn Dietrich Buschmann's zu Braunschweig, 1579 bis 1599 im Besitze des Fürstl. Consistoriums, wonach die Angaben in Günther, Ambergau S. 149, Knoll u. Bode, Herzogth. Br. u. s. w. zu berichtigen sind.

Hohen- und Nordassel, Heutzheim[5]) und Altendorf[6]) Diejenigen, welche er als Beisitzer im Holtinge neben sich auf der Holzbank haben wollte. — Darauf rief er den Holzenvorsprach[7]) herbei, welcher mit entblößtem Haupte antworten mußte: „Herr Holtgreve". — Der Holzgreve sagte darauf zum Holzenvorsprach: „Fraget mal bi den sammtliken Holten un Erwen, ob et wol sau hoch am Dage un der Tiet sie, ein löblich Holting antauheben un tau holen". — Der Vorsprach sah hierauf die Versammlung an und sagte: „Dei Holten hebbet meck all sau belehret, weil sei von God un den sammtliken Erwen dei Gnade het, dat et wol sau hoch am Dage un der Tiet wäre, ein löblich Holtung den Holten un Erwen taum besten antauheben un tau holen". — Hierauf eröffnete der Holzgreve das Holting mit folgenden Worten: „Sau hebe eck denn hiermidde den Holten un Arwen ut Hohen- und Nordassel, Henzen un Olendorpe taun besten ein löblich Holting an". — Er ruft hierauf den Holzenvorsprach und nachdem dieser wie vorhin geantwortet: „Herr Holtgreve", so fragt er ferner: „Wat sall eck denn nu heiten un verbeihen?" — Vorsprach: „Hei sall verbeihen Hat, Frevelmod, Scheltworde, dat keiner winne un warbe, hei daue et denn dorch Vorsprake, Tügen, Urtel un Recht als Holtenrecht un Gerechtigkeit is: Recht sall hei gebeihen un Unrecht verbeihen". — Der Holzgreve hierauf: „Sau verbeihe eck denn Hat, Frevelmod, Scheltworde, dat keiner winne oder warbe, hei daue et denn dorch Vorsprake, Tügen, Urtel un Recht als Holtenrecht un Gerechtigkeit is, sau lange Holtenrecht un Gerechtigkeit duret". — Wenn diese Ceremonie also geendigt war, wurden die angebrachten Klagen oder sonstigen Vorfälle erwogen und entschieden, darauf die Holzknechte vorgefordert, um die befundenen Wrogen (Rügen) anzugeben oder „einzubringen". Einer nach dem anderen brachte dann vor, was er Strafbares befunden, und der Holtenschreiber trug als Protokollführer in das Holtenbuch mit Benennung des Angebers (Wrogers) und des Delinquenten die Vergehen und die zuerkannten Strafen ein. Derjenige Holzknecht, welcher keine Wroge einbrachte, hieß „fromm". War dieses geschehen, so ließ der Holzgreve durch den Vorsprach bei den versammelten Holzen anfragen, ob der eine oder andere noch was vorzutragen hätte; ob sich Jemand wolle ansetzen lassen, ob Jemand von den Holzen fehle? Ein jeder neue Hauswirth nämlich, der auf einen Hof kam, welcher Antheil am Holze, es sei „mit Theilung" oder auch nur mit „Bast und Mast", hatte, mußte sich „ansetzen" lassen, wobei dann bemerkt wurde, in wie weit er berechtigt sei. Auch wenn Jemand auf eine Theilung Geld geliehen, wurde solches in das „Holzenbuch" zur Nachricht und Versicherung des Gläubigers eingezeichnet. Für das „Ansetzen" zahlte der Angesetzte dem Holzgreven als Gebühr 12 Mgr., dem Holtenschreiber 3 Mgr., dem Vorsprach 1 Mgr. 4 ₰. Ein Sohn aber, der des Vaters Hof annahm, meldete nur, daß er an seines Vaters Stelle treten würde und war von Ansatzgebühr frei. — Fand sich nun weiter nichts vorzutragen, so stand der Holzgreve auf und führte sämmtliche Holzen zum Kruge, wo der Theil der Wrogen, den der Herr von Kniestedt dazu frei gegeben hatte, vertrunken, das Uebrige aber, sowie das Geld, das der Holzgreve für Bauholz aufgenommen hatte, — worüber er auf dem Holting zu Martini Rechnung ablegte, — unter die „vollen Holzerben", d. h. Diejenigen, welche mit Holztheilung berechtigt waren, nach Verhältniß ihres Antheils baar vertheilt wurde.

Bei dem vor Martini gehaltenen Holting wurde jedes Mal ein neuer Holzgreve erwählt und neue Holzknechte bestellt. Wenn sämmtliche Holzen und Erben versammelt waren, rief der bisherige Holzgreve: „Holten seihet jeck na en anderen Holtgreven umme, eck geve mienen Deinst up". Da wurde denn von den versammelten Holzen aus der Gemeinde, welche die Reihe den Holzgreven zu stellen traf[8]), derjenige, der die „mehrste Theilung" und die beste Kenntniß des Holzes und der Holzgerechtigkeiten hatte und dessen Wahl von Herrn von Kniestedt genehmigt wurde, zum Holzgreven erwählt. Der Erwählte wurde von den Holzen drei Mal in die Höhe gehoben und jedesmal dabei ausgerufen: „Düt sall use Holtgreve sien". Der neue Holzgreve wurde nun vor Beginn des Holtings von dem alten beeidigt und zwar in folgender Art: Beide nahmen ihre Hüte ab; der abgehende Holzgreve reichte dem neuen seinen Hut, der ihn so anfaßte, daß der Daumen auswärts, die Finger der rechten Hand aber einwärts des Hutes niederhingen, wobei er seinem Vorgänger diese Worte nachsprechen mußte: „Eck will wrogen Vader un Mutter, Brauder un Swester, den Fründ as den Fiend, ok meck sülwest, sau ware meck God helpen sall un sien Word". — Die sodann nach der Reihe aus Hohen- und Nordassel, Heutzen und Altendorf antretenden Holzknechte wurden von dem neuen Holzgreven mit gleichen Formalitäten und Worten aufs Neue in Eid und Pflicht genommen.

Diese looßten dann unter sich, welchen Tag in der Woche der Einzelne die Aufsicht des Holzes haben sollte; dieser Tag wurde der „Wahrtag" genannt. Sie durften aber Niemand außer dem Holzgreven mittheilen, welchen Wahrtag ein Jeder hatte, damit sich keiner danach richten und sich in Acht nehmen könnte. Bei dem Holzgreven mußte sich der Holzknecht zu seinem Wahrtage melden. — Nach Bestellung der Holzknechte hielt der neue Holzgreve das Holting, wobei der alte Holzgreve und die Holzknechte schärfste Rechenschaft geben mußten[9]). Falls nun einer von ihnen überwiesen werden konnte, daß er wider Eid und Pflicht gehandelt, so wurde er nicht nur am Gelde hart bestraft, sondern auch auf sein ganzes Leben für unwürdig erklärt, wieder in die Versammlung oder Gesellschaft der Holzen zu kommen — er war „ins schwarze Buch geschrieben". — Fügte es sich, daß etwas vorfiel, was einer schleunigen Untersuchung und Besich-

5) Wüstung, jetzt zu Hohenassel gezogen.
6) Aus dem Alten Dorfe und Steinem ist Burgdorf entstanden.
7) Obmann der Holzerben.

8) Nach der im Jahre 1725 festgesetzten, im Holzenbuche befindlichen Verordnung §. 6 hatten die Gemeinden abwechselnd den Holzgreven zu stellen und Herr von Kniestedt ein Vorschlagsrecht.
9) Bestimmt durch die Holzordnung von 1725.

tigung bedurfte und bis zum nächsten Holting nicht ausgesetzt werden konnte, so wurde die Sache zunächst dem Herrn von Kniestedt gemeldet, dessen Rath und Meinung vernommen und hierauf die gesammten Holzen vor das Holz in einen der sogenannten „Borgbeke“ [10]) berufen. Betraf die Sache besonders das Hohenasseler Holz, so wurde die Zusammenkunft im kleinen, betraf sie das Nordasselerholz, im großen Borgbeke gehalten.

Bücherschau.

Ferdinand Sonnenburg, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig als Dichter. Berlin, Leonhard Simion 1896. XI und 95 S. in 8⁰ 2 *M*.

Daß Herzog Anton Ulrich, z. Th. wohl in Folge Mangels einer gründlichen Specialforschung, in den deutschen Litteraturgeschichten die ihm gebührende Berücksichtigung nicht gefunden hat, werden wir dem Verfasser gewiß zugeben, und es ihm Dank wissen, daß er jetzt mit seinem Büchlein, das uns manches Neue bietet, in diese Lücke getreten ist. Er giebt uns im Anschluß an den Lebensgang und die Lebensrichtung Herzog Augusts eine kurze Charakteristik seiner beiden ältesten Söhne Rudolf August und Anton Ulrich, zu der auch der dritte Ferdinand Albrecht I. sehr passend hätte herangezogen sein können, um dann ausführlicher auf die Lebensschicksale Anton Ulrichs und deren Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit einzugehen. Drei Richtungen der Poesie sind es, die der Herzog hauptsächlich gepflegt hat. In die Jugendjahre fallen seine geistlichen Lieder, die in verschiedenen Gesangbüchern Aufnahme fanden. Wer ausführlicher sich über sie unterrichten will, ist auf Wendebourgs Schriftchen „des Herzogs A. U. geistliche Lieder“ zu verweisen. Nach seiner Rückkehr aus Paris verfaßte der Herzog auch eine Anzahl Dramen, Freudenspiele, Singspiele u. s. w., die Goedeke in seinem Grundrisse ganz unerwähnt läßt, und die hier zuerst eine eingehende Behandlung gefunden haben. In die Zeit seiner Regentschaft (1667—1704) fallen dann die umfangreichsten und bekanntesten Werke des Herzogs, seine Romane Aramena und Octavia. Sie werden uns hauptsächlich in dem Buche vorgeführt und auf Grund einer wirklichen Kenntniß, die sich keineswegs alle Beurtheiler dieser schwer zu bewältigenden Werke erworben haben — zählt doch die Octavia 6822 enggedruckte Seiten —, eingehend nach Inhalt, Behandlung des Stoffes, Stil u. s. w. charakterisirt; dabei wird vorzüglich die „feine psychologische Entwickelung“ hervorgehoben. Wir erhalten auch Proben aus den Romanen, z. Th. mit den geschichtlichen Quellen, die Anton Ulrich benutzte, zusammengestellt, so daß seine Arbeitsweise daraus deutlich erhellt. Ganz besonders rühmt Sonnenburg die Sprache der Romane, die nach ihm auf Goethe nicht ohne Einfluß geblieben ist. Letzteres möchten wir doch nicht ohne Weiteres annehmen. Wenn Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele Fräulein von Klettenberg die Octavia als Lieblingsbuch lesen läßt, so folgt daraus noch nicht, daß er selbst dies gethan habe. Ueberhaupt will es uns scheinen, als wenn die liebevolle Versenkung des Verfassers in seinen Stoff ihn mitunter doch zu etwas zu günstigen Urtheilen über die Dichtungen des Herzogs geführt habe. Behauptungen wie die, daß der Stil eines Paul Heyse „erheblich unter der reinen, gewandten, klaren Sprache des Herzogs bleibe“ (S. 88), möchten kaum irgendwo Zustimmung finden. Das Hauptbestreben des Verfassers ist eine ästhetische Würdigung A. U.'s; die wissenschaftlich-philologische Arbeit tritt dagegen sehr zurück, und es würden von dieser Seite her wohl noch manche Berichtigungen und Ergänzungen zu erbringen sein. In dem Verzeichnisse der Ausgaben der Octavia fehlt z. B. ganz die Nürnberger von 1711; der Wiener Druck des 7. Bandes von 1762 wäre nicht mit einem Fragezeichen versehen, hätte S. v. Strombeck's Aufsatz im Br. Magazin 1823 St. 23, den er sonderbarer Weise S. 31 zu den Singspielen anführt, gründlicher zu Rathe gezogen. Der Einfluß der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans war weit größer, als er ihn S. 77 angiebt. Wie sehr dem Herzoge die Vollendung der Octavia am Herzen lag, zeigt die Bestimmung seines dicht vor seinem Tode aufgesetzten Codicills, auf die v. Strombeck Br. Mag. 1831 St. 21 aufmerksam macht. Die damalige Bühne des Wolfenbüttler Schlosses ist keineswegs „in ihren ursprünglichen Verhältnissen bis auf den heutigen Tag erhalten“ (S. 11). S. 32 muß es Heinrich Julius statt Julius, S. 76 Sophie Dorothee statt Sophie, S. 77 Georg Wilhelm statt Wilhelm heißen.

Verdienstlich ist der Hinweis des Verfassers auf die in den Romanen enthaltenen Gedichte. Daß hier wirklich wahre Empfindung und dichterische Begabung zu Worte kommen, mögen die nachfolgenden Strophen beweisen:

Ich bin getreu!
Kein Elend kann mich scheiden
von dir, mein ander ich.
Liebst du mich, als ich dich:
so sag ich ohne Reu,
solt ich drum alles leiden:
Ich bleib getreu!

Ich bin getreu!
wolt auch der Himmel brechen,
und manchen Sturm und Straus
drum auf mich schütten aus,
sag ich doch ohne Scheu:
nichts kann mein Herze schwächen,
Ich bleib getreu.

Ich bin getreu!
weil ich dein keusches Lieben
acht' höher als die Welt,
als Ehre, Glück und Geld.
Ich sage dieses frei:
nie soll mich was betrüben,
bleibst du getreu.

10) Die Borgbeke (auch Borbek), wovon der eine südlich nach Hohenassel, der andere nördlich nach Nordassel zu belegen, umgeben noch heute den Platz der uralten Asselburg.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 6. December. **1896.**

[Nachdruck verboten.]

Der Herrendienst,

ein Stück aus der „guten alten Zeit".

Von H. Schattenberg

Wie oft hört man heutigen Tages die Vergangenheit preisen als die „gute alte, goldene Zeit." Niemand jedoch kann uns sagen, wann die „gute alte, goldene Zeit" gewesen ist, denn schon Groß- und Urgroßväter stoßen dieselben Seufzer nach ihr aus. Es mag wohl sein, daß mancher Zeitabschnitt besser gewesen ist als unser jetziger, aber wir wollen doch gern mit der Gegenwart zufrieden sein. Denn wir finden bei näherer Betrachtung, daß wir es in sehr vieler Hinsicht besser haben als unsere Väter.

Auf allen Gebieten der Kunst, des Handwerkes, der Wissenschaft und der Landwirthschaft erblicken wir die staunenswerthesten Fortschritte. Sehen wir uns einmal die Landwirthschaft etwas näher an Welch große Fortschritte sind hier nicht zu verzeichnen! Gewiß, kein Landwirth von heute möchte mit seinen Voreltern tauschen. Dieselben mußten sich noch mit dem einfachsten landwirthschaftlichen Handwerkszeug behelfen, kein künstlicher Düngestoff stand ihnen zur Verfügung, keine Separation hatte ihnen ihre Pläne bequem gelegt, keine landwirthschaftlichen Maschinen waren erfunden, Bachläufe nicht geregelt, Felder nicht drainirt. Der Acker trug ihnen nicht den vierten Theil der Frucht, die er heute hervorbringt. Dazu kam ihre Abhängigkeit von den Lehnsherren; waren sie doch noch „Hörige" und nicht „freie Bauern". Erst nachdem das Abhängigkeitsverhältniß vom „Lehnsherren", meistens einem adelichen Gute, gelöst war, was im Anfang dieses Jahrhunderts geschah, wurde der Bauer sein eigener Herr und Besitzer des Hofes und der Felder, die er vorher zum Theil für seinen Lehnsherrn bewirthschaftet hatte. Denn die Abgaben an ihn ließen bei den damaligen schlechten Ernten nicht übermäßig viel für die bebauende Familie übrig. Dazu kam noch die Last der Hand- und Spanndienste. Sie zu leisten war der Ackermann, Halbspänner, Kothsasse und Brinksitzer, ja sogar der Inquilin (Miether) verpflichtet. Glücklicher Weise sind uns die Namen dieser Pflichten schon gänzlich unbekannt geworden. Wir können uns ohne gelehrte Erklärung nichts mehr bei den Namen „Baulebung", „Beedemuth", und wie sie sonst heißen, denken. Die Lehnsherren hatten ja das größte Recht, diese Abgaben zu fordern. Ihre Vorfahren waren die eigentlichen Eigenthümer aller Lehnsländereien gewesen. Sie theilten einzelne Länderstrecken an ihre Untergebene (Meier) aus und hatten das Recht, ihnen den Besitz wieder abzunehmen, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkamen. Wollte ein Sohn (im Todesfalle des Vaters) die Meierei weiter bewirthschaften, dann mußte er diese Befugniß durch verschiedene Abgaben sich erkaufen. Nach und nach kamen mehr Freiheiten; die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, nur die Meierei blieb bestehen; die Abgaben milderten sich immer mehr. Konnte zuerst bei einem Todesfall das ganze Hab und Gut eines Leibeigenen gefordert werden, so begnügte man sich später mit dem „Besthaupte", d. h. dem besten Pferde, der besten Kuh, dem besten Gewande u. s. w. Als die Abgaben wieder gemildert wurden, trat an die Stelle des Besthauptes, das „nächst dem Besten". Von den Ackerplänen mußten Abgaben in natura geliefert werden. Ebenfalls von den Viehbeständen. Hand- und Spanndienst war eine der drückendsten Lasten. Mußte doch dann die eigene Arbeit ruhen, denn die „Frohnden" gingen vor. Die Meier werden schon wie Pächter behandelt, sie waren aber noch keine vollständig freien Bauern wie heute.

Um das Jahr 1793 hat noch die Abhängigkeit bestanden, wenn sie auch in den letzten Zügen lag, im Anfange des jetzigen Jahrhunderts wird sie aufgehoben. Vor mir liegt ein schriftliches Verzeichniß aus dem Jahre 1793, welches die Abgaben von 3 Braunschweigischen Dörfern, Schliestedt, Küblingen und Eitzum an das adeliche Gut Schliestedt aufführt. Sehen wir uns dasselbe einmal näher an. Da lesen wir zuerst „Baulebung", eine Abgabe, welche also erklärt wird: „Wenn der Hauswirth eines Ackerhofes mit Tode abgeht, ist das Adl. Haus berechtiget das nechst dem besten Pferde sich liefern zu laßen. Wenn der Hauswirth eines Halbspännerhofes verstirbt, so muß wie bey einem Ackerhofe das nechst dem besten Pferde der Herrschaft geliefert werden. Wenn aber der Hauswirth eines Kothhofes verstirbet, so wird eine Kuh geliefert, und zwar die auf der besten folget".

Wir sehen die Abgabe hat sich schon wieder gemildert,

es wird nicht mehr von allem Besitz die Abgabe gefordert, sondern nur noch ein Pferd oder eine Kuh.

Sodann lesen wir „Beedemuth“ folgendermaßen erklärt: „Wenn ein Ackermann oder Halbspänners Sohn oder Tochter heyrathet, giebt der Ackermann oder Halbspänner dem Adl. Gerichte 10 Gutegroschen für den Schein, aber dem Adl. Hause 12 Himbten Hafer. Der Kothsasse aber, wenn sein Sohn oder Tochter heyrathet, 6 Himbt. Hafer und 5 Gutegroschen.

Bei der nächsten Holztheilung wird ihm über sein Holztheil die sogenannte Braut-Ruthe, so zu ein Klafter 6 füßig Büchen Holz und ein Schock Büchen Kuhlwasen verglichen sind, angewiesen“.

An „Küchentermin“ in Küblingen muß die ganze Gemeinde jährlich 6 Gänse, 56 Hühner und 216 Stück Eier aufbringen, die Gemeinde Eitzum aber ein halbes Kalb, 1 Lamm, 4 Gänse, 104 Hühner, 6 Schock u. 9 St. Eier. Dafür bekommt dem alten Herkommen nach die Gemeinde als Gegengabe 1 ₰ 13 gg 4 ₰.

Schliestedt gab keinen „Küchentermin“, sondern „Rauchgut“ und zwar der Ackermann jährlich 1 Gans, 2 Hühner und 18 Eier, das folgende Jahr nur 2 Hühner und 18 Eier. Der Halbspänner das eine Jahr eine Gans, 1 Huhn und 9 Eier, im folgenden Jahre nur 2 Hühner und 9 Eier. Der Kothsasse 1 Gans, 1 Huhn und 6 Eier, das folgende Jahr aber 2 Hühner und 6 Eier. Wer aber eine „Rauch-Gans“ lieferte, bekam 1 gg und 8 ₰ zurück. Michaelis mußte geliefert werden.

„Hundekorngeld“ wurde nur aus Küblingen gezahlt und zwar zu Michaeli jährlich 1 Rthlr. und 16 gg.

Dann folgt: Fette Kuh-Geld, Wachtegeld, May-Beede, Herbst-Beede, Federspulengeld, Fastnachts-Geld, Landgerichts-Gefälle, Voigt-Geld, Schuh-Geld, Meyer-Zins, Erben-Zins, Hof-Zins, Pfennig-Zins, Rott-Zins, Acker- und Hufen-Zins, Grund- und Boden-Zins, Zins-Vieh, Pfeifer-Zins, Garten-Zins, Dienstgeld von Angesessenen, Dienstgeld von Inquilinen. Nach allen diesen verschiedenen Zinsabgaben kommt aber nun der Hand- und Spanndienst. Derselbe war ebenso mannichfach als die Geld- und Naturalabgaben. Es gab: „Wochen-Spanndienste, Wochen-Handdienste, Burg-Veste-Spanndienste, Burgveste-Handdienste, Erndte-Boten, Inquilinen-Dienste und Köther-Pflügen“.

Die „Spanndienste zu Burgveste“ fielen jedesmal auf die Tage nach den 4 Bußtagen.

Die „Handdienste zu Burgveste“ waren sehr verschieden, die Leute wurden bestellt zum Gartenausharken, zum Graben, zum Kohlpflanzen und zum Kohlbegießen, zum Flachsbraken und -Schwingen und zum Hedespinnen.

„Erndteboten“ waren Dienstleistungen in der Erndtezeit, wobei extra bemerkt wird, daß Erndteboten nur Weiberdienste sind.

Die Inquilinen oder Miether waren verpflichtet, entweder jährlich 1 ₰ 10 gg 8 ₰ Dienstgeld zu zahlen oder wöchentlich ½ Tag Dienst zu leisten.

Fast alle Gewerbe mußten dem Adelichen Gute abgepachtet oder verzinset werden: „Die Schäferei, der Krug, die Schenke, die Kuhpächterei, die Nagelschmiede, die Oelmühle, die Mahlmühle, die Bleicherei, die Musik und die Maulbeeren-Plantage.

Noch eine drückende Last war der Korn- und Fleisch-Zehnte.

Der „Korn-Zehnte“ sollte in reinem Korn gegeben werden, nur von einzelnen Feldern in Natura, d. h. in Garben und zwar von jeder Stiege 2 Garben.

„Fleisch-Zehnte“ wurde in Natura geliefert, von jedem Hofe ein Huhn, von jedem Haufen Gänse, der über 3 Stück war, eine Gans, von Lämmern das zehnte Lamm. Für jedes kleine Fohlen mußte jedoch 8 ₰ bezahlt werden, ebenfalls für jede Sau, die geworfen hatte, 1 gg und für jedes Kälbchen 4 ₰.

Wenn alle diese Abgaben und Dienste geleistet waren, können die Leute nicht mehr viel für sich über gehabt haben. Man wird sich überall haben einschränken und nach der Decke strecken müssen.

Und man wird froh gewesen sein allen Verpflichtungen nachkommen zu können und für sich und seine Familie noch für den Winter versorgt zu sein. Denn durch den horrenden Wildschaden wurde oft noch die kümmerliche Erndte vernichtet. Die drei Dörfer liegen hart am Elme und hier wimmelte es von Hirschen, Rehen und Wildschweinen, welche sehr geschont wurden; nur höchst selten kam der Landesfürst einmal zur Jagd. Die Landleute mußten es sich gefallen lassen, daß in einer Nacht fast alle Früchte auf den Feldern am Walde vernichtet wurden; es war ihnen nur gestattet mit einer Klapper das Wild von ihren Ackerstücken zu verscheuchen. In Großdahlum, einem Nachbarorte, existirt noch eine alte Verordnung aus dem vorigen Jahrhundert, welche den Dahlumern gestattet, beim Wildhüten einen kleinen Hund (Pintscher), jedoch mit einem großen Knüppel am Halse, außer der Klapper zu verwenden. Was konnte solch kleines Thierchen gegen die Thiere des Waldes nützen! Wie viel mag da gewilddiebt sein! Erst das Jahr 1848 brachte Abhülfe. Alles was nur eine Flinte abschießen konnte, zog in den Wald und jagte ganz offenkundig. Es wurde so gewildert, daß seit der Zeit die Hirsche und Wildschweine mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind, und im Elm nur noch Rehwild vorhanden ist.

Für diese Dienste und Abgaben waren dem Adelichen Gute auch Gegenleistungen auferlegt. Vor allen Dingen die Rechtspflege, sowie der körperliche und rechtliche Schutz der Unterthanen, letztere waren ihnen ferner zu keinem Kriegsdienste verpflichtet. Bei den Handdiensten mußten die Hörigen theilweise verpflegt werden und wie wir bei der „Braut-Ruthe“ unter „Beedemuth“ gesehen, wurde den jung verheiratheten Hörigen ein Holztheil geschenkt.

In einem Anhang unseres Buches werden diese Gegenleistungen in einigen Theilen aufgeführt.

Zunächst wird bestimmt, was die Leute in der Zeit der Dienste leisten müssen, wie viel sie auf ein Fuder laden und wie viele Fuhren von den bestimmten Feldern, Wiesen oder Waldgebieten bis zum Adelichen Hofe in einem Tage gefahren werden mußten. Nur Küblingen machte eine Ausnahme. Von dort fuhren alle Gespanne nach dem Glockenschlag, und es wird erzählt, daß die Leute ihre Wagen mitten auf dem Felde oder gar auf dem Wege stehen ließen und ihre Pferde abspannten, wenn der Glockenschlag vom Thurme erklang.

Ganz genau ist die Garbenzahl angegeben, welche in jedem Tage gedroschen werden mußte. Die Frauen waren gehalten 16 Schock Seile in einem Tage zu machen. Zum Kornsacken hatten die dazu bestellten Männer ihre eigenen Säcke mitzubringen, dafür bekamen sie beim Sacken den Wagenschilling, bestehend in 16 ₰ und einem halben Stübchen Bier. Beim Kutschenfahren gab es 1 gg 4 ₰, beim Korn, Heu oder Grummeteinfahren außer 1 gg 4 ₰ noch 4 Quartier Bier.

Auf einer Harz-Reise — es ist keine Vergnügungs-Tour gemeint, sondern früher mußte alles Bauholz, Schiefer u. s. w. vom Harze zu Wagen geholt werden — erhielten die Unterthanen 1 gg 4 ₰ Wagenschilling pro Tag, aber kein Bier.

Bei dem „Mehen“ erhielten die Leute vollständige Kost, dieselbe bestand in Folgendem: „Des Morgens jeder einen Käse und eine Schminke Butter so zwey Loth wiegt, auf den ganzen Tag jeder 2 Pfund Brot“. Zum Mittagsessen gab es den einen Tag Sauerkohl, den nächsten Tag Erbsen, dazu bekam jeder eine Schminke Butter, zwei Loth schwer und ein Stück Speck zehn Loth schwer. Zum Viertemahl gab es wieder zwei Loth Butter und einen Käse. Des Abends bekamen die Leute einmal Kalte-Schale, auf jeden Mann 1/2 Quartier Bier gerechnet und auf alle zusammen drei Pfund Brot, und jeder noch einen halben „Schaff-Käse“, den zweiten Abend gab es Hafergrütz-Suppe und Eierkuchen, auf vier Mann wurde ein Eierkuchen gebacken, wozu 4 Eier gegeben wurden. Den ersten so wie den zweiten Abend bekam ein Jeder noch 2 Loth Butter.

Bier wurde auf jeden Mann drei Kannen oder sechs Quartier gerechnet. Es vertheilte sich auf 6 mal trinken: beim Morgenbrot, zum Trinkemahl um 10 Uhr, zum Mittagsessen, zum Viertemahl um 3 Uhr, zum Trinkmahl und zum Abendbrot. Das Bier mußte aber so gemessen werden, daß ein Jeder 3 Becher voll auf ein Quartier bekam. Die Becher waren von Holz und wurden vom adelichen Hause gehalten. Der letzte Mäher mußte die Trinkgeräthe vom Felde zurückbringen und erhielt dafür noch einen Becher Bier. Außerdem bekamen sie alle noch 2 Schminken Butter auf den Tag und diese wurde die „Strecken-Schminke“ genannt.

Beim „Abrapen“ gab es täglich nur 2 Käse, weiter nichts.

Beim „Saumeln“, „Bansen“, „Futterschneiden“ und „Säen“ gab es nur Bier, für Flachsbraken bekamen die Frauen eine Knobbe Brot und eine Schminke Butter oder Schmalz zum Viertemahle. Beim Hedespinnen war es Sitte, jeder Frau ein Haspelstück zu schenken.

Die Ackerleute und Halbspänner erhielten für ihre Spanndienste um Johanni herum sogenanntes „Pröven-Korn“ und zwar 1 1/2 Himbten Roggen. Die Kothsassen, welche auch 2 Tage wöchentlich Spanndienste zu thun hatten, bekamen 2 Himbten Roggen, diejenigen, welche nur 1 Tag zu leisten verpflichtet waren, nur 1 Himbten.

„Kranz-Bier“ bekamen nur die Schliestedter, halb auf Michaelis und halb auf Weihnachten, die Ackerleute 4 Stübchen, die Halbspänner 3 Stübchen und die Kothsassen 2 Stübchen Bier.

„Ob es gestattet sei den Erndte-Kranz zu bringen“, stand ganz in dem Belieben der Gutsherrschaft, es hing ganz von „dero Befehl“ ab.

Erst nach Aufhebung dieser hier geschilderten Lasten konnte eine Besserung der Lage der Landbevölkerung eintreten. Und die Besserung trat auch ein und zwar in ganz ungeahnter Weise. Mit dem Bewußtsein, ein freier Bauer zu sein, zog allmählich ein anderer Geist in die Landbewohner ein. Der Landmann sann auf Besserung des Bodens, der Werkzeuge und der Früchte.

Als in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts allen Staatsbürgern die persönliche Freiheit zu Theil wurde, folgte die Zeit der großen Erfindungen und Errungenschaften auf fast allen Gebieten. Aus den Erfindungen der Technik und den Fortschritten der Wissenschaft, insbesondere auf dem Gebiete der Chemie hatte auch die Landwirthschaft bedeutenden Vortheil. Die Universitäten errichteten Lehrstühle für Ackerbaukunde und Ackerbauschulen wurden gegründet. Es trat eine vollständige Umwälzung in der Bebauung des Landes ein. Immer neue Düngerstoffe wurden gefunden, neue Früchte wurden zur Bebauung herangezogen, alte durch sorgsamere Pflege verbessert. Der Grund und Boden wurde immer ertragfähiger und ein allgemeines Blühen in allen Ständen folgte diesen Errungenschaften. Denn noch immer gilt die Wahrheit des alten Sprüchworts: Hat der Bauer Geld, so hats die ganze Welt.

Laßt uns also nicht mit Neid auf die „gute, alte Zeit“ zurückblicken, sondern Gott danken, daß er uns in einer freieren, strebsameren Zeit hat leben lassen.

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

6. Das Grab von Gr. Biewende.

Etwa 10 Minuten von dem Dorfe Gr. Biewende erhebt sich in südöstlicher Richtung der Korn- oder Karrenwellenberg, eine Anhöhe des Vorberges. Da liegt das Altfeld. Hier stieß der Gemeindevorsteher H. Bosse 1889 auf seinem Grundstücke, das nördlich von dem nach Kalme führenden Feldwege liegt, beim Tiefpflügen auf eine Steinkiste. Mehrere etwa 10 cm dicke Platten bildeten ein Grab von 2,17 m Länge, 1,09 m Breite und 0,84 m Tiefe, dessen Schmalseiten nach Süden und

Norden gerichtet waren. Diese Platten gehören dem Buntsandsteine an und zwar jener Art, die Rogenstein genannt wird. Vermuthlich stammen sie aus einem Bruche bei Remlingen. Mit solchen Platten war das Grab auch eingedeckt. An der Südseite lag über Brust- und andern Knochen ein Schädel, so daß es den Anschein hatte, als sei die Leiche in hockender Stellung beigesetzt worden; doch widerstrebt dieser Annahme die geringe Tiefe des Grabes. Sonst wurden nur wenig Knochen gefunden Neben dem Schädel standen an der kurzen Südwand zwei Thongefäße, die nur Erde enthielten. Ferner lagen dicht neben denselben zwei Feuersteinmeißel und ein Eberzahn. Die Knochenreste, die Urnenscherben, der Zahn sammt diesen beiden Steingeräthen kamen in die Sammlung des Ortsvereines zu Wolfenbüttel.

Von den Gefäßen konnte das eine wieder zusammengeleimt werden. Es ist ein Napf von 15 cm Höhe und 16 cm Durchmesser. Der untere Theil, von kleiner Standfläche aufsteigend, ist fast halbkugelig, der obere Theil steigt mit geringer Einziehung steil in die Höhe. An der Umbruchstelle sitzt ein Schnurhenkel und weiterhin stehen da 3 scharfe Vorsprünge. Zwei Reihen schräggestellte, scharf eingeschnittene Eindrücke laufen hier rings um das Gefäß. Unter ihnen zieht sich ein einstrichiges Zickzackband hin, dessen nach unten offene Winkel mit dreieckigen, eingedrückten Tupfen versehen ausgefüllt sind. Diese Vertiefungen sind theilweise noch jetzt mit einer weißen Masse ausgefüllt.

Das zweite Gefäß, von dem nur ein geringer Rest erhalten ist, war anscheinend von ganz ähnlicher Form, nur ist der Henkel größer, ohne doch schon ein Griffhenkel zu sein. Der untere Theil des Napfes ist mit eingestochenen Ornamenten bedeckt, die kleinen Pfeilspitzen gleichen. Der Hals dagegen zeigt, dicht aneinander gereiht, Rauten mit einem schrägen Kreuze drinnen. Auch hier zeigen sich Reste weißer Farbe.

Von den beiden Flintgeräthen ist das eine ein Schmalmeißel, fast 8 cm lang. Das andere ist ein breiterer Meißel, 11 cm lang, aber nur 1 cm dick, also ein Meisterstück der alten Feuersteinarbeiter.

Beim Herausnehmen dieser Beigaben kam auch ein Gebilde zum Vorschein, das zuerst als ein Urnendeckel angesehen wurde, darnach sich aber als eine Koralle (Chenendopera marginata) auswies. Doch kann nicht mit Gewißheit behauptet werden, daß es ursprünglich in dem Grabe gelegen hat.

7. Das Grab auf dem Adamshai im Elm.

Oberhalb des Dorfes Evessen erhebt sich im Elme der Adamshai. Hier liegt einsam im Buchenwalde ein großes, nun ausgeräumtes Grab. Es bildet ein Rechteck, das sich von Osten nach Westen erstreckt. Seine Seitenwände bestehen aus zwölf Steinen. Diese Blöcke sind 1 m hoch und an 40 cm dick. Die Platte an der Westseite ist 2 m lang. Der Innenraum mißt 6 m in der Länge und 2 m in der Breite.

Dies alte Steinkistengrab ist im Anfang der siebenziger Jahre von Hans Mülter aufgedeckt worden. Es steht aber sehr zu bezweifeln, daß er es noch ganz unberührt vorgefunden hat. Damals war kein Erdhügel mehr darüber. Innen lagen etwa 11 Skelette nach ganz verschiedenen Richtungen neben einander. Bronzesachen oder andere Beigaben fehlten, nur Urnenscherben wurden bemerkt. Wohl aber fanden sich über den Gerippen zwei Feuersteingeräthe, die später in das städtische Museum nach Braunschweig kamen: es waren dies ein Meißel (Nr. 627) und eine Axt (Nr. 643).[1])

Frage auf Frage drängt sich dem Wandrer auf, der hier auf den Steinblöcken sitzt. Aus welcher Zeit stammt dies Grab? Weß Volkes waren sie, die hier bestattet wurden? Warum hat man sie nicht unten begraben im friedlichen Reitlingsthale oder an der Quelle zu Evessen, sondern hier oben auf waldiger Höhe? Haben diese Leute die Wälle aufgeworfen da drüben und hier auf dem nahen Kuxberge? Wohnten sie hier ständig oder nur in Zeiten der Gefahr? Es ist zur Zeit nicht möglich, diese Fragen zu beantworten. Aber wenn später ähnliche Gräber, sei es in der Ebene, sei es hier auf dem Elme, entdeckt und von sachkundiger Hand geöffnet werden, dann wird vielleicht einige Klarheit in diese Verhältnisse kommen.

Im Forstorte „Breiter Berg" ragen nahe der Vorsummer Grenze mehrere Steinblöcke aus dem Boden heraus, die wahrscheinlich von einem ähnlichen Grabe herrühren.

Im August 1886 wurde am Untern Breitenberge im Kuhspringsthale bei Königslutter, in der Nähe des Fußweges nach Destedt, ein Skelettgrab entdeckt und alsbald zerstört. Das Skelett lag ausgestreckt mit dem Kopfe im Westen, die Füße waren nach Osten gerichtet. In dem Grabe fand sich ein breites Feuersteinmesser, das später nach Wolfenbüttel in die Sammlung des Ortsvereines gelangte. Auch soll noch „ein eiserner Keil" darin gelegen haben.

Sonst sind noch Kistengräber am Sandberge bei Reindorf und am Oesel gefunden.[2])

8. Der Becher von Jerxheim.

Im Herzoglichen Museum steht unter den Näpfen und Schalen, die den Urnenfeldern der La Tène-Zeit entnommen sind, ein Gefäß, das sowohl durch Form und Gestalt, wie auch durch seine eigenartige Verzierungsweise sich sofort als aus weit früherer Zeit stammend zu erkennen giebt. Es ist der Becher von Jerxheim. Sein unterer Theil ist fast kugelig, die obere Hälfte steigt senkrecht auf, und der Rand strebt schräg aufwärts. Die Höhe ist gleich dem obern Durchmesser, nämlich 13 cm, während die Standfläche nur 6 cm mißt. Die ornamen-

---

1) Bei der Wichtigkeit, welche die Beigaben, insbesondere die Gegenstände aus Metall, für die Zeitbestimmung des Grabes und demnach auch anderer, ähnlicher Steinkisten haben mußten, zog ich Erkundigungen bei Hans Mülter selbst ein, und dieser war so freundlich, mir auf einer Elmwanderung obige Mittheilungen zu machen. Er hatte auch früher den in der Nähe belegenen Hügel mit Hacke und Schaufel angegriffen; weil er aber nichts als Steine fand, ließ er davon ab.

2) Zwei vorgeschichtliche Gräber bei Reindorf in Braunschweig. Von Th. V. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. 1890 Heft 4.

tale Eintheilung ist eine sehr klare. Vier Bänder umziehen das Gefäß: am Fuße, an der Umbruchstelle, am Grunde des Halses und am Rande. Von den drei so gebildeten Abtheilungen ist die untere durch radial aufsteigende, die obere durch senkrechte Linien in Felder getheilt. Diese letzteren sind wie jene oben erwähnten vier Bänder reihenweise erfüllt mit einem eingedrückten Ornamente, das bis jetzt in dieser Form bei uns einzig dasteht. Nur an einem Henkeltopfe in dem Skelettgrabe von Gr. Biewende fand sich eine ähnliche Verzierung. Offenbar benutzte der Töpfer ein besonders geschnitztes Stäbchen, das unten die Form einer dreieckigen, ungestielten Pfeilspitze mit weit auseinandergehenden Flügeln hatte. Dies Stäbchen drückte er so in den feuchten Thon, daß die Spitze am tiefsten eindrang, zog es dann zurück und wiederholte seinen Eindruck. Die Bänder mit den wagerecht hinlaufenden und die Felder mit den aufstrebenden Pfeilspitzen bilden einen Schmuck für dies Gefäß und seine Wirkung wurde noch dadurch erhöht, daß das Ornament ursprünglich mit einer weißen Masse ausgefüllt war.

Der Becher ist ein Einzelfund. Nähere Berichte über seine Auffindung fehlen. Gewiß stammt er als Beigefäß aus einem Grabe, doch nicht aus einem jener Kistengräber, wie sie sich u. a. auch auf der Feldflur von Jerxheim fanden, sondern vermuthlich aus einem Skelettgrabe, wie sie am Sandberge des nahen Dorfes Beierstedt aufgedeckt wurden. Jedenfalls weisen Gestalt und Ornamentik auf eine recht frühe Zeit, mehr noch auf die neolithische als auf die Bronzezeit hin.

9. Der Bronzefund am Regenstein.

Um das Jahr 1852 wurde am Regenstein bei Blankenburg ein merkwürdiger Fund gemacht. Ungefähr 200 Schritte von dem östlichen Ende der Feste, noch weiter gegen Osten, erhebt sich in halber Höhe der nördlichen Abdachung eine Klippenpartie, die sog. Himmelspforte. Der Abhang ist hier sehr steil, völlig unwegsam, und man kann die Stelle nur durch mühsames Hinabklimmen erreichen. Damals nun verfolgte ein Einwohner von Derenburg, es war der Holzhauer Klamroth, ein angeschossenes Kaninchen, das bei jener Klippe in seinen Bau flüchtete. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß das Loch eine Höhle bildete, die eine große Menge von bronzenen Waffen und Werkzeugen enthielt. Es waren besonders Aexte, Hämmer und Hohlcelte.[3]) Neben diesen Werkzeugen fand der Kaninchenjäger noch einen großen Bronzeklumpen.

Wenn man diesen Fund zusammengehalten und aufbewahrt hätte, wäre er für die Vorgeschichte unsres Landes von größter Bedeutung geworden. So hätte man daran ersehen können, welche Stücke bei uns gleichzeitig auftreten. Wahrscheinlich auch hätte er einen Beitrag zu der Frage geliefert, ob die Gegenstände hier gegossen oder ob sie eingeführt waren. So aber wurden die Celte vereinzelt, der Bronzeklumpen verkauft und eingeschmolzen. Nur ein Stückchen gelangte in den Besitz des Gastwirths Müller auf dem Regenstein.[4]) Wahrscheinlich stammen drei Gegenstände im herzoglichen Museum, als deren Fundort der Regenstein angegeben wird, aus der Höhle des Himmelreichs. Es ist dies der Lappencelt Nr. 1408, der Hohlcelt Nr. 1410 und der große Ring Nr. 1516.[5])

Dieser letztere ist der einzige, der von dieser Art bislang bei uns gefunden wurde. Er ist geschlossen und hat eine länglich-runde Form, die Längenachse mißt 13 cm. Die eine Seite zeigt vier Gruppen von tiefen Furchen. Wahrscheinlich ist es ein Fußring. Ein ähnlicher wurde in einem Grabhügel bei Attenfeld gefunden.[6])

Wie sind aber alle diese Sachen an einen so verborgenen Ort gekommen? Wahrscheinlich gehören sie zu einem sog. Versteckfunde. Mannigfach waren die Gefahren, die den wandernden Händler auf seinen Wegen umgaben. Unbilden der Witterung, Unsicherheit der Straßen mögen manchmal Ursache gewesen sein, daß der Erzgießer oder Kaufmann seinen Vorrath ganz oder theilweise an eine ablegene Stelle brachte und vorläufig versteckte, um ihn später wieder hervorzuholen.

Aehnliche Versteckfunde, die in vielen Ländern gemacht worden sind, haben auch noch eine andere Deutung erfahren. Man meint nämlich, daß solche Gegenstände aus Bronze oder edlen Metallen, selbst wenn Gußklumpen darunter vorkommen oder unfertige Stücke, als kostbare Weihgabe, als Opfer den Göttern dargebracht seien. Es finden sich auch bei alten Schriftstellern Mittheilungen, die diese Ansicht unterstützen. So berichtet Orosius, daß die Cimbern und Teutonen nach der siegreichen Schlacht bei Arausio im Jahre 105 vor Chr. die gesammte Beute aus den beiden eroberten Römerlagern vernichteten und das Gold und das Silber in den Fluß versenkten.[7])

Aehnliches berichtet Tacitus von den Hermunduren. Sie hatten die feindliche Schlachtreihe dem Zin und dem Wodan geweiht, und in Folge dieses Gelübdes wurde die ganze Kriegsbeute zerstört.[8])

Von besonderer Wichtigkeit für die Deutung der Versteckfunde ist eine alte Anschauung, die sich in einer norwegischen Königssage findet. Odin, so heißt es hier, gab seinem Lande diejenigen Gesetze, die früher bei den Asen gegolten hatten. Mit so viel Gütern würde jeder nach Walhall kommen, als er auf dem Scheiterhaufen gehabt hätte, auch das würde er genießen, was er selbst in die Erde vergraben hätte.[9])

10. Die Höhle bei Holzen.

Oestlich vom Dorfe Holzen bei Eschershausen erhebt sich in dem Ith eine Felspartie klüftenreichen Dolomit-

3) Leibrock, Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg. Bd. I S. 18.

4) C. Schiller, Fundstätten vorchristlicher Alterthümer. Blankenburg.

5) Vielleicht stammt auch der aus dem Fenkner'schen Museum in die Sammlung des Herrn Vasel übergegangene Lappencelt, als dessen Fundort Blankenburg angegeben wird, vom Regenstein.

6) Lindenschmit Sohn, das römisch-german. Central-Museum. Tafel XXXVIII Fig. 5.

7) Hostmann, Studien, S. 139.

8) Tac. Annalen XIII. 57.

9) Snorre Sturlason, Heimskringla. Ynglingasaga Kap. VIII.

felsens, welche dem obern Jura und zwar dem Korallenoolith angehört. In diesem Felsen befindet sich eine 57 Meter lange gangartige Spalte, welche in dortiger Gegend den Namen „rother Stein" führt. Zu den verschiedensten Zeiten sind von Schatzgräbern, welche dort bei Nachtzeit nach Schätzen gruben, zahlreiche Menschenknochen ans Tageslicht gefördert worden, und dies hat zu wunderlichen Geschichten über die Höhle Anlaß gegeben. Im Jahre 1883 unternahm A. Wollemann, damals Student der Naturwissenschaften, im Auftrage des Wolfenbüttler Ortsvereins für Geschichte und Alterthumskunde dort Ausgrabungen.

Unter einer Schicht von Kalksinter, die etwa 3 cm stark war, zeigte sich zunächst eine sogenannte Kulturschicht, welche mit Holzkohlen, Topfscherben und Menschenknochen stark untermengt und 4 bis 30 cm dick war.[10]) Dazwischen fanden sich auch einige Geräthe vor. Diese Schicht war besonders an vier Stellen bedeutend stärker, tiefer und dort auch mit Topfscherben und Menschenknochen sehr stark vermischt. Vielleicht waren hier die Feuerstellen der ehemaligen Höhlenbewohner. Unter den Menschenknochen, die an diesen Heerden lagen, waren die Röhrenknochen, in denen sich Mark befunden hat, aufgebrochen, während Fingerglieder und andere Knochen nicht zerbrochen worden sind. So liegt die Vermuthung nahe, als seien hier Menschen von den ursprünglichen Höhlenbewohnern verzehrt worden.[11]) Daneben lagen außer vielen Fledermausknochen Reste von Hirschen, Rehen und Wildkatzen. Die Topfscherben rührten von Gefäßen her, die aus rohem, ungeschlemmtem Thone hergestellt und schlecht gebrannt waren Von der Benutzung der Drehscheibe fand sich keine Spur. Besondere Aufmerksamkeit dürfen die Geräthe beanspruchen, die in der Kulturschicht steckten. Sie sind entweder aus Bronze oder aus Knochen gearbeitet, Werkzeuge aus Stein wurden nicht angetroffen. Da ist zuerst ein Bronzecelt von jener einfachen Art, deren Langseiten etwas erhöht sind. Die Schneide ist abgebrochen. Es ist die Form, die im nördlichen Europa so häufig vorkommt. Weiter lag da eine dünne, dreieckige Pfeilspitze aus Bronze (3,6 cm : 5,7 cm) mit 3 Nietlöchern. Aehnliche wurden in Süddeutschland und in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden.[12]) Weiter wurde eine Lanzenspitze aufgehoben, die auch als Dolchklinge angesprochen werden kann. Jederseits ist eine Längsrippe. Oben sind 2 Nietlöcher mit beweglichen Nägeln. Breite 3 cm, Länge jetzt noch 8,7, ehemals wohl 11 cm. Solche Dolche sind weit verbreitet in Süddeutschland und der Schweiz. Auch in Italien kommen sie vor, am häufigsten wohl in Frankreich.[13]) Zuletzt fand sich noch eine Spirale von vierkantigem Bronzedraht, innen heraufgezogen. Durchmesser fast 3 cm. Wahrscheinlich ein Schmuckstück.[14])

Ferner wurden aus dieser Kulturschicht noch zwei aus Knochen gearbeitete, glatte Pfriemen aufgenommen, von denen der eine einen abgesetzten Kopf hat und 13,7 cm lang ist. Der andre, etwas gebogen, ist 9,3 cm lang.

Unter der Kulturschicht lag eine Schicht von gelb gefärbtem thonigen Sande, welche zahlreiche Reste von Feld- und Waldmäusen, Maulwürfen und Fledermäusen enthielt. Darunter wieder fand sich an ein'gen Punkten der Höhle eine knochenführende, harte Sinterschicht, welche unter andern auch die Reste von Lemmingen aufwies, also von jenen kleinen Nagethieren, die zu der Zeit hier lebten, als Norddeutschland noch eine Tundra war, und die jetzt noch in den Trockenmooren Skandinaviens und Lapplands, wie in den Tundren von Nordsibirien heimisch sind.

Die Geschichte der Höhle im Ith reicht also bis zur Diluvialzeit zurück. Als die Thiere der Tundra und der Steppe zurückwichen und unsre Feld- und Waldthiere einwanderten, bewohnten Eulen die Höhle, und diese jagten die Mäuse und Maulwürfe und spieen deren Reste als Gewöll auf den Boden. Hierauf drang der Mensch in die Kluft, vertrieb die Eulen und zündete das Feuer auf dem Heerde an. Dieser Mensch war aber nicht mehr der Diluvialmensch, welcher nur Waffen aus Feuerstein hatte und das Renntier verfolgte, sondern er hatte bereits Gefäße aus Thon und Geräthe aus Bronze; er jagte den Hirsch, das Reh und erlegte die Wildkatze. Von fremden Handelsleuten, die das Lennethal durchzogen, erwarb er goldglänzende Waffen und Werkzeuge und schimmernden Schmuck.

11. Die Bronzen unseres Landes.

(Einzelfunde.)

Es ist gewiß, daß die Kenntniß der Vorgeschichte eines Landes am meisten durch die sorgfältige Erforschung der Steinkistengräber, wie auch durch die planmäßige Aufdeckung der Urnenfelder gefördert wird. Aber auch den Einzelfunden muß einige Bedeutung für die Kunde jener uralten Zeit beigemessen werden, um so mehr, wenn die aus Steinen aufgebauten Grabkammern zertrümmert, wenn die in geringer Zahl aufgefundenen Steinkistengräber von unkundigen Händen geöffnet und wenn die Urnenfelder nur in ganz geringer Anzahl ordnungsmäßig aufgedeckt wurden. Die Bronzesachen, die einzeln, bald hier, bald da, in Feld und Wald ans Tageslicht treten, erzählen von der Tracht und Bewaffnung der Altvordern, von ihrer Lust an Schmuck und Zierrath. Sie können Beweise sein, daß hier zu Lande eine heimische Gießkunst geübt wurde, sie können aber auch erzählen von fremden Händlern, die, aus fernen Ländern kommend, hier ihre Waaren gegen die Erzeugnisse der Heimath umtauschten.

---

10) Nach Wollemann's Berichten in den Zeitungen im October 1883.

11) Unter den menschlichen Resten ist besonders das Stück eines Schädels mit auffallend niedriger Stirn und stark vorspringenden oberen Augenhöhlenrändern bemerkenswerth.

12) von Tröltsch, Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit. S. 54 Fig. 95b.

13) von Tröltsch, a. a. O. Fig. 92b. Eine ganz ähnliche Dolchklinge bringt Lissauer, Alterthümer der Bronzezeit in Westpreußen. Tafel 1 Fig. 9.

14) Lissauer bildet a. a. O. Tafel XII Fig. 4 ein ähnliches Stück ab und nennt es einen schneckenförmigen Ohrring.

Im Folgenden sollen einige Bronzesachen aufgeführt werden, die vereinzelt in Feld und Wald, zwischen Steinen oder im Bachgeröll gefunden wurden.

Flachcelte.

Wenn auch die Zahl der im Lande Braunschweig und in den angrenzenden Gebieten gefundenen Bronzecelte keine sehr große ist, so reicht sie doch hin, um die Entwicklung dieses Werkzeuges kennen zu lernen. Die ältesten Geräthe dieser Art bestehen in einer einfachen Nachahmung des Steinkeils oder der Steinaxt. Sie sind noch ganz flach und heißen darum auch Flachcelte. Ein solcher stammt aus Sommerschenburg südöstlich von Helmstedt. Er ist 10,6 cm lang und nur oben flach muldenförmig vertieft (Städtisches Museum Nr. 922) Dieser Celt hat neuerdings für die Prähistorie unseres Landes eine besondere Bedeutung erlangt. Auf R. Andrees Veranlassung wurde eine Analyse des Metalls vorgenommen, welche ergab, daß dies Werkzeug aus zinnarmer Bronze angefertigt wurde. Es enthält nämlich 97,4 % Kupfer und 2,8 % Zinn, nebst Spuren von Blei[15]). Damit treten auch unsre Gegenden in die Reihe der Länder, welche Funde aus der Kupferzeit aufzuweisen haben.

Zu den Flachcelten gehört auch ferner der Celt von Helmstedt, Länge 8,5 cm (Städtisches Museum Nr. 481). Eine flache Mulde haben ferner die Celte von Veltheim (Herzogl. Museum Nr. 1389, 1390 und 1394) und der Celt von Querenhorst (daselbst Nr. 1610).

Auf dem Heeseberge bei Beierstedt wurde ein Flachcelt von 12 cm Länge gefunden, der in die Sammlung des Herrn Basel gekommen ist.

Aus den Flachcelten entwickeln sich die Celte, welche zur bessern Befestigung des Schaftes an den Längsseiten mehr oder weniger hohe und lange aufstehende Ränder haben. Bei einigen Celten zeigt sich nur in der Mitte, da wo sie schmaler, aber auch dicker sind, eine Rinne oder Vertiefung. So bei dem Celt von Benzingerode (Herzogl. Museum Nr. 1387). Der Celt von Altenbrak hat hier schon hohe Ränder (daselbst Nr. 1392). Aus der Umgegend von Helmstedt stammt ein schlanker, spatelförmiger Celt mit niedrigen Rändern (Städt. Museum Nr. 278).

Die Dolche von Dettum.
(Städtisches Museum Nr. 951—953.)

Auf der Feldmark des Dorfes Dettum im Amte Wolfenbüttel wurden drei Bronzedolche aufgefunden, die später von dem städtischen Museum erworben wurden. Einer ist, wenn auch zerbrochen und etwas verletzt, sonst noch wohl erhalten; von den beiden anderen sind nur noch die Klingen vorhanden. Jener ist 37,5 cm lang. Der Griff, im Durchschnitt oval, trägt eine kleine, länglichrunde Platte. Der untere, weit ausladende Theil des Griffes, der die Klinge faßt, mißt 11,5 cm und hat in der Mitte seines wagerechten Abschlusses einen halbkreisförmigen Ausschnitt. Mit 8 Nieten ist die Klinge befestigt, welche oben 11,2 cm breit ist und ursprünglich wohl 34 cm lang war. An den Schneiden ziehen sich 3 Linien entlang. Oben querdurch läuft eine Zickzacklinie, von der wieder andere etwas gebogene Linien in Dreieckform herabhängen.

Die beiden anderen Dolchklingen sind der ersten ähnlich, nur etwas schmaler und schlanker. Diejenige, welche am besten erhalten ist, hat oben 10 Nietlöcher mit 8 Nieten und mißt 12 cm : 41,5 cm.

Dolche dieser Art, welche man als dreieckige und italische bezeichnet, kommen vielfach in Frankreich und Italien vor. Doch finden sie sich auch zerstreut in Deutschland. Bei Malchin in Mecklenburg wurden 9 Stück aufgenommen, zwei holte man aus einem Torfmoor bei Daber in Westpreußen. Die drei Bronzeschwerter, die Bastian und Voß auf Tafel 12 und 13 ihres Werkes abbilden, stammen wahrscheinlich aus Italien, wie denn dies Land von den Forschern überhaupt als Ausgang der ähnlichen Schwerter und Dolche angesehen wird[16]). „In der ältern Bronzezeit“, sagt Montelius, „kamen die triangulären Dolche aus Italien bis nach Mecklenburg und vielleicht noch weiter, und wurden dann von den Einwohnern dieser Gegenden nachgebildet. Jene nach Norden geführten Dolche stammen aber aus der Mitte des 2. Jahrtausends vor Chr., und ich glaube daher, daß schon 1500 v. Chr. ein Verkehr zwischen Italien und dem Norden existirte, ein Verkehr, der die Bronze nach dem Norden und den Bernstein aus dem Norden nach dem Süden führte“ [17]).

Fünf ganz ähnliche Dolche wurden bei Gauböckelheim in Rheinhessen unter einem alten Baumstamme gefunden[18]). Solche Dolche kommen mehrfach in der Schweiz und im Süden Deutschlands vor. In den nordischen Ländern treten sie nur sehr vereinzelt auf.

Der Schwertstab von Langenstein.
(Herzogl. Museum Nr. 1427.)

Zu den seltensten und kostbarsten Gegenständen, die uns aus der Bronzezeit erhalten sind, gehören die Schwertstäbe. Es sind dies Dolche oder breite Schwerter, die an einer Schaftröhre festsitzen und mittels derselben von einem Stabe getragen werden konnten. Die Bedeutung dieser eigenthümlichen, bisher nur in Norddeutschland und Schonen gefundenen Geräthe, von denen man überhaupt nur 13 kennt, ist noch nicht festgestellt. Ob solch ein Stück eine Waffe oder ein Würdezeichen, ein sog. Commandostab, gewesen oder ob es zu Kultuszwecken gedient hat, ist noch nicht entschieden; nur so viel steht fest, daß diese Schwertstäbe zu den ältesten Bronzegeräthen gehören, welche der Norden aufzuweisen hat.

Das eigentliche Schwert des hier vorliegenden Stückes ist jetzt ohne Spitze; das breitere Ende ist mit 3 spitz hervortretenden Nieten an der Schaftröhre befestigt, welche nach rückwärts spitz ausspringt, unten aber ausgezackt ist.

15) Zur „Kupferzeit“ von R. Andree. Br. Magazin 1896, Nr. 6, S. 47.

16) Bastian und Voß. Die Bronzeschwerter des Königl. Museums zu Berlin. Tafel XII, 11, 12. Tafel XIII, 6, Seite 58.

17) Montelius auf der Versammlung der d. anthropologischen Gesellschaft zu Nürnberg. Correspondenz-Blatt 1887, Seite 127.

18) Lindenschmit, Alterthümer u. h. Vorzeit. I. Band, II. Heft, Tafel 4, Nr. 3.

Dies seltene Bronzegeräth stammt aus der Thiele'schen Sammlung, und als Fundort ist Langenstein zwischen Blankenburg und Halberstadt angegeben

Aehnliche Schwertstäbe sind gefunden im Sumpfe bei Blengow in Mecklenburg-Schwerin (Katalog der Berliner prähistorischen Ausstellung von 1880, S. 287), bei Bethkenkammer in Westpreußen (Lissauer, Alterthümer S. 8, Tafel I, Fig. 14) und in einem Grabhügel auf dem Gute Bossee unweit Rendsburg. (Mestorf, Vorgesch. Alterthümer aus Schleswig-Holstein Taf. XX, Fig. 187).

Die Dolchklinge von Heimburg.
(Herzogl. Museum Nr. 1423.)

Diese Dolchklinge wurde im Forstorte Armeheinecke bei Heimburg im Kreise Blankenburg gefunden. Sie ist oben abgerundet und hier 3 cm breit. Ihre Länge beträgt 15 cm. Sie hat einen erhöhten Mittelgrat und war ehemals mit zwei Nietnägeln, die noch da sind, mit dem Griffe verbunden.

Celte mit Schaftlappen.

Wenn die aufstehenden Ränder der Flachcelte noch mehr ausgebildet werden und, sich biegend, oft fast sich berühren, so entstehen die Lappencelte. Vor dem Wendenthore zu Braunschweig wurde ein solcher Celt gefunden, dessen Schaftlappen im untern Theile sitzen und bis zur Schneide hinuntergehn. (Städt. Museum Nr. 50.) Daselbst ist noch ein anderer Celt, gefunden im Braunschweigischen, dessen Lappen in der Mitte liegen (Nr. 122). Dieser Celt mit mittleren Schaftlappen zeigt eine Form, die in Ungarn in sehr verschiedener Weise häufig vorkommt. (Hampel, Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn. Tafel VII, Fig. 5—8.)

Um diese Celte noch sicherer zu befestigen, erhalten sie oben, wo die Lappen sind, einen Henkel, der durch Sehnen mit dem Schafte verbunden wurde. Diese Form weist ein Celt auf, der am Regenstein bei Blankenburg gefunden wurde. (Herzogl. Museum Nr. 1408.) Aehnliche Celte in Hallstatt.

Celte mit Querbarre.

Um zu verhindern, daß bei der Arbeit der Bronzemeißel in den Schaft getrieben werde, sind die hohen Ränder nur bis zur Mitte aufgerichtet und hier durch eine Leiste oder Querbarre verbunden. Bis zu diesem Absatze reichte der Schaft. Solch ein Celt wurde neben der Kirche von Wenden gefunden. (Städt. Museum Nr. 71). Aehnlich sind die Celte von Dankelsheim und Heimburg im Herzogl. Museum Nr. 1397, 1403 und 1404. Auf dem Tillanger bei Gandersheim fanden sich in einem Hügel zwei Barrencelte. Bei dem einen sind die Ränder sammt der Querleiste gekerbt. (Sammlung des Ortsvereines für Geschichte und Alterthumskunde).

Zuweilen finden sich auf den Klingen rinnenartige Vertiefungen, wie bei einem Barrencelte von Räbke auf dem Elme. (Herzogl. Museum.) Ein ähnlicher Celt ist bei dem Dorfe Ahlum gefunden und in den Besitz des Seminarlehrers Dr Rehkuh gekommen. Diese Form ist eine ächt nordische und in Skandinavien, Hannover und Mecklenburg sehr verbreitet. Montelius setzt dieselbe in seine 2. Periode.

Die Schwertklinge von Helmstedt.
(Städtisches Museum Nr. 465.)

Unweit der Lübbensteine vor Helmstedt wurde eine Schwertklinge aufgenommen, die aus Mülters Besitz in das städtische Museum überging. Der obere Theil, welcher 5 cm breit ist, hat die Form eines Dreiviertelkreises und zeigt 6 Nietlöcher, die ringsum im Bogen stehen. Es ist hieraus zu schließen, daß die unteren Theile des Griffes klauenartig dieses breitere Ende umfaßten. Die ganze Länge beträgt 52,2 cm. (Forts. folgt.)

Bücherschau.

Braunschw. Landwirthsch. Zeit. Nr. 17. Schneider, Abänderung des deutschen Handelsgesetzbuches. — 18. u. 19. Ungar. Staatsgestüte zu Mezöseghes, Babolna u. Kis Ber.; Vibrans, zur Rübendüngungsfrage; Impfung der Ackererde f. Anbau d. Leguminosen. — 20. Maercker, Kopfdüngung der Zuckerrüben mit Chilisalpeter. — 21. Landwirthschaft in unseren Colonien. — 22. Verwendung d. Elektricität in der Landwirthsch. — 23 Hollrung, Rüsselkäfer-Calamität. — 24. Stutzer, Kalk u. Mergel; Waldstreu. — 25. u. 26. Anbau u. Preisverhältnisse d. wichtigsten Fruchtgattungen in d. Vereinigten Staaten; Hammelschlächterei in Samara; Knebel, Bedeutung d. Bacteriologie für d. Milchwirthschaft; Vibrans, Stickstoffdüngung d. Zuckerrüben. — 27.- 29. Frühjahrsversamml. des Central-Ausschusses d. landwirthschaftl. Central-Vereins zu Br.; Vorsicht bei Eintritt v. Hagelschaden; Lage der argentin. Landwirthschaft. — 31. Benutzung d. Dampfpfluges zu besonders tiefen Culturen. — 32. Maßnahmen Englands z. Schutze d. heim. Pferdezucht; Geflügelzucht u. ihre Bedeutung. — 33. Holdefleiß, Kalkdüngung. — 34. Neuzüchtung landwirthschaftl. Culturgewächse. — 35. Russische Weinbau; Tancré, Aufzucht des Rindes — 36. Maercker, Waschen eingesäuerter Rübenblätter. — 37. Merkmale d. Milchergiebigkeit e. Kuh. — 39. 25 jähr. Jubiläum der Reform des Deutschen Molkereiwesens. — 40. Schirmer, Betrachtungen über die diesjähr. Erndte. — 41. Hollrung, Vorsicht gegenüber d. Auftreten der Fritfliege im Getreide. — 42. Schuggli, Pinzgauer Alpwirthschaft. — 43. Warnung vor Porcosan; Stuten- u. Fohlenschau in Gandersheim, desgl. in Salder. — 44 u 45. Lorenz, Schutzimpfung d. Schweine gegen Rothlauf; Soxhlet, Erzeugung fettreicher Milch; Nehrkorn, Teichwirthschaftliches. — 47 u. 47. Boysen, Ei im Welthandel. — 48. Lehmann, Futterwerth d. sauren Rübenblätter; Rörig, Nutzen u. Schaden d. Krähen.

Monatsblatt für öffentliche Gesundheitspflege. Nr. 10 u. 11. A. Franke, Zur Gesundheitspflege der höhern Schulen; Maßregeln gegen die Rußplage; Wieviel Bier u. Wein darf man trinken? — 12. Hampe, Grundwasserversorgung mit besond. Berücksichtigung seiner Enteisenung; Kirchner, Lungentuberculose.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 20. Fricke, Braunschw. Landes-Lehrer-Verein 1895—96; 68. Braunschweiger Lehrertag zu Holzminden. — 21. Heege, Pestalozziverein 1895—96. — 22 u. 23. Jahns, Geolog. Ausflüge in der Umgebung der Stadt Braunschw.

Evang.-luther. Wochenblätter. Nr. 30—35. Kirchberg, Ist der göttl. Ursprung d. heil. Schrift e. bloßer Wahn?; 30. Selbstcommunion d. Geistlichen; 31—32. Unsere Festwoche. — 35—36. Ev.-luth. Zentral-Verein für d. Mission unter Israel. — 37—38. Bibel u. Glaube — 39 u. 40. Deutsche Pfarrvereinstag in Braunschw.; ein Rückblick. — 31 Theol. Kursus in Weferlingen; zum Minimallehrplan. — 43. Auch e. Grund, warum unsere Kirchen sich nicht füllen wollen. — 44 u. 45. Kirchenvisitationen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 9 u. 10. Revue in früherer Zeit; Braunschw. Denkmal b. Hassenhausen; Wirbelsturm im Golf von Petschili; Krupp'sche Schießstand b. Meppen — 11. Brandenb.-preuß. Artillerie.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 20. December. **1896.**

Die letzten Tage der Selbständigkeit des Fürstenthums Blankenburg.

Von Otto Körber.

Als mit dem Tode Graf Johann Ernsts am 9. Juli 1599 das alte Geschlecht der Grafen von Regenstein und Blankenburg ausgestorben war, zog Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg die Grafschaft Blankenburg als erledigtes Lehen ein und vereinigte dieses Gebiet mit seinen übrigen Landen. Fast ein Jahrhundert später wurde dann aufs Neue auf dem Schlosse zu Blankenburg eine glänzende Hofhaltung aufgeschlagen und bald nachher die Blankenburger Grafschaft zu einem selbständigen Gliede des deutschen Reiches erhoben. Im Januar 1690 nämlich schlossen die regierenden Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich mit Zustimmung der Söhne des Letzteren einen Familienvertrag dahin ab, daß dem Jüngeren von diesen, dem Herzoge Ludwig Rudolf, nach Jener Tode die Grafschaft Blankenburg zur erblichen Apanage eingeräumt werden sollte. Vorerst erhielt er aus dem Ertrage der Grafschaft eine Rente von 7000 Thalern angewiesen; auch nahm er sogleich in Blankenburg seinen Wohnsitz. Nach dem Tode seines Vaters (27. März 1714) trat dann Ludwig Rudolf die Regierung Blankenburgs, das Kaiser Joseph I. inzwischen unterm 1. November 1707 zu einem Reichsfürstenthume erhoben hatte, als die eines selbständigen Gebietes an. Er regierte das kleine, kaum 7 Quadratmeilen große Ländchen als einen von Braunschweig-Wolfenbüttel ganz gesonderten Staat mit eigenen Landständen, Consistorium, Kanzlei und dergl., und als ihm sein Vetter, König Georg I. von England, im October 1714 die Grubenhagensche Stimme abtrat, erhielt er auch Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe.

Am 23. März 1731 starb Ludwig Rudolfs Bruder, Herzog August Wilhelm, ohne Kinder zu hinterlassen, und Jenem fiel damit auch die Regierung in Braunschweig-Wolfenbüttel zu. Er verließ das schöne Harzschloß und siedelte nun nach Wolfenbüttel und Braunschweig über; doch ist er schon am 1. März 1735 gestorben. Auch unter seinen Nachfolgern blieben beide Gebiete, die Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg, wie man sie nannte, unzertrennt in einer Hand, aber die gesonderte Verwaltung dauerte auch jetzt noch fort bis zum Jahre 1808, wo die westfälische Herrschaft ihr ein völliges Ende bereitete. Das Ansehen und die Bedeutung, die der Regierungspräsident in Folge dieser eigenartigen Stellung dort hatte, spricht sich auch darin aus, daß Herzog Karl Wilhelm Ferdinand den letzten Inhaber dieser Stelle, den Freiherrn Wilhelm Karl Ferdinand v. Schleinitz, den Vater des späteren hochverdienten Braunschweigischen Staatsministers, oft scherzweise „le petit Duc de Blankenbourg“ nannte.

Auch in der Westfälischen Zeit blieb die Verwaltung Blankenburgs von der des übrigen Braunschweigischen Gebietes getrennt. Während dieses zumeist dem Okerdepartement zugewiesen wurde, dessen Präfectur in der Stadt Braunschweig ihren Sitz hatte, kam Blankenburg zum Saaledepartement, dessen Mittelpunkt Halberstadt war, und wurde die Hauptstadt eines der drei Districte, in die dieses zerfiel. Dieser District umfaßte die Cantons Hasselfelde, Elbingerode, Stadt und Land Wernigerode, Ilsenburg, Derenburg, Stadt und Land Quedlinburg und Ermsleben, an deren Spitze je ein Maire stand. Die Districte wurden von Unterpräfecten verwaltet.

Nach der Schlacht bei Leipzig brach das Westfälische Königreich sofort zusammen und noch vor Ende des Jahres 1813 kehrte Herzog Friedrich Wilhelm als rechtmäßiger Landesherr in das Herzogthum zurück. Es erfolgte nun theils eine Wiederherstellung, theils eine Reform der früheren Verhältnisse. Als oberste Behörde für die Verwaltung aller Landesangelegenheiten wurde eine provisorische Regierungs-Commission eingesetzt. Die westfälische Präfectur wurde durch die Verordnung vom 30. December 1813 aufgehoben, dagegen behielt man die westfälischen Gemeindebeamten als „provisorische“ Gewalten vorläufig noch bei. Am 1. März 1814 wurde jene Regierungs-Commission wieder aufgelöst und das Geheimraths-Collegium an ihre Stelle gesetzt.

Nach dem Tode Herzog Friedrich Wilhelms übernahm der damalige Prinzregent von England, spätere König Georg IV. von England, für die Zeit der Minderjährigkeit Herzog Karls die vormundschaftliche Regierung, deren Leitung vorzüglich von dem Hannoverschen Staatsminister Grafen Münster besorgt wurde, während die Seele der Verwaltung im Lande selbst der Geheimrath Justus v. Schmidt-Phiseldeck war. In diese Zeit fällt der Untergang der Selbständigkeit Blankenburgs, die auf dem Landtage der Jahre 1819 und 1820 endgültig beseitigt wurde. In der erneuten Landschaftsordnung vom

25. April 1820 erlangten jene Beschlüsse gesetzliche Kraft. Da diese Verhältnisse bislang eine genauere Behandlung noch nicht gefunden haben — auch Fr. K. v. Strombeck geht in seinen historischen und staatsrechtlichen Mittheilungen über die erneute Landtags-Ordnung nicht näher darauf ein — so werden einige Nachrichten darüber, aus authentischen Quellen geschöpft, hier gewiß nicht unberechtigt erscheinen.

Zunächst mögen hier die Punkte aufgeführt werden, die man als besondere Vortheile der Selbständigkeit des Fürstenthums Blankenburg betrachtete. Es waren dies:

1) die Stempelfreiheit, von der nur nach einem geringen Satze Spielkarten und Taback ausgenommen waren,
2) die geringe, nur auf Branntwein, Taback und Bier gelegte Accise, welche im Stiftsamte Walkenried nur das Bier betraf,
3) die unter dem Namen der Contribution bekannte geringe Grund- und Viehsteuer,
4) die Befreiung von allen übrigen Abgaben, insofern nicht das besondere Verhältniß der ländlichen Grundstücke denselben einen geringen Erbenzins oder sonstige, übrigens gleichfalls nicht bedeutende Abgaben auferlegte,
5) das Bestehen eigener Landescollegien (Regierung, Consistorium und Kammer), welche den Unterthanen einen leichten Zugang und schnelle Hülfe verschafften, auch zur Hebung des Wohlstandes in der Stadt Blankenburg viel beitrugen,
6) die in dem oben erwähnten Hausvertrage von 1690 enthaltene Zusicherung, daß das Fürstenthum Blankenburg niemals zu den Kammer- und Landesschulden beitragen sollte.

Zu dem Landtage, der in Folge mehrfach geäußerten Wunsches durch höchste Verordnung vom 6. September 1819 berufen war und am 12. October 1820 zusammen trat, erschienen die Mitglieder der Blankenburgischen Landschaft als eine besondere Körperschaft neben den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Ständen. Es waren Blankenburgischer Seits vertreten:

1) das Kloster Michaelstein durch den Consistorialrath Abt Ziegenbein,
2) die adligen Güter zu Benzingerode und Cattenstedt durch den Oberhauptmann Eulemann,
3) das adlige Gut Timmenrode durch den Amtsrath Walther,
4) die Stadt Blankenburg durch den Kreisamtmann Küchendahl,
5) die Stadt Hasselfelde durch den Bürgermeister Trumpff,
6) das Amt Blankenburg durch den Amtmann Bosse,
7) das Amt Börnecke durch den Amtmann Lerche,
8) das Amt Heimburg durch den Amtmann Eggeling,
9) das Amt Stiege durch den Amtmann Knoblauch,
10) das Gericht Braunlage durch den Oberhauptmann Eulemann.

Die Braunschweig-Wolfenbüttelschen wie die Blankenburgischen Landstände versammelten sich am 12. October im landschaftlichen Hause und begaben sich von dort im feierlichen Zuge nach der Domkirche, wo der würdige Abt von Riddagshausen D. G. Chr. Bartels, eines der eifrigsten Mitglieder der ständischen Versammlung, trotz seinem Alter mit jugendlichem Feuer die Landtagspredigt hielt. Dann führte der Hofmarschall v. Hohnhorst den Zug nach dem Herzoglichen Residenzschlosse, dem „Grauen Hofe“. Nachdem sie in den großen Saal des linken Flügels des Schlosses geleitet waren, wo ihnen während eines etwa halbstündigen Aufenthaltes von Fürstlichen Laquaien einige Erfrischungen gereicht wurden, führte der Hofmarschall die Stände durch mehrere Zimmer zu demjenigen, welches zum Audienzzimmer eingerichtet war. Hier befanden sich in der Mitte vier mit hellblauer Seide beschlagene gleichförmige Lehnsessel. Auf dem rechter Hand zuerst stehenden saß der höchstverordnete Principal-Commissair Graf von Münster, welcher sich bei dem Eintritt der Stände erhob und bis zur Entlassung derselben stehen blieb. Auf dem zweiten links stehenden Sessel saß der damals 15jährige Herzog Karl, auf dem darauf folgenden der blinde Herzog August, Bruder des Herzogs Friedr. Wilhelm, auf dem vierten der jugendliche Herzog Wilhelm.

Der Graf von Münster hielt hierauf vor den versammelten Ständen eine längere Rede etwa folgenden Inhalts:

Er fände sich, so begann Redner, durch den ehrenvollen Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Prinzen-Regenten beglückt, die gegenwärtige hochzuverehrende Versammlung der Stände des Herzogthums Braunschweig und des Fürstenthums Blankenburg im Namen Sr. Königl. Hoheit als vormundschaftlichen Regenten dieser Länder zu eröffnen.

Er erfülle eine sehr angenehme Pflicht, indem er den Ständen die Empfindungen des Regenten über das Betragen der Landesunterthanen während einer schweren Prüfungszeit ausdrücke. Die beiden letzten Regenten dieser Staaten seien im Kampf für Freiheit und Vaterland, ungebeugt von fremder Macht, würdig des Ruhmes ihrer erlauchten Ahnen, gefallen, Karl Wilhelm Ferdinand an dem Tage, mit dessen unglücklichem Ausgange die Selbstständigkeit seiner durch ihn beglückten Staaten zu enden schien.

Sein ruhmwürdiger Sohn hätte den Gedanken eines entehrenden Vergleichs mit dem Feinde verschmäht, und sich auf seine gerechte Sache, auf die Treue seiner Unterthanen und auf den Muth der Deutschen verlassen, sein Heldentod den unglücklichen Zeitraum, der für Braunschweig mit dem Fall seines Vaters angefangen, beschlossen. Schon vor diesem Trauerfalle sei vom Herzog August dem Lande ein zu seiner höchsten Ehre gereichender Beweis gegeben, wie sehr er dessen Wohl allen Rücksichten des Privat-Vortheils vorziehe. Er hätte auf die durch Erstgeburt begründeten Regierungsrechte verzichtet, weil er besorgte, durch Mangel des Gesichts gehindert zu werden, jenen hohen Beruf gehörig zu erfüllen.

Nach Familien-Verhältnissen sowohl, als nach dem letzten Willen des Herzogs Friedrich Wilhelm sei die vormundschaftliche Regierung auf den Regenten von Großbritannien und Hannover gefallen.

Der Prinz-Regent habe diese Pflicht in der einzigen Absicht übernommen, um für das Wohl dieses Stammes seines Königl. Hauses und für dessen Staaten nützlich wirken zu können, dabei aber schon lange gewünscht, zur

besseren Erreichung dieses Zweckes sich der Mitwirkung der Stände des Landes zu erfreuen; indessen habe die Ausführung dieser Absicht beim Drange anderer Geschäfte eine zeitraubende Ueberlegung erfordert. Nicht alle Verhältnisse, die der Krieg zerrissen, hätten wieder hergestellt werden können, manche, durch eine Dauer von Jahrhunderten ehrwürdig, seien erloschen. An die Stelle der Verfassung des Deutschen Reiches sei die deutsche Bundesacte getreten, die Bundes-Beschlüsse müßten als die höchsten Gesetze in Deutschland gelten, die vorhin Kaiser und Reich zugestandenen Souverainetäts-Rechte seien auf die Deutschen Fürsten übergegangen.

Redner ging sodann auf die den Ständen vorzulegende Landtags-Ordnung über. Das Herzogthum Braunschweig und das Fürstenthum Blankenburg, sagte er weiter, hätten bisher jedes seine eigene Ständeversammlung gehabt. Einem Herrn unterworfen und durch dieselben administrativen Behörden verwaltet, scheine es gerathen und dem allgemeinen Wunsche gemäß zu sein, daß beide Landschaften sich in eine vereinigen. Auf diese Worte beschränkt sich die Begründung, die Graf Münster für die Vereinigung der Landstände beider Fürstenthümer anführte.

Ausführlicher wurde darauf der Zusammensetzung des neuen Landtages, der Steuerverwaltung, Gerichtsverfassung u. a. gedacht und schließlich die Versicherung abgegeben, daß Se. Königl. Hoheit der Regent das Wohl der Stände der Fürstenthümer stets im Auge haben und wie bisher zum Ziele seiner vormundschaftlichen Regierung machen würde. Se. Königl. Hoheit verspräche das Landesgrundgesetz der Primogenitur und des Pacti Henrico Wilhelmiani [1]) genau beachten zu lassen und erwarteten dagegen von allen Landesbewohnern in Gemäßheit der früheren Huldigungs-Eide für Sich, den Herzog und das Braunschw.-Lüneb. Haus den schuldigen Gehorsam und Treue.

Im Auftrage des Grafen v. Münster wurde darauf von dem Geheimsecretair Hofrath v. Bülow den vereinigten Ständen der Entwurf einer revidirten landständischen Verfassung vorgelegt.

Die Rede ist Namens der Stände des Fürstenthums Wolfenbüttel von dem Abte Bartels, von denen des Fürstenthums Blankenburg von dem Abt Ziegenbein beantwortet. Dieser ließ sich etwa in folgender Weise vernehmen.

Die Stände des Fürstenthums Blankenburg erkennten in ihrer Zusammenberufung die Weisheit und Huld der Landesregierung mit Dank an und sie bäten, Sr. Königl. Hoheit dem Prinz-Regenten ihren unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen. Durchdrungen von den Gesinnungen der Dankbarkeit und den heiligen Gefühlen der Vaterlandsliebe würden sie sich über den Inhalt der fürstlichen Proposition unter einander berathen und sie erbäten sich hierzu die erforderliche Zeit. Treu würden sie dahin streben, daß die väterliche Sorge der Landesregierung für das Wohl des Volkes ein bereitwilliges Entgegenkommen finde; der Wahlspruch edler Vorfahren: „des Volkes Heil ist der Fürsten Glück und des Fürsten Glück ist des Volkes Heil“ würde stets der ihrige sein.

Am 16. October 1819 traten die Landstände des Fürstenthums Blankenburg gesondert von den übrigen Landständen in die Berathung der Regierungsvorlage ein und wählten zunächst eine Commission von vier Mitgliedern, die aus dem Abt und Consistorialrath Ziegenbein, dem Oberhauptmann Culemann, dem Amtsrath Walther und dem Kreisamtmann Küchendahl bestand. Daß gerade vier Mitglieder in die Commission gewählt wurden, hatte darin seinen Grund, daß die Stimmen der Landschaft dreizehn betrugen und sich aus einem Prälaten, fünf landtagsfähigen Gütern, zwei Städten und fünf Aemtern zusammensetzten. Eine jede dieser Classen sollte durch je ein Mitglied vertreten sein.

So leicht, wie die Regierung die Vereinigung der beiden Landschaften sich vielleicht gedacht hatte, sollte sie indessen doch nicht vor sich gehen. Die Commission erhob unterm 25. October 1819 gegen diese Zusammenlegung zunächst Protest bei dem Geheimen Raths-Collegium und führte zur Begründung desselben an, daß in der Rede des Grafen v. Münster den Ständen beider Fürstenthümer die Zusicherung ertheilt sei, daß die früheren Gerechtsame und die ältere Verfassung, so viel, als es mit den Zeitumständen verträglich sei, beibehalten werden sollten. Schon durch frühere fürstliche Erlasse sei den Ständen des Fürstenthums Blankenburg die Zusicherung ertheilt, daß sie ihre alten Freiheiten und Gerechtsame behalten sollten, und dieser Willensmeinung durch den Hausvertrag vom 11. Januar 1690 nochmals Ausdruck verliehen.

In der neuen Landschaftsordnung sei dieser Reservatrechte nicht gedacht.

Es wurden dabei die bereits oben erwähnten Privilegien, Freiheiten an Abgaben hervorgehoben und der Vortheil betont, der der Stadt Blankenburg aus dem Sitze eigener Landes-Collegien erwachse. Als Argumente für Beibehaltung der Selbständigkeit wurde ferner vorgebracht:

1) daß die eigene landständische Verfassung, welche mit dem Zustande des Ganzen und des Einzelnen bekannt, der in der Nähe befindlichen fürstlichen Regierung, welcher eine gleiche specielle Kenntniß beiwohne, die angemessensten Vorstellungen zu machen im Stande sei,
2) daß in dem oben erwähnten Hausvertrage vom 11. Januar 1690 die gnädigste Zusicherung enthalten sei, daß das Fürstenthum Blankenburg niemals zu den Cammer- und Landesschulden des Herzogthums Braunschweig beitragen solle.

Eine große Verschiedenheit herrsche vorzüglich hinsichtlich des Abgaben-Systems zwischen dem Fürstenthum Blankenburg und dem Herzogthum Braunschweig, da letzteres verfassungsmäßig theils mehrere, theils, insofern sie beiden Ländern gemeinschaftlich seien, erhöhtere Abgaben zu tragen gehalten sei. Die Nothwendigkeit dieser Verschiedenheiten würde durch die persönlichen Verhältnisse der Bewohner des Fürstenthums Blankenburg und durch die geographische Lage dieses Landes herbeigeführt Ueber die Häfte der Bewohner dieses Landes gehöre zu

---

1) Vertrag Herzog Heinrichs d. J. und seines Bruders Wilhelm vom 16. November 1535, der von den Landständen ausdrücklich anerkannt und von Kaiser Karl V. unterm 12. Juni 1539 bestätigt wurde, einer der wichtigsten Staatsverträge des Herzoglichen Hauses.

der dürftigen, nur durch ihren Tagelohn sich erhaltenden Classe; der Ackerbau sei so gering, daß er bei Weitem nicht die Bedürfnisse des Landes befriedige. Getrennt von dem übrigen Braunschweigischen Lande sei es fast ganz von den Preußischen Staaten umschlossen. Dieses erschwere durch das in früheren Zeiten bestandene und noch mehr durch das jetzt daselbst eingeführte Zoll-Accise-System nicht allein den Absatz seiner Producte, sondern es belaste auch die Bedürfnisse der Bewohner des Fürstenthums mit Abgaben, durch die der Preis dieser Bedürfnisse erhöht werde. Auf diese Weise sei das Fürstenthum Blankenburg mehr belastet, als das Herzogthum Braunschweig, das nicht in gleichem Verhältnisse zu den benachbarten Staaten stehe. Ohne Zweifel habe die frühere Landesregierung den Bewohnern des Fürstenthums Blankenburg durch Ertheilung jener Vorzüge und Gerechtsame eine Hülfe angedeihen lassen wollen, um den Wohlstand derselben zu erhalten. Auch scheine ein anderer Grund zur Verleihung jener Vorzüge darin zu liegen, daß der größte Theil des Fürstenthums Domanialgut sei und der Staat davon größere Einkünfte zur Bestreitung der Landesausgaben ziehe, als bei einem gleichen Flächeninhalte von einem entsprechenden Areale des Herzogthums Braunschweig gewonnen werde.

So sehr die Commission zu der Landesregierung auch das Vertrauen hege, daß sie nicht allein auf jene Freiheiten des Fürstenthums Blankenburg Rücksicht nehmen, sondern auch die übrigen früheren Begünstigungen desselben zum Vortheile des Landes und seines Hauptortes möglichst erhalten werde, so möchte doch eine Verzichtleistung auf die frühere landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Blankenburg und eine gänzliche Verschmelzung der Stände desselben mit denen des Herzogthums Braunschweig für die Bewohner des Fürstenthums Blankenburg von nachtheiligen Folgen sein. Auch auf das zukünftige ungleiche Stimmenverhältniß der Mitglieder der vereinigten Landschaften wurde hingewiesen.

Schließlich drohte die Commission noch mit der itio in partes, d. h. mit der gänzlichen Aufgabe der gemeinsamen Verhandlungen, wenn der Antrag nicht berücksichtigt werden sollte.

Dennoch hatte die Vorstellung bei dem Geheimen-Raths-Collegium keinen Erfolg. Die Commission wurde damit vertröstet, daß ihr Antrag bei Berathung der neuen Landschaftsordnung mit zur Debatte verstellt werden solle. Es liege in der Natur der Sache, daß von der Landesherrschaft sowohl, als von der gesammten Landschaft der Antrag in reifliche Erwägung gezogen und nach Thunlichkeit berücksichtigt werden würde, auch wenn die Stimmenmehrheit in der Landschaftlichen Versammlung demselben entgegenstehen sollte.

Offenbar brachte der Widerspruch die Landesregierung in Verlegenheit, sie suchte ihn daher zu beseitigen und sagte zu dem Zwecke sogar Etwas zu, was sie, wenn die Mehrheit der Stimmen des gesammten Landtages sich dagegen entschied, schwerlich hätte halten können.

Die Commission war mit diesem Bescheide deshalb auch keineswegs zufrieden. Es fand eine erneuerte Vorstellung bei der Regierung statt. Der frühere Antrag auf Erhaltung der Selbständigkeit des Fürstenthums wurde wiederholt und zu seiner Unterstützung noch Folgendes angeführt. Bei der Vereinigung beider Landschaften scheine die Vorfrage einer Feststellung zu bedürfen, ob die früheren rechtlichen Verhältnisse jedes der beiden Länder durch die neue Landschaftsordnung als völlig aufgehoben zu betrachten seien, oder nicht. Nach der Zusicherung des Grafen von Münster solle die bestehende Landesverfassung nicht aufgehoben, vielmehr nur das, was darin mangelhaft sei, auf verfassungsmäßigem Wege verbessert werden. Beides treffe hinsichtlich des Fürstenthums Blankenburg nicht zu, wenn dieses und dessen Landschaft ohne vorherige Feststellung der allgemeinen Grundsätze der Vereinigung mit dem Herzogthume Braunschweig ins Eins verschmolzen werde. Nachdem die früher vorgebrachten Einwendungen nochmals ausführlich erörtert waren, stellte die Commission wiederholt den Antrag, zuvörderst die Particularrechte des Fürstenthums Blankenburg festzustellen, um bei allen künftigen Verhandlungen diese zu Grunde legen zu können, sodann aber zu gestatten, daß den Blankenburgischen Ständen die Fassung eines abgesonderten Beschlusses und eine abgesonderte Verhandlung mit der Landesregierung in denjenigen Fällen, in denen der gemeinschaftliche Beschluß der Landschaften des Herzogthums Braunschweig mit den Rechten des Fürstenthums Blankenburg im Widerspruche stehe, vorbehalten bleiben solle, auch daß dieser Vorbehalt in der neuen Landschaftsordnung Ausdruck finde.

Die Commission bemerkte schließlich noch, daß dies der allgemeine Wunsch der Bewohner des Fürstenthums Blankenburg sei, von dem abzuweichen sie nicht verantworten könnten.

Aber auch diese abermalige Vorstellung hatte keinen besseren Erfolg. Der fernere Bescheid der Regierung veranlaßte die Commission zu einer nochmaligen Erwiderung, in der sie ihre abweichenden Ansichten aufs Neue darlegte.

Die Hartnäckigkeit, mit der die Blankenburger für ihre Selbständigkeit eintraten, scheint die Regierung überzeugt zu haben, daß sie durch Austausch schriftlicher Anträge, Bescheide, Erwiderungen u. s. w. so leicht nicht zum Ziele werde gelangen können. Sie versuchte es daher jetzt einmal mit einer persönlichen Aussprache in der Hoffnung, durch einen vertraulichen Meinungsaustausch die Mitglieder der Commission für ihre Pläne günstiger zu stimmen.

Die Commissionsmitglieder wurden daher am 12. December 1819 in die Wohnung des Geheimraths von Schmidt-Phiseldeck gebeten und sehr freundlich dort empfangen. In verbindlicher Form gab dieser der Hoffnung Ausdruck, daß es ihm durch persönlichen Verkehr gelingen werde, die Schwierigkeiten auszugleichen, die die Commission gegen die Vereinigung der Blankenburgischen und der Braunschweigischen Landschaft erhoben hätte. Dann machte er den Herren bemerklich, daß nach den Bundestagsbeschlüssen das Militaircontingent des Landes nach der Einwohnerzahl gestellt und nach diesem Verhältnisse auch in dem Fürstenthume Blankenburg das Militair ausgehoben werden müsse. Wenn nun die Landschaft des Fürstenthums Blankenburg von dem Braunschweigischen getrennt bliebe, so

müßte auch das von dem Fürstenthume zu stellende Contingent lediglich von dem Fürstenthume Blankenburg erhalten und die Kosten ausschließlich von dessen Einwohnern aufgebracht werden. Die Kosten der Unterhaltung der gesammten damaligen Braunschweigischen Militair-Macht bezifferte er auf 400 000 ₰, wozu Blankenburg nach dem Verhältnisse der zu stellenden Köpfe etwa ein Vierzehntel würde beitragen müssen. Dieses Verhältniß betonte er, würde aber ein günstigeres für Blankenburg werden, wenn beide Landestheile vereinigt die Kosten aufzubringen hätten.

Es wurde der Commission ferner zugesichert, daß im Falle der Vereinigung der beiden Landschaften die Blankenburgischen Schulden von den Braunschweigischen auf jeden Fall getrennt werden sollten und das Fürstenthum zur Bezahlung dieser nicht herangezogen werden dürfte; imgleichen sollte der für Blankenburg bestehende Steuerfuß beibehalten werden, so daß Blankenburg immer ein Geringeres an Steuern werde zu bezahlen haben, als in dem Braunschweigischen bezahlt werden müßte.

Die Hoffnung der Commissionsmitglieder, durch ihre Weigerung die Landescollegien in Blankenburg zu behalten, wurde dadurch vernichtet, daß man ihnen mit Recht entgegnete, es hänge nur von dem Landesherren ab, wo und wie er die Verwaltungsbehörden anordnen wolle. Schon der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand habe den Entschluß gefaßt gehabt, die Collegien in Blankenburg aufzuheben. Die Concepte zu den betreffenden Verfügungen befänden sich noch bei den Acten und nur die Neigung des Herzogs, der in den letzten Jahren zu tief in die Fragen der hohen Politik verwickelt war, vor der Hand so viel als möglich keine Veränderungen vorzunehmen, hätten ihn von der Ausführung der im Princip schon beschlossenen Maßregel abgehalten.

Diese Erwägungen und Eröffnungen verfehlten ihre Wirkung nicht; sie nahmen der Commission die letzte Hoffnung auf Erhaltung der Selbständigkeit des Fürstenthums. Unterm 15. December 1819 erklärten sie dem Geheimraths-Collegio, daß die Veränderungen, welchen sämmtliche Länder Deutschlands durch die Zeitumstände unterworfen gewesen seien, auch im Fürstenthume Blankenburg ihren Einfluß geübt hätten; sie seien gezwungen, dem Rechnung zu tragen, und wollten daher dem Antrage der Regierung, beide Landschaften zu vereinigen, keinen Widerspruch mehr entgegensetzen.

Die Commission sprach dann noch die Hoffnung aus, daß wenigstens die Landesschulden des Fürstenthums Blankenburg, von denen des Herzogthums Braunschweig getrennt blieben.

Aus den Verhandlungen beider Landschaften ging sodann die erneuerte Landschafts-Ordnung vom 25. April 1820 hervor, wo im §. 2 ausgesprochen wurde:

„daß die gesammte Landschaft ein aus zwei einander an Rechten und Ansehen völlig gleichen Sectionen bestehendes, ungetrenntes Ganzes bilde“.

Die Verheißungen der Regierung sind nur zum Theil in Erfüllung gegangen. Die Landesschulden des Fürstenthums Blankenburg betrugen der Zeit 38560 ₰, die des gesammten Landes, mit Einschluß dieser Summe, 3 606 309 ₰ — ℳ 8 ₰. Hinsichtlich dieser Schulden wurde durch Verordnung vom 29. October 1821 die Bestimmung getroffen, daß dieselben gemeinsam sein sollten, möchten sie im Wolfenbüttelschen oder Blankenburgischen Antheile des Herzogthums gelegen und die Verbriefungen darüber unter landesherrlicher Genehmigung bei der ehemaligen Cammer bezw. Klosterrathsstube zu Braunschweig oder der Regierung bezw. Cammer zu Blankenburg früher ausgestellt oder verhandelt sein.

Das Fürstenthum ist somit in Folge der Vereinigung seine eigene Landesschuld zwar los geworden, mußte nunmehr aber zur Verzinsung der gesammten Landesschulden mit beitragen.

Mit den hier geschilderten Verhandlungen hat die frühere Selbständigkeit des Fürstenthums Blankenburg ihr Ende erreicht. Man wird den Mitgliedern der letzten Blankenburgischen Landschaft das Zeugniß nicht versagen, daß sie nach bestem Können mannhaft und treu die Interessen ihres Landestheils wahrzunehmen suchten, es ihnen aber doch Dank wissen, daß sie zum Wohle des Ganzen, dem auch andere Stände auf jenem Landtage so anerkennenswerthe Opfer brachten, den anfänglichen Widerstand aufgaben. Die enge Vereinigung der schönen Harzlande mit dem übrigen Herzogthume Braunschweig sind ihnen selbst nur zum Segen gewesen. Das wird Niemand, der die Geschichte der folgenden Jahrzehnte überblickt, läugnen wollen, und so haben gewiß alle Theile ein gutes Recht, auf jene Vorgänge, die diese enge Gemeinschaft begründeten, mit Befriedigung zurück zu blicken.

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

11. Die Bronzen unseres Landes.

(Einzelfunde.)

Das Schwert von Schwanefeld.

(Städtisches Museum Nr. 402.)

Dies Schwert wurde bei Schwanefeld im Kreise Neuhaldensleben unter einem großen Steine senkrecht in der Erde stehend gefunden. Es hat einen Griff, der sich in der Mitte erweitert und drei ringförmige Bänder zeigt. Derselbe trägt oben eine geschweifte, ovale Platte ohne Mittelknopf. Die untern ausgreifenden Flügel laufen schräg abwärts. Die Klinge ist zweischneidig, geschweift und schilfblattförmig. Neben dem Mittelrücken laufen jederseits 3 Linien hin. Die ganze Länge des Schwertes beträgt 58,3 cm. Die Klinge allein, vom einspringenden Winkel im Griffe an gemessen, ist 51 cm lang.

Dies Schwert hat große Aehnlichkeit mit dem von Tütz in Westpreußen. (Lissauer III. 3.) Ein anderes ihm ähnliches wurde in Briesikow bei Frankfurt a. O. gefunden. (Bastian u. Voß, Bronzeschwerter II. 3.) Schwerter von dieser Form sind auch in den Pfahlbauten der Westschweiz gefunden, so in Mörigen am Bieler See, welcher Ort diesem Typus den Namen gegeben hat.

Sie sind aber auch am Rhein und im Rhonegebiet bekannt. Der Ausgangspunkt dieser Form liegt im alten Etrurien. Felsina (Bologna) war die bedeutendste etruskische Werkstätte und ein Hauptsitz des etruskischen Handels nach dem Norden. Es haben die von Gozzadini und Zannoni in und um Bologna veranstalteten Ausgrabungen eine außerordentliche Fülle von Bronzen ans Tageslicht gebracht, die mit denen aus den Pfahlbauten der Schweizer Seen eine große Aehnlichkeit haben. (Keller-Pfahlbauten. VII. Bericht, Tafel III. Fig. 3. VIII. Bericht Seite V.) In Italien wird die Form dieses Schwertes nach dem Städtchen Rozano benannt.

Sichel von Offleben.
(Herzogl. Museum Nr. 1439.)

Bei Offleben im Kreise Helmstedt ist eine Sichel gefunden worden. Ihr Außenrand ist stark erhöht. Sie zeigt zwei stark erhabene Mittelrippen und hat am unteren Ende zur Befestigung einen stark hervorspringenden Zapfen. Die Unterseite ist flach.

Bronzescheibe von Schwanefeld.
(Städtisches Museum Nr. 499.

Eine Scheibe von 5,4 cm Durchmesser hat in der Mitte ein Loch mit einem Röhrchen darin. Ringsum sind noch 8 andere Löcher. Weiterhin folgt ein umlaufendes Band mit 16 Punktkreisen. Gefunden in einem alten Grabe bei Schwanefeld unweit Walbeck nordöstlich von Helmstedt.

Diese Scheibe hat Aehnlichkeit mit einem Zierstück aus Knochen, das Dünnhaupt in einer Urne bei Lelm fand. Diese Scheibe hatte in der Mitte einen Punktkreis, am Rande ringsum standen ebenfalls 16 Punktkreise [1]).

Bronzeringe von Mönche-Vahlberg.

Im Jahre 1880 wurden beim Tiefpflügen auf dem Acker des Herrn Bardenwerper zu Mönche-Vahlberg auf der sog. Mittelwanne südöstlich vom Dorfe mehrere Armringe aus Bronze gefunden. Zwei davon kamen in die Sammlung des Herzogl. Museums. Sie sind länglichrund, 8,5 cm : 6 cm. Der Reifen ist innen ein wenig flach ausgehölt und hat außen starke Querriefen. An einer Stelle ist er offen, die Enden sind nicht weiter verziert. Herr Dr Beltz hatte die Güte, mir, nachdem ich ihm eine Zeichnung eingesandt, darüber Folgendes mitzutheilen: „Handringe dieser Form gehören der nordischen Bronzezeit an und sind besonders in Mecklenburg häufig. Wir haben gegen 20 Stück aus gut charakterisirten Funden. Sie gehören an das Ende der reifen Bronzezeit (Montelius Periode III und Tischlers „Peccatelperiode"), sind z. B. in dem Hügel von Peccatel in mehreren Exemplaren gefunden."

Da mit diesen Ringen weiter nichts aufgenommen wurde — spätere Nachgrabungen blieben erfolglos —, und sie alle gleiche Form haben, so gehören sie wahrscheinlich zu der Waare, die ein fremder Händler in Zeiten der Gefahr hier vergrub. Zu solchen Versteckfunden, die öfters gemacht worden sind, gehören auch die Celte, die ein Derneburger Einwohner in einer Klippe des Regensteins gemacht hat. Siehe Nr. 9 dieser Beiträge.

1) Dünnhaupt a. a. O. S. 230 Fig 15.

Aehnlich geriefelte Bronzearmringe sind in Emmerstedt und in Dankelsheim gefunden. Herzogl. Museum Nr. 1490 u. 1493.

Auch hängen hier noch zwei andere gerippte Armringe, die aus Hallstatt stammen. Nr. 1491 u. 1495.

Der Hallstattzeit gehören die gekerbten Armringe von Koschen, Kr. Guben, an, die sich im Museum für Völkerkunde befinden. Hier sind auch die auf dem Gräberfelde am Vorwerk zum heil. Geist bei Halle a. S. gefundenen Armringe, die aus der Uebergangszeit Hallstatt—La Tène stammen. Ganz der La Tène-Zeit gehören die geriefelten Armringe von Kriele, Kr. West-Havelland, und die von Saaz in Böhmen, an, die ebenfalls in dem genannten Museum liegen.

Das Schwert von Erxleben.
(Städtisches Museum Nr. 376.)

Aus der Sammlung von H. Müller hat das städtische Museum ein Schwert erworben, das beim Ausroden alter Eichen unweit Erxleben, östlich von Helmstedt, im Kreise Neuhaldensleben, aufgenommen wurde. Es ist ein sog. Antennenschwert. Der Griff ist fast 13 cm lang, in der Mitte etwas nach den Seiten ausgebogen, mit drei Leisten umgürtet. Oben liegt auf einem gekerbten Zwischengliede ein Querstreifen, der von der mittlern Spitze sich zu beiden Seiten in Spiralwindungen aufrollt. Der unten auseinandergehende Griff faßt die Klinge, welche zweischneidig und schilfblattförmig ist. Ihre Mittelrippe wird von zwei Linien mit kleinen Kreisbogen begleitet. Das ganze Schwert ist 47,5 cm lang.

Ein ganz ähnliches Antennenschwert wurde 1832 bei Concise am Neuenburger See aufgefischt. (Keller, Pfahlbauten III. Bericht 1860. Tafel III. Fig. 35.) Andre wurden zu Schmon im Kreise Querfurt und auf der Insel Rügen gefunden. (Bastian u. Voß, Bronzeschwerter Tafel II. Fig. 9 und Tafel VI. Fig. 2.)

Das Verbreitungsgebiet der Antennenschwerter ist ein ziemlich ausgedehntes. Außer in der Westschweiz kommen sie noch vor in Italien bis nach Corneto in Etrurien, in Frankreich besonders im Rhonethal, ferner den Rhein hinab bis zum Main, dann in Norddeutschland bis nach Ostpreußen, besonders häufig in Brandenburg, Pommern und Westpreußen, weiter nördlich in Dänemark und Schweden, auch in England, während sie in Oesterreich mehr vereinzelt auftreten. Obwohl ihre Form in diesen verschiedenen Gegenden etwas veränderlich erscheint, so bezeichnen sie doch überall, wo sie auftreten, dieselbe Culturperiode, nämlich die Uebergangszeit von der Bronze zum Eisen, welche in Italien als Periode von Villanova, im Norden als jüngere Bronzezeit, in Oesterreich als Beginn der Hallstattcultur bekannt ist. Mit der Ausbildung der eisernen Waffen verschwinden sie, wie in Hallstatt, wo übrigens nur ein einziges Stück gefunden worden, gänzlich. Sie können daher nicht von langer Dauer gewesen sein, da das Eisen, einmal erkannt, verhältnißmäßig schnell die Waffen und Werkzeuge von Bronze verdrängte [2]).

2) A. Lissauer, Der Hausurnenfund von Seddin, Kr. Westpriegnitz. Globus LXVI, Nr. 9.

Hohlcelte.

Die vollendetste Ausbildung erfahren die Celte in den Hohlcelten. In ihnen konnte der Schaft am sichersten befestigt werden, zumal sie auch meist gehenkelt waren. Diese Form tritt aber schon frühe auf, in der 2. Periode nach Montelius. Vier Stück bewahrt das städtische Museum; sie sind in der Umgegend von Helmstedt gefunden. Zwei sind ganz schlicht, nämlich der von Bartensleben (Nr. 468) und ein anderer ohne nähere Fundangabe (Nr. 279). Ein Hohlcelt (Nr. 280) hat oben rings um die Mündung einen Wulst mit zwei Riefen und ist auch an den Seiten gerippt. Ein ausgezeichnetes Stück besitzt das Herzogl. Museum (Nr. 1410). Es ist dem vorigen ähnlich. Die Rippen der dem Henkel gegenüberliegenden Oberseite bilden insgesammt ein herzförmig zugespitztes Blatt (ähnlich dem Blatte des spanischen Flieders oder der Syringe). Dieses Stück stammt vom Regenstein bei Blankenburg und gehört wahrscheinlich mit dem Lappencelte Nr. 1408 zu dem Funde, der ums Jahr 1852 bei einer Klippe von einem Kaninchenjäger gemacht wurde. Siehe Nr. 9 dieser Beiträge.

Ein auf der Feldmark von Jerxheim gefundener (ursprünglich gehenkelter) Hohlcelt kam in die Sammlung des Herrn A. Vasel in Beierstedt.

Diese Hohlcelte finden sich von mannigfachster Form in Skandinavien.

Messer.

Bei oder in einer Urne, die unweit von Bartensleben, östlich von Helmstedt, gefunden wurde, lag ein Bronzemesserchen mit geradem Stiel und S-förmig gebogener Klinge. (Städt. Museum Nr. 469.)

Unter den Messern dieser Art, die Lindenschmit II. Band, VIII. Heft, Tafel 2 abbildet, ist Nr. 11 das ähnlichste. Es ist zu Delbrück bei Paderborn gefunden. Andere Messer mit geschweifter Klinge und einem Dorne stammen aus Pfahlbauten des Bieler und Neuenburger Sees. Noch andere sind in Baden, Hessen und Hannover gefunden. Müller-Reimers, Alterthümer der Provinz Hannover, Tafel VII, Nr. 59. Messer von Cattenbühl.

In Urnen, die am Langenberge bei Hachum standen, lagen zwei Bronzemesser, die ins städtische Museum gelangten. Nr. 491 ist 6,8 cm lang, die Schneide mißt nur 1,1 cm in der Breite. Der Stiel ist hakenförmig umgebogen. Denn man trug diese, wie unsere Taschenmesser dienenden nützlichen Geräthe, um sie immer zur Hand zu haben, wohl an dünnen Riemen hängend frei am Gürtel[3]). Ein ganz ähnliches Messer fand man bei Lübberstedt im Amte Winsen[4]).

Das andere Messer (Nr. 492) ist 9,5 cm lang, und die Breite der Klinge beträgt 2,8 cm. Das untere Stück des Griffes, worin sich das Oehr befand, ist abgebrochen. Ein ganz ähnliches Stück kam bei Toppenstedt im Amte Winsen zum Vorschein[5]).

Geknöpfelter Ring von Immendorf.

Sammlung des Herzogl. Museums.

Bei Immendorf im Amte Wolfenbüttel wurde einzeln im Acker ein kleiner Ring aufgenommen, dessen Form sonst in unsern Sammlungen noch nicht vertreten ist. Er ist mit 3 Reihen von je 10 Knöpfen oder Warzen besetzt und mißt ohne diese 2,8 cm, mit denselben 3,1 cm im Durchmesser.

Aehnliche Ringe sind hier und da in Deutschland, Böhmen und Ungarn zu Tage gekommen. Aus Neu-Hardenberg im Kreise Lebus besitzt das Museum für Völkerkunde einen geperlten Armring, der ebenfalls 3 Reihen Knöpfe hat. Er gehört der La Tène-Zeit an. Zwei andere, kleinere Ringe stammen aus Ost- oder Westpreußen, der eigentliche Fundort ist unbekannt.

Aehnliche Stücke lieferten die Ausgrabungen in dem befestigten Wohnplatze auf dem Hradischte bei Stradonitz in Böhmen, der wiederum der La Tène-Zeit angehört. Auch in Hallstatt, Watsch, St. Margarethen und St. Lucia sind solche Warzenringe gefunden[6]).

Doch ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich noch weiter nach Osten. Im Museum für Völkerkunde liegt ein Ring, der nur eine Reihe von 5 Knöpfen hat und aus Kaschau in Ungarn stammt.

Mit ganz besonderer Freude begrüßt der suchende Beobachter, der die weiten Säle des genannten Museums durchwandert, ganz ähnliche Stücke aus dem Kaukasus. Da ist aus der Karza-Schlucht ein (offener) Ring mit 3 Reihen von je 6 Warzen, zu dessen Formenkreise ganz unverkennbar auch der Immendorfer Ring gehört.

Diese Ringe wurden nach Szombathy's Beobachtungen mit Bronzeblechschleifen am Ende eines Riemens befestigt und dienten zum Einhaken des am anderen Ende befindlichen Gürtelhakens.

Fibel von Brunkensen.

(Städtisches Museum Nr. 113.)

Diese eigenthümliche Fibel ist im Forstorte „Alte Hökenburg" unterhalb des Odenberges bei Brunkensen bei Anlegung eines Wassergrabens gefunden worden. Der Querbalken endigt mit zwei Knöpfen. Der starke, dicke Bügel hat mehrere hohle, vorspringende Knöpfe und Wülste, die mit Linien und Punktkreisen verziert sind. Am rahmenförmigen Fuße befindet sich ein Haken als Nadelraste. Die Nadel selbst fehlt. Die ganze Fibel ist aus einem Stück gegossen. Undset nennt sie S. 231 eine Tène-Fibel und weist auf Fibeln von der kimbrischen Halbinsel hin. Von der Fibel von Brecklum Fig. 122 sagt der genannte Forscher: Wiewohl durch weit getriebene Entwicklung stark verändert, muß sie doch auf den La Tène-Typus zurückgeführt werden. Auch die unter Fig. 136 abgebildete Fibel von der Insel Seeland ist der von Brunkensen sehr ähnlich.

Fibel von Warberg.

(Herzogl. Museum Nr. 1450.)

Diese kleine Gewandnadel fand sich im Gerölle des Baches bei Warberg. Die Sehne läuft unterhalb der Rolle hin, in der ein Stift steckt. Der Bügel erscheint wie ein starker Draht, rundlich im Durchschnitt und ist leicht geschwungen. Die Nadelscheide ist stark verlängert und schräg abwärts geneigt. Undset, der eine ähnliche

---

3) Hostmann, Urnenfriedhof bei Darzau, S. 83.

4) Lindenschmit, Alterthümer u. h. Vorzeit II. Band, Heft III, Tafel 3, Nr. 13.

5) Lindenschmit, a. a. O. Nr. 15.

6) Szombathys Mittheilungen über diese Knopfringe in der Zeitschrift für Ethnologie, Band 23, 1891, Seite 814. Von den dort abgebildeten Ringen ist der unter Nr. 3 dem Immendorfer am ähnlichsten.

Fibel von Cheine bei Salzwedel bringt, bezeichnet sie als jüngere Entwicklung der römischen bandförmigen Fibel und rechnet sie zu den jüngeren römischen Formen[7]). Eine ganz ähnliche Fibel wurde auf dem Urnenfriedhofe von Nebenstorf im Kreise Lüchow gefunden[8]).

Weigel, der ähnliche Fibeln in Dahlhausen fand, hält diese Form für ein Wahrzeichen der Völkerwanderungszeit. Er stellt sie in das 4. bis 5. Jahrhundert nach Christo[9]). Demnach ist die Warberger Gewandnadel wohl das jüngste vorgeschichtliche Schmuckstück unseres Landes.

Bruchstück eines Hängebeckens aus Bronzeblech. Fundort angeblich Neilungen.

(Herzogl. Museum Nr. 1579.)

Eine große, tiefe Schale, deren Rand nach innen vorspringt, so daß die Oeffnung im Durchmesser geringer ist, als die größte Ausweitung des Gefäßes. Ringsum ziehen zwei breite Bänder, welche mit jenen eigenartigen Wellenlinien und Ranken verziert sind, wie sie sich auf Gegenständen aus der jüngeren Bronzezeit vorfinden. Durchmesser = 18,5 cm.

Aehnliche Becken befinden sich im Großherzogl. Museum zu Strelitz, in größerer Zahl sind sie in Skandinavien gefunden worden. Montelius vermuthet, daß diese prächtigen Hängegefäße als Lampen in Tempeln oder auch in Wohnstätten gedient hätten[10]).

Dies Stück stammt aus dem älteren Bestande des Herzogl. Museums. Im Kataloge ist Neilungen in der Altmark als Fundort angegeben. Hier ist, soweit bekannt, nur einmal ein ähnlicher Fund gemacht worden. Im Jahre 1719 wurde dort eine Bronzeurne ausgegraben, in der sich zwei solche Hängebecken vorfanden. Diesen bedeutsamen Fund hat Keysler sorgfältig beschrieben und in vortrefflicher Weise auf einer Kupfertafel dargestellt[11]). Von den beiden Neilunger Schalen ist die hier befindliche verschieden. Dort hat jedes Becken drei Streifen mit jenen Ornamenten, die Keysler treffend mit fließendem Wasser und mit sich fortwälzenden Wolken vergleicht; hier sind nur zwei dieser Bänder vorhanden. Dort ist der Nabel ornamentirt, hier leer.

Die sämmtlichen Fundstücke von Neilungen erhielt Keysler, Bibliothekar und Sekretär des Kriegsrathes Freiherrn von Bernstorff. Er brachte sie nach Gartow, dem Gute der freiherrlichen Familie, das unsern Neilungen im hannoverschen Kreise Lüchow liegt. Nach seinem Tode 1743 ging seine Sammlung in den Besitz der Freiherren von Bernstorff über und sollte dort in Gartow auch beständig aufbewahrt bleiben[12]).

Schwerlich stammt also das vorliegende Stück aus Neilungen. Dagegen hat es große Aehnlichkeit mit dem Hängebecken, das ums Jahr 1820 im Elze (einem Hügel südwestlich von Helmstedt) von Arbeitern gefunden und vom Magistratsdirector Bode erworben wurde. Es ist sammt dem Deckel abgebildet in Figur 9 der Tafel II, die der genannte Sammler seinem Bericht beigegeben hat[13]). Obwohl die Urne unbeschädigt ausgehoben wurde, so wurde sie doch sofort zerschlagen, und Bode bekam davon nur die Hälfte. Hier sind denn auch nur zwei Ornamentstreifen vorhanden, die mit denen auf dem fraglichen Stücke große Aehnlichkeit haben. Wahrscheinlich kam die Schale mit den übrigen Gegenständen aus Bode's Sammlung in das Herzogl. Museum.

Deckel mit Knopf.

(Herzogl. Museum Nr. 1584.)

Eine schildförmig flachgewölbte Scheibe aus Bronzeblech mit fünf erhöhten Hohlrippen als Randverzierung. Auf der erhöhten Mittelscheibe sitzt ein mit strahlenförmigen Linien verzierter Knopf. Stark beschädigt. Durchmesser 9,8 cm. Dieses Stück stammt aus dem alten Bestande, sein Fundort ist unbekannt. Allem Anscheine nach ist es der Deckel zu dem Hängebecken Nr. 1579 und würde somit im Elze aufgefunden sein. Es hat große Aehnlichkeit mit dem Deckel, den Bode in Figur 9 abbildet. Nur ist bei dem Fundstücke aus dem Elze der Rand gekerbt, was ich an dem vorliegenden Deckel (freilich immer bei ungünstigem Lichte) nicht erkennen konnte.

Drei Knöpfe.

(Herzogl. Museum Nr. 1580—1582.)

Diese kleinen Zierstücke haben ringsum einen schmalen Rand und sind in der Mitte buckelförmig gewölbt. Auf der Innenseite befindet sich ein leicht gebogener Querstab aus Bronze. Durchmesser 5—5,3 cm. Als Fundort ist im Verzeichnisse Neilungen (?) angegeben.

Wenn meine Ansicht von der Herkunft der Schale sammt dem Deckel sich als richtig erweisen sollte, so wird auch jenes Fragezeichen des Kataloges berechtigt sein. Dann stammen die drei Knöpfe nicht aus Neilungen, sondern gehören vermuthlich auch zum Elzer Funde. Bode sagt nämlich: Noch fanden sich in der Urne drei gleichförmige Geräthschaften von Kupfer, welche wahrscheinlich zur äußern Verzierung des Schildes dienten; denn der Einrichtung nach konnten sie vermittelst eines Riemens befestigt werden[14]).

---

7) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Tafel XXIII, Fig. 19. Dazu Fig. 191 im Text, S. 233, 490.

8) Müller-Reimers, Alterthümer der Provinz Hannover. Tafel 20, Nr. 189.

9) M. Weigel, Das Gräberfeld von Dahlhausen, S. 22.

10) Lindenschmit, Alterthümer u. h. Vorzeit. III. Heft, 12, 2.
Beltz, Die typischen Formen der vorchristl. Funde in Mecklenburg. Protocolle der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Schwerin 1890. Seite 99.
Montelius, Kultur Schwedens, S. 79.

11) J. G. Keysler, Antiqvitates selectae septentrionales et celticae. Hannoverae 1720. pag. 511, Tab. XVII.

12) D. E. Baring, Descriptio Salae principatus Calenbergici oder Beschreibung der Saala im Amt Lauenstein. Lemgo 1744. Band II, 203 u. 229.

13) Nachweisung über einige im Herzogthume gemachte Entdeckungen. Kruse, Deutsche Alterthümer Band III, Heft 1 u. 2, S. 115.

14) In der Urne befanden sich mehrere Stücke gewundenen Kupferdrahtes und daneben zwei Gegenstände, die, nach Bode's Ansicht, Zubehörungen eines Schildes waren.

Braunschweigisches Magazin.

Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction

von

Dr **Paul Zimmermann.**

Dritter Band.

Jahrgang 1897.



Braunschweig. 1897.

Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck).



Inhaltsverzeichniß.

I. Aufsätze nach Gegenständen geordnet.

1. Vorgeschichte.

2. Geschichte.

3. Litteratur- und Gelehrtengeschichte.

4. Kulturgeschichte, Volkskunde, Lieder 2c.

5. Topographie.

6. Biographien, Briefe, Nekrologe.

7. Schule.

Brackebusch, Friedrich, Rector Dr in Gandersheim, S. 21.
Brandes, Wilhelm, Gymnasialdirector Prof. Dr in Wolfenbüttel, S. 105, 116, 121.
Brinckmann, Heinrich, Baurath in Braunschweig, S. 31.
Damköhler, Eduard, Professor in Blankenburg, S. 111, 206.
v. Damm, Kurt, Stadtdirector a. D. in Wolfenbüttel, S. 159, 160.
Eggeling, Otto, Pastor emer. in Weimar, S. 113.
Elster, Otto, Prem.-Lieutenant a. D. in Groß Lichterfelde bei Berlin, S. 185, 193, 201.
Fehler, Frl. Anna, in Göttingen, S. 97.
Grube, Karl, Dechant Dr in Braunschweig, S. 30, 104.
Hassebrank, Gustav, Oberlehrer in Braunschweig, S. 65, 78, 86, 89.
Hassel, Hans, Regierungsrath in Braunschweig, S. 41, 131, 177.
v. Heinemann, Otto, Geh. Hofrath Oberbibliothekar Dr in Wolfenbüttel, S. 204.
Heller, Georg, Dr med. in Wolfenbüttel, S. 160.
Jellinghaus, Hermann, Gymnasialrector Dr in Segeberg, S. 93, 101.
Jungesbluth, August, Postmeister a. D. in Braunschweig, S. 190.
Knackstedt, Karl, Pastor emer. in Braunschweig, S. 109.
Knoll, Friedrich, Stadtgeometer in Braunschweig, S. 6, 15, 192.
Koldewey, Friedrich, Schulrath Prof. Dr D. in Braunschweig, S. 33, 44, 49, 191.
Krüger, Hugo, Kreisdirector in Gandersheim, S. 167.
Mack, Heinrich, Archivar Dr in Braunschweig, S. 60, 72, 169, 179, 192.
Meier, Heinrich, Oberstlieutenant z. D. in Braunschweig, S. 13, 17, 28, 38, 54, 63, 68.
Meier, Paul Jonas, Museumsinspector Prof. Dr in Braunschweig, S. 124, 207.
Mollenhauer, Karl, Oberlehrer in Braunschweig, S. 8, 15, 23, 80.
Rehkuh, Friedrich, Seminarlehrer Dr in Wolfenbüttel, S. 90.
Reiche, Theodor, Lehrer in Braunschweig, S. 128.
Saftien, Karl, Pastor Dr in Glentorf, S. 206.
Scherer, Christian, Museumsinspector Dr in Braunschweig, S. 199.
Schucht, Richard, Oberpostsekretär in Braunschweig, S. 137, 147, 153, 161, 173.
Schüddekopf, Karl, Dr ph., Assistent am Goethe- u. Schiller-Archive in Weimar, S. 81, 145.
Schütte, Otto, Oberlehrer in Braunschweig, S. 175, 198, 205.
Schultz, Hans Martin, Oberlehrer Dr in Braunschweig, S. 88.
Voges, Theodor, Lehrer in Wolfenbüttel, S. 134, 141, 151, 158, 165.
Wernicke, Alexander, Realschuldirector Prof. Dr in Braunschweig, S. 73.
Zimmermann, Paul, Archivar Dr in Wolfenbüttel, S. 1, 9, 25, 48, 64, 95, 129, 197.



Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 1. 3. Januar **1897.**

Herzog Friedrich Wilhelm und Drost v. Rodenberg.

Von Paul Zimmermann.

Als Herzog Friedrich Wilhelm nach langjähriger Verbannung am 22. December 1813 unter dem erdrückenden Jubel seines treuen Volkes in die Stadt Braunschweig einzog und von seinem rechtmäßigen Erbe Besitz ergriff, war es eine äußerst schwere Aufgabe, die seiner harrte, eine Aufgabe, vor deren Uebernahme auch einem des Regierens gewohnteren Fürsten wohl hätte bangen können. Die Schwierigkeiten, die sich hier aufthürmten, lagen theils in den Verhältnissen, theils in dem Herzoge selber. Er war für die Aufgabe, die ihm jetzt zufiel, nichts weniger als vorbereitet. Als jüngster von vier Brüdern hatte er ursprünglich kaum eine Aussicht, jemals auf den väterlichen Thron zu gelangen. Seine Erziehung war daher von früher Jugend auf ganz ausschließlich eine militärische gewesen; er war jung in preußische Dienste getreten und dem Officierstande und -berufe mit Leib und Seele ergeben. In die innere Landesverwaltung des Herzogthums hat er nie mehr als einen flüchtigen Einblick gewinnen können. Er war fast stets außer Landes in fremden, weit entlegenen Garnisonen; und weilte er vorübergehend in der Heimath, so wird die wohl von Haus aus geringe Neigung, mit Staats- und Verwaltungsgeschäften sich abzugeben, noch sehr durch die Scheu vor dem Vater vermindert sein, dessen hohen Ansprüchen an Diensteifer und Leistungsfähigkeit der Sohn schwerlich so leicht würde haben entsprechen können. Und jetzt nun wurde Friedrich Wilhelm an die Spitze dieses Staatswesens, das ihm ziemlich fremd geblieben war, in einem Augenblicke gestellt, wo diesem ein erfahrener Leiter mehr denn je nöthig gewesen wäre.

Das westfälische Königreich war aufgelöst, das Herzogthum Braunschweig wieder neu begründet. Es war ein Chaos der Ansichten und Neigungen, der Wünsche und Hoffnungen, die hier hervor traten. Altes und Neues lagen mit einander in erbittertem Kampfe. Die Westfälische Verwaltung hatte — das läßt sich gar nicht leugnen — ihre gute, verdienstvolle Seite gehabt, mit manchen veralteten Einrichtungen gründlich und rücksichtslos, wie es ihre Art war, aufgeräumt und manches gute Neue an die Stelle des Alten gesetzt. Aber doch war sie als die Gewalt des fremden Vergewaltigers mit Widerwillen getragen. Es konnte nicht ausbleiben, daß solche Personen, die durch die Neuordnung der Verhältnisse Verluste glaubten erlitten zu haben, diese Stimmung sich zu Nutze zu machen suchten und unter dem Deckmantel des Patriotismus eigennützige Zwecke verfolgten. Da war es im Widerstreite der Interessen eine schwere Arbeit, das Gute vom Altem und vom Neuen, von den altbraunschweigischen und den westfälischen Einrichtungen im Interesse der Gesammtheit auszuwählen, zu bewahren und zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Daß auch andere Erschwerungen eintraten, daß die Durchführung mancher Pläne, die Erfüllung mancher Wünsche die Noth des Landes und die Beschränktheit der verfügbaren Geldmittel, die natürliche Folge der langen schrecklichen Kriegszeit, vereitelten, mag hier nur im Vorübergehen erwähnt werden. Aber vor allem war es schwer, die richtigen Männer an die richtigen Stellen zu setzen. Und sehr erschwert wurde diese Wahl noch durch das Mißtrauen und die Verdächtigungen, zu denen die politische Vergangenheit mancher Persönlichkeit Anlaß oder mindestens den Vorwand gab. Es waren nicht immer die edelsten Beweggründe, die hier offen und noch mehr insgeheim zu Anklagen und Beschuldigungen führten. Der Herzog hatte über die Beamten des Landes nur eine sehr geringe Personalkenntniß. Von allem, was hier in den letzten sieben Jahren sich ereignet hatte, konnte er nur von Hörensagen wissen. Gewiß war nicht alles schön, was Einzelne hier gethan hatten, auch nicht vereinbar mit dem Begriffe deutscher Treue, die in begeistertem Liede leichter zu preisen, als im harten Leben mit der That zu erweisen ist. Daß die Mehrzahl der Beamten an ihrem Platze ausgehalten und dem neuen Gewalthaber gedient hatten, war ebenso im Sinne des vertriebenen Fürsten wie im Interesse des Landes gewesen. Wie viel mehr würde dieses unter fremden, mit den Verhältnissen unbekannten Beamten gelitten haben! Aber es ist ein Unterschied zwischen dem Manne, der in das Unvermeidliche sich fügt und zum Besten des Landes ruhig seine Pflicht thut, das Wohl des deutschen Vaterlandes und des angestammten Fürstenhauses in treuer

Hoffnung im Herzen tragend, und dem, der solche Empfindungen bei Seite setzend, wohl gar verhöhnend in sicherer Erwartung auf Förderung und Belohnung dem neuen Herrscher entgegenjubelt und nur der Gegenwart und dem eigenen Vortheile lebt. Selbstverständlich spielen die Verhältnisse hier eine große Rolle. Mancher befand sich in einer Lage, wo eine abweisende Haltung nicht so sehr ihm als dem Kreise, dem Gemeinwesen, der Anstalt, deren Interessen er wahr zu nehmen hatte, Nachtheil gebracht haben würde. Da ist es gewiß schwer, die richtige Grenzlinie inne zu halten, noch schwerer ihre Innehaltung vor der Oeffentlichkeit zu beweisen. Niemand hier auf Erden kann dem Nebenmenschen ins Herz schauen. Manches geschah vielleicht in guter Absicht, was böse ausgelegt wurde; noch mehr ließ sich wohl bei gutem oder, besser gesagt, bei bösem Willen leicht auf das Schlimmste deuten. Dem Argwohn, der Angeberei war jetzt Thür und Thor geöffnet, für geschäftige Intriguanten ein reiches Feld der Thätigkeit geschaffen. Und es ist leider in der menschlichen Natur nur zu begründet, daß gerade die Menschen, die selbst nicht mit gutem Gewissen an die Vergangenheit denken konnten, jetzt, um das zu verdecken und sich in gutes Licht zu setzen, auf Andere den Verdacht lenkten und diese beschuldigten.

Unter diesen höchst schwierigen Umständen ist Herzog Friedrich Wilhelm von Mißgriffen nicht freigeblieben. Von den alten erprobten Räthen seines Vaters lebte noch einer in rüstiger Kraft, Gustav Anton v. Wolffradt. Man hat es dem Herzoge oft zum Vorwurf gemacht, daß er diesen nicht sogleich in seinen Dienst genommen. Auch scheint er selbst fest erwartet zu haben, daß ihm die leitende Stelle im neugeordneten Staatswesen zufallen werde. Er war von Kassel nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, wo er am Stadtmarkte das von seinem Schwiegervater, dem im Januar 1814 verstorbenen Consistorialpräsidenten v. Knuth, geerbte Haus neben der Apotheke bezog. Man wird dem Herzoge nicht verdenken können, wenn er gegen diesen Mann etwas mißtrauisch war. War er doch in der Westfälischen Zeit zu hohen Ehren gestiegen, lange Jahre Staatsminister des Innern gewesen und in den Grafenstand erhoben. Was den Fürsten aber noch mehr gegen ihn aufbringen mußte: Wolffradt war es gewesen, der im Jahre 1809, als der Herzog seinen kühnen Zug von Böhmen bis zur Nordsee vollführte, in den unwürdigsten Ausdrücken öffentlich von ihm gesprochen hatte. Das hatten ihm selbst Männer auf das Stärkste verdacht, die den Braunschweigischen Verhältnissen ganz fern standen.

Auch die Volksstimme sprach sich gegen Wolffradt aus; man verfaßte Spottverse auf ihn und ließ ihn den allgemeinen Unwillen so deutlich merken, daß er es bald vorzog, das Weite zu suchen und in seine alte pommersche Heimath zurückzukehren.

Ganz im Gegensatze zu ihm wurde hier ein anderer Mann von der Gunst des Volkes getragen, der, von Uebelwollenden verläumdet, zeitweise auch in die Ungnade des Herzogs fiel, um dann aber, als dem Fürsten die Augen geöffnet waren, mit um so größerem Vertrauen beehrt zu werden, der Drost von Rodenberg. Sein Beispiel zeigt zugleich, daß es dem Herzoge keineswegs an dem besten Willen fehlte, das Richtige zu thun, daß er nur der Schwierigkeiten, die ihn umgaben, nicht immer sogleich Herr werden konnte. Da v. Rodenberg zudem um die Stadt Wolfenbüttel sich mannigfache Verdienste erworben hat, die noch nicht nach Gebühr bekannt und gewürdigt zu sein scheinen, so ist es gewiß nicht unberechtigt, wenn wir seiner Person und insbesondere seiner Beziehungen zu dem Herzoge Friedrich Wilhelm hier, zumeist nach seinen eigenen Aufzeichnungen, mit einigen Worten gedenken.

Rodenberg war nicht von adliger Herkunft. Er war der Sohn Aug. Joh. Friedr. Räbers, der 1760 Polizeigerichtsassessor, später Rathsherr in der Stadt Braunschweig wurde und vor dem Jahre 1788 dort verstarb. Der Sohn wurde am 27. Juli 1759 in Braunschweig geboren und auf die Namen Johann Georg K o n r a d getauft. Er erhielt auf den Schulen seiner Vaterstadt eine sorgsame Erziehung; im Jahre 1774 kam er auf das Collegium Carolinum, wo er Gärtner, Ebert, K. A. Schmid, Zimmermann und Mauvillon zu seinen Lehrern zählte und durch Fleiß und Wohlverhalten die Aufmerksamkeit des Leiters der Anstalt, des Abts Jerusalem, auf sich zog. In Litteratur, Sprachen und Naturwissenschaften erwarb er hier eine gründliche Bildung und bezog so auf das Beste vorbereitet vier Jahre später die Universität Helmstedt, wo er am 17. October 1778 immatriculirt wurde. Er wollte sich Anfangs der Theologie widmen, doch änderte er dann seine Absicht und studirte Rechtswissenschaft und die sog. kameralistischen Fächer. Im Jahre 1784 kam Räber nach Wolfenbüttel mit dem Wunsche, in irgend einer geeigneten Beamtenstelle Verwendung zu finden. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, dem der unterrichtete und strebsame Jüngling empfohlen war, und der eine junge tüchtige Kraft der Art sich nicht entgehen lassen wollte, versprach ihm eine Anstellung, sobald sich ein passender Platz für ihn fände, und verlieh ihm vorläufig unterm 1. Juli 1784 den Titel eines Commissionsraths. Einer Aufforderung des Geheimraths v. Münchhausen entsprechend entwarf R. im folgenden Jahre für das Armenwesen der Stadt Wolfenbüttel, das sehr danieder lag, einen neuen Organisationsplan, der an höchster Stelle genehmigt wurde, und es wurde seinem Vorschlage gemäß eine Armen-Arbeitsanstalt damit verbunden. Diese Thätigkeit war wohl der Anlaß, daß ihm die Stelle eines Polizeidirectors in der Stadt Wolfenbüttel angetragen wurde, die er dann im Juni 1787 etwas gegen seine Neigung annahm, da eine von dem Herzoge ihm in Aussicht gestellte Beschäftigung bei Herzoglicher Cammer seinen Wünschen weit mehr entsprochen haben würde. Am 7. Februar 1789 erhielt er den Titel eines Drosten.

Schon einige Jahre vorher hatte sich Räber ein eigenes Hauswesen begründet. Er vermählte sich mit der Wittwe des Generalmajors Ludolf v. Estorf, Luise Sophie geb. v. Hodenberg. Die Beziehungen zu den adligen Familien, in die er nun kam, waren wohl der Anlaß, daß er selbst jetzt um seine Nobilitirung einkam. Sie wurde ihm vom Kaiser Joseph II. durch Diplom vom 6. December 1788 ertheilt. Er erhielt das Recht sich Räber v. Roden-

berg zu nennen; doch hat er, wie es scheint, später nur noch von dem zweiten Namen Gebrauch gemacht. Ob dieser in Anklang an den Geburtsnamen seiner Frau gewählt wurde, oder ob andere Beziehungen dazu den Anlaß gaben, muß dahin gestellt bleiben. Sein Wappen zeigt einen durch einen großen Zahnschnitt quergetheilten Schild, der unten Roth, oben in Gold eine herabhängende Traube mit zwei Blättern enthält, als Helmzier eine zum Fluge geschickte Eule. Die Frucht der Rebe soll im Wappen offenbar eine Erinnerung an den ursprünglichen Namen Räber vorstellen.

In seinem Amte entfaltete v. Rodenberg eine eifrige und erfolgreiche Thätigkeit. Um dem Unwesen des Bettelns und der Vagabondage mit Nachdruck entgegenzutreten, gründete er ein Zwangsarbeitshaus, in der Auguststadt richtete er ein neues großes Armeninstitut ein, das unter seiner speciellen Aufsicht stand; auch das Waisenhaus dort wurde ihm mit unterstellt. Ebenso wurde ihm später die Wasserleitungsdirection, die bis dahin ein Ingenieurofficier besorgt hatte, d. h. die Aufsicht über die damals noch weit zahlreicheren, stärker und ungleichmäßiger fließenden Wasserläufe der Stadt übertragen. Ueberall, wo es galt mit seiner Person einzutreten, war er am Platze. Als die Theuerung des Brotes im Sommer 1798 an verschiedenen Stellen im Lande Unruhen hervorrief, traf der rastlose Herzog, der stets selbst nach dem Rechten sehen wollte, den Polizeidirector von Braunschweig gemächlich am Lhombretische. Rodenberg dagegen, der Polizeidirector von Wolfenbüttel, war selbst ohne weitere Hülfe zwischen die streitenden Handwertsburschen und die Bauern von Halchter, die sich vor dem Thore der Stadt die Köpfe blutig schlugen, getreten und hatte durch sein Wort und das Ansehen seiner Persönlichkeit sogleich die Ruhe wieder hergestellt. Der Herzog sprach ihm ausdrücklich seine Anerkennung dafür aus. Auch sonst betraute er ihn mit mancherlei Aufträgen, die einen gewandten und gebildeten Mann erforderten. Daß ihm 1801 die Demolition der Festungswerke in Wolfenbüttel unterstellt wurde, war allerdings noch eine Arbeit, die sich mit seiner amtlichen Wirksamkeit berührte. Ferner lagen dieser die Aufträge, die ihm der Herzog im Juni 1803 bei der Besetzung der hannoverschen Lande durch die Franzosen ertheilte, wo er im Weserdistricte die Braunschweigischen Landesinteressen zu vertreten und später das Hannoversche Gebiet zu bereisen hatte. Rodenberg's sichere Beherrschung der französischen Sprache war hier eine der Ursachen gewesen, die Wahl auf ihn zu lenken, wie dies auch früher der Fall gewesen sein wird, als er die Aufnahme der französischen Emigranten zu leiten hatte. Diese gab zu manchen Nebengeschäften reichlichen Anlaß, die mitunter etwas heikler Natur waren und weltmännische Gewandtheit erforderten. So trug ihm 1800 der Herzog auf, die Entfernung der Prinzessin von Montmorency von seiner Mutter, der Herzogin Philippine Charlotte, zu bewirken. So hatte er auch für die Gemahlin König Ludwigs XVIII. von Frankreich, der zeitweise in Blankenburg wohnte, auf ihrer Durchreise nach Pyrmont in Wolfenbüttel Verpflegung und Wohnung zu besorgen. Vermuthlich wird er diese in seinem eigenen Hause beschafft haben, das wohl besser als die Wirthshäuser der Stadt auf solchen Besuch eingerichtet war.

Am 30. Januar 1791 hatte nämlich Rodenberg das sog. kleine oder Bevernsche Schloß am Schloßplatze nebst dem Schloßwalle gekauft, der sich vom Harzthore bis zum Mühlenthore hinzog. Er hatte das Schloß bis auf den linken Flügel abbrechen lassen, den er dann zu einer stattlichen Wohnung einrichten ließ. Auch der Wall wurde zumeist allmählich abgetragen und so ein ausgedehntes Gartenland gewonnen, das nach dem Abbruche der im Süden des Schlosses gelegenen Schloßkirche, die er 1795 erstand, noch erweitert wurde. Er selbst schätzte das Terrain auf 30 Morgen; etwas weniger Umfang hatte das Grundstück, das er vor dem Augustthore besaß und auf dem einige Emigranten eine allerdings nur kurzlebige Stahlfabrik errichteten. Außerdem besaß seine Frau ein Gut im Lüneburgischen, Teindorf bei Uelzen, das eine jährliche Rente von 1200 Thalern abwarf. Da Rodenberg zudem ohne Kinder war, so fehlten ihm keineswegs die Mittel zu einer würdigen Repräsentation.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der wie andere Mitglieder der Fürstlichen Familie, die Herzogin Philippine Charlotte, Herzog Ferdinand, Aebtissin Auguste von Gandersheim in Briefen an ihn stets einen sehr vertraulichen Ton anschlug, wollte ihn gern in einer höheren Stellung verwenden und hatte, als den Kammerdirector v. Hugo ein schwerer Schlagfluß traf, dessen Stelle schon für ihn ausersehen. Doch dieser erholte sich wieder, und als er dann wirklich die Augen schloß, ging der Herzog ganz in den politischen und militärischen Fragen der Zeit auf. Es folgten Schlag auf Schlag, seine Reise nach Rußland, die Uebernahme des Oberbefehls des preußischen Heeres, seine Verwundung bei Auerstädt, sein Tod in Ottensen. Der Wunsch v. Rodenberg's blieb unter diesen Umständen unerfüllt.

Jetzt rückten die Franzosen in das Land; am 26. October 1806 zogen sie zuerst in Wolfenbüttel ein. Der Stadtmagistrat kam hier in große Verlegenheit; er gerieth mit seinem Französisch nur zu bald in die Brüche. Auf Weisung des Ministeriums mußte v. Rodenberg aushelfen und alle jene mühsamen und unerquicklichen Geschäfte übernehmen, die die unglückliche Invasion für die Stadt Wolfenbüttel im Gefolge hatte. Wesentlich zu Gute kamen ihm hier die Beziehungen, die er zu dem ehemals emigrirten angesehenen französischen Familien besaß. Er erhielt von ihnen und auch aus dem Kriegsministerium in Paris selbst wirksame Empfehlungen bei dem ersten Gouverneur, dem General Bisson, sowie bei seinem Nachfolger, dem General Rivaud. Er war dabei emsig bedacht, die einflußreichen Persönlichkeiten bei guter Laune zu erhalten; er nahm sie auf das Gastlichste bei sich auf und setzte ihnen vor, was Küche und Keller nur immer zu bieten vermochten. So hat er, indem er sein eigenes Geld nicht schonte, der Stadt manche Schonung erwirkt, die dankbar von seinen Mitbürgern anerkannt wurde. Als einziger Vertreter Wolfenbüttels wurde er daher durch ihr Vertrauen zu Ende des Jahres 1807 nach Kassel geschickt, um dort bei der Neuordnung der Landes-

verfassung und -verwaltung nach Möglichkeit zu Gunsten der Stadt Wolfenbüttel zu wirken.

Denn inzwischen war das Schicksal des Herzogthums Braunschweig entschieden. Durch einen Machtspruch Napoleons war es seines angestammten Fürstenhauses beraubt und dem neugegründeten Königreiche Westfalen einverleibt, an dessen Spitze Napoleons Bruder Jerome gestellt wurde. Am 10. December 1807 hielt dieser in Kassel seinen Einzug; am 1. Januar 1808 fand die allgemeine Huldigung des Landes statt. Aus allen Theilen des neugebildeten Reiches waren Vertreter dazu entboten, aus Wolfenbüttel, wie gesagt, der Drost von Rodenberg. Jeder suchte nun hier in Kassel die Interessen seines Landestheils zu vertreten. Für Wolfenbüttel kam es vor Allem darauf an, die Justizbehörden der Stadt zu erhalten. Nach den allgemeinen Grundsätzen der neuen Regierung sollten sich allerdings die Tribunale in dem Hauptorte des Departements oder des Districts befinden. Das war hier in beiden Fällen die Stadt Braunschweig, und dieser getreue Nachbar säumte natürlich nicht, diese günstige Lage für sich auszunutzen und kräftig gegen v. Rodenberg zu arbeiten. Dennoch erreichte es dieser durch seine eindringlichen Vorstellungen bei den Ministern und bei dem Könige selbst, die er beschwor, die arme Stadt nicht ihrer letzten Unterhaltsmittel zu berauben, daß die Gerichtshöfe in der Stadt gelassen wurden. Es war die einzige Ausnahme von der Regel, die hier im Okerdepartement zum Besten Wolfenbüttels gemacht wurde.

Dennoch ließ die Präfectur die Anordnungen zur Instandsetzung der öffentlichen Hörsäle in dem Kanzleigebäude, die das Gesetz vorschrieb, nicht ausführen. Man schien in Braunschweig das, was man trotz vielen Mühen im ersten Anlauf nicht erlangt hatte, jetzt auf einem Umwege erreichen zu wollen. Mit vielen Kosten hatte man dort 1810 das Schloß für den König auf das Prächtigste umbauen lassen. Man hoffte, dadurch womöglich den Fürsten zu einer zeitweiligen Verlegung seiner Residenz nach Braunschweig zu veranlassen, jedenfalls ihn aber zu einer Verlegung der Gerichtshöfe von Wolfenbüttel nach dort zu bestimmen. So war wenigstens die allgemeine Befürchtung in jener Stadt. Präsidenten und Richter der Gerichte drangen deshalb in Rodenberg, der inzwischen zum Maire des Stadtkantons Wolfenbüttel ernannt worden war, nochmals ihr Fürsprecher zu werden, und als auch die Einwohner der Stadt die gleiche Bitte erhoben, glaubte er sich als ihr Oberhaupt diesen Wünsche nicht entziehen zu dürfen. Er reiste abermals nach Kassel, und es war, wollte er noch etwas für seine Stadt erreichen, die höchste Zeit, daß er dort eintraf. Der Justizminister Siméon gestand ihm, daß der Beschluß, die Tribunale wirklich nach Braunschweig zu verlegen, schon gefaßt sei und nur noch der Unterschrift des Königs bedürfe. Es kam Alles darauf an, diesen umzustimmen. Rodenberg hatte das Glück sogleich bei ihm vorgelassen zu werden. Seine freimüthige Bemerkung, wie die Nachwelt es auslegen würde, wenn die geheiligten Versprechungen des Königs vor den Deputirten des Reichs abgegeben, durch ein glänzendes Geschenk der Stadt Braunschweig vereitelt werden würden, machte den König stutzig und brachte ihn dahin, den bereits gefaßten Entschluß zurückzunehmen. Statt der Erfüllung ihres Wunsches ging jetzt der gemessene Befehl nach der Stadt Braunschweig, die öffentlichen Hörsäle im Kanzleigebäude zu Wolfenbüttel auf das Schleunigste in Stand zu setzen.

Abermals sollte die Stadt Wolfenbüttel von einem schweren Schlage bedroht werden. Unterm 28. Juni 1812 erschien das unglückselige Decret des Königs, durch das die öffentliche Schuld des Königsreichs auf ein Drittheil ihres Nennwerthes herabgesetzt wurde. Diese Maßregel, die dem bedenklichen Nothstande der Staatsfinanzen abhelfen sollte, traf auch viele Wohlthätigkeitsanstalten, bei denen die im Art. 2 §. 2 aufgeführten Bedingungen nicht zutrafen, äußerst hart. Ganz besonders auch die Stadt Wolfenbüttel, deren Armenanstalten die Herzogin Philippine Charlotte ein Capital von 50 000 ₰ in Gold vermacht hatte, das bei Fürstlicher Landschaft belegt und jetzt mit der öffentlichen Schuld vereinigt worden war. Vorstellungen, die bei dem Finanzminister Malchus gegen diese Herabsetzung des Capitals erhoben wurden, waren fruchtlos gewesen, ebenso eine dem Könige überreichte Denkschrift, da eben die Folgen zu groß wären, würde man einmal eine Ausnahme gestatten. Da wandte sich Rodenberg an die Königin gerade in dem Augenblicke, wo sie mit der Gründung eigener Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigt war. Er appellirte an ihre Abstammung aus dem Braunschweigischen Hause und setzte ihr auseinander, wie wohlthätig ihr der Gedanke sein müsse, die milden Stiftungen ihrer Vorfahren aufrecht erhalten zu sehen, in Hinblick auf die eigenen, für die sie doch auch eine lange, glückliche Dauer erhoffe. Er ließ das Gesuch der Königin durch ihren Beichtvater, den Consistorialrath Habicht, ans Herz legen. Das wirkte. Allen Wohlthätigkeitsanstalten im Lande wurden die Fonds zu ihrer Unterhaltung gerettet.

Im Herbste des Jahres 1812 verbreitete sich in Wolfenbüttel das Gerücht, man gehe in Kassel mit der Absicht um, das hiesige Schloß auf Abbruch zu verkaufen. Die Sache zögerte sich jedoch noch länger hin, als plötzlich, ohne daß irgend welche Anstalten zu seinem Empfange getroffen waren, im Mai 1813 König Jerome in der Stadt erschien. Auf Weisung des Ministers v. Wolffradt mußte ihn v. Rodenberg durch das Schloß und nach der Bibliothek geleiten. Er erfuhr hier durch den Inspecteur Moulard aus Kassel, daß jenes Gerede wohlbegründet wäre, Braunigk, Bramerel und Vallourie seien als Käufer für das Schloß aufgetreten, der König habe, bevor er die Genehmigung zu dem Verkaufe ertheile, es sich selbst einmal ansehen wollen; das sei der Zweck seines Besuches. Obwohl Wolffradt ihm geradezu untersagte, in der abgemachten Sache noch Weiterungen zu verursachen, so glaubte Rodenberg im Interesse der Stadt doch davon nicht absehen zu dürfen. Bei dem Umherführen auf der Bibliothek nahm er Gelegenheit, dem Könige vorzustellen, daß die Einwohner von Wolfenbüttel, wenn das Schloß überhaupt verkauft werden sollte, daran Theil zu nehmen wünschten und mehr dafür geben würden als jeder Fremde, um einen Pavillon für die Officiere der künf-

tigen Garnison daraus zu machen. Der König antwortete, diese Erklärung sei ihm genug, er werde die Wünsche der Einwohner der Stadt zu erfüllen suchen. Am 5. Juli des Jahres erschien dann die königliche Donationsurkunde, durch die das Schloß der Stadt Wolfenbüttel geschenkt wurde, ein Gegenstück zu der Freigebigkeit des Fürsten gegen die Stadt Braunschweig, der er ebenso seiner Zeit das Schloß Salzdahlum überwies, das dann dem Erdboden gleich gemacht wurde. Jedenfalls wäre dasselbe oder wenigstens der Anfang davon mit dem Wolfenbüttler Schlosse geschehen, wenn es jenen gewinnlustigen Unternehmern in die Hände gefallen wäre, und v. Rodenberg nicht noch in letzter Stunde ihnen das Geschäft verdorben hätte. Zu völliger Verwüstung hätte die Zeit allerdings wohl nicht ausgereicht. Denn wenige Monate nach jenem Besuche des Königs wurde auf dem Schlachtfelde von Leipzig seiner Herrschaft ein schnelles und völliges Ende bereitet.

(Schluß folgt.)

Die Baurenreihe.

Bei einer Bereisung des benachbarten lüneburgischen Kreises Isenhagen fand ich in den meisten Dörfern Baurenspottverse, in welchen die Dorfeinwohner der Reihe nach, wie sie wohnen, kurz charakterisirt werden. Einzelne Theile dieser Verse, namentlich solche derber Art, wiederholen sich oder kommen ganz ähnlich in verschiedenen Dörfern vor. Die Personennamen, die in diesen Reihe- oder Nachbarreimen, wie sie auch genannt werden, vorkommen, brauchen nicht immer diejenigen der heute lebenden Hofbesitzer zu sein; oft sind es die Namen der früheren Inhaber, welche fortgesetzt am Hofe haften. Jedermann kann dort diese Reiheverse hersagen, neue werden hinzugedichtet für neue Ankömmlinge im Dorfe und diese laufen dann mit der alten Waare gleichzeitig um. Eine Anzahl solcher Spottverse aus Entzen, Hankensbüttel, Knesebeck, Boitzenhagen, Ehra u. s. w. habe ich in der Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde 1896 S. 367 ff. mitgetheilt.

Von vornherein ließ sich annehmen, daß solche Verse auch innerhalb der braunschweigischen Grenze vorkommen müssen, zumal in den Dörfern bei Vorsfelde; sie sind auch, wie mir mitgetheilt worden, in der That vorhanden, doch habe ich noch keine erhalten können. Dagegen liegen sie mir jetzt aus der Stadt Braunschweig, aus Wolfenbüttel, Helmstedt und aus Hötzum vor, woraus sich schließen läßt, daß sie eine weite Verbreitung hatten und zum Theil wohl auch noch haben. Die Verse sind, wie mir scheint, sehr alt, jedenfalls ist es der Gebrauch derselben, denn im Mittelalter zeigte sich schon ähnliches, wie denn im Braunschweiger Stadtgesetze von 1349 rime spreken de iemende in sine ere gan mit Strafe bedroht ist (Urkundenbuch der Stadt S. 47).

In den Städten mit zahlreicher Einwohnerschaft konnten diese Verse sich natürlich nicht über sämmtliche Bewohner, beziehungsweise Hausbesitzer erstrecken. Sie beschränkten sich daher auf die Nachbarn einer Straße und so liegt für die Stadt Braunschweig die Nachbarreihe für die südliche Wilhelmstraße und einen angrenzenden Theil des Steinwegs vor. Die Verse gingen noch 1840 um und Herr Professor R. Mack, dem ich sie verdanke, hat sie aus der Erinnerung niedergeschrieben:

Südliche Wilhelmstraße.

Daubert, de lêrt,
Glindemann, de smêrt,
Stockmann kikt an de wand
Schwartz is in de ganse welt bekannt.
Graf Schulenburg wônt in de midde,
Schreiber hat ne gue stidde,
Kuhlemann, de de Anzeigen dräggt,
Michel, de dat dach besläggt,
[Winter?] de hat fûlen kese,
Meyer is darum böse.
Hecht, de vele kinner hat,
Gemmeke fritt sik nimmer satt.

Steinweg.

Mattenklôt wônt an enne,
Zenker hat ne scheiwe lenne,
Wehage hat verfûltet holt,
Wichmann hat verschimmelt gold.

Die in **Hötzum** umgehenden oder vielmehr früher noch allgemein bekannten Reiheverse gleichen jenen, die ich im Lüneburgischen fand, außerordentlich und manche Reime, die dort regelmäßig zu finden sind, wie enne und lenne, kehren auch hier wieder. Einiges, als allzu derb, muß ich hier unterdrücken:

Wedler hat de schäperië,
Gerke — — en sack vull klië,
Stoffel Wastens wônt an enne,
De Meinsche hat ne dicke lenne.
Meine mit'r snufftabacksdose
Zacharis Smitt mit'r smullerhose (?)
Swinge wônt up'n sunnenbarge,
Pape hat ne bleckerne — karwe.
Henneken Kurland rôkt ne lange pipe,
Grôte Kurland kann nich rower kiken,
Midden Kurland wônt an'n wâter.
De Woltersche is ne tûnâpe,
Bartels de is oppermann,
Stoffel Brandes geit voran,
Decker, de is grôt un slank,
Hogrefe futtert 'n bullen blank,
In Grenners gâren wasst lupinen,
De Käuersche mâkt famoste minen,
Ehlers hat'n groinen wâ'n,
Da kann de Haberlandsche up in himmel gân.

Helmstedt.

Mester Timme
Danst mit sine fru in himme.
Da kam Rehbein,
Woll dat ôk mal sein.
Etsch, etsch, sä Zwetsch.
Wat is dabië, sä Miehe.
Da kam Munkel
Da ward't dunkel.
Da kam de Hofrat Fein,
Da konn 'n nist mêr sein.

Wolfenbüttel.

Südseite des Kornmarktes (aus den 50er Jahren).

Eisfeldt wônt an enne,
Borchers hat ne scheiwe lenne,
Ludwig backt verschimmelt brôt,
Dralle sleit den ossen dôt,
Dosse is en tütchendreier,
Langelüddecke spêlt verwalter up Monplescier.
Böttchers witwe verkoft kôren,
Röber kricht de swîne bî de ôren.

R. Andree.

Braunschweigische Chronik für d. J. 1896.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig).

Januar.

3. Prinz-Regent reist nach Hannover.
7. Rückkehr des Prinz-Regenten.
9. Die Stadtverordneten-Versammlung bewilligt für bedürftige Veteranen und deren Hinterbliebene 5000 ℳ (in der Folge jährlich 1000 ℳ).
9. Wilhelm Paul, Oberamtmann in Staufenburg †.
12. Einweihung der restaurirten Klosterkirche zu Amelunxborn.
12. Richard von Strombeck, General-Major a. D. geb. Braunschweiger, † in Halberstadt.
14. Chassillé-Feier des Leibbataillons in Blankenburg.
15. Gründung e. Provinzialverbandes „Braunschweig“ des Vereins deutscher Kriegsveteranen.
16. Prinz-Regent reist nach Berlin.
18. Feier des 25. Gedenktages der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. — Gnaden-Erlaß.
24. Eröffnung der XXIII. Landes-Versammlung.
25. Die Landesversammlung beschließt einstimmig die Errichtung eines Denkmals für Herzog Wilhelm auf Staatskosten.
27. Geburtstagsfeier des Kaisers.
28. Versammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Central-Vereins.
28. Großes Feuer in Blankenburg.
31. Rückkehr des Prinz-Regenten aus Berlin.

Februar.

4. Der Prinz-Regent reist nach England zur Beisetzungsfeier des Prinzen Heinrich von Battenberg.
6. Otto Stutzer, Pastor in Barbecke †.
7. Verfügung der Kreisdirection in Holzminden, den Austritt der Gemeindevorsteher aus politischen Vereinen betr.
8.—9. Parteitag der Braunschw. Rechtspartei.
10. Rückkehr des Prinz-Regenten.
14. Besuch des Herzogs von Sachsen-Altenburg.
18. Borries von Oeynhausen, Geh. Regierungsrath, Major a. D., geb. Braunschweiger, † in Kassel.
25. 64. General-Versammlung des Landwirthschaftlichen Central-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
26. Bernhard Ornstein, Dr med., griechischer Generalarzt a. D., geb. Braunschweiger, † in Athen.
29.—1. März. General-Versammlung des Verbandes Hannover-Braunschweigischer Buchhändler.

März.

2. Reise des Prinz-Regenten zu den Tauffeierlichkeiten in Bückeburg.
3. Rückkehr des Prinz-Regenten.
3. 70. Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins für Rübenzucker-Fabrikation in Hannover.
6. Die Commission zur Hebung des Fremdenverkehrs löst sich auf.
6. Der zweite Bürgermeister Salemon aus Neuhaldensleben zum Bürgermeister in Blankenburg erwählt.
7.—9. Jubelfeier des 50jährigen Bestehens des Braunschweiger Männer-Gesangvereins.
9. Der Prinz-Regent reist nach Bournemouth in England.
13. Die Landesversammlung genehmigt die staatsseitige Unterstützung der Baugewerkschule in Holzminden.
16. Raubmörder Oelmann zum Tode verurtheilt.
20. Die Landesversammlung genehmigt die Einführung einer Einkommensteuer.
26. W. Clauß, Eisenbahndirector †.
28. Fritz von Veltheim, Oberjägermeister, Präsident der Landesversammlung, † in Destedt.
29. Rückkehr des Prinz-Regenten.

April.

1. Der Verwaltungsgerichtshof tritt in Wirksamkeit.
1. Hofrath Dr med. Sprengel aus Dresden zum Oberarzt der chirurgischen Abtheilung des Herzoglichen Krankenhauses ernannt.
5. Aug. v. Campe, Glashüttenbesitzer in Brinkfeld †.
6. Der Prinz-Regent reist nach Wiesbaden.
7. Oskar Fischer, Hofschauspieler a. D. †.
9. Friedrich Bock, Oberamtsrichter a. D. †.
13. Erkrankung des Erbprinzen Georg Wilhelm, ältesten Sohnes des Herzogs von Cumberland.
21. Feier des 25jährigen Bestehens der Tolle'schen höheren Privat-Mädchenschule.
23. Feier des 60jährigen Dienstjubiläums des General-Lieutenants von Wachholtz
27. Die Handelskammer genehmigt eine Eingabe an Herzogliches Staats-Ministerium, die Eisenbahnpolitik Preußens gegenüber Braunschweig betr.

Mai.

1. Emil Menge, Oberförster a. D. †.
2.—4. Internationale Hundeausstellung.
5. Eröffnung der neuen kaufmännischen Fortbildungsschulen in den Städten des Landes.
6. IV. Generalversammlung des Landes-Prediger-Vereins.
7. Rückkehr des Prinz-Regenten.
8. Geburtstagsfeier des Prinz-Regenten; Uebersiedelung des Hofes nach Blankenburg.
10. Erster Braunschweigischer Handwerkertag in Bad-Harzburg.
12. Friedrich Dammeyer, Kreisrentmeister a. D. †.

13. Außerordentliche General-Versammlung des Braunschweig-Hannoverschen Zweigvereins für Rübenzuckerfabrikation.
15. Besuch des Prinz-Regenten in Bad-Harzburg.
16. Hauptversammlung des Bundes der Landwirthe für das Herzogthum Braunschweig.
17. Parteitag der Braunschweigischen Landes-Rechts-Partei in Blankenburg.
18. Eduard Schmelzkopf † in Bevern.
19. Die Landesversammlung bewilligt für den Bahnbau Gandersheim—Bodenburg—Elze bezw. Gandersheim—Düngen außer freier Hergabe des Bodens 100 000 Mk.
20. Die Landesversammlung bewilligt 400 000 Mk. für den Bau einer Schmalspurbahn Tanne—Walkenried bezw. Tanne—Braunlage.
21. Der Prinz-Regent reist nach Wien zu der Beisetzungsfeier des Erzherzogs Karl Ludwig.
21. Die Landesversammlung lehnt die Errichtung eines staatlichen Bergwerkes auf Kalisalze bei Remlingen zur Zeit ab.
22. Schluß des 23. ordentlichen Landtages.
23. Rückkehr des Prinz-Regenten nach Blankenburg.
23. General-Versammlung des Jagdschutz-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
28. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.
30. Grundsteinlegung zum Männer-Asyl.
31. Einweihung der neu errichteten meteorologischen Station auf dem Brocken.

Juni.

3. Brand der Jutefabrik.
5. Raubmörder Oelmann hingerichtet.
6.—7. Verbandstag des Braunschweig-Hannoverschen Stenographen-Vereins (Gabelsberger Systems) in Schöningen.
7.—8. XXI. Gauturnfest des Braunschweiger Turngaues in Gifhorn.
9. Frühjahrsversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftl. Central-Vereins f. d. Herzogthum Braunschweig.
10. Feier des 25jährigen Bestehens des Bürgervereins in Wolfenbüttel.
12.—13. XIII. Braunschweigischer Städtetag in Helmstedt.
14. Die Hauptversammlung des Nordwestdeutschen Stenographen-Bundes (System Stolze) zu Hildesheim.
14.—15. XXIII. Hauptversammlung des Bezirksverbandes Magdeburg — Braunschweig — Anhalt für Verbreitung von Volksbildung in Blankenburg.
17. Jahresversammlung des Gustav-Adolf-Vereins für das Herzogthum Braunschweig.
18. Die Stadtverordneten-Versammlung genehmigt die Anlage einer electrischen Straßen-Eisenbahn.
21. VII. Bezirkstag des Braunschweiger Bezirksvereins im deutschen Fleischerverbande in Königslutter.
24. August Knolle, Bausecretär †.
25. Die Stadtverordneten-Versammlung lehnt die Einführung einer Biersteuer ab.
27.—29. XXI. Landwehr-Verbandsfest in Königslutter.
29. Gedächtnißfeier des 150jährigen Geburtstages von Joachim Heinrich Campe.
30. Wilhelm Schütz, Hof-Zahnarzt †.
30. Missionsfest.

Juli.

6. Verbandstag der Consumvereine der Provinz Sachsen, Braunschweigs, Anhalts und Thüringens.
8. Carl Brunner, Hofweinhändler in Wolfenbüttel †.
11.—12. 25jähriges Stiftungsfest des Kreislandwehr-Vereins Wolfenbüttel.
11.—13. Rennen in Harzburg.
11.—16. VII. Deutsches Bundes-Keglerfest.
21. Carl Steinmann, Redacteur †.
22. Grundsteinlegung zur neuen Kapelle in Linse.
26. Volksfest der Socialdemokraten im Lechelnholze.
27.—30. Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde in Bernburg.

August.

2. VIII. Generalversammlung des Sollingvereins in Moringen.
2.—3. Feier des 25jährigen Bestehens der Gewerkschaft Tanner Hütte.
9. XXVII. Volkswettturnen auf dem Elme.
14. Alexander von Böhlken, russischer Staatsrath a. D., geb. Braunschweiger, † in Wiesbaden.
16. Wettturnen des Sollingturngaues in Holzminden.
16. Feier des 25jährigen Bestehens des Holzmindener Kriegervereins.
29. Einweihung des Feierabendhauses für Braunschw. Lehrerinnen in Wolfenbüttel.
30. Enthüllung des Kriegerdenkmals in Harzburg.

September.

1. Bruno Ernst, Rittmeister a. D., Administrator des Waisenhauses B. M. V. †.
2. Sedanfeier.
2. Einweihung der Kaiserwarte auf dem Eichenberge bei Blankenburg.
3. Einweihung der neuen Samson-Schule in Wolfenbüttel.
4. Wilhelm Baumgarten, pens. Stadtdirector in Wolfenbüttel, † in Harzburg.
5. Herzogliches Staats-Ministerium genehmigt die Anlage der electrischen Bahn zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel.
5.—7. XII. Hauptversammlung des Harzclubs in Bad Sachsa.
6.—9. General-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Blankenburg.
9.—10. Allgemeiner Deutscher Pfarrer-Vereinstag.
13. Caroline Fischer-Achten, ehemalige Hofopernsängerin, † in Friedensheim bei Graz.
13. Parteitag der Socialdemokraten des Herzogthums in Blankenburg.
14.—18. XXIV. Versammlung Deutscher Forstmänner.
19.—24. Tagung des internationalen Vereins forstlicher Versuchs-Anstalten.

20. Eröffnung der Theater-Ausstellung im Vaterländischen Museum.
24. Feier des Doppeljubiläums des Bischofs von Hildesheim.
26.—27. XVII. Versammlung des Nordwestdeutschen Turnlehrer-Vereins.
27. Wanderversammlung des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erdkunde in Blankenburg.
29. 68. Braunschweigischer Lehrertag in Holzminden.

October.

1. Feier des 150jährigen Bestehens der Firma J. G. Zwilgmeyer und Söhne.
4. Generalversammlung des Harzer Schachbundes in Blankenburg.
8. Großes Feuer in Seesen.
10. II. Versammlung des Vereins der Irrenärzte Niedersachsens und Westfalens.
12. XXX. Plenarversammlung der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig.
13. Grundsteinlegung der neuen Kirche in Duttenstedt.
13. Großes Feuer in Gittelde.
14. Enthüllung e. Gedenktafel am Denkmale des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand auf dem Schlachtfelde von Auerstädt.
21. Hauptversammlung des Freien kirchlichen Wahlvereins.
24. Herbstversammlung des Imkervereins Salzgitter-Braunschweig.
25. Einweihung der restaurirten Kirche in Deensen.
28. Der Prinz Regent trifft in Blankenburg ein.
29. Ankunft des Kaisers in Blankenburg.
30. Hofjagd. — Abreise des Kaisers.
31. Der Prinz-Regent reist nach Berlin.

November.

1. Feier des 25jährigen Bestehens der Actien-Gesellschaft Chemische Fabriken Oker und Braunschweig.
8. Eduard Winkler, Kreisrentmeister a. D., † in Holzminden.
10. Louis Kuhne, Baurath a. D. †.
12. Die Stadtverordneten-Versammlung bewilligt 2000 Mk. für das Männer-Asyl.
13. Das Seine-Tribunal in Paris weist die Klage der Gebrüder von Civry auf Annullirung des Testaments des Herzogs Karl II. zurück.
15. Jahresfest des Evangelischen Bundes.
17. Generalversammlung des Ausschusses der Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalt.
24. Herbstversammlung des Central-Ausschusses des Landwirthschaftlichen Centralvereins für das Herzogthum Braunschweig.
25. Rückkehr des Regenten nach Braunschweig.
28. 25jähriges Stiftungsfest des Krieger- und Landwehr-Gesangvereins.
30. William Steinway, Pianoforte-Fabrikant, geb. Braunschweiger, † in New-York.

Bücherschau.

Ludw. Löser, Frische Luft, Lustspiel. Braunschweig, Benno Goeritz 1896. 98 S. 8⁰. 1 ℳ 20.

Der junge Platten, ein sonst nicht untüchtiger Landwirth, hat nicht recht begreiflicher Weise einen litterarischen Anfall bekommen. Er hat ein Stück „Herrenmoral“ geschrieben, das Ergebniß eines Aufenthaltes in der Großstadt, und bei Gelegenheit der Vorbereitungen zu der bevorstehenden Premiere die schöne und liebenswürdige Schauspielerin Anna Bormann kennen und, was für das Lustspiel Voraussetzung ist, lieben gelernt. Diese Leidenschaft hat den jungen Agrarier seiner eigentlichen Aufgabe und auch einer noch unbewußten Liebe zu seiner anmuthigen Pflegeschwester Hedwig entfremdet; der Flirt mit dem jungen hoffnungsfreudigen Erneuerer des Dramas ist auch für die Schauspielerin in der Richtung bedeutungsvoll geworden, daß ihr ihre Liebe zu dem geistvollen Kollegen Molnero einigermaßen zweifelhaft geworden ist. Wenn dieser nicht so zäh an seiner Liebe festhielte, müßte die Lösung der Beziehung nothwendig eintreten. In der frischen Luft des Rittergutes Platten kommt Alles zu einem guten Ende. Die „Herrenmoral“ gefällt nicht, Gerhard von Platten kehrt aufs Land zurück und weiß die geliebte Schauspielerin als erholungsbedürftige Lehrerin bei seiner Mutter einzuführen, damit bei dieser alle Vorurtheile, die sie gegen eine Schwiegertochter von der Bühne hätte, zerstreut werden. Der treue Molnero folgt den Beiden und läßt sich eine ihm aufgezwungene Rolle als Verwandter aus Schwaben gern gefallen. Harmlose Eifersüchteleien, die zum Theil durch den jugendlichen und recht unschuldigen Sekundaner Karl von Platten verursacht werden, bringen Alle zum Bewußtsein ihrer wahren Gefühle und führen dazu, daß sich Gleich zu Gleich gesellt, daß Molnero seine Kollegin und der wieder ganz Landwirth gewordene Gerhard seine Hedwig, schließlich auch der Amtmann Rakebrandt die etwas ältliche Tante Minchen bekommt. Tiefere Charakteristik darf man in dem anspruchlosen Stücke nicht suchen: mit den Mitteln einer veralteten Schule sucht es ein leichtes Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen. Es mag sein, daß es bei einer Aufführung auch ohne die Requisiten unserer Neuesten, als da sind sociale Probleme, Frauenrechtsforderungen, Ehescheidungswünsche, freie Liebe und dergleichen, und auch ohne die moderne Mache ansprechend wirkt bei einem Publikum, das ohne Nervenaufregung einfach erheitert werden will. Vielleicht eignet sich das Stück auch zur Aufführung in Liebhaberkreisen.

Wir wünschen dem Verfasser, daß es ihm gelingt, das Erstlingswerk zur Aufführung zu bringen und daß er, dadurch ermuthigt, an größeren Aufgaben sich zu versuchen Lust und Kraft gewinne. K. M.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeit. Nr. 49. Boysen, Verhinderung d. Seuchenübertragung auf d. Schlachtviehhöfen; M. Petersen, Erdnußöl als Ersatz d. Butterfettes der Magermilch b Kälbermast. — 50.—52. Herbstversammlung d. Central-Ausschusses d. landwirthschaftl. Central-Vereins. — 50. Vibrans, Panaritium u. Klauenseuche.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 24. Jahns, Geolog. Ausflüge in d. Umgebung d. Stadt Braunschweig.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. October. Schulordnung f. d. Kaufmänn. Fortbildungsschule; Sander, Kaufmänn. Lehrlingsheim zu Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 2. 17. Januar 1897.

Herzog Friedrich Wilhelm und Drost v. Rodenberg.

Von Paul Zimmermann.

(Schluß.)

In Wolfenbüttel scheint sich der Regierungswechsel in freudiger Begeisterung, aber ohne gehässige Zwischenfälle vollzogen zu haben. Das war keineswegs überall der Fall. Wo das Volk innere Uebereinstimmung der Beamten mit der Westfälischen Regierung witterte, wohl gar eine böswillige Verfolgung patriotisch-deutscher Gesinnung empfunden hatte, da machte sich jetzt der bis dahin verhaltene Grimm gegen die Westfälinger gewaltsam Luft, und es kam so vieler Orten zu heftigen Auftritten und stürmischen Anklagen, die das Volksgericht gegen die politisch mißliebigen Beamten erhob und oft in drastischer Weise sogleich zur Entscheidung brachte. In Wolfenbüttel hören wir nichts von derartigen Vorfällen. Am vierten November feierte man dort in einfacher herzlicher Weise den Anbruch der neuen Zeit. Dem Drosten von Rodenberg ward am Abend des Tages bei Fackelschein ein freudiges Lebehoch gebracht, ein Beweis, daß seine Amtsführung und politische Haltung der Bügerschaft keinerlei Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben hatte.

Ja, Rodenberg hatte noch mehr gethan. Als das Corps des Herzogs auf seinem denkwürdigen Zuge am 31. Juli 1809 die Stadt Wolfenbüttel berührte, war es hier, Dank den Veranstaltungen v. Rodenberg's, auf das Vorzüglichste aufgenommen und verpflegt worden. Es fehlte den Truppen an Pferden. Oberst v. Herzberg hatte Abends 10 Uhr gegen Rodenberg den Wunsch nach 150 zwischen 5—7 Jahre alten Pferden geäußert. Noch in der Nacht setzte v. Rodenberg die Aushebung ins Werk; überall fand er freudiges Entgegenkommen. Anderen Tags 8 Uhr überlieferte er dem Rittmeister v. Gaffron auf dem Marktplatze zu Wolfenbüttel die gewünschte Anzahl tüchtiger und brauchbarer Pferde. Zwar mußten sie bei der plötzlichen Annäherung eines Französch-Westfälischen Armeecorps und bei den dringenden Vorbereitungen zu einem Gefecht, dem Treffen bei Oelper, vor der Hand wieder zurückgegeben werden, aber es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn die genannten Officiere später erklärten, daß sie in der That v. Rodenberg's „einen unzweideutigen Beweis seiner treuen unbegrenzten Anhänglichkeit an die höchste Person Sr. Durchlaucht“ erblickten, der „allen ihm drohenden Gefahren der Verantwortlichkeit in seiner damaligen Dienstlage ohngeachtet“ erbracht worden sei. Solch eine Handlung in der Zeit darf man nicht gering achten. Es weilte damals in Wolfenbüttel noch ein alter Bekannter und Lehrer des Herzogs, der Bibliothekar E. Th. Langer. Obwohl dieser in seiner Jugend als Ziethenscher Husar an verschiedenen Schlachten des siebenjährigen Krieges Theil genommen hatte und auch jetzt seinen Spott über das schlechte Reiten der französischen Cavallerie kaum verbergen konnte, so hielt er doch den kühnen Zug des Herzogs für eine so zwecklose, dem Lande gefährliche Tollkühnheit, daß er es nach seinem eigenen Geständnisse nicht über sich gewinnen konnte, den Herzog an jenem Tage aufzusuchen.

Friedrich Wilhelm hielt die Dienste Rodenbergs in dankbarem Gedächtnisse. Als dieser ihn mit drei Deputirten der Stadt bald nach seiner Rückkehr in Braunschweig im December 1813 begrüßte, erwiderte er ihm gleich in treuherziger Weise: „Ich kenne Ihre guten Gesinnungen und treue Anhänglichkeit an meine Person, und sparen Sie die Complimente. Ich hoffe Sie bald in Wolfenbüttel zu sehen.“ Wie ein Lauffeuer hatte die Kunde von dem beabsichtigten Besuche des Landesherrn sich in Wolfenbüttel verbreitet und hatte überall freudige Aufregung verursacht. Die wohlhabende Jugend montirte sich, um im Reitergeschwader den Fürsten feierlich einzuholen, Transparente wurden vor den Häusern angebracht und hohe Ehrenpforten auf dem Wege bis Antoinettenruh aufgestellt. Aber der Besuch verzögerte sich von Tag zu Tage, der freudigen Ungeduld des Volkes bald viel zu lange. Man forschte nach Gründen; bald munkelte man, der Drost v. Rodenberg sei in Ungnade gefallen, das sei die Ursache der Verzögerung des Erscheinens des Herzogs. Jenem selbst war das inzwischen schon auf das Schmerzlichste zum Bewußtsein gekommen. Er war zwar ein paar Tage nach jener ersten Begrüßung des Herzogs zur Tafel gezogen, aber der Fürst hatte ihn vor dem Essen bei der Unterhaltung zwei Mal so offensichtlich übergangen und das dritte Mal unwilligen Blickes dicht vor ihm das

Gespräch so auffällig abgebrochen, daß er in die höchste Erregung gerieth, bei dem Hofmarschall v. Hohnhorst sich unwohl meldete und das Schloß verließ. Dasselbe wiederholte sich, als er wenige Tage darauf abermals zur Cour und Tafel geladen wurde. Als bald nachher die dritte Einladung an ihn erging, konnte er seinem Gefühle die Kraft nicht abgewinnen, ihr Folge zu leisten.

Inzwischen war die Bürgerschaft des ruhigen Abwartens müde geworden; heimlich ging ohne Rodenberg eine zweite Deputation an den Herzog, die aus dem Bandfabrikanten Schwartz, dem Färbermeister Tielecke und dem Fleischermeister Ludwig Borchers bestand und auch sogleich vorgelassen wurde. Der Herzog verhielt sich den Wünschen der Wolfenbüttler gegenüber anfänglich etwas ablehnend. Dem Ceremoniell der förmlichen Wiedereinnahme des Landes, meinte er, sei durch den feierlichen Einzug in Braunschweig Genüge geschehen und Alles damit abgethan. Als aber die Deputirten erwiderten, die Einwohner der Stadt hätten sich bereits förmlich montirt und beritten gemacht, Seine Durchlaucht einzuholen, eine Illumination sei vorbereitet, schön gezierte Ehrenpforten errichtet, da erklärte der Herzog, daß er dergleichen nicht erwartet hätte, daß er nun aber am nächsten Sonntage früh nach Wolfenbüttel kommen wollte. Dann wurde die Wahl eines Hauses, wo der Herzog an dem Tage schicklich absteigen könnte, noch erwogen. Auf dem Schlosse, sagte er, hausten die Franzosen, im Uebrigen kenne ich dort Niemand so genau, um bei ihm absteigen zu können. Die Deputirten nannten sogleich den Drost v. Rodenberg, der die würdigsten Räumlichkeiten dazu habe. Der Herzog entgegnete: „A propos, der Drost Rodenberg, wie hat er es denn gemacht in der Westfälischen Regierung?“ In wohlgemeintem Eifer brechen die Herren nun sogleich in hohe Lobsprüche auf ihn aus: „Der Drost hat Alles für die Stadt gethan, ohne ihn wären wir oft genug sehr unglücklich daran gewesen; es sind in Wolfenbüttel nie Auftritte wie in Braunschweig vorgefallen“. Als dann der Herzog einwirft: „Was hat er denn gethan? Worin besteht es? Ich will es wissen,“ fährt die Deputation in ihrem Lobe fort, ohne zu merken, wie sehr sie gerade durch diese Worte Oel in das Feuer des fürstlichen Argwohns goß: „O, er hat die französischen Officiere so höflich tractirt, hat ihnen Gastmähler, Concerte, Bälle gegeben; ist den Truppen, die hier einquartiert werden sollten, entgegen geritten und hat die Officiere dann jedesmal zu einem Dejeuner eingeladen und sie so durch Höflichkeit zu gewinnen gesucht, daß er Alles durch sie zu unseren Gunsten zu erreichen wußte“. Der Herzog erwiderte lächelnd: „Das hat er euch weiß gemacht, ich weiß es besser, was er damit beabsichtigt hat. Zu dem gehe ich nicht“. Man schlug ihm darauf das Haus des Landdrosten v. Schrader [1]), endlich die Wohnung des Oberforstmeisters v. Löhneysen [2]) vor. Letzterer sagte ihm zu; „Den kenne ich“, meinte er, „bei dem will ich absteigen und künftigen Sonntag früh kommen, damit Sie in keiner Weise Ihren Geschäften nachzugehen gehindert werden.“

Gegen Abend kehrten die Deputirten nach Wolfenbüttel zurück; offen und ehrlich erzählten sie die Vorgänge auch Rodenberg, der ihnen ihr Ungeschick und ihre Einfalt, ihre vermeintliche Lobrede mit den zweideutigsten Dingen anzufangen, derb vorhielt und ihnen zornig die Thüre wies.

Die Vorbereitungen zum Empfange des Herzogs nahmen nun einen rüstigen Fortgang; für Rodenberg war die Zeit eine Quelle neuer Verdrießlichkeiten und Kränkungen, die ihm aus allen Ständen widerfuhren und seine Lebenserfahrung und Menschenkenntniß in unangenehmster Weise bereicherten. Aber mochten Viele auch vor dem gefallenen Manne ihr Mißtrauen und ihre Schadenfreude übel verbergen, es lebte doch noch ein Mann in der Stadt, der Herz und Mund auf dem rechten Flecke hatte und, da er drei Jahre lang bei Rodenberg gewohnt und dessen uneigennütziges Wirken aus nächster Nähe kennen und schätzen gelernt hatte, einem offenbaren Unrechte nicht ruhig zuschauen wollte. Das war der würdige Abt Aug. Chr. Bartels. Sogleich am anderen Morgen machte er sich nach Braunschweig auf, er wandte sich zunächst an den Major Olfermann, der damals, als er die Stadt Wolfenbüttel für den Herzog feierlich in Besitz nahm, von der Anhänglichkeit der Bevölkerung an Rodenberg ebenso unzweideutige Beweise gehabt hatte wie von der Eifersucht und dem Widerwillen, die in Braunschweiger Kreisen gegen den Mann herrschten, der die Hoffnung, die Justizbehörden in ihre Stadt verlegt zu sehen, zweimal so gründlich zu Nichte gemacht hatte. Diese Abneigung ging so weit, daß der Präsident Wilmerding, der ehemalige Vertreter der Stadt Braunschweig in Kassel, Rodenberg den Zutritt zu einer Versammlung hatte verweigern wollen, die zum Empfange Olfermann's, des Bevollmächtigten Herzog Friedrich Wilhelm's, im Rönneckendorf'schen Hause zusammengetreten war. Es bedurfte des entschiedenen Auftretens Rodenberg's, sich hier Einlaß zu verschaffen. Diese Stimmungen waren Olfermann natürlich nicht fremd geblieben, und eine gerade Soldatennatur, wie er war, ließ er sich gern für Bartels' Pläne gewinnen. Freimüthig legten sie nun beide ihre Ansicht über Rodenberg dem Herzoge dar. Ein gutes Wort fand auch hier einen guten Ort: die offene Rede der beiden Männer bewirkte, daß der Herzog versprach, am künftigen Sonntage bei Rodenberg abzusteigen.

Am Sonntag, dem 9. Januar 1814, fand dann der feierliche Einzug des Herzogs in die Stadt Wolfenbüttel statt. Schon unterwegs begannen die Begrüßungen; auch die Bewohner von Klein Stöckheim wollten es sich nicht nehmen lassen, der Liebe zu ihrem Landesherrn Ausdruck zu geben. Es folgten dann in der Stadt Anreden, eine Festpredigt, Ueberreichung von Gedichten, des Abends ein Dankgottesdienst, Illumination u. s. w. Als der Herzog sich des Morgens auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, nahte ihm auf Veranlassung Rodenberg's eine Deputation der angesehensten Bürger der Stadt, die ihm in aller Form die Westfälische Schenkungsurkunde des Fürstlichen Schlosses überreichten und ihre

[1]) Später im Besitze der Samsonschule, jetzt in dem des Kupferschmiedemeisters Wilkens und im Umbau begriffen.

[2]) Jetzt im Besitze des Hoftischlermeisters Kunst auf der Harzstraße.

hohe Freude darüber ausdrückten, daß sie heute Seiner Durchlaucht dasjenige wohlbehalten zurückgeben könnten, was seit einigen Jahren in Gefahr völligen Unterganges gestanden hätte. Der Herzog war hocherfreut zu vernehmen, wie das Schloß gerettet worden sei, und es jetzt auf diese sinnige Weise zurück zu erhalten. Als er die Deputation entließ, bat er Rodenberg zu bleiben und fragte ihn, wie es denn mit seinem Hause werden sollte, ob er ihm das auch zurückzugeben gedächte. Rodenberg, erstaunt und ganz im Unklaren über den Sinn dieser Worte, erwiderte: Alles, was er besäße, stände zu höchstem Befehle; er glaube schon früher zu seiner Zeit Beweise gegeben zu haben, daß nichts in der Welt ihn abhalten könne, Sr. Durchlaucht Befehle und Wünsche, selbst mit Gefahr seines Lebens, in Erfüllung zu bringen; er bäte um eine nähere Erklärung der Meinung Seiner Durchlaucht. Da kam als erlösendes Wort die Frage des Herzogs, ob er denn dieses Haus als vormaliges herrschaftliches sogenanntes kleines Schloß nicht auch von dem Könige von Westfalen geschenkt erhalten hätte. Nun fiel es Rodenberg wie Schuppen von den Augen, und er erkannte, in welch tückischer Weise er vor dem Herzoge verläumdet, wie geschickt und niederträchtig die Unbekanntschaft des Fürsten mit den früheren Verhältnissen seines Landes ausgenutzt worden war. Es war ihm ein Leichtes, den Betrug aufzuklären; er berief sich auf Jedermanns Zeugniß in der Stadt dafür, daß er das Haus von dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand auf dessen eigenen Vorschlag schon im Jahre 1791 gekauft hätte. Der Herzog forderte keine weitere Beweise, treuherzig reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Es ist mir so gesagt worden. Wenn aber dies nicht wahr ist, so mag denn manches Andere auch nicht wahr sein. Seien Sie ruhig; es hat weiter nichts auf sich". Seitdem war und blieb das Vertrauen des Fürsten zu seinem treuen Beamten unerschüttert. Sogleich bei der Mittagstafel gab er ihm vor allen Leuten einen offenen Beweis seiner veränderten Gesinnung. Rodenberg wollte an einer von dem Herzoge entfernten Stelle sich setzen, aber dieser ließ ihn durch den Hofmarschall v. Hohnhorst herbei rufen und ganz in seiner Nähe neben dem Staatsminister Grafen Schulenburg Platz nehmen. Später hat der Fürst ihm auch in einer vertrauten Stunde die Namen seiner drei Hauptverläumder mitgetheilt; er hat sie uns absichtlich nicht überliefert, nur gelegentlich geäußert, daß es Männer von hoher Stellung gewesen, die diese niedrigen Mittel gebraucht hätten. Hat Rodenberg selbst edelmüthig die Rache verschmäht, so wollen wir um so eher uns darüber trösten, daß die Namen der dunklen Ehrenmänner der Vergessenheit anheimgefallen.

Aber es blieb nicht nur bei solchen äußerlichen Zeichen der fürstlichen Gunst. Der Herzog bewies jetzt auch durch die That, durch die wichtigen Aufträge, die er v. Rodenberg ertheilte, daß er zu seiner Treue und Tüchtigkeit das vollste Zutrauen besaß. Da ihm selbst vor Allem am Herzen lag, sofort ein schlagfertiges Heer auf die Beine zu bringen und womöglich an dem Kampfe gegen Napoleon noch thätigen Antheil zu nehmen, so widmete er selbst sich mit Feuereifer vorzüglich der Organisation des Feldcorps, das er, ganz abgesehen von den im Lande zurückbleibenden Truppen, auf die für das Herzogthum, besonders in damaliger Zeit, ganz außerordentliche Höhe von fast 7000 Mann brachte. Um aber inzwischen bei den Abmachungen nichts zu versäumen, die von den hohen Verbündeten in Paris, wo sie am 31. März eingezogen waren, getroffen würden, schickte er im April v. Rodenberg voraus, um seine Interessen dort zu vertreten. Dieser traf am 1. Mai in Paris ein und blieb dort bis zum 6. August. Als der Herzog gegen Ende des Mai nachkam, hatte Rodenberg Alles zu seiner vollen Zufriedenheit bereits vorbereitet. Es ist bekannt, daß das Herzogthum Braunschweig in den Verhandlungen des Wiener Congresses schließlich so gut wie völlig leer ausging, trotz den beispiellosen Opfern, die es gebracht, trotzdem daß Herzog Friedrich Wilhelm der einzige deutsche Fürst war, der sich niemals vor dem französischen Kaiser gebeugt, ihm fast unaufhörlich gewaffneten Widerstand geleistet hatte. In Paris, wo nur die französischen Angelegenheiten geordnet werden sollten — die deutschen blieben demnächst einer Zusammenkunft in Wien vorbehalten —, ließ sich Alles noch ganz günstig an. Versicherungen des Wohlwollens, schöne Versprechungen im Allgemeinen zu machen, war wohlfeil, und so ließen es die hohen Herren denn auch daran nicht fehlen. Rodenberg suchte zunächst den Kaiser von Oesterreich als Fürsprecher für den Herzog und für den Plan zu gewinnen, daß er doch für die gewaltigen Opfer und Anstrengungen des Jahres 1809, wo er eine Zeit lang an Oesterreichs Seite gefochten hatte, in etwas entschädigt würde. Der Kaiser erwiderte, daß er den braven Herzog von Braunschweig wie einen Bruder liebte und ihn je eher je lieber zu sehen wünschte. Und in der That war der Herzog demnächst über den Empfang, den er bei dem Kaiser gefunden, ebenso erfreut wie dankbar für das Geschick, mit dem v. Rodenberg verschiedene Fragen, den Besitz Lucklums bei Wiederherstellung des Deutschen Ordens u. a., eingeleitet hatte. Bei dem Grafen Münster brachte er die Abtretung eines Theiles des Stifts Hildesheim zur Sprache. Dieser zeigte großes Interesse für den Wunsch des Herzogs, daß von den Herzogl. Braunschweigischen Landen nichts abgegeben würde; er sei auch, fügte er hinzu, nicht dagegen, daß Abtretungen zu Gunsten des Herzogs gemacht würden, nur könne er — denn über schöne Worte ging hier die Theilnahme nicht hinaus — den Antrag dazu füglich nicht selbst stellen. Bei dem Könige von Preußen reclamirte v. Rodenberg die in Berlin aufbewahrten Familienpapiere des Herzogs; der König gab sogleich Auftrag, daß der Staatskanzler v. Hardenberg diese aus dem Königlichen Cabinete nehmen und durch einen sicheren Mann nach Braunschweig befördern lassen sollte. Die Oelser Angelegenheiten, die er ebenfalls vorbrachte, sollten demnächst in Berlin geordnet werden. Den besten Erfolg hatte v. Rodenberg jedenfalls bei der Rückforderung der dem Herzogl. Hause entwandten Kunstschätze.

Nach der Besetzung des Herzogthums durch die Franzosen im Jahre 1806 hatte nämlich Napoleon den Generalinspector der Pariser Museen Vivant Denon

auch hier umher reisen und die werthvollsten Kunstwerke in den Braunschweigischen Schlössern, der Bildergallerie in Salzdahlum, dem Museum in Braunschweig und der Bibliothek in Wolfenbüttel aussuchen und nach Paris fortführen lassen, wo auf diese Weise aus fast allen europäischen Ländern die schönsten Kunst- und Bücherschätze zusammen gebracht wurden.

Rodenberg dachte erst daran, die Braunschweigischen Kunstwerke durch Vermittlung des Königlich Preußischen Ministeriums zurückfordern zu lassen. Da aber in dem ersten Pariser Frieden keine Bestimmungen in dieser Sache getroffen waren, so kam er davon zurück und auf den Gedanken, jene Kostbarkeiten durch die Großmuth König Ludwig's XVIII. von Frankreich zurück zu erhalten. Er rechnete dabei auf die Dankbarkeit, die dieser dem Hause Braunschweig, vor Allem dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand schuldete, der ihm, dem Vertriebenen und Verfolgten, in den Jahren 1796—98 in Blankenburg eine sichere und ruhige Zufluchtsstätte gewährt hatte. Darin hat er sich nicht getäuscht. Der König besaß den besten Willen, jene Wohlthat zu vergelten und das fremde Gut herauszugeben. Aber abgesehen von der Arbeit, die es verursachte, aus den Museen, Schlössern und Kirchen, in die diese Schätze zerstreut waren, sie zusammenzusuchen, erwuchs eine neue Schwierigkeit, die für die Stellung des Königs höchst charakteristisch ist, in der Stimmung des Volkes gegen diese Rückgabe, auf die der König nicht umhin konnte, einige Rücksicht zu nehmen. Die Sachen waren zu einem großen Theile zu öffentlicher Schau ausgestellt; das Volk glaubte, sie mit dem Blute seiner Kinder erkauft und damit ein gutes Recht auf sie erworben zu haben, unbekümmert darum, daß das viele deutsche Blut, das vergossen, doch auch die Rückgabe rechtmäßigen Eigenthums wohl werth sei. Die Rücklieferungen mußten, damit das Volk sie nicht merkte, des Nachts geschehen; für die „Unterbedienten der Museen, welche die zurückerhaltenen Kunstgegenstände durch mehrere Tage in der Nacht nach seinem Logis gebracht haben", setzte Rodenberg später 320 Fr. in Rechnung, für die Unteraufseher 180 Fr. So vollzog sich das Geschäft denn auch sehr langsam. Es bedurfte stets neuer Anforderungen bei dem Könige, zumal dessen Hausminister Graf de Blacas und der Generalinspector der Museen Denon, so bereitwillig sie äußerlich auch thaten, die Sache in Wahrheit nur nach Kräften erschwerten. Vollständig mißlang der Versuch, die kostbaren Handschriften und Druckwerke der Wolfenbüttler Bibliothek zurück zu erlangen. Denon wollte nichts von ihnen wissen, obwohl er im December 1806 zum großen Aerger des alten Bibliothekars Langer selber in Wolfenbüttel gewesen war und mit der Plünderung der herrlichen Büchersammlung persönlich den Anfang gemacht hatte. Lebhaft bedauerte v. Rodenberg, keine Beweismittel in Händen zu haben, um den gewandten Allerweltsplünderer womöglich durch seine eigenen Unterschriften seiner Räuberei überführen zu können. Auch über die Gemälde war ein sicherer Nachweis meist nicht zu erbringen und Rodenberg daher genöthigt, mehrere Entdeckungsreisen auf die benachbarten Schlösser zu unternehmen, um sagen zu können, wo die Braunschweigischen Gemälde sich wirklich befänden. In Napoleons Eßsaale zu Trianon fand er die Danksagung Abrahams und Isaaks von Lieven, in dem Wohnzimmer des Herzogs von Artois zu St. Cloud die Eheverschreibung Jan Steens, in Fontainebleau eine Menge andere. Man versprach, ihm diese ehemaligen Zierden der Salzdahlumer Gallerie zurückzugeben, aber bis zu seiner Abreise kam dieses Versprechen nicht zur Ausführung. Eine große Menge der besten Bilder, dazu die Broncesammlung, die Zeichnungen und die Medaillen des Kunst- und Naturaliencabinets wurden wie die Bücher der Wolfenbüttler Bibliothek nicht zurückgeliefert. Dennoch war es ein bedeutender Erfolg, den v. Rodenberg erreichte, zumal wenn man erwägt, daß die Rücklieferung der Kunstwerke in dem Friedensvertrage nicht vorgesehen war und die anderen Staaten von den ihrigen in der That so gut wie nichts ausgeantwortet erhielten. Hat doch Preußen damals nur die Victoria vom Brandenburger Thore und den Degen Friedrichs des Großen zurück bekommen. Dagegen konnte v. Rodenberg am 26. Juli 1814 unter der Leitung des Sohnes des Postwagenmeisters Hingst aus Braunschweig dreizehn Kisten voll Kunstsachen auf der Seine nach Rouen abgehen lassen, die dann über Hamburg und Celle wohlbehalten in Braunschweig eintrafen. Die Kisten enthielten 80 meist kleinere Gemälde, größtentheils Niederländer und Deutsche, darunter schätzbare Stücke, wie van der Werffs Adam und Eva im Paradiese, ferner die Sammlungen der italienischen Majoliken und der französischen Emaillen, schließlich die meisten Kunstarbeiten in Elfenbein und Holz.

Am 24. Juli hatte v. Rodenberg die letzte Privataudienz bei dem König, der abermals erklärte, daß er gern Alles, was man verlangen könnte, herausgeben wollte, wenn es nur ohne Aufsehen vor dem Volke mit Vorsicht sich machen ließe. Da er selbst jetzt in Paris nicht länger bleiben konnte, so benutzte Rodenberg die Bekanntschaft mit dem russischen Gesandten Pozzo di Borgo, ihn für die fernere Wahrnehmung der Braunschw. Interessen in dieser Angelegenheit zu gewinnen. Der Gesandte war dem Herzoge persönlich bekannt und wünschte nur, daß dieser dem Kaiser von Rußland, seinem Schwager, Mittheilung davon machen möchte. Aber trotz dem warmen Eifer, von dem der russiche Gesandte für diese Sache erfüllt zu sein schien, wurde sie nicht weiter gefördert. Es bedurfte erst eines neuen Feldzuges, neuer Siege und Opfer der verbündeten Heere, ehe es gelang, die geraubten Kunst- und Bücherschätze, die jetzt aber von allen Staaten zurückverlangt wurden, für die rechtmäßigen Eigenthümer zurück zu erhalten. Im Jahre 1815 weilte von Braunschweig aus der Hofrath Emperius in Paris, dem es dann, wenn auch nicht ohne einige Einbußen, glückte, die alten Schätze des Museums und der Bibliothek in die Heimath zurück zu führen.

Am 17. August traf v. Rodenberg in Wolfenbüttel wieder ein. Der Herzog war mit der Ausführung seiner Botschaft auf das Höchste zufrieden, und es währte nicht ganz einen Monat, daß er ihn abermals zu diplomatischen Zwecken, dieses Mal nach Wien, entsandte. Um die Mitte des September brach auch der Herzog dahin auf;

er reiste über Karlsruhe, um seine Söhne, die kurz vorher aus England zurückgekommen waren, zu seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Amalie, zu bringen. In Wien trafen Rodenberg und der Herzog dann wieder zusammen. Es ist bekannt, wie wenig die Verhandlungen in Wien den Erwartungen, zu denen Friedrich Wilhelm glaubte berechtigt zu sein, entsprachen. Unwillig reiste er am 19. November von dort ab, wenige Tage darauf folgte v. Rodenberg ihm in die Heimath. Hier bot ihm der Herzog eine sehr ausgezeichnete Stellung an, aber er fühlte seine Kräfte bei der Fülle von Arbeit, die es jetzt zu bewältigen galt, einer solchen nicht mehr gewachsen und lehnte sie ab, obwohl der Herzog meinte, daß er die Sache zu schwer ansähe. So blieb er denn vorläufig in seinem alten Amte, doch wurde er nach wie vor mit verschiedenen anderen Arbeiten betraut, u. A. mit der Untersuchung der Bramerelschen Papier-Tapetenfabrik, die ihm viel Mühe und Unannehmlichkeiten mancher Art zuzog. Zu Ende des Jahres erhöhte ihm der Herzog seinen Gehalt, wie er schrieb, „in Betracht Ihrer mannigfaltigen und vieljährigen Mir und Meinem Hause geleisteten treuen Dienste“.

Am 16. Juni 1815 starb Herzog Friedrich Wilhelm bei Quatrebras den Heldentod. Das war für das ganze Land Braunschweig ein schwerer Verlust, ganz besonders auch für den Drosten v. Rodenberg. Zu dem leitenden Minister der vormundschaftlichen Zeit, die nun folgte, dem Geheimrathe v. Schmidt-Phiseldeck, stand Rodenberg offenbar in einem recht schlechten Verhältnisse. Wir sind nur einseitig davon unterrichtet und können daher nicht controliren, ob die Klagen Rodenberg's überall ganz begründet waren, ob nicht eine zu große Empfindlichkeit ihn dem Verhalten des Ministeriums gegenüber beseelte. Schon durch die Adresse der Einladung zu dem Leichenbegängniß Herzog Friedrich Wilhelm's, die an den „Polizeidirector“ gerichtet war, fühlte er sich gekränkt. Dieser Titel, den er seit 30 Jahren nicht erhalten hatte, — Friedrich Wilhelm hatte ihm stets den eines Landdrosten gegeben — schien ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, andeuten zu sollen, daß er jetzt in dem Bereiche seines Amtes sich zu halten hätte, daß die Zeit ehrenvoller, besonderer Aufträge für ihn vorüber wäre. Die Polizeigeschäfte, die nie ganz nach seinem Geschmack gewesen waren, wurden ihm jetzt mit der Zeit immer noch lästiger und bei völligem Mangel geeigneter Hülfskräfte auch immer beschwerlicher. Die beste Polizei, sagte er, gleiche in den Augen des Volkes immer nur einem wehrhaften unerschütterlichen Ecksteine, der das Haus, vor dem er steht, treulich schützt, mit dem sie aber auch jede Verunglimpfung theilen muß, ohne daß es Jemandem einfallen sollte, es zu verhindern. Er sehnte sich nach einer anderen Stellung. Als er dann v. Schmidt-Phiseldeck die Drangsale seines Amtes vorstellte und den Wunsch nach einer anderen Beschäftigung äußerte, erhielt er die spitze, von alter Eifersucht wohl nicht freie Antwort: „Wer weiß, welche Stelle der Herzog für Sie noch erfunden und creirt haben würde!!!“ Die Worte verwundeten ihn tief und mit dem Ausdrucke seines tiefsten Schmerzes verließ er das Zimmer. Er hat sich später, unterm 27. April 1817, an den Hofrath und Kammerherrn v. Bülow, Geheimsecretär im Ministerium, gewandt, um eine Aenderung seiner Lage zu bewirken. Sie wurde ihm nicht zu Theil. Im folgenden Jahre kam er um seine Pensionirung ein, die er erhielt. An seiner Stelle wurde unter Umgestaltung des von ihm versehenen Amtes und seines sonstigen Geschäftskreises der Polizeicommissär Scholz angestellt. Einsam und zurückgezogen verlebte v. Rodenberg den Rest seiner Tage, bis ein Schlagfluß am 12. Juli 1822 seinem Leben ein Ende machte. Seine Gattin war schon am 7. Juni 1807 verstorben; ein Halbbruder Joh. Aug. Christian Räber, der sein Intestaterbe wurde, lebte ebenfalls, wie es scheint, kinderlos fern im Lauenburgischen als Gutsinspector zu Neuhaus. Die Zurücksetzung, die v. Rodenberg nach dem Tode seines innigst verehrten Herzogs erfuhr, hat er wohl niemals verwunden, aber er konnte wenigstens das Bewußtsein mit ins Grab nehmen, daß er in politisch bewegter Zeit, wo Viele schwankten, nach besten Kräften gestrebt hat, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen und seinem angestammten Fürstenhause die Treue zu halten.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

Die Quellen des Stadtarchivs, welche über den bürgerlichen Hausbesitz Auskunft geben können, sind für die Altstadt sehr reichlich, für die anderen Weichbilde leider nur unvollständig. Dennoch ist der Wunsch über die Entstehung der kunstgeschichtlich bedeutenderen Bürgerhäuser Auskunft zu erhalten, für alle Theile der Stadt gleich groß. Das Wenige, was über die anderen Weichbilder sich bisher feststellen ließ, möchte ich daher voranstellen, und mit **dem Hagen** beginnen.

Das Bierbaum'sche Haus. Als die Aufrührer 1374 den Bürgermeister Tile vom Damme gefangen genommen hatten, schleppten sie ihn in Eckermanns Haus, am Graben nach der Katharinen Pfarre zu gelegen. Dies ist die erste Erwähnung des Bierbaumschen Hauses. Demnächst hat es wahrscheinlich die Familie von Peine bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts besessen und in die jetzige Gestalt umgebaut. Um 1600 finden wir hier den alten Junker Jürgen v. d. Schulenburg, welcher sich nach einem bewegten Soldatenleben in der Stadt zur Ruhe gesetzt hatte, dann siebenzigjährig im Jahre 1605 sich nochmals in den Sattel schwang, um der Stadt, deren Gastrecht er genoß, freiwillig den erfolgreichsten Beistand zu leisten. Er ist 1619 gestorben und in der Katharinenkirche, wo ihm ein herrliches Epitaph errichtet wurde, begraben. 1657 war Autor von Rethen, dessen Vorfahren schon im 14. Jahrhundert im Hagen wohnten, Besitzer des Hauses. 1686 kaufte es Jürgen Roerhand, der Großvater von Heinrich Bierbaum's Frau. Die Wappen der vier letztgenannten sind am Erker des Hauses angebracht.

Die Apotheke am Hagenmarkte scheinen wir ebenfalls der Familie von Peine zu verdanken, denn

„dat orthus thor luchtern hand, wan men in de Wendenstrate geith“, welches Hennig v. Peine 1516 besaß, kann kaum ein anderes gewesen sein. Den Umbau des Steinhauses zu seiner jetzigen Gestalt wird der Bürgermeister Augustin v. Peine, Hennigs Sohn, um 1575, den Holzbau des Obergeschosses vielleicht erst dessen Sohn Arnd, welcher 1628 starb, ausgeführt haben. Dieser ist der Vorfahr der noch jetzt hier lebenden v. Peine. Zur Zeit, als die Stadt ihre Selbständigkeit verloren hatte, besaß das Haus der Dr Lilie. Von dessen Erben kaufte es 1677 der Fürstliche Hofapotheker Andreas Zacharias Hoppe, welcher 1698 starb. 1750 erwarb die Fürstliche Kammer das Haus, verkaufte es aber 1775 wieder an den Apotheker Krone.

Nächst den Peine's waren es die Kalm und Schrader, welche im Hagen einen bemerkenswerthen Grundbesitz hatten. Diesen beiden mehrfach verschwägerten Familien gehörten am Hagenmarkte die drei Häuser neben der Apotheke, auf dem Bohlwege die beiden Häuser des Staats-Ministeriums und das Grotriansche Haus, auf der Wilhelmstraße der Wilhelmsgarten und die Bürgerschule. Letztere beiden verdienen eine nähere Betrachtung.

Ueber den Wilhelmsgarten ist kürzlich die unrichtige Nachricht verbreitet worden, hier sei eine uralte Niederlassung des deutschen Ordens gewesen. Die Wahrheit ist, daß hier zu Herzog Rudolf August's Zeiten neun Jahre lang die Comturei war. Dies kam so. Herzog Albrecht, der Sohn Otto's des Kindes, hatte 1297 dem deutschen Orden auf dem Gebiete des jetzigen Schloßplatzes einen Hof zu Lehn gegeben. Dieses Gebiet wollte Herzog Rudolf August wieder zur Verfügung haben, kaufte daher 1678, um den Orden damit zu entschädigen, das Eckhaus am Graben, welches seit 1525 ein Schrader'sches gewesen war. Schon 1687 tauschte er es gegen das jetzt Brendecke'sche Haus am Eiermarkte um.

Das inzwischen baufällig gewordene alte Schrader'sche Steinhaus erfuhr um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Umbau wahrscheinlich in ganz ähnlicher Weise, wie wir es ganz vor Kurzem an derselben Stelle sich wiederholen sahen. Bauherrin war die Wittwe des Oberamtmanns Johann Just Voigt, Bruders der Drostin v. Rhetz, deren Söhne später ihren Vetter Voigts zum Erben ihres Vermögens und Namens eingesetzt haben. Von 1772 bis 1782 besaß das Haus die schöne Frau Marie Antoinette v. Branconi, geborene v. Elsner. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand hatte sie als 16jährige Wittwe 1767 aus Italien nach Braunschweig gebracht. Als vorgeblicher Käufer erschien der Makler Hausmann, erklärte aber nachträglich, er habe das Haus nicht für sich, sondern für eine ausländische, unter Serenissimi gnädigem Schutze stehende Familie erworben. 1782 wird die Branconi dauernd nach Langenstein gezogen sein, wo sie Goethe 1783 und 1784 besucht hat. Sie verkaufte ihr Haus an den damals in Braunschweigischen Diensten stehenden, späteren preußischen Staatskanzler v. Hardenberg, dem der preußische Staat neben dem Freiherrn v. Stein seine große Verwaltungs-Reform verdankt. Dieser behielt es bis 1793. Dann kam es der Reihe nach an die Familien v. Thielau, v. Lüttichau, v. Münchhausen und du Roi.

Die Bürgerschule ist bald nach Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 1619 als Wohnhaus des Bürgermeisters Werner Kalm von diesem und seiner Frau Emerentia Schrader erbaut. Das Grundstück ist wahrscheinlich alter Schrader'scher Besitz. Emerentia war die Tochter des Dr Autor Schrader. Dessen Bruder Dr Ludolf Schrader hat für die Nachkommen zweier Brüder und zweier Schwestern das Schrader'sche Familienstipendium 1589 gestiftet. Die Schrader gehörten ursprünglich nicht zu den vornehmen Familien. Durch Wollhandel sehr reich geworden, erscheinen sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst im Rathe. Das Kalm'sche Haus kam 1699 durch Heirath an die Damm'sche Familie und ist von dieser 1828 an die Stadt verkauft. Das an dem Hause befindliche Kalm'sche Wappen, ein Löwe in wechselnden Tincturen von Gold und Schwarz, ist damals, wie ich vermuthe, durch rothen und weißen Anstrich in das Stadtwappen verwandelt worden.

Im Hagen sind außer den Peine's, Kalm's und Schrader's noch die Elers, Wittekop, Hornburg und Schwalenberg als Besitzer bedeutender Häuser zu nennen.

Die Elers besaßen das Haus Fallersleberstraße 41, das noch heute ihr Wappen zeigt, und das Grundstück in der Ecke des Hagenmarktes, wo jetzt die Markthalle entsteht und wo im vorigen Jahrhundert nacheinander die Geheimräthe Otto Grote und Hans Christoph von Schleinitz, dann der Oberjägermeister Caspar Heinrich v. Sierstorpff als Besitzer eines vornehmen Hauses auftreten. Die Wittekop besaßen das Haus neben dem Elers'schen auf der Fallersleberstraße, das jetzt verschwundene Haus des Katharineums am Hagenmarkte und das „Schwarze Roß“ auf der Schöppenstedterstraße. Die Hornburgs besaßen das Haus Steinweg 11, wo jetzt das Schaufenster mit Corsetts ist, die Schwalenberg das Grundstück, welches von der Wendenstraße her den Zugang zur Markthalle bildet.

Erwähnenswerth ist ferner das Franquet'sche Haus auf dem Steinwege, welches 1743 von den Achterman'schen Erben in Besitz des Herzogs überging und eine Zeit lang Commandantenwohnung war, und das Haus der Landes-Oeconomie-Commission, welches der Wittwe des Kanzlers Schrader und seit 1792 Joh. Joachim Eschenburg gehört hat.

Die Perle der **Neustadt** ist das Haus Reichenstraße 3. Es ist mitten im 30jährigen Kriege 1630 vom Bürgermeister Georg Achtermann und seiner Frau, Lucia v. Strombeck, erbaut. Beider Wappen sind daran angebracht. Die Achtermanns sind eine erst im 16. Jahrhundert nach Braunschweig gekommene Goslarsche Familie. Im Mittelalter wohnte hier die angesehene Rathsfamilie der Lutherdes v. Berberge.

Auch das jetzt Fäsebeck'sche Eckhaus enthält das Achtermann'sche Wappen, ist aber nicht von dieser Familie erbaut, sondern als ein früher Schrader'sches Haus erst angekauft.

Das Haus neben dem Fäsebeck'schen in der Küchenstraße war bis 1740 ein Kalm'sches, das Brauwers'sche Haus daselbst mit der Pilsener Bierstube ein Twedorp'sches. Es ist 1478 erbaut, wahrscheinlich von Lubberd von Twedorp. Am Brandgiebel enthält es das Twe-

dorp'sche Wappen, drei halbe rothe Rosen im silbernen Felde.

In der Reichenstraße sind noch zwei Steinhäuser bemerkenswerth, das eine, der Kröppelstraße gegenüber, 1560 von Hermann Schorkopf, das danebenliegende (jetzt Hoppenworth'sche) 1589 von Antor Bruggen erbaut. Das gothische Holzhaus gegenüber rührt, wie ich vermuthe, von Hinrick von Hamelen her. Endlich liegt auf der Reichenstraße ein wenig beachtetes Haus mit Erker dem Achtermann'schen gegenüber, worin sich früher die Schule des Dr Lütge befand. Hier war 200 Jahre der Sitz der Familie von Broitzem, welche sich um den Bau der Andreaskirche verdient gemacht hat und deshalb durch Anbringung ihres Wappens an der Nordseite dieser Kirche ausgezeichnet wurde. Das Eckhaus der Hagenbrücke war (1434) ebenfalls ein Broitzem'sches, das in der Reichenstraße daneben liegende alte Holzhaus ein Elers'sches. Außer der Reichenstraße war in der Neustadt die Marktstraße eine bevorzugte Gegend d. i. der Straßenzug von der Küchenstraße zur Andreaskirche, welcher heute theils alte Waage, theils Wollmarkt genannt wird. Hier sind die beiden Eckhäuser der Weberstraße bemerkenswerth, das südliche gehörte 1527 dem Erbauer des Andreas Thurmes Barwart Tafelmaker, das nördliche 1487 Hinrick Twedorp. Die Twedorp besaßen auch das große, jetzt Sievers'sche Grundstück an der alten Waage. Endlich ist von den Häusern der Neustadt das herrliche Holzhaus Langestraße № 9 hervorzuheben, welches 1536 erbaut und unter dem Namen „Nagel'sches Haus“ bekannt ist. 1667 besaß es der Bürgermeister Duvel. Wer es erbaut hat, vermag ich nicht anzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Braunschweigische Chronik für d. J. 1896.

(Die Angaben ohne nähere Ortsbezeichnung beziehen sich auf die Stadt Braunschweig).

December.

2. 71. Generalversammlung des Braunschw.-Hannoverschen Zweigvereins für Rübenzucker-Fabrikation in Hannover.
4. Prinz-Regent reist nach Springe zur kaiserlichen Hofjagd.
6. Rückkehr des Regenten.
9. Eduard Peßler, Superintendent emer. † in Badenhausen.
12. Dem Prinz-Regenten überreicht der englische Botschafter Sir Lascelles seine Accreditive.
12. General-Versammlung des Conservativen Vereins.
13. Eröffnung d. Gewerbe-Ausstellung in Wolfenbüttel.
17. Eröffnung der VII. ordentlichen Landes-Synode.
17. Brand der Schule und des Betsaales in Altenbraak.
18. Die Synode wird bis zum 29. April vertagt.
20. Einweihung der restaurirten Kapelle in Rittierode.
25. Einweihung der restaurirten Kirche in Langelsheim.
27. Fritz Broistedt, Superintendent in Blankenburg †.

---

17. Juni. Superintendent Herm. Apfel in Lichtenberg †.

Bücherschau.

K. von Girsewald, Sechs Monate in Nicaragua. Braunschweig Rauert und Rocco Nachf. (D. Janssen). 1896. 99 S. 8°. 2 ℳ.

Das Interesse der deutschen Leser, die sich mit Schilderungen von Forscher- und Entdeckerfahrten zu unterhalten lieben, hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten vorzugsweise dem dunklen Erdtheile zugewandt; und das mit Recht. Darüber werden dann freilich andere Punkte des Erdballes, wo deutsches Kapital oder deutsche Thatkraft schon längst, entweder in der Stille und unbeachtet wirkt, oder wo muthiger Unternehmungsgeist sich mit Aussicht auf reiche Belohnung bethätigen könnte, von dem großen Publikum fast völlig vernachlässigt. Selten nur, daß von da oder dorther eine Stimme erschallt, die über Verabsäumung überseeischer Interessen Deutschlands klagt. Das Verständniß für diese Verhältnisse ist bei uns in einem erstaunlich geringen Grade entwickelt. Darum ist jede Schrift freudigst zu begrüßen, die in dieser oder jener Weise uns das Streben deutscher Landsleute in anderen Welttheilen vor Augen führt, so auch die vorliegende K. v. Girsewald's. Der Verfasser weiß außerordentlich anziehend zu schildern; der Hauptreiz seiner Darstellung beruht wohl darin, daß er alle diese fremdartigen Landschaften, Verhältnisse und Menschen mit echt deutschen Augen gesehen und in ein Gemüth aufgenommen hat, das im tiefsten Grunde die Sehnsucht nach der alten Heimath nicht los werden kann. Dabei ist diese Stimmung durchaus nicht aufdringlich, sie klingt nur an, etwa wenn der Verfasser am Cabo de Gracias a Dios auf einmal einer Helmstedterin begegnet, wenn er mitten im Urwalde Nicaraguas einen Flußlauf die „Steinerne Renne“ tauft oder wenn er nach wochenlangem Aufenthalt unter dem dichten, sonnenlosen Blätterdache, den er dem Maikäferleben in der Laubschachtel eines Knaben vergleicht, auf einer Bergeshöhe endlich einmal wieder Umschau halten darf und seine Brust sich wieder weitet, kurz, wir haben es durchaus nicht mit einer sentimentalen Weichlichkeit zu thun, die alle Augenblicke Anwandlungen der Wehmuth bekäme, der Verfasser ist eher bemüht, hinter einer humoristischen Weise seine persönlichen Gefühle, wenn sie nicht gerade körperlichem Unbehagen und Fieberzuständen gelten, zu verbergen. Ja er geht in der Unpersönlichkeit, leider, möchte ich sagen, so weit, daß er uns die Charakteristik seiner Reisegenossen, ein doch so wesentliches Moment bei einer Entdeckungsfahrt, vorenthält. Diese Herren werden nur mit ihren Anfangsbuchstaben eingeführt und beibehalten, so daß sie uns weiter nicht interessiren. Der Zweck des Unternehmens, der die Zeit von Ende December 1891 bis Anfang Juli 1892 in Anspruch nahm, war das Aufsuchen von Gold in Nicaragua und zwar in der Mosquito-Reservation. Es soll gleich gesagt sein, daß die Fahrt ohne Ergebniß geblieben ist. Aber allein die Schilderung, die uns Girsewald davon giebt, ist ein Reiseertrag, der mit dem sonstigen Mißerfolg versöhnen muß.

Zunächst findet der Ethnograph seine Rechnung bei der Schilderung der Mosquitos und des Stammes der

Summ. Aber auch wer ohne Erwartung wissenschaftlicher Ausbeute diese liebenswürdigen Darstellungen liest, wird von dem Treiben auf den Flüssen, diesen Fahrten auf Bateaus und Pitpans zwischen den schweigenden Uferwäldern, dem Leben in den Sumudörfern, im Zelt und Lager, diesen Durchquerungen des Urwaldes, der immer erneuten Versuchen, durch fleißiges Waschen in der Goldpfanne den Ablagerungen Goldspuren abzugewinnen, aufs Lebhafteste angesprochen werden. Manches kleinere und größere Mißgeschick trifft die ausdauernden Goldsucher, bis schließlich die Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit weiterer Bemühungen zur Rückkehr zwingt. Das Interesse erlahmt auch jetzt nicht. Vielleicht ist die Rückfahrt in mancher Hinsicht noch glücklicher als das eigentliche Leben im Lager geschildert, namentlich verdient die Reise auf den „Allacleta“ und der Aufenthalt in Bluefields, dem Sitze der Regierung der Mosquito-Reservation, besondere Hervorhebung. Wir begleiten schließlich den Verfasser bis New-Orleans zurück und trennen uns von ihm mit dem Bedauern, daß er uns nicht weiter in die „states“ führen will. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, einmal eine Schilderung aus dem Leben in der Union zu veröffentlichen. K. M.

Ludwig Mohr, Rot-Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen. 3. revidirte Auflage. Kassel, Carl Vietor 1896. 378 S. 8⁰. 3 ℳ 50.

Das Buch, das zuerst im Jahre 1869 erschien, wird uns jetzt in dritter Auflage vorgelegt, ein deutliches und erfreuliches Zeichen dafür, daß in ihm der richtige Ton für weitere Kreise glücklich getroffen ist, und daß der Stoff, den es behandelt, eine große Anziehungskraft noch immer ausübt. Damit ist die Hauptbedeutung des Werkes gekennzeichnet. Es ist nicht so sehr sein dichterischer Werth, wie die volksthümliche, gewandte und liebevolle Gestaltung eines vaterländischen Stoffes, die jenen Erfolg bewirkt hat. — Den Mittelpunkt der Handlung bildet in dem Romane der verunglückte Aufstand des Freiherrn v. Dörnberg gegen die Westfälische Fremdherrschaft. Wir werden somit in die Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres deutschen Vaterlandes geführt, aber wir sehen, wenn auch der erste hier geschilderte Versuch, Wandel zu schaffen, noch fehlschlägt, dennoch die neue Zeit sich vorbereiten und lernen vor Allem in dem treuen Hessenvolke, dem der Verfasser offenbar mit ganzem Herzen angehört, den trefflichen, unverwüstlichen Kern deutschen Wesens kennen und schätzen. Wird so das Buch naturgemäß den größten Anklang im Hessenlande finden, so fehlt es ihm doch keineswegs an Momenten, die auch bei uns hier zu Lande besonderes Interesse zu erregen geeignet sind. Nicht nur weil unser Herzogthum in gleicher Weise wie Hessen einen Theil des Königreichs Westfalen bildete, sondern auch weil die Gestalt unseres Herzogs Friedrich Wilhelm, und in einem weit helleren Lichte als die des Kurfürsten Wilhelm, im Hintergrunde vor uns auftaucht. Eine Anzahl der Officiere und Beamten, die sich nach dem Mißlingen jenes Aufstandes glücklich in Sicherheit brachten, trat in Braunschweigische Dienste; eines der Schlußcapitel (S. 332 ff. „Die Kriegskameraden“) spielt daher ganz auf dem Zuge des Herzogs im Sachsenlande. Außer den beiden Dörnberg selbst genüge es, Namen wie v. Girsewald (hier eigenthümlicher Weise stets Giersewald geschrieben), der eine der hervorragenderen Rollen in der Erzählung spielt, v. Eschwege, Berner, Schwarzenberg, Heusinger (nicht v. Heusinger) u. s. w. zu nennen. Ein Lieutenant Schmalhaus wird zu Unrecht dem Corps des Herzogs zugezählt. Jene anderen aber sind Namen, die wohl den meisten Braunschweigern auch noch heute wohl bekannt sein werden.

Für eine vierte Auflage, die wir dem Buche wünschen, möchten wir an manchen Stellen eine stilistische Ueberarbeitung empfehlen; vor Allem möchten wir Wendungen wie „an seinem vorhinnigen Platze“ (S. 90 und öfter), „die deshalbige Sendung“ (S. 168) und Aehnliches entfernt wissen. Auch sonst sind uns noch einige Kleinigkeiten aufgefallen, die dem Werthe des Ganzen natürlich keinen Eintrag thun, aber bei einer neuen Auflage leicht verbessert werden könnten. Herzog Friedrich Wilhelm wird in gleicher Zeit einmal (S. 38) als „der alte“, das andere Mal (S. 82) als „der junge Oels“ bezeichnet; er landet S. 350 fälschlich in Portugal. Die Uniform seines Corps war nicht mit blauen, sondern mit schwarzen Schnüren geziert, hatte auch nicht blaue Achselstücke, sondern blaue Kragen. Von einer Kartätsche scheint der Verfasser, nach S. 278 und 363 zu urtheilen, eine etwas unklare Vorstellung zu haben.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. November. Sander, Lehrlingsheim; Papiergeld; Zwangsorganisation des Handwerks. — December. Aus d. Einkommensteuergesetz f. d. Herzogth. Br.; Gesetz, betr. d. Besichtigung der Droguen-Handlungen; Thätigkeit d. Ausschusses z. Bekämpfung unlautern Geschäftsgebahrens.

Evang. Gemeindeblatt. Nr. 39. Armenien. — 40.—41. Hillmann, Wirksamkeit des Presbyteriums u. das Gemeindeleben zu Wesel. — 42. Vom Protestantenverein; O. Eggeling, Wer hat Zeit? (Koetsvelds Skizzen a. d. Pfarrhause in Mastland. — 43 45—47. Zolas Rom. — 44. III. Jahresversammlung des freien kirchl. Wahlvereins; Eisenacher Versammlung d. Freunde d. christl Welt. — 48. Zentralvorstand d. allgem. evang.-protest. Missionsvereins an d. Zweigvereinsvorstände. — 49. National-Social. — 50—51. Meyer, Evangelische Geistliche in Rom. — 52. VII. ordentliche Landessynode.

Evang.-luther. Wochenblätter. Nr. 46—49. Gestaltung des Kirchenvorstandsgesetzes; Schall, die fünf Bücher Moses u. d. moderne Kritik derselben. — 47. Das evang. Gemeindeblatt; zu den Wahlen. — 48. Lehrerconferenz der Inspection Greene. — 50. Heranziehung der Confirmirten zu d Christenlehren. — 50—51. Drude, zur Wesenscharakteristik des Pietismus. — 51—52. Der nationale Socialismus. — 52. Aufgabe der lutherischen Kirche.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 12. Das Wrack des Iltis; Brandenb.-preuß. Artillerie; L. E., Verwandlung (Gedicht). — 13. L. Engelbrecht, Zum Neuen Jahre (Gedicht); Verkehr auf dem Kyffhäuser im Jahre 1896; Mauerhoff, Es ist vollbracht.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 1. Zum neuen Jahre: Bebenroth, welche Stoffe sind nach den Forderungen der Gegenwart dem Lehrplan der Volksschule hinzuzufügen oder daraus zu entfernen? — Extra-Beilage: Entwurf des Kirchengesetzes, die Besorgung der sogen. niedern Kirchendienste betr.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 3. 31. Januar **1897.**

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Fortsetzung.)

Wenn wir die **Altewik** betreten, können wir nicht über den Markt gehen, ohne an Lessings Sterbehaus zu denken. Johann Hermann Angott, ein aus Hamburg 1751 nach Braunschweig eingewanderter Weinhändler war es, der als Besitzer des früheren Aegidienkellers hier seinem Freunde Lessing das Absteigequartier einräumte. In unmittelbarer Nähe von Lessings Grabe auf dem Magnifriedhofe ist ihm und seiner Familie eine Reihe von Grabsteinen errichtet, nun schon von dichtem Gebüsche überwuchert.

Das bemerkenswertheste Haus der Altewik ist das Dannenbaum'sche. Dieses ist 1516 von Hinrick Dammann erbaut. Die Dammann, eine, wie ich vermuthe, noch fortlebende Familie, wenn auch nicht mehr hier ansässig, besaßen im 16. Jahrhundert das Haus neben der alten Polizei auf der Gördelingerstraße (jetzt Ulrich und Faillard) und im 17ten das Haus von Günther und Gelpke auf der Sonnenstraße. Ihr Wappen, ein grünes Kleeblatt im silbernen Felde, ist am Ende des gothischen Schnitzwerkes des Schwellbalkens sichtbar. Die Dammann besaßen das Haus nur bis 1550. Es war dann fast hundert Jahre im Besitze der Familie v. Broistidde. 1634 kam das Haus an Hans Rittmeyer, 1663 an Christoph Harke, 1698 an Joachim Friedrich Gittner und 1805 an die Gebrüder Georg Friedrich und Karl Ludwig Dannenbaum.

Dem Dannenbaum'schen Hause gegenüber liegt das Amtsgericht. Den mittleren Theil dieses Hauses hat 1720 nach dem Plane des Landbaumeister Korf der Amtsrath und spätere Drost Christoph Daniel Köhler, Pächter des Amts zu Schöningen und Besitzer des Schriftsassenguts daselbst, an Stelle von zwei Häusern erbauen lassen. Köhler, welcher später das Wort „von" vor seinen Namen setzte, war der Schwiegervater des unter Herzog Karl I allmächtigen Ministers Heinrich Bernhard Schrader, seit 1751 Erbherrn auf Schliestedt. Dieser erbte das Haus und erweiterte es durch Zukauf nach dem Aegidienmarkte zu. Bald nach dem Tode des Ministers verkauften es die Erben an den Geheimerath von Münchhausen, welcher 1784 eine nochmalige Erweiterung des Gebäudes durch Ankauf zweier Häuser nach dem Aegidienmarkte hin vornahm. 1819 kaufte es Joh. Christian Justus Rimpau. Die Erweiterung nach der Ecke der Kuhstraße ist neueren Datums.

Gegenüber dem Amtsgericht in der Kuhstraße neben dem alten gothischen Bäckerhause mit drastischen Ornamenten an der Ecke der Jedontenstraße liegt ein neuvermaltes Renaissance-Holzhaus. Nach der Inschrift haben dasselbe Georgius Hille und Katharine Strusen 1641 erbaut, also auch wieder während des Krieges. Zum Schluß möchte ich in der alten Wiek noch Dannes Hotel hervorheben. Dieses Haus hat keine alte Geschichte, denn es ist auf dem Gebiete errichtet, wo sich die Stadtmauer und der Mauergraben der Altenwik befunden hat. 1772 kaufte dies Gebiet die Fürstliche Kriegskasse und der Herzog schenkte es dem General Riedesel. Dessen Sohn verkaufte das auf diesem Gebiete entstandene stattliche Haus 1803 an den Landdrost v. Marenholtz und 1843 kaufte es Frau von Minnigerode.

Im **Sacke** ist natürlich das Demmer'sche Haus in erster Linie zu nennen. Den Namen des Erbauers dieses Hauses feststellen zu können, gereicht mir zu besonderer Freude. Es war ein Mann, dem seine Vaterstadt auch in anderer Art zu Danke verpflichtet ist, der Begründer einer milden Stiftung: Friedrich Huneborstel.

Um 1400 wohnte auf dem Radeklinte ein Hermann Huneborstel und mit ihm sein Vetter Brand Huneborstel, ein Rademacher, wahrscheinlich beide eingewandert aus einem der zwölf Dörfer des Namens Borstel, das etwa zur Unterscheidung Huneborstel genannt sein mag. Wohl ein Nachkomme Hermanns, erscheint Friedrich Huneborstel, mitunter auch nur Frederik Borstel genannt, zuerst 1503 als Bewohner des Meinhardshofes. 1524 erwarb er das Grundstück im Sacke gegenüber dem Rathhause und erbaute hier 1536 nach dem Vorbilde des Brusttuches zu Goslar das schönste Holzhaus unserer Vaterstadt. Er war durchaus self made man. Ausdrücklich sagt er in seinem 1550 errichteten Testamente, er habe, was er besitze, nicht ererbt,

sondern selbst erworben. 1544 bewirkte er aus eigenen Mitteln den vollständigen Umbau des neuen Convents, einer sehr alten Stiftung, da der hinter den Brüdern in der Nähe der Eule liegende Convent schon 1321 im Gegensatze zu ihm „der alte“ hieß. Der neue Convent lag ebenfalls hinter den Brüdern; aber im Weichbilde des Sacks neben dem Messerschmiedehause. Seit Ende des 16. Jahrhunderts nannte man ihn Hunneborstel-Convent. Jetzt ist er im combinirten Convente am Eiermarkte untergebracht.

Das Hunneborstel'sche Haus zeigt an jedem Ende des herrlich geschnitzten Schwellbalkens ein Wappen, links eine durchstochene Rose, rechts ein mit der Spitze nach unten gerichtetes Dreieck. Das linke wird das Hunneborstel'sche, das rechte das seiner Frau Anna Groven sein. Friedrich Hunneborstel starb 1552 kinderlos. Seine Wittwe behielt das Haus bis 1575. Dann kam es an ihren Schwestersohn, Hennig Ulenhop, dessen Familie es fast 100 Jahre behielt, 1658 an Kaspar Meyenburg, 1672 an Klaus Staetmann, dessen Wittwe erst Kilian Höpfner, dann Fricke Mahner heirathete. 1733 kam es an Harborth, 1755 an Markworth, 1799 an Riesel und 1822 an Demmer.

Der Sack war bekanntlich ursprünglich landesherrlicher Besitz, und, wo derselbe an das Gebiet der altstädtischen Burgensen grenzte, gegenüber dem Francis-kaner-Kloster, lagen Lehnshöfe der Herzöge, welche von Alters her denen von Bortfeld zu Lehn gegeben waren. Ein Theil dieser Lehnshöfe, auf dem die städtische Realschule liegt, kam 1685 beim Aussterben der Bortfeld an die von Oberg, welche das Lehn 1839 in ein freies Allodium verwandeln ließen, um es an den Hofjägermeister von Veltheim verkaufen zu können. 1872 erwarb es die Stadt. Es schien mir von Interesse, dieses offenbar nur zu Wohnzwecken erbaute adlige Haus unseren älteren städtischen Bürgerhäusern gegenüberzustellen, deren Bauart wesentlich durch den bürgerlichen Gewerbebetrieb bedingt war. Man vergleiche es in dieser Hinsicht namentlich mit dem Hunneborstel'schen.

Die Altstadt enthält kein Haus, welches in seiner Gesammterscheinung älter als 430 Jahr ist. Die ältesten mit Jahreszahl versehenen Häuser sind das des Schmiedemeisters Tegtbuhr, Südklint 17, zwischen der Bürgerschule und dem alten Petrithore, mit Statuen als Balkenträger, welches 1469 von Hennig Remmling erbaut ist, und das gegenüber am alten Petrithore № 2 gelegene sogenannte Mummenhaus, über dessen Ursprung ich nichts angeben kann. Zieht man indessen die in jetzigen Häusern enthaltenen Reste älterer Steinhäuser in Betracht, so reichen diese mindestens sieben Jahrhunderte zurück. Der älteste derartige Rest, von dem sich der Besitzer feststellen läßt, ist die Kemenate rechts im Hofe des Dr Salle'schen Hauses neben dem Altstadtrathhause. Sie gehörte 1204 zum Hause des Henricus de domo. Eine ganze Reihe ähnlicher Reste ist zweifellos ebenso alt, wenn uns auch über die Besitzer der betreffenden Häuser meistens erst Nachrichten aus dem 14. Jahrhundert überliefert sind. Einige dieser Reste treten äußerlich zu Tage. In der Brabantstraße sieht man am alten Leihhause den Giebel des Steinhauses der Familie von Polede, in der Jacobstraße an der Martiniapotheke erkennt man die Reste eines Steinhauses der Familie Kerkhof. Beim großen Klub erkennt man in der Kaffeetwete das Steinhaus der Familie Kale, beim Hôtel Petersburg in der Jacobstraße das der Familie der Monetarii, von der Schuhstraße aus in die enge Twete blickend, das des Herman v. Polle, in der Sonnenstraße rechts am Eckhause der Scharrnstraße das des Reymer von Ymmendorpe, in der Turnierstraße mitten im Selwig'schen Hause das Steinhaus des Hinrik v. Goddenstidde. Andere Spuren erblickt man erst beim Hineintreten in die Höfe. Da erscheint auf der Breitenstraße in dem die Ecke beim Flohwinkel bildenden Hause „zum wilden Manne“ die Kemenate Fricken Plockhorsts, in dem noch weiter vorspringenden Steinhause daneben die der Familie von Urde, in dem darauf folgenden Hofe die Kemenate des Herdeke uppe der Bredenstrate, in dem seit Kurzem zur Herzoglichen Kammer gehörigen Hause an der Martinikirche Nr. 6 die Kemenate Rolefs von Velstidde, in dem großen Steinhause mit Holzaufsatz am Ende der Scharrnstraße gegen den Bäckerklint zu die der Familie von Verberge, deren Haus 1315 an Ekehard Greving verkauft ward. Mitunter werden die Ueberbleibsel mittelalterlicher Steinhäuser erst im Innern der Häuser erkennbar, wo dann oftmals mitteninne eine dicke Mauer erscheint, die von einem stehengebliebenen Gebändetheile mit anderer Etagenhöhe, zu dem man einige Stufen hinauf- oder hinabsteigen muß, herrührt. Beim Neubau hat man sich vor der Beseitigung der festgefügten Mauermassen gescheut. Interessant ist in dieser Beziehung das Westermann'sche Haus, welches allerdings auch einen alten Giebel mit Kleeblattfenster von dem hier 1341 gewesenen Gustede'schen Hause bewahrt hat, sonst aber doch ziemlich modern erscheint. Durch die ganze Länge des später nach hinten verbreiterten Vorderhauses zieht sich parallel zur Breitenstraße die ursprügliche Rückwand des alten Gustede'schen Hauses. Auch die Frontmauer dieses wie vieler anderer Häuser scheint im wesentlichen nur durch andere Anbringung der Fenster modernisirt zu sein. Ein uralter Keller mit parallelen Tonnengewölben, dessen Grundmauern 2 Meter dick sind, verräth zweifellos den mittelalterlichen Ursprung. Von einigen Häusern des 13. und 14. Jahrhunderts sind nur noch derartige Keller übrig geblieben. Dies gilt namentlich für die Häuser am Eiermarkt, wo die Pawel das Haus des combinirten Convents, die Doring das Brendecke'sche Haus, die Strobecke die jetzige Kreisdirection, die Ursleve das Bührmann'sche und Fehr'sche Haus besessen haben. Wie mitunter das ganze Grundstück von einer festungsartigen Mauer umgeben gewesen ist, zeigt sich noch an zwei Stellen. Einmal in dem Hause an der Breitenstraße neben dem Sedan Bazar nach dem Altstadtmarkte zu. Dieses ehemals von Gustede'sche Haus ist noch in einer Kemenate und in einem Keller erhalten, dessen beide Hauptgewölbe auf fünf romanischen Säulen ruhen. Die nördliche Wand der Kemenate setzt sich in der ganzen Tiefe des Grundstückes in ungewöhnlicher Stärke fort und bildet umbiegend auch die Grenze gegen die anstoßenden Häuser der Gördelinger-

straße. Das zweite Beispiel ist die bisherige Kreisdirection. Beim Abbruch des angrenzenden Hauses in der Heinenstraße sah man die freistehende festungsartige Mauer, welche das 1350 Heneke Holtnicker gehörige Grundstück umgab.

Bei den Häusern der Altstadt halten wir uns an die Eintheilung in Bauerschaften und innerhalb dieser an die seit alter Zeit übliche, 1753 durch Einführung der Brandnummern dauernd festgelegte Reihenfolge. Die Ulrichsbauerschaft umfaßt die Häuser Nr. 1—300[1]), die Michaelisbauerschaft Nr. 422—636, die Hohethorbauerschaft № 637—769 und die Petribauerschaft Nr. 770—892[2]).

1. Die Ulrichsbauerschaft.

Nr. 14. Schrader's Hôtel, Gördelingerstraße 7. Dies Haus, oder vielmehr ein Haus, welches auf dem betreffenden Grundstücke früher vorhanden gewesen ist[3]), scheint 1344 denen v. Peine, 1368 Godeken v. Peine gehört zu haben. Im 15. Jahrhundert wohnte hier die Familie v. Engelnstede, deren einer 1384 unter den Lilienventen genannt wird. Sie starb 1694 aus. Zuerst finden wir hier 1390 Ludeken v. E., zuletzt, 1480, Hermanns Wittwe. Ihnen folgten im Besitze die v. Scheppenstede, eine schon 1231 im Rathe der Altstadt vertretene Familie; zuerst 1481 der Rathmann Bodo, zuletzt dessen Urenkel Tile, mit welchem das Geschlecht 1642 ausstarb. Ein Menschenalter später erwarb das Haus ein 1678 aus Hamburg Eingewanderter, Heinrich Diestler. Dieser verkaufte es 1720 an Ernst Christian Krull. 1774 kaufte es August Wilhelm Häseler, dessen Nachkommen hier bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gewohnt haben. Von der in Braunschweig verbliebenen Nachkommenschaft des durch die Feier seiner goldenen Hochzeit 1705 bekannten Heinrich Heseler — aus einem anderen Zweige gingen die heutigen Grafen Häseler hervor — waren dies die letzten.

Nr. 15. Das Bollmann'sche Haus, Gördelingerstraße 8. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts fand ein sechsmaliger Besitzwechsel dieses Grundstücks statt. Von 1422—1426 besaß es Henning Porner, ein Vetter des Hans Porner, dessen Gedenkbuch Hänselmann in der Sammlung braunschweigischer Chroniken herausgegeben hat. Von 1454—1626 blieb es Eigenthum der Familie Riding, welche von 1535—1624 mehrmals im Rathe der Altstadt vertreten war. Fricke Riding, der es 1454 an sich brachte, ist der erste Träger dieses Namens in Braunschweig, und mit dem 1626 zwei und zwanzigjährig an der Pest verstorbenen Fricke scheint die Familie ausgestorben zu sein. Nach Beck's Notizen war das Haus noch im 18. Jahrhundert mit dem Wappen der Riding geschmückt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwarb es der schon genannte Diestler, welcher das Nachbarhaus besaß. Von diesem kaufte es 1690 Dr Johann Wilmerding. 1777 gelangte es an dessen Neffen, den Bürgermeister Johann Heinrich Wilmerding, der gleichzeitig Besitzer des rückwärts angrenzenden Hauses auf der Breitenstraße war. Sein Sohn, der Stadtdirector Johann Heinrich Wilmerding, verkaufte es 1829 an Bollmann.

Nr. 41. Die Eule, Hintern Brüdern 18. Zu ältester Zeit, noch 1321, die Münzschmiede; 1368 war diese schon in das jetzt Jüdel'sche Haus verlegt worden, jenes Haus aber noch im Besitze des Raths. 1386 bereits Wohnhaus, führte es doch noch 1419 den Namen „alte Münzschmiede". Sein erster Besitzer war Hans Hesse, 1407 folgte Hennig Ulenhod, 1444 Lodewich Helmersen und 1471 Hans Kruse. 1465 wird das Haus zuerst „De Ule" genannt, ein Name, der ihm wahrscheinlich von dem Wappen der Familie Ulenhod, einer silbernen Eule auf einem Hute im blauen Felde, beigelegt wurde. Von 1497—1600 gehörte das Haus der Familie Kordes und kam dann an die Beckmann, die es noch 1753 besaßen.

Nr. 80. Der blaue Engel, Gördelingerstraße 40. Vor dem Jahre 1659 erstreckte sich dies Haus über die Lindentwete, die im Mittelalter noch nicht vorhanden war, bis zum Hause Gördelingerstraße 41. Seine Eigenthümer waren 1409 Hennig Wodemarke, 1442 Hinrik Heynebole, 1487—1541 Hennig Beckmann. 1545 führte es den Namen „zum Schwane" und gehörte es Andreas Sternberg, 1565—1643 den Familien der Bürgermeister Cord Barbecke und Hennig Wichmann, 1645—1659 der Wittwe des Michael Linden. 1659 kaufte es der Rath, ließ es abbrechen und legte dann erst die Lindenstraße an. Den dazu nicht verwandten Rest des Grundstücks kaufte der Bürgermeister Henricus von Adenstede, um darauf ein Haus von geringer Breite zu erbauen, welches 1700 Hans Camlade besaß. Neuerdings ist es mit dem Hause Nr. 79 verschmolzen.

Nr. 81. Jetzt Eckhaus der Lindentwete, Gördelingerstraße 41, in welchem lange Zeit die Wohnung des Major Häusler war, ist ein altes Steinhaus, welches im 14. und in der ersten Häfte des 15. Jahrhunderts einigen unter dem Schutze des Rathes stehenden Juden gehörte: 1353 und 1378 Isaacke, 1414 Mordechey; 1442 wird es „dat steinhus, dat Mordechais, des jodden gewesen hadde", genannt. 1423—1450 besaß es Hinrick Berle, 1450—1500 Hinrick Brigen, 1500—1596 Cord Breier, dann dessen Sohn Ludeke und dessen Schwiegersohn, der Zehnmann Wedde Glümer. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wohnten hier erst Zacharias Beckmann, dann Cord Kloß. 1660 kaufte es Baltzer Olfe von dem Bürgermeister Hennig Martens. Die Olfen haben es dann lange behalten. 1751 war es laut Inschrift im Besitze Johann Friedrich Roeers und seiner Frau, Emerentia geborenen Olfen.

Nr. 82. Sächsischer Hof, Gördelingerstraße 42. Im 15. Jahrhundert wohnte hier Meister Tile (von Bernthen), der Zimmermann, dann Hans von Witzenhusen, Herman Liding und Hans Koven. Franz Buman, der das Haus 1525 von den Koven

---

1) Hierbei bleibt der erst im 15. Jahrhundert bebaute Bruch außer Betracht.

2) Hiernach kann man in den Culemann'schen Plan vor 1798 oder auch in den neuesten (von Knoll) 1893 kartirten Stadtplan die Grenzen einzeichnen.

3) Diese Einschränkung gilt ein- für allemal.

gekauft hatte, verkaufte es um 1570 an den Bürgermeister Heinrich von Adenstede. Dieser führte 1572 einen Neubau aus. Das Haus zeigte nach Beck noch im 18. Jahrhundert das Wappen des Heinrich v. Adenstede und seiner Frau Margarete von Twedorp. Die Adenstede, eine schon 1254 genannte und 1384 zu den Lilienventen gehörige Familie, seit 1399 vielfach im Rathe der Altstadt vertreten, wohnten hier bis 1768. In diesem Jahre erbte es Conrad von Adenstede's einzige Tochter, Wittwe des Lieutenants v. Linstau, in zweiter Ehe mit dem Oberauditeur Praetorius vermählt.

Nr. 83. Das Poll'sche Haus, Gördelingerstraße 42, liegt auf der Stelle, wo die Familie von Ursleve 1352 und wahrscheinlich schon früher einen Hof und ein großes Steinhaus hatte, von dem noch Reste vorhanden sind. Im 15. und bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts gehörte es der Familie v. Velstede. 1582 kaufte es Hilmar v. Strobecke und baute es 1584 um. Sein Wappen und das seiner Frau, Katharine Schrader, sind daran sichtbar. 1688 erwarb es Dietrich Ridder und 1790 Franz Heinrich Wegener.

Nr. 88. Das Steinhaus mit aufgesetztem Holzbau im Renaissancestyle, Gördelingerstraße 48. Von 1386—1407 gehörte dies Haus Ludeke Pamme. 1410 erwarb es Hans Porner, der Verfasser des vorhin gedachten Gedenkbuches. Er besaß es bis zu seinem Tode 1427. Demnächst bis 1497 hatte es Kersten Porner, dann dessen gleichnamiger Sohn und endlich dessen Wittwe mit ihrem Sohne Hans. In dieser Generation der Familie Porner muß die Geschichte gespielt haben, die Ludwig Hänselmann unter dem Titel „Arnt Porners Weihnachtsgespenst“ aus einer ungeschriebenen Chronik zwar, aber dennoch so treu nach dem mittelalterlichen Leben erzählt hat. Nach den Porner besaßen dies Haus bis 1535 die Riken, dann Thomas Mulrad. 1600 erwarb es Hans v. Damm, Sohn des Bürgermeisters Hennig. Hans starb 1615 kinderlos und hinterließ das Haus seiner Schwester Lucia, welche 1622 als Wittwe des Dr Joachim v. Broitzem starb. Der 1614 ausgeführte Aufbau im Renaissancestile stammt also von Hans v. Damm. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts gehörte das Haus dem Dr Friedrich Spies und von 1669—1698 der Frau des Kanzlers Schrader, geborenen Eggelings. Anfang des 18. Jahrhunderts war der Secretair Linde Besitzer und 1753 die Wittwe Thies.

Nr. 89. Das große, 1750 neugebaute Steinhaus, Gördelingerstraße 49. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wohnte hier erst Herman Hoppener, dann Borcherd von Giltzen. Hierauf erwarb dieses Haus die lüneburgische Familie Dusterhop, welche mit den Doring verschwägert war. 1480—1507 war sein Besitzer Hennig v. Adenstede, dann kam es an die v. Brocke, welche es bis 1643 besessen haben, zuerst Hinrick, Tile's Sohn, und zuletzt Jobst, der Sohn Diedrichs. 1660 finden wir das Haus im Besitze Steffen Daniels. Von diesem kaufte es 1683 der Senator Nicolaus Lüderßen[4]). Dessen Tochter Anna Margarete, die Wittwe des Senators Marcus Schwarze, besaß es bis zu ihrem Tode 1723, dann Berend Johann Hincke, dessen Wittwe es bald nach dem 1750 erfolgten Neubau, den Ribbentrop als besondere Zierde Braunschweigs preist, an den Kaufmann Meyer verkauft zu haben scheint.

Nr. 93. Die Siebenthürme, Altstadtmarkt 11. Im Jahre 1249 erscheint zuerst ein Ludophus de septem turribus, welcher 1253 im Rathe der Altstadt saß. Dessen Sohn Alexander de septem turribus, Sander von den seven tornen, wird 1281—1306 genannt. Von seinen Kindern ist noch bis 1320 die Rede. Bald darauf, spätestens 1339, sind die Siebenthürme in den Besitz der v. Damm übergegangen. Zuerst scheint sie Bertram besessen zu haben, der Vater des Bürgermeisters Tile. Bei dem Aufstande 1374, dem dieser zum Opfer fiel, wurden auch die Siebenthürme ein Raub der Flammen. Die Söhne des Enthaupteten haben das Haus wieder aufgebaut. Zwei derselben, des Namens Bertram, haben es bis 1412 besessen, dann des jüngeren Bertram's Sohn Tile und nach dessen Tode 1453 seine Söhne Bertram und Tile. Diese verkauften es 1467 an Bertram von der Heyde, der es nicht lange behielt. Dann war bis 1608 die Familie Remmerdes im Besitze des Hauses, weiterhin bis 1643 der Kämmerer Mittelstraß, welcher 1605 aus Berlin eingewandert war und Anna Remmerdes geheirathet hatte Von diesem kam es an Johannes Hauenschild und 1701 an Conrad Baders. 1745 erwarb es der Vicar Johann Gottfried Alerdes. Von dem ursprünglichen Hause ist hinten im Hofe eine Kemenade erhalten; einer der Thürme, die dem Hause den Namen gegeben haben, war in dem Brandgiebel des rückwärts angrenzenden Hauses der Schützenstraße eingemauert und befindet sich jetzt im städtischen Museum.

Nr. 102. Steinhaus des Kaufmanns Stelzer, Poststraße 13. Dies ist das älteste bekannte Haus der Familie v. Strombeck. Zuerst, wahrscheinlich schon 1317, gehörte es Tzabel, dem Sohne Eggelings v. Strombeck und der Alheid Grube. Von diesem erhielt es sein Großneffe Eggeling, Hilmar's Sohn, dessen Söhne es bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts inne hatten. 1507—1517 besaß es Hinrick Segemeier, Frickens Sohn, der im Schichtbuche bei Gelegenheit des Aufstandes von 1488 erwähnt wird. 1549 verkaufte es dessen Sohn Ludeke, Rathmann der Altstadt, Gemahl der Tochter Tilen's v. Broitzem, an Autor v. Rethen; 1623 besaß es dessen Enkelin, die Wittwe des Licentiaten Johann Kamman. 1660 war sein Eigenthümer der Secretair Berckelman, 1689 der Bürgermeister Julius v. Horn. In diesem Jahre erwarb es Simon Hincke, der Sohn eines Rathsverwandten aus Güstrow, der hier 1682 Bürger geworden war und Catharina v. Bargen zur Frau hatte. Dies Ehepaar hat sich durch eine Inschrift an dem 1693 neugebauten

4) Er war 1640 in Bremen geboren und besaß seit 1668 das Haus Nr. 151, wo später das deutsche Haus entstanden ist.

Hinterhause verewigt. Ein Urenkel desselben, der 1789 geborene Stadtrath Georg Wilhelm Hincke, ist hier als der Letzte dieser angesehenen Kaufmannsfamilie gestorben. (Fortsetzung folgt.)

Die Cramer'schen Stiftungen zu Seesen.

Von Dr. Friedrich Brackebusch.

Zu den mancherlei Anstalten und Einrichtungen der erbarmenden und helfenden Liebe zu den Mitmenschen, welche die Bewohner der Stadt Seesen dem frommen, wohlthätigen Sinne ihrer Vorfahren verdanken, zählen auch die drei sog. Cramer'schen Stiftungen. Ein Seesener Kind, Andreas Cramer, Senior, Canonicus und Thesaurarius des „Kayserlichen freyen Stiffts zum heyligen Creutze" in Nordhausen, hat dieselben in den Jahren 1593 bis 1595 errichtet. Andreas Cramer stammte aus Seesen, wo er im Jahre 1528 geboren wurde. Er erscheint 1563 als Vicar des Domstiftes zu Nordhausen, aber in demselben Jahre auch bereits als Canonicus. Unterm 29. December 1563 schreibt, wie ich einer gütigen Mittheilung des Herrn Lehrer Karl Meyer in Nordhausen entnehme, der Rath der Reichsstadt Nordhausen an den Abt Hermann von Walkenried, er möge mittheilen, uf welchen Tag und Zeit Andreas Kramer Canonicus, des Stiffts zum h. Kreutz allhie Verwanter, sich in Beisein Euer Ehrwürden oder derselben Diener und Gesinde habe vernehmen lassen: „do er einen Schreckenberger ausgeben wolte, so könte er eines jeden Bürgers Weib haben, . . ." Man sieht, der Weltgeistliche war nicht nur geistlich, sondern auch weltlich gesinnt. Im Jahre 1578 ward er Senior und Custos des Domstifts. Er starb am 24. Januar 1597 und wurde im Dome zu Nordhausen begraben; dort steht noch heute sein Grabstein. Ueberliefert sind uns die Züge des Mannes auch auf einer seltenen silbernen Schaumünze, die im 7. Jahrgange der Harzzeitschrift (1874) S. 265 abgebildet worden ist. Sie ist im Jahre 1567 gefertigt worden und stellt daher Cramer im 39. Lebensjahre dar. Die Rückseite der Medaille zeigt sein Wappen, eine herabhängende Weintraube, und den Wahlspruch des frommen Mannes: Spes mea Christus (Meine Hoffnung ist Christus).

In dem von A. W. Hassel zu Wolfenbüttel am 12. April 1755 geschriebenen Vorberichte zu dem Hauptbuche der Cramer'schen Stiftungen heißt es mit Bezug auf sie: „Die höheren Wissenschaften auszubreiten war der erste Gegenstand der Bemühungen dieses würdigsten Mannes. Diese scheinen allein für Leute bestimmt zu sein, deren Vermögen sie nur von andern unterscheidet, und dennoch hat die göttliche Weisheit die Gaben der Seele nicht nach dem Reichthum ausgetheilet. Man findet auch unter armen Kindern die geschicktesten Köpfe, aus welchen, wenn man nur Mittel hätte, sie auf Akademien zu erhalten, die gelehrtesten Leute könnten gebildet werden. Wer zweifelt daher, daß diese Stiftung, deren Absicht ist, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, nicht zu loben sei?" Diese erste Stiftung besteht in einem Stipendium für Studirende, denen die Jahreszinsen eines Capitals von 1000 Fürstengulden zufallen sollen. Von dieser Summe standen anfänglich 600 Gulden bei der Stadt Großen Elrich in der Grafschaft Hohnstein und wurden jährlich aus der Gräflich Schwarzburgischen Renterei zu Sondershausen mit 30 Gulden am heiligen Ostertage verzinset; die anderen 400 Gulden waren belegt bei der Dorfschaft und Gemeine zu Stockhausen und wurden aus erstgedachter Renterei mit 20 Gulden am Michaelistage verzinset. In erster Linie ist dasselbe für des Stifters Bruder- und Geschwister-Kinder, sowie seine übrige Verwandtschaft, und erst wenn diese ausgestorben, für Söhne armer, ehrlicher Bürger von Seesen bestimmt.

Die zweite Stiftung Cramer's betrifft die Aussteuer für Jungfrauen. Zu diesem Zwecke ist von dem Stifter im Jahre 1593 am Mittwoch des heiligen Osterfestes eine Summe von „dreihundert guten unverschlagenen Thalern der Chur- und Fürsten zu Sachsen Schrot und Korn" bei dem Rathe der freien Reichsstadt Goslar belegt mit der Bestimmung, daß von den 12 Thaler betragenden Jahreszinsen jährlich 10 Thaler durch einen Erbaren Rath der Stadt Seesen zu Aussteuer einer Jungfrau aus des Fundatoris Geschlecht und Freundschaft gegeben werden sollen, jedoch nicht eher, als wenn dieselbe vier Wochen nach ihrer Hochzeit zurückgeleget. Der Rest von zwei Thalern solle als Entschädigung für die Mühewaltung des Rathes zu Seesen dienen. Verheirathet sich jedoch in einem Jahre keine Jungfrau aus Cramer's Geschlecht, so fällt die betreffende Aussteuer einer frommen Tochter eines armen ehrlichen Bürgers von Seesen, und im zweiten Jahre etwaigen Falls einer Bürgerstochter in der freien Reichsstadt Goslar zu.

Die dritte der Stiftungen ist ein Vermächtniß für Arme. In der von Andreas Cramer zu Nordhausen 1593 vollzogenen Fundations-Urkunde heißt es darüber wörtlich wie folgt:

„Als habe ich aus Christlichem Eyfer vnndt Gemuht bedacht vnndt vorgenommen, ein fundationem vnndt Stifftunge zu Erhaltunge armer Leuthe vnndt Gottesdiensts in der Stadt Seesen, meinem geliebtem Vaterlandt, auf Zwölffhundert Thaler wiederkäufflicher Hauptsumma, laut meines Testamentes zu stifften vnndt anzuordnen — — — — Nemblichen Taußent Thaler bey Wilhelmen von Reiffenstein zu Kelbra wonende zinßen jerlich Sechzig Thaler auf Ostern laut clarer darüber hafftender Vorschreibunge. Zweyhundert Thaler stehen bey einem Erbarn Rathe auf dem Andreßberge, zinßen alle Jahr Zwölf Thaler auf Michaelis inhalts krefftiger Vorschreibunge, welches jährlichen in einer Summe zwey vnndt siebenzig Thaler pensionirt vnndt einbringet. Mit welchen Zinßen ich fundire, stiffte vnndt ordene, in crafft dieser Stifftunge vnndt Fundation, laut meines Testaments nach der allerbesten Weiße vnndt Form, wie das am bestendigsten vnndt formlichsten nach Ordnung der Rechte geschehen kan oder mag ein ewiges Stipendium den Armen der Stadt Seesen also vnndt dießer gestalt, das alle vnndt jede Freytage durch das gantze Jahr zehn arme Persohnen vnder der Predigt seyn sollen, welchen zehn Persohnen neben dem Pfarherrn, welcher deßelbigen Tages das Ampt vnndt Predig halten wirdt, einem

Jeglichen zwene Fürstengroschen, dem Cantori aber vnndt Aedituo oder Opperman einem Jeden einen Fürstengroschen also dan gegeben werden sollen."

„Dariegen soll der Cantor mit seinen vnderhabenden Discipulis ein Responsorium die Tenebrae genannt nach vollendeter Predigt singen, vnndt solange daßelbige gesungen wirdt, soll mit einer Glocken [1]) der Opperman darzu leutten vnndt nach vollendetem Responsorio der Pfarher die Collectam: Respice quaesumus Domine etc. darauf leßen, ... Vnndt soll ein Erbarer Naht der Stadt Seesen solche arme dürfftige Persohnen anzunehmen, zu setzen vnndt (wofern sie sich nicht frömlich oder ehrlich vorhalten würden) abzusetzen Macht haben, darzu dan wolermelter Naht Alte, Lahme, Blinde vnndt solche Leutte, so ihr Brodt nicht mehr mit der Hand verdienen können, aufnehmen solle; vnndt woferne etliche vnder denen Leibesschwachheit halber in die Kirchen nicht kommen könten, soll einem jeglichen vnder ihnen zwene Fürstengroschen ins Hauß geschickt vnndt daneben des Gebehts vnndt Gottesdiensts erinnert werden, jedoch mit diesem ausdrücklichen Vorbehalt, das so meiner Freundschafft Arme vnndt Dürfftige vorhanden, sollen dieselben allezeit die Priorität vnndt Vorzugk haben, vor allen andern darzu promovirt vnndt befurdert werden."

„Damit nun in der distribution oder Austeilunge dießer jehrlichen Zinse wochentlich desto ordentlicher vorfahren werde, soll ein Erbarer Naht der Stadt Seesen monatlich darvon vier Thaler (welches dan jehrlich in einer Summa Zwey vnndt fünfzig Thaler machen thut) den Alterleuten oder was ein Erbar Naht eherliebende Persohnen darzu deputiren vnndt verordtnen, dem besten nach vor guet ansehen wirdt, zustellen vnndt angedeutetermaßen getreulich austeilen laßen, doch das davon jehrlich gewiße Rechnungen wolgemeltem Rathe in Jegenwart meiner Freundschaft geschehe, richtige Register darüber gehalten mit sonderlicher specification der Nahmen aller deren, so dieser Almußen habhaftig worden.

Weill auch jerliche, von bestimpten Zwölffhundert Thalern Zinse die fundirte Eleemosinas in etwas übertreffen, soll dieselbe Uebermaß ein Erbar Naht der Stadt Seesen wegen ihre hierin gehabte Mühe vnndt vielleicht vf Bothenlohn vnndt Abholunge der Zinße nötige Vncosten zu ihrem besten gebrauchen: Auch den verordenten distributoribus vnndt Ausspendern dießer Zinse, ein honorarium ihren Fleiß und Arbeit damit zu erstatten, desto williger und embsiger hierin sich zu erzeigen, was aus beywohnendem reiffen Verstande vor billich magk erkant werden, darreichen vnndt geben, darauf für guet angesehen, das ihnen als zwenen, Jedem auch ein Fürstengroschen soll gegeben werden, doch dergestalt, das hierdurch der wochentlichen vorfallenden Vier vnndt zwantzig Fürstengroschen Präsens den Armen nicht entzogen, oder vorkurtzt werden."

Nachdem im dreißigjährigen Kriege die Reifenstein'schen Güter in andere Hände gekommen, ist der Bote, welchen der Rath zu Seesen als Verwalter der Stiftung — in der Regel gegen ein Entgelt von 1 ꝑ 18 ℊ bis 1 ꝑ 24 ℊ — zur Abholung der jährlichen Zinsen nach Tirungen oder nach Bendeleben abgesandt, gar oft mit leeren Händen zurückgekommen; auch haben gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts der damalige Bürgermeister Bernhard Hermann Tidau (Tidovius) und andere Abgeordnete des Raths zu Seesen wiederholt in Person die derzeit beschwerliche Reise nach Tirungen oder Bendeleben gemacht. Die Ausgaben für solche Reise betrugen im Jahre 1688 14 ꝑ und 24 ℊ.

Im Jahre 1700 verzeichnet B. H. Tidau unter den Ausgaben:

„Im Aprilli bin nach Bendeleben und Kelbern abgefertiget worden, um die Gelder alda abzulangen, da denn wegen allerhand Difficultaeten 8 Tage aus seyn müssen und an Reisekosten aufgangen:

Für das Pferd à Tag 12 ℊ, thun	2 ꝑ 24 ℊ
Futter darauf mit dem Stallgelde, à 9 ℊ	2 „ — „
Für meine Person den Tag zu verzehren à 18 ℊ	4 „ — „
Einen Boten wegen Unsicherheit mitgenommen, demselben pro via, für 4 Tage aufzuwarten, à 6 ₰	— „ 24 „

Unterm 4. August 1701 aber heißt es:

„Nach Bergen und Bendeleben zu Fuß gereiset, verzehrt in 10 Tagen . . 5 ꝑ".

Allerhand Unordnungen und Uebelstände, die im Laufe der Jahre bei den Cramer'schen Stiftungen zu Tage getreten, veranlaßten das Fürstliche Consistorium zu Wolfenbüttel, eine Commission zur Untersuchung der Verhältnisse gedachter Stiftung zu verordnen und zu bestellen. Aus den Ausgaben des Jahres 1688 ersehen wir, daß

„Die ersten Commissionskosten (wir haben hierbei wohl an die Kosten für Wohnung und Beköstigung ꝛc. der hierzu in Seesen erschienenen Mitglieder der betreffenden Commission zu denken) dem Kellerwirth (zu Seesen) bezahlet laut Quittung und Rechnung vom 18. April 1688	14 ꝑ 14 ℊ 2 ₰
den 3. Mai mit d. Hrn. Superint. Sebastiani nach Gandersheim in dieser Commissionssache bey Hrn. Rath Blitnern [2]) gewesen, an Fuhrlohn Hn. Hans Scherenbergen bezahlt . . .	1 „ 12 „
Zehrungskosten	1 „ — „
Einen Bericht wegen der Jungfern- und Armen-Gelder an die Hrn. Commissarien abgefasset .	1 „ 18 „
dem Hrn. Commissario Bütnern durch Hrn. Superi. für seine Mühe eine Gratifikation gethan	4 „ — „

1) Gemeint ist wohl die sog. Cramer'sche kleine Legaten-Glocke.

2) Gemeint ist jedenfalls Anastasius Bütner, geboren 13. März 1645, gestorben 1692 als Canonicus und Abteirath zu Gandersheim, auch Assessor des Wolfenbüttler Hofgerichts, ein Sohn von des Stifts Gandersheim Senior L. Michael Bütner, dessen Erbbegräbniß in der Stiftskirche zu Gandersheim befindlich ist.

Noch mancherlei ließe sich berichten über die Schicksale dieser Stiftungen, doch wir brechen ab.

Auch heutigen Tages noch werden die Cramer'schen Stiftungen im Sinne ihres Stifters verwaltet, und zwar durch ein Curatorium, welches z. Zt. durch die Herren Kreisdirector Krüger zu Gandersheim und Bürgermeister Schönermark zu Seesen gebildet wird; die Oberaufsicht hat Herzogliches Consistorium zu Wolfenbüttel. Der Stammbaum von Cramer's Familie, sowie seiner näheren und ferneren Verwandtschaft ist zu dem Zwecke bis auf die Neuzeit fortgeführt, und die Aufzeichnungen darüber sind zu einem stattlichen Foliobande angewachsen, in welchem in den seit der Begründung der Stiftung abgelaufenen 300 Jahren nach und nach gegen 1800 Personen, nachdem sie ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zur Cramer'schen Familie dargethan, eingetragen worden sind. Der Tenebrae-Gottesdienst wird freilich seit geraumer Zeit nicht mehr gehalten. Vielleicht sind die Freitags-Kinderlehren in der Kirche zu Seesen an Stelle desselben getreten. Die zum Einkommen der beiden Prediger in Seesen gehörenden „Tenebrae-Gelder“ werden noch heute aus dem Cramer'schen Legate gewährt. Die sog. Tenebrae-Glocke, welche seinerzeit von St. Vitus nach St. Andreas transportirt ist, wird später eingeschmolzen und mit einer neueren Glocke verbunden sein.

Bücherschau.

Wilhelm Raabe, Gesammelte Erzählungen. Dritter Band. Berlin, Otto Janke, 1897. 402 S. 8°. 4 *M.*

Wer über Raabe's Erzählungen schreiben will, muß auch etwa über Weihnachten, das Heimweh, die erste Jugendliebe ausgiebig zur Sache sprechen können. Das sind alles Gegenstände, über die der Eine oder Andre wohl einmal einen guten Einfall hat, von denen er einzelne Merkmale vielleicht sehr hübsch und treffend herausfindet und zu formuliren weiß, die aber in der Fülle ihres Wesens hinzustellen mit den Mitteln der Sprache allein nicht möglich ist, sehr wahrscheinlich überhaupt nicht möglich ist. Wer davon zu reden gedächte, müßte das Beste und Meiste doch immer dem Hörer zutrauen, die unerklärlichen, geheimnißvollen Vorgänge und Regungen der Seele zur Hülfe aufrufen, von ihnen den besten Theil der Wirkung erhoffen. Er kann zufrieden sein, wenn er Erinnerungsbilder hervorgezaubert hat, wenn es ihm gelungen ist, den Andern zur inneren Mitarbeit zu nöthigen und ihn zu zwingen, selbst Hülfsstoff bei sich herzuzutragen. Wer daher dergleichen nicht hat, bleibt ungerührt von den rührendsten Versuchen. Auf Raabe's Erzählungen angewandt: man kann sie eigentlich nur den Kennern und Freunden wieder in Erinnerung rufen wollen; ihre Schönheiten Jemand begreiflich machen wollen, der sie nicht empfindet oder der Raabe's Werke überhaupt nicht kennt, wäre ebenso vergebliche Mühe als einen Wilden mit der Schilderung eines heiligen Abends aus der Jugendzeit zu quälen.

Das ist nun gerade das Große bei Raabe, daß er die geheimsten Fähigkeiten der Seele mit den einfachsten Mitteln in Thätigkeit zu bringen versteht. Zeit und Landschaft spielen freilich bei ihm eine große Rolle; als einer bestimmten Zeitstimmung und einer besonderen Heimath angehörig, wirkt er naturgemäß auf verwandte Lebenskreise am Unmittelbarsten. Ich glaube nicht, daß es ihm glücken würde, etwa die Geistes- und Stammverwandten eines Stendhal, Maupassant oder Annunzio zu gewinnen. Diese rechnen mit Recht auf ganz andre Instincte ihrer Leser. Raabe ist ein Sohn seiner norddeutschen Heimath; damit ist nicht gesagt, daß ihm das Wesen der Dinge und Menschen nur in den Formen aufgegangen wäre, die dort ausgeprägt sind. Man dürfte ihn keinen echten Humoristen nennen, wenn dem so wäre, wenn seine Welt so klein und eng wäre. Zum Ueberfluß lassen sich Erzählungen Raabe's nennen, die zeitlich und landschaftlich die Begrenzung sprengen würden; auf's Gerathewohl sollen der „Marsch nach Hause“ und „Christoph Pechlin“ herausgegriffen werden. Trotzdem ist es richtig, wenn man den niederdeutschen Character bei Raabe betont. Ein Dichter mag noch so allgemeinmenschlich empfinden und empfinden lassen, seinen Lebensraum, um mit den Ethnographen zu sprechen, vermag er doch nicht zu verleugnen. Wer es anstrebte, dürfte leicht, wie ein Renegat, sein Bestes einbüßen. Es ist also ein hohes Lob, wenn man beim Lesen Raabescher Schriften sich gern und ungezwungen die blauen Höhenzüge, die das Weserthal begleiten, oder eine alte niedersächsische Stadt, das Sachsenland mit seinen Fruchtebenen, stillen Wäldern und Heideflächen und die tüchtigen Bewohner in ihrer liebevoll geschauten Eigenart vergegenwärtigt. Dies außerordentliche Verständniß und diese Liebe Raabe's für seine Heimath ist gleichsam ein Korrelat für seine treffsichere geschichtliche Auffassungskraft. Er hängt den Dingen, wenn er in die Vergangenheit zurückgeht, nicht nach der Weise mancher Tagesgrößen, ein historisches Mäntelchen um, das im Museum oder im Trödlerladen geschaut ist. Bei Raabe ist echter historischer Sinn in so hohem Maaße vorhanden, daß ihn mancher berufsmäßige Geschichtsdarsteller darum beneiden könnte, wenn er in seinem Gelehrtenstolze sich überhaupt dazu herbeiließe, die Bilder eines Dichters ernsthaft zu nehmen. Dazu sind aber die Poeten da, daß sie den verborgenen Sinn der Dinge, der Natur, des Menschenslebens, der sich der gewöhnlichen Betrachtungsweise entzieht, offenbaren und entschleiern. Daher ist es mit der fleißigsten Milienschilderung allein nicht gethan, so anziehend dergleichen sein kann; ein Dichter, wie Raabe, läßt sich zwar gern die poetischen Vortheile, die eine entlegene Zeit gewähren kann, gefallen, aber er nimmt sie mit, um in veränderter Beleuchtung die bleibenden, wesentlichen Bezüge zu zeigen. Es kommt einem wohl so vor, als habe Raabe bei seinem Schaffen oft eine geheime Freude, die er sich zu unterdrücken bemühe, so frei trotz aller selbstgesetzten Bedingungen der Zeit, des Ortes, der Verhältnisse die uralte Menschennatur sich darthun zu lassen, sie gleichsam, wenn der Ausdruck gestattet ist, immer und immer wieder zu entlarven und auf ihren Schlichen zu ertappen. Damit hängt auch eine Eigenthümlichkeit seines Stiles zusammen, die Manchem hie und da auch lästig werden kann, ich meine das häufige Unterstreichen der Beziehungen, das immer

wiederholte Hervorkehren auffallenden Zusammenlaufens von Fäden, die dem gemeinen Verstande nach nicht zusammengehören dürften. Das ist keine zufällige Erscheinung; es kommt darin das souveraine Verhältniß Raabe's zu seinem Stoff, seinen Personen, man könnte noch weiter gehen und sagen, zur Welt, wie sie gewöhnlich begriffen wird, zum Ausdruck. Es gewährt ihm eine innere Genugthuung, das Erwartete nicht eintreten zu lassen, was Jeder mit Händen glaubt greifen zu können, als das thatsächlich Verkehrte hinzustellen und mit Vorliebe eine Gruppe Verständiger, in seinem Sinne Verständiger, in eine Gemeinschaft zu bringen, die den Gesetzen, unter denen im gewöhnlichen Laufe der Dinge Menschen sich finden, zu widersprechen scheint. So hat Raabe eine Art second sight für die eigentlichen Beziehungen unter den Menschen, und mit geheimem Behagen enttäuscht er die Leser, die sich auf eine Schilderung und Darlegung der Beziehungen freuten, die für die eigentlichen gelten. Das breite Ausspinnen von äußerlichen Consequenzen behagt ihm nicht; skizzenhaft holt er wohl, was der regelrechte Darsteller breit ausgesponnen hätte, rückschauend nach, nachdem er seine Freude über die enttäuschten Leser für sich gehabt hat. Denn das darf man sich nicht einbilden, daß er um der Leser willen sich hinsetzte und Geschichten schriebe; die müssen ihm ebenso pariren, wie es sich seine Gestalten gefallen lassen müssen, im Greisenalter als Knaben mit Löchern im Kopf und zerrissenen Beinkleidern und in den Jahren ihrer leuchtenden Knabenaugen als enttäuschte Männer, die die Beschränkung in theurer Lehre erlernt haben, vorgeführt zu werden. Dieser Betrachtungsweise will sich nicht Jeder sogleich anbequemen, dieser Kampf gegen die ὕβρις, der da gekämpft wird, mag wohl unbehaglich werden, aber wem einmal das Auge gestärkt ist für den Ernst und die schwindelfreie Höhe des Standpunktes, der greift immer und immer wieder zu seinen Werken, mag es nun eine kurze Erzählung sein, die ihn an einem stillen Sonntagnachmittag aufs Neue fesselt, oder einer der längeren Romane, die wochenlang, auch lebenslang, das Nachdenken rege erhalten. Aus einem Gusse sind sie alle.

In der vorliegenden Sammlung drittem Bande sind enthalten die Erzählungen: Höxter und Corvey, Eulenpfingsten, Frau Salome, Die Innerste, Vom alten Proteus, eine Hochsommergeschichte. Im Kreise der Raabephilologen, — denn auch deren giebt es bereits, — wird über die Werthung der einzelnen Stücke gewiß hin- und hergestritten. Wenn ich Jemand, der noch nichts von Raabe gelesen hat, eine Reihenfolge vorschlagen sollte, würde ich ihm rathen, die Innerste zuerst und zum Schlusse die Hochsommergeschichte zu lesen, und wenn es sein könnte, auch vor dieser Erzählung noch eine Auswahl aus den ersten beiden Bänden der gesammelten Erzählungen zu treffen. Früher, wo die einzelnen Dichtungen Raabe's an verschiedenen Stellen bei verschiedenen Verlegern erschienen waren, hielt es schwer, derartige Rathschläge zu befolgen. Jetzt ist es leicht möglich. Freuen wir uns daher, daß wir die Stücke jetzt in dieser vornehm ausgestatteten Sammlung des Jankeschen Verlages vereinigt vor uns haben. Der Verbreitung der Raabe'schen Schriften im deutschen Volke und damit diesem selbst hat der Verleger durch diese Ausgabe einen dankenswerthen Dienst geleistet. K. M.

Ernst Jeep, Centrale Volksbibliothek. Vortrag gehalten im Wittenbergplatz-Bezirksverein und im Verein der Stadtbezirke zu Charlottenburg. Charlottenburg, Rich. Münch 1896. 22 S. 8⁰ 30 Pf.

Es sind beherzigenswerthe Gedanken, die uns hier der Verfasser, ein Braunschweiger Landsmann, vorträgt, der sich seit einiger Zeit mit edlem Eifer in den Dienst des Volksbibliothekswesens gestellt hat und daher in dem kleinen Schriftchen nicht nur theoretische Weisheit, sondern auch bereits praktische Erfahrung zu Worte kommen läßt. Er zeigt, wie unendlich weit Amerika und England auf dem Gebiete der wirklichen Volksbibliothek, der public library, dem gelehrten Deutschland voraus geeilt sind, schildert ausführlich, wie eine solche Anstalt beschaffen sein muß und redet ihrer Einführung auch in Deutschland mit einleuchtenden Gründen warm und kräftig das Wort. Sind es im vorliegenden Falle auch zunächst die Verhältnisse in Berlin und Charlottenburg, die der Verfasser ins Auge faßt, so treffen seine Ausführungen doch fast sämmtlich mit geringen Aenderungen auch auf andere deutsche Städte zu. Möchten sie hier wie dort die gleiche Berücksichtigung finden! Auch in der Stadt Braunschweig wäre es gewiß an der Zeit, der hier angeregten Frage einmal ernstlich näher zu treten.

Ed. Jacobs, Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch mit besonderer Beziehung auf d. thüringisch-sächsische Provinz. A. u. d. T.: Neujahrsblätter. Herausgegeben v. d. Histor. Commission d. Prov. Sachsen. Nr. 21. Halle, Otto Hendel, 1897. 92 S. 8⁰ 1 Mk.

Der Verfasser, der seinen Gegenstand auf Grund umfassender Gelehrsamkeit, aber in durchaus gemeinverständlicher Form behandelt, geht von den Rosengartenliedern des Mittelalters aus, zeigt die Bedeutung, die Rose und Rosengarten in der Dichtung und in dem Leben des deutschen Mittelalters gehabt haben, um dann das Vorkommen von Rosengärten und ähnlichen Bezeichnungen in den verschiedensten Gegenden der deutschen Zunge im Allgemeinen und in der thüringisch-sächsischen Provinz im Besonderen nachzuweisen. Dabei geht er auch auf mancherlei Bräuche und Sitten ein, die an den Rosengarten sich anschließen, insbesondere die Frühlings- oder Rosengartenspiele u. a. Unser Herzogthum wird von ihm nur gelegentlich gestreift, S. 47 das Himmelreich bei Walkenried genannt, S. 67 ein Frühlingsbrauch in Wahrstedt und Bahrdorf erwähnt, sowie S. 61 der Beziehungen der Stadt Braunschweig zu den Frühlingsritterspielen gedacht. Dabei hätte auch noch auf den Rosenhagen, der nach Dürre (Gesch. d. Stadt S. 731) im Mittelalter allerdings noch nicht vorkommt, und den Rosenwinkel in Braunschweig, vielleicht auch noch auf das 1453 zuerst erwähnte Haus „die goldene Rose“ aufmerksam gemacht sein können. In Andree's Braunschw. Volkskunde sind unter den Flurnamen Rosengärten zwar nicht zu finden, wohl aber (S. 70) Rosenacker, Rosenberg, Rosenfeld und Rosenkranz an verschiedenen Orten.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 4. 14. Februar **1897.**

Heinrich Sallentien †.

Wiederum hat nach etwas über Jahresfrist der Tod in dem Herzoglichen Consistorium eine schmerzliche Lücke gerissen. Ist ihm am 1. August 1894 in Ernst Wiehe sein technischer Berather, am 11. October 1895 in Karl v. Schmidt-Phiseldeck sein weltliches Oberhaupt entrissen worden — zwei Persönlichkeiten, deren hervorragende Tüchtigkeit ihnen hier ein bleibendes Andenken gesichert hat —, so hat diese Behörde jetzt in Heinrich Sallentien das älteste geistliche Mitglied verloren, das somit an der Spitze der Braunschweigischen Geistlichkeit stand und lange Jahre in reichem Segen an dieser verantwortungsvollen Stelle gewirkt hat. Sein Tod bedeutet daher für unsere Landeskirche einen herben Verlust, der auch diesen Blättern die Pflicht auferlegt, auf Leben und Wirken des Dahingeschiedenen einen kurzen Rückblick zu werfen.

Karl Heinrich Ludwig Eduard Sallentien wurde am 12. Mai 1825 in Braunschweig geboren. Er entstammte einer Pastorenfamilie, die nach alten Traditionen ihre Herkunft von einem Salzburger Emigrantengeschlechte herleitet. Sein Großvater, Ernst Heinr. Georg S., war als Stadtprediger in Blankenburg 1788 in frühen Jahren gestorben; sein Vater, Karl Ludw. Ferd. S., war bei der Geburt des Sohnes Pastor zu St. Martini in Braunschweig und ist in dieser Stellung als Generalsuperintendent und Abt des Klosters Marienthal am 16. April 1848 gestorben. Seine Mutter Friederike Charlotte war eine geborne Witting. Der Sohn besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er zu Michaelis 1844 nach gut bestandener Abiturientenprüfung verließ, um sich in Jena dem Studium der Theologie zu widmen. Zu diesem Entschlusse wurde er anfangs durch das Vorbild des Vaters, dann durch eine innere Neigung getrieben, und er ist ihm in der Folge ohne Schwanken treu geblieben. In Jena wurde er besonders durch die lebendigen, geistvollen Darstellungen Karl Hase's, der gerade einen neuen kirchengeschichtlichen Cursus begann, und durch Rückert's Auslegung des neuen Testaments angeregt. Er blieb hier drei Semester; dann führte ihn der Wunsch, auch andere Persönlichkeiten und abweichende Standpunkte kennen zu lernen, nach Halle. Diese Wahl hat er niemals bereut. Denn hier sollte er in dem regen wissenschaftlichen Leben, das in theologischen Kreisen herrschte, die bleibendsten Eindrücke empfangen. Es geschah dies vorzüglich durch die Professoren Tholuck und Julius Müller. Bei Ersterem, zu dem er bald in ein näheres Verhältniß treten durfte, war es besonders der persönliche Verkehr, der ihn förderte, bei Letzterem die Vorlesungen und die Uebungen des homiletischen Seminars, an denen er drei Semester hindurch Theil nahm. Daneben hat er aber auch bei Erdmann eifrig philosophische Vorträge gehört. Und wenn ihm dies auch manche innere Kämpfe verursachte, so glaubte er später doch selbst, dadurch vor den Uebertreibungen der starren Orthodoxie bewahrt und in dem fest gemacht zu sein, was vor Allem noth that. Leider wurde er im Winter 1846—47 durch eine schwere und hartnäckige Krankheit genöthigt, seine Studien zu unterbrechen; er mußte ein ganzes Semester lang in Braunschweig verweilen. Zu Ostern 1848 verließ er die Universität Halle und kehrte in die Heimath zurück. Hier bestand er noch im September desselben Jahres das erste Examen, die vorläufige theologische Prüfung.

Da die Aussichten auf Anstellung in der geistlichen Laufbahn in damaliger Zeit sehr schlechte waren, so wandte er sich erst dem Lehrfache zu, das ihn lange Zeit festhalten sollte. Er trat zunächst bei der Unterrichts- und Erziehungsanstalt ein, die der Pastor Ernst Lebrecht Kellner in Barbecke begründet hatte, und in der u. a. der jetzige Wirkliche Geheimrath Frh. v. Cramm zu seinen Schülern gehörte. Dann übernahm er 1851 die Erziehung des Erbgrafen zu Erbach-Schönberg, den er 1852 nach Braunschweig begleitete, wo er bis Michaelis 1858 das Gymnasium besuchte, und der noch heute mit größter Dankbarkeit des früheren Mentors gedenkt. Da gerade in dieser Zeit an der Anstalt eine Lehrkraft fehlte, so übernahm er von Michaelis 1858 bis Ostern 1860 in den beiden untersten Klassen des Progymnasiums eine Reihe von Unterrichtsstunden im Lateinischen, Deutschen, in Geschichte und Geographie. Durch diese langjährige Lehrthätigkeit wurde die Ablegung des zweiten Examens, der theologischen Hauptprüfung, weit hinausgeschoben; er bestand diese erst im Februar 1860. Im Mai des Jahres wurde er dann Mitglied des Predigerseminars, in dem

er später zum Subsenior aufrückte und bis April 1863 verblieb.

Da endlich eröffnete sich ihm ein geistliches Amt. Aber auch dieses war noch bescheiden. Er wurde zum 1. Mai 1863 als Pastor adjunct ohne Hoffnung auf Nachfolge an der Stadtpfarre zu Blankenburg angestellt, die einst sein Großvater inne gehabt hatte. Im Nebenamte hatte er dann noch die Direction der ersten und zweiten Bürgerschule und der Mädchenschule zu versehen. Noch heute steht die Thätigkeit Sallentien's als Prediger, Seelsorger und Lehrer bei der älteren Bürgerschaft Blankenburgs in bestem Andenken. In diese Zeit fällt auch seine Verheirathung mit Elisabeth Maenß, der Tochter des Predigers Maenß in Hohendodeleben, die er am 19. October 1864 heimführte.

Im Jahre 1870 bekam er ein neues Wirkungsfeld, auch jetzt noch als Pastor adjunct, aber wenigstens mit der Hoffnung auf Nachfolge im Amte. Der Rittergutsbesitzer Frh. v. Münchhausen präsentirte ihn als Kirchenpatron für die Pfarre zu Groß Vahlberg und Bansleben, die durch die Emeritirung des Pastors Friedrich, des Vaters des bekannten Schriftstellers Friedrich Friedrich, frei geworden war. Am 6. November 1870 wurde er hier eingeführt, aber über den Adjuncten sollte er es im Pfarrdienste nun doch nicht mehr hinausbringen. Als Friedrich in hohem Alter 1879 starb, war Sallentien längst zu höheren Würden befördert.

Nach der Pensionirung des Consistorialraths Abt D. Hille wurde wohl durch den Domprediger D. Thiele die Aufmerksamkeit des Geheimraths Trieps auf Sallentien gelenkt, und unterm 7. Mai 1875 wurde dieser an Hille's Stelle zum Consistorialrath in Wolfenbüttel ernannt. Hierdurch gelangte er an den Platz, an dem er vor Allem segensreich wirken sollte. Die Aufsicht über die Gymnasien, die Hille zugleich mit versehen hatte, wurde Sallentien nicht mit ertheilt. Sie wurde dem Schulrathe Gravenhorst, der zu dem Zwecke technischer Referent im Consistorium wurde, übertragen, weil man sich schon damals mit der Absicht trug, eine besondere Oberschulcommission einzurichten, die dann am 1. Januar 1877 wirklich ins Leben trat.

Im Consistorium bearbeitete Sallentien die geistlichen Angelegenheiten zunächst in Gemeinschaft mit dessen langjährigem Mitgliede, dem Abte Ernesti, nach dessen Tode († 17. August 1880) er in seine Stelle einrückte, und der damalige Groß Dahlumer Pastor Karl Rohde als Consistorialrath ihm zur Seite trat. In gesetzgeberischer Hinsicht führte er vor Allem die Ausarbeitung der liturgischen Ordnungen weiter, die bereits von Ernesti und Hille begonnen worden war. So ist besonders auf seine Thätigkeit die liturgische Ordnung der Beichthandlung und des heiligen Abendmahls vom 5. Januar 1881 und die des Begräbnisses vom 7. August 1888 zurückzuführen, deren musikalische Bearbeitung anfangs Professor Schöberlein in Göttingen, nach dessen Tode Professor Riegel in München besorgten. Außerdem rühren von ihm hauptsächlich die Entwürfe zu den Kirchengesetzen über die theologischen Prüfungen vom 27. Februar 1889 und über die Verletzung kirchlicher Pflichten in Bezug auf Taufe, Confirmation und Trauung vom 14. März 1889 her. In der Prüfungscommission, die durch jenes Gesetz ins Leben gerufen wurde, führte er bis zu seinem Tode den Vorsitz. Er hatte dann diese Gesetze und einen großen Theil der sonstigen Wirksamkeit des Consistoriums auch in der Landessynode zu vertreten. Vor Allem nahmen ihn aber die laufenden Geschäfte der Kirchenverwaltung, die er mit größter Gewissenhaftigkeit schnell und schlank erledigte, in Anspruch. Seine Berichte und Erlasse zeichneten sich hier stets durch Klarheit und bündige Kürze aus. In religiöser Beziehung stand er fest auf confessionellem Boden und er hielt es für seine Pflicht, diesen auch der Kirche nach Kräften zu erhalten. Er wußte für seine Person genau, was er wollte. Das hinderte ihn aber nicht, ja befähigte ihn nur um so mehr, abweichenden Richtungen und Auffassungen Verständniß zu zeigen und gerecht zu werden. Lag es auch nicht in seiner Natur, sich so ruhig und kühl, wie ein Ernesti es vermochte, über den Strömungen des kirchlichen Lebens zu halten, so war er doch kein einseitiger Parteimann und weit davon entfernt, seine einflußreiche Stellung im Parteiinteresse nutzbar zu machen. Bei der Besetzung von kirchenregimentlichen Stellen sah er in erster Linie auf die persönliche Tüchtigkeit, und er trug, wo er diese fand, kein Bedenken, die Ernennung liberaler Geistlicher zu Superintendenten und zu Mitgliedern der Prüfungscommission in Vorschlag zu bringen, ja sogar einmal auch die Bestätigung eines Geistlichen durchzusetzen, dem diese in Berlin verweigert worden war. So zeigte er in der That eine größere Toleranz als viele von denen, die dieses Wort hauptsächlich im Munde führen.

Neben seinen Arbeiten im Consistorium lag ihm dann auch die Mitleitung des Predigerseminars ob. Hier hat er durch Lehre und Vorbild auf den jungen theologischen Nachwuchs des Landes in vortheilhaftester Weise einzuwirken gewußt, indem er sie nicht nur in die Wissenschaften tiefer einzuführen, sondern auch zu allen den Aufgaben würdig und geschickt zu machen suchte, die ihre künftige Stellung ihnen bringen konnte; hier ist er seinen Schülern auch als väterlicher Freund nahe getreten, wie noch an seinem Sarge von einem derselben mit beredten Worten dankbarst bezeugt wurde. Auch ein großer Theil der älteren Geistlichkeit stand noch unter seiner besonderen Leitung, da ihm vom 1. Januar 1879 ab die Generalsuperintendentur zu Wolfenbüttel, unterm 13. März 1891 auch die zu Blankenburg übertragen wurde. Hier hat er bei den Inspections- und Predigersynoden durch seine persönliche Anwesenheit und Betheiligung in höchst erfolgreicher und wohlthätiger Weise eingewirkt. Außerhalb seiner amtlichen Thätigkeit lag ihm die Förderung aller Bestrebungen auf religiösem Gebiete, auf dem der inneren Mission, der christlichen Liebesthätigkeit u. s. w. warm am Herzen. Er gehörte den Vorständen des Gustav Adolfvereins und des evangelisch-lutherischen Missionsvereins an. Eine Zeit lang war er auch Mitglied der Oberschulcommission; er wurde hier 1883 Abt Thiele's Nachfolger, doch trat er aus ihr schon nach etwa zwei Jahren, ebenso wie jener, wieder aus, weil ihm hier die Eigenmächtigkeiten und Uebergriffe eines Collegen zu viel Aerger bereiteten.

Ueber die Grenzen unseres Landes hinaus geht die Thätigkeit, die er nach Ernesti's Tode als Mitglied der deutschen evangelischen Kirchenconferenz entfaltete, welche alle zwei Jahre in Eisenach aus Vertretern der deutschen evangelischen Kirchenregierungen zusammentritt. Welches Ansehen Sallentien in diesem Kreise genoß, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß ihm seit 1890 regelmäßig der Vorsitz in dieser Versammlung übertragen wurde.

Auch sonst hat es seinem verdienstvollen Wirken an äußerer Anerkennung nicht gefehlt, wenn er auch dergleichen nichts weniger als suchte und in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung stets seinen schönsten Lohn sah. Unterm 25. April 1881 wurde ihm die Würde eines Abts des Klosters Marienthal verliehen, die vordem auch sein Vater besessen hatte. Die theologische Facultät der Universität Rostock ernannte ihn am 9. April 1884 zum Doctor der Theologie honoris causa. Am 1. April 1890 wurde er Vicepräsident des Herzoglichen Consistoriums und zum 8. Mai 1891 erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen.

Schon in demselben Jahre, wo er in das Consistorium kam, wurde er von den Geistlichen der Kreise Gandersheim und Holzminden in die Landesversammlung gewählt, und er hat ihr dann, 1892 von den Geistlichen der Kreise Braunschweig und Wolfenbüttel entsandt, bis zum Jahre 1894 ununterbrochen angehört. Im Allgemeinen ist er hier sehr wenig hervorgetreten. Durchaus loyaler und conservativer Gesinnung hat er zumeist im Sinne der Regierung gestimmt und nur selten, wenn es sich nicht um Angelegenheiten der Kirche oder Schule handelte, das Wort ergriffen, obwohl ihm dies gut zu Gebote stand und es ihm auch an Schlagfertigkeit keineswegs fehlte. Ebenso mangelte es ihm an nichts weniger als an persönlichem Muthe. Das zeigte sich deutlich in den Fällen, wo er es für eine Gewissenssache hielt, mit seiner Ansicht offen hervorzutreten; da konnten ihn keine Anfeindungen, kein Drohen, kein Spott und Hohn davon zurückhalten, rücksichtslos Farbe zu zu bekennen. Er hing an seiner Braunschweigischen Heimath und seinem angestammten Fürstenhause mit ganzem Herzen. So war er denn nach dem Tode des Herzogs Wilhelm, der Sallentien von seiner Blankenburger Zeit her kannte und große Stücke auf ihn hielt, ein unerschrockener Vertreter der legitimen Monarchie und, als es sich um die vorläufige Ausschließung des berechtigten Thronfolgers handelte, einer der Wenigen, die nicht nur die Ueberzeugung hatten, daß jene Maßregel innerlich nicht berechtigt sei, sondern auch den Muth besaßen, dieser Ueberzeugung offen Ausdruck zu verleihen. Noch klarer trat sein edler Mannesmuth bei den Berathungen über den Huldigungseid für den Prinzregenten zu Tage. Um sich und vielen geängstigten Herzen, namentlich auch unter der Geistlichkeit, Beruhigung zu schaffen, hielt er es für seine Pflicht, über das Verhältniß des neuen Eides zu dem alten, dem Hause Braunschweig geschworenen Erbhuldigungseide eine authentische Aufklärung zu verlangen, und seinem entschiedenen Auftreten ist es zu danken, daß damals dem neuen Huldigungseide von maßgebender Stelle aus eine Erklärung gegeben wurde, nach der ohne Gewissensbedenken auch alle diejenigen ihn hätten leisten können, die den alten Erbhuldigungseid in fester Treue zu halten gewillt waren. Das hat im ganzen Lande zahlreiche besorgte Gemüther von drückender Sorge befreit; auch Schreiber dieser Zeilen erwähnt diese Dinge nicht nur im Interesse der geschichtlichen Wahrheit — einer der charakteristischsten Züge des Entschlafenen würde fehlen, wollte man sie mit Stillschweigen übergehen —, sondern es ist ihm zugleich ein wahres Herzensbedürfniß, dem Gefühle des Dankes und der Verehrung hier Ausdruck zu geben, das ihn seitdem für den Verstorbenen lebenslang beseelen wird.

Trug so Sallentien auch keine Scheu da, wo die Pflicht es ihm zu gebieten schien, offen seine Stimme für das, was er für recht hielt, zu erheben, so hielt er sich doch von allem politischen Treiben geflissentlich fern. Jede Thätigkeit der Art schien ihm nicht im Einklange zu stehen mit den Pflichten, die ihm die Würde seines hohen Kirchenamtes auferlegte. Dieser äußerlich und innerlich zu genügen, war er stets auf das Eifrigste bedacht, aber, was das Schönste dabei war und einen Jeden auf das Angenehmste berührte, ohne daß Jemand etwas davon bemerkte. Eine achtunggebietende Würde war ihm angeboren; er war nie besorgt, sie zu verlieren und verband damit eine so anspruchslose Einfachheit und Natürlichkeit, einen so feinen Takt, so gewinnende Formen, daß sogleich ein Jeder unbefangen mit ihm verkehren konnte. Hinzu kam, daß auch die Güte seines Herzens, die Vornehmheit seiner Gesinnung in seinem ganzen Wesen unwillkürlich zum Vorschein kamen. Er war eine glücklich harmonische Natur, in der die Kräfte des Geistes und des Gemüths in schönstem Gleichmaße standen; dabei besaß er einen fröhlichen heiteren Sinn, war er auch für ein harmloses Scherzwort stets aufgeschlossen und verstand er es, schlagfertig sofort im gleichen Tone zu erwidern. Die liebste Erholung von seinem Berufe fand er in dem glücklichen Familienkreise, der ihn umgab, dessen Seele er war und dem er durch sein ernstes und doch heiteres Wesen den Charakter eines christlichen Hauses im besten Sinne des Worts verlieh.

Längere Zeit hindurch trug er ein schweres Unterleibsleiden mit bewundernswerther Energie und Geduld; auch ließ er sich dadurch von pünktlicher Ausübung seiner Berufspflichten nicht abhalten. Ein wiederholter Besuch des Bades Wildungen brachte ihm leider keine völlige Gesundung. Im Verlaufe des letzten Jahres ließen seine Kräfte sichtlich nach; um Weihnachten nahm sein Zustand einen bedenklichen Charakter an. Er wandte sich schon wieder zum Bessern, so daß neue Hoffnungen geweckt wurden, als plötzlich am Morgen des 3. Februar der Tod seinem Leben ein Ende machte.

Hat er auch sein Dasein auf mehr als 71 Jahre gebracht, so starb er doch zu früh für die Seinen, die schmerzgebeugt an seinem Grabe stehen. Daß aber weite Kreise an dieser Trauer aufrichtig Theil nehmen, herab von S. K. H. dem Prinzregenten und Seiner hohen Gemahlin, die ihn wiederholt mit den Beweisen Ihrer Huld und Ihres Vertrauens beehrten, das zeigte

deutlich das stattliche Leichengefolge, welches am 6. Februar die irdische Hülle des Mannes zur letzten Ruhe begleitete, der in allen Lagen immer als ein ganzer Mann sich erwies und der gesammten ihm unterstellten Geistlichkeit in seinem Streben und Leben ein so schönes Vorbild war, wie wir es zum Besten unserer Kirche für immer nur wünschen können.

Paul Zimmermann.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Fortsetzung.)

Nr. 125. Haus des Beamten-Consum-Vereins, Schützenstraße 16. 1386—1417 Herrn Janes Hof von Peine (curia domini Johannis de Peyne), ein Grundstück, das sich bis zur Gördelingerstraße erstreckte. Herr Jan war Priester und Kapellan des Rathes. 1423 werden Gesina, die Wittwe Jorden Kalens und ihre Söhne Jorden und Hans als Besitzer genannt. Sie gehörten zu der alten Rathsfamilie der Kale, deren ältestes bekanntes Glied, Heidenricus Calvus, schon 1231 im Rathe der Altstadt saß. Von 1457 bis 1516 gehörte das Haus der Familie Hornburg, bis 1473 Ludeke und seitdem dessen Sohne, dem Bürgermeister Luder, der bei der Schicht Ludeken Hollands (1488) abdankte und 1491 wieder ins Amt kam. Wer das Haus weiter im 16. und 17. Jahrhundert besessen hat, ließ sich nicht feststellen. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts ist als sein Inhaber der Vicar Heinrich v. Adenstede nachweisbar. 1704 wurde darin das Tuckermann'sche Waisenhaus eingerichtet.

Nr. 158. Das neu vermalte Renaissancehaus, Schützenstraße 34, ist 1637 von Henni Gotzen und Ilsa Schützen an der Stelle erbaut, wo früher das Haus „zum neuen Hirsche" gelegen hatte.

Nr. 161. Prinz Wilhelm, Schützenstraße 36, hieß 1313 de guldene arn (der goldene Adler) und scheint ein altes Besitzthum der Kale gewesen zu sein. 1386 hatte es Hans Kale, Ludolf's Sohn. Seine Nachkommen behielten es bis zum Erlöschen des Geschlechtes nach Mitte des 16. Jahrhunderts. Dann wurde der Rathssyndicus Diedericus Prutze sein Besitzer und von dessen Tochter, welche Heinrich v. Peine heirathete, erhielt es der 1631 verstorbene Dietrich v. Peine. 1643 besaß Weddige Glümer dies Haus, 1660 Zacharias Ties. Schon vor 1700 scheint Johan Legrand, der Sohn eines 1654 aus Brabant eingewanderten Armand le grand, hier ein Wirthshaus gehalten zu haben. 1753 finden wir darin den Gastwirth Kuhls und 1789 war hier nach Ribbentrop der Niemeier'sche Gasthof.

Nr. 163. Klencker'sches Haus, Kohlmarkt 17. Dies war das Haus des Bürgermeisters der Altstadt Brun v. Gustede, der 1374 beim ersten Ausbruch des Aufruhrs getödtet wurde. Sein Sohn Hans besaß es bis 1458, dann kam es an Herman Lucken, den Apotheker Dessen Nachkommen behielten es durch vier Generationen. 1616—1693 war es Eigenthum Cords v. Horn und seines Sohnes Julius; ihnen folgten darin 1709—1789 der Senator Jürgen Peter Kalm, Nachkomme eines 1626 hier Eingewanderten, und dessen Erben. 1789 erwarb dieses Haus der Kaufmann Ernst.

Nr. 175. Das Herbst'sche Eckhaus an der Twete, Schuhstraße 28, ist ein altes, schon 1323 als solches erwähntes Steinhaus. 1354—1378 besaß es Herman von Polle, 1403—1458 Hennig und Ludeke von dem Hagen, 1458—1565 Hennig Bardenwerper und dessen Nachkommen. Während dieser Zeit wurde auch die anliegende Twete als Bardenwerpers Twete bezeichnet. Hennig Bardenwerper d. J. war Kämmerer in der Altstadt. Später wechselten die Besitzer sehr häufig. 1669 gehörte das Haus Guntzel Schrader, 1795 dem Kaufmann Gellert.

Nr. 190. Die Rose, Kohlmarkt 1, wird schon 1309 als Steinhaus vor der Schuhstraße erwähnt. 1309—1348 besaß es Claus Levenstede, 1364 Cord von Peine, 1453 Hennig von Peine, 1457 Jacob Rosen. Von diesem rührt vielleicht der Name „Rose" her, der übrigens erst 1520 vorkommt. 1497—1596 war das Haus Eigenthum der Familie Kroger, 1600—1669 der Familie Dohnsen, zuletzt des Bürgermeisters Franciscus Dohnsen, 1753 der Erben des Brauers Keyser.

Nr. 191. Der Stern, Kohlmarkt 2, siehe Nr. 286 der Braunschweigischen Anzeigen von 1893.

Nr. 205. Der Berliner Hof auf dem Damme, welcher zehn mit Figuren verzierte Balkenträger hat, ist 1522 von Hinrick von Dalem erbaut.

Nr. 218 u. 219. Der Saalbau, Damm 16, ist 1786 durch Zusammenlegung dreier Bürgerhäuser entstanden. Sein Erbauer war der Oberkammerherr Joh. Friedr. v. Veltheim.

Nr. 243. „Das Einhorn", Kattreppeln 13. Dies Haus, welches 1604 bei der Verhaftung des Hennig Braband eine Rolle spielte, gehörte von 1573 bis 1611 dem Hans Beyerswal und dessen Sohne Arnd.

Nr. 258. Das Haus der Reichsbank ist an Stelle der Johanniskirche 1784 von den Gebrüdern Gravenhorst als Wohnhaus erbaut.

Nr. 284. Das Haus von Dolffs und Helle, Ziegenmarkt 3, gehörte von 1407 bis 1573 den Segemeier, von 1586 ab den Kamman, zuletzt 1787 den Erben des Bürgermeisters Kamman.

Nr. 285. Das Wittekop'sche Haus, Ziegenmarkt 4, war im 14. Jahrhundert im Besitz der Spanghe, von 1444—1600 das Erbhaus der v. Brocke. Zuerst hatte es Tile d. Aelt., Tile's Sohn, zuletzt Henrich, Hennig's Sohn.

Nr. 286. Das Haus von Stephan Meyer am Ziegenmarkte, wo sich Ueberreste einer Kemenate finden, war anderthalb Jahrhunderte ein Besitzthum der Familie von Brostede. 1561 hat der Bürgermeister Jobst Kale das noch stehende Hinterhaus errichtet und mit seinem Wappen sowie dem seiner Frau, Anna Wollmann, geziert. Später gehörte es der Familie von Brocke.

Nr. 299. Das mit Wappen verzierte Hinterhaus der Jacobstraße gehört zu dem Hause

neben der alten Post, welches nacheinander den Familien von Gustede, Pawel, Ohmann, Damm und Koch gehört hat. Die Erbauer waren 1589 Zacharias Ohmann und Margarete von Damm.

Nr. 298. Das daneben liegende, ebenfalls originelle Hinterhaus gehört zu dem zweiten Hause von der alten Post, welches die Pawel, Damm, Vechelde, Hantelmann, dann von 1715 bis 1792 die Landstände und demnächst Rudeloff besaßen. Das Vorderhaus ist jedenfalls, das Hinterhaus wahrscheinlich 1591 durch Levin Hantelmann erbaut.

Nr. 300. Die alte Post, Poststraße 7. Hier war 1352 ein Haus des Bertram von Velstede. 1400 erwarb es Cord Beyerstede. Er vererbte es auf seinen gleichnamigen Sohn und Enkel, die beide im Rathe der Altstadt saßen. Cord Beyerstede des Jüngeren Tochter Margarete war die Mutter des Bürgermeisters Ludolf Bode, der es 1516 erwarb. Die Wittwe seines gleichnamigen Sohnes nahm in zweiter Ehe Ludolf Kruse. Deren Tochter Christina, erst mit Hartwig Piper, dann mit dem Bürgermeister Conrad Hildebrand vermählt, behielt das Haus bis 1640. 1671 besaß es der Kanzler von Böckel, dann die Kammer, 1690 der Intendant Lautensack, und erst 1748 ist es das fürstliche Posthaus geworden.

2. Die Michaelisbauerschaft.

Nr. 446 und 447. Die Martini-Apotheke ist aus zwei Bürgerhäusern entstanden. Das eine, an der Ecke der Garküche, gehörte 1386 Bertold v. Osterode, 1392—1413 Tilen v. Calve, 1414—1457 Cord Elers, Vater und Sohn, endlich seit 1458 Hennig Vischer. Dieser verkaufte es 1476 an den Rath, der hier alsdann die Rathsapotheke einrichtete. Das Eckhaus an der Jacobstraße ist wahrscheinlich ein sehr alter Besitz der Familie Kerkhof. 1368 besaß es Hinrick boven den kerchove. 1386 kam es an Hennig von Tide, 1427 an die Hantelmann, die es 144 Jahre behielten. 1571 starb Wasmod Hantelman's Tochter und vererbte das Haus an ihren Gatten Arnd Barpke. Dieser verkaufte es bald darauf an den Rath in der Altstadt, der es 1673 wieder dem Bürgermeister Balthasar Olffe überließ. Später kam es an Johann Pottgießer und 1745 an Johann Friedrich Häseler. 1753 wurde es mit der Fürstlichen Apotheke vereinigt. Beide Häuser brachte 1777 der Apotheker Reichmann an sich, der sie einheitlich umbaute.

Nr. 448. Das alte Leihhaus in der Jacobstraße, dessen Giebel mit Kleeblattfenster nach Dr. Schiller von 1280 herrührt, gehörte im 15. Jahrhundert der Familie von Velstede. 1488 hat Wedde v. Velstede mit Anna v. Damm das Hinterhaus neu gebaut und am Treppenfriese neben der Thorfahrt mit Beider Wappen versehen. Im 16. und 17. Jahrhundert gehörte dies alte Bürgerhaus den Vechelde, im 18. wurde es Provianthaus und 1765 Leihhaus. Die Martinischule war von 1420 bis 1595 nicht in, sondern neben diesem Hause, wo jetzt der Fahrweg der Brabantstraße ist.

Nr. 449. Ein Haus, das einen Theil der Area des Landschaftlichen Hauses am Eiermarkte einnahm, besaß 1358 Tile Doring, 1386 bis 1427 gehörte es denen v. Bansleve und 1441 kam es an die v. Broitzem, welche es bis 1653 innegehabt haben. Dann waren seine Besitzer Dr. Paul Julius Calenius, 1687 die Erben der Frau Tuckermann und 1740 die Wittwe des Oberstlientenants Dageroth. Von ihr erhielt es ihr zweiter Ehemann, Bürgermeister Johann Zacharias Schwarze, der es 1744 neu aufbauen ließ. 1792 kauften es die Landstände an und ließen an Stelle des daran gelehnten alten Büchsenhauses den würdigen Vorbau mit Freitreppe anlegen.

Nr. 450. Das Haus des combinirten Convents, Eiermarkt 7, war ein sehr altes Besitzthum der Familie v. Pawel. 1360 besaßen es die Söhne Hennig Pawel's, Gerhard und Hans, gemeinsam, ohne Zweifel als Erben ihres Vaters. Vielleicht aber hatte es ihr Großvater Jordanus schon inne, der von 1249—1270 als Rathsherr der Altstadt genannt wird. Sein Beiname freilich ad (juxta, apud, prope) sanctum Paulum (auch de sancto Paulo) paßt nicht recht auf dies Haus, läßt vielmehr auf den Besitz eines Hauses schließen, das an Stelle des jetzigen Landschaftlichen Hauses gelegen haben müßte, wo um 1350 das Blidenhaus entstanden ist, alle anderen Häuser am Martinikirchhof oder Eiermarkte würden eher bei St. Martini oder bei St. Jacob als bei St. Paul heißen müssen, denn die Pauls-Capelle lag zwischen dem Landschaftlichen Hause und der Martinikirche. Von 1386 bis 1419 gehörte das jetzige Convent-Haus Gerken II, Hans' Sohn. Bei Gerken's Tode (1419) scheint es verkauft und dafür Nr. 298 (s. d.) von den Pawel bezogen zu sein. 1433 erwarb jenes Tile v. Strobeke, Hilmar's Sohn. Es blieb in dieser Familie bis zum Tode Bartold's, eines ohne Nachkommen gebliebenen Enkels Tile's v. Strombeck. 1481 erwarb es Tile von der Leine, dessen Enkel Franz Pralle es bis 1620 besessen hat. Dann wurde es die Wohnung des Kanzlers Caspar Klocke und 1683 ging es in den Besitz der Familie Garßen über, von der es 1779 zu seiner jetzigen Verwendung angekauft ist.

Nr. 451. Das Brendecke'sche Haus, Eiermarkt 6 und Turnierstraße 2 hat mindestens 350 Jahre der Familie Doring gehört. Nachweisen läßt sich dies von 1346—1687. Zuerst wird 1275 Thidericus Thuringus genannt, der 1284 Mitglied des altstädter Rathes war. Von seinen Enkeln scheint der älteste das Haus Nr. 449 (s. d.), der zweite das hier in Betracht kommende besessen zu haben. Demnach ist zweifelhaft, welches von beiden das ältere Besitzthum der Doring gewesen ist. Bemerkenswerth ist, das noch um die Mitte des 14. Jahrundert das ganze Viereck zwischen Martinikirchhof, Eiermarkt, Petersilienstraße und Turnierstraße mit Ausnahme der Kirchen-Häuser (Nr. 453 war die Pfarre von St. Jacob, Nr. 636 die von St. Martin) zwei Familien, den Pawel und den Doring gehörte. Ließe sich, was für die alten Zeiten schwer halten wird, deren gemeinsame Abstammung feststellen, so hätte man hier ein Bild, wie auf diesem Gebiete der Hof eines freien Grundbesitzers allmählich

bebaut worden ist. Zu dem Hause Nr. 451 wohnte auch der 1374 enthauptete Bürgermeister Cord Doring, der, als ihm der Brand der Siebenthürme gemeldet wurde, die verhängnißvolle Antwort gab: seine Wand sei noch nicht heiß. Hier hausten dann noch sechs Generationen seiner Nachkommen. Von seinen Enkeln Cord und Dietrich gingen zwei Linien aus. Die ältere (braunschweigische) erlosch 1625 mit dem Bürgermeister Cord Doring, Bauherrn der Martinischule und Stifter des Döring'schen Beguinenhauses; die jüngere (lüneburgische) erbte dies Haus 1625. 1687 kaufte es der Herzog, der es dann an die Deutschordenscommende Lucklum gegen den jetzigen Wilhelmsgarten abtrat. Diese verhältnißmäßig neue Bestimmung des Hauses hielt man im 18. Jahrhundert für uralt. Wie sehr damals die Ueberlieferungen in Vergessenheit gerathen waren, und wie wenig sie noch nach den Freiheitskriegen wieder auflebten, beweist folgender Satz im Braunschweigischen Magazin von 1816: „Der Name der Turnierstraße bedarf keiner Erklärung, indem sie grade hinter dem ehemaligen Hause der Ordensritter durchzieht, und so hinlänglich erklärt wird". Der Name Turnierstraße kommt im Mittelalter überhaupt nicht vor. Er fehlt noch auf dem Stadtplane von 1671 und erscheint zum ersten Male auf einem vom Jahre 1735. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Adolf Bertram, Die Bischöfe von Hildesheim. Ein Beitrag zur Kenntniß der Denkmäler und Geschichte des Bisthums Hildesheim. Mit den Bildnissen von 18 Bischöfen und 173 Abbildungen von Kirchen, kirchlichen Kunstwerken und Grabdenkmälern. Hildesheim, Lax 1896. XII und 340 S. fol. 20 M.

Was soll die Besprechung eines Buches über die Bischöfe von Hildesheim in diesen Blättern? Hat das Buch Beziehungen zur Geschichte unseres Vaterlandes? Gewiß, vielfache Bande verknüpfen uns Braunschweiger mit Hildesheim und seinen Bischöfen. Im Mittelalter waren die Hildesheimer Bischöfe Oberhirten über einen großen Theil unseres Herzogthums, seit Beginn dieses Jahrhunderts stehen die sämmtlichen Katholiken des Landes unter ihnen, so daß eine Geschichte der Bischöfe von Hildesheim schon von diesem Gesichtspunkte aus nicht so gleichgültig für uns Braunschweiger ist. Als Landesfürsten waren die Hildesheimer Grenznachbaren von uns, vielfache Beziehungen giebt es zwischen den Herzögen und den Fürsten; namentlich muß jene Zeit von 1521 bis 1643 erwähnt werden, wo die Wolfenbütteler Herren eines großen Theiles des Stiftslandes waren und die Reformation dort einführten. Die Geschichte der Bischöfe von Hildesheim zu dieser Zeit ist demnach ein Theil der Geschichte unseres eigenen Landes. Endlich muß noch erwähnt werden, daß auch zwei Fürstensöhne von Braunschweig-Wolfenbüttel den bischöflichen Stuhl zu Hildesheim inne gehabt haben, nämlich Otto I. (1260—1279) und Heinrich III. (1331—1362), viele aus Braunschweigschen Adelsgeschlechtern aber Domherren in Hildesheim waren.

Die Anlage des Werkes ist eine eigenartige. Dr Bertram will keine umfassende und erschöpfende Geschichte der Bischöfe oder der Diöcese Hildesheim geben, sondern in erster Linie die erhaltenen Denkmäler der Diöcese beschreiben und diese Beschreibung durch eine Skizze des Wirkens aller Bischöfe zu einem einheitlichen Gesammtbilde vereinigen. Dadurch bekommt das Werk einen ganz besonderen Charakter und erhält neben der verdienstvollen Arbeit Lüntzel's seinen Werth vorzüglich noch dadurch, daß es die Geschichte der Bischöfe bis zur Gegenwart fortsetzt, während Lüntzel nur bis Bischof Erich (1503) herabgeht Von hier ab hat Bertram seine ursprünglich eng gesteckten Grenzen überschritten und die Diöcesangeschichte, allerdings mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Bau-, Kunst- und Grabdenkmäler, ausführlich behandelt. Die Zeit von Gründung des Bisthums bis 1503 wird auf 104, die Zeit von 1503 bis zur Gegenwart auf 236 Seiten behandelt. Auch für die Zeit des Mittelalters stützt sich Bertram durchaus auf die Quellen, und die oft kurzen Charakteristiken einzelner Bischöfe und ihrer Thätigkeit zeigen durchweg ein gediegenes Urtheil und eine wohlthuende Objectivität. Da für die Neuzeit Bertram das reichhaltige Archiv des Domcapitels zur Benutzung stand, so ist der zweite Theil seiner Schrift besonders werthvoll.

Heben wir aus dem reichen Inhalte des Buches einiges heraus. Eine tief empfundene Betrachtung über die Geschichte des Domes „im St. Annen-Friedhofe", dieser Perle Hildesheims, leitet das Buch ein und orientirt den Leser, um dann überzugehen auf die Grabdenkmäler älterer und neuerer Zeit. Dann gibt uns ein Abschnitt „der Dom und seine Grabstätten" eine Baugeschichte des Domes und seiner Altäre, sodann eine Abhandlung über die Gräber in und beim Dome. Mit Interesse wird man lesen, wie im Mittelalter die Bischöfe, die Dignitäre der Domkirche, die Domherren, die übrige Geistlichkeit und die Laien, je nach ihrem Range begraben wurden. Nach einer kurzen Uebersicht über den Umfang und die Grenzen der Diöcese werden dann die Bischöfe einzeln behandelt. Die Bischöfe Bernward (993 bis 1022), Godehard (1022 bis 1038), Hezilo (1054 bis 1079), Bernhard (1130 bis 1153), Adelog (1170 bis 1190), Konrad II. (1221 bis 1246), Gerhard (1365 bis 1398) und Magnus (1424 bis 1452), welche besonders durch ihre Thätigkeit hervorragen, finden eine verhältnißmäßig eingehende Behandlung. Die Illustrationen, welche die bauliche und künstlerische Thätigkeit dieser Männer kennzeichnen, erhöhen den Werth der Darstellung und gestalten dieselbe zu einer Kunstgeschichte des Bisthums. Für uns Braunschweiger bieten die Abbildungen des Bischofsstabes Otto's I., seines Grabdenkmales und der Grabplatte Heinrich's III. ganz besonderes Interesse.

Unter Johann IV. (1508 bis 1527) brach über Hildesheim die Stiftsfehde herein, welche mit der Verhängung der Acht über den Bischof endigte. Die Zustände, welche durch diese Fehde geschaffen wurden, bilden die Grundlage für die spätere Einführung der Reformation. Der Bischof von Hildesheim verlor den größten Theil seines Stiftslandes, welcher an die welfischen

Fürsten fiel; nur 3 Aemter, das sog. kleine Stift, verblieben ihm. Diese Stiftsfehde und die Ausführung der Acht seitens der Welfen wird ausführlich behandelt (S. 110 bis 116). Als Bischof Johann 1527 resigniren mußte, hatte Hildesheim das Schicksal, mehrere Bischöfe zu erhalten, welche niemals im Bisthume residirten. Johann's Nachfolger war der kaiserliche Kanzler Balthasar Merklin (1528 bis 1531), welcher nur aus der Ferne für sein Bisthum wirkte. Seine gänzliche Abwesenheit und die unglückliche Wahl, welche das Domcapitel nach seinem Tode vornahm, brachten die erste Hinneigung zur neuen Lehre zum Ausbruch. Otto von Schauenburg wurde vom Domcapitel postulirt, ein Jüngling von 17 Jahren, der die Wahl weder annahm noch ablehnte. Als er nach sechs Jahren endlich zur Resignation gezwungen war, folgte ihm Valentin von Teteleben (1537 bis 1551), unter welchem die Stadt Hildesheim die neue Lehre annahm, der Proceß um Restitution der Stiftslande zwar zu Gunsten des Bischofs entschieden wurde, aber ohne Erfolg war. Mitten in den Stürmen der Reformation wurde eins der schönsten Kunstwerke des Domes geschaffen, der Lettner, welchen der Domherr Arnold Fridag setzen ließ. Den oberen Theil des Lettners giebt Bertram in besonderer Illustration, während der Gesammtlettner bei der Innenansicht des Domes geboten wird. Auf Bischof Valentin folgte Friedrich von Holstein (1551 bis 1556), welcher indeß niemals eine Weihe empfing und seiner Gesinnung nach mehr lutherisch als katholisch, seinem Lebenswandel nach keineswegs lobenswerth war. Das Lutherthum war fast überall in den Stiftslanden eingedrungen, nur wenige Ortschaften waren noch katholisch. Nach Friedrichs frühzeitigem Tode (1557) wählte das Domcapitel den Domdechant Burchard v. Oberg zum Bischofe, welcher mit Heinrich dem Jüngeren befreundet war und die Stütze des Katholicismus im Stifte Hildesheim wurde, wenngleich auch nur ein kleiner Rest übrig blieb. Zu seiner Zeit starb Heinrich d. J. und sein Sohn Julius führte auch in dem ihm vom Stifte Hildesheim zugefallenen Theile den Protestantismus ein. Alle diese Vorgänge sind von Bertram zum ersten Male gründlich dargestellt. Von den Bischöfen Balthasar, Valentin, Friedrich und Burchard giebt Bertram gute Portraits, Nachbildungen von Oelgemälden in der Bischöflichen Curie. Mit Burchard's Abscheiden beginnt für das Stift Hildesheim eine neue Periode. Das Domcapitel sah ein, daß das Bisthum nur zu halten sei, wenn man sich des Schutzes eines mächtigen katholischen Fürstenhauses versah; darum wählte dasselbe den Herzog Ernst von Bayern, welcher bereits Kurfürst von Köln war, zum Bischofe. Ihm sind dann aus dem Bayerschen Hause noch Ferdinand, Maximilian Heinrich, Joseph Clemens und Clemens August gefolgt. Nur Jobst Edmund v. Brabeck (1688 bis 1702) und die letzten beiden Fürstbischöfe Friedrich Wilhelm von Westfalen und Franz Egon v. Fürstenberg waren aus westfälischem Adel. Unter Bischof Ferdinand (1612 bis 1650) kam endlich die Restitution des großen Stiftes und damit die Wiederherstellung der Klöster zu Stande. Der letzte Abschnitt (S. 270 bis 340) ist der jüngsten Zeit des Bisthums gewidmet. Nachdem 1802 das Stift säcularisirt und nach manchem Wechsel endgültig an Hannover gefallen war, wurde 1824 durch eine Circumscriptionsbulle das Bisthum Hildesheim neu errichtet. Die Bischöfe seit jener Zeit sind Osthaus (1829 bis 1835), Fritz (1836 bis 1840), Wandt (1841 bis 1849), Wedekin (1849 bis 1870) und Wilh. Sommerwerck, gen. Jacobi (seit 1871). Die Regierungszeit der beiden letztgenannten Bischöfe ist für die Diöcese wieder besonders bedeutungsvoll geworden. Wie es dem Plane des Werkes entspricht, wird besonders ihre Thätigkeit im Baue von Kirchen und kirchlichen Instituten ausführlich behandelt. Die Illustrationen sind daher in diesem Theile des Werkes besonders zahlreich. Zwei schöne Kirchen sind unter Bischof Wilhelm auch im Braunschweigischen Staatsgebiete aufgeführt, nämlich zu Wolfenbüttel und Holzminden. Dem ganzen Werke hat Bertram 15 lithographische Tafeln beigegeben, welche der bekannte Sammler und Alterthumsforscher Dr. Kratz für den ersten, allerdings niemals erschienenen Theil seines Buches über „den Dom zu Hildesheim" hatte anfertigen lassen. Diese Tafeln enthalten manche Denkmäler, welche jetzt verschwunden sind.

Die Ausstattung des Buches ist vornehm; der von der Verlagshandlung hergestellte Einband entspricht dem werthvollen Inhalte und dem Zwecke des Buches, eine Festschrift zu dem Doppeljubiläum des Bischofs Wilhelm zu sein, das dieser am 24. September 1896 feierte. Der Preis ist sehr niedrig, die Anschaffung des Buches dadurch auch für Private ermöglicht.

Karl Grube.

Hans Pfeifer, Das Kloster Riddagshausen bei Braunschweig. Mit 112 Abbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1896. 4 Bl. u. 72 S. 4⁰ 7 M. 50.

Das schönste Landschaftsbild weit und breit in der Umgebung der Stadt Braunschweig bietet unstreitig der Ort Riddagshausen mit seiner zwischen Baumgruppen und blinkenden Teichen weit über die rothen Dorfdächer hinausragenden Klosterkirche. Und wenn gar feierliche Sonntagsruhe über der Landschaft lagert, wenn uns Klosterglocken- und Orgelklang von dem altehrwürdigen Bau entgegen tönen — dann vereinigt sich das Ganze zu einem Stimmungsbilde, zu einer klösterlichen Idylle von bestrickendem Reize. Man träumt sich in längst vergangene Zeiten und unwillkürlich regt sich die Frage nach dem Leben und Treiben der einstigen Bewohner, nach Alter und Beschaffenheit dieser nur noch in einzelnen Resten vorhandenen Klosteranlage.

Diese Frage sucht Hans Pfeifer in seiner kürzlich erschienenen, aus fleißigen Studien hervorgegangenen Abhandlung zu beantworten.

Es waren Cistercienser, die vor etwa 750 Jahren (1145) sich hier eine Heimstätte gründeten, und das mehr als hundertjährige Wirken dieser „grauen", zu Schweigsamkeit, Entbehrung und sauerer Arbeit verpflichteten Mönche hat aus Sumpf und Wald diese Stätte einst geschaffen und zur Blüthe gebracht.

Fast gleichzeitig tauchen um die Mitte des XII. Jahrhunderts die Cistercienser in verschiedenen Thälern der

sächsischen Lande auf, läuten ihre Klosterglöckchen eine neue Zeit ein, neu im Geistesleben unseres Volkes und neu in der Baukunst desselben.

Pfeifer behandelt die Geschichte des Klosters (Abschn. I) absichtlich nur kurz und zusammenfassend und das auch mit Recht; der Schwerpunkt und das Verdienst des Werkes sind hauptsächlich ist in der kunstgeschichtlichen Forschung und Abhandlung zu suchen.

Verfasser beschreibt dabei zunächst im Abschnitt II die allgemeine Klosteranlage und erläutert solche durch ein interessantes Reconstructionsbild, welches das Kloster am Ende des XIII. Jahrhunderts darstellt.

Im Abschnitt III werden die vorhandenen Gebäude behandelt.

Thorgebäude und Thorcapelle, theils dem romanischen Stile des XII., theils dem frühgothischen Stile des XIII. Jahrhunderts zugehörend, sind in einer Abbildung und in einem reconstruirten Grundrisse in ihrer ursprünglichen Anlage und nach ihrem Zwecke aufgeklärt. Diese ganze Thoranlage ist eine bei Cistercienserklöstern übliche.

Die unter Leitung des verstorbenen Bauraths Wiehe restaurirte Kirche nimmt in Bild und Wort den Hauptplatz dieses Abschnittes und der ganzen Abhandlung ein.

Der durch seine Größe schon von Weitem in's Auge fallende Bau, welcher in Länge und Höhe des Schiffes und Chores beispielsweise die sämmtlichen Kirchen der Stadt Braunschweig übertrifft, fällt auch dem Laien im Vergleiche mit anderen Kirchen der Gegend als etwas Fremdartiges auf. Das Fehlen des Portalthurmes, der gerade Chorabschluß mit seinem Umgange und den diesem anliegenden 16 Capellen, der terassenförmige Aufbau des Chores ohne Crypta, die einfache, wenig ornamentale Behandlung des Innern und Aeußern charakterisiren den Bau als Cistercienserkirche. Und doch macht bei aller Einfachheit und allem Ernste die gewaltige basilikale Anlage in Folge ihrer glücklichen Massenvertheilung einen imposanten Eindruck. In ihrer den Aufbau hauptsächlich bedingenden Grundrißgestaltung gleicht die Kirche auch anderen des Cistercienserordens; insbesondere führt der Verfasser u. A. zutreffende Vergleiche mit den Klosterkirchen in Ebrach und in Dore (England) an. In letzerem Lande führte der Cistercienserorden überhaupt eine hervorragende Rolle, wie denn gerade in England die Cistercienserbauten dem ganzen Kirchenbau gewissermaßen einen einheitlichen nationalen Charakter gegeben haben.

Die Riddagshäuser Kirche ist ein in sächsischen Landen frühes Beispiel der namentlich durch diesen Orden aus seinem Mutterlande Frankreich einführten Gothik, und zwar gehört er in einheitlicher Durchführung dem Uebergangsstile des XIII. Jahrhunderts an.

Das in einer schönen Abbildung dargestellte zweitheilige Hauptportal, der Hauptschmuck des ganzen Baues, zeigt im Tympanon die Statue der Mutter Maria. Es ist das ein frühes Beispiel der eigentlich gegen das Ordensverbot laufenden figürlichen Darstellung, wie denn auch noch andere figürliche Darstellungen aus dem Mariencultus an Resten aufgefundener Capitäle anderer, nicht mehr vorhandener Baulichkeiten uns vorgeführt werden.

Die Kreuzgänge konnten nach Aufnahmen, die glücklicherweise bei dem Abbruche dieser Bauten 1850 gemacht sind, im Grundrisse dargestellt werden.

Vom ursprünglichen Kleinwerk der Kirche ist in Folge der vielen Verwüstungen fast Nichts geblieben. Dagegen hat die Renaissance- und protestantische Zeit uns in Kanzel, Orgel, Epitaphien u. s. w. hervorragende Kunstwerke überliefert.

Das vorliegende Werk ist als eine tüchtige, die Kunstlitteratur bereichernde Arbeit anzusehen. Wenn auch früher von Schiller, Schnaase, Kallenbach, Ahlburg, Dohme u. Anderen diese Kirche kunsthistorisch behandelt wurde, wenn sie in manchen Kunstgeschichten als merkwürdiger Bau des Uebergangsstiles Erwähnung findet, so waren diese Mittheilungen doch unvollständig oder ungenau, weil es an einem gründlichen Studium und Sammeln des gesammten noch vorhandenen Materials fehlte. Diese Lücken hat Pfeifer ergänzt. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser, welcher auf dem kunsthistorischen Gebiete unseres an mittelalterlichen Baudenkmälern so reichen Landes schon mehrere Studien veröffentlichte, auf diesem Felde weiter arbeitet. Wir verkennen nicht, daß Regierung und Gemeinden diesen Kunstreichthum des Landes durch die in den letzten Jahrzehnten unter Wiehe ausgeführte Restauration einer großen Anzahl von Stadt- und Landkirchen zu schätzen wissen, daß auch die vom Professor P. J. Meier im Auftrage der Regierung begonnene Inventarisation der Baudenkmäler von großem Werthe ist: eine Reihe sehr werthvoller Baudenkmäler (Königslutter, Süpplingenburg, Gandersheim, Kennade, manche mittelalterliche Baudenkmäler der Stadt Braunschweig ꝛc.) harren jedoch noch einer specielleren Veröffentlichung, wie sie beispielsweise auch Winter in seinem hervorragenden Werke über die Burg Dankwarderode geliefert hat. Auch der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte würde durch solche Veröffentlichungen schätzenswerthes Material geliefert werden.

Die Ausstattung der Pfeifer'schen Abhandlung ist, was auch zum Lobe der rührigen Verlagshandlung gesagt werden soll, in jeder Beziehung als eine würdige zu bezeichnen. Insbesondere sind die zahlreichen Abbildungen vorzüglich gelungen, und wollen wir namentlich auf die Ganzbilder des Aeußern und Innern der Kirche mit hinweisen. Man merkt in Auffassung und Herstellung des Bildes und der Zeichnungen das Auge und die Hand des Architecten und Kunsthistorikers. B.

Evangelisches Gemeindeblatt. Nr. 1—4. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Zum Jahre 1897. Armenien ꝛc. ꝛc. — 5. W. Kulemann, der kaiserliche Duellerlaß. — 6. Kirchliche Armenpflege u. Collectenwesen.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 14. Die Petitionen der Veteranen im Reichstage; Engelbrecht, im Munde d. Leute (Gedicht); Es ist vollbracht. — 15. Engelbrecht, zum 27. Januar (Gedicht): die Reichsarmee seligen Angedenkens.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 5. 28. Februar 1897.

[Nachdruck verboten.]

Giordano Bruno und die Universität Helmstedt.

Von Friedrich Koldewey.

Von den italienischen Vertretern der Renaissance hat diesseits der Alpen keiner ein so lebhaftes und nachhaltiges Interesse wachgerufen wie Giordano Bruno. Verschiedene Ursachen trugen dazu bei: seine tiefsinnige Philosophie, seine schwungvollen Sonette, sein Kampf für das neue Weltsystem, sein jammervoller Tod auf dem Scheiterhaufen zu Rom; viel auch, daß man wußte, er habe vier bis fünf Jahre seines Lebens auf deutschem Boden zugebracht.

Den Pfad, auf dem der Italiener unser Vaterland durchzog, kennzeichnen die Städte Mainz, Wiesbaden, Marburg, Wittenberg, Prag, Helmstedt, Frankfurt a. M., Zürich. Einige Strecken dieser Bahn sind leidlich aufgehellt: andere liegen im Dunkel. Schlimmer ist es, daß Mißverstand, arglos dichtende Sage und phantastische Combination zu ersetzen versuchten, was an zuverlässigen Nachrichten nicht vorhanden war. Nirgends mehr als bei Bruno's Aufenthalt in Helmstedt. Hören wir, was einer der älteren Biographen, Christian Bartholmeß, vor fünfzig Jahren darüber berichtet hat [1]).

Von Prag, so heißt es in dem für den damaligen Stand der Forschung verdienstlichen Werke, von Prag begab sich Bruno, man weiß nicht, auf welche Empfehlungen gestützt, an den braunschweigischen Hof. Herzog Julius, ein gerader und wohlwollender, aber von den Orthodoxen übel verläumdeter Regent, ertheilte ihm den Auftrag, die Erziehung des Erbprinzen Heinrich Julius zu vollenden und zu diesem Zwecke mit seinem Zöglinge die kurz zuvor gegründete Universität Helmstedt zu besuchen. Es war im Jahre 1589. An der Hochschule lehrten 50 aufgeklärte Professoren. Die Zahl der Studenten, die man immatriculirt hatte, belief sich auf 5000. Der Erbprinz zählte 24 bis 25 Jahre. Kaum aber hatte Bruno seine erzieherische Thätigkeit begonnen, als der regierende Herr vom Tode dahingerafft wurde. Bei den Trauerfeierlichkeiten, die die Hochschule zu Ehren ihres entschlafenen Stifters veranstaltete, übertrug sie die eine von den dabei zu haltenden Reden dem Italiener. Dieser entledigte sich seiner Aufgabe in glänzender Weise und gab nicht bloß dem Schmerze derer, die er zu vertreten hatte, sondern auch seinen eigenen Empfindungen, insbesondere der Dankbarkeit gegen seinen erlauchten Gönner und Wohlthäter, einen würdigen und lebhaften Ausdruck. Da der Schüler die Wissenschaften mit den Staatsgeschäften vertauschen mußte, so sah der Lehrer sich auf philosophische Vorlesungen beschränkt. Hierbei stieß er bei der Helmstedter Geistlichkeit auf heftigen Widerspruch. Von dem Führer derselben, Boethius mit Namen, wurde er auf offener Kanzel excommunicirt. Ueber diesen Gewaltakt beschwerte sich Bruno Anfang October 1589 bei dem Prorector. Dieser aber, der berüchtigte Philosophenfeind Daniel Hofman, stand auf Seite des Geistlichen. Er gerade hatte Boethius erst zu seinem Angriffe angestachelt, um selbst den Schiedsrichter spielen zu können. Gleichwohl setzte Bruno, durch das Wohlwollen seines ehemaligen Zöglings geschützt und gestützt, seine Vorlesungen noch ein Jahr lang fort. Aber schließlich machten ihm Hofman und sein Anhang den Aufenthalt unerträglich. Er ging nach Frankfurt am Main. In einer Schrift, die er dort herausgab, überschüttete er Hofman und Boethius mit bitterer Ironie. Daß er dieses Werk Herzog Heinrich Julius widmete, ihm darin Glückwünsche zu dessen Vermählung aussprach, beweist zur Genüge, daß die Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler unerschüttert fortbestand.

So Bartholmeß. Sein Bericht ist so anschaulich, so ansprechend, Alles greift darin so nett in einander, daß man es fast bedauert, ihn für ein luftiges Gebilde erklären zu müssen, in dem Wahrheit und Dichtung kunstvoll miteinander verknüpft sind. Einen Theil dieses trügerischen Gewebes haben Domenico Berti [2])

1) Jordano Bruno par Christian Bartholmèss (2 t., Paris 1846—1847), I, 167—179.

2) Domenico Berti, Vita di Giordano Bruno da Nola (Firenze 1868), S. 224—227. Von den diesem Werke als Anhang beigefügten Akten des gegen Bruno geführten Inquisitions-Processes veranstaltete Berti eine erweiterte Ausgabe u. d. T.: Documenti intorno a Giordano Bruno da Nola (Roma 1880).

und Christoph Sigwart[3]) mit scharfem Messer bereits hinweggeschnitten; aber einzelne Fäden sind hängen geblieben, und fast hat es den Anschein, als wollten diese sich abermals zu einem Phantasiegespinnste verdichten. So, wenn einer von den neuesten Biographen, der sonst sorgfältige Hermann Brunnhofer, die Helmstedter Hochschule zu einer „Heimstätte der freien Forschung“ macht und von dem „genußreichen Umgange“ berichtet, den der Philosoph mit dem „geistvollen“ Stifter der Hochschule gehabt haben soll[4]); mehr noch, wenn Ludwig Kuhlenbeck den streng lutherischen Herzog Julius zu dem „freisinnigsten Fürsten seines Zeitalters“, zuletzt sogar zu „einem der freisinnigsten Herrscher, die es jemals gegeben“, zu einem „offenen Feinde der Theologen“ stempeln will, wenn er das Märchen von den 50 Professoren und 5000 Studenten wiederholt und schließlich seinen Lesern verräth, der Herzog habe den Italiener nach Helmstedt berufen, um den Glanz seiner jungen Hochschule zu erhöhen[5]).

Bei dieser Sachlage wird man es nicht für nutzlos und überflüssig erachten, wenn auf den nachfolgenden Spalten der Versuch gemacht wird, den Knäuel von theils morschen, theils haltbaren Fäden zu entwirren, um festzustellen, was sich über Bruno's Aufenthalt in Helmstedt mit Sicherheit ermitteln läßt.

Im Album der Helmstedter Hochschule, das im Herzoglichen Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrt wird, findet sich von der Hand eines Universitätsbeamten die Bemerkung, daß am 13. Januar 1589 Jordanus Brunus aus Nola in Italien kostenlos immatriculirt worden sei. Hierdurch wird die Frage nach Bruno's Ankunft in Helmstedt entschieden. Sie muß, da jeder neue Ankömmling sich nach Vorschrift der Statuten innerhalb der ersten acht Tage in die Liste der akademischen Bürger eintragen lassen sollte, zwischen dem 5. und 13. Januar des genannten Jahres erfolgt sein. Prorector war damals, vom 2. November 1588 bis 26. Mai 1589, der ältere Heinrich Meibom, der heute noch als fleißiger Geschichtsforscher und fruchtbarer Poet der Nachwelt bekannt ist

Bruno hatte bei seiner Ankunft in Helmstedt das Jünglingsalter längst überschritten. Er war ein Mann von 40 Jahren, von kleiner Statur, hager, mit etwas schwarzem oder kastanienbraunem Bart[6]). Eine bunte und wechselvolle Vergangenheit lag hinter ihm. Zu Nola in Campanien 1548 geboren und deshalb oft schlechtweg der Nolaner genannt, war er im Alter von 14 oder 15 Jahren zu Neapel Mitglied des Dominikanerordens geworden, aber 1576, um sich einer Anklage auf Ketzerei zu entziehen, dem Kloster entflohen. Dann hatte ihn bald die Ungunst der Verhältnisse, bald das Mißtrauen gegen den entlaufenen Mönch, dann wieder das geringe Verständniß, das man seinen Lehren entgegen brachte, nicht selten Neid und confessionelle Beschränktheit, allzuoft auch sein schroffes und selbstbewußtes Auftreten, vornehmlich aber die eigene innere Ruhelosigkeit, Jahre lang von Ort zu Ort getrieben, zuerst durch Norditalien, dann durch die Schweiz, Frankreich und England, zuletzt auch durch Deutschland. Der Ruf eines gelehrten Mannes ging vor ihm her. Vor Allem war er durch seine Schriften über die Lullische Kunst, eine Art von Mnemotechnik, durch eine beißende Satire auf den Papst, die noch jetzt viel genannten Dialoge von der Bestia trionfante[7]), und als feuriger Vorkämpfer für das Kopernikanische Weltsystem bekannt. Ob er vorher, was behauptet wird, die Stadt Braunschweig berührt hat, läßt sich aus den Acten des Stadtarchivs nicht nachweisen. Von Prag, wo er vorher sechs Monate verweilt hatte, brachte er ohne Zweifel noch den größten Theil der 300 Thaler mit, die ihm Kaiser Rudolf II. für die Widmung einer Schrift hatte auszahlen lassen. Das war eine recht hübsche Summe, nach dem heutigen Geldwerthe etwa 6000 Mark.

Die Universität Helmstedt, die nicht mit Unrecht vielgepriesene Julia, war bei Bruno's Ankunft in der Reihe ihrer deutschen Schwestern die jüngste. Erst zwölf Jahre zuvor, am 15. October 1576, hatte man sie feierlich eröffnet und eingeweiht. Ihr Stifter, Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, war ein edler Charakter, ein scharfblickender Kopf, ein einsichtiger und thatkräftiger Regent, im besten Sinne des Wortes ein Vater seines Landes. Aber freisinnig und tolerant war er nicht, auch nicht geistvoll, nicht einmal gelehrt. Sein glaubwürdiger Biograph, der Landfiskal Franz Allergmann, bemerkt ausdrücklich, „Se. Fürstl. Gnade habe nicht viel studieret“. Den practischen Gewinn allerdings, den Wissenschaft und Geistesbildung für das Gemeinwesen sowohl wie für den Einzelnen abwerfen, wußte der Herzog sehr wohl zu schätzen. Darin lag auch einer der Beweggründe, weshalb er die Hochschule errichtet hatte. Vor Allem aber sollte sie ein Sitz und eine feste Burg des Lutherthums sein, das er nach dem Tode seines protestantenfeindlichen Vaters, des Herzogs Heinrich des Jüngeren, eingeführt und dem er in seiner Kirchenordnung und dem

---

3) Christoph Sigwart behandelte „die Lebensgeschichte Giordano Bruno's“ zuerst in einer Universitätsschrift, die 1880 als Beilage zu dem Doctorenverzeichnisse der philosophischen Facultät zu Tübingen vom Jahre 1879/80 in 4° erschien; sodann in dem Aufsatze „Giordano Bruno vor dem Inquisitionsgericht“, den er der Ersten Reihe seiner „Kleinen Schriften“ (Freiburg i. B. [1881]; 2. Aufl. 1889) einverleibt hat.

4) Herm. Brunnhofer, Giordano Bruno's Weltanschauung und Verhängniß (Leipzig 1882), S. 71 ff.

5) Ludwig Kuhlenbeck hat Bruno verschiedene Schriften gewidmet, auch einige seiner Werke ins Deutsche übersetzt. Hier kommt hauptsächlich die unter dem Pseudonym Rudolf Landseck veröffentlichte Biographie: „Bruno, der Märtyrer der neuen Weltanschauung. Sein Leben, seine Lehren und sein Tod auf dem Scheiterhaufen (Leipzig 1890)“ in Betracht, wo der Aufenthalt in Helmstedt auf S. 83—89 behandelt wird. Außerdem: Bruno's gesammelte Werke, Bd. I (Leipzig 1890), S. 352 f.

6) Vor dem Inquisitionstribunale zu Venedig beschreibt 1592 der Buchhändler Ciotto Bruno als „un uomo piccolo scarmo, con un poco di barba nera“, der Secretair des Gerichts als „vir communis staturae, cum barba castanea“. Vergl. Berti, Vita di Bruno, S. 333 und 339. Er selbst nennt sich in seiner Oratio valedictoria (Wittenberg 1588), Bl. D 1 a: „corpore pusillus“.

7) Bruno's Schrift „Spaccio de la bestia trionfante“, d. i. „Austreibung der triumphirenden Bestie“.

Corpus doctrinae eine feste Stütze und Grundlage gegeben hatte. Päpstlich Gesinnte wurden an seinem Hofe und in seinem Lande ebenso wenig wie Calvinisten geduldet. Für das Zustandekommen der Concordienformel hatte er über 40000 Thaler aufgewendet. Daß er dieses Rüstzeug der Orthodoxie schon kurze Zeit nach ihrer Einführung wieder fallen ließ und auf die Väter derselben schlecht zu sprechen war, hatte mit Glaube und Dogma im Grunde gar nichts zu thun. Es geschah aus Aerger und Verdruß über den Superintendenten der Stadt Braunschweig, Martin Chemnitz, und dessen Anhang, als diese es zwar scharf und derbe, aber nicht unverdient gerügt hatten, daß der Erbprinz Heinrich Julius, um für ihn das Stift Halberstadt zu gewinnen, der Tonsurirung und Ordination nach römischem Ritus unterzogen worden war. Seine Hochschule zu einem Sitze der freien Forschung oder gar der freien Rede zu machen, kam dem Herzoge niemals in den Sinn, wie dieses der Verfasser bei einer anderen Gelegenheit eingehender dargelegt hat[8]). Was den Professoren freistand, war weiter nichts, als nach Herzenslust auf den Papst und die Calvinisten zu schelten. Im Uebrigen waren sie hinsichtlich der Lehrstoffe sowohl als der Lehrmethode streng an die Statuten gebunden. Neuerungen waren verpönt. Später freilich ist in Helmstedt in der That eine freiere Geistesrichtung zur Geltung gekommen. Das aber geschah erst, als unter den Nachfolgern des Stifters der Humanist Johannes Caselius und dessen Schüler, der große Friedenstheologe Georg Calixtus, bei der Besetzung der Lehrstühle einen maßgebenden Einfluß gewannen.

In ihrer Ausstattung stand die Julia anderen deutschen Hochschulen nicht nach; den meisten von ihnen war sie ohne Zweifel überlegen. Die Zahl der Lehrstühle genügte den damaligen Bedürfnissen. Nach den Vorschriften der Statuten sollte das Collegium der Professoren 4 Theologen, 4 Rechtsgelehrte, 3 Mediciner und 10 Philosophen[9]), insgesammt also 21 Mitglieder umfassen. Aber nicht selten kam es vor, daß zwei, vereinzelt sogar drei Professuren in einer Hand vereinigt waren. Als Bruno in Helmstedt ankam, belief sich die Zahl der Philosophen nur auf acht. Neben den ordentlichen Lehrern gab es allerdings auch außerordentliche, die in der philosophischen Facultät magistri privati genannt wurden. Ihrer waren aber niemals so viele, daß die Zahl von 50 Docenten auch nur annähernd erreicht worden wäre. Mehr als 25 werden es niemals gewesen sein. Größtentheils waren die Professoren tüchtige Gelehrte. Zu den vorzüglichsten Zierden der Hochschulen gehörte zu Bruno's Zeit Johann von Borcholten, ein ausgezeichneter und hochangesehener Kenner des römischen Rechts, ein Schüler des Franzosen Jacob Cujacius, unter den Philosophen neben Meibom der Historiker Reinerus Reineccius, dessen „Historia Julia eine für jene Zeit wahrhaft großartige Leistung bildet und Jahrhunderte lang von der Nachwelt als reiche Fundgrube ausgebeutet worden ist“[10]). Bald trat noch Johannes Caselius hinzu, einer der bedeutendsten akademischen Lehrer, deren sich die Juliusuniversität jemals zu erfreuen gehabt hat.

Was die Frequenz der Hochschule betrifft, so ist sie bis auf den Mann nicht zu ermitteln. Annähernd aber ergiebt sie sich aus der Zahl der Immatriculationen. Diese beliefen sich von Anfang an bis zu Bruno's Ankunft insgesammt auf wenig mehr als 4000. Die letzten sechs Prorectoratssemester hatten 161, 222, 161, 173, 122, 181 Einschreibungen aufzuweisen gehabt; im Winter 1588/89 wurden in das Album 162 Namen eingetragen. Danach betrug die Zahl der Ankömmlinge zu jener Zeit im Durchschnitt halbjährlich 169, jährlich 338. Da die Studenten, wenn man es hoch anschlägt, durchschnittlich 2 Jahre blieben, so kann der Nolaner auf der Juliusuniversität nicht mehr als höchstens 650 bis 700 Commilitonen vorgefunden haben. Das ist der Kern des 5000köpfigen Pudels, den einige von Bruno's Biographen dem gläubigen Leser vor die Augen geführt haben.

Nicht besser begründet ist die Nachricht, daß der Philosoph nach Helmstedt als Erzieher des Erbprinzen Heinrich Julius gekommen sei. Schon das Alter des angeblichen Zöglings hätte die Berichterstatter stutzig machen sollen[11]). Bei 24 bis 25 Jahren pflegt schon der gewöhnliche Sterbliche eines Erziehers weder zu bedürfen noch zu begehren, — wie viel weniger ein Prinz, der damals schon als weltlicher Bischof das Stift Halberstadt regierte, als Hofrichter in Wolfenbüttel den Sitzungen des obersten Gerichtshofes präsidirte, seit zwei Jahren Vater einer Prinzessin und Wittwer war und gerade damit umging, sich auf Wunsch des regierenden Herrn unter den Fürstentöchtern Europas nach einer zweiten Gemahlin umzusehen. Dazu kommt, daß zum „Erzieher“ eines Fürstensohnes oder zum „Hofmeister“, wie man zu sagen pflegte, zu jener Zeit nur ein Herr vom Adel gewählt wurde. Bürgerliche dienten nur als Lehrer oder Präceptoren. Bei dieser Sachlage bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß die Erzieher des Erbprinzen actenmäßig ganz genau bekannt sind, und daß Bruno unter ihnen nicht mit genannt wird.

In der That ist man denn auch von der Meinung, daß Bruno dem Erbprinzen und späteren Herzoge Heinrich Julius, als „Erzieher“ zur Seite gestanden habe, schon seit längerer Zeit zurück gekommen. Aber der Gedanke, daß der Nolaner sich um das Welfenhaus als Pädagoge verdient gemacht habe, ist offenbar zu anziehend und bezaubernd, als daß man ihn zu den Todten zu werfen vermöchte. So hat denn Isabelle Oppenheim, die Bruno unter dem Pseudonym J. Frith eine umfangreiche, von Moriz Carriere revidirte Biographie gewidmet hat, mit leichtem

8) Koldewey, Gesch. der klass. Philologie auf der Universität Helmstedt (Braunschweig 1895), S. 5 ff. Vergl. auch Henke, Calixtus, I, 26 ff.

9) In des Verfassers „Geschichte der klassischen Philologie auf der Universität Helmstedt“ wird auf S. 13 irrthümlich die Zahl der philosophischen Professoren auf neun angegeben. Das Versehen erklärt sich durch die Weglassung des Professors der Eloquenz oder Rhetors, der übrigens schon im nächsten Satze mit aufgeführt wird.

10) Bursian, Geschichte der klass. Philologie in Deutschland (München und Leipzig 1883), S. 252.

11) Heinrich Julius wurde geboren am 15. October 1564.

Griffel die Meinung hingeworfen, der Philosoph könne dem 25jährigen Prinzen recht gut Unterricht in der Astronomie und in der Lullischen Mnemotechnik ertheilt haben [12]). Leider stehen auch hier dem Fluge der Phantasie die trockenen Acten im Wege, die als Lehrer des Fürstensohnes zwar einige andere Gelehrte, aber keinen Jordanus Brunus verzeichnen.

Anders noch Ludwig Kuhlenbeck. Er ist der Meinung, wenn nicht bei Heinrich Julius selbst, so möchte der Nolaner am Ende bei dessen Söhnen als Erzieher gewirkt haben, etwa bei dem Prinzen Christian, desselben, der aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges als „Gottes Freund, der Pfaffen Feind“ bekannt ist. Der Einfall bedarf keiner Widerlegung. Der älteste Sohn des Herzogs, sein späterer Nachfolger Friedrich Ulrich, wurde am 5. April 1591, etwa ein Jahr nach Bruno's Fortgange, der tolle Christian erst am 10. September 1599, fünf Monate vor dem Tode des Philosophen, geboren. Verwunderlich ist nur, daß man Bruno nicht lieber zum Lehrer bei den Brüdern des Erbprinzen gemacht hat, zumal zwei von ihnen, der sechszehnjährige Joachim Karl und der elfjährige Julius August, zu seiner Zeit in Helmstedt studirten. Bruno war dabei, als sie sich unter dem Präsidium von Johann von Borcholten, in dessen Hause sie wohnten, an einer Disputation betheiligten. Zum Glück lassen die Worte, mit denen Bruno selbst von diesem Wortgefechte berichtet [13]), auch nicht den mindesten Zweifel darüber, daß er zu diesen beiden Fürstensöhnen weder als Lehrer noch als Hofmeister in einer näheren Beziehung gestanden haben kann.

Prinzenerzieher also und Prinzenlehrer ist Bruno in Helmstedt nicht gewesen? Was aber denn? Ohne Zweifel Professor, wenn nicht ordentlicher, so doch Extraordinarius oder Magister privatus! Irgend eine Stellung muß er doch bekleidet haben! Sonst hätte ja auch seine Berufung durch Herzog Julius überhaupt keinen Sinn gehabt!

In der That hat schon der gelehrte Convertit Kaspar Schoppe (Scioppius), der in Rom mit dabei war, als im Palaste des Großinquisitors Madrucci über Bruno das Todesurtheil verkündet wurde, am Tage der Hinrichtung seinem Freunde, dem Professor der Jurisprudenz Konrad Rittershausen zu Altorf, geschrieben, der ketzerische Philosoph solle in Helmstedt eine Zeitlang öffentlich gelehrt haben. Die Späteren hatten an der Zuverlässigkeit dieser Nachricht keinen Zweifel, sagten es entweder geradezu oder setzten es doch voraus. Nur Sigwart ist nicht sicher, ob Bruno auf der Juliusuniversität überhaupt irgend welche Stellung gewann; aber auch er hält es immerhin für wahrscheinlich, daß er wenigstens privatim philosophische Vorlesungen gehalten habe.

Man sieht, die Sache ist nicht recht klar. Um ihr auf den Grund zu kommen, wird es vor Allem nöthig sein, zu beachten, was Bruno selbst über seinen Aufenthalt in Helmstedt geäußert hat, einmal vor dem Inquisitionsgerichte zu Venedig, sodann in der Rede, die er vorher schon, am 1. Juli 1589, auf der Juliusuniversität zu Ehren des am 3. Mai 1589 verstorbenen Stifters derselben gehalten hat.

Vor dem Inquisitionsgerichte hat Bruno die in Helmstedt verlebte Zeit nur kurz berührt. „Mit den vom Kaiser Rudolf erhaltenen 300 Thalern“, so erzählt er, „von Prag abgereist, habe er ein Jahr lang auf der Juliusuniversität im Braunschweigischen verweilt, dort aus Anlaß des Todes des Herzogs unter vielen Anderen von der Hochschule eine Begräbnißrede gehalten und dafür von dem Sohne und Nachfolger des Verstorbenen zum Geschenk 80 Thaler in der landesüblichen Münze bekommen“. Von einer Lehrthätigkeit, von einer Anstellung an der Universität sagt er kein Wort. Es ist das um so bemerkenswerther, als er mit den Vorlesungen, die er vorher in Toulouse, Paris, Oxford und Wittenberg gehalten hatte, vor seinen Richtern gar nicht hinter dem Berge hielt. Darf man daraus schließen, daß er in Helmstedt überhaupt nicht als academischer Docent gewirkt hat?

Weit umfangreicher ist das zweite Selbstzeugniß, die Gedächtnißrede auf Herzog Julius. Sie liegt gedruckt vor [14]). Bruno bezeichnet sie auf dem Titel als „Oratio consolatoria“, als „Trostrede“. „Der Thränen“, so meint er, „seien genug geweint, zu ferneren Klagen sei kein Anlaß, weder um des Fürsten willen, der nach der stürmischen Seefahrt des Lebens in den Hafen des Heils und des Friedens gelangt sei, noch auch um des Landes willen, das in dem neuen Herzoge einen vortrefflichen Regenten besitze, endlich auch nicht um der Hochschule willen, für die der Verstorbene auf's Beste gesorgt habe. Dieser aber weile jetzt im Himmel unter den Gestirnen, die ihn als lebende, denkende, empfindende, in moralischer Hinsicht aber sehr verschieden geartete Wesen umgeben. Von dort her blicke er auf seine geliebte und erlauchte Tochter, die Academia Julia, segnend herab“. Die Art, wie diese Gedanken weiter ausgeführt werden, macht die „Trostrede“ zu einem Meisterstück glänzender Rhetorik. Von Allem, was zu jener Zeit zu Ehren des entschlafenen Herzogs geschrieben und gesprochen wurde, ist sie, wenn nicht die gediegenste, so doch jedenfalls die schwungvollste Leistung. Sehen wir, was für den vorliegenden Zweck sie abwirft!

Zunächst ist zu beachten, daß Bruno zwar vor versammelter Universität, aber keineswegs, wie Bartholmeß berichtet, in deren Namen und Auftrage den Redestuhl bestieg. Die viertägigen Trauerfeierlichkeiten, die die Hochschule veranstaltet hatte, waren längst vorüber. In

---

12) I. Frith. Life of Giordano Bruno, the Nolan, revised by Prof. Moriz Carriere (London 1887), S. 197, Anm. 1.

13) Bruni Orat. consol., Bl. B 2b, Opp. lat. ed. Fiorentino, I, 1, S. 40.

14) Oratio consolatoria Iordani Bruni Nolani Itali D. habita in illustri celeberrimaque Academia Iulia. In fine solemnissimarum exequiarum in obitum Illustrissimi potentissimique Principis Iulii, Ducis Brunsuicensium, Lunaeburgensium, etc. Prima mensis Iulii Anni M.D.LXXXIX. Helmstadii Excusa per Iacobum Lucium. 4⁰. — Die Rede ist abgedruckt Opp. lat. rec. Fiorentino, I, 1, 27–52. Eine deutsche Uebersetzung findet sich bei Landseck-Kuhlenbeck, Bruno d. Märtyrer, S. 158 bis 188.

dem Programme, das am 7. Juni dazu einlud, wird Bruno's Name überhaupt nicht genannt. Am 8. Juni, einem Sonntage, Morgens um 8 Uhr, hatte der Prorector, Doctor und Professor der Theologie Daniel Hofman, in der Hauptkirche zu St. Stephani eine deutsche Predigt, Nachmittags um 4 Uhr der Theologe Johann Heidenreich im Universitätsgebäude eine lateinische Rede gehalten; am 9. waren um 8 und 2 Uhr der Jurist Dethard Horst und der Mediciner Johann Bökel, am 10., abermals um 8 Uhr, der Professor der Rhetorik Hartwig Schmidenstedt, der „Orator" der Hochschule, als Redner aufgetreten; am 11. endlich, dem Tage, an dem in Wolfenbüttel die Beisetzung der fürstlichen Leiche erfolgte, hatte um 9 Uhr der Stadtgeistliche M. Zacharias Ronnenberger gepredigt, um 1 Uhr Heinrich Meibom als „Poeta" den Trauerfall in einem langen lateinischen Gedichte beweint.[15]) Erst am 1. Juli, also drei Wochen nach den officiellen Kundgebungen, gelangte Bruno zum Wort.

Schon hieraus darf man schließen, daß Bruno in Helmstedt eine hervorragende Rolle nicht gespielt hat. Näher noch kennzeichnet seine dortige Stellung die Rede selbst. Gleich im Eingange stellt er sich zu den Professoren und Studenten der Korona in eine Art von Gegensatz. Er bittet um Entschuldigung, „daß er, der Fremdling, der Ausländer, der Unbekannte, aus eigenem Antriebe, von Niemand, wie offenbar sei, dazu herangezogen oder ermuntert, in ihre Trauer sich mische, zu ihrem Todtenmahle sozusagen ohne Einladung herantrete. Er ergreife das Wort als Vertreter der Fremden, um einem Fürsten zu danken, der auf seiner Hochschule nicht bloß den einheimischen, sondern auch ausländischen Gelehrten und Studenten Schutz gewährt habe, nach dessen Willen von der Julia nichts verbannt und ausgeschlossen sein solle, als geistige Ignoranz, rohe Barbarei und cyklopische Ungastlichkeit". Ausdrücklich betont er dabei, „er bilde keinen Theil des Ganzen, gehöre zu keinem der Facultätscollegien (ordo), schließe sich den führeren Rednern nur als eine Art von äußerlichem Anhängsel an".

So Bruno selbst. Es ist klar, wer so sich ausdrückt, kann auf keine Weise Professor der Juliusuniversität gewesen sein. Auch nicht magister privatus, Extraordinarius oder Privatdocent; denn als solcher würde er nach den Bestimmungen der Statuten gleichfalls dem Collegium der Universitätslehrer angehört haben. An dieser Thatsache wird auch nichts durch die oft erwähnte Stelle geändert, worin Bruno gesagt haben soll, „daß er in Helmstedt von dem Stifter der Hochschule mit Aemtern und Ehren überschüttet worden sei".

Sehen wir die Worte an! „Erinnere dich", so lauten sie, „erinnere dich, o Italiener, daß du in deinem Vaterlande durch die Grausamkeit der Tyrannen todt warest, hier durch des besten Fürsten Huld und Gerechtigkeit lebendig und, soweit du dich dafür empfänglich machst und empfänglich zeigst, sogar mit Aemtern und Ehren, wenigstens nach den Wünschen und Absichten desselben, überschüttet bist" [16]).

Wir stehen erstaunt. Das also soll heißen, Bruno habe auf der Juliusuniversität von dem Herzoge ein Amt, eine Würde, einen Rang oder dergl. erhalten? Läßt nicht vielmehr der Zusatz: „wenigstens nach den Wünschen und Absichten des Fürsten" deutlich erkennen, daß eine solche Verleihung zwar im Bereich der Möglichkeit gelegen, thatsächlich aber nicht stattgefunden hatte? Freilich, wenn man, wie der eine Biograph es gethan, den ganzen Zusatz überhaupt bei Seite schiebt[17]), oder, wie ein anderer, das Wörtchen „wenigstens" unbeachtet läßt[18]), dann ist es in der That nicht schwer, zu finden, was man in seiner Voreingenommenheit gesucht hatte. Das ist aber keine ernste und sachgemäße Auslegung, sondern Phantasterei und gewaltsame Verdrehung des Sinnes.

Doch damit ist die Sache noch nicht ganz erledigt. Angestellt freilich, so wird man sagen, war Bruno in Helmstedt nicht; aber der soeben erwähnte Zusatz liefert den Beweis, daß Herzog Julius dem Nolaner persönlich geneigt und gnädig gesinnt war, ihn jedenfalls zum akademischen Lehrer gemacht haben würde, wenn nicht ganz besondere Umstände, etwa sein Tod oder schändliche Intriguen, die Ausführung seiner wohlwollenden Absichten vereitelt hätten. Wie wäre es, so wird man fortfahren, sonst auch möglich, daß der Nolaner den verstorbenen Fürsten mit geradezu enthusiastischen Dankesworten überschüttet, daß er wenige Zeilen nachher ihn als seinen Fürsten im wahren Sinne des Worts, seinen Gönner und Beschützer bezeichnet.

Die Sache erscheint plausibel, gewinnt aber sofort ein anderes Aussehen, wenn man die Stelle im Zusammenhange betrachtet und namentlich die unmittelbar sich anschließenden Worte, die die Begründung des Ausdrucks enthalten, näher ins Auge faßt. Man gewinnt dann folgende Gedankenreihe: „Erinnere dich, o Italiener, daß du in Helmstedt, wenigstens nach dem Wunsche und den Absichten des Fürsten, mit Aemtern und Ehren überschüttet bist; denn die Musen, die von Rechtswegen frei sein sollten, aber in Italien, Spanien, Frankreich, Belgien, wie auch in gewissen Gegenden Deutschlands kläglich darniederliegen, — hier stehen sie auf festem Boden, leben im tiefsten Frieden, blühen und gedeihen, dem Willen des Stifters entsprechend, sammt ihren Vertretern und Liebhabern aufs Beste. Daher bist du dem Herzoge als deinem wahren Fürsten, Gönner und

15) Die Predigten, Reden und Gedichte, zu denen der Tod des Herzogs Julius die Angehörigen der Helmstedter Hochschule veranlaßte, finden sich vereinigt in dem Sammelbande: Piae Exequiae quas ad cohonestandum funus . . . Iulii ducis . . . Academia Iulia orationibus aliquot prosecuta est. Helmst. 1589. 4°. Voran steht das Programm vom 7. Juni 1589. Die Rede des Professors Dethard Horst fehlt darin. Wahrscheinlich wurde sie überhaupt nicht gedruckt.

16) Opp. lat. I, 1, S. 32 f. Orat. consol., Bl. A 3b: „In mentem, Itale, revocato te . . . illic (sc. in patria tua) tyrannorum violentia mortuum, hic optimi principis amaenitate atque iustitia vivum et, quatenus te capacem efficis et ostendis, officiis etiam et honoribus, saltem pro eiusdem votis et intentione, cumulatum."

17) Bartholmeß a. a. O., I, 173.

18) Landseck=Kuhlenbeck, Bruno d. Märtyrer, S. 162 f.

Beschützer Dank schuldig, wie überhaupt die fremden Musen, d. h. alle landflüchtigen Ausländer es sind, denen die Stiftung des Herzogs Julius Schutz und Unterschlupf gewährt. Diesen Dank in ihrer Aller Namen abzustatten, ist deine Pflicht, und das gerade ist es, was dich zwingt, dich den früheren Rednern nachträglich noch anzuschließen."

Aus diesem Gange der Gedanken ergiebt sich, daß Bruno, wie schon vorher bemerkt wurde, als Vertreter der Fremden redet und mit den vielbesprochenen Worten weiter nichts hat sagen wollen, als daß alle Gelehrte, die aus ihrem Vaterlande verbannt und verstoßen sind, in Helmstedt nicht bloß freundliche Aufnahme finden, sondern auch, wenn sie dazu tüchtig sind, wenigstens nach den Intentionen des Fürsten, zu akademischen Ehren und Aemtern gelangen können. Es ist also von einer besonderen persönlichen Gunstbezeugung gar nicht die Rede. Wenn Bruno aber bei seinem Lob- und Dankliede auf Herzog Julius etwas kräftig in die Saiten greift, so ziehe man zunächst sein lebhaftes, leicht zu entflammendes Naturell in Betracht. Auch heute noch reden die Italiener mit Vorliebe in Superlativen. Vor Allem aber beachte man seine Lage. Das ganze Elend der Verbannung hatte er durchgekostet, und das zu einer Zeit, da der Unbekannte, der Sprößling einer fremden Nation, der Andersgläubige, der Träger neuer und ungewöhnlicher Ideen, von vornherein für fragwürdig, für verdächtig und gefährlich galt. Kaum war er in Neapel und Rom den Händen der Inquisition entronnen, als ihn in Genf die Engherzigkeit der reformirten Geistlichkeit in den Kerker warf. Zu Toulouse, Paris und Oxford hatten die Professoren bei seinen Vorträgen, wie er selbst erzählt[19]), die Nasen gerümpft, Grimassen geschnitten, die Backen aufgeblasen, auf die Tische getrommelt, die Studenten gegen ihn aufgehetzt. In Marburg war sein Gesuch um die venia legendi rundweg abgelehnt worden. In Wittenberg hatte er schon geglaubt eine bleibende Stätte gefunden zu haben, als der Einfluß der Calvinisten ihm abermals den Wanderstab in die Hand drückte. Zuletzt war auch in Prag sein Versuch, festen Fuß zu fassen, gänzlich mißlungen. Fast überall auf seinem Wege hatte er mit Mißtrauen, Widerspruch, Neid, Haß, Bosheit, Spott und Hohn zu kämpfen gehabt. Und das nicht allein. Armuth und Entbehrung waren die Gefährten seiner Reise gewesen. Jetzt, in Helmstedt, war es anders geworden. Die Mittel, die er von Prag mitgebracht hatte, waren bedeutend genug, um von seiner Schwelle für längere Zeit Noth und Sorge fern zu halten. Anfeindungen hatte er an seinem neuen Wohnorte augenscheinlich noch nicht erfahren; vielleicht hatte er sogar bei den strengen Lutheranern einen freundlichen Blick, ein günstiges Wort gefunden, als sie hörten, der Fremdling habe zu Wittenberg in seiner Abschiedsrede ihren Reformator als den modernen Herkules gepriesen, als den, der den Cerberus mit der dreifachen Tiara, zwar nicht mit der Keule, wohl aber mit der Feder bekämpft, besiegt und zu Boden gestoßen habe[20]). Wahrlich, man begreift es, daß der feurige, für jede Freundlichkeit empfängliche Italiener, auch ohne ein besonderes Zeichen persönlicher Gunst, ein Geschenk, eine Anstellung, einen Titel und dergl. erhalten zu haben, in vollen Tönen das Gedächtniß eines Fürsten preist, der in seiner Julia auch für die Fremden, die Landflüchtigen, die Verbannten eine Stätte geschaffen hatte, wo sie frei und sicher, wo sie als Bürger zu leben vermochten, wo ihnen sogar, wenn sie sich tüchtig zeigten, der Weg zu Ehren und Aemtern offen stand. (Fortsetzung folgt.)

19) In der Schrift „De lampade combinatoria Lulliana" (Witebergae 1587), abgedr. bei Gfrörer, Bruni Opera (Stuttgart 1836), S. 621—702.

20) Bruni Orat. valedict., Bl. C 3b u. C 4a, Opp. lat. I, 1, S. 20 f.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Fortsetzung.)

Nr. 452. Die Häuser von Fehr und von Bührmann, Eiermarkt 3 und 4. Hier bestand bis 1765 nur ein Haus; doch der Hof des Fehr'schen Hauses war damals der Kirchhof von St. Jacobi und noch unbebaut. Dies große Grundstück, zu welchem wahrscheinlich auch der ältere Theil von Frühling's Hôtel (Nr. 460, Bankplatz 7) und die erst 1765 entstandene Gasse zum alten Leihhause gehörte, war ehemals, soweit man zurückblicken kann, im Besitze der Familie von Ursleve; hier lag auch 1400—1488 ein von ihr gestifteter „Convent", von dem weiterhin nichts mehr verlautet. Ihr erster bekannter Ahnherr, Heiso v. Ursleve, wird 1250 als Rathsmann der Altstadt erwähnt. Die 1349 als Besitzer dieses Hauses genannten Ursleve waren wahrscheinlich seine Urenkel. Der Sohn des älteren derselben, Herman, besaß dies Haus 1365 bis 1412. Sein letzter Besitzer war Cord, mit dem 1463 das Geschlecht im Mannsstamme erloschen ist. Das Haus kam 1465 an Cord v. Scheppenstede. Dieser vererbte es an seinen Sohn Heinrich, dessen jüngerer Bruder Bodo bei Nr. 14 erwähnt worden ist. Heinrich's Urenkel Hans starb 1626 an der Pest und hinterließ das Haus seiner Wittwe Margarete Achtermann, die in zweiter Ehe den Bürgermeister Tile von Damm heirathete. Von ihrer Enkelin Magarethe von Damm ging es an deren Gatten Christoph Baster über. 1729 wurde es fürstliches Proviantshaus. Nach dessen Abbruch überließ Herzog Karl I. den Bauplatz den Banquiers Rütger Heinrich Klünder und Johann Friedrich Schwarze, welche hier zwei Häuser mit einheitlicher Façade aufführen ließen. Der nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückkehrende Klünder verkaufte sein Haus (das jetzige Bührmann'sche) an den Weinhändler Johann Franz Rönkendorff, dessen gleichnamiger Vater ebenfalls 1707 aus Hamburg hier eingewandert war.

Nr. 453. Kreisdirection (früher Leihhaus), Eiermarkt 5. Dies Haus, ein altes Strombeck'sches, besaß im Jahre 1358 Hilmer von

Strobeke, Eggeling's Sohn. Dessen Sohn Tile verkaufte es 1433 an Detmer von Damm. 1458 bis 1491 besaßen es Hinrik Loding und sein Sohn Bartram. 1492 erwarb es der Bürgermeister Ludeke Breier, dessen Enkel, der Rathskämmerer Dietrich Breier, es 1572 umgebaut und mit seinem Wappen geschmückt hat. Von seiner Tochter Emerentia, der Wittwe des Bürgermeisters Hans Segemeier, kaufte es 1641 Werner Kalm, Bürgermeister im Hagen, der Besitzer des Bürgerschulhauses auf der Wilhelmstraße. Die Wittwe seines Enkels Curd Werner v. Kalm, Ilse Marie Achtermann, gestorben 1740, war die letzte Besitzerin aus dieser Familie. Dann wurde es ein Fürstliches Proviant-Magazin. 1764 brachte es der Oberamtmann Johann Heinrich Reiche an sich, von dem 1765 das jetzige Haus erbaut worden ist. 1838 besaßen es die von Alvensleben, 1842 wurde es Herzogliches Leihhaus.

Nr. 455. Synagoge, Steinstraße 4. Dies Haus gehörte 1386 Tile von Calve und kam 1392 an Herman von Vechelde, welcher 1388 auf der Wahlstatt bei Winsen an der Aller vom Herzog Friedrich von Braunschweig den Ritterschlag empfing und neuerdings von Hänselmann als Verfasser der „Heimlichen Rechenschaft“ erkannt ist. Durch Anna v. Vechelde, die Gattin Hans Volkmerod's, kam das Haus 1632 an ihre Tochter, Dorothea Volkmerod, Wittwe Tilen's v. Broitzem. 1680 besaß es Anthon Andreas v. Broitzem. 1712 war wieder ein Vechelde Besitzer geworden, Georg Conrad; dessen Sohn Johann Conrad verkaufte es indessen 1762 an Friedenfels. Später besaß es der Posthalter Schestag.

Nr. 456. Das Vibrans'sche Haus, Steinstraße 3. 1360—1394 saßen hier die Brüder Cord und Brand Elers, welche zu den 1374 Verbannten gehörten. Von Henning Elers kaufte dies Haus 1438 Albrecht v. Vechelde. Da Albrecht der älteste Sohn des Bürgermeisters Herman war, so wurde es hinfort das Stammhaus der Familie. Albrecht's ältester Sohn Herman und seine Frau Gesa Doring haben 1512 das jetzige Haus erbaut und mit ihren Wappen an beiden Enden des kunstvollen Schwellbalkens verziert. 1627 kam es an Anna v. Vechelde, Levin Hantelmann's Frau, und 1640 an deren Sohn Julius Heinrich. Von Reinhold Hantelmann kaufte es 1690 der Landrentmeister Lautitz. 1750 ging es an Fürstliche Kammer über. Der Abt Jerusalem, der demnächst hier seine Dienstwohnung hatte, starb darin am 2. September 1789.

Nr. 457. Das Gerloff'sche Haus, Steinstraße 2. 1386 finden wir hier eine jüngere, früh ausgestorbene Linie der Familie Pawel, Hans II und Weddege, die Söhne Henecke's II. 1457 erwarb dies Haus Ludeke Breier, der Sohn des 1437 nach Braunschweig gezogenen Hildesheimschen Bürgermeisters Dietrich Breier aus einer seit 1330 in Hildesheim genannten und seit 1388 im dortigen Rathe vertretenen Familie. Er hat es 1462 neu gebaut, und von diesem Bau sind bei einem abermaligen Umbau die beiden Brandgiebel stehen geblieben, an deren rechtem die Jahreszahl 1462, am linken (neben der Braunschweigischen Bank) das Breier'sche Wappen sichtbar ist. Von 1464 bis 1500 mit Unterbrechung durch den Aufstand Ludeken Holland's war er im Rathe der Altstadt, zur Frau hatte er Hannecken v. Ursleve, die letzte Tochter dieses Geschlechtes. Durch seine Enkelin Anna Breier, Wittwe des Bürgermeisters Cord v. Damm, kam das Haus 1552 an die v. Damm, durch Elisabeth v. Damm, die Gattin des Bürgermeisters Gerleff Kale, 1620 an Herman Kale. Von dem Capitain Prull, der das Haus 1660 besaß, wird es in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts der Kanzler Probst von Wendhausen gekauft haben. Dieser ließ es 1698 zu seiner jetzigen Gestalt umbauen und wahrscheinlich über der Hausthür mit dem Wappen schmücken, welches ihm bei seiner Nobilitirung 1683 verliehen worden war. Von ihm erbte es 1718 Conrad Detlev v. Dehn, seit 1726 Graf und demnächst Dänischer Minister im Haag, der seine Enkelin geheirathet hatte. Ein Portrait dieses Diplomaten in affenmäßigem Aufputz, von Nicolas Largillière, bewahrt das Herzogliche Museum. 1753 besaß das Haus der Kammerdirector von Völcker, 1805 der Klosterrath Hugo.

Nr. 458. Braunschweigische Bank, Steinstraße 1. Dieses Grundstück reichte ebenso wie die drei vorher genannten schon in ältester Zeit bis zur Südstraße. Längs desselben lief eine Twete, welche von der 1478—1550 im Besitze des Hauses gewesenen Familie Klot seit 1535 den Namen Klotstwete führte. Von 1392 bis 1457 gehörte das Haus Cord Schulenrod, seit 1573 Hinrick v. Vechelde, einem jüngeren Sohne des Zehnmannes Tile. Es blieb ein Vechelde'sches Haus, bis es 1692 Frau Lucia Achtermann, geborene v. Vechelde, ihrem Sohne, dem Obersecretair Tile Achtermann, hinterließ. Dessen Tochter, Eleonore Elisabeth Großkopfen, verkaufte es 1756 an den Factor Hans Heinrich Kalm[1]), Jürgen Peter's Sohn (vergl. Nr. 163), und 1782 gelangte es an dessen Schwiegersohn, den Major Johann Gustav v. Hermelin.

Nr. 459 und 463. Die frühere Bebauung des Bankplatzes bildete ein Dreieck, dessen Grundlinie parallel mit der Bank lief, und dessen abgestumpfte Spitze nahe der Martinischule lag. Nr. 459 war von Nr. 458 durch die Klots-Twete getrennt, Nr. 463 nahm den übrigen Raum ein. Ersteres nebst dem nach der Südstraße ausgehenden Hinterhause, das erst später (als Nr. 485) abgetrennt wurde, besaß seit 1586 Henning Braband, und noch 1610 befand es sich im Besitz seiner Erben. Nr. 463 war 1401 Hinrik Twedorp's Haus, kam 1447 an Tile v. Sesen, gehörte 1470 Luder v. Hollege, 1518 Johan v. Arven, 1537 Jost Ketteler und demnächst Bastian v. Walbeck. 1586 wurde es Eigenthum der Martinikirche und 1649 des Raths, kam aber 1672 wieder in Privatbesitz, zunächst des Bürgermeisters Nürnberg. 1732 gehörte es der Wittwe des Dr. Johann Ulrich Stieber, zuletzt war es als „Stadt Hamburg“ bekannt.

Nr. 465. Das Löbbecke'sche Haus, Bankplatz 2, gehörte 1376—1400 Herman Rike, 1407 bis 1459 den v. Ventsleve, 1472—1537 den v. Adenstede und 1541—1600 den v. Lafferde. Vor dem gegen

1) Er gehörte nicht zu der Familie v. Kalm. Sein in der Martinikirche vorhandener Leichenstein zeigt nicht deren Wappen.

Ende des vorigen Jahrhunderts vom Baumeister Langwagen ausgeführten Neubau trug es die Jahreszahl 1557 und das Wappen der v. Lafferde. 1643 besaß es Adrian v. Horn, 1699 Levin Lüddecke.

Nr. 491. Das große Waßmus'sche Grundstück, Südstraße 6, war bis 1527 ein Vorwerk, d. i. nach Hänselmann's Erklärung ein freieigener Ackerhof (allodium). Als ältester Besitzer desselben läßt sich mit Sicherheit nur 1386 Hinrik Osse aus einer seit 1300 vorkommenden und schon 1313 im Rathe der Altstadt vertretenen Familie feststellen. Vielleicht war es 1344 das Vorwerk der v. Velstede bei der Südmühle, wenn dieses nicht etwa an der Stelle des Menke'schen Hauses, Friedrich-Wilhelmsplatz 1, zu suchen ist[2]). Fernere Besitzer dieses Vorwerks waren 1403—1412 Hinrik Spange, 1434 Olrik Lindemann, seit 1444 die v. Lafferde und 1518—1527 Bartold v. d. Heyde.

Nr. 508 und 509. Das Haus des Hoflieferanten v. Peinen, Südstraße 14, nebst dem Nachbarhause Nr. 15 war 1353 wahrscheinlich das Vorwerk der v. Velstede auf der Knochenhauerstraße[3]). 1377—1392 gehörte es den v. Salder, einer schon 1231 im Rathe der Altstadt vertretenen und bis ins 16. Jahrhundert vorkommenden Familie; 1461 bis 1572 hieß es der Kalen Vorwerk. Um 1670 waren auf diesem Grundstück zwei Häuser entstanden, von denen das eine (Nr. 508) als der Patricier Gelagbrüder-Haus, das andere (Nr. 509) als der Kramer Gilde-Haus bezeichnet wird.

Nr. 510 und 511. Stadt Göttingen, Südstraße 16, nebst dem Nachbarhause Nr. 17 war ebenfalls ein Vorwerk und wird zuerst 1336 als das Vorwerk des Ludeman v. Achum bei der Kerlingenpforte[4]) erwähnt. Die v. Achum (Achem) waren schon 1249 im Rathe der Altstadt vertreten. Von 1407—1509 heißt das Grundstück „der v. Evensen Hof"; demnächst bis 1545 besaß es der Rath. Um 1600 entstanden hier zwei Häuser, deren eins (Nr. 510) laut Inschrift 1602 durch Jacob Vasterling erbaut worden ist.

Nr. 518. Das Eckhaus Knochenhauerstraße 13 und Petersilienstraße 1, mit Statuen als Balkenträgern und einem Kopfe, der von weither den Beschauer mit ausgereckter Zunge grüßt, gehörte 1346 Ludeken v. Bevenrode, 1386—1403 Helmold v. Wenden, dann den Suring, den v. Voltze, den Elers und kam 1444 an Berthold Haverland, dessen Familie es bis 1528 behielt, nachdem sie es 1489 zu seiner jetzigen Gestalt umgebaut hatte. 1537—1600 besaßen es Herman v. Vechelde und sein Sohn Albrecht, 1643—1660 Valentin Adrians und 1669—1680 der Bürgermeister Julius v. Horn.

Nr. 546. Das Wolters'sche Brauhaus, Güldenstraße 7, ist 1560 durch Ciriacus Haverland erbaut und 1739 in den Besitz des Brauers und Knochenhauers Heinrich Levin Wolters übergegangen. Dem dazu gehörigen Hinterhause in der Echternstraße schlossen sich fünf kleine Häuser, Echternstraße Nr. 67 bis 71, an, die 1402 das rothe Kloster[5]) hießen. Um 1400 besaß Nr. 67 Aleke Haghens[6]), Nr. 68 Aleke Paschebrud („Osterbraut"), Nr. 69 Greteke Kluc hon („Kluckhuhn"), auch witte Margarete und de witte Su („die weiße Sau") genannt, Nr. 70 Greteke Everdes oder de Vusteke („das Fäustchen" ?); Nr. 71 war das Haus des Henkers.

Nr. 556. Das Doring'sche Beguinenhaus, Prinzenweg 4, ist 1566 von Steffen Bartram als dessen Wohnhaus erbaut und 1600 vom Bürgermeister Cord Doring angekauft. Seine Stiftung erfolgte erst 1610.

Nr. 608. Das Löhr'sche Haus, Güldenstraße 14, nebst dem Nachbarhause Nr. 13, reich an figürlichem Schnitzwerk, ist 1480 von Tile Struve erbaut worden.

Nr. 624. Die Predigerhäuser zu St. Martini, Güldenstraße 65a und 65b, waren bis 1577 ein bürgerliches Wohnhaus, das 1535—1545 dem Bürgermeister Jobst Kale gehörte und 1569 vom Bürgermeister Jürgen v. Vechelde neu gebaut wurde. Diesem hat es Eva v. der Streithorst abgekauft, durch deren Vermächtniß es 1577 an die Martinikirche gelangt ist.

Nr. 629. Ein großes Steinhaus auf dem Grundstücke der städtischen Mädchenschule gehörte 1392 Eylardes v. d. Heyde gleichnamigen zwei Söhnen, von 1405—1439 den Kindern des jüngeren. 1439 erwarb es Lambert v. Evensen, 1474 Olrik Brackel und 1484 Hans Harling, der es 1497 seiner Tochter Mette, Gerken Pawel's Frau, hinterließ. Es war dann länger als 200 Jahre ein Pawel'sches Haus; 1582 hat hier bei Hans Pawel Herzog Wilhelm, 1587 Herzog Heinrich Julius Herberge genommen. Manche werthvolle Ueberreste des Hauses, Erinnerungen an die Familie v. Pawel, sind in das städtische Museum übertragen. 1706 verkaufte es Friedrich Andreas v. Pawel an den Thomaehof, beim Bau der Mädchenschule ist Alles der Erde gleich gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. Jan. 31. Plenarversammlung d. Handelskammer f. d. Herzoth. Br.; Wernicke, Zur Frage d. kaufmänn. Hochschule; Th. Sander, kaufmänn. Lehrlingsheim zu Br.

Neues Braunschw. Schulblatt. Nr. 2. Bebenroth, welche Stoffe sind d. Lehrplane d. Volksschule hinzuzufügen ꝛc; Fricke, Jubelfeier d. deutschen Lehrervereins. — 3 u. 4. L. Heinemann, Philipp Melanchthons pädagog. Wirksamkeit.

---

2) Auf dem Gebiete des Kaiserhofs lag ebenfalls ein Vorwerk; aber dieses wird 1354 als früheres Besitzthum der Resen bezeichnet.

3) Dieser Theil der Südstraße wurde damals so genannt. Die Bezeichnung könnte auch auf das vorgenannte Haus zu beziehen sein.

4) Eine Pforte in der Stadtmauer in Verlängerung der Knochenhauerstraße, die ihren Namen von einem schon im 13. Jahrhundert ausgegangenen Bürgergeschlechte, den Kerlingen (Karolis), führte.

5) Nach Dürre 1396 erbaut.

6) 1412 hieß sie Ypenkras, „Hippokras", süßer Würzwein.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 6. 14. März **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Das Rettungshaus bei St. Leonhard in Braunschweig.

Von Hans Hassel.

Die Bewegung, in welcher um die Mitte unseres Jahrhunderts die Geburtsstunde der inneren Mission erblickt wird, ergriff auch die Herzen der Braunschweiger. Wichern, der berühmte Leiter des Rauhen Hauses bei Hamburg, hatte auf dem Kirchentage in Wittenberg, wo im Herbst 1848 an Luther's Grabe Hunderte von Evangelischen aus allen Theilen Deutschlands versammelt waren, die vielerlei leiblichen, geistigen und sittlichen Nothstände dargelegt, welchen freie christliche Liebesthätigkeit abhelfen soll, und seine Worte fanden Wiederhall all überall. Schon 1849 regte es sich in Braunschweig. Es gehört Muth dazu, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches von Anfang an auf die Mildthätigkeit angewiesen ist; nach 45 Jahren stiller, emsiger Arbeit im Rettungshause bei St. Leonhard soll ein Rückblick auf die Entwickelung darthun, aus welchen kleinen Anfängen heraus sich das Werk aufgebauet hat und wie erfreuliche Ergebnisse hier gezeitigt sind.

Auf Veranlassung einer hiesigen ehrbaren Frau des Mittelstandes bildete sich nach dem ersten Jahresbericht ein Frauenverein, um eine Rettungsanstalt für Mädchen vorzubereiten; im Mai 1850 gründete man eine Nähschule für Mädchen niederen Standes, wo zunächst acht, alsbald zwölf Mädchen unterrichtet wurden. Inzwischen hatte man sich an den Pastor Pagendarm zu St. Michaelis gewendet, und die Zusicherung eines Jahresbeitrages von 80 Thalern durch eine Dame vermehrte die bislang zugeflossenen Einnahmen so sehr, daß man sich nach einem Hause für die zu gründende Anstalt umsah, zumal man die Wahrnehmung machte, daß die Mühe, in der Nähschule die Mädchen durch geeignete Schriften und Gespräche auf ordentliche Wege zu führen, deshalb meist vergeblich aufgewendet wurde, weil die Kinder immer wieder in ihre verderbliche Umgebung zurückkehrten. Am 8. Juni 1852 zog man in ein für billigen Miethzins zwischen dem Fallersleber- und dem Steinthore zur größeren Hälfte ermiethetes Haus ein; Vorsteherin des Hauses wurde eine Diaconissin aus Kaiserswerth, Fräulein v. Zedtwitz, welche zuvor von Wichern selbst im Rauhen Hause in dieses besondere Gebiet der inneren Mission eingeführt war. Sie begann ihren Dienst an drei Kindern und am 8. August 1852, am 9. Sonntage nach Trinitatis, fand Nachmittags in der Michaeliskirche zur Einweihung des Hauses ein Gottesdienst statt, wobei Pastor Pagendarm die Festrede hielt. Zu Ende des Jahres verdoppelte sich bereits die Zahl der Kinder, man mußte Raum haben für die Gehülfen der Vorsteherin und das Haus auf dem Giersberge erwies sich als unzureichend. Die Theilnahme, welche dem Werke durch eine Collecte in der Stadt Braunschweig allein 400 Thaler an Jahresbeiträgen einbrachte, ermuthigte zum Ankauf des v. Rosenberg'schen Gartens bei St. Leonhard mit einem 14 Morgen großen Grundbesitz, zahlreichen Obstbäumen, hinreichendem Wasser und mit fünf Gebäuden für 9000 Thaler; man hatte nun eine Grundbedingung der Existenz der Anstalt erfüllt, ein ausgedehntes Grundstück erworben, auf welchem die Kinder nach den Schulstunden im Spiel sich erheitern, aber auch in Garten- und Hausarbeit gewöhnt werden konnten, für das Hauswesen thätig zu sein. Könnten die Gründer der Anstalt sehen, wie sich ihr muthiger Entschluß zum Ankauf des noch heute bei Erziehung von etwa 100 Kindern und nach Ablassung eines bedeutenden Stückes an das Marienstift völlig ausreichenden Grundstückes bewährt hat, sie müßten den jetzigen Leitern der Anstalt zurufen: nur nicht gerastet im Ausbau des Werkes! was vor 45 Jahren ohne Mittel begonnen, das wird auch in der heutigen Zeit weiterzuführen sein! Man kaufte für Den, Der gesagt hat: „wer ein solches Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf“; „Mein ist beides, Silber und Gold, so ruft der Herr Zebaoth“, das waren die Worte, welche Muth und Vertrauen gaben. Im Mai 1853 schon siedelte die junge Anstalt in das eigene Heim über; es wurde sofort die Gelegenheit benutzt, in den verschiedenen Gebäuden die Knaben und die Mädchen unterzubringen, und man richtete neben der vorhandenen Mädchenfamilie eine Knabenfamilie ein; in Carl Leidloff und seiner Frau fanden sich die ersten Hauseltern; der Collegiat H. Dedekind (in Söllingen 1888 als Superintendent verstorben) übernahm die Secretariatsgeschäfte. Leider schied bereits der in der ersten Last der Gründung erprobte Berather Pagendarm aus; an seine Stelle trat als Seelsorger und geistlicher Vorstand der Hof- und Domprediger

Thiele, welcher fast 30 Jahre lang bis 1882 seinen bewährten Rath dem Rettungshause gewidmet und demselben viele Freunde gewonnen hat. Das Rettungshaus wurde der Domgemeinde seines geistlichen Vorstandes angegliedert und die Insassen des Hauses haben bis zum Frühjahr 1883 im Dome den Gottesdienst besucht, die Kinder haben dort nach Vollendung ihrer Erziehung in der Confirmation den Bund der Taufe erneuert. Seitdem ist in Folge des Eintritts des Pastors Clemen an Stelle des Hofpredigers Thiele in den Vorstand die Magnikirche das Gotteshaus der Anstalt.

Sehr bald nach der Gründung hat also das Rettungshaus diejenige äußere Gestalt bekommen, welche es noch heute zur Schau trägt; die als Gewähr einer stetigen Entwickelung dienende statutarische Organisation wurde der Anstalt zu Theil, bevor ihr durch höchste Verfügung am 5. September 1863 die Rechte milder Stiftungen verliehen wurden, womit namentlich den Behörden gegenüber eine geordnete Stellung eintrat. Aber mit der Ausdehnung des Arbeitsfeldes kamen auch Sorgen und Noth, in deren Ueberwindung das Haus mehr und mehr erstarken sollte: es kann nicht Wunder nehmen, daß die Jahresberichte von Unarten und Lastern der Kinder erzählen; wollte man doch auf Abwege gerathene Kinder wieder auf den geraden Weg zurückbringen und denjenigen helfen, bei denen das Vaterhaus seine Pflicht versäumt oder seinen Dienst versagt hatte, weil sie sich der Zucht des Vaterhauses nicht mehr fügen wollten. Doch blieb es nicht aus, daß auch Krankheiten kamen und Opfer forderten, nicht nur an Geld und Gut, sondern auch an Leben der Kinder; Masern und Typhus suchten mehrere Male das Haus schwer heim; außerdem aber gilt es, in einem Rettungshause an der Gesundheit vieler Kinder wieder gut zu machen, was in den ersten Lebensjahren vernachlässigt ist. Um besonderen Nothständen auch da zu begegnen, wurde bereits am 1. August 1855 eine Heilanstalt für scrophulöse Kinder eingerichtet, zunächst mit sechs, bald mit zwölf Betten, dort sind durch sorgsame Pflege gute Erfolge erzielt, indem viele der aufgenommenen Kinder nach einer gewissen Zeit als genesen oder doch erheblich gebessert den Angehörigen zurückgegeben werden konnten; freilich mußten auch manche Kinder als unheilbar wieder ausscheiden. Den Aerzten Medicinalrath Dr Mansfeld, Dr Reck, Dr Roßmann, Dr Ehlers, Dr Völker, Dr Steinmeyer, Dr Dorn, welche sich nach einander um das Hospital bemüht haben, gebührt ein besonderer Dank.

Das Leben im Rettungshause soll grundsätzlich dem Familienleben gleichen; eine Anzahl von Knaben bezw. Mädchen bildet eine Familie, in deren Rahmen der Einzelne aufwächst, unterrichtet wird, die Mahlzeiten einnimmt und zur Erholung spielt, sowie unterhaltende Beschäftigung findet. Bei besonderen Anlässen, bei Ausflügen, zum Kirchgange, am Weihnachtsfeste und zur Confirmation vereinigen sich alle Familien, um gemeinsam die Festesfreude zu genießen bezw. der Andacht sich zu widmen. Das Weihnachtsfest gestaltet sich in einem der Kinderpflege und der Erziehung dienenden Hause naturgemäß überaus fröhlich und weihevoll; nach einer Andacht, zu welcher sich außer den Hauseltern, den Helfern und Gehülfinnen, sowie den Kindern die Vorstandsmitglieder und zahlreiche Freunde einzufinden pflegen, werden die Thüren zu den mit allerlei erfreuenden Sachen besetzten Tischen geöffnet, und es entsteht eine Lust und ein Treiben, wie es froher und erfreulicher nicht gedacht werden kann. Ernst dagegen gestaltet sich die Feier der Confirmation: für die Knaben bedeutet sie den Austritt aus der Anstalt und den Eintritt in die Freiheit, deren Mißbrauch sie in die Anstalt gebracht hatte und gegen welchen Mißbrauch das noch jugendliche Alter erst geringe Sicherheit bietet. Da ist von großer Bedeutung die Auswahl der Lehrmeister, welchen die Knaben anvertraut werden: es ist alter Grundsatz, die Knaben sämmtlich auf dem Lande ein Handwerk nach ihrer Wahl lernen zu lassen und die Erfolge sind in der großen Mehrzahl günstig gewesen; ja das Rettungshaus kann sich einer großen Nachfrage seitens der Lehrherren nach Zöglingen rühmen; häufig kann derselben nicht entsprochen werden. Bei den Mädchen bildet die Confirmation nicht einen solchen äußeren Lebensabschnitt wie bei den Knaben; die Mädchen bleiben noch zwei Jahre nach der Confirmation im Hause. Im zweiten Jahrzehnt des Anstaltslebens schon entschloß man sich zu dieser Maßregel, da man die Erfahrung machte, daß es für die Mädchen nicht wohlgethan war, sie sogleich nach der Confirmation in Dienst zu geben; zu sehr war die bisherige Mühe und Arbeit gefährdet, vereitelt zu werden, während der jetzt etwa 30 Jahre lang geübte Brauch gezeigt hat, daß die Mädchen gerade in den zwei Jahren nach der Confirmation im Hause nicht nur noch große innerliche Festigung erfahren, sondern auch in dem großen Hauswesen Vieles lernen, wodurch sie für einen Dienst tüchtig werden.

Während nach dem Vorstehenden die Thätigkeit im Rettungshause sich auf Knaben und Mädchen und ferner auf confirmirte Mädchen, sowie auf scrophulöse Kinder, endlich noch auf eine gemeinsame Familie kleiner, nicht schulpflichtiger Knaben und Mädchen, je gesondert, erstreckt, bleibt ein Arbeitszweig zu erwähnen übrig, dessen Pflege man nothgedrungen mit dem Rettungshause verbinden mußte, wiewohl je länger desto mehr die Gründung einer besonderen Anstalt dafür nothwendig wurde: die Ausbildung von Diaconissinnen. Die Grundlagen für solche Ausbildung fanden sich wohl im Rettungshause: Arbeit im Dienste des Herrn und um des Herrn willen an armen, schwachen, kranken Gliedern der Menschheit: aber Rettungshaus und Diaconissenhaus sind in ihren Zielen verschieden und die Vereinigung hat nicht lange gewährt. Immerhin hat sie ihren Nutzen gehabt, indem schon im November 1855 aus dem Rettungshause zwei Schwestern zur Pflege weiblicher Geisteskranker in das in Braunschweig belegene St. Alexii-Pflegehaus übergingen. Es war ausgesprochene Absicht des Rettungshauses, Diaconissinnen auch für Gemeindepflege auszubilden und man nahm Jungfrauen zur Ausbildung auf. Indeß bereits 1860 wurde das Abkommen mit dem Alexii-Pflegehause aufgehoben und seitdem ist dieses Arbeitsfeld verlassen, da der Wunsch des Vorstandes, eine Diaconissenanstalt einzurichten, damals keine Verwirklichung fand, obwohl das

Bedürfniß der Verwendung von Diaconissinnen seitens Braunschweigischer Gemeinden bereits empfunden wurde. Das Rettungshaus war nunmehr genöthigt, sich anderswo nach geeigneten Helferinnen zur Leitung der Mädchenfamilie, sowie zur Pflege der kranken Kinder umzusehen; nachdem einige Jahre lang das Dresdener Diaconissenhaus und das Henriettenstift in Hannover Hülfskräfte gesendet hatte, wendete man sich noch einmal nach Kaiserswerth, bis 1875 mit dem inzwischen hier entstandenen Diaconissenhause Marienstift eine Vereinbarung getroffen wurde, welche bis 1880 bestand. Seitdem sind Diaconissinnen nicht mehr verwendet, vielmehr ist der Bedarf häufig durch Vermittelung des Pastor Kobelt in Neinstedt gedeckt, aus dessen Bruderanstalt, dem Lindenhofe, seit bald 30 Jahren fast regelmäßig auch der Hausvater sowohl als die demselben unterstehenden Brüder hervorgegangen sind, welche die Knaben zu unterrichten und zu erziehen haben.

Daß das Rettungshaus so schnell emporblühen konnte, hat es vielen Wohlthätern in Stadt und Land und verschiedenen Einrichtungen zu verdanken, wodurch alljährlich mit gewisser Regelmäßigkeit das zum Betriebe Nothwendige an Geld und Geschenken einkommt. Zunächst sei die von Anfang an geübte Hauscollecte erwähnt, welche in dem ersten Jahrzehnt der Hausvater selbst vornahm und die jetzt von mehreren besonders angenommenen Collectanten besorgt wird, da durch Vereinbarung mit anderen, auf gleiche Einsammlung von Gaben angewiesenen Stiftungen jetzt nur die letzten drei Monate des Jahres dem Rettungshause zu Gebote stehen, in denen das ganze Herzogthum besucht werden muß. Sodann ist sehr wichtig die Thätigkeit von zwei Nähvereinen, welche regelmäßig für Erneuerung in Abgang gerathener Stoffe sorgen, sowie die jährlich im Herbst erfolgende Veranstaltung eines Bazars, welcher stets einen namhaften Ertrag gehabt hat. Beide Einrichtungen werden von Damen mit anerkennenswerther Rührigkeit und Opferfreudigkeit seit Jahrzehnten in's Werk gesetzt und glücklich durchgeführt, wie auch Damen den sog. Pfennigverein betreiben, d. h. regelmäßige wöchentliche Beiträge von Pfennigen einsammeln, deren Ertrag im Ganzen nicht unwesentlich ist. Damen sind es endlich, welche in einem seit 1867 neben dem Vorstande bestehenden Comitee dem Hause sehr werthvolle Dienste leisten, indem sie das der Hausmutter unterstehende Hauswesen in Küche und Keller, Wäsche und Sauberkeit einem prüfenden Blicke unterwerfen und dem aus Männern gebildeten Vorstande mit Rath zur Seite stehen, wo es sich um Anschaffung für das Hauswesen und um Entscheidung über häusliche Einrichtungen handelt. So wünschenswerth die Betheiligung von Damen in der bezeichneten Weise ist, so dankbar kann das Rettungshaus gegenwärtig für die vom Damen-Comitee mit Umsicht und Sachkunde geübte Thätigkeit sein.

Eine bedeutsame Anerkennung wurde dem Rettungshause zu Theil dadurch, daß am 19. März 1861 das in Berlin versammelte Ordenscapitel des Johanniter-Ordens genehmigte, daß die Braunschweigischen Johanniter-Ritter ihren jährlichen Beitrag an die Heilanstalt des Rettungshauses zahlten unter folgenden Bedingungen: 1) daß die Beiträge für die Heilanstalt verwendet werden, 2) daß die dafür zu unterhaltenden Betten mit dem Johanniterkreuz versehen werden, 3) daß ein Johanniter-Ritter in den Vorstand des Rettungshauses eintrete. Bis 1883 gehörte Oberstallmeister von Girsewald dem Vorstande an, dann folgten Hausmarschall v. Cramm-Burgdorf, welcher bereits 1885 in Folge seiner Ernennung zum Gesandten in Berlin ausschied, und Amtsrath v. Schwartz-Hessen, welcher 1889 durch den noch jetzt fungirenden Generallieutenant von Wachholtz abgelöset wurde. Während die Beiträge früher reichlicher flossen, sind sie wegen der den Braunschweiger Johanniterrittern durch das Johanniterhaus in Riddagshausen auferlegten Pflichten seit 1890 auf jährlich 120 ℳ festgesetzt. Im Jahre 1862 besuchte der Ordens-Kanzler Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode das Rettungshaus und am 3. November 1885, dem ersten Tage nach dem feierlichen Einzuge in die Residenz, kam Se. Königl. Hoheit Prinz Albrecht von Preußen, Regent des Herzogthums, als Herrenmeister des Johanniterordens, das Rettungshaus zu sehen; am 9. Februar 1886 folgte Seine Gemahlin.

Neben der Betheiligung einzelner Wohlthäter an den Bestrebungen des Rettungshauses durch Gaben von Geld, durch Leistung von Arbeit und durch Schenkung von Naturalien (z. B. Kleidung, Wäsche, Nahrungsmittel, Spielzeug) ist dankbar anzuerkennen die Gewährung von regelmäßigen Beihülfen durch Se. Königl. Hoheit den Regenten, das Herzogl. Staatsministerium und durch den Stadtmagistrat zu Braunschweig, sowie die häufig in namhaften Beträgen erfolgte letztwillige Ueberweisung von Vermächtnissen, deren Zinsen gegenwärtig bei einem Jahreshaushalt von etwa 24000 ℳ etwa 1/12 der Einnahme ausmachen. Es kommen aber auch Zeiten, wo das aus Vermächtnissen angesammelte Vermögen selbst angegriffen werden muß, namentlich wenn es sich um bauliche Erweiterungen handelt; kleine Bauarbeiten kommen abgesehen von Reparaturen in einem von so vielen Menschen bewohnten Hause fast alljährlich vor und werden aus den laufenden Mitteln bestritten. Dagegen sind bereits zwei Male große Neubauten erforderlich geworden: zunächst 1861/2, um neue Krankenzimmer, größere Wirthschaftsräume und eine Inspectorwohnung zu gewinnen. Damals und bis zum Jahre 1884 war die unmittelbare Leitung des Hauses einem dem geistlichen Stande angehörigen Inspector anvertraut. Als solcher wirkte bis 1876 14 Jahre lang der vor Kurzem in Schöningen in den Ruhestand getretene Superintendent Wichmann und sodann 8 Jahre hindurch der Pastor Hoffmann; Ersterer blieb auch von seinen späteren Pfarrstellen aus dem Vorstande ein bewährter Berather und dem Rettungshause ein treuer Freund. Die 1862 gebaute Inspectorwohnung wird seit 1884 theils als Wohnung der Hauseltern, theils zu Anstaltszwecken benutzt.

Ein fernerer Neubau beschäftigte die Anstaltsorgane vor 10 Jahren, da der Anstaltsarzt die Räume des Hospitals für ungenügend erklärt hatte. Bei Erwägung des Bauplans stellte sich heraus, daß auch der alte Bet-

saal neu herzurichten war, und es wurde im Jahre 1888 ein geräumiges Gebäude an die Südseite des 1862 aufgeführten Hauses angesetzt, wodurch dem Hospital, sowie der Mädchenfamilie schöne Tageszimmer, letzterer ein heller luftiger Schlafsaal, dem ganzen Rettungshause endlich ein großer Betsaal geschaffen wurde, zu dessen Ausstattung der bald darauf verstorbene Herr Theodor Steinweg ein schönes Harmonium, Herr Fabrikbesitzer Quistorp in Stettin (Schwiegersohn der ersten Hauseltern des Rettungshauses und warmer Förderer von Werken der inneren Mission an seinem Wohnorte) die Bänke schenkte.

Gegenwärtig sieht sich der Vorstand des Hauses wiederum vor die Erledigung einer Baufrage gestellt: das unmittelbar am Riddagshäuserwege stehende Knabenhaus erscheint nicht nur wegen des ungenügenden Schulzimmers, sondern hauptsächlich wegen der im Dachgeschosse befindlichen Schlafräume nicht länger ausreichend; beginnt man aber mit Neubauten, so erstreckt man sie nothwendigerweise zugleich auf einen Ersatz für das baufällig gewordene sog. Kastanienhaus, in welchem die noch nicht schulpflichtigen Kinder wohnen. Als geeignete Baustelle ist für das Knabenhaus der jetzige Knabenspielplatz, für das Kastanienhaus eine Stelle westlich vom Hauptgebäude ausersehen; es wird sich um die Aufbringung von rund 35000 ℳ handeln, und wenn auch das Rettungshaus in der Lage ist, einen Theil der Baukosten selbst zu tragen, da es bei sparsamer Wirthschaft, wie oben erwähnt, aus den zahlreichen Vermächtnissen ein Capital hat ansammeln können, so macht es doch die Sorge um die Zukunft dringend erwünscht, daß die bisherigen Wohlthäter dem Hause zu der außerordentlichen Last mit einer außerordentlichen Gabe helfen, damit nicht durch Verbrauch zu großen Capitals oder durch Aufnahme eines Darlehens die kommenden Jahre wegen Verminderung der Einnahmen bezw. Vermehrung der Zinsenlast beschwert werden, was bei Erziehung von 90—100 Kindern eine schwere Sorge bilden würde. Die bescheidene Gestalt, welche das Rettungshaus bislang zur Schau getragen hat und auch ferner zur Schau tragen will, hat die Beschränkung der ursprünglich weitergehenden Pläne auf das beschlossene Maß hauptsächlich veranlaßt; es soll nur das unumgänglich Nothwendige geschehen, für die beiden Knabenfamilien zwei neue Schulräume und zwei Schlafzimmer, für die noch nicht schulpflichtigen, im sog. Kastanienhause jetzt wohnenden Kinder aber ein Tageszimmer und ein Schlafzimmer hergestellt werden. Verschiedene Rücksichten ließen es als dringend erforderlich erscheinen, für beide Zwecke gesonderte Gebäude herzurichten.

Wenn das bereits bekannt gewordene Vorhaben schon mehrere Wohlthäter zur Lieferung von Bausteinen in Gestalt von größeren Geldbeträgen veranlaßt hat, so scheint auch in diesem Falle die Hoffnung nicht zu trügen, daß sich noch Viele bereit finden lassen werden, an dem bevorstehenden Werke mitzuhelfen, welches, so Gott will, beim nächsten Jahresfeste den Besuchern sich in der Entstehung zeigen und mit dem Richtkranze geschmückt werden kann.

Giordano Bruno und die Universität Helmstedt.

Von Friedrich Koldewey.

(Fortsetzung.)

Fassen wir die bisherigen Darlegungen kurz zusammen, so ergiebt sich, das Bruno bis zu dem Tage, an dem er seine „Trostrede“ hielt, also bis zum 1. Juli 1589, in Helmstedt weder Prinzenerzieher noch Professor noch magister privatus gewesen ist, deshalb auch vom Herzoge nicht aus der Ferne herbeigerufen sein kann. Er kam vielmehr unaufgefordert, aus eigenem Antriebe, einer von jenen fahrenden Gelehrten, wie sie damals noch, wenn auch nicht mehr so zahlreich wie im Mittelalter, von einer Hochschule zur anderen zogen, durch die Immatriculation die Rechte der akademischen Bürger erwarben und bald als Correctoren in den Buchdruckereien, bald durch Privatunterricht, bald auch wieder als Vorleser und Hülfsarbeiter vielbeschäftigter Professoren, nicht selten auch vermöge des Honorars, das ihnen von einem reichen und hochgestellten Herrn für die Widmung einer Schrift zufloß, sich schlecht und recht durch die Welt schlugen.

Was Bruno nun gerade nach Helmstedt führte, erfahren wir nicht; denn dunkel bleibt es, wenn er sagt, „nicht ein Zufall sei es, sondern eine Fügung der Vorsehung, daß ihn irgend ein Wind oder Unwetter in diese Gegend gerade zu einer Zeit geführt habe, da es ihm möglich werde, der Todtenfeier des erhabenen, mächtigen und berühmten Landesherrn beizuwohnen“. Dagegen deutet er die Art seiner Beschäftigung verständlich genug an, wenn er bemerkt, „der vornehmste Zweck seines Aufenthalts in Helmstedt sei ein Leben in stiller Verborgenheit (latere)“. Damit kann nichts anderes als wissenschaftliche Arbeit gemeint sein. Daneben mag er auch einigen Privatunterricht ertheilt haben; denn dieses war den akademischen Bürgern, soweit sich nur Schüler bei ihnen einfanden, in Helmstedt niemals benommen.

Doch wie, so fragt man, wie kam es, daß dem Fremden, dem Ausländer, dem Manne ohne Amt und Stellung, gestattet wurde, die Stufen zu dem akademischen Redestuhle hinanzusteigen?

Die Frage erledigt sich leicht. In Helmstedt war es gar nicht ungewöhnlich, daß ältere Studenten, Leute ohne Grad und Namen, bei feierlichen Acten und Disputationen öffentlich auftraten. Bruno aber war Doctor, wie schon das große „D“ auf dem Titel der „Trostrede“ andeutet. Vor Jahren schon hatte er in Toulouse promovirt. Auf verschiedenen Hochschulen hatte er öffentlich gelehrt. Schriften von ihm waren bekannt. Einen solchen Mann konnte man auf sein Gesuch, zu der Verherrlichung des verstorbenen Herrschers beitragen zu dürfen, unmöglich abschläglich bescheiden.

Nur zögernd freilich scheint man dem Fremdlinge die Erlaubniß ertheilt zu haben. Schon sein verspätetes Auftreten deutet darauf hin. Mehr noch, daß er so nachdrücklich betont, „er komme, ohne von Jemand dazu aufgefordert oder ermuntert zu sein“. Und wo er dann den Grund seines späten Erscheinens anführt, macht sich

ein Anflug von Verstimmung und Ironie deutlich bemerkbar. Der Professor des Griechischen, Heinrich Papenberg, hatte den verstorbenen Herzog in einer griechischen Ekloge mit Daphnis verglichen, dessen frühzeitiger, von Göttern und Menschen beweinter Tod von den bukolischen Dichtern des Alterthums endlos variirt worden ist. Auch Bruno stellt den Entschlafenen mit dem göttlichen Hirtenjünglinge zusammen. Er komme, so sagt er, zu dessen Grabmale zuletzt, wie die Rinderhirten bei Virgil. Es gehe ihm, wie den niedrigen, unansehnlichen und bäuerischen Gottheiten des Waldes und der Flur, Faunen, Silvanen, Satyrn und Nymphen, die sich mit ihren bescheidenen Spenden an den Hügel ihres Lieblings nur schüchtern und nicht eher heranwagen, als bis die hohen Götter des Himmels, Jupiter, Juno, Pallas, Phöbus, Merkur, die Chariten, förmlich und feierlich ihre Trauer bezeugt haben.

Welchen Eindruck Bruno's Rede auf die Zuhörer gemacht hat, erfahren wir nicht. Der Sohn des Verstorbenen, Herzog Heinrich Julius, ließ ihm dafür, wie schon bemerkt, ein Ehrengeschenk zufließen, hat ihm auch, wie es scheint, später noch Beweise von Gunst und Freundlichkeit zugewendet. Bruno widmete ihm die Schriften, die er in Helmstedt abgefaßt hatte. In diesen nennt er den Fürsten miserator[1]), und sein Dank klingt wärmer, als daß er sich allein auf jene Gabe von 80 Thalern zurückführen ließe. Nicht bloß von Hörensagen, so schreibt er, sondern aus eigener Erfahrung kenne er die herrlichen Tugenden des Herzogs, des Trismegistos, wie er ihn wegen seiner dreifachen Größe als Weiser, Bischof und Fürst benennt. Er bittet ihn, seine Werke mit Sachkenntniß zu prüfen, sie gerecht zu beurtheilen und vor der Verachtung, Verläumdung und Wuth unwissender, böswilliger und unedler Gegner kraftvoll zu schützen. Offenbar lebte er der Zuversicht, daß sein hoher Gönner seinen Ideen Beachtung, Verständniß und Werthschätzung entgegen bringen werde.

Nicht mit Unrecht. Kein anderer Fürst jener Zeit wäre besser dazu im Stande gewesen, als Herzog Heinrich Julius. Die Gelehrsamkeit, die man seinem Vater nur angedichtet hat, besaß er in Wirklichkeit. Er war ein frühreifes Talent, dessen spätere Entwickelung — was nur bei den wenigsten Wunderkindern der Fall ist — hinter der hochgespannten Erwartung seiner Eltern und Lehrer nicht zurückblieb. Schon an seinem zwölften Geburtstage hatte er sich bei der feierlichen Einweihung der Hochschule, deren erster Rector er war, durch eine zwar nicht selbst gemachte, wie man gemeint hat, wohl aber mit Verständniß und gutem Ausdruck vorgetragene lateinische Rede hervorgethan. Er war ein feiner Kenner des römischen Rechts. Seine Dramen sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Geistesbildung. Von confessioneller Beschränktheit frei, hat er die aufgeklärten Philosophen seiner Hochschule gegen die Angriffe orthodoxer Eiferer kräftig in Schutz genommen. Für Bruno's Lieblingswissenschaft fehlte es ihm nicht an Interesse. Tycho Brahe beehrte er 1590 auf dessen Sternwarte Uranienburg von Copenhagen aus mit seinem Besuche[2]), und mit dem Mäcenas der Mathematiker und Sternkundigen, Kaiser Rudolf II., stand er in seinen späteren Jahren zu Prag in regem Verkehr. Es ist sehr wohl glaublich, daß er auch mit Bruno sich gelegentlich über das neue Weltsystem unterhalten hat. Da er des Lateinischen mächtig war, so bildete wenigstens, was bei Herzog Julius der Fall gewesen wäre, die Verschiedenheit der Nationalität und der Sprache kein Hinderniß.

Anders freilich, als der Herzog, dachte über Bruno die lutherische Geistlichkeit zu Helmstedt. Mit ihr gerieth der Philosoph im Herbste 1589 in einen überaus heftigen Conflict. Kunde davon giebt ein Schreiben, das Bruno am 6. October des genannten Jahres an den Prorector der Hochschule gerichtet hat. Es enthält eine Beschwerde. „Der Helmstedter Hauptpastor und Superintendent", so lautet sie, „habe ihn, als Richter und zugleich als Vollstrecker des Urtheils, in eigener Sache und ohne ihm Gelegenheit zur Verantwortung zu geben, in öffentlichen Predigten excommunicirt. Er erhebe Einspruch gegen die öffentliche Vollstreckung dieses höchst ungerechten und privaten Urtheils und verlange von Prorector und Senat in öffentlicher Sitzung gehört zu werden, damit er, wenn etwas im Wege des Rechts gegen seinen Grad und seinen guten Namen geschehen sei, wenigstens die Gerechtigkeit der Strafe erkenne. Obwohl ja schon Seneka sage:

Wer etwas festsetzt und den Gegenpart nicht hört,
Auch wenn er Recht hat, handelt nicht nach Billigkeit.

Aus diesem Grunde bitte er auch den Geistlichen vorzuladen, damit festgestellt werden könne, daß jener nicht aus Privatrache, sondern als guter Hirt für das Heil seiner Schafe den Bannstrahl geschleudert habe"[3]).

So Bruno's Beschwerdeschrift. Die einzige Quelle, die von dem Vorfalle Kenntniß giebt, ist sie im Grunde ebenso dazu geeignet, Räthsel aufzugeben als zu lösen.

Zunächst hat schon der Charakter der Schriftzüge Bedenken hervorgerufen. Text und Adresse stammen unzweifelhaft von derselben Hand; aber Datum und Unterschrift weichen davon in der Buchstabenform so erheblich ab, daß man auf den ersten Blick annehmen möchte, nur diese seien auf Bruno, jene auf einen Schreiber zurückzuführen. Da indessen sehr genaue Untersuchungen ergeben haben, daß in der Handschrift des Philosophen auch sonst eine merkwürdige Veränderlichkeit hervortritt, so ist es wenigstens nicht unmöglich, daß das ganze Schriftstück von Bruno geschrieben ist. Jedenfalls kann die Verschiedenheit der Schrift keinen

---

1) De monade, cap. I, Opp. lat. rec. Fiorentino, I, 2, S. 325.

2) Gassendi. Tychonis Brahei Vita (2. Ausg, Haag 1655), S. 119 f. 196. Der Herzog entführte damals dem Astronomen eine werthvolle antike Merkur-Statue von Messing und Tycho klagte später, er habe das Versprechen, ihm zum Ersatz eine gute Nachbildung anfertigen zu lassen, nicht gehalten.

3) Bruno's Schreiben an den Prorector befindet sich auf der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Veröffentlicht wurde es zuerst von Henke, Die Universität Helmstedt im 16. Jahrh. (Halle 1833), S. 69 f., danach von Bartholmeß, a. a. O., I, 174 f., zuletzt nochmals von Henke, Calixtus, I, 58 f.

Grund gegen die Echtheit abgeben, da diese durch das Präsentatum auf der Adresse unwiderleglich nachgewiesen wird [4]).

Gerichtet ist die Beschwerde an den damaligen Prorector, den schon erwähnten Doctor und Professor der Theologie Daniel Hofman, der das Scepter der Akademie vom 26. Mai bis 7. November 1589 zum dritten Male in der Hand hielt [5]). Anfangs als Ordinarius der Dialectik und Ethik der philosophischen Facultät angehörig, war er bereits 1579 zu den Theologen übergetreten und stand seit dem Tode des streitbaren Tileman Heßhusen im Herbst 1588 nicht minder streitbar an ihrer Spitze als Senior. Der Wissenschaft, die er früher vertreten hatte, nach und nach entfremdet, gerieth er schließlich zu ihr in einen so schroffen Gegensatz, daß er die Philosophen für die Patriarchen der Häretiker, die Vernunft und Weisheit des Fleisches nächst dem Satan für die wüthigste Feindin der Kirche erklärte [6]). Bei der Uebernahme der Prorectorats hatte er bitter über die Zuchtlosigkeit der Studenten geklagt. Ihre Lehrer verhöhnten sie mit schamlosen Worten und Geberden, störten sie in den Vorlesungen durch Gelächter und spöttische Witze. Wie es scheint, hatte gerade Hofman selbst in dieser Hinsicht die übelsten Erfahrungen gemacht.

Wie der Adressat, so wird auch der Geistliche, der den Bann ausgesprochen hatte, in Bruno's Schreiben nicht mit Namen genannt. Nach Henke soll er Heinr. Boethius geheißen haben [7]), und die Späteren schrieben es dem vortrefflichen Biographen des großen Calixtus gewissenhaft nach, nur daß sie gelegentlich aus dem Boethius einen „Borthius" oder „Brettius" gemacht haben [8]). Leider hatte sich Henke an einen recht unzuverlässigen Gewährsmann gewendet [9]), und so geschah es, daß ein milder und friedliebender Mann ganz unverdientermaßen in den Ruf eines engherzigen, ungerechten, verdammungssüchtigen Zeloten gerieth. Allerdings ist es richtig, daß Boethius in Helmstedt noch Anfang 1589 das Amt eines Generalsuperintendenten und Pastor primarius bekleidete, zugleich auch nach Vorschrift der Statuten der theologischen Facultät als ordentliches Mitglied angehörte; aber schon nach kurzer Zeit wurde er als Generalsuperintendent des Fürstenthums Kalenberg nach Pattensen versetzt. Als solcher betheiligte er sich schon am 11. Juni 1589, also nahezu vier Monate vor Bruno's Beschwerde, zu Wolfenbüttel am Leichenbegängnisse des Herzogs Julius. Dicht vor ihm schritt sein Nachfolger, „M. Johannes Mebesius, Generalis in Helmstedt".

Hiernach kann nur Mebes es gewesen sein, der Bruno mit dem Banne belegte. Ihm in der That ist die schroffe Maßregel sehr wohl zuzutrauen. „Er war," so schreibt sein Biograph, „ein Feind der Laster, die er mit scharfen Worten strafte, streng in der Handhabung der Kirchenzucht. Von weltlichen und gottlosen Meinungen hielt er sich frei und verfolgte die Irrlehrer mit heftigem Tadel" [10]). Mit Daniel Hofman, der ihm später die Todtenrede hielt, scheint er durch Gleichheit der Gesinnung und des theologisch-kirchlichen Standpunktes eng verbunden gewesen zu sein.

(Schluß folgt.)

4) Vergl. Sigwart, Giordano Bruno's Handschrift, Beilage I. zu dessen Kleinen Schriften, Erste Reihe, S. 293—302.

5) Daniel Hofman, geb. um 1538 zu Halle a./S., kam ins Braunschweigische als Lehrer am Pädagogium zu Gandersheim, zog mit diesem 1574 nach Helmstedt, wurde bei der Umwandlung der Anstalt zur Universität Professor der Ethik und Dialectik, rückte 1579 in die theologische Facultät ein, mußte 1601 in Folge seines Streites mit Caselius und dessen Freunden Helmstedt verlassen, kehrte 1603 für kurze Zeit zurück und starb 1611 zu Wolfenbüttel. Auffällig und unrichtig ist es, wenn Henke, Calixtus I, 59, wiederholt behauptet, Hofman sei 1589 noch Professor der Philosophie gewesen.

6) Vergl. Henke, Calixtus, 1, 70, A. 2.

7) Henke, Die Universität Helmstedt im 16. Jahrhundert, S. 69, A. 2; Calixtus, 1, 58, A. 2.

8) „Borthius" bei M. Carriere, Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit (2. Aufl. 2 Bde., Leipzig 1887), II, 184. — „Brettius" bei Kuhlenbeck, Bruno's Ges. philos. Werke, I, 353.

9) Henke bezieht sich auf Chrysander, Ministri eccles. Helmst. (Helmst. 1747, 4°), S. 10.

10) Meier, Mon. Iulia, S. 16.

Bücherschau.

Henning Brandis Diarium. Hildesheimsche Geschichten aus den Jahren 1471—1528. Herausgegeben von Ludwig Hänselmann. Hildesheim, Gerstenberg 1896. LI u. 370 S. 8°. 13 ℳ 50 ₰.

Auf einem der schönen Prell'schen Wandgemälde, die in dem großen Rathhaussaale zu Hildesheim die Geschichte dieser Stadt von der Römerzeit bis auf unsere Tage herab in trefflicher Weise uns vor Augen führen, versinnbildlicht die Rückkehr der Hildesheimer nach der vielgepriesenen Schlacht bei Bleckenstedt unter ihrem Bürgermeister Henning Brandis, der den Mittelpunkt des Bildes einnimmt, das kraftvolle, selbstbewußte Bürgerthum, das zu Ausgang des Mittelalters sich hier wie an anderen Orten nachdrücklich zur Geltung zu bringen verstand. Daß die Lebensaufzeichnungen eines Mannes, dessen Thätigkeit als die eines der tüchtigsten und charakteristischsten Vertreter einer bestimmten Zeitepoche von berufener Seite so hoch gewerthet wird, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen werden, daß wir in ihnen nicht nur für die Geschichte seiner Vaterstadt, sondern auch der ganzen umliegenden Territorien — hat doch z. B. der Sieg bei Bleckenstedt weit größere Bedeutung für Braunschweig als für Hildesheim gehabt — wichtige Aufschlüsse werden erwarten dürfen, war wohl von vornherein anzunehmen. Jetzt wird uns hierfür durch die oben genannte vorzügliche Ausgabe jener Schrift, die der Braunschweiger Stadtarchivar Dr L. Hänselmann veranstaltet hat, der sichere Beweis erbracht. Es ist eine werthvolle Geschichtsquelle, die uns somit erschlossen ist, und die auch für die Geschichte unseres Herzogthums, insbesondere der Stadt Braunschweig mannigfache, willkommene Belehrung uns bietet. Wir haben in letzterer Zeit noch zwei andere Hildesheimer Chroniken in guten Ausgaben erhalten, von denen die eine, die des Augustiner-

probsts Johannes Busch auf der Sülte bei Hildesheim [1]), im Wesentlichen vor, die andere, die Johan Oldecops [2]), in der Hauptsache nach Brandis' Zeit fällt. Doch diese sind beide von Geistlichen verfaßt und können diesen Ursprung nirgends verlängnen. Mögen sie für kirchengeschichtliche Zwecke daher auch ergiebiger sein als Brandis' Diarium: für die Geschichte des deutschen Bürgerthums kann sich der Werth ihrer Mittheilungen mit dem der Brandis'schen in keiner Weise messen.

Durch seine Geistesanlagen, seine Familienverbindungen und seine Lebensstellung war Henning Brandis zur Abfassung solch eines Werkes gleich gut befähigt. Im März 1454 geboren, nicht zur Gelehrsamkeit erzogen, aber wohl geschult war er früh in das practische Leben getreten; 1472 hatte er Antheil am Knochenhaueramte gewonnen, 1474 war er Mitglied der Gilde der Wantschneider, 1475 der der Wollenweber geworden; 1476 hatte er eine Wantbude erworben. Den vom Vater ererbten Reichthum hatte er bedeutend vermehrt; durch seine erste Heirath mit Anna v. Alten hatte er Beziehungen zu dem stiftischen Adel (?), durch die zweite mit Geseke Breier zu den älteren Rathsfamilien der Stadt erhalten; sein ältester Bruder Tile war ein rechtsgelehrter und geschäftsgewandter Geistlicher, seit 1479 Probst zum heiligen Kreuze in Hildesheim, dessen Dienste hier von Bischof und Stadt, sowie sonst von Fürsten und Herren eifrig begehrt wurden. Dazu besaß Henning einen offenen Kopf, einen klaren Blick und einen festen Willen, der auch vor durchgreifenden Maßregeln nicht zurückschreckte und bei Hoch und Niedrig sich in Ansehen zu setzen wußte. Seine Familie gehörte nicht zu den alten; der Vater hatte es nur bis zum Mitgliede der Vierundzwanziger gebracht. Henning glückte es bereits, mit 24 Jahren in den Rathsstuhl zu kommen; 1493 ward er Bürgermeister, bei seiner Jugend, wie er selbst sagt, „ungewöhnlicher Weise". Er hat dem Rathe dann bis zum Jahre 1504 und später wieder von 1518—1523 angehört. So war er gewiß auf das Beste im Stande, über alles das, was in seiner Stadt und deren weiterer Umgebung sich zutrug, genau sich zu unterrichten; und da er Alles, was er auf diese Weise erfuhr, sogleich sorgsam buchte, so tragen seine Aufzeichnungen den Charakter großer Zuverlässigkeit an sich, die durch Vergleichung mit anderen Quellen erprobt auch für die Stellen nun angenommen werden kann, wo jene anderen Quellen versiegen, Brandis' Nachrichten also um so werthvoller sind. Natürlich ist bei dieser tagebuchartigen Entstehung des Werkes eine pragmatisch geschichtliche Darstellung nicht zu erwarten. Wenn der Verfasser auch nie versäumt hat, den Zusammenhang der Ereignisse zu verfolgen und klarzulegen, so hat er doch stets den Hauptnachdruck auf das Thatsächliche gelegt. Dieses mitzutheilen, ist vor Allem sein Zweck; mit seinen eigenen Empfindungen und Betrachtungen hält er als echter Niedersachse bei den Ereignissen, so nah sie ihn selbst oft auch betreffen, im Allgemeinen zurück; nur zuweilen machen sich seine Gefühle, sei es in einem kurzen Dankgebete oder in einem flüchtigen Stoßseufzer, gewaltsam Luft. Auch an der Darstellung merkt man unwillkürlich, ob und wie er mit dem Herzen bei der Sache ist, die er berichtet. Sie nimmt von selbst einen höheren Schwung an, wenn das stolze Bewußtsein eigener That seine Seele erfüllt. Ueberhaupt thut man ihm sehr unrecht, wenn man ihm, wie es von dem Herausgeber der Oldecop'schen Chronik (S. VII) geschehen ist, „ausgiebige Erzählung und wirkliche Darstellung" absprechen will. Den Lesern dieser Blätter ist des Verfassers Schreibweise ja nicht mehr unbekannt; brachten doch deren erste Nummern [3]) seinen Bericht über die Schlacht bei Blekenstedt. Wer so zu schildern versteht, der sollte doch billiger Weise von dem Vorwurfe mangelnder Darstellungsgabe verschont bleiben. Die Aufzeichnungen Brandis' beginnen im Jahre 1472 und endigen 1528. Am 29. März 1529 ist er fern von der Heimath in Hannover gestorben. Seit 1505 hat er Hildesheim wiederholt verlassen, weil ihm der Aufenthalt daselbst verleidet war. Mißhelligkeiten der Brüder mit der Stadtverwaltung hatten den Anlaß dazu gegeben; Neid, Mißgunst und Eifersucht, die sich gegen den Emporkömmlung in der Bürgerschaft allmählich angesammelt haben werden, kamen dazu. Als sein Bruder Tile in seinem Testamente die Stadt als solche gar nicht bedacht hatte, kannte der Zorn der Bürgerschaft keine Grenzen mehr, und es war das Verfahren, das man gegen Henning Brandis und die Seinen einschlug, „ein Hohn auf die Rechtssicherheit und den vielgerühmten Frieden der Städte". In der Einleitung hat Hänselmann diese ganzen Vorgänge, deren Ende Henning nicht mehr erleben sollte, nach den Acten des Hildesheimer Stadtarchivs eingehend und anschaulich dargestellt.

Das Leben des Verfassers fällt in eine zumal für Niedersachsen äußerst unruhige, kampferfüllte Zeit. Deshalb hat er denn auch von zahlreichen Fehden zu erzählen, die die Zeitgenossen damals in ängstlicher Spannung hielten. Es sind dies hauptsächlich die Bischofsfehde (1471—74), die aus der Doppelwahl Landgraf Hermann's von Hessen und Henning's vom Haus zum Bischofe von Hildesheim entsprang, die Vierzisenhändel (1481—82) und die „Große Fehde" der Stadt mit dem Bischofe (1484—86), die beide aus dessen Begehren, die Stadt zur Tilgung der Schulden seiner Vorgänger heranzuziehen, entstanden, die Fehde Herzog Heinrich's mit der Stadt Braunschweig (1492 bis 1494), die für uns gerade besonderes Interesse hat, und endlich die unheilvolle Stiftsfehde (1519—25), die mit der Einlösung des den von Salder verpfändeten Lauensteins begann, dann aber in die großen Welthändel gezogen eine so gewaltige Ausdehnung gewann. Nicht minder wichtig aber als diese politischen Ereignisse, deren Brandis auch viele ferner liegende heranzieht, sind die Mittheilungen, die er über das tägliche Leben in Stadt, Haus und Familie macht. Sie enthalten einen kulturhistorisch sehr wichtigen und vielseitigen

1) Chronicon Windeshemense et Liber de reformatione monasteriorum, bearbeitet von Karl Grube (Geschichtsquellen der Prov. Sachsen, B. 19). Halle 1886.

2) Chronik des Johan Oldecop, herausgegeben von Karl Euling (Stuttg. Litterar. Verein CXC). Tübingen 1891.

3) Braunschw. Magazin Jahrg. 1895, Nr. 1 u. 2.

Stoff; es sind manche Stücke darunter, die man sofort als charakteristische Belege für jene Zeit in Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" einreihen könnte. Die Schilderung von Brandis' Verlobung und Verheirathung sind köstliche Beispiele der Art. Vieles wird uns so unwillkürlich überliefert, das Anderen selbstverständlich und daher des Aufzeichnens nicht Werth erschien. Ich will, um nur eines herauszugreifen, auf die Uniformirung der Bauern aufmerksam machen, die die Herzöge 1514 vornahmen, gewiß das erste Vorkommen einer Uniformentracht, das für unsere Gegend bei Kriegshaufen nachgewiesen ist. Es heißt da S. 214: „Ihre Bauern hatten sich bunt gekleidet: die Herzog Heinrich's von Wolfenbüttel braun, grün, weiß und gelb, die Herzog Heinrich's von Celle gelb und schwarz langgestreift, die Herzog Erich's rothweiß, Hosen und Wämser schachbrettartig carrirt". Auch über manche Ereignisse in unserem Fürstenhause erhalten wir hier neue und sichere Angaben, über das Begräbniß Herzog Friedrich's des Unruhigen in Münden, die Landestheilung der Söhne Herzog Wilhelm's d. J. im Jahre 1495 in Gandersheim (S. 147) u. A.

Es erübrigt, noch ein paar Worte über die Ueberlieferung und die Bearbeitung des Textes zu sagen. Dieser ist erst aus dritter Hand auf uns gekommen und hat auf diesem Wege natürlich manche Wandlungen und Veränderungen erfahren, über die man das Nähere in Hänselmann's Einleitung nachsehen möge. Theils hatte bei sorgloser Arbeit die ursprüngliche Ordnung des Stoffes gelitten, theils waren Stil und Wortformen des Textes arg entstellt worden. Henning Brandis schrieb zufolge dem uns erhaltenen Briefe, den er nach der Schlacht von Blekenstedt an den Rath von Hildesheim richtete, ein reines Niederdeutsch. Das haben die Späteren, denen diese Sprache für den Schriftgebrauch fremder geworden war, in der Arglosigkeit, mit der jene Zeit abzuschreiben pflegte, in ein häßliches Kauderwelsch verwandelt. Mit großem Geschicke hat hier der Herausgeber unter sorgfältiger Angabe aller Abweichungen vom überlieferten Texte die alte Sprache wieder hergestellt. Es war das keine leichte Arbeit, die nicht nur umfassende Sprachkenntnisse, sondern noch mehr ein überaus feines Sprachgefühl erforderte, und nicht leicht würde sie einem Anderen so gut geglückt sein wie dem Bearbeiter, der — hier kommt dichterische Veranlagung dem kritischen Scharfsinne ergänzend zu Hülfe — in die ganze Sprach- und Empfindungsweise der Zeit sich in seltener Weise eingelebt hat. Was solche Bearbeitung dem Leser des Werkes werth ist, erkennt man sofort, wenn man Hänselmann's Text mit den Stücken vergleicht, die Priebatsch in seinem Büchlein über die „große Braunschweiger Stadtfehde" veröffentlicht hat. Durch sorgfältig angelegte Namen-, Sach- und Wortregister ist zudem die Benutzbarkeit des Buches nach jeder Richtung hin auf das Erwünschteste erleichtert.

Anzumerken habe ich nur Kleinigkeiten gefunden. Daß bei den Verhandlungen S. 83 (vergl. Anmerk. S. 270) die Harzburg ins Spiel kommt, ist nicht auffallend. Hatten doch die Bürger von Goslar diese den Herzögen am 5. Juli durch einen Ueberfall entrissen (vgl. v. Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover B. II S. 215). S. 134 Z. 1 ist, wie das Register bereits andeutet, gewiß „Hunre van Sampleven" zu lesen. Denn ein solcher ist in der That 1463 bis 1516 wiederholt nachzuweisen. Gedruckt sind Stücke aus dem Diarium außer an den S. LI angeführten Stellen auch in dem 4. Hefte des zweiten Bandes der Harzzeitschrift (Jahrg. 1869) S. 186 ff., wo auch noch einige weitere Angaben zur Geschichte der Handschriften des Diariums zu finden sind. Daß im Wappen der Brandis oder, wie die Familie damals sich nannte, Brandes „wachsend ein halber Hirsch" sich zeigt (S. II), wird dem zünftigen Heraldiker, der ja seine besondere Sprache hat, als ein unzulässiger Pleonasmus erscheinen. Uns soll das Alles die Freude an dem schönen Werke nicht stören.

Druck und Ausstattung des Werkes verdienen alles Lob. Ganz besonders ist dabei auch auf die Vignette des Titelblattes und auf die Kopfleisten hinzuweisen, die sich nicht nur dem Aeußern, sondern auch dem Inhalte des Buches auf das Schönste anschließen.

P. Z.

Herm. Jahn, Unser Heldenkaiser. 1797—1897. Vaterländische Dichtung zur 100jährigen Gedenkfeier der Geburt Kaiser Wilhelm's des Großen. Mit 15 Vollbildern und 13 Textillustrationen. Braunschweig, Ludwig & Lohmann. 58 S. 8⁰. — ℳ 60.

Der reichen Litteratur in Poesie und Prosa, die die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstags Kaiser Wilhelm's I. uns in letzter Zeit gebracht hat, reiht auch die vorliegende Dichtung sich in nicht unwürdiger Weise an. In formgewandten Versen schildert der bereits durch verschiedene Dichtungen wohl bekannte Verfasser das reichgesegnete Leben des Kaisers, indem er dabei besonders eingehend des Krieges von 1870 gedenkt, an dem er selbst im 24. Regimente wacker sich betheiligt hat. Die Ausstattung des Werkes ist eine durchaus würdige und der Preis bei dem reichen Bilderschmucke des Büchleins ein billiger zu nennen.

Verwaltungsbericht der Kaiserlichen Ober-Postdirection in Braunschweig für den zehnjährigen Zeitraum 1887—1896. Braunschweig, Jul. Krampe 1897. 54 S. u. 4 Tafeln. 4⁰

In klarer und übersichtlicher Weise schildert der kaiserliche Oberpostdirector Graefe in diesem Berichte die äußerst erfreuliche Entwicklung, die das Post- und Telegraphenwesen in den zehn Jahren, die er nun an der Spitze der Oberpostdirection Braunschweig steht, hier genommen hat. Es ist darin ein deutlicher Beweis zu erkennen für den wirthschaftlichen Fortschritt, der in dieser Zeit auf jenem Gebiete stattgefunden hat. Sehr anschaulich werden auf vier beigegebenen Tafeln die stetig wachsende Zahl der Post- und Telegraphenanstalten, des Beamtenpersonals und der Postsendungen dargestellt. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns hier der Raum; wir können unsere Leser nur auf die interessante Schrift selbst verweisen, die auch in Betreff der Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 7. 28. März **1897.**

Giordano Bruno
und die Universität Helmstedt.

Von Friedrich Koldewey.

(Schluß.)

Wenn Bruno nun behauptet, daß er von dem geistlichen Herrn „excommunicirt" worden sei, so wird man diesen Ausdruck nicht im eigentlichen Sinne des Wortes auffassen dürfen. Allerdings hatte die Kirchenordnung des Herzogs Julius vom 1. Januar 1569 die „Excommunication" als schärfste Kirchenstrafe vorgesehen. Es war aber, „damit hierin nichts unördentlichs, auch nichts privato iudicio, sondern alles besserlich und erbawlich gehandelt werde", ein etwas umständliches Verfahren dafür vorgeschrieben. Der Sünder mußte vorher zuerst vom Pfarrherrn, sodann zum zweiten Male vom Superintendenten in Gegenwart des Pfarrers und zweier Kirchväter, schließlich auch vor der obersten Kirchenbehörde des Landes vermahnt und verwarnt worden sein. Von dieser nur durfte der Spruch gefällt werden. Verkündet wurde er vom Pfarrherrn an einem Sonntage nach der Predigt und im Beisein des Verurtheilten, der dabei „im Chor der Pfarrkirchen, dahin er gehörig, öffentlich dem Kirchenvolk fürgestellt" wurde. Nachher mußte „der Küster die fürgestellte Person öffentlich durch das Volk aus der Kirche führen und ihres Pfadts ziehen lassen". Die Strafe bestand darin, daß der davon Betroffene weder zum heiligen Nachtmahl zugelassen wurde, noch zur Pathenschaft, noch zu einer „christlichen Versammlung", worunter man „alle Hochzeiten, Wirthshäuser und andere ehrliche Gesellschaften und Gespielschaften" verstand. In der Kirche wurde ihm „ein sonderlich Gestühl" angewiesen, in dem er alle Sonntag und Feiertag zur Zeit der Predigt stehen mußte. Wenn aber Abendmahl war, wurde er nach Schluß der Predigt vom Küster „aus der Kirchen durch das Volk hinausgeführt, bis der Sünder sich lernet schämen und einen züchtigen christlichen Wandel an sich nehmen". Mit einem Excommunicirten zu zechen, war bei Strafe verboten; doch sollte „solche Person ihrer weltlichen Hantirung mit Kaufen und Verkaufen nicht abgestricket sein".

Es bedarf keines Nachweises, daß eine derartige förmliche und feierliche Ausschließung gegen Bruno weder erkannt noch verkündet worden ist. Er selbst bemerkt ja, daß der Pfarrherr auf eigene Faust gehandelt habe. Im Grunde hätte auch die förmliche Excommunication bei dem Nolaner gar keinen rechten Sinn gehabt. Er mochte sich äußerlich zur lutherischen Kirche gehalten und allgemein für einen Lutheraner gegolten haben; aber richtig war es ohne Zweifel, was er später vor dem Inquisitionsgerichte versicherte, daß er die Religion der Ketzer, mit denen er verkehrte, niemals angenommen habe. Damit stimmt, was er über seinen confessionellen Standpunkt andeutungsweise in der „Trostrede" bemerkt, „er sei in seiner Heimath an einen abergläubischen und ganz sinnlosen Kultus gefesselt gewesen, in Helmstedt aber zu einer gereinigteren Gottesverehrung ermuntert". Innerlich stand er dem Lutherthum ebenso kühl und ablehnend wie jeder andern positiven Religion gegenüber. Das ganze Christenthum wollte er, wenigstens für die Gebildeten, durch seine Philosophie ersetzt wissen. Worin er sich mit den Lutheranern eins wußte, war sein Haß gegen Rom, seine Feindschaft gegen die calvinistischen Prediger, die er mit Vorliebe als die Vertreter eines deformirten Glaubens bezeichnete. In der That war denn auch, was er in Wittenberg an Martin Luther gepriesen hatte, nicht dessen Lehre, Frömmigkeit und Gottvertrauen, sondern allein sein mannhaftes Auftreten gegen den Papst.

Nach Allem wird sich der Generalsuperintendent Mebes darauf beschränkt haben, Bruno öffentlich als einen höchst gefährlichen Menschen zu bezeichnen, und vor Allem die Studenten vor dem Verkehr mit diesem Irrlehrer zu warnen. Dabei muß er auch, wie aus Bruno's Beschwerdeschrift hervorgeht, auf irgend welche Weise dessen Doctorgrad und Lebenswandel beanstandet haben. Aber das war auch genug. Bruno's guter Name war geschmäht, seine ganze Stellung im Kreise der academischen Bürgerschaft erschüttert. Es wollte zu jener Zeit etwas sagen, wenn einer von den geistlichen Hirten auf offener Kanzel als Wolf und Seelenmörder bezeichnet ward.

Was Mebes zu seiner scharfen und ungewöhnlichen Maßregel veranlaßte, wird aus Bruno's Beschwerdeschrift nicht ersichtlich; man greift indessen nicht fehl, wenn man sie mit seinen Ansichten über den Welten-

raum und die Bewegung der Himmelskörper zusammenbringt.

Es ist bekannt, daß gegen das Weltsystem des Nikolaus Kopernikus, das 1543 in dessen Schrift „de orbium coelestium revolutionibus“ in die Oeffentlichkeit trat, lange Zeit nicht bloß der Vatican, sondern nach Melanchthon's Vorgange auch die Lutheraner sich ablehnend und feindselig verhielten. Auch sie waren der Meinung, mit dem Satze von der Bewegung der Sonne um die Erde, die ja im 10. Capitel des Buches Josuah als eine unumstößliche Thatsache vorausgesetzt wird, stehe und falle die Autorität der heiligen Schrift und damit die Festigkeit und Haltbarkeit der ganzen kirchlichen Dogmatik. Gerade in Helmstedt verharrte man mit Zähigkeit auf dem Standpunkte des Ptolomäus, wonach die Erde im Mittelpunkte des Weltalls schwebt und von Sonne, Mond und Sternen umkreist wird.

Demgegenüber war Bruno einer der feurigsten Anhänger der neuen kosmologischen Ideen. Ja mehr als das. Er trat nicht bloß als Vorkämpfer und Apostel für sie ein, sondern hat sie, man möchte sagen, mit der Ahnungskraft eines Sehers, weitergebildet und vervollkommnet. Denn Kopernikus hatte zwar das Verhältniß der Sonne zu der Erde und den übrigen Planeten richtig erkannt, stand aber bezüglich dessen, was jenseits der Bahnen des Saturn, Uranus und Neptun belegen ist und vorgeht, noch auf dem Boden der Alten. Es ging ihm, wie später sogar noch Bruno's jüngerem Zeitgenossen, dem großen Johannes Kepler, von dem man gesagt hat: „Die Welt als Ganzes war ihm nach wie vor eine Kugel; die Fixsternsphäre war ihm stehen geblieben, wie die Umfassungsmauer eines Gebäudes, dessen innere Einrichtung nur geändert worden ist“ [1]). Der Nolaner nun war es, der diese Schranke durchbrach und zuerst darauf hinwies, daß unsere Sonne keineswegs das Centrum des Weltalls bildet, vielmehr jeder Fixstern eine Sonne und Mittelpunkt eines besonderen Planetensystems ist, und daß alle diese zahllosen Sonnen sich im unendlichen und grenzenlosen Weltenraume um eine Sonnen-Sonne drehen.

Anfangs scheint Bruno mit seinen kosmologischen Ansichten in Helmstedt wenig hervorgetreten zu sein. Aber auf die Länge duldete seine impulsive Natur weder Rückhalt noch Schweigen. Vielleicht, daß der Beifall, den er bei dem jungen Herzoge für seine „Trostrede“ gefunden hatte, seinen Muth hob, sein Selbstbewußtsein stärkte, seine Kampfeslust entflammte. Ob er jetzt die Stelle eines Magister privatus erbat und erhielt, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls fand er auch sonst, in persönlichem Verkehr und bei Disputationen, reichlich Gelegenheit, seine eigenen Ideen zu entwickeln, gegentheilige Meinungen zu widerlegen. Möglicherweise benutzte er dazu die Redegefechte, die der Professor der Mathematik und lateinischen Grammatik, Simon Mencius, gerade im Jahre 1589 in Helmstedt über astronomische Stoffe veranstaltete. Dabei wird er dann seine Gegner heftig angegriffen, wird er sie in der Hitze des Kampfes verspottet, verhöhnt, beschimpft haben. So lag es nun einmal in seiner Art, vor Allem wenn er es mit Leuten zu thun hatte, die nichts weiter verstanden, als die alten hergebrachten Lehren und Anschauungen zu sammeln, um sie dann mit würdiger und wichtiger Miene als unumstößliche Wahrheiten unter die Leute zu werfen. Er pflegte sie Ignoranten, Grammatiker, Pädagogen, Pedanten, auf Deutsch etwa „einfältige Schulmeister und Schulfüchse“ zu nennen. Anerkennung fanden bei Bruno nur die selbständigen Denker, die „Philosophen“. Von solchen aber gab es für ihn nur wenige. Oft mag er dort, wo er gerade verweilte, nur einen einzigen von dieser Gattung gefunden haben, sich selbst.

An Männern, die sich von Brunos Schmeichelnamen verletzt fühlen konnten, fehlte es in Helmstedt nicht, vor Allem nicht unter den Theologen. Zu dem Aerger aber und dem Zorne gesellte sich bei diesen Besorgniß und Furcht, als, was anzunehmen ist, dieselbe academische Jugend, die einen Daniel Hofman verlachte, dem beredten und interessanten Italiener Beifall zollte. Man fragte, wie man dem drohenden Unheil entgegentreten könne. Der Generalsuperintendent stellte sich an die Spitze und gerieth mit dem Philosophen heftig zusammen. Aber dem feinen Dialectiker war er nicht gewachsen, und Bruno wird ihn mit der Lauge seines Spottes nicht verschont haben. Es mag ähnlich zugegangen sein, wie damals in Oxford, als er mit einem der angesehensten Doctoren der Theologie über die Bewegung der Weltkörper disputirte und seinen Gegner, wie er selbst es darstellt, mit fünfzehn Syllogismen fünfzehnmal widerlegte, so daß es ihm ging, „wie einem Hühnchen in den Stoppeln“. Aber es war ein Pyrrhussieg. Mebes und sein Anhang hielten es für ihre heilige Pflicht, einen Gesellen, der die alten guten Grundlagen der Kirche und der Academie, die Stützen des Glaubens und der Wissenschaft mit frevler Hand zu erschüttern wagte, rücksichtslos zu Boden zu schmettern. Mit Fleiß wird man zusammen gesucht haben, was sonst noch gegen Bruno sich einwenden ließ. Man fand, seine Latinität sei willkürlich und uncorrect, sein Doctorgrad nicht nachgewiesen. Sein freier Verkehr mit den Studenten, sein mangelhafter Kirchenbesuch, seine zügellose Zunge mochte Niemand gefallen. So braute sich die giftige Brühe zusammen, bis es Zeit war, dem philosophischen Bösewicht sie über das Haupt zu gießen.

Wie richtig es ist, Ursache und Veranlassung zu Bruno's Excommunication auf sein Eintreten für die moderne Weltanschauung zurückzuführen, ergiebt sich bis zur Gewißheit aus den Schriften, mit deren Ausarbeitung er in Helmstedt beschäftigt war. Er polemisirt darin mehrfach gegen Anhänger des Ptolomäischen Systems. An einer Stelle [2]) bezeichnet er sie als ein „höchst anmaßendes Geschlecht von Grammatikern, die sich trotz ihrer Ignoranz in die Streitigkeiten der Philosophen mischen und sich namentlich auch über die schwierigsten astronomischen Fragen ein ganz unberechtigtes Urtheil erlauben“. Man erkennt, es sind

[1]) Sigwart, Kleine Schriften. Erste Reihe, S. 194 der 2. Ausgabe.

[2]) De immenso, lib. IV, cap. 10, appendix, Opp. lat. I, 2, S. 55 f. Auszug bei Henke, Calixtus, S. 59, Anmerkung.

Theologen in seiner Nähe. Auf einen von ihnen hat er es ganz besonders abgesehen. Er nennt ihn einen Scholarchen, das Muster eines Schulmeisters, einen Rhadamanthus für Schulbuben, und erinnert ihn mit mehr drastischen als feinen Worten daran, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll. Den Namen des Gegners nennt er nicht.

Die Zeitgenossen, die mit den Helmstedter Verhältnissen zureichend bekannt waren, vor Allem der Herzog, dem die Schrift gewidmet ist, werden ohne Zweifel gewußt haben, wer gemeint war. Der Nachwelt wird es kaum möglich sein, den Schleier völlig zu heben. Seit Henke auf Daniel Hofman hinwies[3]), galt die Sache für entschieden. Aber näher liegt es doch, diese heftigen Angriffe auf Mebes zu beziehen, zumal wenn man liest: „Da schreiten sie denn, diese Geheimschreiber des hoch herabdonnernden Jupiter, diese lateinischen, griechischen, hebräischen, syrischen, chaldäischen Schulfüchse, — da schreiten sie in die Akademie, besteigen den Redestuhl; Meinungen werden vorgetragen, ohne die gesetzlich vorgeschriebene Anwesenheit und Vertheidigung der Parteien, weil in der geheiligten Brust jenes Erzschulmeisters alles Recht und alle Erleuchtung aufgespeichert ist; man erwartet den Urtheilsspruch: er ist gekommen". Dieser Spruch wird dann ausführlich mitgetheilt. Er macht den Eindruck eines Citats aus einer astronomischen Streitschrift. Leider wollte es bislang nicht gelingen, in den Werken der damaligen Helmstedter Professoren eine derartige Aeußerung aufzufinden. Wäre dieses der Fall, so hätten die Zweifel ihre Lösung gefunden. Möglicherweise ist das Programm oder die Flugschrift, woraus das Citat entnommen, verloren gegangen. Ausgeschlossen ist aber auch nicht, daß es überhaupt nicht durch den Druck, sondern nur mündlich, etwa bei Gelegenheit einer Vorlesung oder einer Disputation, in die Oeffentlichkeit gelangte. Von Mebes sind überdies gedruckte Publicationen auf die Nachwelt überhaupt nicht gekommen.

An anderen Stellen setzt sich Bruno mit einem Gegner des neuen Weltsystems auseinander, den er als „Priester", als „Hochwürden", als den „Häuptling aller Philosophen und Logiker", dann wieder als „bejammernswerthen, hochwürdigen Greis" bezeichnet[4]). Ist es dieselbe Persönlichkeit, die vorher erwähnt wurde? Mebes? Hofman? Ein Anderer? Wir wissen es nicht. In einem anderen Werke, das gleichfalls in Helmstedt entstand, verwahrt sich Bruno mit Nachdruck gegen den Vorwurf eigenwilliger und unklassischer Latinität. „In der Sündfluth der Schulmeister, so äußert er, ist die Weisheit zu Grunde gegangen. Aber der Philosoph soll sich von ihrer kleinlichen Silbenstecherei die Freiheit in der Wahl der Worte nicht nehmen lassen. Er darf sie aus alten und neuen Quellen hervorsuchen. Die grammatici machen sich zu Sklaven der Worte; uns aber sollen die Worte dienstbar sein. Jene mögen beachten, welchen Sinn wir für die Worte bestimmen und festsetzen[5]). Immerhin wird man Bruno's Gegnern recht geben müssen, wenn sie einzelne seiner Ausdrücke als unrichtig bezeichneten. Im Ganzen aber ist seine Latinität vortrefflich, vor Allem ungemein flüssig und lebhaft.

So viel von Bruno's Gegnern und von den Ursachen, die dort den Bannstrahl, hier den Protest und die Abwehr herbeiführten. Nun erheben sich aber noch andere Fragen. Hat dem Philosophen seine Beschwerde genützt? Wurde der akademische Senat, wie er es verlangt hatte, wirklich zusammengerufen? Erhielt sein Widersacher die verdiente Zurechtweisung? — Es scheint nicht so. Hofman wenigstens, der Prorector, wird nichts gethan haben, um seinen Freund und Gesinnungsgenossen, den Generalsuperintendenten, ins Unrecht zu setzen. Auf der anderen Seite aber wurde doch auch der Zweck, den Mebes und seine Freunde verfolgten, nicht erreicht, wenigstens nicht sogleich und nicht in dem gewünschten Umfange. Der Nolaner blieb, und sein Verkehr mit Studenten hörte nicht auf.

Wie lange freilich Bruno nach seiner Excommunication in Helmstedt noch verweilt hat, läßt sich auf den Tag nicht bestimmen. Er selbst hat die Zeit seines dortigen Aufenthalts vor dem Inquisitionsgerichte in Venedig, wie bereits bemerkt worden, auf ein Jahr bemessen. Diese Angabe macht aber, wie auch andere von seinen Zeitbestimmungen, auf mathematische Genauigkeit keinen Anspruch. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß er den Sitz der Juliusuniversität vor dem Frühjahr 1590 nicht verlassen haben kann.

Zunächst kommt hier eine handschriftlich erhaltene Abhandlung in Betracht, die sich in der Noroff'schen Sammlung zu Moskau befindet und nach Sigwart's scharfsinniger Untersuchung in Helmstedt nach Bruno's Dictat niedergeschrieben wurde. Neben der Ueberschrift steht am Rande das Datum: 1590, 16. März[6]). Damals also muß Bruno noch in Helmstedt gewesen sein.

Eine fernere Andeutung bietet die eine der Schriften, mit deren Ausarbeitung Bruno in Helmstedt beschäftigt war. Im ersten Capitel, das dem Ganzen zuletzt noch wie eine Art von Vorrede vorangestellt ist, verherrlicht der Verfasser Herzog Heinrich Julius, den Juliaden, wie er ihn nennt, und erwähnt dabei dessen Vermählung mit Elisabeth von Dänemark, der Schwester König Christian's IV. Die Trauung erfolgte am 19. April 1590 zu Kronborg auf der Insel Seeland, und zwar in Gegenwart des präsumtiven Nachfolgers der Königin von England, des Königs Jacob von Schottland, der vorher schon eine Schwester der Braut, Prinzessin Anna, als Gemahlin heimgeführt hatte. Bruno spricht von dieser Feier als von einem Ereignisse, das damals gerade vor sich ging, und die ganze Art und Weise, wie er von dem Herzoge redet, machen den Eindruck, daß er damals noch unter dessen Scepter in Helmstedt verweilte[7]). Auf seiner Fahrt ins Dänen-

3) Henke, Calixtus I, 59, Anm.

4) De immenso, lib. III, cap. 1, App., Opp. lat. I, 1, S. 319 f. — Ebendaselbst. cap. 2, Opp. lat. I, 1, S. 321.

5) De triplici minimo, S. 5 f., Opp. lat. I, 3, S. 135.

6) Sigwart, Kleine Schriften, Erste Reihe, Beilagen, S. 300 f. der 2. Ausgabe. Vergl. auch Frith, Life of Bruno, S. 341 ff.: The Noroff Collection of Manuscripts.

7) De triplici minimo lib. I, cap. 1, Opp. lat. II, 3, S. 133.

land war der Fürst am 2. April nach Helmstedt gekommen und hatte dort die Nacht zugebracht[8]). Vielleicht, daß Bruno mit ihm bei dieser Gelegenheit eine Unterredung gehabt hatte.

Weitere Spuren von dem Verbleiben des Philosophen in Helmstedt finden sich nicht. Am 2. Juli 1590 taucht er auf in Frankfurt a./M.[9]). Danach ist anzunehmen, daß er der Juliusuniversität erst im Juni 1590 Lebewohl gesagt hat.

Von den jungen Männern, die mit Bruno in Helmstedt verkehrten, sind zwei bekannt, Valentin Havekenthal aus Wittstock, gewöhnlich Valens Acidalius genannt, und Hieronymus Besler aus Nürnberg. Jener wurde am 20. Juni, dieser am 19. November 1589 in Helmstedt immatrikulirt. Acidalius, der 1595, kaum 29 Jahre alt, als namhafter Philologe starb, studirte später, zu derselben Zeit, als Bruno nach Italien zurückkehrte, in Bologna und erkundigte sich von dort aus am 21. Januar 1592 bei seinem Freunde Michael Forgacz in Padua mit sichtbarer Theilnahme, ob der Philosoph es denn wirklich gewagt habe, abermals ein Land zu betreten, aus dem er nach seiner eigenen Aussage als Flüchtling entwichen sei[10]). Hieronymus Besler ist höchst wahrscheinlich derjenige gewesen, dem Bruno im Frühjahr 1590 in Helmstedt die oben erwähnte Abhandlung dictirt hat. Im Herbst des folgenden Jahres traf er mit dem Philosophen wieder in Padua zusammen und ging ihm dort etwa zwei Monate lang als Schreiber zur Hand. Er starb 1632 als hoch angesehener Arzt zu Nürnberg[11]). Die Abhandlung macht den Eindruck eines Collegienheftes. Da ihr Inhalt sich auf Magie und Astrologie bezieht, so erkennt man, daß die jungen Herren in Helmstedt sich von dem Nolaner nicht blos in die Lullische Kunst und die Lehren des Kopernikanischen Weltsystems, sondern auch in die Geheimnisse der occulta philosophia einweihen ließen.

Ob Bruno auch zu Professoren der Juliusuniversität in nähere Beziehungen getreten ist, wird nicht bekannt. Johann von Borcholten rühmt er als großen Rechtsgelehrten Johannes Caselius, der später gleichfalls von Hofmann und seinen Getreuen bitter befehdet wurde, hätte den Italiener vielleicht noch am besten zu schätzen gewußt, zumal er in dessen Vaterlande zweimal längere Zeit verweilt hatte. Er traf im December 1589 in Helmstedt ein, doch fehlt es an jedem Anzeichen, das eine nähere Bekanntschaft zwischen ihm und Bruno erkennen oder auch nur vermuthen ließe.

Von seinen Gegnern scheint Bruno in Helmstedt noch mancherlei Anfechtungen erfahren zu haben. In demselben Gedichte, in dem er den „Juliaden" preist, klagt er über die Ränke der Sophisten, den Zelotismus der Geistlichen, bittet den Herzog bei der Widmung seiner Schriften um Schutz vor der Verachtung, Verleumdung und Gewaltthätigkeit unwissender, böswilliger und unedler Menschen. Auch Noth und Sorge scheinen wieder bei ihm eingekehrt zu sein. Aber sein stolzer Geist ließ sich nicht zu Boden drücken. In einem Gedichte, das in Helmstedt entstanden sein muß, sagt er:

> Was mich betrifft, so hat des Schicksals Neid
> Und Ungunst mich von Kindesbeinen an
> Hart kämpfen lassen und umhergeschleudert;
> Doch hielt ich siegreich stets und hoch den Kopf
> Voll Muth und Selbstvertrau'n, — weiß Gott, der mich
> Mit Geisteskraft begnadigt hat, wie je
> Nur irgend einen andern Sohn der Erde.
> Zum mindesten war nie so krank mein Sinn,
> Daß ich der Krankheit Wesen nicht erkannt,
> Sie nicht verachtet hätte, wie den Tod,
> Der stets der letzte sein wird, das ich fürchte[12]).

Was dem Nolaner unter all den Widerwärtigkeiten, die er in Helmstedt zu erdulden hatte, allezeit wieder Muth, Kraft und Freudigkeit verlieh, war ernste Geistesarbeit. Drei Schriften sind es, die er dort, wenn auch nicht begonnen, so doch vollendet oder der Vollendung sehr nahe gebracht hat. Die erste handelt „vom dreifach Kleinsten und dem Maß", die zweite „von der Einheit, der Zahl und der Figur", die dritte „vom Zahllosen, Unermeßlichen und Undarstellbaren, oder vom All und den Welten". Alle drei sind, wie schon bemerkt, Herzog Heinrich Julius, dem „Trismegistos", gewidmet. Es sind lateinische Lehrgedichte im heroischen Versmaß, in denen der Philosoph auf der Grundlage der Mathematik und des Kopernikanischen Weltsystems seine mystisch-theosophischen Ideen zum Ausdruck gebracht hat. Den einzelnen Kapiteln folgen erläuternde und polemisirende Abschnitte in Prosa. Daneben finden sich zahlreiche Figuren in Holzschnitt. Wen bei einem derartigen Stoffe das poetische Gewand befremdet, der vergesse nicht, daß auch manche Naturphilosophen des Alterthums, Lukrez und Arat an der Spitze, ihre Gedanken in die Form des Hexameters gegossen haben. Bruno ist nicht der Einzige, der in dieser Hinsicht in ihre Fußstapfen trat.

Um seine Lehrgedichte drucken zu lassen, ging Bruno von Helmstedt nach Frankfurt a. M., wo er, wie schon angedeutet wurde, kurz vor dem 2. Juli des Jahres 1590 eintraf. Der Buchhändler Johann Wechel übernahm den Verlag. Der Verfasser selbst schnitt die Zeichnungen auf Holz und besorgte die Correctur. Zur Ostermesse 1591 warf man die erste, zur Herbstmesse die beiden anderen Schriften auf den Markt[13]).

---

8) Rehtmeyer, a. a. O., S. 1099.

9) Sigwart, Kl. Schriften, Erste Reihe, S. 74 und 120 f. der 2. Auflage.

10) Vergl. Valentis Acidalii Epistolarum centuria I. ed. cura Christiani Acidalii fratris (Hanoviae 1606), S. 10.

11) Ueber Hier. Besler vergl. Brunnhofer, Bruno's Verhängniß, S. 96 u. bes. S. 324; Sigwart, Kl. Schrift, S. 300 f.

12) De monade, cap. 1, Opp. lat., I, 2, S. 324 f. Die Uebersetzung stammt von L. Kuhlenbeck, der in dem Werkchen „Lorbeer und Rose, Sonette und andere Verse Giordano Bruno's u. s. w. (Frankfurt a./O. [1894]," den Anfang des citirten Kapitels unter der Ueberschrift „Proletarier und Kapitalist des Geistes" mittheilt. Das Kapitel ist eine versificirte Epistola dedicatoria, aber nicht, wie Kuhlenbeck meint, an Herzog Julius, sondern an Heinrich Julius gerichtet.

13) Die Titel der Werke werden genau verzeichnet bei Sigwart, Lebensbeschreibung hinter dem Doctorenverzeichnisse, S. 23.

Bruno's Lehrgedichte lassen erkennen, wie einer der größten Denker aller Jahrhunderte die dunkelsten Räthsel des Weltalls und der Gottheit zu lösen versucht hat. Man darf sagen, daß am Sitze der Juliusuniversität, in Elmathen, wie man ehemals zu sagen pflegte, zu keiner Zeit etwas Tieferes, Geistvolleres und Originelleres gedacht, empfunden und geschrieben worden ist. Auf diese Lehrgedichte bezog sich Bruno, als er vor den Inquisitoren zu Venedig die Grundzüge seiner philosophischen Weltanschauung darlegte. Es wird von Interesse sein, seine Ausführungen, die gewissermaßen als ein Auszug aus den Helmstedter Schriften anzusehen sind, etwas näher kennen zu lernen.

„Ich lehre", so sprach er[14]), „ein unendliches Universum als die Wirkung der unendlichen göttlichen Macht, weil ich es für unwürdig der göttlichen Güte und Allmacht hielt, eine endliche Welt hervorzubringen, wenn sie außer dieser endlichen Welt andere und wieder andere unendliche Welten hervorzubringen vermochte. So habe ich denn erklärt, daß es unendlich viele einzelne Welten giebt, ähnlich unserer Erde, die ich mit Pythagoras als ein Gestirn betrachte, wie der Mond es ist, und die übrigen Planeten und unsere Sonne; diese Körper aber sind zahllos und bilden im unendlichen Raume das unendliche All .... In dieses Universum setze ich eine allgemeine Vorsehung, in deren Kraft jedes Ding lebt, sich bewegt und in seiner Vollkommenheit besteht; und diese verstehe ich in doppelter Weise, einmal in der Art, in der die Seele im Körper gegenwärtig ist, ganz im Ganzen und ganz in jedem einzelnen Theile, und dieses nenne ich Natur, Schatten und Spur der Gottheit; sodann in der unaussprechlichen Art, in der Gott durch Wesen, Gegenwart und Macht in Allem und über Allem ist, nicht als Theil, nicht als Seele, sondern auf unerklärliche Weise".

„In der Gottheit", heißt es dann weiter, „denke ich mit den Theologen und größten Philosophen alle Attribute als Eins; ich nehme aber drei Attribute an, Macht, Weisheit und Güte, oder Geist, Intellect und Liebe. Vermöge des Geistes haben die Dinge zuerst das Sein, vermöge des Intellects das geordnete und unterschiedene Sein, vermöge der Liebe Harmonie und Symmetrie; denn Gott ist in Allem und über Allem, da nichts ist, ohne am Sein und Wesen Gottes Theil zu nehmen. Die Unterschiede in Gott sind aber nur in meinem Denken, nicht in Wirklichkeit".

Bezüglich der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit bekennt Bruno, daß er die Fleischwerdung nicht verstanden habe. Den heiligen Geist habe er in Pythagoräischer Weise als Weltseele gefaßt. „Aus diesem Geiste", so sagt er, „der auch das Leben des Universums genannt wird, fließt in meiner Philosophie jedem beseelten und belebten Wesen die Seele und das Leben zu; deshalb ist die Seele unsterblich, wie auch die Körper in ihrer Substanz unsterblich sind; denn der Tod ist nichts Anderes als Trennung und neue Verbindung; das ist auch die Meinung des Predigers, wenn er sagt: Nichts Neues unter der Sonne".

Dieses die Hauptsache von dem, was Bruno in seinen Helmstedter Schriften ausführlich dargelegt hat. Ob er sich mit der Hoffnung trug, sie würden die Brücke bilden, über die er ins Braunschweiger Land, sei es als Professor, sei es als fürstlicher Hofastronom, zurückkehren könne? Wir wissen es nicht. Noch ehe das erste Werk bis auf das letzte Blatt vollendet war, zog er nach Süden, seinem Schicksale entgegen, das ihn am 23. Mai 1592 zu Venedig in den Kerker der Inquisition, am 17. Februar 1600 zu Rom auf den Scheiterhaufen geführt hat.

Die Zeitgenossen haben Bruno's Ideen nicht verstanden. Sein Name gerieth in Vergessenheit. Seine Schriften wurden äußerst selten, vielleicht weil seine Gegner sie, wo sie ihrer habhaft wurden, vernichteten. Als sie dann anfingen, anregend und befruchtend zu wirken, wurde es von denen, die davon beeinflußt wurden, nicht immer gesagt. Der große Leibniz zeigt in seiner Monadenlehre, durch die er unsterblich ward, auffallende Anklänge an den Nolaner, namentlich an dessen Schrift „vom dreifach Kleinsten", ohne diese auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Die Prästabilirte Harmonie wird darin, allerdings unter einem anderen Namen, als „symphonia", erwähnt[15]).

Eine späte Nachwelt scheint nachholen und wieder gut machen zu wollen, was die Zeitgenossen an dem Nolaner aus Gleichgültigkeit, Unverstand und Bosheit versäumt, gefehlt und gesündigt haben. In Italien ist das Wort von der Bestia trionfante für die liberalen Feinde des Papstes zum Schibboleth geworden, das sie dem Vatikan entgegen rufen. An der Stelle, wo sein Scheiterhaufen brannte, auf dem Campo dei fiori zu Rom, hat man ihm ein ehernes Denkmal errichtet, und als dieses am 9. Juni 1889 unter großartigen Feierlichkeiten enthüllt wurde, pries der Festredner den philosophischen Märtyrer als den Stifter einer neuen Religion, der Religion des freien Geistes, jenen 9. Juni als den Beginn einer neuen Zeitrechnung. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Versuchen, eine Art von Bruno-Gemeinde zu sammeln, und eine ziemlich umfangreiche Litteratur bezeugt, mit welcher Sorgfalt und Liebe man auch hier seinem Leben und seiner Lehre bis in die innersten Fasern nachzugehen bemüht ist.

Auch in Helmstedt ist man dem Nolaner nicht gerecht geworden. Man warf ihn fort, wie der Knabe, der Datteln suchte, den Edelstein. Seine Werke vollständig für die Universitätsbibliothek zu gewinnen, hatte man gar kein Verlangen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ging der Mathematiker Joh. Nikolaus

14) In dem Verhör vom 2. Juni 1592, bei Berti, Vita di Bruno, Docum. XI, S. 353 ff. Vergl. Sigwart, Kl. Schriften, 1. Reihe, S. 100—102 der 2. Ausgabe; Carriere, Philosoph. Weltanschauung des Reformationszeitalters, 2. A., II, 99 ff.; Brunnhofer, Bruno's Weltanschauung, S. 109—111.

15) Vergl. Herm. Brunnhofer, Giordano Bruno's Lehre vom Kleinsten als die Quelle der Prästabilirten Harmonie von Leibnitz, Leipzig 1890. Ferner noch in dessen Schrift „Bruno's Weltanschauung", S. 165 f.

16) Vergl. Jos. Christian Wernsdorf, Memoria Io. Nic. Frobesii (Helmstedt 1756, 4°), wo auf S. 31 unter Frobese's „Scripta affecta necdum edita" verzeichnet steht: „XL De vita et fatis Iordani Bruni".

Frobese damit um, seine Biographie herauszugeben, starb aber darüber hin († 1756), und die Vorarbeiten gingen verloren. Hundert Jahre später war Bruno's Aufenthalt in Helmstedt zum Mythus, zur Legende geworden. Jetzt ist aus den sagenhaften Schleiern der historische Kern herausgeschält. Auf den ersten Blick bleibt wenig übrig. Der Nolaner war auf der Juliusuniversität weder Prinzenerzieher, noch Prinzenlehrer, noch Professor, nicht einmal magister privatus. Und doch! In Helmstedt war es, wo der tiefsinnigste und eigenartigste Denker seiner Zeit seine vornehmsten und edelsten Werke schuf. Diese Thatsache ist bedeutend genug. Sie genügt, um zu beweisen, daß dem Nolaner unter den geistigen Heroen der Juliusuniversität einer der ehrenvollsten Plätze gebührt.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Fortsetzung.)

Nr. 630. Das Eckhaus der Heinenstraße, Turnierstraße 8 und Heinenstraße 1, besaßen vor 1355 Cord Rotger, 1355—1386 Bertold v. Osterode, 1386—1417 Hinrik v. Lesse, 1431 bis 1473 Hennig v. Denckte, 1474—1497 Olrik v. Detten und bis 1545 Ebeling Schomaker. Im Jahre 1545 erwarb es Bodo v. Velstede, und bei dessen Familie verblieb es, bis sie 1650 mit dem gleichnamigen Enkel des ersten Besitzers im Mannsstamme erlosch. Es kam dann an Margarete v. Velstede, Gemahlin Friedrich Erhard's v. Pawel, und blieb bis 1795 in der Pawel'schen Familie. Zuletzt hatte es Anna Lucia, die Ehefrau des Senators Friedrich v. Kalm. Der in der Heinenstraße liegende massive Gebäudetheil ist der älteste, hat aber 1595 durch Bodo v. Velstede und Dorothea Schrader ein neues Obergeschoß erhalten, an dem die Wappen der Erbauer noch sichtbar sind. Das eigentliche Eckhaus hat Hennig v. Denckte oder Olrik v. Detten erbaut; das vor Kurzem abgebrochene Gebäude neben der Mädchenschule rührte von Friedrich Erhard v. Pawel und Margarete v. Velstede her, die es 1681 errichteten und mit ihren Wappen schmückten.

No. 631. Das frühere Haus der Kreisdirection, Turnierstraße 7, war der Sitz der schon 1204 vorkommenden und seit 1231 sehr häufig im Rathe der Altstadt vertretenen Familie Holtnicker („Waldteufel"). 1350 besaß es Heneke Holtnicker, 1386 Cord, David's Sohn, der von 1376 bis 1392 im Rathe der Altstadt saß und 1401, wie es scheint, kinderlos verstorben ist. Schon 1400 erscheint Achatius Grube aus einer seit 1332 im Rathe vertretenen Familie als Besitzer des Hauses und vererbte es an seinen gleichnamigen Sohn, der hier 1474 als der Letzte seines Geschlechtes starb. Dann besaßen es 150 Jahre die v. Engelnstede, zuerst ein Neffe des bei No. 14 erwähnten Herman, zuletzt die Erben des 1609 als Rathmann der Altstadt verstorbenen Cord. 1643 gehörte es Nicolaus Firnekranz, Pastor zu St. Martini. Die Wittwe seines früh verstorbenen, gleichnamigen Sohnes, Anna Elers, in dritter Ehe mit dem Dr. jur. Johann Christoph Krügelstein verheirathet, hinterließ es ihren Erben, die es noch 1734 innehatten.

No. 632 und 633. Das Selwig'sche Haus, Turnierstraße 5 und 6, besaß 1386 Hinrik v. Goddenstede, 1400 Hans Hilmer, 1410—1457 die Familie v. Hollege und 1457—1653 die Familie Kale, von der es durch Vererbung an die v. Brocke kam, indem die Gemahlin Johann Conrad's v. Brocke eine Schwester des 1653 als Letzten des Mannsstammes verstorbenen Jobst Kale war. Ein 1621 von Gerlach Kale erbautes Hinterhaus zeigt noch deutlich das Wappen der Kalen, drei goldene Blumen auf schwarzem Schrägbalken im silbernen Schilde, das bekannte der v. Strombeck und das der Breier, zwei silberne Säulen im unteren (blauen) Felde des roth und blau getheilten Schildes: der Erbauer war in erster Ehe mit Ilse v. Strombeck, in zweiter mit Anna Breier vermählt.

No. 636. Das Haus der Alerdes'schen Stiftung, Turnierstraße 1, war das älteste Rathhaus der Stadt, das der Rath der Altstadt 1253 an den Bürger Henrik Gremedon („Grimmton"?) verkaufte, nachdem, wie es scheint, das zuerst nur einflügelige Rathhaus am Altstadtmarkte schon seit längerer Zeit im Gebrauch gewesen war. Die Urkunde, welche hiervon handelt, befand sich im Besitze der Martinikirche, woraus sich schließen läßt, daß der Bürger Gremedon das Grundstück dieser Kirche als Pfarrhaus vermacht hat. Es wurde als solches auch noch nach der Reformation benutzt, ist dann, wahrscheinlich 1577, Superintendentenhaus geworden und bis 1720 geblieben. Hierauf besaßen es nach einander Ernst Christian Krull, der Syndicus Stisser und der Rath Witte. Von Letzterem kaufte es 1788 die Wittwe Alerdes, die das 1415 errichtete Gebäude abbrechen und 1789 das jetzige aufrichten ließ, um darin 1792 ihre milde Stiftung zu eröffnen.

3. Die Hohethorbauerschaft.

No. 637. Das Eckhaus an der Martinikirche, Sonnenstraße 1, 2 und 3, war von 1386—1473, wahrscheinlich auch schon früher im Besitze der Familie v. d. Kerkhove. 1484 erwarb es Adrian v. Horn, in dessen Familie es bis 1738 verblieb, zu welcher Zeit es der Kaufmann Heinrich Engelhard Bartels erwarb. Die v. Horn, schon im 14. Jahrhundert mit hiesigen Rathsgeschlechtern verschwägert, sind erst im 15. Jahrhundert nach Braunschweig gekommen, haben dann aber viele Mitglieder des altstädtischen Rathes gestellt. Christoph v. Horn, Adrian's Enkel, der dies Haus von 1569—1607 besaß, hat den alten Steinbau durch ein schönes Renaissanceportal geschmückt, das bei dem leider vor Kurzem hier entstandenen geschmacklosen Neubau zum Glück gerettet und an dem der Stadt gehörenden Rittmeyer'schen Hause neben dem Altstadtrathhause wieder aufgestellt ist. Das alte Haus mit seinen werthvollen Ueberresten mittelalterlicher Architectur erstreckte sich weit in die Sonnenstraße hinein und enthielt 1439 an der Stelle, wo das alte

Darstellung der Altstadt zu Braunschweig nach dem Culemann'schen Plane von 1798 unter Angabe der Bauerschaftsgrenzen und Hervorhebung der bemerkenswerthesten bürgerlichen Grundstücke. [1])



---

[1]) Die besprochenen Grundstücke sind schraffirt und mit Brandnummern versehen, die nicht besprochenen schwarz gelassen.

Holzhaus Sonnenstraße 4 angrenzt, einen steinernen Thurm, der „der Pfeiferthurm" hieß.

No. 638. Das Nebenhaus der Herzoglichen Kammer, an der Martinikirche 6, war ein Besitzthum der seit 1258 im Rathe der Altstadt häufig vertretenen Familie v. Velstede, deren Kemenate als ein in den Hof des Kammergebäudes hineinragender zweistöckiger Steinbau noch heute zu erkennen ist. Vor 1360 hatte es Roleff v. Velstede inne, ein Sohn des Bürgermeisters Wedego v. Velstede und der Sophia v. d. Heyde. Die folgenden Besitzer waren 1360—1376 Herman v. Wetlemstede, 1378 bis 1400 Bartold Duvel und seit 1408 Brand Krull, dessen Familie bis 1516, wo sie im Mannsstamme erloschen ist, hier ihren Sitz hatte. 1518 kam das Haus an Borchhard Breier, des Bürgermeisters Ludeken Sohn, der mit Gese Krull vermählt war. Die Breier besaßen es bis 1760, zuletzt Anna Henriette Elisabeth, die Frau des Rudolph Nicolaus Lüderßen, Decans des Stifts St. Cyriaci; dann die Lüderßen bis 1859, zuletzt Luise Lüderßen, vermählt mit dem Stadtrath Dr. jur. Ernst Meier. Das Vorderhaus ist mehrmals neu aufgeführt: 1692 durch Conrad Breier und 1800 durch Joh. Christ. Lüderßen. Von den alten Hinterhäusern mit Holzschnitzwerk, die bald nach 1859 abgebrochen sind, trug eins aus dem Jahre 1668 die Inschrift der Erbauer, Conrad Breier und Emerentia Anna v. Kalm.

No. 639. Das Haupthaus der Herzoglichen Kammer, an der Martinikirche 7, war der Sitz der sehr alten, schon 1176 in einer Urkunde vorkommenden Familie Timmo, die im 14. Jahrhundert ausgestorben zu sein scheint. 1360 hatte es Henrik Tymme, Sohn des 1302 zuerst erwähnten Henricus, 1394 eine Wittwe v. d. Hus, wahrscheinlich eine geborene Timmo und wohl die Letzte ihres Geschlechts. 1400—1433 finden wir Hennig Kubbeling und dessen Kinder im Besitze dieses Hauses, alsdann 1444—1529 die Familie v. Broitzem, zuerst Jacob, zuletzt Cord, deren Vorfahren die Bürgerschaft um 1273 erworben zu haben scheinen; ihr erster, der als Bürger hier auftritt, Ludolfus, wird als der Sohn des Ritters Martin v. Broitzem bezeichnet. Wahrscheinlich von den Broitzem ist das 1763 abgebrochene Haus erbaut worden. Eine Abbildung desselben ist uns durch den Kupferstecher Beck erhalten. Die originelle Architectur dieses Hauses, namentlich die 1753 abgebrochene hölzerne Gallerie, hat zu den seltsamsten Fabeln Veranlassung gegeben, an deren Entstehung Beck nicht ohne Schuld zu sein scheint. Er schrieb 1753 in den Braunschweigischen Anzeigen über die Einführung der öffentlichen Turniere durch Heinrich den Finkler und ließ dabei dies Haus, das er Turnierhaus nennt, eine Rolle spielen, ohne irgend welche Quellen dafür anzugeben. Ihm haben dann Ribbentrop, Schmidt u. A. gutgläubig nachgeschrieben. Seit 1541 finden wir das Haus im Besitze des Rathes. 1599 bewohnte es der Secretär Valentin Crüger, um 1650 der Secretär Johann Camps. Ihnen folgte ein dritter Secretär, Heinrich Pilgeam, 1723—1757, doch nicht als Dienstwohnungsinhaber wie die Erstgenannten, sondern als Eigenthümer. Von ihm kaufte es 1757 die Fürstliche Kammer. 1764 ist es nach dem Plane des Oberzahlmeisters Horn neu aufgebaut. (Forts. folgt.)

Bücherschau.

August Kühne, Reproductionen nach seinen Werken. 36 Tafeln in Lichtdruck. Wien, J. Löwy 1896. 20 Mark.

Wir haben des Lebensganges unseres Landsmannes, Aug. Kühne, der am 29. Juli 1845 in Königslutter geboren ist und am 15. August 1895 in Graz verstarb, in diesen Blättern schon früher (1895 Nr. 3) gedacht, sowie auch der Ausstellung, die von seinen Werken im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien, dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thätigkeit, im October 1895 veranstaltet wurde (1895 Nr. 6). Diese Ausstellung, die zahlreiche Werke des Künstlers, die sonst mit wenigen Ausnahmen in Privatbesitz zerstreut sind, zusammenführte, hat die vorliegende schöne Veröffentlichung ermöglicht. In trefflich gelungenen Lichtdrucken werden uns auf 33 Tafeln 53 Arbeiten Kühne's, Statuetten und Reliefs, vorgeführt. Alle zeigen sie dieselbe künstlerische Vollendung, einen edlen Realismus, eine Wahrheit der Darstellung und eine Reinheit der Empfindung, wie sie uns in der Kunst jetzt selten begegnet, darum aber um so mehr anheimelt und fesselt. Die Stoffe sind den verschiedensten Gebieten entnommen, z. Th. auch dem Volksleben unserer Heimath. In dieser Beziehung sind vor Allem die prächtigen Gestalten des Schäfers und des Bortfelder Bauern hervorzuheben. Man muß diese Figuren sehen; Schilderungen können hier wenig nutzen; wir möchten daher unseren Lesern rathen, die Blätter selbst zur Hand zu nehmen, und sind fest überzeugt, daß Niemand, der edle und einfache Kunst zu schätzen weiß, sie ohne hohe Befriedigung fortlegen wird. Der kurzen Einleitung des Werkes ist auch ein Bildniß des Künstlers vorgesetzt.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 1. Niedere Küsterdienste. — 2. Votum über die moderne krit. Wissenschaft. — 3—8 Informations-Kursus f. innere Mission z. Berlin i. Herbst 1896; Superint. Broistedt † (4); Abt D. Heinrich Sallentien †, Ansprachen Rothe's u. Fr. Eißfeldt's (7 u. 8). — 9. Konferenz d. deutschen Hilfsbundes f. Armenien; Deutsch-evang. Mission; Taxator oder Achtsmann. — 10 u. 11. Reform der Einkommensverhältnisse der braunschw. Geistlichen; zur Abendmahlsfrage (10); Missionskonferenz; Junction City (11). — 12. Zum 22. März; Lutherische Gemeinde in Metz.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. — Nr. 1. Englands Vieh- u. Fleischeinfuhr 1894 u. 95; Hentz, Der Imker im Winter. — 2. Maercker, Kann Deutschland i. Bedarf an Braugerste durch eigenen Anbau decken — 3. E. H. Meyer, Spargelfliegen. — 4. Landwirthschaftl. Versuchsstation i. J. 1896; Buchführungscursus an d. landwirthsch. Schule Marienberg. — 6. Dieckmann, Vorschläge z. Unterdrückung ansteckender Thierkrankheiten. — 7 u. 8. Sitzung d Vorstandes, d. Deputirten u. Beamten des landwirthschaftl Central-Vereins zu Br. — 9. Kühnau, Abwehr d. Viehseuchen-Einschleppungen aus d. Auslande. — 10. Tacke, Thomasschlacke Pflege d. Pferde.

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 8. 11. April **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Kirchenrath Brodkorb †.

Am 18. März ist der Nestor der Braunschweigischen Geistlichen, Kirchenrath Brodkorb, nach eben vollendetem 91. Lebensjahre heimgegangen. Gern komme ich der Aufforderung nach, das Bild des Verewigten in kurzen Zügen zu zeichnen. Denn der Verklärte war eine bedeutende, um die Braunschweigische Landeskirche hochverdiente Persönlichkeit, hervorragend nicht nur durch reiche Geistesgaben, sondern vor Allem durch die sittliche Lauterkeit und die Treue seines Charakters. Zugleich erfülle ich damit eine Pflicht der Dankbarkeit für die langjährige, väterliche Freundschaft, welche der Verstorbene mir bis an sein Lebensende erwiesen hat.

Carl Wilhelm Theodor Julius Brodkorb wurde am 11. März 1806 zu Wolfenbüttel geboren, wo sein Vater ein Friseurgeschäft auf der Langenstraße betrieb. Deutlich stand zeitlebens vor seiner Seele die große Zeit der Freiheitskriege, und wie überhaupt die Erinnerungen aus der Kinderzeit im hohen Alter am lebhaftesten zu sein pflegen, so redete auch er noch als Greis von dem am 9. Januar 1814 in Wolfenbüttel geschehenen feierlichen Einzuge Herzog Friedrich Wilhelm's, dessen ganzes Haus er stets so innig liebte und verehrte. Früh schon entschied sich der in altbürgerlicher Frömmigkeit erzogene Knabe für den geistlichen Beruf. Die geistliche Stadt Wolfenbüttel verfehlte nicht ihre Wirkung auf sein empfängliches Gemüth. Im Vaterhause wohnte der später (1867) als Generalsuperintendent in Blankenburg verstorbene, damalige Pastor Collaborator Lentz, welcher als vaterländischer Schriftsteller noch heute nicht vergessen ist. Dadurch gingen viel junge Theologen im Hause ein und aus, mit denen der Vater gern ein Gespräch über kirchliche Fragen anknüpfte, dem der lebhafte Jüngling aufmerksam lauschte. Schon Michaelis 1820 erreichte Brodkorb die Prima des Gymnasiums und ging dann Ostern 1824 zur Universität. Lentz hatte für Halle geworben, wo damals die Koryphäen des Rationalismus, Wegscheider und Gesenius, ersterer ein Kind des Braunschweigischen Landes[1]) und deshalb gegen Braunschweiger Studenten besonders freundlich, eine große Zuhörerschaft um sich sammelten. Aber dem Vater erschienen die Halleschen Burschenschafter gar zu renommistisch, weshalb das solidere Göttingen gewählt wurde.

In Göttingen studirte Brodkorb namentlich unter Eichhorn mit großem Fleiße. Auch trat er einer vom Repetenten Hölty, später vom Repetenten Göschen geleiteten societas theologica latina bei, in der jedes deutsche Wort mit einer kleinen Ordnungsstrafe belegt wurde. Anfangs bewegte er sich noch ganz in den alten Geleisen des Rationalismus, bis er unter schweren inneren Kämpfen, vor Allem durch treues Bibelstudium, sich immer mehr zum kirchlichen Glauben durchrang. Noch vor Jahresfrist hat der neunzigjährige Greis in einem Briefe, den er mit zitternder Hand geschrieben, mitgetheilt, daß eine von ihm für die Latina verfaßte Abhandlung über die Stelle Matthäus 27, 62—66 zuerst den Wendepunkt seines Glaubens herbeigeführt hat. Dort bezeugen die Hohenpriester und Pharisäer vor Pilatus, der Erlöser habe seine Auferstehung vorausgesagt. Daß der Haß, der doch sonst schärfere Ohren und ein stärkeres Gedächtniß hat, als die Liebe, diese Worte zugeben mußte, erschien ihm als ein unwiderleglicher Beweis, daß sie wirklich ausgesprochen seien.

Getrieben von dem sehnsüchtigen Verlangen nach religiöser Erhebung, nach Geist und Leben gegenüber der herrschenden prosaischen Dürre und Hölzernheit, nach Geschichte gegenüber den trockenen Verstandesformeln, begab sich Brodkorb nach abgelegtem theologischen Tentamen im Sommer 1827 auf einige Zeit nach Berlin, wo er von den Führern der neuen Theologie, Schleiermacher und Neander, innerlich tief ergriffen wurde. Insbesondere die Glaubenslehre des ersteren ist ihm, wie vielen Andern, ein Anstoß zur ewigen Bewegung geworden. Diese Berliner Tage erschienen ihm später in der Erinnerung als die köstlichste Zeit seines Lebens, da er auf immer aus dem kalten Eise des Rationalismus befreit wurde. Er erkannte, daß die Religion nicht Sache des grübelnden Verstandes, sondern des Gemüthes und der inneren Erfahrung sei. Aus den Fasttagen, die er in Göttingen verlebt hatte, wurden nun Festtage, da er mit ganzer Innigkeit die frohe Botschaft von dem Heile in Christo ergriff und erlebte.

In den nun folgenden Jahren wirkte Brodkorb als Hauslehrer in der Familie des Pastors Breithaupt zu

1) Geboren 1771 zu Küblingen bei Schöppenstedt.

Watzum. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. An den Sonntagen erquickte er sich zuweilen in der kleinen Nachbarkirche zu Warle an den Predigten des gleichfalls von Schleiermacher angeregten Pastor Stölting [2]). Nachdem dann seine Zöglinge dem Gymnasium übergeben waren, weilte er wiederum eine Zeit lang im Elternhause, beschäftigt mit Stundengeben und der Vorbereitung auf das zweite Examen, welches er mit dem selten verliehenen Prädicat „wohlbestanden" zurücklegte.

Die Richtung, welche Brodkorb im heißen Suchen nach Wahrheit eingeschlagen hatte, war seiner Umgebung so neu, so fremd, daß es nicht an Verkennung und Mißtrauen fehlte. Auch er mußte es erfahren, daß die Theologie, wenn sie nicht etwa handwerksmäßig betrieben wird, wegen der damit verbundenen inneren und äußeren Kämpfe ihrem Jünger wie die höchsten Freuden, so auch die tiefsten Schmerzen bereitet. Zweimal bewarb er sich vergeblich um eine Braunschweiger Stadtadjunctur. Es schien, als stände ihm eine lange, trübe Wartezeit bevor. Doch der von Brodkorb stets hochverehrte Abt Hoffmeister, der ehemalige Lehrer Herzog Wilhelm's, wußte trotz abweichendem theologischen Standpunkte seine Tüchtigkeit zu schätzen. Als sich Brodkorb um die durch Ludewigs Ernennung zum Schul- und Seminardirector in Wolfenbüttel freigewordene Stellung eines Waisenhaus- und Seminar-Inspectors bewarb, hielt er es zwar nicht für gerathen, ihm das Amt am Lehrerseminare zu übertragen. Aber er trennte von demselben die damit bisher verbundene Verpflichtung, für jährlich 80 Thaler Entschädigung alle vier Wochen in der Wolfenbüttler Strafanstalt zu predigen. Es wurde eine eigene Gefängnißpredigerstelle errichtet und zugleich dem Anstaltsgeistlichen auferlegt, für 120 Thaler, die er aus der Schulcasse erhielt, Unterrichtsstunden an der Bürger- und Töchterschule zu ertheilen, wobei ein Zuschuß von 50 Thalern aus dem Klosterfonds in Aussicht gestellt wurde. Für einen Strafanstaltsgeistlichen aber erschien ihm Brodkorb wegen seines hohen sittlichen Ernstes gerade der rechte Mann. Es zeugt von der Bescheidenheit des 25jährigen Mannes, daß er anfänglich mit der Erklärung, er sei der schwierigen Aufgabe am Gefangenhause nicht gewachsen, die Stellung ablehnte. Doch Hoffmeister wußte in seiner herzgewinnenden Weise alle Einwendungen zu überwinden.

Aber nun kam eine neue Schwierigkeit. Schon lange hatten die Geistlichen an der durch die Kirchenordnung vom Jahre 1709 vorgeschriebenen scharfen Verpflichtungsformel schwer getragen. Brodkorb's Ehrlichkeit und männlicher Muth brachte die Sache zum Austrage. Er erklärte den geistlichen Consistorialräthen, daß er die vorgeschriebene Unterschrift unter das Corpus doctrinae Julium mit gutem Gewissen nicht leisten könne. Es sei ihm unmöglich, von einem menschlichen Buche zu versichern, daß er nicht das Geringste darin gefunden habe, was gegen die heilige Schrift sei, nicht nur in Bezug auf die Sache, sondern auch auf die Form der Worte. So veranlaßte Brodkorb die Abfassung der noch heute bestehenden milden Formel, nach welcher die Geistlichen auf die evangelische Lehre, welche in jenem Bekenntnißbuch dargelegt ist, verpflichtet werden.

Und nun erfolgte am 3. Advent (11. December) 1831 Brodkorb's Ordination. Unvergeßlich waren ihm zeitlebens die Ausführungen Hoffmeister's, daß nicht die Gaben des Geistes, nicht die Kenntnisse es seien, worauf es bei der Amtsführung eines Geistlichen in erster Linie ankomme, sondern vielmehr die unverbrüchliche Treue, womit er seines Amtes warte. Das Wort „nur treu!" wurde hinfort die Losung seines Lebens.

Die Wirksamkeit Brodkorb's in Wolfenbüttel war eine reich gesegnete. Insbesondere von seinem Unterrichte an der Töchterschule weiß ich aus dem Munde meiner seligen Mutter, daß er einen unauslöschlichen Eindruck auf alle empfänglichen Gemüther machte.

Im Jahre 1834 faßte Brodkorb den kühnen Plan, eine Bibel- und Missionsgesellschaft im Lande zu gründen. Er gewann dafür drei Freunde und Gesinnungsgenossen, den Pastor Tischer [3]) an der Trinitatiskirche zu Wolfenbüttel, sowie die Pastoren Pagendarm [4]) zu St. Michaelis und Geibel [5]) an der reformirten Kirche zu Braunschweig als Mitarbeiter. Auf ein Gesuch an Herzogl. Staatsministerium wurde gestattet, „einen Verein zu gründen, dessen Zweck dahin gerichtet sei, die Kinder der Armen bei ihrer Confirmation mit Bibeln zu versehen, welcher beabsichtigte Zweck unter Mitwirkung der Herzogl. Kreisdirectionen und der denselben untergeordneten Herzogl. Aemter ohne Schwierigkeit werde erreicht werden können". Dagegen erklärte man, daß „Institute zur Verbreitung des Christenthums unter den Heiden in andern Welttheilen nur in Ländern von größerem Umfange, als das unsrige, gedeihen könnten, und es Jedem, der sich gedrungen fühle, zur Förderung der guten Sache beizutragen, überlassen werden müsse, an Veranstaltungen dazu in größeren Staaten sich anzuschließen", als ob es sich um die Gründung einer Missionsanstalt gehandelt hätte. Da Vorstellungen gegen diese Entscheidung nichts fruchteten, richtete Brodkorb an die Königin Elisabeth von Preußen durch Vermittelung ihres Seelsorgers, des Hofpredigers Strauß, die Bitte um Fürsprache beim Herzog Wilhelm. Nachdem diese zugesagt war, ging Pastor Pagendarm mit dem Anliegen persönlich zum Herzoge und wurde sehr freundlich aufgenommen. Es wurde hierauf die Gründung einer Bibelgesellschaft ohne Bedingung nach freiem Ermessen der Bittsteller gestattet, während es hinsichtlich des Missionsvereines bei der alten Entscheidung blieb.

Im Jahre 1835 erhielt Brodkorb die Pfarrstelle zu Berel. Wie wohl that ihm nach den Wolfenbüttler Kampfesjahren die ländliche Idylle mit ihrem stillen Frieden! In diese Zeit fällt auch seine Verheirathung

2) Er starb im 91. Lebensjahre als Kirchenrath zu Schliestedt am 8. Mai 1890.

3) Tischer starb am 14. März 1870 als Superintendent in Jerxheim.

4) Pagendarm † 1865.

5) Karl Geibel, der Bruder des Dichters Emanuel Geibel, geboren zu Lübeck am 11. Juni 1803, 1830—35 Pastor an der reformirten Kirche zu Braunschweig, legte sein Amt nieder, lebte, ohne eine andere Anstellung zu finden, in Lübeck und starb daselbst am 14. December 1863.

mit Emilie Salomon aus Wolfenbüttel (23. August 1835), mit der er später das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feiern durfte. Von dem kirchlichen Leben in Berel und seiner dortigen Wirksamkeit hat er im Braunschweiger Kirchenblatte 1851 S. 34 ff. ein ansprechendes Bild entworfen. Im Jahre 1846 erfolgte dann seine Ernennung zum Superintendenten zu Bevern. Von hier aus betheiligte er sich eifrigst an dem Amelunxborner Predigerverein, von welchem namentlich seit dem Revolutionsjahre 1848 viel kirchliches Leben ausging. Hier wurden die von zahlreichen Geistlichen unterschriebenen Petitionen verfaßt, welche die Rechte der Kirche nach unten und oben wahren sollten. Aus seiner Jugendzeit hatte Brodkorb den Traum einer Presbyterialverfassung ins Mannesalter herübergenommen. Bereits im §. 213 der neuen Landschaftsordnung v. 12. Oct. 1832 war ein Gesetz über die Einrichtung von Kirchenvorständen in Aussicht gestellt, aber bis dahin nicht erlassen. Nunmehr veranlaßte Brodkorb den Amelunxborner Predigerverein, den Herzog zu bitten um „Gewährung einer Presbyterialverfassung, welche auf angemessene Weise die bisher nicht geübte Mitwirkung der Kirchengemeinde in kirchlichen Angelegenheiten ins Leben rufe". Das Consistorium antwortete rasch auf diese Bitte, indem es im Juli 1848 die General- und Stadtsuperintendenten des Landes zu einer Berathung über die Kirchenverfassungsfrage zusammenrief. Die Frucht der abgehaltenen Conferenzen war der im Mai 1850 veröffentlichte „Entwurf einer Verfassungsurkunde für die evangelisch-lutherische Kirche des Herzogthums Braunschweig". Im Jahre 1851 erschien ferner das Gesetz, die Errichtung von Kirchenvorständen in den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden betreffend. Andere Petitionen waren darauf gerichtet, die Kirche von ihr nicht verpflichteten Organen, d. h. von dem zugleich der Abgeordnetenversammlung verantwortlichen Staatsministerium frei zu machen, da in der Abgeordnetenversammlung nicht mehr das lutherische, ja nicht einmal das christliche Bekenntniß als Bedingung der Mitgliedschaft galt. Man bat daher, „des Herzogs Hoheit wolle Höchst Sich in Angelegenheiten unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche von Höchstdessen Consistorio selbständigen Vortrag machen lassen und bei Ausübung der Höchstdemselben persönlich zustehenden Kirchengewalt keinem andern, der Kirche nicht verpflichteten Organ Concurrenz gestatten", worauf „im Höchsten Auftrage" durch ein Consistorialrescript geantwortet wurde, daß das Consistorium „sich seit Erlaß der neuen Landschaftsordnung bereits, soweit es thunlich sei, in keiner andern, als der gewünschten Stellung zu des Herzogs Hoheit befände".

Um in den Gemeinden kirchliches Bewußtsein und Interesse wiederum zu wecken, gab Brodkorb seit Februar 1850 mit Apfel[6]), Hartmann[7]), Möhle[8]) und Wolff[9]) das „Kirchenblatt für die evangelisch-lutherische Gemeinde des Herzogthums Braunschweig" heraus. Seit 1851 führte er mit Wolff die Redaction allein, 1853 trat auch Brodkorb davon zurück, sehr zum Schaden des Blattes, da es Wolff bei aller Tüchtigkeit nicht verstand, einen volksthümlichen Ton anzuschlagen, so daß der Leserkreis immer kleiner wurde. Als am 1. September 1852 die Conferenz von Dienern und Freunden der lutherischen Kirche in Braunschweig gegründet wurde, wählte man für die erste Versammlung Brodkorb zum Präsidenten. Bis an sein Lebensende hat er dem Vorstande dieser Conferenz als Mitglied angehört.

In Bevern lernte er neben den Freuden auch die Leiden des Landpredigerlebens kennen. Die Kinder wuchsen heran und mußten fortgegeben werden. Durch die Erziehungskosten wurde das wenige vorhandene Vermögen zugesetzt. In schlaflosen, sorgenvollen Nächten faßte er den Entschluß, die ihm liebgewordenen Superintendenturgeschäfte aufzugeben und sich um die gut dotirte Pfarrstelle zu Benzingerode am Harz zu bewerben, welche ihm denn auch im Herbst 1858 verliehen wurde. Wie groß die Anhänglichkeit der Geistlichen des Weserkreises ihm gegenüber war, zeigt sich auch darin, daß er von dort im Jahre 1869 in den Landtag gewählt wurde. Hier hatte er mehrfach Gelegenheit, seine furchtlose Treue zu beweisen. Vor Allem ist mir die Sitzung vom 30. März 1871, der ich als Primaner beiwohnte, im Gedächtniß. Es handelte sich um die Braunschweigische Thronfolgefrage und den Erbhuldigungseid. Notar Müller aus Wolfenbüttel stellte den Antrag, für den Fall, daß die Zeitungsnachrichten hinsichtlich der Welfenlegion durch die Nachforschungen der Hohen Landesregierung nicht widerlegt würden, Herzogliche Landesregierung um eine baldigste Gesetzesvorlage zu ersuchen, durch die §. 14 und 26 des Braunschweigischen Staatsgrundgesetzes, soweit sie die Regierungsnachfolge des vormaligen Königs von Hannover und seiner Nachkommen im Herzogthume Braunschweig beträfen, ausdrücklich außer Kraft gesetzt würden. Damals hielt Brodkorb im Landtage eine Rede, welche auch bei seinen Gegnern einen gewaltigen Eindruck machte. Sie begann mit den Worten Dahlmann's, daß die Politik durchaus nicht von der Moral getrennt werden dürfe und schloß etwa mit den Worten: „Der Eid, welcher den Abgeordneten die Thür dieses Saales geöffnet hat, verpflichtet sie auch dem König Georg gegenüber. In dem Landesgrundgesetz, welches in anerkannter Wirksamkeit erhalten werden soll, steht auch der Eid, welcher das Successionsrecht der jüngeren Linie verbürgt. Will man letzteres mit Gewalt zertrümmern, so wird man weiter geführt und muß auch andere Punkte aufgeben, welche man ungern vermissen wird".

Dieses furchtlose Auftreten zog ihm viel Anfechtung, aber auch viel Anerkennung zu. Es erschienen Spottgedichte in den Zeitungen. Dagegen verlieh ihm Se. Hoheit der Herzog am 25. April 1871 das Ritterkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen, welches bis dahin, abgesehen von den Consistorialräthen, einzelnen Generalsuperintendenten und dem Hofprediger, noch niemals ein Geistlicher empfangen hatte. Sonst kämpfte Brodkorb

6) † 7. Februar 1892 als Kirchenrath emer. in Braunschweig.

7) † 21. Februar 1855 als Superintendent emer. von Stadtoldendorf.

8) † 19. Januar 1865 als Generalsuperintendent in Holzminden.

9) † 15. October 1877 als Superintendent in Halle an der Weser.

im Landtage für die Aufbesserung der Lehrergehalte, für die Vergütung kirchlicher Handlungen außerhalb der Kirche, für die Erlaubniß der Annahme von freien Liebesgaben seitens der Geistlichen, gegen die Abnahme der Stolgebührenrenten von den besser dotirten Stellen, in der er einen sozialdemokratischen Zug und ein Verlassen des Grundsatzes „jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth“ erblickte, ferner ganz allein mit Generalsuperintendent Kelbe[10]) gegen den Antrag, bei Sr. Hoheit den Abschluß einer Militair-Convention mit Preußen zu befürworten. Als im Jahre 1873 in dem vormaligen Kurhessen zahlreiche Geistliche ihres Amtes entsetzt wurden, weil sie gegen die Einsetzung eines aus lutherischen, reformirten und unirten Gliedern zusammengesetzten Consistoriums in Kassel als eine Zerstörung des confessionellen Rechtsbestandes der hessischen Kirche beharrlich protestirten, erließ Brodkorb am 11. August 1873 mit mehreren andern, zum Theil dem Kirchenregimente angehörenden Braunschweiger Freunden einen Aufruf zur Gründung eines Unterstützungsfonds, „um für diejenigen Diener unsrer lutherischen Kirche Sorge zu tragen, welche wegen ihrer Treue gegen das Bekenntniß und die Ordnung derselben in Noth gerathen sind“. Es erfolgte dieserhalb in der Landesversammlung eine Interpellation an die Regierung, worauf Herzogl. Consistorium durch Erlaß vom 21. Januar 1874 den Unterzeichnern des Aufrufs im Höchsten Auftrage eine ernste Mißbilligung dieses ihres Verfahrens zu erkennen gab, da der Aufruf eine demonstrative und völlig unberufene Theilnahme an einer den Kirchenregierungen befreundeter Staaten entgegengesetzten thatsächlichen Opposition enthalte. Brodkorb konnte als Rechnungsführer in dem ersten Jahre ungefähr 8000 M an die bedrängten Hessischen Glaubensbrüder absenden.

Sein Landtagsmandat war im Herbst 1875 abgelaufen. Seitdem zog er sich mehr und mehr vom kirchenpolitischen Leben zurück und veröffentlichte nur 2 Broschüren: „Zur Beleuchtung des Civilstandsgesetzes. Vortrag auf der Inspectionssynode zu Blankenburg den 22. Juli 1879 gehalten“ und „Zur Wahrung des kirchlichen Rechts und der kirchlichen Verwendung des Braunschweigischen Klosterfonds. Eine an die IV. Braunschw. Landessynode gerichtete Vorstellung und Bitte und Beleuchtung des über dieselbe erstatteten Commissionsberichtes“ (1885). Am 18. December 1881 feierte er unter lebhafter Betheiligung weiter Kreise geistig und leiblich überaus frisch und rüstig sein 50jähriges Dienstjubiläum, zu welchem ihm Se. Hoheit der Herzog den Titel Kirchenrath verlieh. Es war ihm vergönnt, nach diesem schönen Feste fast noch 5 Jahre das ihm so theure Amt verwalten zu können. Dann trat er im Herbst 1886 in den Ruhestand und zog nach Braunschweig. Hier war ihm noch ein freundlicher, lichter Lebensabend beschieden. Bis an sein Lebensende war er geistig thätig. Er sammelte früher von ihm gehaltene Predigten und gab sie unter dem Titel „Blätter vom Baume des Lebens“ zum Vorlesen in Landkirchen und zur häuslichen Erbauung (1888) heraus. Gern erzählte er seinen jüngeren Freunden von den alten Zeiten, wobei diese nicht genug die Treue seines Gedächtnisses bewundern konnten. Wie leuchtete sein Auge, wenn er von den Freiheitskriegen und dem darauf folgenden Wiedererwachen des Glaubens erzählte! Wie seltsam muthete es uns an, wenn er von Männern, die seit zwei Menschenaltern im Grabe ruhten, aus eigener Anschauung so lebendig zu reden wußte! Wie erquickend und theilnehmend waren seine Briefe bis ans Ende! Auch an ihm, dem alten streitlustigen Kämpfer, der mit der Losung: „Recht muß doch Recht bleiben!“ früher so manchen Strauß durchgefochten hatte, erfüllte sich das Schriftwort: „Der alte ist milder“ (Lucas 5, 39). Ueber sein ganzes Wesen war der verklärende Schein der sinkenden Lebenssonne ausgegossen. Mit großer Geduld ertrug er die Leiden des hohen Alters. Nachdem er noch Tags zuvor ohne Brille seiner ihn so treu pflegenden Tochter alte, von ihm selbst als Jüngling verfaßte, lateinische und deutsche Gedichte vorgelesen, ist er ohne Kampf, ohne die Bitterkeit des Todes zu schmecken, in seinem Sessel eingeschlafen, wie ein müdes Kind.

Sein Heimathland Braunschweig, an dem er hing mit allen Fasern seines Herzens, darf ihn nicht vergessen. Er war eine streitbare Eliasnatur, und es ist ja keine Frage, daß man auch auf andere Art im Reiche Gottes Frucht schaffen kann. Aber es ist nicht zu leugnen, daß er durch sein offenes, kräftiges Wort manch zaghaftes Herz aufgerüttelt, manchen Fortschritt im kirchlichen Leben angebahnt hat und daß er dabei ein Mann ohne Falsch war, so daß selbst sein eifrigster Gegner im Landtage seine Ehrlichkeit anerkannte, und ein anderer Widersacher ihn seinen politischen Feind, aber seinen menschlichen Freund nannte. Insbesondere die Landeskirche, der er 55 Jahre so treu gedient, möge sein Andenken in Ehren halten.

Schöppenstedt. Johannes Beste.

10) † 3. August 1872 zu Blankenburg.

Eine gleichzeitige Schilderung des Braunschweiger Aufruhrs im Jahre 1830.

Mitgetheilt von Heinrich Mack.

So groß die Litteratur über den Braunschweiger Aufstand von 1830 ist, so wenig kann doch die Rede davon sein, daß seine Geschichte schon völlig erhellt worden wäre. Vor Allem hat noch Niemand die Frage nach den Anstiftern der Unruhen befriedigend beantwortet, aber auch der äußere Verlauf der Unruhen kann keineswegs als in allen seinen Phasen hinlänglich festgestellt angesehen werden. Und während auf der Suche nach den Anstiftern wohl niemals über die bisherigen mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthungen wird hinauszukommen sein, dürfte die derzeitige Kenntniß der äußeren Vorgänge noch manche Verbesserung und Ergänzung durch bislang unbekannt gebliebenes Material erfahren. Zu diesem Material rechnen wir auch den hierunter abgedruckten Brief, der sich im Besitze der Braunschweiger Stadtbibliothek befindet. Ihn schrieb am 14. September 1830, genau eine Woche nach der

Verjagung des Herzogs, der Advocat Adolf Schönemann[1]) zu Wolfenbüttel an seinen Bruder Karl, den späteren Bibliothekar der Guelpherbytana, damals noch Conrector am Gymnasium zu Helmstedt. Es handelt sich also um einen Bericht, der den Ereignissen fast auf dem Fuße folgt; dazu kommt, daß er von einem gebildeten, trefflich begabten Manne in unabhängiger Stellung abgefaßt ist, und endlich schreibt dieser Mann über vieles als Augenzeuge. Das sind gewiß Momente, die unserm Briefe einigen Quellenwerth verleihen. Freilich scheint selbst der nüchterne und scharfblickende Schönemann sich der fast alle geschichtlichen Katastrophen ungewöhnlich schnell umspinnenden Legende nicht ganz haben entziehen zu können. Wenigstens möchten wir die schwarzen Masken, die er mit gezückten Dolchen den aus dem Theater heimfahrenden Herzog umdrängen läßt, bis nicht stärkere Beweise vorliegen, noch immer für eine Ausgeburt erhitzter Köpfe halten, obgleich wir gern zugeben, daß es ganz etwas anderes ist, wenn der Wolfenbütteler Jurist in seinem objectiv gehaltenen Briefe dieser Behauptung einen Platz gönnt, als wenn sie uns in kaum veränderter Gestalt in den Schmähschriften Herzog Karl's begegnet[2]). Entschieden nicht zutreffend ist ferner die Angabe, die Herstellung der Ordnung habe eine Menge Menschenleben gekostet. Denn das wäre sonst doch auch anderweitig bezeugt und setzte zudem eine, von Schönemann freilich behauptete, Energie der Bürgergarde und der regulären Truppen voraus, zu der sich beide ganz sicherlich nicht aufgerafft haben. Die Bürgergarde schon deshalb nicht, weil eine richtige Bürgergarde der guten alten Zeit sich nicht gerade durch Blutdurst auszuzeichnen pflegte, wenngleich es ihr an anderem Durste, wie Schönemann's köstliche Schilderung zu Anfang lehrt, durchaus nicht fehlte. Was aber das Militair betrifft, so darf doch nicht vergessen werden, daß es sich damals auch den wüstesten Ausschreitungen gegenüber vollständig unthätig verhalten hat. Dies führt uns auf das, was an der Braunschweiger Revolution so überaus widerwärtig ist und gerade durch Schönemann's Brief die grellste Beleuchtung erfährt. Die Vertreibung Karl's den Braunschweigern verargen zu wollen, wäre thöricht: daran war Niemand Schuld als Karl selbst. Daß aber, nachdem der Schwächling so rasch das Feld geräumt, das Sengen und Verwüsten, das Rauben und Stehlen im Schlosse ruhig seinen Fortgang nahm, gereicht weniger dem aufgehetzten Pöbel als allen denen, die berufen und im Stande waren, solchem Treiben Einhalt zu thun, zum schwersten Vorwurf. Um so mehr, als sie durch diese ehr- und pflichtwidrige Haltung nicht nur Karl, sondern auch den Wohlstand des Landes schädigten und — was noch schlimmer ist — an dem schuldlosen Bruder des Vertriebenen sich versündigten, indem sie ihm die unerwünschte Erbschaft vollends vergällten. Und in der That — die Eindrücke, die dem Herzog Wilhelm sich aufdrängten, als er vor den rauchenden Trümmern des Schlosses seiner Väter stand, sind in ihm wach geblieben sein Leben lang und haben nicht zuletzt dazu beigetragen, den frischen, lebensfrohen, gutherzigen Herrn zu verbittern und seinen Unterthanen zu entfremden.

Doch dies gehört schon nicht mehr in den Rahmen einleitender Bemerkungen, lassen wir jetzt den Brief für sich selber sprechen. Daß wir die Stellen von rein persönlichem Interesse übergangen und zur Vermeidung aller etwa möglichen Mißdeutungen von verschiedenen Namen nur die Anfangsbuchstaben gesetzt haben, bedarf weiter keiner Rechtfertigung.

Liebster Carl!

. . . Auch hier gieng es bisher ziemlich kriegerisch her. Wir haben hier in voriger Woche eine junge Garde gebildet aus Advocaten, Auditoren, Procuratoren, Kaufleuten und Theologen, auch Schulmännern z. B. Jeep. Gewehre, Patronen und Lederzeug haben wir von unsern Truppen geliefert erhalten; unsere Wache war in der Caserne. Die Nächte vom Donnerstag bis Sonnabend habe ich den Wachtdienst versehen, wobei ich mir jedoch den Posten als Geheimer Obervicecorporal ausgesucht hatte, mit dem Rechte, die junge Garde in Insubordinationsfällen mit der flachen Klinge zu regaliren, denn als Stabsoffizier trage ich keine Muskete. Die erste Nacht hatten wir Musik und Ball in der Caserne, wobei ziemlich gezecht wurde. Auch die andern Nächte wurde gepunscht, wiewohl ohne Musik, da die Musikanten (gewöhnliche Soldaten mit 2 Geigen, Clarinette und Flöte und Triangel) auf Wache waren. . . .

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Gang der Revolution von Anfang an zu sehen. Die Woche vorher war ich öfter in Braunschweig gewesen und hatte schon die große Unruhe und Gährung wahrgenommen. Am vorigen Montage (den 6 ten) war ich auch da und sah, wie die Kanonen aufgefahren wurden[3]). Da war kaum mehr jemand zu finden, der nicht wie toll in den Straßen umherlief und laut auf den Duc (ci devant) schimpfte. Die Jungen sangen unter seinen Fenstern: „Herr Schmidt ꝛc. Was bringt der Herzog mit? — En' leeren Beutel und kein Geld, drum ist es mit uns schlecht bestellt!“ oder mit der Variante: „denn er ist in Paris[4]) geprellt!“[5])

Ich fuhr indeß um 6 Uhr des Abends schon weg, weil bloß eine Oper (Othello) gegeben wurde, welche ich, wie Du weißt, eben nicht liebe. Wäre der Herzog nicht früher weggeeilt aus der Oper, so wäre er gewiß schon dort ermordet. Denn kaum verließ er die Loge, als sich vor allen Ausgängen des Hauses eine ungeheure Menge angefunden hatte, und in dem Augenblicke, wo er in den Wagen springt, bekommt er einen Schlag mit einem Stocke und einen Steinregen, und es zeigen sich mehrere schwarze Masken in Mänteln mit

1) Geboren am 8. August 1802.

2) Vgl. v. Heinemann, Gesch. v. Braunschw. u. Hannov. III, 423.

3) Auf Karl's Befehl: v. Heinemann a. a. O. S. 423.

4) Erst Mitte August war Karl aus Paris zurückgekehrt, von wo ihn die Julirevolution verscheucht hatte: v. Heinemann S. 422.

5) Frei nach dem bekannten Gassenhauer:
Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt denn Röschen mit?
'En Schleier und 'en Federhut,
Der steht dem Mädchen gar zu gut.

blanken Dolchen bewaffnet. Die Schnelligkeit seines Kutschers, der die Pferde so lange haut, bis daß sie sich bäumen und die 3 Kerls, welche ihnen in die Zügel gefallen sind, mit fortschleifen, rettete damals das Leben des Herzogs. An jenem Abende wurden bloß die Fenster bei der Dlle Dermer[6]), in der Münze und der Cammer, sowie alle Laternen eingeworfen. Am andern Abende (dem Dienstage) ging es desto toller. Da das Schloß von vorn nicht anzugreifen war, hatte das Volk (nicht bloßer plebs) die abgelassene Oker durchwatet, und mit einem Male sind alle Gänge voll. In der Geheimen Canzlei wurde ein derbes Feuer eingelegt, und nun durchzog, da der Herzog in demselben Augenblicke, durch die Husaren und eine Compagnie Jäger escortirt[7]), im Trabe durch den Schloßgarten fortgeeilt war, eine furchtbare Menschenmasse das Schloß. Alles wurde zur Beute gemacht, Spiegel, Fenster, Gemälde (von ungeheurem Werthe), Statuen und alle Sachen von Werth zertrümmert. Eine ziemliche Summe Geldes (nach Einigen aber bloß 1500 ₰ Gold) fiel in die Hände des Volkes; diese hatte der Herzog deswegen nicht mitnehmen können, weil er noch bis auf den letzten Augenblick mit Susmann Heinemann[8]) über Staatspapiere für jene Summe gehandelt und über 1/4 Procent sich nicht hatte vereinigen können. Die Bibliothek befindet sich jetzt in unzähligen Händen: fast jeder hat ein Buch davon. Das Porcellan ist zertrümmert und lag am anderen Tage in mehreren Stuben 4 Zoll hoch in lauter Scherben. Ich erhielt nämlich schon um 4 Uhr Morgens durch E . . . ., der bei dieser Geschichte gewesen war, Nachricht und nahm gleich einen Wagen und fuhr mit Georg, den ich aus dem Bette holte, herüber. Eine größere Verwüstung habe ich nicht gesehen. Die Sprützen waren aufgefahren, aber keine durfte es wagen zu löschen. Eine Spritze war noch halb voll Burgunder. In der Nacht war der schönste Wein aus Feuereimern und Tubben getrunken. Eine Flasche Champagner kostete nur 1 bis 2 ggr, ein Paar silberne Leuchter 8 ggr, 2 Teppiche, à Stück 3—400 ₰, wurden zu 8 ₰ verkauft. Wer früher weder Bett noch Sopha gehabt, erhielt jetzt das prächtigste Meublement. Von den Nachbarhäusern ist auch nicht eins lädirt, weil die Sprützen dafür sorgten. Ein Bekannter von mir äußert in jener Nacht: es müßte doch hübsch aussehen, wenn der Giebel (des linken Schloßflügels) einstürzte, und sogleich erbietet sich ein Sprützenmann, ihm das Vergnügen zu machen, und kaum hat er eine Minute seine Sprütze darauf gerichtet, als der Giebel einstürzt. „Nun müssen wir aber aufhören, sagt darauf der Sprützenmeister, sonst hindern wir das Feuer.“ Am Mittwoch holten noch Hunderte von Kerls und Weibern alles Holz- und Eisenwerk aus dem brennenden rechten Flügel und den Trümmern des linken, denn Alles war erlaubt.

Man kann sich überhaupt alles dieses nicht so arg denken, als es wirklich gewesen ist. In den Kellern des Schlosses sollen viele, die dort sich ganz vollgetrunken, verschüttet seyn. Es sind übrigens eine Menge Scheußlichkeiten an den Tag gekommen, welche man kaum geahndet hat, und niemand hat sich den Duc so schlecht vorgestellt, als er wirklich gewesen ist. Das schwarze, rothe, violette und amaranthene Buch desselben enthält unglaubliche Dinge, welche man in der Kürze gar nicht mittheilen kann. Sie sind in vielen Abschriften verbreitet und werden bekannt genug werden. Jetzt sind die Originale nach Berlin geschickt. Am Tage nach der Ankunft des Herzog Wilhelm (am Freitage[9]) ist auch Graban[10]) wieder angekommen und hat die Effecten und Schätze, welche er von Paris geholt, dem Herzoge Wilhelm übergeben. Graban ist sogleich abgesandt, um den Duc aufzusuchen, der dem Vernehmen nach nicht einmal Erlaubniß erhalten, sich eine Nacht in Hildesheim aufzuhalten. Bei Graban's Abreise soll Herzberg ihm aufgetragen haben, dem Duc zu sagen, daß er und das Offiziercorps sich das Wort gegeben hätten, den Herzog nicht nach Braunschweig zu lassen, sondern lieber zu sterben. Dasselbe hat sich die Bürgerschaft vorgenommen, und der Herzog Wilhelm soll auch schon erklärt haben, daß er nun wohl einsehe, daß sein Bruder unter keiner Bedingung wiederkommen könne. Eine gleiche Erklärung soll auch vom Hannov. Ministerium ausgegangen seyn. Wie es aber noch werden wird, darüber müssen die nächsten Tage Aufschluß geben.

Daß die ganze Revolution von angesehenen Männern geleitet ist, leidet kein Bedenken; auch läßt es sich nicht bezweifeln, daß am 6ten und 7ten des Abends Geld unter den Pöbel ausgetheilt ist, damit derselbe sich ein wenig besöffe. Auch habe ich dem Hrn. Rittmeister[11]) eine Abschrift einer unter des Herzogs Papieren gefundenen Scriptur mitgetheilt, welche ein Verzeichniß der anzuwendenden Chikanen und Bedrückungen der Unterthanen enthält und sich auf das amaranthene Buch zu beziehen scheint. Die Titel: Hund, Haupthund, Bruder des Hundes, die sich in den eigenhändigen Anmerkungen des Herzogs im schwarzen Buche, welches eine Liste sämmtlicher Staatsdiener enthält nebst den Vorschlägen sie zu chicaniren, finden[12]), sind jetzt Ehrentitel geworden. Als Haupthund ist z. B. Hettling[13]) bezeichnet.

Der Collab. A . . . . . besitzt eine Sammlung von Briefen an den Herzog, worunter sich besonders die der Kronprincessin von Preußen auszeichnen, in denen sie ihn dringend bittet, sich zu bessern und einen tugendhaftern Wandel zu führen. Diese Briefe sollen recht zum Herzen sprechen. Außer diesen Briefen von Fürsten und Princessinnen sind aber auch viele scandalöse Briefe gefunden.

F . . . . hält sich jetzt hier bis auf Weiteres auf und

---

6) Die Sängerin Betty Dermer, Karl's Maitresse, wohnte am Bohlweg Nr. 2050, jetzt Nr. 21.

7) „escortirt“ fehlt.

8) J. J. Susmann & Heinemann, Banquiers in Braunschweig.

9) Soll heißen: Die am Freitage erfolgt war.

10) Stabs-Kapitän Karl Wilh. Kasim. Frhr. v. Graban, Flügeladjutant Herzog Karl's.

11) Rittmeister Müller aus Helmstedt, Karl Schönemann's Hausgenosse.

12) „finden“ fehlt.

13) Joh. Heinr. Aug. Hettling, Hofrath am Landesgerichte zu Wolfenbüttel, später Obergerichtspräsident und Archivar.

darf nicht nach Braunschweig. B .... ist über die Gränze gebracht. Uebrigens sind auch eine Masse von Menschen getödtet, indem zur Wiederherstellung der Ordnung das vereinte Militär und die Bürgergarde jeden, der nicht gleich Ordre parirt, niedergeschossen haben. — Für heute habe ich nicht Lust, weiter in dieser Sache fortzufahren, aber nächstens mündlich mehr ....

Dein treuer Bruder
Adolph.

W. d. 14ten Sept. 1830.

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Fortsetzung.)

No. 640. Das Nebenhaus der Herzoglichen Kammer in der Heinenstraße war der Sitz der v. d. Heyde, deren erster bekannter Vorfahr, Volcmarus de Merica, 1268 Rathmann in Hagen war, und seit 1320 kommen sie auch im Rathe der Altstadt vor. Da sie außer diesem, fast die ganze Länge der Straße einnehmenden, „das lutteke hemelrike“ („kleine Himmelreich“) genannten Grundstücke, auch das gegenüberliegende große Steinhaus (№ 629) besaßen, ist es erklärlich, daß die Straße von ihnen den Namen de Heydenstrate erhielt, der später in „Heinenstraße“ entstellt worden ist. 1383 erbte dies Grundstück Eylard v. d. Heyde d. Aelt. von seinem gleichnamigem Vater, und er besaß es bis 1408. Demnächst 1409 die v. Vantsleve, 1445 Hinrick Redeber, 1466 Fricke vom Solde und 1484 der Bürgermeister Gerleff Kale. Dessen Nachkommen behielten das Haus bis 1675. Zuletzt hatte es Barbara Kalen, Autor Hornburg's Frau. Bürgermeister Gerleff Kale, Enkel des gleichnamigen ersten Besitzers, hat von 1574 bis 1578 Neubauten aufgeführt. Ueber einer nach der Heinenstraße ausgehenden Hausthür ließ er das Wappen der Kale und die Jahrzahl 1578 anbringen. Noch ältere wahrscheinlich von Gerleff d. Aelt. herrührende Hintergebäude sind seit Kurzem beseitigt, in einem kleinen, nach der Güldenstraße zu gelegenen Garten jedoch noch Mauerreste erhalten, die von einem Steinhause im kleinen Himmelreiche herrühren mögen. 1719 wurde das Grundstück zur fürstlichen Münze eingerichtet, 1771 zur fürstlichen Kriegskasse.

No. 667. Die Kneift'sche Branntweinbrennerei, Echternstraße 36, war noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein Vorwerk; 1386 scheint es Bertram v. Salder besessen zu haben; der Rath hatte 1402 Erb- und Wortzins daran. Spätere Besitzer waren 1457 Hans v. Peyne, 1497 Hans Biscop, 1527 Hennig Walsen, 1600 Jochim Giseman.

No. 701. Das Sonnenberg'sche Haus, Güldenstraße 24. Wenn man von der Martinikirche nach dem Hohenthore geht, erblickt man zur rechten Hand in der Güldenstraße zwei hohe Häuser, die als sehr charakteristisch für die alte Bauart in unserer Stadt gelten können. Zunächst No. 701 und sechs Häuser weiter in der Güldenstraße No. 707. Jenes gehörte von 1409 bis 1586 den Wideman und Lindeman, von 1586 bis 1660 den Schwartzkopf. Hans Swartekop hat es 1595 in jetziger Gestalt aufgebaut und mit seinem Wappen verziert. Im Hofe finden sich noch Reste eines alten Steinhauses.

No. 707. Das Haus des Klempnermeisters Unger, Güldenstraße 30, war von 1386 bis 1412 wahrscheinlich im Besitz Eckeleff's v. Salder aus einer schon 1231 im Rathe der Altstadt vertretenen Familie, die wir schon bei No. 508 und 667 kennen gelernt haben. 1542 erwarb es Hans Korff, der es 1563 umgebaut und mit der Inschrift H. K. bezeichnet hat. Von ihm erbte es 1580 sein Schwiegersohn Herman Mahner, ein Vorfahr des 1880 verstorbenen Geheimen Kammeraths Theodor Mahner. In dieser Familie blieb es bis 1660.

No. 733 I. Sonnenstraße 4. Dies schon bei No. 637 erwähnte Haus, welches seit 1600 mit dem damals v. Horn'schen Eckhause vereinigt gewesen zu sein scheint, war vordem von diesem durch den dazwischen liegenden Pfeiferthurm geschieden. Es gehörte 1370 bis 1394 Cord Sunne, 1394—1439 Ludeken Hedelendorp, 1439—1457 Tilen Holtnicker, 1466 Hinrik Plockhorst, 1472—1516 Bernd Brandes und 1520 bis 1600 den v. Beierstede. Die Kemenate dieses Hauses ist vom Hofe der Herzoglichen Kammer aus mit ihrem spitzen Giebel sichtbar. Der Fachwerkbau des Vorderhauses stammt aus dem Jahre 1641 und dürfte den v. Horn zuzuschreiben sein.

No. 743 und 744. Das Buschmann'sche Haus, Scharrnstraße 3 und 4, war ein großes Steinhaus, das 1396—1407 den Mekeler, 1412 bis 1423 Clawes Remlinge, 1432 Hans Ernstes Wittwe, 1448 Arndt Volkmerod und 1457—1623 den v Strombeck gehörte, zuerst Hilmer, zuletzt der Wittwe des Bürgermeisters Cord.

No. 746. Das Lotteriegebäude, Scharrnstraße 6, gehörte 1400—1416 Eylerd v. d. Heyde, 1422 Gerwin Pamme, 1422—1426 Hans v. Werle, 1429—1442 Wedegen Pawel, 1444—1517 Tile v. Damme, 1537—1552 Diderich v. d. Leine, 1552 bis 1600 der Wittwe des Bürgermeisters Hennig Bardenwerper und deren Erben. Im Jahre 1674 wurde es von Gerhard Schaffeld, dessen Familie es schon 1623 im Besitz hatte, neu aufgebaut, wobei der Keller des alten Hauses mit romanischen Säulen erhalten geblieben ist. 1761 kaufte es Johann Gerhard v. Pawel.

No. 747. Das Haus an der Stelle der Turnhalle des Realgymnasiums, Scharrnstraße 7, früher Stadt London, war wegen seiner mittelalterlichen Reste interessant und hatte den v. Denstorp, v. Peyne und v. Scheppenstede gehört.

No. 748. Früher „Schwedische Krone“, Scharrnstraße 8, gehörte 1386—1457 Cord Grotejan, 1465—1549 den Volkmerod, 1565—1747 den v. Peine, zuerst dem Kämmerer Hennig, zuletzt Julius v. Peine. Von 1630—1658 besaß es Autor v. Peine, der in erster Ehe Anna v. Horn, in zweiter Catharine

v. Twedorp zur Frau hatte. Als hier 1666, wie bekannt, die Königin Christine von Schweden abstieg, war Autor v. Peine schon todt, seine Söhne zum Theil noch unmündig, der Repräsentant des Hauses also ihr Oheim und Vormund Christoph v. Horn.

No. 749. Das Rohs'sche Haus, Scharrnstraße 9, gehörte 1371—1394 Boden v. d. Hove, 1404—1433 den v. Betmer, 1433—1457 den v. Geismer und 1477—1643 den v. Damm, zuerst dem Bürgermeister Tile v. Damm, der 1487—1502 im Rathe der Altstadt saß und mit seiner Frau Ilse v. Kalm einen Neubau ausführte[1]), zuletzt Curd, Jürgen's Sohn. Von 1675—1753 besaßen dieses Haus die Stieber, eine pfälzische Juristenfamilie.

No. 757. Das Löbbecke'sche Haus, an der Martinikirche 4. Im 13. Jahrhundert lag hier der Fleischscharrn der Altstadt, wovon die Scharrnstraße den Namen erhalten hat. Bald nach 1300 wird der Scharrn neben dem Gewandhause eingerichtet und an seiner bisherigen Stelle ein Wohnhaus entstanden sein, das 1359 wahrscheinlich Herman Holtnicker gehört hat. 1396—1409 war Clawes v. Machtersen, 1412—1552 die Familie Velhauer Besitzer. 1552 erhielt es der Bürgermeister Franz v. Damm, Gemahl der Ilse Velhauer, und ein Damm'sches Haus blieb es bis 1625. 1660 besaß es Jürgen Boyling.

No. 758. Das Sack'sche Haus, an der Martinikirche 3, war ursprünglich der Sitz der schon 1242 genannten, früh erloschenen und, wie es scheint, niemals im Rathe vertretenen Familie v. Tzimmenstede. 1386—1409 besaß es Hintze v. Tzimmenstede, 1412—1448 Gerwin Pamme, 1457—1600 die Familie Kogel, zuerst Eggeling (seit 1466 im Rathe der Altstadt), zuletzt Jobst mit dem das Geschlecht erlosch. 1643 war der Bürgermeister Tobias Olsen Besitzer, 1745 erwarb es Dorothea Magdalena Hoffmeister, geborene Biel, die Großmutter des Abtes Hoffmeister.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

In der **Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte** hat Dr Otto Günther kürzlich „unbekannte und vergessene Autographen" veröffentlicht, die für die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig auch als Sonderdruck erschienen sind. Es ist darunter ein umfangreicher, sehr interessanter Brief Lessing's, der, am 17. März begonnen und am 25. März 1775 vollendet, aus Dresden an seinen vertrauten Freund, den Kammerherrn v. Kuntzsch in Braunschweig, gerichtet ist. Er gewährt uns einen deutlichen Einblick in die damalige Stimmung des Dichters, der unzufrieden mit seiner „gegenwärtigen, so hundsvöttschen Lage" auf den Rath des österreichischen Gesandten v. Swieten in Berlin in Begriff steht, nach Wien zu reisen, um wegen einer anderen Anstellung „wenigstens das Terrain zu sondiren". Auch in Berlin und Dresden seien ihm dazu, schreibt er, „Vorschläge die Menge" gemacht. Doch wünscht er nicht, daß der alte Herzog Karl, dessen freundliche Abschiedsworte: „Laß er sich nicht versuchen" ihm noch im dankbaren Gedächtnisse haften, von seiner eigentlichen Absicht etwas merke; er will ihn lieber „auf die gewisse Person in Wien rathen lassen, mit welcher er ihn schon selbst einmal vexiert hat", offenbar die spätere Gattin Lessings, Eva König, wohingegen er „gegen eine andere Durchlaucht" (den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand) „nicht so viel Federlesens machen würde", da es ihm „sehr gleichgültig sei, was diese etwa von ihm vermuthen möchte". Die Stellung Lessing's zu beiden Fürsten kommt hier zu charakteristischem Ausdrucke. Das feste Zutrauen zu dem Wohlwollen des alten Herzogs zeigt auch das eigenthümliche, hier ganz eingefügte Urlaubsgesuch des Dichters, das er absendet, als er Urlaub und Reise auf eigene Faust längst angetreten hat. — Was es mit dem in dem Briefe angedeuteten Consistorialprocesse für eine Bewandtniß hat, wird sich schwerlich je ganz aufklären lassen, da die Acten, die uns darüber berichten könnten, nicht erhalten sind. Nur einige Andeutungen können wir aus den Subscriptenbüchern der Geheimrathsregistratur gewinnen. Der genannte Herr Marconnay ist jedenfalls Christian Ludwig von Marconnay, der früher in preußischen Diensten stand, im siebenjährigen Kriege nach einem von ihm geführten, im Herzoglichen Landeshauptarchive verwahrten Tagebuche Generaladjutant des Generals v. Moser war, sich den Orden pour le merite erwarb, später aber, am 19. Mai 1772, als Oberstlieutenant in Braunschweig Anstellung fand und unterm 17. November 1773 zum Kammerherrn ernannt wurde. Am 28. März 1774 ertheilte ihm die Regierung den Bescheid, „daß seinem Gesuch um Dispensation von dem öffentlichen Aufgeboth nicht deferiret werden könne". Noch in demselben Jahre ergehen an ihn „wegen der ihm imputirten Bigamie" zwei Erlaße, die uns leider weder im Wortlaute noch im Auszuge erhalten sind. Wer aber ist das „hübsche Mädchen", dem Lessing „wie allen so bald wie möglich einen Mann" wünscht? Ein Fräulein v. Schwarzkoppen? Dohne oder Dehne? Auch das muß fraglich bleiben. Als Officier ist v. Marconnay bald wieder verabschiedet worden; wann es geschehen, wissen wir nicht genau, doch schon unterm 10. Juni 1774 erhält der „gewesene Oberstlieutenant v. Marconnay" das Prädicat eines Amtshauptmanns. Seine Verabschiedung ist vermuthlich in Folge jener Verhältnisse geschehen, über die uns vielleicht ein glücklicher Zufall noch einmal Aufklärung gewährt. Da ihnen ein Lessing seine Theilnahme schenkte, so sind sie doch auch für uns nicht ganz ohne Interesse. Gestorben ist v. M. nach einer Notiz jenes Tagebuches in Breslau am 26. Juli 1805. P. Z.

---

1) Dieser muß, da Tile 1502 starb, spätestens 1502 erfolgt sein. Nach dem Stammbuche der v. Damm vom Jahre 1697 in der Stadtbibliothek war an dem Hause noch das ältere Kalm'sche Wappen (ein silbernes Dreieck mit grünem Kleeblatt im blauen Schilde) angebracht; die Verleihung des jetzigen Wappens hat erst 1506 stattgefunden. Beck hat das alte Haus noch gekannt, datirt es aber von 1506.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 9. 25. April **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Volkslieder des Braunschweigischen Landes.

Von Oberlehrer G. Hassebrauk.

Die nachfolgenden Volkslieder sind von dem Unterzeichneten, z. Th. im Verein mit Herrn Oberlehrer Dr. Allers in Holzminden, in den Ortschaften des Herzogthums gesammelt. Leider fehlte es uns an hinreichenden musikalischen Kenntnissen, um zugleich die Melodien aufzuzeichnen. Was in gangbaren Sammlungen, z. B. der Mittler'schen, bei Uhland, Wolff, Hoffmann von Fallersleben u. a. m., oder in Andree's „Braunschweigischer Volkskunde" bereits gedruckt vorlag und keine wesentlichen Abweichungen zeigte, habe ich als überflüssig ausgeschieden. Da die Sammlung den Zweck verfolgt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf unsere Volkslieder zu richten und zur Aufzeichnung derselben anzuregen, so mögen mir einige darauf bezügliche Bemerkungen gestattet sein.

Das Volk im Lande Braunschweig ist fast rein niederdeutsch; die wenigen thüringischen Bewohner im Amte Walkenried sind ohne Einfluß, und die ehemals wendischen Gemeinden in den Kreisen Braunschweig und Helmstedt sind längst germanisirt. So ist die Poesie unserer Gegenden ursprünglich niederdeutsch wie die Schriftsprache. Doch da diese schon seit dem 11. und 12. Jahrhundert einen zwar hartnäckigen, aber hoffnungslosen Kampf gegen die früher entwickelte und darum überlegene hochdeutsche Sprache kämpft, der nach kurzem Rückschlage im 14. und 15. Jahrhundert im 16. mit dem Siege der letzteren endigt, so ist es auch nicht zu verwundern, daß die niederdeutsche Poesie gegenüber der hochdeutschen mehr und mehr zurücktritt. Seit Luther ist auch unsere plattdeutsche Umgangssprache in Mitleidenschaft gezogen, so daß Reuter's ideale Ansicht, „sie wird noch tausend Jahre so stehn", wohl kaum von Vielen getheilt werden wird. Es läßt sich der Rückgang des Niederdeutschen besonders aus der Sprache der in seinem Bereiche gesungenen Volkslieder constatiren. Im 15., auch noch im 16. Jahrhundert ist unser Volkslied, besonders das historische, noch fast rein niederdeutsch; im 17. überwiegt schon das hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwicklung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letzteren sich mehr und mehr dem Charakter der dialektischen Kunstpoesie anpassen. Da nun diese von Lauremberg und Voß bis zu Klaus Groth, Fritz Reuter und Reiche vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im Wesentlichen auf das humoristische Genre [1]). — Auch die Reinheit der Sprache leidet unter diesem Proceß. So zeigt Nr. 6 neben engernschen auch westfälische, Nr. 8 und 9 ostfälische Bildungen; auf Nr 20 hat Fritz Reuter's Sprache unverkennbaren Einfluß gehabt. Diese Mischbildungen erklären sich aber auch aus dem Wandern der Volkslieder.

Wie nun schon im Interesse der Sprachgeschichte und Sprachwissenschaft das rechtzeitige Fixiren der Volkslieder einer bestimmten Gegend von der höchsten Wichtigkeit ist, so auch für die Litteraturgeschichte. Das Volkslied entsteht unbemerkt wie die Blume im Grase; bald aber findet man in der nähern und weitern Umgebung Blumen der gleichen Art, aber verschieden je nach Bodengestaltung, Licht und Wärme, ja, in Gärten so cultivirt, daß oft kaum noch die Gattung zu erkennen ist. Ebenso wird das Volkslied weiter getragen und je nach Zeit und Stammcharakter geformt, ja von Kunstdichtern häufig erst salonfähig gemacht. So beruhen das Goethe'sche „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", die Uhland'schen Lieder „Ich hatt' einen Kameraden" und „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" auf älteren Volksliedern, wie des „Knaben Wunderhorn" und andere Sammlungen zeigen. Sehr interessant ist es auch nachzuweisen, wie das Volk selbst sich die eingewanderten Volkslieder mundgerecht macht. So ist z. B. Nr. 24 und 25 zerdehnt aus einem älteren hessischen Liede, das bei Mittler Nr. 1454 zu finden ist; so steht Nr 15 gleichfalls in wesentlich anderer Gestalt bei Mittler Nr. 239, so hat Nr. 11 bei Andree p. 349 nur drei Strophen. Andere Beispiele solcher Weiterbildungen sind Nr. 5, 18, von dem mir allein drei Versionen vorliegen, 22, 27 und 28. Ferner benutzt das Volk oft Kunstlieder, sogar Opernarien, um sie, mehr oder weniger verändert, für sich zu singen. Der Kundige wird z. B. aus Nr. 7 und Nr. 3, vielleicht auch aus einigen anderen

1) Vgl. Nr. 6. 8, 9. Nr. 20 ist verdächtig.

die Originale herausfinden, die ja in Nr. 3 durch den Volkswitz zu einem burlesken Potpourri vereinigt sind. So liegt mir aus Benzingerode das ältere Lied vor: „Fahr mich hinüber, junger Schiffer, nach Dirinalde (sic!) fahre mich". Doch bietet das Lied zu wenig Abweichungen vom Original, und diese sind — offen gesagt — Verschlechterungen. Aus dieser Arbeit des Volkes aber ist es nicht selten möglich, auf dessen Charakter zu schließen. Man kann die Volkslieder geradezu einen Spiegel des Volkscharakters nennen.

Schon aus der kleinen Auswahl, die ich hiermit der Oeffentlichkeit vorlege, läßt sich mancher Schluß ziehen.

Zunächst erscheint merkwürdig, daß Naturlieder gänzlich fehlen. Die wenigen, die ich vernommen habe, sind in den Schulen eingeübt und ursprünglich Kunstlieder [2]). Ist es nun richtig, daraus zu schließen, daß unser braunschweigisches Landvolk keinen Sinn für Natur habe, etwa gleich den alten Römern, denen ja die schönsten Alpengegenden nur „starrende, grausige Wüsten" waren? Doch wohl nicht. Denn die Natur wird oft herangezogen, um als Folie zu dienen für seelische Vorgänge aller Art. So bildet das schnell verwelkende Laub und Gras den wirkungsvollen Gegensatz zur nie welkenden Liebe; so sind die Sterne die Augen. die gleichmäßig herabsehen auf Glück und Grab; den Blumen wird das Geheimniß offenbart, das den Liebenden drückt, denn sie plaudern nichts aus u. s. w. Auch zu Vergleichen wird die Natur häufig herangezogen. — Die Betrachtung der Natur ist also bei unserm Volke keine ästhetische, sondern eine gemüthliche; die schönste Gegend macht auf unseren Niedersachsen keinen tieferen Eindruck, wenn er sie nicht mit seiner Stimmung in Beziehung setzen kann. So kommt es auch, daß unser Volksdichter fast nur für das Kleine in der Natur Augen hat, für Blumen, Gras, Bäume und auch Sterne. Man könnte dabei versucht sein einzuwenden: „Der Niedersachse hat keinen Sinn für „Gegend", weil er keine zu sehen bekommt"; dem widerspricht aber, daß auch der sächsische Harzbewohner niemals seine Berge und Wälder ansingt.

Eine zweite Eigenthümlichkeit ist es, daß die Spott- und Trutzlieder, die „Schnadahüpfln" der Bayern, vollständig fehlen Unsre Bauern sind schwerfälliger als die oberdeutschen zu Wort und That, deshalb auch nicht leicht in die Hitze zu bringen, die den Trutzreim hervorbringt.

Den Stoff zu unseren Volksliedern bietet nun vor Allem das deutsche Gemüth, das in der Freude oft derb, in Freud und Leid aber leicht sentimental wird. Da sind vor Allem die Liebeslieder. Der Liebe Glück wird oft drastisch, öfter aber tiefsinnig dargestellt; die Treue wird in allen Tonarten verherrlicht, Untreue regt nicht zur Rache an, sondern nur zur Trauer und zum Gebet. Ebenso zeugen die Abschieds- und Heimathslieder von dem Gemüthe unseres Volkes.

Ueber die Form und die Sprache ist nichts Besonderes zu bemerken: es ist die in allen deutschen Volksliedern übliche. Nur eins möchte ich hervorheben: es fehlt gänzlich der Wust halb- oder gar nicht verdauter Fremdwörter, welcher namentlich die bayrischen Volkslieder verunziert.

Von weniger bekannten, aber doch schon veröffentlichten Volksliedern werden im Lande noch gesungen:

1) Als ich noch Junggeselle war. 2) Da unten im Dorfe, da fließet. 3) Des Abends, wenn ich früh aufsteh'. 4) Ein Käfer auf dem Zaune saß. 5) Es wohnt ein Meister zu Frankfurt an dem Main. 6) Es dunkelt sich der Abend. 7) Gestern Abend auf der Bleiche. 8) Herr Pfarr, das ist ein Teufelsweib. 9) In des Gartens dunkler Laube. 10) Jetzt kommt die Zeit, da ich wandern muß. 11) Jetzt ist die Zeit und Stunde da. 12) Jetzund ist der Schluß gemacht. 13) Lebe wohl, du schönes Mädchen. 14) O du Amerika, du großes Jammerthal. 15) So lange hab' ich, gutes Mädchen. 16) Seid lustig und fröhlich, ihr Handwerksgeselln. 17) Und wenn ich an selbigen Abend gedenke. 18) Was hab' ich denn meinem Schätzchen gethan? —

Historische Volkslieder, sowie Soldatenlieder habe ich vorläufig ausgeschlossen.

1.

Hätt' ich Flügeln, möcht' ich fliegen
Und an deinem Herzen liegen,
Dem kein Herz auf Erden gleicht;
Hätt' ich Flügeln, wär' ich da,
Wär ich dir so feurig nah!

Bevern.

2.

Hannchen ist mir gut,
Ist wie Milch und Blut,
Freundlich von Gesicht
Wie kein Mädchen nicht.

Solch' ein schön Gesicht
Hat kein Mädchen nicht,
Hat mein Hannchen nur
Auf der ganzen Flur.

Hannchen kommt heraus,
Bringt mir einen Strauß;
Sieh den schönen Strauß,
Riech' einmal darauf.

Riechen ist kein Muß,
Macht mir viel Verdruß;
Rieche wer da will:
Küssen will ich dich!

Nordharz und Weser.

3.

Traue den Männern nicht,
Traue sie alle nicht,
Falsch ist der Männer Treu,
Sie bricht wie Glas entzwei;
O wie verführerisch,
O wie betrügerisch
Sind Männerherzen,
Wenn sie auch scherzen. —

2) Z. B. „Lieber Frühling, komm doch wieder", „Komm, laßt uns fröhlich singen" u. s. w.

Ach wenn das rote Meer
Lauter Champagner wär',
Möcht' ich ein Goldfisch sein,
Schwämm' in die Flut hinein.
La la, la la, la la!

Benzingerode.

4.

Gestern Abend schoß ich einen Leopard —
(var.: Lorberbaum)
Fällt er, oder fällt er nicht?
Fällt er nicht, so bleibt er stehn,
Nach meinem Schätzchen muß ich gehn
In der Woche siebenmal.

Ich habe so lange draußen gestanden
Und hab' auf sie gelaurt;
Seht einmal auf meinen Hut,
Wie der Hut tropfen thut;
Von dem Regen ist er so naß
Wegen mich und meinen Schatz.

Nordharz.

5.

Es wollt' ein Mägdlein zum Tanze gehn,
Schön schlank war sie geziert;
Was traf sie auf dem Wege an?
Ein'n Lorberbaum, war grün.

Ach Lorberbaum, lieber Lorberbaum,
Wovon bist du so grün? —
Ich zieh das Säftlein wohl aus der Erd',
Davon bin ich so grün.

Ach Mägdlein, liebes Mägdelein,
Wovon bist du so schön? —
Ich esse Semmel und trinke Wein,
Davon bin ich so schön.

Ach Mägdlein, liebes Mägdelein,
Beim Schatz hast du gewest,
Davon wirst du so schöne sein,
Du hast dein'n Kranz verlor'n.

Ach Lorberbaum, lieber Lorberbaum,
Red du nur nicht zu viel;
Ich hab zu Haus fünf Brüderlein,
Die sollen dich umhau'n

Und hau'n sie mich im Winter ab,
Im Frühling grün ich wieder;
Und du, schwarzbraunes Mägdelein,
Kriegst deinen Kranz nicht wieder.

Verbreitet.[3])

6.

Lüttje Mä'ken von'n Dörpe,
Wat büst du sau chlatt?
Du wutt woll nâ'r Kerken,
Du wutt woll nâ'r Stadt?

Eck will nich nâ'r Kerken,
Eck will nich nâ'r Stadt;
Eck will nâ mi'n Brü'jam,
Dorüm büm eck sau chlatt.

Derenthal.[4]).

7.

Ob ich dich liebe, fragst du mein Herz?
Ach, diese Frage bereitet mir Schmerz.
Ob ich dich liebe, frage die Vögel,
Denen ich oft meine Grüße vertraut;
Ob ich dich liebe, frage die Blumen,
Die ich dir sende von Thränen bethaut.
Ja, ja, ich liebe dich mit aller Gluth,
Mit der ganzen Liebe Macht,
Mit meinem Leben, mit meinem Blut,
Ob es Tag sei oder Nacht.
Dir; ja, dir ganz allein
Will ich mein Leben weihn,
Ja, ich gehöre dir,
Das glaube mir.

Benzingerode.[5]).

8.

Greitchen, mak mal up dat Finster,
Kik mal'n betchen rut;
Lat ösch'n Wurd tausamen kören,
Du büst mine Brut!

Greitchen hürt, dat't Hansen was,
Makt dat Finster up;
Ach, Hansen, kör en beten sacht,
De Ollsche paßt wat up!

Täuw, eck will 'ne Leier hâlen,
De in'n Gâren steit,
De will 'ck stellen an dat Finster,
Dat nâ'r Straten geit. —

Täuw, deck sall de Düwel halen,
Du verflixte Hunn!
Fung de Ollsche an tau pralen,
De vör'n Finster stunn.

Hans, de glöwt, et was de Düwel,
Denn sei sach so ut;
Sin K'rasch föll em in de Büxen,
Sprung de Leier run.

De Ollsch, de harr' en Bessenstel,
Smet em hinder an;
Hans, de lep in alle Welt,
Sin Lew' nich wedder kam.

Schlewecke bei Bockenem.

9.

Is dat nich de lüttje Düker?
Use Hans will't Greitchen frin?
Dacht eck doch, de olle Sliker,
De wörr doch so gaud as min.

---

3) Vgl. ähnliche Gesprächslieder bei Mittler № 620 bis 624.

4) Varriirt bei Andree p. 343. In der hier gegebenen Form an der braunschweigischen und westfälischen Weserseite.

5) Vgl. Einleitung.

Kunn' hei doch so fründlich kören,
As hei meck dat Johrmark gaww:
Nu löppt hei nâ frömde Dören
Seck de Hacken balle af.

Use Wäsche säd verlören:
Michel hett en Og up deck;
Doch wat helpt meck alles Kören,
Kümmt doch keiner nich nâ meck.

Ene Kau un en par Swine
Hett min Vader meck vermakt,
Un dat Flaß is alles mine,
Wat de Mudder swingt un brâkt.

Linwand heww eck ok fiw Stige,
Un dat Bedde is all fix,
Un wat felt denn minen Tüge?
Aewer et passirt noch nix.

Nordharz.

10.

Als ich an einem Sonntag —
Und alles mit Hurra!
Im grünen Wald spazieren ging —
Und alles mit Hurra!
Sah ich ein Mägdlein ferne stehn,
Das war ganz unvergleichlich schön.

Und als das Mädchen mich erblickt,
Nahm sie die Flucht in'n Wald zurück;
Ich aber eilte auf sie zu
Und sprach: mein Kind, was fliehest du?

Sie sprach: Mein Herr, ich kenn ihn nicht,
Und scheu ein's Mannes Angesicht;
Denn meine Mutter sagte mir,
Ein Mannsbild sei ein wildes Thier.

Mein Kind, glaub du der Mutter nicht,
Deine Mutter spricht die Wahrheit nicht;
Deine Mutter ist ein altes Weib
Und hasset sehr die jungen Leut'.

Mein Herr, wenn das die Wahrheit ist,
So glaub ich meiner Mutter nicht; —
So setz' er sich, mein schöner Herr,
Aufs Gras ein wenig zu mir her.

Harz und Leine.

11.

„Ich bin so manchesmal gegangen,
Wohl um dein Herze zu erlangen;
Ich aber hab' es nicht gekriegt,
Weil es so tief verborgen liegt."

Ich weiß schon längst was dich verdrossen,
Daß ich die Thür hab zugeschlossen,
Und daß du konntest nicht herein,
Das wird wohl meist dein Aerger sein.

Und wärest du allein gekommen,
So hätt' ich dich hereingenommen;
Denn zwei oder drei das ist zu viel,
Nur du allein, du warst mein Ziel.

Und kommst du in ein ander Städtchen,
So liebst du gleich ein ander Mädchen,
So wünsch' ich dir viel Glück dazu,
Bis hin zu deines Grabes Ruh.

Die Thränen die ich hab vergossen,
Die sind dir auf dein Herz geflossen,
Die Thränen, die ich hab' geweint;
Du aber hast es falsch gemeint.

Das Denkmal, das ich von dir habe,
Das bleibt verschwiegen bis zum Grabe:
Das Denkmal geb' ich eh'r nicht ab,
Bis daß ich komm' ins stille Grab.

Verbreitet.[6])

12.

Wer lieben will muß leiden,
Ohn' Leiden liebt man nicht;
Sind das nicht süße Freuden,
Wenn die Lieb von beiden ist?

Wer Rosen will abbrechen,
Der scheu die Dornen nicht;
Wenn sie gleich heftig stechen,
Genießt man doch die Frucht.

Den ich so gerne hätte,
Der ist mir nicht erlaubt;
Ein' andre sitzt am Brette
Und hat ihn mir geraubt.

O Gott, wem soll ich's klagen?
Mein Vater und Mutter sind todt,
Mein' Freund' hab'n mich verlassen,
Auf der Welt hab' ich kein'n Trost.

Jetzt geht die frohe Stunde
Der Heiterkeit dahin,
Wo ich an deinem Munde
Die Rosen brechen kann.

Hätt' ich dich nicht gesehen,
Wie glücklich würd' ich sein!
Ach, leider ist's geschehen:
Mein Herz ist nicht mehr mein.

Verbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über Bürgerhäuser früherer Jahrhunderte.

Von Oberstlieutenant Heinrich Meier.

(Schluß.)

No. 759. Das Müller'sche, früher Reden'sche Haus, an der Martinikirche 2, besaß 1307 Herr Conrad Holtnicker, und wahrscheinlich bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts behielten es dessen Nachkommen. Die folgenden Besitzer waren 1407 bis 1423 Hans Netweck, 1444—1457 Bernd v. Damm, 1477—1535 die Kalen. 1535 erhielt es die kinderlose Wittwe des Bürgermeister Herman Kale, Nickele v. Strobecke, die 1537 den Bürgermeister Autor v. Peine heirathete und 1561 starb. Sie und ihr zweiter Gemahl haben ein Epitaph von weißem Marmor in der

6) Strophe 1—3 auch bei Andree p. 349.

Martinikirche erhalten. Ihre Kinder behielten das Haus bis 1573, 1586 kam es an den Kämmerer Melchior v. Strombeck, 1643 war Gertrud v. Strombeck Besitzerin. 1647 erwarb es Tile Vietke, von dem es sein Schwestersohn Arend Köpke erhielt. 1801 wurde der Kaufmann Friedrich August Reden Besitzer.

4. Die Petribauerschaft.

No. 770. Das Salle'sche Haus, Breitestraße 1, neben dem Altstadtrathhause, war 1203 bis 1349 der Sitz der Familie von dem Hus, die ihren Namen von der Nachbarschaft des Rathhauses (des Hauses κατ' ἐξοχήν) erhalten hat, und seit 1254 im Rathe der Altstadt häufig vertreten war. Seit 1362 besaßen dies Haus die Doring, von denen es 1439 Hinrick v. Walbeck[1]) gekauft hat. Die v. Walbeck behielten es bis 1765, in welchem Jahre es Johann Christoph Wilmerding erwarb und neu aufbaute. Dessen Nachkommen hatten es bis 1832. Eine frühere Erneuerung des Hauses war nach Beck's Ueberlieferung 1555 durch Jürgen v. Walbeck und seine Gemahlin Anna v. Vechelde ausgeführt und dabei deren Wappen über der Hausthür angebracht worden.

No. 771. Das Westermann'sche Haus, Breitestraße 2, hieß „das Haus zur eisernen Thür" und war 1341 Eigenthum Herman's v. Gustede, Vaters des 1374 beim ersten Ausbruche des Aufruhrs getödteten Bürgermeisters Brun v. Gustede. Das Grundstück war damals mit einer Mauer umgeben und von No. 770 durch eine auch jetzt noch nicht ganz verschwundene Twete getrennt, die später Autor's Twete hieß und zur Scharrnstraße führte. Wahrscheinlich besaß es bis 1382 Herman's gleichnamiger kinderloser Sohn. 1403 gehörte es Dietrich v. Bornum, seit 1407 Wasmod v. Kemme, der 1434 mit seiner Gemahlin, Gerborg v. Broitzem die St. Annen-Capelle an der Südseite der Martinikirche stiftete; seit 1473 Albert v. Vechelde dessen Gemahlin Mette v. Broitzem eine Nichte Gerborg's war. Die v. Vechelde behielten das Haus bis 1600; zuletzt hatte es Anna v. Vechelde, Jürgen Walbeck's Frau. 1631 erhielt es Anna v. Walbeck, vermählt mit Levin Hantelman, von deren Kindern es 1680 der Reichs-Postmeister Hilmar Deichmann, der spätere „Edle v. Cronstein", kaufte. Durch seine Tochter Dorothee Elisabeth kam es an den Klosterrath v. Blum und blieb in der Blum'schen Familie bis 1795.

No. 772 und 773. Das Realgymnasium, Breitestraße 3, ist auf zwei alten Grundstücken entstanden. No. 772 war der Sitz der Familie Stapel bis 1426, kam dann an die v. Groningen und 1492 an die Westval, die hier in jenem Jahre ein in der Geschichte der Holzarchitectur viel genanntes Haus erbaut haben. Sie behielten es bis 1602. 1643 besaß es Balzer Holste; sein Sohn Heinrich verkaufte es 1701 an Zellmann, der es bis 1724 besaß. Während dieser Zeit wird das Haus auf einem Beck'schen Kupferstiche von 1714 „das Hochfürstliche Privilegirte Wirthshaus in Salzthalen" genannt. Von 1762—1864 gehörte es der Familie Krause. No. 773 gehörte bis 1433 den v. Bornum; 1464 erwarb es Bartold v. Lafferde, der drei Jahre später das dem vorigen an interessanter Holzarchitectur nicht nachstehende Haus aufführte, das bis 1552 seinen Nachkommen gehört hat. 1669 ging es an Hieronymus Korn über, dessen Sohn Herman Wilhelm einen Gasthof daraus machte In diesem wurde Friedrich der Große als Kronprinz 1738 in der Mitternachtsstunde vom 14. zum 15. August in den Freimaurerorden aufgenommen. 1749 kam das Haus an Johann Christoph Krause, dessen Familie von 1762 beide Häuser besaß. Man sah sie daher als ein Haus an und nannte sie von dem darin betriebenen Sperling'schen Geschäfte das Sperling'sche Haus, unter welchem Namen es in der Kunstgeschichte seinen Ruf hat.

No. 774. Martino-Katharineum, Breitestraße 4, war zuerst ein altes Steinhaus der Familie v. Evensen. Von 1438—1553 besaßen es die v. Huddessem, von 1553 bis in's 17. Jahrhundert die v. Pawel, dann der Postmeister Polig, seit 1723 der Buchhändler Meyer und seit 1835 der Kaufmann Gieseke.

No. 777. Das Jonas'sche Haus, Breitestraße 7, war ein altes Steinhaus der v. Brocke. 1750 kaufte es Georg Konrad Jonas.

No. 779. Das Thein'sche Haus, Breitestraße 9. Dieses Grundstück gehörte von 1359—1404 den v. Goddenstidde. Dann war es bis 1700 in mehrere Theile zerlegt, deren einen 1517 Hinrick Beer besaß. Der Oberverwalter Franz Andreas Voigt kaufte 1698, 1701 und 1703 die drei damals an dieser Stelle liegenden Häuser von Zöllner, Evers und Hahnebutt, deren erstes, das frühere Beer'sche, „zum goldenen Bären" genannt wurde, und ließ von Baumeister Korf das jetzige Haus aufbauen. 1740 erhielt es seine Tochter Auguste Wilhelmine, vermählt mit dem Drosten Levin August v. Rhetz, von der es zunächst an ihre Söhne, den General und den Drosten v. Rhetz, dann an ihres Bruders Sohn, den Oberhauptmann und Klosterrath Johann August Voigts v. Rhetz, Großvater des commandirenden Generals des X. Armee-Corps im Kriege 1870/71, überging. 1801 erwarb es Graf Karl Friedrich Gebhard v. d. Schulenburg-Wolfsburg, während der westfälischen Zeit Präsident der Reichsstände zu Kassel und während der vormundschaftlichen Regierung Vorsitzender des Geheimeraths-Collegii; 1824 der Kaufmann Karl Heinr. Degener.

No. 784. Das Ehrenberg'sche Haus zwischen der Breiten- und Scharrnstraße, Bäckerklint 1, gehörte von 1400—1534 der Familie Roder oder Roer. 1716 kaufte es Heinrich v. Strombeck, in dessen Familie es bis 1802 blieb. Der Präsident Friedrich Karl v. Strombeck, ein Urenkel des Vorgenannten, ist hier 1771 geboren und hat in seiner Lebensbeschreibung Manches mitgetheilt, was sich in diesem Hause zugetragen hat.

Nr. 790. Das noch mittelalterliche Eckhaus der Malertwete, Scharrnstraße 12, war 1339 Conrad Wasmode's Haus und gehörte 1464 bis

---

[1]) Er soll vorher Bürgermeister in Helmstedt gewesen sein.

1497 der Familie von Muden oder Muding, von der die jetzige Malertwete den Namen Mudingestwete erhielt. 1480 hat Luder Muding das jetzige Haus erbaut.

Nr. 791. Das schöne Holzhaus, Scharrnstraße 13, mit zahlreichen Köpfen und Statuen verziert, ist 1470 von Hans Sporleder erbaut.

Nr. 797. Das große Steinhaus mit aufgesetztem Fachwerkbau, Scharrnstraße 19, gehörte 1315 Ekkehard Grevig, der es von seiner Frau, Gese v. Berberge, erhalten hatte. 1386—1416 besaß es Gerwyn v. Hamelen, 1422—1497 die v. Lafferde und 1537—1614 die v. Damm, zuerst Hennig d. J., Tile's Sohn, zuletzt Tile, durch dessen Tochter Emerentia es an Autor v. Strombeck kam. Es blieb bis 1804 ein Strombeck'sches Haus.

Nr. 800. Das Haus der Steger'schen Brauerei, Bäckerklint 4, ein sehr altes Steinhaus, gehörte bis 1430 den v. Eltze, bis 1477 den Tonnies, bis 1527 Mathias Volkering und bis 1587 den Jacobs. Der Vormund der Jacobs'schen Kinder erschien 1587 vor dem Rathe, erklärte das Haus für sehr baufällig, und bat um Erlaubniß zum Verkauf. Der Käufer und Erbauer des jetzigen Hauses war Zacharias Clawes. Die Clawes besaßen es von 1588 bis 1610, demnächst bis 1631 Hennig Mummenkater, bis 1692 Hans v. Walsen und bis 1700 Nicolaus König, von dem es Johann Friedrich Häseler kaufte. Dieser verzierte das Haus über der Hausthür mit seinem Wappen und dem seiner Frau, Anna Dorothee Schaffeld (s. Nr. 746) und den Initialen I. F. H. — A. D. S. Die Nachkommen Johann Friedrich's sind im bürgerlichen Stande verblieben (vgl. Nr. 14) und leben jetzt in Hamburg. Die adelige und gräfliche Linie stammen von seinen Brüdern ab, die letztere in weiblicher Linie allerdings auch von ihm, da eine seiner Töchter 1730 ihren zu Magdeburg lebenden Vetter, den Regierungsrath Gottlieb Häseler, geheirathet hat.

Nr. 813. Das Haus der Balhorn'schen Brauerei, Güldenstraße 43, gehörte 1392 bis 1457 Smale Heyneken, 1457—1477 Bartold Smedenstede, 1495—1545 der Familie Giebel, 1565—1600 der Familie Thies. Das jetzige Haus ist 1580 von Albert Thies erbaut und mit Namensinschrift versehen worden.

Nr. 824 und 825, Echternstraße 48 u. 49, war ein Vorwerk. Wahrscheinlich gehörte es zu Anfang des 14. Jahrhundert der Familie Elias, demnächst jedenfalls dem Kreuzkloster, das es 1351 Tile Kepener auf Lebenszeit überwies. 1386 scheint es Ludeke Kepener auf gleiche Weise gehabt zu haben. 1461—1507 besaß daselbst Cord Kopeke ein Haus, von dem gesagt wird, es sei eins der zwei Häuser, die des heiligen Kreuzes Vorwerk geheißen wurden. Von 1517—1643 gehörte es der Familie Bußmann.

Nr. 836. II. mittlere Bürgerschule, Südklint 15, ein sehr altes Steinhaus, das 1402 eine eiserne Thür hatte und deshalb noch 1421 „to der isernen Dore" genannt wurde, war 1386—1412 im Besitz Ludeger Meyers, 1412—1497 hatten es die Meinerdes von Scheppenstede, 1517—1565 die Langhof inne. 1591 erwarb es der Kämmerer Heinrich Hartwich, der das jetzige Haus erbaut und mit seinem Wappen, einem Hirschkopf, und mit einem schönen Portale geschmückt hat. Die an mehreren Stellen des Gebäudes wiederkehrende Darstellung eines männlichen Kopfes wird, vielleicht nicht mit Unrecht, für ein Portrait des Erbauers gehalten. Nach dem angebrachten Wappen hat das Haus den Namen „zum braunen Hirsch" erhalten. Die Familie Hartwich besaß es bis 1668, in welchem Jahre es Anna Elisabeth Hartwich ihrem zweiten Gemahl, Adrian v. Horn, zubrachte. Später kam es an ihren Sohn dritter Ehe Heinrich Jacob Ehlers. 1773 wurde es Armen-Arbeitshaus und 1830 Bürgerschule.

Nr. 838 und 839. Das Tegtbuer'sche Haus, Südklint 17, ist 1469 von Hennig Remling erbaut, dessen Familie es bis 1573 behalten hat. 1586 erwarb es Hinrik Hodam.

Nr. 851 und 852. Das Sichler'sche Haus, Bäckerklint 6, war früher mit Nr. 844, am alten Petrithore 1, vereinigt, gehörte 1428—1507 den Tonniges und 1537—1573 Hans Stalknecht. 1573 kaufte es Hennig Hartwich und erbaute das jetzige Haus, das nach Notizen des verstorbenen Bausecretairs Brandes an einer jetzt durch das Firmenschild verdeckten Stelle dasselbe Hartwich'sche Wappen wie Nr. 836 und die Inschrift H. H. — D. L. trägt 1600—1643 gehörte es Jost Bardenwerper, und 1656 erwarb es Heinrich Heseler, der 1664 das Hinterhaus nach dem alten Petrithore zu neu aufführte und nach Beck mit der Inschrift: „Heinrich Häseler. 1664. Gertrud Maria Eltzen" versehen ließ. Heinrich Heseler, dessen Vater Hans von Goslar nach Braunschweig gekommen war und das Haus Steinweg 15 mit der jetzt verschwundenen Inschrift: „Hans Heseler. Dorothea Kampfers" erbaut hatte, feierte 1705 mit Gertrud Maria Eltzen die goldene Hochzeit. Von ihm stammen die geadelten und in den Grafenstand erhobenen Haeseler ab. (Ueber seine im bürgerlichen Stande verbliebenen Nachkommen vgl. Nr. 14 und 800.) 1753 kam dies Haus an den Kaufmann Degener, später war es ein Seeliger'sches.

Nr. 875 und 876. Das Bäckerhaus im Flohwinkel, Bäckerklint 11 und 12, in dem der Sage nach Eulenspiegel um 1350 seine Streiche ausgeführt hat, gehörte 1386—1400 Herman v. Wendhusen, 1403—1412 Tilen v. Eltze, 1423—1457 Hennig v. Voltzem, 1457—1471 Tilen Hanendorp, 1486—1507 Hennig Mathias, 1517—1586 den Flor und Rothvogel, 1623—1669 Mathias Angerstein, der es 1639 erbaut und mit der Inschrift M. A. versehen hat.

Nr. 877. Das Haus zum wilden Mann, Breitestraße 14, gehörte 1348 Fricke Plochorst. 1538 hat Borchard v. Gellern das jetzige Haus erbaut. 120 Jahre besaß es die Familie Mahner, fast 70 die Familie Regenborn. Das Haus hat, wie schon erwähnt worden ist, eine Kemenate.

Nr. 878. Das früher Wrede'sche Haus, Breitestraße 15, ein altes Steinhaus mit erhaltener Kemenate, war 1313—1388, wahrscheinlich auch schon früher, der Sitz der v. Urde. Von 1507—1574 gehörte es den Wittekop. 1593 hat Rottger Horst das

jetzige Haus erbaut. Dessen Familie behielt es fast 200 Jahre. 1816 kaufte es Ernst Christian Konrad Wrede.

Nr. 881. Hôtel d'Angleterre, Breitestraße 18, besaß 1378—1398 Meynardus v. Scheppenstede, 1565—1600 die Familie Lucken 1690 kaufte es Nicolaus König, ein Weinschenke. 1713 erbaute Johann Franz Roenckendorff das jetzige Haus und 1778 richtete dessen Sohn darin das Hôtel d'Angleterre ein.

Nr. 882. Das Haus des großen Clubs, Breitestraße 19, war ursprünglich ein Kale'sches. 1394 kam es an Brand Krull (vgl. Nr. 638), Hermann's Sohn, der Alheyd Stapel, die letzte Tochter eines schon 1253 im Rathe der Altstadt vertretenen Geschlechts, zur Frau hatte. Dieser gab es 1416 seiner Tochter Hanneken, der Gemahlin des Rathmanns Bodo Glümer. Bis 1708, nahezu 300 Jahre, blieb es in der Familie Glümer, von der die anliegende heutige Kaffeetwete vormals den Namen „Glümertwete" führte; zuletzt hatte es Paul Chilian, dessen Söhne in dänische Kriegsdienste gingen Der Urenkel des Einen war 1870/71 Commandeur der Badischen Division; auch die bekannte Schriftstellerin Claire v Glümer ist diesem alten Stamme entsprossen. 1708 kaufte das Haus Christoph Krohne, 1720 wird es das Fürstliche Posthaus genannt und ist als solches in einem Beck'schen Kupferkalender abgebildet. 1725—1735 besaß es der Postmeister Paul Meyer, 1735—1783 der Postmeister Jürgen Heinrich Schultze und 1787—1837 der Sattlermeister Weidlich, der es gegen Ende des Jahrhunderts umgebaut haben wird. 1838 erwarb es der große Club, erlangte aber erst 1863 vom Leihhause die Zustimmung zur gerichtlichen Auflassung. Bis dahin mußte das Erdgeschoß vermiethet werden

Nr. 883—886. Das frühere Kaffeehaus, Breitestraße 20 und 21, war bis 1463 der Sitz der v. Calve, gehörte dann hundert Jahr lang den v. Sesen und kam durch Odilia v. Sesen, die Gattin des Hieronimus v. Damm, an die Damm'sche Familie, die es bis 1720 behielt In diesem Jahre kaufte der Kaffee Schenker Franz Heinrich Wegener das Grundstück und theilte es in vier Theile. Einen derselben, das später Sprung'sche Haus Nr. 886, veräußerte er sofort, zwei nach der Twete ausgehende Theile (Nr. 883 und 884) im Jahre 1736. In dem verbliebenen Reste Nr. 885 richtete er das Wegener'sche Kaffeehaus ein, das sein Sohn Franz Heinrich 1781 umbaute, aber schon 1790 an Hollmann verkaufte.

Nr. 888. Das Roltemeyer'sche Haus neben dem Sedanbazar, Breitestraße 23, gehörte von 1402—1517 den v. Scheppenstede, die eine Zeit lang auch das rückwärts angrenzende Haus Nr. 14 (s. d.) inne hatten. Dann besaß es bis 1540 Tile v. Brostede, bis 1594 Berward Seseman, bis 1598 der Secretarius Franciscus Zanger, bis 1606 Herman Harde und bis 1669 Henricus Stamke. Bald darauf kaufte es der Bürgermeister Johann Konrad v. Kalm, dessen Familie es etwa hundert Jahr behalten hat. 1818 erwarb es Carstens.

Nr. 890. Das Gropp'sche Haus (Brendecke und Nahde) Breitestraße 25, gehörte 1336 Diderick v. Gustede, dessen Sohn Tile es 1360 an Henecken Schotteler verkaufte. Die Kemenate, die Mauer und der romanische Keller dieses Grundstückes sind schon in der Einleitung zur Altstadt erwähnt worden. Die Schotteler behielten es bis 1411, dann wechselten die Besitzer sehr häufig. Es waren die Echte, Lesse, Schapen, Vryge, Lindeman, Wulff, Wulner, Meyer u. s. w. 1789 wurde Johann Ludwig to der Horst, 1801 Heinrich Christian Ernst Besitzer.

Nr. 892. Das Eckhaus der Breitenstraße, Altstadtmarkt 8, war vor 1358 das Blidenhaus (Zeughaus) der Stadt und wurde dann nach Erbauung des neuen Blidenschrankes am Martinikirchhofe (s. bei Nr. 449) nur noch zu weniger wichtigen Zwecken benutzt. 1368 wird es im Gegensatze zum neuen Schrank „der alte Schrank" genannt. Bald darauf ist es als Zeughaus ganz eingegangen. 1386 war an seine Stelle ein Bürgerhaus getreten, das bis 1420 der Wittwe des Kämmerers Conrad Elers, geborenen Pawel, gehörte. Demnächst besaßen es die Lunde, v. Bansleve, Honrot, Tyling und v. Broitzem. 1639 kaufte es Titus Billerbeck, von dessen Schwiegersohn, dem Dr. jur. Kraithovet, es 1690 Stechinelli erwarb. Er ist bekanntlich der Erbauer des mit seinem Wappen und den Bettelhüten geschmückten Hauses, behielt es aber nur bis 1716. Von 1716 bis 1792 besaßen es die to der Horst, 1792 bis 1861 die Ernst.

Hiermit bin ich am Schluß dieser Nachrichten, die zu sammeln und mitzutheilen mir eine große Freude gemacht hat. Weder das eine noch das andere wäre mir möglich gewesen ohne die freundliche Hilfe, die mir der Leiter unseres städtischen Archivs im reichsten Maße gewährt hat.

Bücherschau.

Ludwig Hänselmann, Ein Braunschweiger im Russischen Feldzuge von 1812. Erinnerungen des Pastors Haars zu Mascherode neu herausgegeben. Braunschweig, Wilh. Scholz 1897. 3 Bl., VI und 67 S. 8°. 1 M.

Das Büchlein ist ein Neudruck der 1818 bei Fr. Krampe in Braunschweig gedruckten, jetzt sehr selten gewordenen Schrift: „Geschichte der bei dem Französischen Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1813 überstandenen Gefahren und Gefangenschaft eines Braunschweigers bis zu seiner Zurückkunft ins Vaterland im Monate Juli 1817". Der Herausgeber hat in einem kurzen Vorworte einige Lebensnachrichten über den bislang unbekannten Verfasser, Joh. Gottlieb Haars, mitgetheilt, der als Sohn eines Pastors am 30. Mai 1790 zu Watzum geboren in dem Berufe des Vaters zu Mascherode am 17. Februar 1841 gestorben ist, den Text des Buches selbst aber unverändert gelassen, nur einige augenfällige Druckfehler ausgemerzt (geblieben ist S. 4 die falsche Datirung: 20. Juni und 19. Juni). Ein ergreifendes lebensvolles Bild wird uns hier von den Gefahren, den entsetzlichen Leiden, Entbehrungen, Mißhandlungen und Nöthen aller Art aufgerollt, denen der größte Theil der stolzen französischen Armee auf den eisigen Gefilden Rußlands in dem harten Winter 1812 auf 1813 erliegen sollte, und aus denen der Verfasser

selbst nur wie durch ein Wunder errettet erscheint. Wer einen deutlichen Einblick in diese schlimme Zeit, die der großen Erhebung Deutschlands vorherging, thun will, dem können wir die Lectüre des kleinen, sehr lesbar geschriebenen Büchleins nur angelegentlichst empfehlen, das unmittelbar nach der Rückkehr in die Heimath noch ganz unter dem Eindrucke der zahlreichen, glücklich überstandenen Schrecknisse dankbaren Herzens verfaßt ist.

H. Mönkemeyer, Der Flecken u. das Schloß Bevern in Sage u. Geschichte. Holzminden, Selbstverlag d. Verfassers (Commission v. Fr. Wiegand) 1897. 64 S. 8⁰. ℳ 60.

Ortschroniken wird ein jeder Freund der Geschichte willkommen heißen, da sie vor Allem den geschichtlichen Sinn bestimmter Kreise wecken und beleben, die Anhänglichkeit und Liebe zu der Heimath mit ihren Denkmälern und Erinnerungen fördern und stärken. So wünschen wir auch dem vorliegenden Büchlein eine freundliche Aufnahme. Sein Hauptwerth liegt in der Behandlung der neueren Zeit, während die der älteren zu manchen Ausstellungen wohl Anlaß geben könnte. Erwähnt soll nur werden, daß S. 62 die Fabel von der Ermordung des letzten Homburgers trotz v. Heinemann's Ausführungen in diesen Blättern (1896 No. 17 u. 18) wiederholt wird. Besonders eingehend werden unter den Besitzern des Schlosses uns die Herzöge Ferdinand Albrecht I. und Friedrich Karl Ferdinand vorgeführt, vorzüglich die Armenstiftung des letzteren, die noch heute in Segen zu Bevern fortwirkt. Als wichtigste Ereignisse der Folgezeit sodann die Errichtung der Corrigendenanstalt, deren Umwandlung in die Herzogliche Erziehungsanstalt Wilhelmsstift (vergl. Braunschw. Magazin 1896 No. 9), die Anlage der Wasserleitung, der Neubau der Kirche u. A. Es ist gewiß ebenso verdienstlich für die Sache, wie für viele Leser willkommen, daß der Verfasser wesentlich dazu beiträgt, das Gedächtniß an alles dieses durch seine Schrift für die Zukunft festzuhalten.

In den **Sitzungsberichten** der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der **k. bayerischen Akademie der Wissenschaften** (1896 Heft 4 S. 633—86) hat der bekannte Historiker der Universität München, Karl Th. Heigel, einen interessanten Aufsatz über das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli 1792 veröffentlicht, durch den die viel umstrittene Frage nach der Entstehung dieses verhängnißvollen Schriftstückes wohl endgültig entschieden worden ist. War auch schon vorher die Ansicht verbreitet, daß das Manifest, welches in heftigster Sprache die maßlosesten Drohungen gegen die französische Revolution und besonders die Stadt Paris enthielt, im Kreise der französischen Emigranten entstanden, daß der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, obwohl es seine Unterschrift trägt, mit seinem Wortlaute keineswegs einverstanden war: so erhalten wir hier auf Grund umfangreicher und zuverlässiger archivalischer Forschungen zuerst eine anschauliche klare Darstellung aller der Vorgänge, die mit der Schrift in Verbindung stehen. Ihr Verfasser war ein Herr von Limon, früher Finanzdirector des Herzogs von Orleans; den Auftrag zu ihrer Abfassung erhielt er von österreichischer Seite; Kaiser Franz II und König Friedrich Wilhelm II von Preußen, sowie ihre Staatsmänner billigten nach einigen Abänderungen den Text, den der Herzog unterschrieb. „Abgesehen von der schuldigen Rücksicht auf Kaiser und König war er zu sehr Soldat, als daß er sich im Augenblick des Einmarsches in Frankreich von philanthropischen Erwägungen oder persönlichen Neigungen hätte leiten lassen" (S. 642). Nicht von Limon, sondern von einem Herrn von Moutier, einem Höflinge im Gefolge des Grafen von Artois, rührt die „Zusatzerklärung" des Herzogs vom 27. Juli 1792 her. Dagegen verfaßte Limon noch das „Manifest aller Völker gegen die französische Revolution": sein bei der preußischen Regierung gemachter Versuch, dieses unter amtlichem Charakter erscheinen zu lassen, schlug gänzlich fehl. Auch mit den Honorarforderungen, die er 1796 wegen des ersten Manifestes erhob, hatte er hier kein Glück, während ihm von österreichischer Seite schließlich eine Entschädigung gewährt zu sein scheint. Die Wirkung des Manifestes charakterisirt Heigel wohl richtig dahin, daß es die Schrecken des 10. August nicht heraufbeschwor, aber die Absetzung des Königs doch beschleunigte. Die Frage, wer die Verantwortung für das Schriftstück zu tragen habe, beantwortet der Verfasser am Schlusse seiner Ausführungen in folgender Weise:

„Es kann nicht auf ein Opfer die ganze Schuld geschoben werden. Der Herzog mag das Manifest mißbilligt haben, aber er hat es unterzeichnet; Limon hat es verfaßt; Fersen [1]) will es gewissermaßen in die Feder gesagt haben: Cobentzl und Spielmann [2]), Schulenburg und Renffner [3]) haben die Veröffentlichung vorbereitet; der Graf von Provence und der Graf von Artois haben Limon in ihren Schutz genommen; Betrand de Molville [4]) und sogar Mallet du Pan [5]) haben die besonders belastenden Theile als nothwendig anerkannt; Marie Antoinette und Ludwig XVI. haben diese Drohungen erbeten; der Kaiser und der König von Preußen haben sie gutgeheißen. Ueber den Antheil des Einzelnen kann gestritten werden, doch handelt es sich dabei nur um Nebensächliches. In dem einen Punkt, der das Manifest wichtig und verhängnißvoll machte, waren Alle einig: sie Alle hatten gehofft, durch Schrecken und Angst die Widerstandskraft der Revolution zu lähmen; sie Alle erreichten nur, daß die Beherzten ihr Verbrechen rascher und leichter vollbringen konnten und selbst die Feigen durch die Furcht zu muthiger That gereizt wurden".

Berichtigung.

Eine von uns bezweifelte Angabe des in voriger Nummer abgedruckten Schönemann'schen Briefes über den Aufstand von 1830 hat nun nachträglich doch die bislang vermißte Bestätigung gefunden. Herr Oberst Rittmeyer hat nämlich, wie er uns freundlichst mittheilt, als neunjähriger Knabe die schwarzen Masken, von denen Schönemann erzählt, an der Katharinenkirche selber gesehen. Dagewesen sind jene also ohne Frage, freilich wohl kaum — und insoweit bleibt unser Zweifel bestehen —, um den Herzog eigenhändig zu ermorden, sondern nur, um den Pöbel aufzuhetzen. H. M.

1) Schwedischer Diplomat. 2) Oesterreichische Minister. 3) Preußische Staatsmänner. 4) Französischer Minister. 5) Schweizer Publicist.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 10. 9. Mai **1897.**

Die Bewegung für das kaufmännische Unterrichtswesen in Deutschland.

Von Alex. Wernicke in Braunschweig.

Im October 1894 rief die Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig in der Stadt Braunschweig eine Anzahl von Männern zusammen, um ihnen ihre Absicht mitzutheilen, das kaufmännische Fortbildungsschulwesen im Herzogthum Braunschweig auf einheitlicher Grundlage zu gestalten, und um dazu ihre Mitarbeiterschaft zu erbitten.

Die Seele dieser Bestrebungen war der neue Syndicus der Kammer, Dr. Stegemann, welcher bereits in seiner früheren Stellung (Oppeln) Gelegenheit genommen hatte, dem kaufmännischen Fortbildungsschulwesen seine warme Theilnahme und seine thätige Fürsorge zu widmen.

Während eines Jahres stiller Arbeit trat man u. A. in Braunschweig selbstverständlich dem Gedanken näher, wie wohl am besten das an anderer Stelle bereits Geleistete für die neue Schöpfung fruchtbar gemacht werden könnte.

Bei den Vorarbeiten, welche dieser Angelegenheit dienten, zeigte sich überall die größte Theilnahme, so daß man es wagen konnte, eine Anzahl von Herren zu bitten, zu freiem gegenseitigen Austausch der Meinungen nach Braunschweig zu kommen.

Dieser Gedanke fand allerorten eine so günstige Aufnahme, daß aus dem geplanten kleinen Kreise eine Versammlung (Herbst 1895) von fast 200 Theilnehmern wurde, die man nachträglich als den „ersten Congreß für das kaufmännische Unterrichtswesen Deutschlands“ bezeichnet hat.

Auf diesem Congresse[1]), dessen Gepräge absichtlich dem ursprünglichen Zwecke, einen freien gegenseitigen Austausch der Meinungen zu ermöglichen, durchaus angepaßt wurde, kamen wohl alle Fragen, welche für die Entwicklung des kaufmännischen Fortbildungsschulwesens von Bedeutung sind, zur Sprache, aber selbstverständlich nicht zur Erledigung. Außerdem hatte man sich absichtlich auf das reichlich ausgedehnte Gebiet des Fortbildungsschulwesens beschränkt und alle anderen Angelegenheiten des kaufmännischen Unterrichtswesens, über welche gleichfalls in dem Braunschweiger Kreise schon hier und da verhandelt worden war, zunächst ganz zurückgestellt. Man stimmte deshalb allgemein dem Schlußantrage des General-Secretairs Stumpf (Osnabrück) zu, einen ständigen Ausschuß von neun Mitgliedern für die weitere Behandlung der einschlägigen Fragen zu bilden, und schritt auch sofort zur Ausführung dieses Beschlusses. Dieser Ausschuß, welcher Dr. Stegemann (Braunschweig) bis auf Weiteres zu seinem Vorsitzenden ernannte und damit die Stadt Braunschweig zum Vororte der ganzen deutschen Bewegung machte, sah es im Verlaufe seiner Arbeiten als seine Aufgabe an, die Angelegenheiten des gesammten kaufmännischen Unterrichtswesens in Deutschland bis zum zweiten Congresse, der am 11. und 12. Juni dieses Jahres (1897) in Leipzig abgehalten werden soll, so weit zu klären, daß dort bestimmte Grundlinien für die weiteren Arbeiten festgelegt werden können.

Dazu war vor Allem nöthig, so weit als irgend möglich, alle hier verwendbaren Kräfte in Deutschland zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen.

Die erste Bedingung dafür war aber wiederum eine umfassende Statistik des bisher Bestehenden, zu welcher bereits der Braunschweiger Congreß die Anregung gegeben; sie wurde im Auftrage mehrerer Handelskammern, der Aeltesten der Kaufmanschaft zu Magdeburg und des Stadt-Magistrats zu Dortmund durch Dr. Stegemann veranlaßt[2]) und zwar unter Beschränkung auf das Fortbildungsschulwesen, welches ja zunächst das Arbeitsgebiet gebildet hatte. Dieser Statistik, welche die verdienstvollen, aber nicht ausreichenden Werke von Harry Schmidt[3]) und Franz Glasser[4]) ersetzen soll,

---

1) Vergl. Kaufmännisches Fortbildungsschulwesen. I. Berichte und Verhandlungen aus der am 4. und 5. October zu Braunschweig stattgehabten Versammlung. Veröffentlicht von der Handelskammer für das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig, 1895, bei A. Limbach.

2) Kaufmännisches Fortbildungsschulwesen. II. Der gegenwärtige Stand des kaufmännischen Fortbildungsschulwesens in den Staaten u. s w Braunschweig, 1896, bei A. Limbach.

3) Das kaufmännische Fortbildungsschulwesen Deutschlands. Seine gegenwärtige Gestaltung und Ausdehnung. Berlin, 1892, bei K Siegismund.

4) Das commercielle Bildungswesen in Oesterreich-

wurde eine geographisch-politische Eintheilung zu Grunde gelegt. Hatten doch die Verhandlungen des Braunschweiger Congresses mit größter Deutlichkeit gezeigt, daß nur unter sorgsamer Schonung der Eigenart der einzelnen wirthschaftlichen Bezirke Deutschlands eine fruchtbare Ausgestaltung des gesammten kaufmännischen Unterrichtswesens möglich ist. Nachdem so ein wenigstens einigermaßen getreues Bild des bisher Bestehenden geschaffen worden war, konnte man daran gehen, die vorhandenen Kräfte für die Arbeit der Zukunft zusammenzuschließen.

Bei den hierauf bezüglichen Arbeiten des Ausschusses zeigte es sich, daß er in zweifacher Weise einer Erweiterung bedurfte. Einmal war die Zahl seiner Mitglieder (9) zu gering, um den verschiedenen Interessenkreisen Deutschlands wirklich dienen zu können und außerdem mußten Mittel gefunden werden, um der Lehrerschaft der kaufmännischen Unterrichtsanstalten bei deren Förderung einen bestimmten Einfluß zu sichern. Vor Allem aber erwies es sich als nothwendig, die treibenden Massen, welche hinter dem Ausschusse standen, in sich zu gliedern und die einzelnen Glieder mit einander in möglichst enge Beziehung zu setzen.

So bildete sich der „Deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen“, welcher mit seinen 16 Unterverbänden das gesammte Reichsgebiet umfaßt und die Förderung der Interessen der kaufmännischen Unterrichtsanstalten aller Grade und Gattungen, soweit dieselben nicht einen privaten Charakter tragen, in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen hat. Gleichzeitig bildete sich ein „Verband der Directoren und Lehrer kaufmännischer Unterrichtsanstalten Deutschlands“, um mit dem ersten Verbande, welcher die corporativen Träger der Anstalten (Handelskammern, kaufmännische Verbände und Vereine, Curatorien, Magistrate u. s. w.) zusammenschließt, in gemeinsamer Arbeit zu wirken. Dem „Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen“ können einzelne Personen nur als außerordentliche Mitglieder beitreten, doch sind geeignete Abgeordnete der einzelnen Landtage als „Parlamentarische Mitglieder“ mit bevorzugter Stellung zum Beitritte eingeladen worden [5]).

Gegenwärtig haben für den Verband bereits 180 Corporationen Beiträge gezeichnet, darunter das Kgl. Sächsische Ministerium des Innern, das Großherzoglich Hessische Ministerium des Innern und das Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Staatsministerium.

Der Ausschuß des Verbandes, der seit dem 1. Januar 1897 besondere „Mittheilungen“ erscheinen läßt, besteht jetzt aus ca. 60 Mitgliedern aus allen Theilen Deutschlands, während die ursprünglich gewählten Ausschuß-Mitglieder unter dem Vorsitze von Dr. Stegemann (Braunschweig) den engeren Vorstand bilden. Vorort des Verbandes ist bis auf Weiteres Braunschweig; hier wird auch in nächster Zeit die Centralbibliothek des Verbandes eröffnet, welche in ähnlicher Weise wie die vortreffliche Bibliothek der Comenius-Stiftung in Leipzig eingerichtet werden soll.

Wenn der „Verband“ auch im Augenblicke noch nicht eine so breite und sichere Grundlage hat wie z. B. der „Verein deutscher Ingenieure“, so herrscht doch fast in allen einzelnen Bezirken seiner 16 Unterverbände ein äußerst reges Leben. Ueberall ist man bemüht, zwischen den bereits vorhandenen Anstalten für kaufmännischen Unterricht die nöthige Fühlung herzustellen, so daß Vorhandenes weiter entwickelt und Neues angegliedert werden kann. Dabei sucht man je nach den Verhältnissen der einzelnen Bezirke bei den Regierungen, Städten, Handelskammern, kaufmännischen Vereinen u. s. w. die nöthige Anlehnung und wirkt überall auf die Erweckung erhöhten Interesses für die einschlagenden Fragen.

Einzelne Bezirke, wie z. B. das Herzogthum Braunschweig, sind bereits vollständig organisirt, ebenso auch schon einzelne Unter-Verbände, wie z. B. das Königreich Sachsen (Nr. 12) und das Großherzogthum Hessen nebst der Provinz Hessen-Nassau (Nr. 7). Die endgültige Feststellung der Satzungen des Verbandes wird auf dem Leipziger Congresse erfolgen, dessen Vorbereitung neben der Bildung und Ausgestaltung des Verbandes bisher die Hauptarbeit des Ausschusses war.

Wie der Braunschweiger Congreß hauptsächlich dem kaufmännischen Fortbildungsschulwesen, so wird der Leipziger Congreß, für welchen auf etwa 500 Theilnehmer, einschließlich der Commissare des Reiches und der Einzelstaaten, zu rechnen ist, vor Allem der Gestaltung der eigentlichen Handelsschule und der Frage der kaufmännischen Hochschule gewidmet sein. Die erste Angelegenheit hofft man auf Grundlage der bisher gemachten Erfahrungen auf dem Congresse endgültig zu erledigen, die zweite so zu fördern, daß die weitere Arbeit sich in bestimmter Richtung entwickeln kann.

Während die Fortbildungsschule neben dem Berufe fortbilden will, soll die Handelsschule auf den Beruf vorbereiten. Die Handelsschule, welche vom schultechnischen Gesichtspunkte aus als mittlere kaufmännische Fachschule zu bezeichnen ist, wird dem Muster der Landwirthschaftsschule (z. B. Helmstedt im Herzogthum Braunschweig) folgen. Sie soll aus der 6stufigen lateinlosen Realschule gebildet werden, indem man in deren drei oberen Klassen durch Einschränkung einzelner Theile des allgemein bildenden Unterrichtes für die fachliche Ausbildung Platz schafft [6]), und soll bei ihrer Reifeprüfung ebenso wie die Landwirthschaftsschule den Einjährigen-Schein gewähren.

Diesem Plane entsprechend wird der Leipziger Congreß bei dem Bundesrathe überhaupt eine Erweiterung der Prüfungsordnung für den einjährig freiwilligen Dienst beantragen, so daß in Zukunft gewisse Lehrfächer der Handelsschule für andere Gegenstände eintreten können.

Ungarn und die kaufmännischen Lehranstalten des Deutschen Reiches. Wien, 1893, bei A. Hölder.

5) Für das Herzogthum Braunschweig: Pappée-Schöningen und Schaarschmidt-Braunschweig.

6) Vergl. in № 2 der Mittheilungen des Verbandes die Lehrpläne von Adler (Leipzig) und Wernicke (Braunschweig).

Für die weitere Ausbildung eines Theiles der künftigen Kaufleute, welche entweder auf einer Anstalt für Allgemein-Bildung oder auf einer Handelsschule den Einjährigen-Schein erlangt haben, sollen ferner Handels-Akademien bezw. Höhere Handelsschulen[7]) eingerichtet werden, welche in einem einjährigen oder zweijährigen Lehrgange bei mehr oder minder schulmäßigem Betriebe den tüchtigsten Elementen der mittleren Schicht des Handelsstandes dienen werden[8]).

Außerdem wird für die oberste Schicht des Handelsstandes, für die Großkaufleute, Großindustriellen u. s. w., sowie für Secretaire von Handelskammern, Consuln u. s. w. die Errichtung einer wirklichen Kaufmännischen Hochschule, vielleicht in Anlehnung an eine Universität oder an eine technische Hochschule, geplant. Während für die Handelsschule neben einzelnen Anstalten Süddeutschlands die trefflichen Schulen in Chemnitz, Dresden, Gera, Leipzig u. A. bereits reiche Erfahrung darbieten und während für die Handelsakademien bezw. die Höheren Handelsschulen die Versuche in Dresden und Leipzig (Handelsfachschule) und in Aachen und Frankfurt a. Main (Handelsgymnasium) und andere wenigstens einige Anhaltspunkte geben, muß für die kaufmännische Hochschule eine ganz neue Organisation geschaffen werden.

Sieht man von dem Versuche der Wiener Handels-Akademie und von einigen Keimen in München ab, so hat bisher auf deutschem Boden nur in Braunschweig eine wirkliche Kaufmännische Hochschule bestanden und zwar als Abtheilung des Collegium Carolinum, der jetzigen Herzoglichen Technischen Hochschule[9]).

Bei dieser Sachlage schien es angemessen, zunächst eine ausreichende Anzahl von Gutachten einzuholen in Bezug auf die Frage: „Erweist sich die Errichtung von Handelshochschulen als ein Bedürfniß und auf welcher Grundlage sind dieselben eventuell einzurichten?“ Von solchen Gutachten liegen zur Zeit über 300 vor, von denen sich 250 unbedingt für die Errichtung mindestens einer deutschen kaufmännischen Hochschule aussprechen.

Diese äußerst lehrreichen Gutachten, welche von einzelnen Kaufleuten, Industriellen u. s. w. und auch von kaufmännischen Vereinen und Handelskammern abgegeben worden sind, beantworten einen ausführlichen Fragebogen[10]), den der Syndicus des Altonaer Commerz-Collegiums Dr. Ehrenberg in Fühlung mit dem Ausschusse ausgegeben hat, um die Unterlage für eine eigene Denkschrift und für ein Referat auf dem Leipziger Congresse zu gewinnen.

Demgemäß ergeben sich für die Ausbildung des deutschen Kaufmanns in Zukunft folgende Grundlinien[11]):

1. Der zukünftige Kaufmann besucht die Volksschule bezw. eine höhere Lehranstalt, ohne auf dieser bis zur Einjährigen-Grenze zu gelangen, macht eine dreijährige Lehrzeit durch und nimmt dabei an dem Unterricht der kaufmännischen Fortbildungsschule Theil. Statt dessen könnte er auch zunächst ein Jahr lang eine niedere Fachschule, deren Lehrgang ein Jahr beträgt (vergl. Dresden) besuchen und dann im Allgemeinen mit einer zweijährigen Lehrzeit abkommen.

2. Der zukünftige Kaufmann besucht vom neunten oder zehnten Jahre bis zum fünfzehnten oder sechszehnten Jahre eine mittlere kaufmännische Fachschule (Handelsschule), erlangt den Einjährigen-Schein, macht im Allgemeinen eine zweijährige Lehrzeit durch und besucht dann noch geeigneten Falls eine Handels-Akademie bez. eine höhere Handelsschule (Handels-Gymnasium). Statt dessen kann er auch den Einjährigen-Schein auf einer höheren Schule für Allgemein-Bildung erlangen, wobei die Realschule wegen ihres geschlossenen Bildungsganges zu bevorzugen ist, und neben der Thätigkeit im Geschäfte an einzelnen Stunden der Fortbildungsschule Theil nehmen, welche womöglich für die Lehrlinge mit Einjährigem-Scheine besondere Abtheilungen bilden muß. Auch ein Vorjahr der Handels-Akademie bez. der höheren Handelsschule könnte hier ausgleichend wirken.

3. Der zukünftige Kaufmann besucht eine neunstufige Anstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule), macht im Allgemeinen eine zweijährige Lehrzeit durch, unter Theilnahme an einzelnen Stunden einer Fortbildungsschule, und besucht darauf zwei bis drei Jahre die kaufmännische Hochschule.

Für die Lehrer an Fortbildungsschulen wird in Zukunft im Allgemeinen der Besuch einer Akademie bez. einer höheren Handelsschule, für die Lehrer an den mittleren Fachschulen (Handelsschulen) der Besuch der Hochschule gefordert werden.

Als Beispiel für die Durchführung der Grundsätze des Verbandes wählen wir das Herzogthum Braunschweig, vor Allem, weil hier zum ersten Male in Deutschland das kaufmännische Fortbildungsschulwesen eines ganzen Bezirkes in obligatorischer Form einheitlich ausgebildet worden ist.

Dem Braunschweiger Bezirke wird zunächst der Bezirk Halberstadt als Parallel-Bildung zur Seite treten, um den Ausgangspunkt für eine weitere Organisation im Königreich Preußen zu bilden. Wie weit sich die Braunschweiger Organisation für andere Gebiete eignet, muß natürlich von Fall zu Fall entschieden werden.

Der Braunschweiger Congreß hat Allen, denen es um die Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens Ernst ist, die Ueberzeugung geradezu aufgedrängt, daß man frisches Leben ersticken würde, wenn man die Organisation eines bestimmten örtlichen Gebietes ohne Weiteres auf ein anderes übertragen wollte. So herrscht z. B. in dem Gebiete Bayerns, welches durch Nürnberg beherrscht wird, hauptsächlich wegen des Zudrangs zur Electrotechnik geradezu Mangel an Lehrlingen, und in

7) Auch der Name „Handels-Gymnasium“ ist dafür vorgeschlagen worden.

8) Sie stehen in Parallele zu den mittleren technischen Fachschulen (Chemnitz, Hagen i. W. u. a.).

9) Von 1804 bis 1825 (mit Unterbrechung) und von 1835 bis 1862.

10) Vergl. in den „Mittheilungen“ des Verbandes № 1, S. 30 und № 2, S. 71.

11) Vergl. mein Gutachten für die Ehrenberg'sche Denkschrift in der Monatsschrift für Handel und Industrie, 1897, Januar, S. 9 ff.

Folge dessen pflegen die Eltern dort durchweg im Lehr-Vertrage für ihre Söhne die nöthige freie Zeit für deren Fortbildung auszumachen. Was sollte dort die Einführung des Zwanges?

Dagegen arbeitet man in anderen Bezirken mit Recht für obligatorische Einrichtungen.

Als stillschweigende Voraussetzung der gemeinsamen Arbeit hat sich der Grundsatz ausgebildet, daß Niemand den Andern belehren will, daß vielmehr Jeder von dem Andern zu lernen bestrebt ist und daß demnach das Losungswort der Zukunft hier lautet: Möglichst selbständige Centren im Rahmen einer Organisation mit einheitlichem Ziele.

Für den Bezirk, welchen das Herzogthum Braunschweig bildet, ist die einheitliche Organisation des kaufmännischen Fortbildungsschulwesens am 5. Mai 1896 durch die Handelskammer und ihre Mitarbeiter zu einem ersten Abschluß gebracht worden: an diesem Tage konnten in allen Städten des Herzogthums, in welchen sich die nöthige Anzahl von Lehrlingen (15) vorgefunden, kaufmännische Fortbildungsschulen eröffnet werden. Bis dahin hatten in den Städten Braunschweig, Blankenburg a. H., Holzminden und Königslutter derartige Anstalten bestanden, aber ohne jede gegenseitige Fühlung. Das gesammte Fortbildungsschulwesen ist nunmehr der Kammer unterstellt, welche ihre Functionen in eine „Abtheilung für das kaufmännische Unterrichtswesen" abgezweigt hat. Diese Abtheilung, welche Herzoglichem Staatsministerium unmittelbar unterstellt ist, besteht aus drei Mitgliedern (z. Zeit Schmidt, Stegemann, Wernicke) und einem Protokollführer (z. Zeit Mollat).

Bisher sind in 10 Städten des Herzogthums (Braunschweig, Blankenburg a. H., Gandersheim, Helmstedt, Holzminden, Königslutter, Schöningen, Seesen, Schöppenstedt und Wolfenbüttel) auf Grund von §§. 120, 142 und 150 bezw. 154 der Reichs-Gewerbe-Ordnung statutarische Bestimmungen für obligatorischen Fortbildungs-Unterricht erlassen worden. Jede Anstalt hat ihren eigenen Schulvorstand, welcher im Allgemeinen aus einem Mitgliede bezw. einem Vertreter des Stadtmagistrates und vier Vertretern der Kaufmannschaft besteht. Diese Schulvorstände sind so selbständig gestellt, als es die Wahrung der einheitlichen Organisation nur irgend zuläßt: für den inneren Zusammenhang und für die weitere Entwicklung auf Grund der gemachten Erfahrungen sollen vor Allem jährliche Conferenzen [12]) der Schulvorstände und der Lehrer der einzelnen Anstalten sorgen, nicht etwa Reglements u. s. w. der Abtheilung.

Im Laufe des Winterhalbjahrs 1895/96 war von der Abtheilung im Verein mit einer Commission von Fachleuten ein Normal-Lehrplan ausgearbeitet worden, der zunächst für die größeren Verhältnisse der Stadt Braunschweig gilt und in den anderen Städten überall den örtlichen Bedürfnissen angepaßt wurde. Dieser Lehrplan, welcher gemäß den gewonnenen Erfahrungen stetig verbessert werden soll, umfaßt den Unterricht, der dem Zwange unterliegt.

Neben einer Vorstufe sind drei, den drei Lehrlingsjahren entsprechende Stufen vorhergesehen.

Deutsch, Schönschreiben, Elementares Rechnen, Kaufmännisches Rechnen, Correspondenz und Comptoir-Arbeiten, Handels-Geographie und Waarenkunde, einfache und doppelte Buchführung und allgemeine Handelslehre sind die verbindlichen Fächer. Der verbindliche Unterricht findet principiell am Tage statt und umfaßt 6 Stunden wöchentlich — einige geringe Abweichungen von dieser Norm sind als Uebergangs-Verhältnisse gestattet worden.

An den verbindlichen Unterricht schließen sich freie Kurse (Französisch, Englisch, Stenographie, Zier- und Rundschrift) an. Außerdem sind, den Wünschen der Buchhändler, Drogisten u. s. w. entsprechend, in der Stadt Braunschweig auch für deren Bedürfnisse freie Kurse angegliedert worden. Die Kosten werden, abgesehen vom Schulgelde, durch erhebliche Zuschüsse von Staat und Kammer, sowie von den Städten gedeckt.

Die Vorbildung der Lehrer [13]) wird in Zukunft bis auf Weiteres im Anschluß an das eine der Herzoglichen Lehrer-Seminare erfolgen — außerdem sollen auch Ferien-Kurse abgehalten werden.

Neben der schon erwähnten Bibliothek, welche dem ganzen Verbande dienen soll, befindet sich in der Stadt Braunschweig auch die für das Herzogthum bestimmte „Sammlung für den Unterricht in der Handelsgeographie und Waarenkunde (Rohstoffe, Fabrikate, Modelle u. s. w.), deren Grundstock durch die reiche Fürsorge der Braunschweiger Industriellen der Kammer schon anläßlich des Braunschweiger Congresses zur Verfügung gestellt worden ist.

Im Anschluß an die Schulen sollen womöglich überall Lehrlingsheime eingerichtet werden — zwei sind bereits eröffnet.

Von besonderer Schwierigkeit war natürlich die Errichtung der Anstalt in der Stadt Braunschweig, bei der es sich im Pflicht-Unterrichte um reichlich 500 Schüler handelte.

Während die Schulen in den anderen Städten des Herzogthums einschließlich des Leiters höchstens 8 Lehrer

12) Die erste dieser allgemeinen Conferenzen fand am 21. und 22 April 1897 in Braunschweig statt. Damit den Theilnehmern keine directen Ausgaben erwüchsen, hatte Herzogliches Staats-Ministerium die Summe von 1000 Mark zur Verfügung gestellt. Am ersten Tage beriethen die Lehrercollegien über die allgemeine Einrichtung der Schulen (1. Das Ortsstatut 2. Die Schulordnung. 3. Die Klassenordnung. 4. Der Lehrplan. 5. Der Verkehr mit den Lehrherren. 6. Die Räumlichkeiten. 7. Die allgemeine Behandlung der Schüler. 8. Versäumnisse und Verspätungen. 9. Strafen und deren Einziehung) und über die einzelnen Fächer des Unterrichts (Deutsch, Rechnen, Buchführung, Schreiben, Handelsgeographie). Am zweiten Tage folgte die Berathung und Beschlußfassung der Schulvorstände in Bezug auf die Gegenstände des ersten Tages. An der äußerst fruchtbringenden Conferenz nahm auch, einer besonderen Einladung zufolge, Dr Adler (Leipzig) Theil, dessen reiche Erfahrungen für die Verhandlungen natürlich von besonderem Werthe waren.

13) Diese wichtige Frage, welche schon auf dem Braunschweiger Congresse gestreift wurde, wird auch den Leipziger Congreß beschäftigen. Außerdem ist auch die Lehrbuchfrage von besonderer Schwierigkeit.

bedurften, mußten hier ca. 40 Lehrer nebenamtlich herangezogen und collegialisch verbunden werden [14]).

Auch die Beschaffung der Räumlichkeiten, die Feststellung des Stundenplanes u. s. w. boten hier natürlich besondere Schwierigkeiten dar. Abgesehen von aller außerordentlichen Arbeit waren bisher regelmäßig alle 8 Tage 2- bis 3-stündige Sitzungen des Schul-Vorstandes nöthig, welche meist zugleich Sitzungen der Abtheilung waren, da diese ja an dem Leben der größten Anstalt naturgemäß die Bedürfnisse des heimischen Fortbildungsschulwesens am besten kennen lernen konnte.

Die Durchführung der Aufgabe, bei der es sich natürlich nur um einen ersten Abschluß handeln konnte, war überhaupt nur möglich, weil einerseits das trefflich geschulte Lehrerpersonal der Städtischen Bürgerschulen zur Verfügung stand und weil anderseits die bisher von dem Handelsschul-Inspector Henze geleitete kaufmännische Fortbildungsschule [15]), welche von der neuen Schöpfung in sich aufgenommen wurde, die alte Braunschweigische Ueberlieferung des „Merkantil-Unterrichts" lebendig erhalten hatte.

Daß aber die Handelskammer ihren Plan, eine einheitliche Organisation des kaufmännischen Fortbildungsschulwesens im Herzogthum Braunschweig zu schaffen, überhaupt so zielbewußt und energisch durchführen konnte, ist vor Allem der thatkräftigen Förderung und nachdrücklichen Unterstützung Herzoglichen Staatsministeriums zu danken, dessen Vorlage entsprechend ja auch die Landes-Versammlung ohne Weiteres einen jährlichen Zuschuß von 6000 ℳ für die vorliegenden Zwecke bewilligte.

Abgesehen von der weiteren Fürsorge für den stetigen Ausbau des Fortbildungsschulwesens besteht die Aufgabe der Braunschweiger Kammer in der Errichtung einer eigentlichen Handelsschule mit Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste. Ob darüber hinaus auf diesem Gebiete in Zukunft für das Herzogthum Braunschweig auch noch weitere Einrichtungen schulmäßigen oder akademischen Gepräges nothwendig sind, läßt sich gegenwärtig noch nicht bestimmen. Die Ueberlieferung des Landes weist ja entschieden auf eine solche weitere Entwickelung hin — die trefflichen Worte, mit denen Dedekind seiner Zeit die Bedeutung und die Ziele der merkantilischen Abtheilung des Collegium Carolinum vom Jahre 1835 klar gelegt hat, dürfen noch heute, fast ohne jede Aenderung, Geltung beanspruchen.

Zunächst handelt es sich jedenfalls um die Handelsschule — eine solche braucht das Herzogthum Braunschweig, ebenso wie es eine Landwirthschaftsschule (Helmstedt) nöthig hat.

Da die größere Anzahl der Lehrlinge wohl stets ohne abgeschlossene Schulbildung in das Geschäft treten wird, so bleibt allerdings der kaufmännischen Fortbildungsschule in gewissem Sinne die bedeutendste und wichtigste Aufgabe übrig: unter überaus schwierigen inneren und äußeren Bedingungen soll sie Wissen und Fertigkeiten vermitteln und vor Allem auch für die Bildung des Charakters wirken.

Daneben aber macht sich die Aufgabe geltend, den jungen Mann, welcher nach Erlangung des Einjährigen-Scheines in's Geschäft treten will, bereits so zu bilden, daß er den Unterricht in der kaufmännischen Fortbildungsschule entbehren kann: hierfür soll die Handelsschule sorgen.

Diese Handelsschule wird vor Allem diejenigen Schüler der höheren Lehranstalten zu sammeln haben, welche bei der Versetzung von Quarta nach Tertia bereits entschieden sind, sich der mittleren Schicht des Kaufmannstandes zuzuwenden. Die Handelsschule wird voraussetzen müssen, daß in den Klassen Sexta, Quinta und Quarta der Lehrplan der Realschule (bezw. Oberrealschule) in Geltung gewesen ist, sie wird aber für die anders Vorgebildeten (Gymnasium, Realgymnasium und Volksschule) einen vorbereitenden Lehrgang einführen können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Leipziger Congreß zahlreiche derartige Anstalten zum Leben wecken wird, und es ist nicht unmöglich, daß in Zukunft neben die Landwirthschaftsschule und neben die Handelsschule auch noch eine technische Mittelschule von ähnlicher Gestaltung tritt.

Damit bekommt die Grenze zwischen Quarta und Tertia auf den höheren Lehranstalten für diese eine erhöhte Bedeutung, findet doch von ihr, entsprechend dem Abschlusse der Volksschule, überhaupt vielfach ein Uebergang ins praktische Leben statt. Ließe sich in den Klassen Sexta, Quinta und Quarta für alle höheren Lehranstalten ein gemeinsamer Lehrplan zu Grunde legen, so könnte die so oft geforderte Sichtung des Schülermaterials, durch welche jeder Einzelne möglichst an die richtige Stelle gebracht werden soll, durchaus sachgemäß vorgenommen werden.

Hierin [16]) sehe ich, allen Schlagwörtern gegenüber, die Bedeutung der Bestrebungen des Vereins für Schulreform: der dreistufige lateinlose Unterbau aller höheren Schulen ist eine Grundbedingung für eine zweckmäßige Sichtung des Schülermaterials und damit für die Verminderung des sogenannten Gelehrten-Proletariates. Ob dieser Vortheil des gemeinsamen Unterbaues dessen Nachtheile aufwiegt, ist eine schwerwiegende Frage. Jedenfalls braucht unsere Zeit, die nun einmal im Zeichen des „Kampfes um den Weltmarkt" steht, eine beträchtliche Anzahl von Leuten, für welche schon in verhältnißmäßig frühen Jahren eine Verbindung von Allgemein-Bildung und Berufs-Bildung ein Bedürfniß ist. Für den Kaufmannsstand soll diesem Bedürfnisse die Handelsschule entsprechen. Die Handelsschule ist aber nur ein Glied in dem System der kaufmännischen Schulen, welche die Gegenwart fordert.

Es handelt sich natürlich nicht darum, jeden Lehrling für die höchsten Ziele auszubilden, sondern dem Nachwuchse des ganzen Standes die Mittel zu gewähren, welche für die Entwicklung von Kräften ersten Ranges

14) Die Lehrer eines bestimmten Faches (z. B. Rechnen) bilden eine engere Gruppe, welche unter einem Obmann steht.

15) Vergl. O. Hohnstein, Geschichte der Handelsschule zu Braunschweig. Braunschweig, 1896, bei A. Limbach.

16) Vergl. mein Buch „Kultur und Schule" (Osterwieck a. Harz, 1896).

nöthig sind. Für den deutschen Kaufmann, der als Einzelner im Inneren gegen die Associationen verschiedener Art zu kämpfen und draußen um seine Stellung auf dem Weltmarkte ringen muß, ist die gute alte Zeit, die wir aus Freytag's „Soll und Haben“ kennen, für immer vorüber.

Neue Zeiten fordern neue Mittel! Diese Ueberzeugung hat dem „Deutschen Verbande für das kaufmännische Unterrichtswesen“ den Boden bereitet, auf dem er rasch und kräftig emporgewachsen ist. In ihm eint sich zu gemeinsamer Arbeit, was ohne dies schon nach einem und demselben Ziele strebte. Diese Arbeit soll der deutschen Kaufmannschaft dienen, damit aber auch dem deutschen Vaterlande.

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Volkslieder des Braunschweigischen Landes.

Von Oberlehrer G. Hassebrank.

(Fortsetzung.)

13.

Warum wollen's alle Leute wissen,
Daß ich so viele Thränen muß vergießen,
Weil mein Schatz ein'n andern küßt?
Lebe, lebe wohl, vergiß mein nicht!

Auf dem Tanzboden kann man's sehen,
Wo die schönen Damen stehen,
Denn sie glänzen wie ein Licht:
Lebe, lebe wohl, vergiß mein nicht!

Verbreitet.

14.

Ach, wie dunkel seid ihr Mauern,
Ach, wie seid ihr Ketten schwer!
Ach, wie lange wird's noch dauern,
Giebt's denn keine Rettung mehr?

. . . .

Holder Jüngling, meinst du's ehrlich,
Oder treibst du Spott mit mir?
Denk, o denk, es ist gefährlich
Für ein armes Mädchen hier.

Denn mein Vater, den ich kannte,
Ist so weit entfernt von mir;
Meine Mutter, die ich liebte,
Ruht schon längst im Grabe hier.

Beide sind von hier geschieden,
Ruhen in der Ewigkeit,
Ja, sie ruhen sanft in Frieden,
Und ich steh' in Traurigkeit.

Holder Jüngling, nimm zum Pfande
Dieses blondgelockte Haar
Mit dem rothen Seidenbande,
Das auf meinem Busen war.

Schlewecke bei Bockenem.

15.

Mein Schatz ist kaum sechs Meil' von hier,
Das ist ja gar nicht weit,
Es ist nun kaum ein halbes Jahr,
Daß ich nicht bei ihm war.

Ich ging in mein Schlafkämmerlein,
Ich dacht', ich wär allein,
Da trat die Herzallerliebste mein
Wohl zu der Thür herein.

Ich grüße dich, Wilhelminchen mein,
Was thust du hier allein?
Ich seh's an deinen Aeugelein,
Du trägst groß Herzeleid.

„Das Herzeleid, das ich trage,
Das trag' ich nur um dich;
Hast mir die Eh' versprochen,
Und jetzt verläßt du mich“.

Daß ich dich jetzt verlassen muß,
Das sind die Eltern schuld:
Eine andre soll ich freien,
Die reicher ist als du.

Was frag' ich nach den Reichen,
Was frag' ich nach dem Geld?
Ich frei' nach meinesgleichen,
Einen Schatz, der mir gefällt.

Verbreitet [1]).

16.

Die Reise nach Jütland
Die fällt mir so schwer,
O du einziges Mädchen,
Wir seh'n uns nicht mehr.

Des Sonntags früh Morgens
Kam der Lootse an Bord,
Es feuern die Kanonen,
Wir ziehen jetzt fort.

Und warum denn nicht morgen,
Warum denn grad' heut?
Denn es ist ja heut Sonntag
Für alle jungen Leut.

Da sprach er ganz leise:
Ich hab ja keine Schuld,
Denn unser Kapitain
Der hat keine Geduld.

Dort segelt ein Schifflein,
Der Wind, der ist gut,
Da schwenkt mein lieber Heinrich
Noch einmal den Hut.

Und das Schwenken bedeutet:
Schatz lebe, lebe wohl,
Denn wer weiß, ob ich einmal
Dich wiedersehn soll.

Und sehn wir uns nicht wieder,
So wünsch ich dir Glück:
O du einziges Mädchen,
Denk oftmals zurück! Verbreitet.

---

1) Vgl. Mittler, Nr. 239.

17.

Wenn ich an den letzten Abend gedenke,
Da ich Abschied von dir nahm,
Ach, die Sonne scheint nicht mehr!
Ich muß scheiden nun von dir,
Und mein Herz bleibt stets bei dir.
Nun ade, ade, ade,
Nun ade, Schatz, lebe wohl.

Meine Mutter hat gesagt, ich soll 'ne Reiche nehmen,
Die da hat viel Silber und Gold;
Ei viel lieber will ich mich
In tiefe Armuth geben,
Eh' ich dich verlassen sollt!
Nun ade u. s. w.

Großer Reichthum bringt mir keine Ehre,
Große Armuth keine Schand';
Ei so wollt ich doch, daß ich
Viel tausend Thaler reicher wäre,
Und ich hätte meinen Schatz im Arm!
Nun ade u. s. w.

Nordharz.

18.

Schatz, mein Schatz, reise
Nicht zu weit von mir!
Im Rosengarten
Will ich deiner erwarten,
Im grünen Klee,
Im weißen Schnee.

„Meiner zu erwarten
Das brauchest du ja nicht;
Geh zu den Reichen,
Zu Deinesgleichen,
Thust mir eben recht,
Thust mir eben recht“.

Ich heirathe nicht
Nach Geld und nicht nach Gut;
Eine treue Seele
Thu ich mir erwählen.
„Wer's glauben thut,
Wer's glauben thut“. —

Der mich geliebt hat,
Und der ist weit von hier!
Er ist in Schleswig,
Er ist in Holstein,
Er ist Soldat,
Soldat ist er.

Soldatenleben
Und das heißt lustig sein!
Wenn andre Leute schlafen,
Dann muß ich wachen,
Muß Schildwach steh'n,
Patrouillen geh'n.

Auf Schildwach stehen,
Das brauchest du ja nicht!
Wenn dich die Leute fragen,
So sollst du sagen:
Schatz du bist mein
Und ich bin dein!

Sehr verbreitet [2]).

19.

Auf den Bergen fließt ein Wasser,
Wär' es lauter kühler Wein!
Kühler Wein
Muß es sein:
Schätzlein, könnt' ich bei dir sein!

Schätzlein, reich' mir deine Hand
Zum Beschluß und Unterpfand!
Zum Beschluß
Noch einen Kuß,
Weil ich von dir scheiden muß!

Scheiden ist ein hartes Wort,
Du bleibst hier und ich muß fort;
Du bleibst hier
Und ich muß fort:
Scheiden ist ein hartes Wort!

Wenn wir uns nicht wiederseh'n,
So bleibt doch die Lieb' besteh'n;
Liebst du mich,
So lieb' ich dich;
Nimmermehr vergeß ich dich!

Nordharz.

20.

Jehann, de is nâ'r Stadt hengân,
Jehann is un Saldat,
Jehann sall de Franzosen slân,
Eck täuw en frän und lat.

Hei säd meck woll, hei blew meck tru,
Un wenn hei wedder kem,
Denn, segt hei, wer eck sîne Fru,
Wenn eck kein'n andern nem.

Korl Michel hett schrêwen, Jehann noch nich,
Un bî'n Kanter schrêw hei so gaud,
Un hei hett sô'n trues, leiwes Gesicht,
Eck glöw, mîn Jehann, de is dot [3]).

Handschriftlich.

21.

Wie geht es erst dort unsern Brüdern,
Die noch so weit in Frankreich sind,
Und ach, so mancher kommt nicht wieder,
Der seiner Eltern Brot im Alter war!

Es hüpft und spricht ein kleiner Knabe:
Ach, Mutter, kommt der Vater bald?
Dein Vater liegt bei Weißenburg im Grabe
Und schaut nicht mehr der Sonne goldnen Strahl!

Darum, ihr Mädchen, denkt nicht mehr an Liebe,
Nicht an Musik und Hochzeitstanz;
Denn euer Liebster schlummert schon im Grabe,
Das Vaterland wand ihm den Lorbeerkranz.

Schlewecke b. Bockenem.

2) Auch in unserm Lande ein sehr beliebtes Lied, deshalb auch stark variirt. Der Urtypus, so weit dies vorläufig zu erkennen ist, ist verloren; Mittler Nr. 903, 904 und 1450, die in Form u. z. T. auch im Gedanken sehr ähnlich sind, gehen schon auf „des Knaben Wunderhorn“ und Bothe's „Frühlingsalmanach von 1804“ zurück.

3) Scheint eine nicht gerade gute Nachbildung eines Volksliedes zu sein. S. Einleitung.

22.

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, ich muß fort!
Eine Zeitlang muß ich scheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland!

Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade, so lebe wohl!
Willst du mich noch einmal sehen,
Steige auf des Berges Höhen,
Siehst du mich zum letzten Mal!

Nun ade, herzliebste Mutter,
Nun ade, so lebe wohl!
Hast du mich in Schmerz geboren,
Für die Feinde auferzogen,
O du grausames Herzeleid!

Nun ade, herzliebster Bruder,
Wie Strophe 2.

Nun ade, herzliebste Schwester,
Wie Strophe 2.

Nun ade, herzliebstes Schätzchen,
Nun ade, so lebe wohl!
Thu' dich nicht so sehr betrüben,
Thu' auch keinen Andern lieben,
Bis ich wiederkomm' zu dir!

Nordharz und Leine[4]).

23.

Wer bekümmert sich und wenn ich wandre,
Unter dieser Compagnie?
Ist's die Eine nicht, so ist's die Andre,
Wer bekümmert sich und wenn ich wandre?
Morgen geht's in aller Früh'!

Alsdann geb' ich meinem Pferd die Sporen,
Zu dem Thor reit' ich hinaus;
Meinem Liebchen wohl zu gefallen,
Sie war die Schönste wohl von allen,
Schade, daß ich wandern muß!

„Schätzchen, komm und laß dich doch erweichen,
Steig herab von deinem Roß;
Komm und schlumm're sanft in meinen Armen,
Ja, komm, umschlinge sanft mich Arme,
Nimm den letzten Abschiedskuß!"

Sie dreht' sich um und weinte bitterlich,
Denn der Abschied fiel ihr schwer;
Aus ihren Augen da flossen Thränen,
Aus ihren Augen da flossen Thränen,
Schneller als die Weser[5]) fließt.

Harz und Weser.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Richard Wrede, Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Mit Deckelbild von Th. Th. Heine, Randzeichnungen von H. Baluschek. Berlin, Kritik-Verlag 1897. 3 Bl. u. 79 S. 8⁰. 3 M.

Ein sonderbares Büchlein das mit seinem bizarren Deckelbilde und seinem unschönen Tapetenmuster auf der Rückseite! Darin enthalten ist ein beachtenswerther Versuch, durch Ueberbietung die anspruchsvolle Nichtigkeit und öde Eitelkeit und Selbstbespiegelung unserer Jüngsten und Grünsten lächerlich zu machen und dadurch zu überwinden. Der Verfasser hat sich nicht gescheut, um den Eindruck der Echtheit zu verstärken, die abgeschmackte Sitte umständlichster Datirung selbst des geringfügigsten Einfalls nachzuahmen. So finden sich z. B. unter dem sechs und eine halbe Seiten langen Stücke Ekel (Ein Nokturno) die Vermerke: „Thiede, in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1894 und Berlin, 23. Januar 1896". Die Albernheit ist wirklich treffsicher dem schon auf die spätere Forschung bedachten Gebahren dieser jungen Leute abgelauscht, die doch nur hoffen können, einmal in Bausch und Bogen als Zeiterscheinung abgethan zu werden. Und darum ist es gut, daß sie selbst Ort und Zeit ihrer Eingebungen feststellen; die spätere Litteraturgelehrsamkeit müßte doch arg an Stoffmangel zu leiden haben, sollte sie wirklich einmal ernsthaft die Opfer der Wredeschen Satire bearbeiten müssen. Nicht minder gut als die äußere Aufmachung hat Wrede die jämmerliche Inhaltslosigkeit und verstiegene Großmannssucht dieser verkannten Nachtkaffeetitanen getroffen, die sich einbilden, wenn sie mit unrühmlicher Sachkunde die Offenbarungen einer Weinstubenkellnerin zu deuten wissen, nunmehr „das Weib als solches", von denen soviel bei ihnen die Rede ist, begriffen zu haben. Vielleicht hat sich Wrede der Gefahr ausgesetzt, ernsthaft genommen zu werden; so gut hat er sich in die Gedankengänge der jungen Herren hinein zu versetzen verstanden. Gefährlich echt ist das unverständliche Stammeln wiedergegeben, mit dem sie ihre Seelenvorgänge darzuthun trachten, nicht selten mit der Uhr in der Hand, um sich ja keiner Ungenauigkeit schuldig zu machen in der Angabe der Zeit, die eine Gefühlsblase gebraucht hat, um aufzutauchen und zu zerplatzen. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Arztes, der eines Fieberkranken Lebensäußerungen mißt und beobachtet, registriren sie die Zwangsvorstellungen ihrer Halbträume und geben sie als Offenbarungen einer unter der Nichtswürdigkeit der Welt leidenden Seele. Worin diese Nichtswürdigkeit eigentlich besteht, verrathen sie nicht; sie begnügen sich mit der Aussicht, die sie auch uns eröffnen, daß aus ihren leidenden, vom Ekel übermannten Seelen einst das Heil geboren werde. Das Alles hat der Verfasser sicher gesehen und so dargestellt, daß seine zweifellos gute Absicht von seinen Lesern vielfach verkannt werden wird. Uns will auch bedünken, als komme er eigentlich mit seinem Büchlein ein Wenig zu spät, da die Richtung, die er so sachkundig bekämpft, im Aussterben begriffen ist. Es ist ein letzter, fast überflüssiger Tritt, den er der psychologisch verbrämten Weinstubenwinkel-Erotik der Zwanzigjährigen versetzt.

Das Magazin nimmt an dieser Stelle lediglich von dem Büchlein Notiz, weil es sich um den immerhin achtbaren und lobenswerthen Versuch eines Braunschweigers handelt, durch Wegräumen des Schuttes den Weg frei zu machen für würdigere Bestrebungen. K. M.

4) Vgl. das in Str. 2—6 sehr ähnliche Lied bei Mittler Nr. 1426. 5) Var. Donau.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 11. 23. Mai **1897.**

Eine wandernde Schauspielertruppe in Braunschweig.

Von Dr. Carl Schüddekopf.

Die am 20. September vorigen Jahres im Vaterländischen Museum eröffnete Theater-Ausstellung hat den glücklichen Erfolg, der ihr beschieden gewesen, vollauf verdient; sie war nicht allein unterhaltend, sondern auch in hohem Grade lehrreich und das Einzige, was zu wünschen übrig blieb, wäre ein gedruckter Katalog, der das hier in reicher Fülle vereinigte Material fixirt und für eine künftige Geschichte des braunschweigischen Theaters erst recht nutzbar gemacht hätte. Denn eine solche ist, da Adolf Glaser's flüchtige Skizze (Braunschweig 1861) auch bei den bescheidensten Ansprüchen versagt, noch zu schreiben; freilich sind dazu Vorarbeiten nöthig, die von der Ausstellung nur geringeren Vortheil ziehen können, da sie auf weit zerstreute und versteckte Urkunden angewiesen sind, die ungesucht nicht zum Vorschein kommen.

Dies gilt vor Allem für eine der vier wichtigsten Epochen der braunschweigischen Theatergeschichte, nämlich für die Zeit der Wandertruppen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aus denen die moderne Bühne erwuchs. Während für das „Nationaltheater“ unter Klingemann's Leitung und die Hofbühne unseres Jahrhunderts die Quellen reichlich fließen, während selbst die Anfänge der deutschen Oper und des regelmäßigen Schauspiels unter Herzog Anton Ulrich und seinen Nachfolgern sich verhältnißmäßig klar übersehen lassen, ruht auf den verschlungenen Pfaden, welche die unstäten Schauspielergesellschaften auch nach Braunschweig führten, ein tiefes Dunkel. Daß die reiche Handelsstadt Braunschweig und der kunstsinnige Hof ihrer Fürsten die bedeutenderen Wandertruppen früh und oft angezogen hat, ist von vornherein anzunehmen, wenn auch die Concurrenz des fürstlichen Opernhauses, wie unten zu ersehen, zeitweise erdrückend war. Nachweisen läßt sich aber aus der Zeit der ältesten Wandertruppen im siebzehnten Jahrhundert nur je ein Besuch der Elenson'schen und Velten'schen Truppe im Jahre 1680, und zwar nicht in der Hauptstadt des Landes — das war Braunschweig schon vor 1753 in dieser Hinsicht —, sondern in der abgelegenen Residenz des „wunderlichen“ Herzogs Ferdinand Albrecht I., in Bevern (vgl. Paul Zimmermann, Ein Theater in Bevern, Braunschweigische Anzeigen 1894, No. 76—81). In den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts finden wir dann vereinzelte Spuren der Velten'schen und der Elenson-Haack-Hoffmann'schen Truppe, ferner der von Christian Spiegelberg, Johann Gottlieb Förster und Joseph Ferdinand Müller geführten Gesellschaften, endlich der Sachsen-Hildburghausenschen Hofkomödianten — aber all diese ephemeren Erscheinungen würden, selbst wenn ihre Geschichte klar vor uns läge, keinen wichtigen Einfluß auf die Theatergeschichte beanspruchen dürfen. Erst mit der Gestalt der Wiedererweckerin des deutschen Schauspiels, mit Karoline Neuber, beginnt das Dunkel sich zu lichten und zugleich die Bedeutung Braunschweigs für die Geschichte der deutschen Bühne auf's Neue hervorzutreten. Ihre Truppe ist mit dem Hofe des Herzogs Ludwig Rudolf auf's Engste verbunden und in den Jahren seiner Regierung (1730—1735) alljährlich ein bis zwei Mal für längere Zeit in Braunschweig, Wolfenbüttel, Salzdahlum und Blankenburg nachzuweisen. Die Darstellung ihrer Laufbahn in den braunschweigischen Landen und der bedeutenden moralischen wie materiellen Unterstützung, die sie vom Hofe genoß, verdient eine eingehendere Behandlung an anderer Stelle; hier wenden wir uns einer Erscheinung zu, die in mehr als einem Sinne ihre Nachfolgerin zu heißen verdient, der Truppe des Schauspieldirectors Johann Friedrich Schönemann.

Ueber ihn und seine Gesellschaft, der die größten Schauspieler aus der Frühzeit des modernen Theaters, ein Konrad Ekhof, Ackermann und Sophie Schröder angehörten, ist vor Kurzem als eilfter Band der verdienstlichen „Theatergeschichtlichen Forschungen“ (Hamburg und Leipzig, L. Voß 1895) eine umfassende und gründliche Arbeit von Otto Devrient's Sohne, Dr. Hans Devrient, erschienen, die ich dieser Skizze zu Grunde lege und durch ihm unbekannt gebliebenes Material aus den Bibliotheken zu Braunschweig und Wolfenbüttel zu erweitern suche. Zunächst aber mögen, um die Vorbedingungen der braunschweigischen Theaterverhältnisse erkennen zu lassen, einige flüchtige, allgemeine Bemerkungen über Ort und Zeit, die bei allen scenischen Veranstaltungen eine große Rolle spielen, gestattet sein.

Die Stadt Braunschweig besaß im Verlaufe des 18. Jahrhunderts neben einander drei Bühnen. Bei Weitem die vornehmste und von allen Truppen begehrteste war das große Opernhaus an der Südseite des Hagenmarktes, das, wenn auch in veränderter Gestalt, vielen älteren Landsleuten noch bekannt sein wird. Früher Rathhaus des Hagens nebst darangrenzendem Gewandhause war das Gebäude von Herzog Anton Ulrich, dem prachtliebenden Erbauer des Salzdahlumer Schlosses und der Wolfenbüttler Bibliothek, in den Jahren 1689—90 einem völligen Umbau unterzogen und in der Wintermesse 1690 eröffnet worden. Durch den genialen Baumeister Hermann Korb errichtet, von den berühmten Malern Tobias Querfurth und Joh. Oswald Harms ausgeschmückt, mit den neuesten Maschinerien versehen, war der neue „Kunst-Schauplatz" ein für seine Zeit bedeutendes Theater, welches die Bewunderung des gelehrten und vielgereisten Frankfurter Rathsherrn von Uffenbach erregte. In erster Linie war es zur Aufführung größerer Singspiele bestimmt, bei denen auch die Chöre der hohen Schulen zu Braunschweig und Wolfenbüttel gegen Honorar mitwirkten; im Laufe der Jahre wurde es aber auch zu anderen Zwecken freigegeben, und wir finden selbst die Neuber'sche Truppe auf diesen Brettern wieder. Unter den Herzögen August Wilhelm, Karl II. und Wilhelm den jedesmal gesteigerten Anforderungen entsprechend umgebaut, wurde es endlich im Jahre 1864 abgebrochen, nachdem inzwischen am 1. October 1861 das Neue Hoftheater mit der Ouverture zu Gluck's „Iphigenie" und Goethe's „Iphigenie auf Tauris" eröffnet worden war.

Neben dieser reich ausgestatteten Hofbühne bestand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein kleineres Privatunternehmen, die Bühne in dem Kaffeehause des Gastwirths Wegener auf der Breitenstraße. Durch die Kaffeetwete von dem jetzigen Großen Club getrennt, existirt das sogenannte „große Kaffeehaus" (Breitestraße No. 20, gegenüber dem Martino-Katharineum) jetzt nur noch in der Gestalt, welche es 1781 durch den Hofbaumeister Fleischer erhielt und dient nunmehr zu einer anderen Herzstärkung als zu den Zeiten der fahrenden Komödianten — als Lager der Weine von Schrader & Oberländer.

Eine dritte Bühne endlich, von der keine Spur mehr vorhanden, stand auf dem Burgplatz an der südlichen Seite des Vieweg'schen Terrains, neben einem im Jahre 1798 eingerissenen Thurme; dieses sogenannte „kleine Opernhaus" ließ Herzog Karl I. im Jahre 1749 für die pantomimischen Vorstellungen Nicolini's erbauen, später fanden daselbst die Aufführungen der französischen Operngesellschaften statt. Der Abbruch erfolgte im Jahre 1799.

Ueber die Bühnen in Salzdahlum, wo nach der „kurtzen Beschreibung" Tobias Querfurth's auch ein „von Hecken gepflantztes Theatrum" im Freien bestand, neben dem jetzt noch durch den sogenannten „Theaterberg" kenntlichen Gebäude, in Blankenburg und Wolfenbüttel, wo vermuthlich im Schlosse gespielt wurde, an letzterem Orte nicht ohne Störungen durch die Baufälligkeit des Hauses, bis Ottmer die jetzt noch bestehende Bühne in dem s. g. „Mohrensaale" erbaute, wird bei anderer Gelegenheit zu handeln sein.

Hier müssen wir vor Allem noch die Zeitfrage in's Auge fassen. Eine ungemein wichtige Rolle spielte wie in Leipzig und Frankfurt a. M., so auch in Braunschweig für das Theater die Messe. Von den großen Handelsmärkten haben nur wenige ihren Rang bis in unsere Tage behauptet; im 18. Jahrhundert hatten die Messen noch nicht durch die fortschreitende Vervollkommnung und Sicherheit der Verkehrsmittel ihre Bedeutung für weitere Kreise verloren. Da die Leipziger Neujahrs-, die Braunschweiger Lichtmesse, die Frankfurter und Leipziger Oster-, die Braunschweiger Laurentii-, die Leipziger Michaelis- und die Frankfurter Herbstmesse so auf einander folgten, daß die Käufer und Verkäufer sie nacheinander besuchen konnten, so waren sie auch für die Wandertruppen von größter Bedeutung. Der Zusammenfluß einer großen Zahl von Meßbesuchern aus aller Herren Ländern, die sonst eine Bühne entbehren mußten und nun nach der Last der Geschäfte ihre Vergnügungslust befriedigen wollten — wie das noch heutzutage, wenn auch in geringerem Maße, der Fall ist — schuf das dankbarste Publicum, das sich eine wandernde Schauspielergesellschaft wünschen konnte. So ist denn auch in dem Braunschweig des 18. Jahrhunderts, abgesehen von den ständigen vom Hofe unterhaltenen ausländischen Operngesellschaften, jede Wandertruppe von der Messe abhängig. Wir finden diese daher häufig zweimal im Jahre zu 2—4wöchentlichem Aufenthalte in der Stadt, denn die Wintermesse begann am Montage nach Purificationis Mariae (Lichtmeß) und dauerte 18 Tage, also meist den Februar hindurch: die Sommermesse währte von Montag nach Laurentii ebenfalls 18 Tage — ein Termin, welcher erst durch eine Ministerialverfügung vom 8. August 1883 auf 12 Tage beschränkt wurde — und fiel also in die Monate August und September. Dieser durch eine Verordnung vom 11. August 1683 festgesetzte officielle Anfang verschob sich aber im Laufe des 18. Jahrhunderts in Folge der Unsitte, daß die Kaufleute früher eintrafen und ihre Buden aufzustellen begannen; es wurde deshalb ein früherer Anfang zuerst auf 8, später sogar auf 14 Tage vor dem eigentlichen, officiellen Beginn der Messen festgesetzt. Neben den eigentlichen Schauspielertruppen finden wir auch andere fahrende Leute auf leider sehr spärlichen Zetteln vertreten: Seiltänzer, englische Drahtseilkünstler, Pantomimen und Schattenbilder, die ersten Anfänge eines Circus oder einer Menagerie; so wird noch um 1720 in der goldenen Sonne auf dem Kohlmarkt als ein erstaunliches Wunder ein Haifisch gezeigt, ein „erschröcklicher Fisch", wie es in der Ankündigung heißt, „nach der deutschen Sprache ein vielfreßiger Fraß oder Wallhund", der „gegen 500 ganz außerordentliche Zähne in seinem ungeheuren Rachen und zwei wunderbare männliche Membra" hat. So war das Milieu, in welchem die Wandertruppen sich bewegten; es vergeht mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe entgegen diesen naiven Anschauungen der Luftschiffer Blanchard durch die erste Ballonreise eine neue wunderbare Beherrschung der Natur ankündigt.

Unter solchen Bedingungen hatte Karoline Neuber in Braunschweig bis zur Wintermesse 1735 gespielt und bei ihrem letzten Aufenthalte sogar erwirkt, daß ihr das große Hofopernhaus nebst der Hofcapelle und Statistenpersonal zur Verfügung gestellt wurde — mehr als sie oder eine andere Wandertruppe dieser Zeit sonst je erreicht hat. Aber ihre Hoffnungen sollten bald vernichtet werden. Mit dem frühen Tode des Herzogs Ludwig Rudolf, am 1. März 1735, erlosch für die Neuber'sche Gesellschaft ihr Stern in dem braunschweigischen Lande; die Truppe ist seitdem nicht wieder in Braunschweig nachzuweisen. Zwar auf Ludwig Rudolf's Nachfolger, seinen Schwiegersohn Ferdinand Albrecht II., setzte die Neuberin noch große Hoffnungen und flehte ihn in einem bisher unbekannten Gedichte um Schutz und Gunst an; aber die Regierung des Stifters der jüngeren Linie des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel währte nur 6 Monate und der Sohn des wunderlichen Herzogs von Bevern starb am 13. September 1735, ohne sein Regierungsprogramm zur Ausführung gebracht oder auch nur enthüllt zu haben.

Ferdinand Albrecht's Sohn, der Herzog Karl I., wandte sich ganz von der Neuber'schen Truppe ab. Denn es ist ein Irrthum Adolf Glaser's (S 47), daß die „Königl. Pohln. und Chur-Fürstl. Sächsischen Teutschen Hof-Comödianten", welche in der Sommermesse des Jahres 1739 „auf den Braunschweigischen Theatro am Coffée-Hause" spielten, die Truppe von Karoline Neuber gewesen seien. Die Zeit möchte angehen, da die Truppe erst zur Michaelismesse 1739 nach Leipzig kommt (Reden-Esbeck S. 239); bedenklicher ist schon, daß sie ihre beiden anderen Privilegs, besonders das braunschweigische, welche sie in den Jahren 1735—41 immer führt, gerade hier in Braunschweig verschwiegen haben sollte; unmöglich aber erscheint Glaser's Annahme, wenn wir die Theaterzettel vom Mittwoch, dem 26. August, bis Dienstag, den 8. September 1739, prüfen, welche erst kürzlich in der Stadtbibliothek zu Braunschweig aufgefunden sind. Darnach gaben die kursächsischen Hofkomödianten folgende Vorstellungen: Am 26. August „Pantaleone e Anselmo ingannati dall furberie di Scapin, Die durch Scapin, als einen listigen Heyraths-Stiffter, Betrogene Alte", am 31. August „Das verliebte Alter, Oder: Der sehenswürdige Schauplatz extraordinairer Lustbarkeiten des Arlequins, mit Scapin, einem Betrüger aller Betrüger", am 2. September „Der bürgerliche Edelmann" (nach Molière) mit fünf Ballets, am 3. September „Arlequin Der lustige Testator, Brutale Edelmann aus der Normandie, und lächerliche Wittwe von Maine", am 4. September „Le Distrait, Der Zerstreute" (nach Regnard), am 7. September — diesen Zettel citirt Glaser — „Der Großmüthige Römische Bürgermeister Marcus Fabricius", dazu als recht lustige Nach-Comoedie „George Dandin, Oder: Der gutwillige Ehe-Mann" (nach Molière) und endlich am 8. September „Die Unmöglichkeit ein verliebtes Frauenzimmer zu hüten. Oder: Der betrogene Pantalon"; den Beschluß machte bei jeder Vorstellung „Eine lustige Nach-Comoedie". Das ist nicht das Repertoire der Neuberin, die erst vor zwei Jahren den Harlekin feierlich von der Bühne verbannt hatte; wir werden vielmehr in dieser Truppe die ihres Todfeindes, des oben erwähnten Joseph Ferdinand Müller, zu suchen haben, der ebenfalls seit 1733 ein kursächsisches Privileg besaß und noch im Sommer 1743 in Braunschweig spielte.

Von demselben niedrigen Stande der Schauspielkunst wie die Harlekinaden Müller's zeugt das Auftreten der Waldeck'schen Hofkomödianten unter Johann Ferdinand Beck zur Zeit Karl's I. Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt von ihm einen undatirten Zettel, der aber bald nach des Herzogs Regierungsantritt (3. Sept. 1735) fallen muß, worin „zu Dessen Hohen Wohlseyn gratuliren, in einen Prologo oder geringen Götter-Gedichte, Genannt: Das wahre Bild der Tugend, Oder: Der vereinigte Götter-Streit, und gestürtzte blasse Neid, Nebst Einer galanten und sehenswürdigen Haupt- und Staats-Action, Genannt: die auf den königlichen Thron erhobene Treu und Beständigkeit der Tugend. Mit Hans-Wurst, Einen lustigen Hofmeister bey Hofe, Die allhier anwesende Hoch-Fürstlich Waldeckische privilegierte Hof-Comödianten. Johann Ferdinand Beck, Principal". (4 Bl. Folio.) Wir brauchen auf dieses Erzeugniß der theatralischen Muse nicht einzugehen, denn Beck ist als einer der rohesten Hanswurst-Darsteller bekannt. Schon im Jahre 1703 hatte er sich in seiner doppelten Eigenschaft als „Zahnbrecher" und Hanswurst durch einen Kupferstich verherrlichen lassen mit der Unterschrift:

> Ein Künstler, der bin ich, wer dies nicht glauben will,
> Setz' sich auf einen Stuhl und halte mir nur still,
> Ich nehm' die Zähne aus, suptile und behände,
> So hat der Schmertz, die Qual auf einmal gleich ein Ende.
> Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
> Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen.
> u. s. w.

Was muß Karoline Neuber empfunden haben, wenn sie sah, daß an der Stätte ihrer Triumphe, in Braunschweig wie in Frankfurt a. M., die „mörderlichen und doch ergötzlichen" Haupt- und Staatsaktionen eines solchen „Künstlers" Beifall fanden!

Einen besseren Geschmack bewies Herzog Karl, indem er seit der Mitte der vierziger Jahre eine andere Concurrenz der Neuberin protegirte, die Truppe Johann Friedrich Schönemann's, der die gescheiterten Bestrebungen der unglücklichen Frau weiterführte. Schönemann — am 21. October 1704 zu Crossen an der Oder geboren — war in Braunschweig kein Fremdling; er war dort schon in den zwanziger Jahren (seit 1725) bei der Truppe Johann Gottlieb Förster's, der früher zu der Spiegelberg'schen gehörte und ihr hannöversches Privileg weiter führte, aufgetreten, dann als Mitglied der Neuber'schen Gesellschaft (seit 1730) öfters dorthin gekommen und hatte nun im Jahre 1740, als Karoline Neuber nach Rußland strebte, in Lüneburg eine eigene Truppe errichtet, der Ekhof, Ackermann und Sophie Schröder angehörten. Nachdem er sich Leipzig und Hamburg, die beiden bedeutendsten Theaterstädte

Norddeutschlands, erobert hatte, in Mecklenburg und im Preußischen umhergezogen war, machte er im Jahre 1745 von Halle aus den Versuch, auch in Braunschweig, wo eben das Collegium Carolinum eröffnet werden sollte, festen Fuß zu fassen. Am 9. Juni lief von ihm bei der Fürstl. Geh. Canzlei ein Gesuch ein „in künftiger Laurentii Messe in Br. Comoedien aufführen zu dürfen", welches schon am folgenden Tage dahin beantwortet wurde: „Dem Comoedianten Joh. Frieder. Schoenemann solle verstattet seyn auf instehenden Laurentii Messe und zwar in der Woche vor der Messe, auch in der zweyten Meß-Woche, wenn die Oper zu Ende, zu agiren, jedoch alle unanständige und ärgerliche actiones auf seinem Theatro zu verhüten". Am Montage, den 8. August 1745, traf Schönemann in Braunschweig ein und gab bis Dienstag, den 13. September, 21 Vorstellungen, wie uns Ekhof in seinen eigenhändigen Aufzeichnungen über die Wanderungen der Truppe (Meyer, Friedrich Ludwig Schröder II, 2, 37—39) meldet. Wie aus derselben Quelle hervorgeht, ist Schönemann im Verlaufe der nächsten Jahre bis 1750 noch achtmal in Braunschweig zu längerem Aufenthalte eingetroffen, jedesmal zur Meßzeit; er gab vom 7. August bis 15. October 1746 41 Vorstellungen, vom 27. Januar bis 22. März 1747 der Fasten wegen nur 24, vom 1. August bis 3. September desselben Jahres 22, vom 29. Januar bis 20. Februar 1748 18 und vom 4. August bis 11. September 25, vom 27. Januar bis 10. April 1749 fünfwöchentlicher Fasten wegen nur 25, vom 8. August bis 17 September 1749 21 und vom 2. Februar bis 26. März 1750 endlich nur 5 Vorstellungen. Auch Schönemann spielte auf der kleinen Bühne im Kaffeehause; vergebens petitionirte er am 5. September 1746 um die Erlaubniß, „seine Schau-Spiele in Zukunft in dem hiesigen Opera Hause aufführen zu dürfen". Doch hatte er sonst sich nicht über Abneigung von Seiten des Hofes zu beklagen, wenn er auch gegen die allmächtig gewordene Oper nicht ankämpfen konnte. Sein Gesuch vom 21. August 1746 bei der Fürstl. Geh. Canzlei in Wolfenbüttel „um Verleihung eines privilegii, daß er entweder auf beständig, oder auf gewisse Jahre in hiesigen Messen seine Schauspiele aufführen dürfe", muß genehmigt worden sein, denn er erscheint in den folgenden Jahren, wie wir gesehen haben, regelmäßig zu den Messen und nennt sich seit dieser Zeit auf seinen Zetteln officiell: „Von Ihro Königl. Majestät in Preußen und von Ihro Hochfürstl. Durchlaucht zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w. privilegirt". Nebenbei wurde ihm am 4. April 1749 gestattet, eine Bücher-Lotterie zu veranstalten, da Schönemann, wie es scheint, zugleich einen Handel mit Theaterschriften trieb, für die ihm schon am 9./14. November 1747 43 Thaler und 4 Gutegroschen aus der Fürstlichen Schatulle angewiesen waren; und durch ein Fürstliches Rescript vom 11. August 1749 erreichte er es, daß er in der zweiten Meßwoche „auch an denen Opera-Tagen" seine Schaubühne öffnen durfte. Man kann also nicht behaupten, daß Schönemann in Braunschweig einen schweren Stand gehabt habe; sein Biograph zeigt sich überhaupt gerade in den braunschweigischen Theaterverhältnissen weniger gut unterrichtet. Er führt, wie weiland Brachvogel, Luther's Schrift „wider Hans Worst" als einen Wendepunkt der deutschen Theatergeschichte an, die doch mit dem Theater gar nichts zu thun hat, er ignorirt das langjährige intime Verhältniß der Neuberin zum braunschweigischen Hofe und hat allerlei Material zur Geschichte seines Helden in Braunschweig — freilich ohne seine Schuld — übersehen. Außer dem einen von Glaser übernommenen Zettel einer Aufführung des Voltaire'schen Oedipus vom 9. September 1745 besitzt die Stadtbibliothek in Braunschweig einen zweiten vom Dienstag, dem 30. August 1746, wonach „auf dem Comödientheater am Caffehause allhier Ein aus dem Dänischen des Herrn Professor Hollbergs übersetztes Lustspiel von dreyen Handlungen, Die Masquerade" (bisher erst in einer Aufführung vom 12. Juni 1747 nachgewiesen) und zum Beschluß „ein lustiges Nachspiel: Der faule Bauer" (ein beliebtes Schäferspiel von Uhlich) vorgestellt wurden. Im Uebrigen stimmt dieser Zettel zu dem bereits bekannten; der Anfang war um ½6 Uhr, ein Platz auf dem Mittelgange kostete 6 Gutegroschen, im Parterre 4 Gutegroschen, die Logen hatten besondere Preise, die Billets konnten bis Nachmittags 4 Uhr beim Sattler Stövesand auf dem Neuen Wege abgeholt werden. Schönemann versuchte aber, wie alle Wanderprincipale, sich durch Huldigungsgedichte, Gratulationen und Vorspiele beim Hofe beliebt zu machen. Außer dem Gedichte auf das Geburtsfest des Herzogs Karl am 1. August 1746, welches Devrient nach einem Exemplare des Landeshauptarchivs abdruckt, besitzt die Wolfenbüttler Bibliothek noch fünf solcher Carmina, nämlich auf den Geburtstag der Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich's des Großen, am 18. März 1747 und 1749 und auf den Geburtstag des Herzogs am 1. August 1747, 1748 und 1749, sämmtlich, bis auf das vorletzte, welches noch während des Aufenthalts der Schönemann'schen Truppe in Halle gedruckt wurde, in Braunschweig „bey Arnold Jacob Keitels hinterlassener Witwe und Erben" in Folio erschienen. Auf eine Wiedergabe dieser Huldigungsgedichte können wir hier verzichten, da sie Devrient's Urtheil nur bestätigen, der ihnen „unglaubliche Zopfigkeit, Albernheit und Schwulst" vorwirft und „inhaltlich nur eine elende, kriechende Lobhudelei" läßt.

Ferner hat Devrient ein Buch, das er öfters citirt, nicht ausgenutzt, aus dem sich auch für den Braunschweiger Aufenthalt Schönemann's Manches gewinnen läßt. In Berlin war 1742 zu seiner Truppe ein neues Mitglied getreten, das eine eigenartige Erscheinung in der Entwicklung der deutschen Bühne bildet, der Studiosus Johann Christian Krüger, ein kränklicher, häßlicher junger Mensch, der Armuth halber seine Studien hatte abbrechen müssen und nun mit seiner Liebe zur Kunst sich aufs Theater flüchtete. Während er als Schauspieler nie etwas Hervorragendes leistete, war er seinem Prinzipale als Theaterdichter von großem Vortheil; vor Allem aber befestigte er den noch immer losen Zusammenhang der Bühne mit der Litteratur durch seine schriftstellerische Thätigkeit. Wie der Herausgeber seiner

„Poetischen und Theatralischen Schriften“ (Leipzig 1763), der für die Theatergeschichte gleichfalls wichtige Johann Friedrich Löwen, berichtet, suchte er schon bei dem Leipziger Aufenthalt der Schönemann'schen Truppe „den Umgang der dortigen guten Genies zu gewinnen“ und gewann dort die Freundschaft eines Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel und Giseke, die neben seiner Neigung und seinen Talenten zu den schönen Wissenschaften vor Allem seine edle Denkungsart und sein rechtschaffenes Herz schätzen lernten. „In Braunschweig“, heißt es weiter, „fand er an den Herren Professoren Gärtner, Ebert und Zachariä ähnliche Freunde. Er nahm ihre freundschaftlichen Belehrungen mit Danke an, und bekam von ihnen die Erlaubniß, einige von seinen Gedichten in die Sammlung vermischter Schriften einrücken zu lassen. Wie vortrefflich hätte unser junger Dichter nicht werden können, da er so viele kritische Freunde hatte“. Der arme 28jährig an der Schwindsucht gestorbene Dichter hat auch für Braunschweig mehrere Vorspiele geschrieben, die von Devrient, wie schon erwähnt, unbeachtet gelassen sind, aber unsere dürftige Kenntniß von Schönemann's braunschweigischem Repertoire in etwas ergänzen. So wurde zum Geburtstage des Herzogs Karl am 1. August 1747 Krüger's Vorspiel „Cyrus“ gegeben (gedruckt in seinen Schriften S. 157—168), und sein fünfactiges Lustspiel „Die Candidaten, oder die Mittel zu einem Amte zu gelangen“ am 8. Februar 1748 zum ersten Male in Braunschweig aufgeführt (Schriften S. 291—414).

Auf ein weiteres Vorspiel, das ich demselben Theaterdichter zuschreiben zu dürfen glaube, betitelt „Der Sieg der Schauspiel Kunst“, Braunschweig 1747, kann ich des Raumes wegen hier nicht näher eingehen. Auch dieses endet mit einer Verherrlichung des Herzogs Karl als Gönners und Beschützers der deutschen Schauspielkunst; sein Hauptwerth besteht aber darin, daß es ein [P]endant zu dem berühmten und leider verlorenen Harlekin-Verbannungsspiel der Neuberin und zugleich eine Anerkennung für die Bestrebungen der unglücklichen Frau vorstellt, welche dem gerechten und tactvollen Benehmen ihres — wie es damals den Anschein hatte — glücklicheren Nachfolgers unsere Anerkennung abnöthigt.

Aber auch Schönemann's Tage in Braunschweig waren gezählt: der Vorkämpfer für eine gereinigte deutsche Bühne, der noch am 13. August und 1. September 1749 in den aus Braunschweig datirten Vorreden zum dritten und vierten Bande seiner gesammelten „Schauspiele“ warme und herzhafte Vertheidigungsworte für seine Kunst und seinen Stand gesprochen hatte, mußte der welschen Art eines Nicolini weichen. Schon im Jahre 1747 war in Breslau diese Truppe mit ihm in Concurrenz getreten, hatte aber das Feld räumen müssen — hier in Braunschweig sollte sie leider mehr Glück haben! Aus dem Dunkel, das über der Person und dem Wirken dieses zumal für die braunschweigische Theatergeschichte ungemein wichtigen Impresario noch immer liegt, treten nur die letzten Jahre vor seiner ständigen Niederlassung in Braunschweig klarer hervor. Zuerst finden wir ihn im Jahre 1745 bei der Kaiserkrönung Franz I. in Frankfurt am Main, dann in Wien; nach dem vergeblichen Versuche, in Breslau zu spielen, wandte er sich 1747 nach Prag, das er im März 1748 wieder verließ; zur Ostermesse 1748 tauchte er in Leipzig auf, wo der junge Lessing gegenüber den Vorstellungen seiner „abgerichteten kleinen Affen“ auf die antike Pantomime verwies; dann spielte er mit großem Erfolg vom 3. November 1748 bis 5. Juni 1749 in Hamburg, leitete in Dresden vom 3. Juli bis in den August die italienische Komödie und muß unmittelbar darauf, noch im August 1749, in Braunschweig aufgetreten sein, wo er ebenfalls großen Beifall fand. Denn schon am 2. September 1749 schreibt Zachariä an Gleim (P. Zimmermann, Zachariä in Braunschweig, Wolfenbüttel 1896, S. 22): „Die Pantomimen spielen nicht eher wieder als auf den Sonnabend, aber das ist auch eine rechte Pantomime vor uns Poeten, denken Sie einmahl, Doktor Faust! Was wird es da wieder vor schöne scheckigte Teufel geben, die wir alle in Verse bringen wollen“ — und Nicolini's schöne und begabte Tochter Anna, die, wie Lessing sagte, ihren Mund in den Augen hatte, begeisterte schon damals den jungen Hofmeister am Collegium Carolinum zu einer Ode „Die Pantomimen“, in der er ihre Siege feierte.

Als Schönemann zur Wintermesse 1750 nach Braunschweig zurückkehrte, hatte der schlaue Italiener in der kurzen, kaum halbjährigen Zeit seines Aufenthaltes es verstanden, einen unerhörten und geradezu unheimlichen Einfluß auf den Herzog Karl zu gewinnen. Von der maßlos ausgebeuteten Freigebigkeit des Regenten erreichte er noch im Jahre 1749, wie wir gesehen haben, den Bau eines neuen Pantomimentheaters auf dem Burgplatz und nicht lange danach wurde er zum „directeur des spectacles“, d. h. zum Oberaufseher aller theatralischen Vorstellungen auf den Messen ernannt. Wenn auch die Angabe von Vehse (Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig, Hamburg 1853, B. V, S. 229), daß sein Theater einen jährlichen Zuschuß von 70000 Thalern erhalten und Nicolini selbst 30000 Thaler Jahresgehalt bezogen habe, auf Uebertreibung beruht, so steht doch fest, daß für die Zwecke seiner Bühne unerhörte Summen geopfert wurden, die zu der finanziellen Katastrophe des Landes wesentlich beitrugen. Dem Einflusse Nicolini's ist es ohne Zweifel auch zuzuschreiben, daß Schönemann, der bis zur Sommermesse 1749 im Verlauf seiner Gastspiele zwischen 18 und 41 Vorstellungen gegeben hatte, in der Wintermesse dieses Jahres 1750 während eines achtwöchentlichen Aufenthaltes nur auf 5 Vorstellungen kam; das kann nicht, wie Ekhof angiebt, allein der Fasten wegen geschehen sein, die ja früher gleichfalls in die Zeit seiner Wintersaison fielen, sondern ist — wie auch die „Chronologie des deutschen Theaters“ berichtet — auf Intriguen Nicolini's zurückzuführen, der diese Beschränkung des Schönemann'schen Privilegs herbeizuführen gewußt hatte. Kein Wunder, daß Schönemann sich einer solchen Bevormundung nicht fügen mochte und Braunschweig den Rücken kehrte. Zwar geschah im Jahre 1752 das Wunderbare, daß Nicolini selbst die Schönemann'sche Truppe noch einmal von Hamburg zur Laurentiimesse nach Braunschweig berief, wo sie vier Wochen verweilte und von wo Schönemann

am 2. September die Vorrede zum sechsten Bande seiner Schauspiele datirte; aber dies blieb auch für lange Zeit das letzte Auftreten einer deutschen Gesellschaft in Braunschweig. Durch die Uebersiedelung des Hofes von Wolfenbüttel nach der neuen Hauptstadt im Jahre 1753 gewann Nicolini nur noch festeren Halt, in demselben Jahre warb er eine italienische Operngesellschaft zu ständigem Aufenthalt in Braunschweig an und führte dadurch eine neue glänzende Periode der braunschweigischen Oper herbei. Dabei erfreute sich die französische Comödie großer Beliebtheit, und nur ganz vereinzelt scheint Nicolini auch später deutsche Schauspieler berufen zu haben; so berichtet die berühmte, auch von Goethe in Leipzig besungene Karoline Schulze in ihren Denkwürdigkeiten (Historisches Taschenbuch 1873 S. 380), daß sie in den Jahren 1754—56 mit ihrem Vater und ihren Geschwistern bei Nicolini ein Unterkommen gefunden habe. Für eine selbständige deutsche Truppe aber war in Braunschweig Jahre lang kein Raum.

Doch auch hier fand ein Ausgleich des Geschickes statt. Schönemann zwar, der inzwischen in Schwerin eine neue Stätte gefunden hatte und dort die Glanzzeit seiner Bühne sah, erlebte als Theaterdirector diesen Wechsel nicht mehr; seine Truppe löste sich am 2. December 1757 in Hamburg auf, er selbst trat als herzoglicher Rüstmeister in Schwerin'sche Dienste und endete erst am 16. März 1782 im Elend — ein Jahr nach Lessing! Aber eine der Truppen, die sich aus früheren Mitgliedern der Schönemann'schen Bühne bildeten, sollte gewissermaßen die Unbilden, die er in Braunschweig durch die welsche Kunst Nicolini's erlitten hatte, rächen. Als die Donner des siebenjährigen Krieges, der auch um Braunschweig getobt hatte, verhallten, war auch hier die Zeit gekommen, daß man wieder nach gesunder deutscher Kost verlangte. Der hohlen und blendenden Pracht italienischer Opern und Ballets, der leichten und seichten französischen Lustspielwaare scheint nicht nur das braunschweigische Publikum, sondern auch der Hof überdrüssig geworden zu sein; zum wenigsten brauchte man Abwechselung und so verfiel Nicolini darauf, wieder einmal eine deutsche Truppe und zwar die Ackermann'sche nach Braunschweig zu berufen, die sich durch die ersten Aufführungen von Lessing's Sara Sampson (am 10. Juli 1755), von Wieland's „Johanna Gray“ am 20. Juli 1758) und durch die Pflege des bürgerlichen Trauerspiels überhaupt einen Platz neben Schönemann und Koch erobert hatte und damals aus der Schweiz und vom Rhein nach Norddeutschland zurückstrebte. So zog, elf Jahre nach Schönemann's letztem Auftreten, wieder eine leistungsfähige deutsche Truppe in Braunschweig ein und fand großen Beifall. Es ist ein weiterer Irrthum Glaser's (S. 56), daß die Aussichten und Bedingungen, welche Nicolini bei seinem Engagement stellte, so gering gewesen seien, daß viele Mitglieder die Gesellschaft deswegen verlassen hätten; der Verlust einiger Kräfte, der übrigens für Ackermann zum Segen wurde, erfolgte schon vorher in Mainz und Kassel schlechter Geschäfte wegen. Nicolini zahlte vielmehr außer einem Reisegelde von 40 Louisdors eine Wochengage von 35 Louisdors, und der Truppe Ackermann's, der u. a. Schröder angehörte, gefiel es während ihres dreimonatlichen Aufenthaltes vom 18. Juli bis 14. October 1763 so gut in Braunschweig, daß sie zur Sommermesse 1764 gern dorthin zurückkehrte. Daß sie seitdem regelmäßig alle Jahr wiedergekommen sei, wie Lier in der Allg. deutschen Biographie 23, 934 behauptet, ist jedoch unrichtig; denn sie faßte ein Jahr darauf in Hamburg festen Fuß und ging 1767 in das neugegründete Nationaltheater über, dem Lessing als Dramaturg angehörte — und erst als dieses am 3. März 1769 sich aufgelöst und Ackermann wiederum die Direction übernommen hatte, kehrte am 15. März 1769 die Truppe nach Braunschweig zurück, löste dort die Truppe des jüngeren Franz Schuch ab und spielte mit kurzen Unterbrechungen bis zum 17. September 1770. Dann folgte Döbbelin, der im März 1773 für seine Gesellschaft den Titel als „Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Hof-Schauspieler“ erlangte und damit das alte Privileg der Neuberin und Schönemann's wieder aufnahm.

Während so die deutsche Schauspielkunst in Braunschweig wieder zu Ehren gelangte, war Nicolini's Stern im Erlöschen. Gegen Ende des Jahres 1771 konnte er sich in Braunschweig nicht mehr halten, und es war ein letzter Gnadenact des Herzogs Karl, daß er dem ehemaligen Günstling freien Abzug vergönnte und ihm den nöthigsten Theil der für seine Pantomimen erforderlichen Decorationen überließ. Während Nicolini nach Hamburg übersiedelte, um sich dort auf kurze Zeit mit Ackermann's Nachfolger, dem jungen Schröder, zu verbinden und dann ruhmlos — in einem Kloster unweit Goslar, wie die Sage geht — zu enden, zog der Verfasser der Sara Sampson und Minna von Barnhelm in Wolfenbüttel als Bibliothekar ein und seine Emilia Galotti erlebte am 13. März 1772 die erste Aufführung in Braunschweig. So war Schönemann und mit ihm die deutsche Kunst gerächt.

Volkslieder des Braunschweigischen Landes.

Von Oberlehrer G. Hassebrauk.

(Fortsetzung.)

24.

Sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond;
Einer scheint auf's schwarzbraun' Mädchen :,:
Einer scheint auf kühlen Grund.

Kauf' ich ein Bändlein für meinen Degen,
Und ein Sträußlein für meinen Hut,
Und ein Tüchlein auf meine Taschen,
Meine Aeugelein wohl abzuwaschen,
Weil ich von dir scheiden muß.

Geb' ich meinem Pferd die Sporen,
Reit' ich zu dem Thor hinaus;
Geb' ich acht auf's schwarzbraun' Mädchen, :,:
Weil ich von ihr scheiden muß.

Schlewecke.

25.

Morgen müssen wir marschiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O du wunderschönes Mädchen :,:
Unsre Lieb' und die ist aus!

Geh' ich nun auf fremder Straßen,
Schönster Schatz, vergiß nicht mein!
Wenn du trinkst ein Gläschen Weine,
Zur Gesundheit mein' und deine,
Schönster Schatz, vergiß mein nicht!

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen,
Thu' vor Freuden einen Schuß,
Meinem Mägdlein wohl zu Gefallen,
Weil sie mich geliebet hat,
All mein'n Feinden zum Verdruß.

Schlewecke und Harz [1]).

26.

Ach Vater, liebster Vater,
Ich habe Lust in die Welt!
Wär' ich als ein Knabe geboren,
Frei, lustig marschirt ich in's Feld!

Im Felde, da ist es gut wohnen,
Im Felde, da ist es gut sein,
Da hört man die Trommeln und Pfeifen,
Für's Vaterland bin ich bereit!

Ach, Mädchen, du liebes Mädchen,
Ach, wärest du doch mein!
Schöne Kleider solltest du tragen,
Und wär'n sie von Seide und von Gold!

Nordharz [2]).

27.

Lieben sind gar schöne Sachen,
Wenn man keine Falschheit spürt;
Freundlich thut mein Herze lachen,
Wenn mein Auge ihn nur sieht.

Haben wir beisamm' gesessen
Manche liebe halbe Nacht,
Hab'n den süßen Schlaf vergessen,
In der Liebe zugebracht.

Meine Lippen sind die Feder,
Deine Wangen das Papier,
Meine Thränen sind die Tinte,
Wenn ich schreib', mein Schatz, zu dir.

Saßen einst zwei Turteltauben
Drüben auf ein'm grünen Ast;
Wenn sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.

Laub und Gras, das muß verwelken,
Aber uns're Liebe nicht;
Uns're Liebe, die soll brennen,
Wie das heiße Sonnenlicht.

1) Vgl. die Einleitung.
2) Vgl. Einleitung.

Blaset nun, ihr Musikanten,
Mir den letzten Abschiedsgruß,
Meiner Liebsten zu gefallen,
Weil ich von ihr scheiden muß.

Verbreitet [3]).

28.

Es ritten drei Reiter aus Braunschweig aus, ade!
Feinsliebchen, das schaute zum Fenster heraus, ade!
Feinsliebchen, so laß doch das Gucken sein,
Ich kann ja heut' Abend nicht bei dir sein,
Ade, ade, ade,
Ja Scheiden und Meiden thut weh!

Ich reite hinaus in die weite Welt,
Und lieb' eine andere, die mir gefällt.
Wir reiten durch Preußen, wir reiten durch Polen,
Da will ich ein anderes Schätzchen mir holen.

Und komm' ich dann wieder, bin alt und bin grau,
Dann bist du schon längst eines Andern seine Frau.
Nun bin ich in der Ferne und gräme mich sehr —
Wer bringt mir mein Feinsliebchen, mein Feinsliebchen wieder her?

Braunschweig [4]).

29.

Ich liebe dich, so lang' ich leben werde,
So lang' ein Herz in meinem Busen schlägt;
So lang' noch Gott regiert auf dieser Erden,
Bis seine Stimme einst die Todten weckt.

Und liebst du mich, so lasse ich mein Leben
Auch in der größten Fährlichkeit für dich;
Denn was du kannst, kann doch kein Mensch mir geben,
Nur deine Liebe wünsch' ich inniglich.

Der letzte Kuß von deinem Rosenmunde,
Der letzte Druck von deiner zarten Hand,
Erinnert mich an jene frohe Stunde,
Wo mein Aug' dich einst durch Zufall fand.

O Mädchen, höre nie mich auf zu lieben,
Denn Rosen pflückt man ohne Dornen nicht;
Fängt oft sich auch der Himmel an zu trüben,
So folgt doch immer wieder Sonnenlicht.

O Heißgeliebte, hast du kein Erbarmen,
Für den, der dich so unaussprechlich liebt?
Zu ruhen einst in deinen zarten Armen,
Mein ganzes Leben weihte ich nur dir.

So leb' denn glücklich an des Andern Seite,
Der deiner Schönheit edle Tugend giebt;
Doch find'st du in der ganzen Schöpfungsweite
Kein Herz, das dich so wie das meine liebt!

Benzingerode.

(Schluß folgt.)

3) Auch in Thüringen und Sachsen.
4) Vgl. Mittler, Nr. 879 stimmt in den ersten beiden Strophen mit unserm Liede überein, hat aber eine andere Melodie. Die verschiedenen ältern Volkslieder mit dem Anfange „Ich ritt einmal aus Braunschweig aus" (oder ähnlich) scheinen verklungen zu sein.

Bücherschau.

Wilhelm Pillmann, Himmelwärts. Lieder und Gedichte. Braunschweig, Renneyer 1897. XVI und 163 S. kl. 8⁰. 3 M.

Himmelwärts lautet der Titel des vorliegenden Gedichtbandes, und thatsächlich hätte kein anderes Wort so treffend den Geist bezeichnen können, der durch das ganze Büchlein weht. Himmelwärts geht das Trachten des Verfassers, und er hat auch wirklich den Weg zum Himmel gefunden. Aber er beschreitet ihn auch immer wieder von Neuem und von anderen Punkten aus und möchte uns dabei als Führer dienen. Er gehört zu den tief angelegten Naturen, die alles sub specie aeternitatis schauen, denen alles ein Hinweis auf das Himmelwärts ist, die aus allem Anlaß zur Erhebung über das Irdische gewinnen, ohne doch die echte Lebensfreude, den wahren Genuß des Diesseits einzubüßen. Gott erfüllt seine Seele vor allem und daneben eine warme Liebe zur Natur, zur Heimath, zum Vaterlande. Das tritt überall wohlthuend zu Tage, mag er vom Frühling oder vom Herbste singen oder die hohen Feste des Kirchenjahres mit Betrachtungen begleiten oder den Gehalt eines Bibelwortes ausschöpfen. Der Verfasser hat reiche Gedanken und ein wirklich dichterisches Empfinden, und so sind ihm eine Anzahl sehr hübscher Gedichte gelungen. Einige sind bloße Stimmungsbilder wie der Feierabend und „Nun wird es Frühling bald". In anderen ist ihm die Natur ein Bild des Lebens; der Blüthenpracht, die nach dem Frühlingsregen emporsprießt, vergleicht er die Hoffnung, die am schönsten nach einem Thränenregen grünt, und wenn im Leben auf frohe Zeit auch Unglück folgt, so mahnt ihn der Staar, der trotz des Aprilschnees weiter singt, daß es ja doch dem Frühling entgegengeht — hier oder dort. Unter den Gedichten, welche die Liebe zum Gegenstande haben, möchte ich „Blauveilchen" und das sehr fein empfundene „Herbstveilchen" und das niedliche, neckische „Geheimniß" hervorheben. Ergreifend ist die Erinnerung an die todte Mutter, und „Nur fest das Herz" ist ein Mahnwort voll prächtig mannhafter Gesinnung. Allein man kann das Buch nicht mit ungetheiltem Herzen loben. Geibel sagt: „Die schöne Form macht kein Gedicht, Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht; Es kommt darauf an, daß Leib und Seele Zur guten Stunde sich vermähle". Und leider muß man sagen, daß hier der Gedanke keine ebenbürtige Genossin gefunden hat. Denn recht häufig wird der gute Eindruck, den der Inhalt macht, durch die Form beeinträchtigt Nur selten findet man ein Gedicht, in dem man nicht durch irgend einen Mangel der dichterischen Form empfindlich gestört wird, sei es ein unreiner Reim wie erwählend: Elend, oder zerdehnte Formen wie träg e t und gieb e t, oder gezwungene Betonungen, oder Wortstellungen, welche gegen den Sprachgebrauch verstoßen. Manche Gedichte hätten sich gewiß in markiger Prosa besser gemacht. Aber etwa ein Dutzend dieser Lieder sind wirklich gut und wohlgelungen (die besten scheinen mir zu sein: 10, 14, 16, 22, 23, 28, 30, 87, 133, 136, 137, 158), und von den übrigen wird manches für Diesen oder Jenen, der dem Herrn Verfasser nahe steht, den Reiz persönlicher Beziehung tragen, der einer rein objectiven Kritik verloren geht.

H. M. Schultz.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 7. Abt Zallentien †; zur Melanchthonfeier. — 8. Zur Reform d. Besoldung d. Geistlichen d. Landeskirche. — 9. Leben d. Missionare in Usambara. — 12. Kirchl. Unterweisung d. konfirm. Jugend — 15. Braunschw. Generalsuperintendenturen. — 16. Unsere Kirchen u. gruppirter Bau d. Kirchen. — 18. Aus d. kirchl. Leben. — 19—20. Die 7. ordentl. Landessynode.

Neues Braunschw. Schulblatt. No. 5. u 6 G. Fischer, das blinde Kind im Elternhause u. in d. heimatl. Volksschule. — 7 u 8. Ad. Fricke, das Züchtigungsrecht der Lehrer d Volksschule. — 9. In welcher Richtung u. in welchem Umfange wird die Jugenderziehung durch gewerbliche u. landwirtschaftl. Kinderarbeit geschädigt?

Berichtigung.

Der am 17. Februar 1841 verstorbene Pastor Haars zu Mascherode, welcher durch seine zuerst im Jahre 1818 bei Fr. Krampe in Braunschweig gedruckten, kürzlich von Ludwig Hänselmann neu herausgegebenen Erinnerungen aus dem Russischen Feldzuge vom Jahre 1812 in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, ist nicht, wie in der Bücherschau des Braunschweigischen Magazins № 9 vom 25. April 1897 angegeben wurde und wie die Notiz in dem Hänselmann'schen Vorwort zu dem Büchlein „geboren am 30. Mai 1790 als ältester Sohn des Predigers zu Watzum bei Schöppenstedt" doch wohl verstanden werden mußte, zu Watzum, sondern zu Schöppenstedt geboren. Das Schöppenstedter Kirchenbuch berichtet darüber Folgendes: „Am 30. Mai 1790 Mittags zwischen 12 und 1 Uhr wurde Herrn Rector Johann Gottlieb Ernst Friedrich Haars und Frau Christiane Friederike Juliane, geb. Weferlingen, Sohn geboren, den 4. Juni getauft und mit den Namen Ernst Gottlieb Christian benannt".

Demnach sind auch die in dem Vorworte der genannten Schrift angeführten Vornamen Johann Gottlieb unrichtig. Der Vater des Ernst Gottlieb Christian Haars war vom 29. April 1778 bis 18. Januar 1794 Rector und Hülfsprediger in Schöppenstedt, ging 1794 als Pastor nach Berel, wurde 1805 Pastor in Watzum und starb daselbst am 6. Juli 1816, vierundsechzig Jahre alt. Einen ausführlichen Nekrolog des Pastors Haars-Mascherode hat bald nach dessen Tode sein jüngerer Bruder Heinrich August Wilhelm Haars, damals Pastor zu Volkmarode († 1857 als Pastor zu Hondelage), in den vom Pastor Wirk-Abbenrode in Verbindung mit Dr. Venturini, Pastor Witting und Pastor Hessenmüller herausgegebenen, bei Fleckeisen in Helmstedt erschienenen Amtsbrüderlichen Mittheilungen Braunschweigischer Geistlicher, Jahrgang IX, 1841 № 6 S. 44 bis 48 veröffentlicht. Auch hier finden sich die richtigen Angaben über den Geburtsort und die Vornamen des Mascheroder Haars. Ebenso ist er in den verschiedenen Jahrgängen des Braunschweigischen Adreßbuches bis zum Jahre 1841 stets Ernst Gottlieb Christian genannt.

Sch. J. B.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 12. 6. Juni **1897.**

Volkslieder des Braunschweigischen Landes.

Von Oberlehrer G. Hassebrauk.

(Schluß.)

30.

Es zog ein Matrose wohl über das Meer,
Nahm Abschied vom Liebchen und weinte so sehr,
Ach, wein nicht, Herzliebste, mich führt Gottes Hand
Durch Wind und Orkane bis wieder an's Land!

Ein Jahr war verflossen, er kehrt' nicht zurück;
Schnell eilt sie zum Ufer mit traurigem Blick.
Da ward ihr die Kunde, das Schiff sei gestrand't,
Ihr Schatz sei mit Andern im Meere ertränkt.

O weh' mir, o weh' mir, was bricht mir das Herz?
Und leise hin sank sie in Kummer und Schmerz.
Je länger die Tage, je größer die Noth,
Was soll ich noch leben, mein Trauter ist todt!

Da sah sie noch einmal die Straßen entlang.
Ihr Schatz kam gezogen mit eilendem Gang:
Ich bin es, Herzliebste! vom straudenden Schiff
Ich hab' mich gerettet aus felsige Riff!

Benzingerode [1]).

31.

Wenn ich einst im kühlen Moose
Ruhen werd' im Grab allein,
Ach, dann soll die weiße Rose
Meines Grab's Gefährtin sein.

Rose, du, der Unschuld Zeichen,
Legt sie an's gebroch'ne Herz;
Weiß sind ja der Unschuld Farben,
Lind're du den Seelenschmerz.

Ach, ich kann es kaum empfinden,
Daß ich warb' um deine Huld;
Nur der Tod macht frei von Sünden,
Und die Erde deckt die Schuld.

Benzingerode.

1) Das Lied geht in zwei Versionen und nach verschiedenen Melodien.

32.

Durch Zufall lernten wir uns kennen,
Jedoch es war nur kurze Zeit;
Wir mußten bald uns wieder trennen.
Vielleicht, ach, für die Ewigkeit.

Und sollte es das Schicksal fügen (lenken?),
Daß wir uns niemals wieder seh'n,
So werd' ich dennoch dein gedenken
Und beten für dein Wohlergeh'n.

Wenn Liebesbande dich umstricken
Und dich versengt ein Zauberblick,
Wenn schöne Mädchen dich beglücken,
Denk' an die Dulderin zurück.

Und fühlen sollst du meine Thränen,
Und fühlen sollst du meinen Schmerz;
Und dennoch, dennoch lieb' ich dich,
O du Einziger, vergiß mein nicht!

Benzingerode.

33.

Treue Liebe hast du mir geschworen,
Riefest Gott als deinen Zeugen an,
Doch ist uns're Liebe schon verloren,
O, wie sich der Mensch doch ändern kann!

In der Blüthe meiner schönsten Jugend
Gab ich ganz mein armes Herz dir hin;
Doch was half mir Schönheit, Liebe, Tugend?
Hohn und Spott, das ist nun mein Gewinn.

Nimmermehr werd' ich mein Herz verschenken,
Weil mir Liebe nicht mehr möglich ist;
Doch an dich werd' ich noch oft gedenken,
Bis der Tod mein müdes Auge bricht.

Ruh' ich einst im finstern Todesschlummer,
Deckt man mich mit kühler Erde zu;
Ach, da stört mein Herz kein stiller Kummer,
Dann genieß' auch ich die süße Ruh.

Führt dich einst dein Weg zu meinem Grabe,
Siehst du meinen Leichenstein vor dir,
O, so gönne mir die Ruh' im Grabe,
Eine heiße Thräne weine mir.

Blankenburg und Umgegend.

34.

Lebe wohl auf ewig, mein Geliebter,
Lebe wohl, auf ewig denk' ich dein;
Du hast selber ja das Band zerrissen,
Du bist selbst ja schuld an meiner Pein.

Als ich die Liebe noch nicht kannte
Und Engel um mich wandeln sah,
Mein Herz von keiner Liebe brannte,
Ach, wie glücklich war ich da!

Ich traute gerne deinem Worte,
Ich schenkte dir mein ganzes Herz,
Ich gab dir lauter Glück und Frieden.
Und du, du machst mir nichts als Schmerz.

Meine schönen, schönen Jugendjahre
Bring' ich so in stillem Trauern zu;
Ach, hätt' ich die Liebe nie erfahren,
Ach, wie lebte dann mein Herz in Ruh!

Wenn du einst im Arme einer Andern
Mein Geliebter, dann wirst glücklich sein,
Dann wird meine Liebe nicht mehr trauern,
Dann trennt uns ja schon ein weiter Raum.

Schlafen, ach ja, schlafen möcht' ich gehen,
Schlafen in des Grabes stillem Haus:
Da schläft sich's so sanft und so alleine,
Dort erst ruhen die müden Pilger aus.

Benzingerode.

35.

Müde kehrt ein Wanderer zurück
Nach der Heimath, seiner Liebe Glück;
Doch bevor er tritt in Liebchens Haus,
Kauft für sie er einen Blumenstrauß.

Und die Gärtnersfrau, so schön, so bleich,
Geht zu ihrem Blumenbeete gleich;
Doch bei jeder Blume, die sie bricht,
Rollen Thränen ihr vom Angesicht.

„Warum weinst du, gute Gärtnersfrau?
Weinst du um der Veilchen dunkelblau?
Um die Rose, die dein Finger bricht?“
„„Um die Blumen alle wein' ich nicht.

Woher führt dich, Wand'rer, dein Geschick?
Warum wirfst du auf den Ring den Blick,
Der mich täglich immer nur ermahnt
An die Treu, die ich gebrochen hab?““

„Liebe hast du nie für mich gehegt,
Aber Blumen mir dafür gepflegt;
Darum gieb mir, schöne Gärtnersfrau,
Einen Strauß von dir voll Blüthenthau.

Mit dem Blumensträußchen in der Hand
Will ich ziehen durch das ganze Land,
Bis der Tod das müde Auge bricht:
Lebe wohl, vergiß, vergiß mein nicht.

Verbreitet.

36.

Wie zieht's mich nach der Heimath hin!
Nach der Heimath möcht' ich eilen,
In der Heimath möcht' ich sein,
Möcht' bei meinen Lieben weilen,
Freud' und Leid mit ihnen theilen,
In der Heimath nur allein
Kann ich froh und glücklich sein.

Wie ziehts mich nach der Heimath hin!
Saß ich einst am Meeresstrande
Raubten falsche Menschen mich,
Führten mich in fremde Lande,
Hielten mich in Feindesbanden.
Habt Erbarmen, flehte ich,
Und ich weinte bitterlich.

Wie zieh'ts mich nach der Heimath hin!
Großer Gott im Himmel droben,
Auf den Knien fleh' ich zu dir,
Gieb die Freiheit deinem Kinde,
Führe es in Sturm und Winde
Nach der Heimath, in das Land,
Wo einst meine Wiege stand.

Benzingerode.

Marcus Pfeffer's Rechenknecht.

Von Fr. Rehkuh.

Unter dem Titel „Manuale Emporeticum“, das ist: Ein Newes sehr nutzliches außgerechnetes Hand- und Kaufmanns-Büchlein. Vor Vornehme Handels- und Kauffleute / Ampts-Persohnen / welche kauffen und verkauffen allerhand Wahren / es sey an Centnern / Pfunden / Loth / Kornmaß / ꝛc. und was der Thaler von Anno 1600 biß in Annum 1621 hie in Braunschw. an schwerem gelde getragen / auch was das Korn von 60 Jahren hero gegolten habe. Durch Marcum Pfefferum, Schreib- und Rechenmeister in Braunschweig im Hagen . . .“ erschien im Jahre 1630 ein durch Elias Holwein in Wolfenbüttel gedruckter Rechenknecht, der in mehr als einer Beziehung von Interesse ist. Die Einrichtung des Büchleins ist dieselbe, wie die der noch heute hier und da gebrauchten Rechenknechte, welche den Zweck haben, da auszuhelfen, wo ein fühlbarer Mangel in der Kenntniß der Regel-de-tri sich bemerkbar macht. Wohlgeordnete und fehlerlos ausgerechnete Tafeln geben an, daß, wenn der Meter x Mark kostet, y Meter desselben Stoffes z Mark kosten. Wenn wir derartige Hilfsmittel heute immerhin selten in Gebrauch finden, so ist das aus dem vervollkommneten Volksschulwesen unserer Zeit zu erklären. In Ländern, in welchen ein geregelter Volksschulunterricht fehlt, sind auch Hilfsmittel für das Rechnen noch häufiger. In Rußland gingen noch vor nicht langer Zeit den bessern Ständen angehörige russische Frauen nie nach dem Markte ohne das zierliche, oft aus Elfenbein gearbeitete Rechentäfelchen, das durch Verschieben von Stäbchen (wobei nur die Kenntniß der Zahlen vorausgesetzt wird) den Preis der Marktwaare angiebt. Daß zur Abfassung des Büchleins ein Bedürfniß vorhanden war, erhellt aus der Einleitung des Verfassers, in welcher es heißt: „— wie auch vorigen zeiten viel nütz- und herliche schöne Rechenbücher im druck der lieben anwachsenden Jugend / auch sonsten dem gemeinen nutz zum besten außgangen / theils mir zun

handen kommen / habe dabey (weil ich derselben in meiner anbefohlenen Schuel / etzliche rechnen lassen / das manchem Knaben sehr schwer fürgefallen) befunden / wie dann die tägliche erfahrung außweisen thut / wie wunderlich unser lieber Gott seine Gaben außgetheilet hat / daß der eine gut Ingenium zu lernen / seine Eltern Armuts halber ihn zur Lehr nicht haben halten / dargegen ein ander / den seine Eltern gern zur Schuel gehalten / ein tardum Ingenium gehabt / und nicht viel hat fortbringen können. Deßhalben ich offt bey mir erwogen / wie / und auff was weise ich nicht allein der lieben Jugend / besondern auch andern guten Leuten / die in der Jugend vel negligentia vel pecuniae inopia (wie die tägliche erfahrung bezeuget) von ihren Eltern nicht lang zur Schuel gehalten worden, möchte nütz- und behülfflich seyn." Weiter fährt er dann fort: — „wie ich denn nicht zweiffele, manchem Kauff- und Handelßman, Beampten / wie auch gemeinen Burgern / ja auch Weibspersonen / welche nicht rechnen gelernet, wann sie nur die ziffern verstehen / werde damit gedienet seyn".

Wahrlich, wenn man die Tabellen des Handbüchleins durchblättert, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß für ein tardum Ingenium die Rechenaufgaben unendliche Schwierigkeiten geboten haben. Die Verschiedenheit der Gewichte und Münzen, die verschiedenen Werthe des Geldes machten die Rechenaufgaben oft recht verwickelt. Es hatte z. B. der Centner in Nürnberg 100, in Leipzig 110, in Hamburg, Lübeck und andern Seestädten 112, in Braunschweig aber 114 ℔; daneben gab es noch Schiffpfunde, Lißpfunde, Marckpfunde, leichte und schwere Steine (11 und 22 Pfund). An Hohlmaaßen wird in Betracht gezogen Wispel, Scheffel, Faß, Eimer, Stübchen, Maaß, wobei der Wispel beim Korn zu 10 Scheffel, beim Hafer lange Maaß zu 12 Scheffel gerechnet wird. Mehr Schwierigkeiten noch bot die Münzrechnung. So rechnete man in den Seestädten bald den Gulden zu 24 Schilling, den Schilling zu 12 Pfennig und den Pfennig zu 2 Scherff, bald rechnete man nach Mark, die Mark zu 16 Schilling angenommen, bald nach Thalern, den Thaler zu 48 Schilling und den Schilling zu 12 Heller, oder in Bremen zu 72 Groten und den Grote zu 8 Scharen. Im Braunschweigischen hatte der Thaler 36 Mariengroschen, der Mariengroschen 12 Scherff, dann wieder der Thaler 24 gute Groschen, der gute Groschen 12 Pfennig und der Pfennig 2 Heller. Neben den Gulden zu 20 Mariengroschen gab es auch gute Gulden zu 21 und 20 guten Groschen und Gulden zu 21 Fürstengroschen, die in Thaler zu 24 guten Groschen umgerechnet wurden; bald rechnete man mit Pfennigen, bald mit guten Pfennigen, bald mit Flittern, und wenn dann noch die Meißnische, Lübecksche, Lüneburger u. s. w Münze hinzukam, so war es wohl erklärlich, daß schon die Fülle von Ausdrücken an sich, mehr aber noch die rechnerischen Operationen damit in den Köpfen der Kleinen allerhand Verwirrung hervorriefen, ohne daß deshalb das Ingenium das Beiwort tardum verdient hätte.

Der Druck des Büchleins scheint einige Schwierigkeiten gehabt zu haben. Der Drucker Elias Holwein in Wolfenbüttel war nicht im Besitze einer so großen Anzahl Ziffern, wie sie zu den Tabellen erforderlich waren. Es mußte deshalb der Autor, der das Buch im eigenen Verlage erscheinen ließ, die Ziffern in Hamburg besonders gießen lassen. Um die nicht unerheblichen Unkosten zu decken, mußte eine immerhin große Anzahl von Exemplaren abgesetzt werden. Aus diesem Umstande erklärt sich auch die Widmung des Buches, welche lautet:

„Denen Ehrnvesten / Großachtbarn / Hoch- und Wolweisen / auch Wolachtbaren / Fürsichtigen und Wolvornehmen Herren,

B[ürgermeister] Andreä Pauln,
B[ürgermeister] Jürgen Achtermann,
B[ürgermeister] Cort Calm

u. s. w. Es folgen 41 Namen von Bürgermeistern, Kämmerern, Rathsherren u. s. w., von denen wohl manche den Schreib- und Rechenmeister um die Herausgabe eines solchen Büchleins gebeten haben müssen, da es in der Einleitung heißt: „So bin vber das auch von etzlichen meinen vielgünstigen Herrn und guten Freunden ich vielmahls ersucht und angemahnet worden / meinen Schuel Knaben und dem gemeinen Mann zum besten / ein Rechenbüchlein vor die Hand zu nehmen / worauff ich mich je und allemahl entschuldiget / in anzeig- und erwegung dessen, daß der Rechenbücher bereith so viel im Druck vorhanden / damit jederman wer nur rechnen zu lernen begehrt, gnugsamb kan unterrichtet werden. Weil sie aber nicht abgelassen / besondern innstendig bey mir angehalten / habe ich (weil ich männiglich zu dienen mich schuldig erkenne) mich darzu bereden lassen."

Aus den Gebräuchen und Ansichten der damaligen Zeit, sowie aus der untergeordneten Stellung eines Schreib- und Rechenmeisters, ist auch wohl die kriechende, unterwürfige Art zu erklären, mit welcher er sich empfiehlt in den Worten: „Ewer Ehrnveste, Hochwohlweise, auch Fürachtbare / und Wolvornehme gunsten werden sich hochgünstig zu entsinnen wissen / daß ich der lieben Jugend allhier in Braunschweig nunmehr über die zwey und dreißig Jahr / nach den Gaben Gottes / so mir der getrewer Gott / auß seiner Väterlichen Trew und Barmherzigkeit verliehen / zuforderst aber in aller Gottseligkeit / und dem heiligen Catechismo, darneben auch im rechnen und schreiben unwürdig vorgestanden. —"

Doch wir wollen nicht zu viel tadeln, um nicht zu den Recensenten zu gehören, mit denen sich Marcus Pfeffer von vornherein in folgender naiven Art abfindet: „— das alte Sprichwort heißet, Wer an den Weg bawet / der hat viel Meisterns / das geschieht eim jeden also / denn einer führe einen Baw so gut und so bedächtlich auf als er will / wird er doch wo nicht von allen / jedoch von etzlichen gemeistert und getadelt / denn mancher sibi placens oder Nasutulus der doch das ding am wenigsten verstehet / wil meistern und tadeln / entweder daß er ihm bey den Leuten ein ansehen hiedurch machen wil / als wenn ers besser verstünde / entweder er thuts auß Mißgunst oder daß er einem andern zugefallen / wegen einer Mahlzeit Brodt also redet / Und solte ein jeder dessen seinem bedencken nach sein Baw auffrichten / ein ander keme und wüste es besser / dem solte ers seinem Kopff nach auffrichten / der dritte und

vierdte / 2c. keme auch mit seiner geschicklgkeit / würde er nicht allein einen seltzamen / sondern besorge ich / er würde lang darauff bawen, ehe er solch einen Baw nach eines jeden Kopff zum ende brechte / Und daß ich nicht solche Zoilos, derer man doch ein theil wie man pflegt zu sagen / als Asinos ad lyram weisen möchte / solte bekommen / die diß Büchlein mit grosser müh und arbeit zu verachten unterstehen werden / zweiffele ich gantz nicht / sondern tröste mich dessen: daß es vielen hochgelahrten fürtrefflichen Personen (gegen welche ich nicht zu rechnen) geschehen. Denn also lieset man von dem Zoilo, daß er alles was er gesehen getadelt und gelestert habe derenthalben / weil er den Homerum / der doch ein fürtrefflicher Poet gewesen / tadelte / ist er Homero mastix, das ist deß Homeri sein Geißler genant worden / und zwar nicht unrecht / denn solche Leute / weil sie einen sonsten (welches sie doch gerne theten) nicht können schaden, so wissen sie kein arger Bubenstücke / alß daß sie einen nur auff der Zung lassen herumblauffen / denn sie wissen wol / daß einem nicht wehers thut / als das man hinter seinem Rücken ihm tückischer weise übel nachredet." Pädagogisches Interesse hat das Büchlein nur insofern, als nach des Verfassers eigenen Worten dasselbe „nicht denjenigen, welche in der Rechenkunst erfahren, besondern der lieben Jugend und darnach den Kauf- und Handelsleuten, welche oft wegen vielfältiger Mühe und Arbeit die Zeit nicht haben, solches alles zurechnen, zu gut gemachet sey." Auch in der Widmung ist ausgesprochen, daß der Verfasser von seinen Freunden aufgefordert sei „den Schulknaben zum besten ein Rechenbüchlein vor die Hand zu nehmen". Daraus geht hervor, daß der Rechenknecht von Pfeffer auch im Unterricht benutzt wurde, und zwar wahrscheinlich bei denjenigen Schülern, die entweder nur kurze Zeit die Schule besuchten, oder denen die Regel-de-tri unüberwindliche Schwierigkeiten bot. Für solche Schüler genügte dann die Kenntniß der Zahlen, sowie der Addition und Subtraction, um unter Benutzung des Rechenknechts durch rein mechanisches Nachschlagen auch schwierigere Rechenaufgaben zu lösen.

Unter den Tafeln des Rechenbüchleins sind zwei von besonderem Interesse: Ein Calculator monetarius und eine Uebersicht über die Kornpreise von 1550 bis 1629. Die erstere muß den Kauf- und Handelsleuten der damaligen Zeit besonders werthvoll gewesen sein. Schon seit dem Jahre 1600 war eine Geldkrisis hereingebrochen. Minderwerthige Münzen waren in Umlauf gesetzt worden. Die Umsetzung aber dieses „leichten Geldes" in vollwerthiges, „schweres Geld" hatte zu einem Geldhandel geführt, der gar bald die Regierungen veranlaßte, mit Strafen gegen die unredlichen Wechsler vorzugehen. Bei der herrschenden Geldnoth blieb aber endlich den Fürsten nichts übrig, als den Unfug mitzumachen. In keinem Lande hat die Münzfälschung in der Kipper- und Wipperzeit so um sich gegriffen, wie im Herzogthume Braunschweig. Die Zahl der Münzstätten betrug endlich 40. Ganz offenkundig betrieben die Landdrosteien die Münzfälschung in großem Maaße, zogen die vollwerthigen Münzen ein und prägten daraus leichtes Geld, das nicht selten auf der einen Seite Wappen und Umschrift des Herzogs, auf der anderen Seite des Kaisers trug. In den Jahren 1617—1621 war kein vollwichtiger Silbergroschen im Lande mehr aufzutreiben, bis dann im Jahre 1622 auf Vorstellungen der Landstände von Braunschweig der Herzog dem betrügerischen Treiben ein Ende machte und die Betrüger zur Rechenschaft gezogen wurden. Durch die vollständige Beseitigung der leichten Münzen erwuchsen aber große Schwierigkeiten. Die meisten Geldanleihen und dergleichen Geschäfte waren in der Zeit von 1602 bis 1622 in leichter Münze gemacht worden. Es war daher nothwendig, zu wissen, welchen Werth die gefälschten Münzen zu verschiedenen Zeiten gehabt hatten. Diese Uebersicht bietet der Calculator monetarius. Vom Jahre 1602, in welchem man für den Thaler leichtes Geld 35 gute Groschen (statt 36) zahlte, nahm der Werth des leichten Geldes von 2 zu 2 Jahr um etwa 1 guten Groschen ab, so daß im Jahre 1618 der leichte Thaler noch 27 gute Groschen galt. In den nun folgenden Jahren 1619—1622 scheint das Unwesen der Münzfälschung besonders in Blüthe gestanden zu haben, denn es trat nun ein Fallen des leichten Geldes zunächst von Vierteljahr zu Vierteljahr, später von Monat zu Monat ein. So galt z. B. der leichte Thaler im Januar und Februar 1619 26 ggr 3 ₰, im März nur noch 24 ggr 7 ₰, vom September ab 21 ggr 4 ₰. Während des Jahres 1620 fiel der Werth von 21 ggr auf 16 ggr, im Jahre 1621 endlich sank er bis zur vollständigen Werthlosigkeit herab. So galt er

1621 im Januar	16 ggr	4 ₰,	
im Februar u. März	14 ggr	3	„
im April	12 ggr		
im Mai	11 ggr		
im Juni	10 ggr	2	„
im Juli	8 ggr	3	„
im August	7 ggr	1	„
im September	6 ggr		
im Oct., Nov. u. Dec.	5 ggr	1	„

Bei der Absetzung galt der leichte Thaler noch 4 ggr 4 ₰.

Die von Pfeffer in den Ueberschriften der Tabellen angegebenen Werthe des Reichsthalers zeigen einzelne Abweichungen von der von Bode in seiner „Geschichte des älteren Münzwesens der Staaten und Städte Niedersachsens" gegebenen Uebersicht, wie viel das Thalerstück (der Reichsthaler) in kleinen (leichten) Münzen gegolten. Nach Pfeffer stieg der Werth des Reichsthalers in folgendem Verhältniß:

1602 und 1603 . .	1	Thlr.	1	Mariengr.	—	Pfg.	
1604	1	„	1	„	4	„	
1605 und 1606 . .	1	„	2	„	—	„	
1607	1	„	3	„	—	„	
1608	1	„	4	„	—	„	
1609 und 1610 . .	1	„	6	„	—	„	
1611 bis 1613 . .	1	„	7	„	—	„	
1614	1	„	8	„	—	„	
1615	1	„	9	„	—	„	
1616	1	„	10	„	—	„	
1617	1	„	11	„	—	„	

1618	1 Thlr.	12 Mariengr.	— Pfg.
1619 im Januar und Februar . . .	1 „	13 „	— „
1619 im März . .	1 „	16 „	— „
1619 von April bis August	1 „	18 „	— „
September 1619 bis Februar 1620 . .	1 „	24 „	— „
1620 im Februar .	1 „	27 „	— „
1620 im März . .	1 „	30 „	— „
1620 im April u. Mai	2 „	9 „	— „
1620 im Juni bis August	2 „	— „	— „
1620 von September bis November . .	2 „	9 „	— „
December 1620 bis Februar 1621 . .	2 „	6 „	— „
1621 im Februar und März	2 „	18 „	— „
1621 im April . .	3 „	— „	— „
1621 im Mai . . .	3 „	9 „	— „
1621 im Juni . .	3 „	18 „	— „
1621 im Juli . . .	4 „	9 „	— „
1621 im August . .	5 „	— „	— „
1621 im September .	6 „	— „	— „
1621 im October und November . . .	7 „	— „	— „
1621 December bis zur Absetzung . . .	8 „	— „	— „

Das geringe Fallen des Werthes vom Reichsthaler im Juni 1620 ist jedenfalls zurückzuführen auf das Edikt vom 6. Juni 1620, welches bestimmte, daß die harten Thaler (Reichsthaler) nicht höher als zu 2 Zahlthalern gerechnet werden sollten.

Die letzte Tabelle des Büchleins enthält ein „Verzeichniß / wie hoch das Korn jedes Jahr von An. 1550 biß 1629 zu Braunschweig ist verkaufft worden“. Aus derselben ist ersichtlich, daß der Preis von Roggen und Weizen im Jahre 1550 pro Scheffel 3 Gulden 10 Mariengroschen betrug. Bis zum Jahre 1600 fand eine Steigerung des Preises auf 9—11 Gulden statt. Dieser Preis blieb fest bis zum Jahre 1619 (nach schwerem Gelde gerechnet). 1620 und 21 erhöhte er sich auf 12—13, nach leichtem Gelde sogar auf 54 Gulden für den Scheffel, 1623 stieg er durch den Einfluß des großen Krieges auf 15 und bis 1628 sogar auf 20 Gulden. Der Wispel kostete danach 80 Gulden, nach jetzigem Gelde 160 M, ein Preis, der dem heutigen ungefähr gleichkommt.

Erläuterungen und Zusätze zu Richard Andree's „Braunschweiger Volkskunde“

von Dr H. Jellinghaus.

Alle, die noch mit Verstand und Gemüth in der deutschen Heimath wurzeln, werden Andree's Braunschweiger Volkskunde mit vielem Vergnügen lesen. Es ist die erquicklichste und lehrreichste Schrift auf dem Gebiete der landschaftlichen Volkskunde, die wir haben. Vermissen wird man nur zwei Gegenstände, die doch auch einen Factor des Volkslebens bilden, die alten Rechtsgewohnheiten des Landes, und die Zustände der alten Stadt Braunschweig selber. Referent glaubt dem Buche am meisten nützen zu können, wenn er an einzelne Abschnitte desselben Mittheilungen, Berichtigungen und Zusätze knüpft, wie sie ihm zur Hand sind.

In der Einleitung wird der Name der Falen, zu denen man die Braunschweiger rechnet, im Gegensatz zu J. Grimm, der sie als Ansässige (zu got. filhan = condere, tegere) deutete, als Flachlandbewohner gedeutet. Dafür spräche freilich, daß die Leute im bergigen und hügeligen Theile Sachsens, soweit unsere geschichtlichen Ueberlieferungen reichen, nie Falen genannt sind, sondern zuerst Cherusker, später Engern. Aber andererseits sind diese Cherusker-Engern in der Mitte offenbar der Hauptstamm — bei ihnen fand die allgemeine Volksversammlung aller Sachsen statt —, so daß sie im Gegensatz zu den Ostfalen und Westfalen die eigentlichen Falen sein müssen. Nach S. 11 gehört übrigens der westlich einer von Harzburg nach Norden gezogenen Linie liegende Theil von Braunschweig sprachlich zu den Südengern in den Provinzen Hannover und Westfalen und Andree vermuthet, daß die engrisch-ostfälische Grenze die Oker entlang lief, an der Grenze der Bisthümer Halberstadt und Hildesheim, wie Piper im Archiv f. Landeskunde d. Pr. Sachsen 1894 angab.

Ob aber diese Grenze nicht eher die Ostgrenze eines älteren deutschen Stammes, z. B. der Cherusker und „der zu ihnen gehörigen“, als die der „Enghere herescepe“, wie ein Theil Westengerns einmal so charakteristisch genannt wird (Erhard, Regesten No. 1102), gewesen ist?

In Bezug auf die Entstehung des Gesammtnamens der Sachsen folgt Andree der gewöhnlichen Darstellung, wonach die Sachsen sich von der Unterelbe die Weser aufwärts „verbreitet“ und die südlichen verwandten Stämme in sich aufgenommen haben. Bei dieser Verbreitung und Eroberung kann man sich eigentlich nichts denken. Wir müssen uns doch wohl an Tacitus' Nachricht halten (Germ. 33) und annehmen, daß, wie an der Ems, so auch an der Weser, nachdem der cheruskische Staat unter römischem Einflusse (Italicus) dem Ruin nahe gebracht war, Angrivarier in ihrem Lande die politische Leitung gewonnen haben. Die Angrivarier an der Weser können in einem engeren Verhältnisse zu den Sachsen an der Elbe gestanden haben und es mag erst im 5. Jahrhundert nach der Eroberung von Britannien durch die Sachsen und Angeln der Name Sachsen zu einem Ehrennamen für das ganze Land geworden sein. Dafür spricht, daß der Name Sachsen oder Sassen in Südengern nie so volksthümlich geworden ist, wie im Osten und Norden. Licht würde in diese dunkle Frage kommen, wenn sich nachweisen ließe, daß die englischen Angeln weder aus dem famosen „angulus“ des Beda und der Chronik, noch aus dem ostelbischen Großangeln kamen, sondern eben die Angrivarii—Angarii—Engern zwischen Minden und Bremen wären. Merkwürdig ist, daß die „südengrischen“ Bauern, auch in ihren

späteren Colonien, das Erbrecht des jüngsten Sohnes an Haus und Ländereien festhielten im Gegensatz zu ihren Nachbarn und zu ihrem eigenen mittelalterlichen Adel.

Die Beobachtung A.'s (S. 7), daß die Sachsen im östlichen Theile Braunschweigs auf ursprünglich Thüringischem Grunde stehen, erinnert an die merkwürdige Aeußerung Heinrich's von Herford (cap. 68): „et ultra Weseram in regiones Sclavorum et Thuringorum fugere coepit, quamquam jam dudum a tempore multo partes illarum regionum etiam ad Albim usque Saxones ipsi simul et mixtim cum Sclavis et Thuringis habitantes occupaverint".

Wenn (S. 9) auf den größeren Procentsatz von dunklen Leuten im Kreise Holzminden hingewiesen wird, so ist schon oft z. B. von Landau die allophyle Natur der Sollingbewohner hervorgehoben worden.

Die Abhandlung über die Ortsnamen (S. 18—40) beschränkt sich auf die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt. Unter den Namen auf -heim, hätte Sierße (fast stets Sigerdissen und Siredeshusen), Wenden (Guinuthun vgl. Wenden Kr. Höxter: Wynithun) und Veltenhof (Veletunnum, Velittunum) nicht aufgeführt werden sollen. Veli-tunum ist wohl einer der in Deutschland so seltenen Namen auf -tûn (Zaun).

Alte Namen auf -stedt (S. 24) finden sich durchaus nicht überall in der Nordwesthälfte des alten Deutschlands. In der Provinz Westfalen verschwinden sie südlich der Linie Minden-Osnabrück. Meines Wissens fehlen sie in Overyssel, Gelderland, am Rhein und im germanischen Belgien gänzlich. Auch im nördlichen Friesland finden sich nur einige -state. Dagegen treffen wir sie in Skandinavien und Jütland. Schleswig hat etwa 70 -sted, -stad, Holstein hat 56 Dörfer auf -stedt, das wendische Ostholstein hat gar keine. Im nördlichen Hannover und in Oldenburg giebt es etwa 100 Namen auf -stedt, -stede, wovon ganz wenige in Ostfriesland. In England sind sie im Süden häufig und werden nach Norden hin ganz selten. Die angeführte Vermuthung Arnold's, daß die braunschweigischen -stedt auf ethnologische Beziehung zu den Nordseeanwohnern (aber nicht zu denen der Ostsee!) hinweisen, wird also richtig sein.

Auch von einer fast gleichmäßigen Verbreitung von -dorf über deutsches Land kann nicht die Rede sein. Es verschwindet von der Weser westwärts so rasch, daß in den Niederlanden fast gar keins vorkommt, daß es dagegen in England überall als -thorpe, -throp wieder auftaucht.

Die (S. 27) angeführten Namen auf -ingen enthalten höchstens zur Hälfte patronymisches -ing. Meist liegt ing = Wiese, Grasaue vor, sicher in Gleidingen, Lauingen, Liedingen, Schöningen, in einigen wie in Berklingen, Cremlingen vielleicht noch ein -linge.

Sollte Twülpstedt (Twilpstide) nicht auf eine Twil-apa (Zwehlenbach) zurückgehen? Räbke (Ridepe 1205) gehört nicht unter die Namen auf beck, sondern wird rid-apa sein.

„Barmke (Bardenbike) von Psn. Bardo" (S. 33)? Flußnamen von Personennamen gebildet sind sehr fraglich. Vgl. die Barmecke (Lenne), Bardenfleth, die Bermeke (Möhne) b. Brilon.

Merkwürdig sind die braunschweigischen Formen von lôh. Es steht dafür stets lâh oder lêh: Houdelage, alt Honlage, Schandelah, alt Sconleghe, Berel, alt Berlan. Timmerlah, alt Dinbarlâha und Tymberlâ ist doch wohl eher als mit ahd. timber (schattig) mit timber (Bauholz) gebildet. Bei Warle wird gefragt, ob es hierher gehöre. Gewiß! Wie Werl bei Soest (Werlaha,-lahon), Werl in Lippe (Werlan), wüstes Werla bei Wolfenbüttel (Werlaon 924, Böhmer II, 12) und noch drei andere Werl bei Ennigerloh, bei Warendorf und wüstes Werle (1277) im Ravensbergischen.

Die Vermuthung Arnold's über die Begründung der ndd. -husen durch fränkische Geschlechter ist lächerlich. Die Dörfer und Dörfchen auf -husen werden allerdings Gründungen Einzelner sein, stammen aber meist aus viel früherer Zeit.

Die Annahme, daß die zahlreichen schleswigschen bol dasselbe Wort wie unser büttel wären, ist kaum richtig. Altnordisch ból, n., wird erklärt als bolig, „en gaard paa landet, et dyreleie, jord af en vis bestemt skyld". Nds. büttel, bötel stimmt doch zunächst zu ags. botl (domus), alts. bodlos (Hausrath), ndl. boedel, altfries. bôdel (bona), mnd. ból, n. Mit Recht faßt das mnd. Wörterbuch das ags. bold, n. (domus, atrium) als dasselbe Wort auf. Die von Andree genannten braunschweigischen Formen des 12. Jahrhunderts lauten butle, buthle, buthele, was doch unmöglich mit nordisch ból identisch sein kann, indem dieses, zu búa (bauen) gehörend, direct mit dem Suffix l gebildet ist. Focke in seiner Abhandlung über die Namen der Wesergegend (S. 57) hat beobachtet, daß die -büttel meist Nebendörfer und spätere Ansiedelungen sind.

Ein Hagen ist ursprünglich nicht der Hof eines Einzelnen, sondern ein eingehegter Bezirk mit besonderen Rechten, in welchem dann Höfe und Dörfer entstanden.

Warmenau (S 37) kehrt als Flußname in der Warmenau (Elße b. Bünde), alt Wermena, Warmina, in der bei Lemförde entspringenden und bei Büren in die Weser mündenden Großen Aue, alt Wormeona, Wermana, und abgekürzt in dem hessischen Bachnamen Warme bei Hasungen wieder Lohmeyer, Beiträge Göttingen 1881 S. 24 erklärt den Namen als war-mana (etwa: rasche Leitung).

Den Namen Braunschweig erklärt A. nur durch das vicus Brunonis einer Chronik des 13. Jahrhunderts. Die beiden einzigen Wik an der Ostseite von Schleswig-Holstein, bei Kiel, sind die Wiek. alt Kötelwik und die Brunswick, jetzt ein Stadttheil von Kiel, die vormals slavisch Uppande (Abhang) hieß. Der eine Name ist sicher Spottname, der andere kann es sein, wenn auch das oberdeutsche brunsen im mnd. Wörterbuche nicht verzeichnet ist. Außerdem gab es ein Brunswyck bei Gebrade in Ostholstein. Ein westfälisches Braunschweig bei Ibbenbüren ist aus Bruwes-wic

(1178) entstanden. Beachtenswerth ist jedenfalls, daß ein Stadttheil Braunschweigs die alte Wiek heißt. Dies ist die ächte Wiek, wie die Stadt Kiel die ächte Wiek gegenüber der Brunswiek und der Kötelwiek ist. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

P. J. Meier, die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Mit 29 Tafeln und 103 Textabbildungen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1896. XXIII und 386 S. gr. 8°. 13 M 50.

A. u. d. T.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig im Auftrage des Herzoglichen Staats-Ministeriums herausgegeben von der Herzogl. Braunschweigischen Baudirection. I. Band.

Der eifrigen und erfolgreichen Thätigkeit, die in erfreulicher Weise auf dem Gebiete der Kunst- und Alterthumsinventarisation seit einigen Jahrzehnten in ganz Deutschland sich entwickelt hat, schließt jetzt mit dem vorstehend verzeichneten Werke auch unser Herzogthum sich an, und zwar, wie wir sogleich hinzufügen können, in durchaus würdiger Weise. Dieser erste Band enthält die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Es wird zumal im deutschen Norden nicht viele Gebiete geben, wo sich ohne einen größeren städtischen Mittelpunkt auf engem Raume so viele wichtige Baudenkmäler verschiedener Zeiten vereinigt finden als gerade hier. Man braucht nur an die Klöster St. Ludgeri und Marienberg bei Helmstedt, an die Stephanikirche und das Juleum in dieser Stadt, die Klosterkirchen zu Königslutter, Marienthal und Schöningen, die Ordenskirche in Süpplingenburg zu erinnern, um zu zeigen, daß es ein, wie für die Geschichte, so auch für die Kunstgeschichte reicher Boden ist, den wir hier vor uns haben. Es ist eine Ehrenpflicht unseres Landes, dieses Material auch der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen; schon aus diesem Grunde begrüßen wir den vorliegenden Band mit lebhafter Freude und wünschen, daß recht bald in gleicher Weise das Werk fortgesetzt und zu Ende geführt werden möge. Wir werden dann nicht mehr wie bisher hinter unseren Nachbarn zurückstehen, bei denen in Hannover ein einzelner Mann, H. Wilh. H. Mithoff, aus eigener Kraft schon seit 1871 ein einheitliches Werk der Art schuf, in der Provinz Sachsen aber eine historische Commission durch verschiedene Herren diese Arbeit in recht verschiedener Weise ausführen läßt.

Wie hiermit schon angedeutet, hat sich in ganz Deutschland die Kunstinventarisation, entsprechend der Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Vergangenheit der einzelnen deutschen Landschaften, noch mehr aber wohl in Folge der Individualität und der Neigungen der Herren Bearbeiter, in mannigfaltigster Weise gestaltet. Ein wesentlicher Unterschied liegt darin, daß man an manchen Orten geglaubt hat, eingehendere geschichtliche Einleitungen geben zu müssen, an anderen, darauf verzichten zu können. Letzteres konnte natürlich da ohne Schaden geschehen — und es giebt musterhafte Inventare, in denen sie fehlen —, wo eben Werke zur Hand sind, in denen man sich über die geschichtlichen Verhältnisse der einzelnen Orte leicht Raths erholen kann. Denn das steht außer Frage: zum Verständniß der Bauwerke eines Orts ist die Kenntniß von dessen geschichtlicher Vergangenheit unbedingt erforderlich. Wir haben zur Zeit keine topographisch-historische Bearbeitung unseres Herzogthums, die diesem Zwecke voll entspräche; die Landeskunde von Knoll und Bode war, so verdienstreich sie ist, hierfür nicht berechnet. Deshalb können wir dem Verfasser des Werkes, Museumsinspector Prof. Dr Paul Jonas Meier, der die ganze Verantwortung für die Arbeit trägt, nur beipflichten, ja mit Dank anerkennen, daß er auch auf den geschichtlichen Theil besondere Sorgfalt verwandt hat. Er ist den Beziehungen zwischen den Zeitereignissen und den Bauten mit Eifer und Umsicht nachgegangen und hat es verstanden, sie in seinem Werke anschaulich zur Darstellung zu bringen. Er hat die einschlagende Litteratur fleißig zu Rathe gezogen und die Leser über sie stets kurz und geschickt orientirt. Eine besondere Freude aber ist es für den Schreiber dieser Zeilen, daß die Arbeiten zweier Männer bei dieser Gelegenheit gründlich verwerthet worden sind, die ein langes Leben hindurch in reiner Liebe zur Sache ihre freie Zeit in den Dienst der vaterländischen Geschichte gestellt haben, des Kreisgerichtssecretairs Hilmar v. Strombeck und des Schulraths Dr Herm. Dürre, und er hält es um so mehr für seine Pflicht, dies hier zu erwähnen, da der litterarische Nachlaß dieser beiden Männer unter seine amtliche Aufsicht gestellt ist. Sie wirkten zumeist in einer Zeit, die ihren Bestrebungen nur geringe Theilnahme entgegen brachte; um so erfreulicher ist es, daß die Ergebnisse ihres emsigen Fleißes jetzt noch nach ihrem Tode so schön zur Geltung kommen. Die guten Vorarbeiten, die dem Verfasser hier vorlagen, sind wohl die Veranlassung gewesen, daß er in einer Beziehung des Guten ein wenig zu viel that. Wir meinen bei den Wüstungen. Recht gut konnten diese, wie das auch in anderen Werken der Art geschieht, gelegentlich kurz erwähnt werden. Aber übertrieben erscheint es, wenn hier ganze Seiten von ihnen handeln. Die Gründe, die der Verfasser im Vorworte dafür anführt, sind keineswegs durchschlagend. Gewiß sind die Wüstungen „untergegangene Denkmäler“, aber damit, so wenig wie Sprach- und manche andere Denkmäler, „Bau- und Kunstdenkmäler“. Wo aber von Bauten und Kunst nichts ist, da hat doch auch deren Beschreibung ihr Recht verloren. Ferner ist es zweifellos richtig, daß die Wüstungen, wie der Verfasser sagt, „für die Siedlungskunde als wichtige Zeugnisse zu gelten haben“. Aber soll denn, wenn auch die Siedlungskunde zur Erklärung der Baudenkmäler, insonderheit der Dorfanlagen und Bauerhäuser, herangezogen werden muß, auch zugleich für sie, die hier nur als Hülfsmittel dient, das Material zusammengetragen werden? Was würde, wenn dieses Princip noch auf andere Gebiete übertragen würde, nicht alles hier herangezogen werden können? Und war es in dieser Ausführlichkeit selbst für den genannten Zweck überhaupt nöthig? Gerade bei der Siedelungskunde hätte der Verfasser sich am ersten beschränken können, da er von vornherein wußte, daß ein auf diesem Felde

längst bewährter Forscher, Rich. Andree, hier thätig war, gegen den er ein paar Mal ohne Noth und nicht mit Glück polemisirt. Viel lieber hätten wir eine kleine Ausdehnung des Inhalts nach anderer Richtung gesehen. Es ist doch stets zu berücksichtigen, daß es sich hier um ein Werk handelt, das in langer Zeit gewißlich keine Wiederholung erfährt, also für eine lange Reihe von Generationen Auskunft ertheilen soll. Wäre es da nicht zweckmäßig gewesen, etwas mehr die neuere Zeit, ja auch die Gegenwart zu berücksichtigen, um so auf Fragen, die die Nachwelt stellen wird, die Antwort sogleich mit zu ertheilen? So wäre bei Neubauten von Kirchen eine kurze Erwähnung des Baumeisters, der Bauzeit u. s. w. gewiß erwünscht, bei den Rittergütern eine genauere Angabe des Wechsels der Besitzer und Anderes der Art. Die Mittheilungen, die Gustav Schmidt in seiner Beschreibung des Kreises Oschersleben in letzterer Beziehung gemacht hat, sind dem Schreiber dieses bei seinen Arbeiten schon von großem Nutzen gewesen. Es sind dies Sachen, die sich jetzt noch leicht, später viel schwerer feststellen lassen. Gelegentlich ist der Verfasser auch schon darauf eingegangen. Er erwähnt S. 271 bei Süpplingen, daß auf den alten Theil des Thurmes ein neues Glockenhaus „nach Hases Entwurf" aufgesetzt worden sei. Es ist S. 283 von den Schwierigkeiten der Erhaltung der Süpplingenburger Ordenskirche die Rede; gern hätten wir dabei auch mit einem Worte des Mannes gedacht gesehen, der sie zu unserer Freude glücklich überwand, des Bauraths Ernst Wiehe, dessen Name stets mit Ehren genannt werden wird, wo man von Braunschweigischen Baudenkmälern und ihrer Erhaltung spricht. Im genealogischen und biographischen Interesse wäre schließlich bei Grabsteinen u. A. eine genauere Angabe der Lebensdaten der betreffenden Personen wünschenswerth.

Doch wir wollen nicht undankbar sein und über diese verhältnißmäßig geringfügigen Dinge, die wir in Rücksicht auf die Fortsetzungen hier nicht unerwähnt lassen konnten, keineswegs übersehen, wie viel uns in dem Werke geboten wird. Es ist eine sehr achtungswerthe Leistung, die uns vorliegt, eine wirklich werthvolle Bereicherung unserer heimischen Litteratur. Verschiedene Stichproben in geschichtlicher Beziehung — die Beurtheilung der architectonischen Seite des Werks muß berufeneren Richtern überlassen bleiben — haben uns von der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit der Arbeit überzeugt; die Untersuchungen des Verfassers, der es nirgends an Mühe hat fehlen lassen, alle erreichbaren Erklärungs- und Vergleichsmomente heranzuziehen, sind sorgfältig und methodisch geführt; die Darstellung ist klar und streng sachlich. Was uns an Einzelheiten aufgestoßen ist, sind Kleinigkeiten, von deren Wiedergabe wir hier, wo wir schon so lang geworden, absehen wollen. Blicken wir lieber das Werk selbst einmal etwas näher an. In der Einleitung werden zunächst die „allgemeinen Quellen und die Litteratur" angegeben, dann zur Orientirung in besonderen Abschnitten „Lage und Bodengestaltung", „Siedelungskunde", „Gau- und kirchliche Eintheilung", „Gerichts- und Verwaltungsbezirke" behandelt. Es folgt dann der Amtsgerichtsbezirk Helmstedt, zunächst die Stadt, dann alphabetisch geordnet die Ortschaften dieses Bezirkes.

Ebenso ist bei den anderen Amtsgerichtsbezirken, Vorsfelde, Calvörde, Königslutter und Schöningen, stets der Hauptort vorangestellt, und ihm sind die übrigen dann alphabetisch angereiht. Auf das Wirksamste unterstützt wird die Darstellung des Verfassers durch zahlreiche treffliche Abbildungen, eine nothwendige Ergänzung für jedes derartige Werk. Es sind theils Wiedergaben von Photographien, die der Verfasser fast sämmtlich selbst angefertigt hat, theils solche von Zeichnungen, die wir der kundigen Hand des Kreisbauinspectors G. Bohnsack verdanken. Druck und Ausstattung verdienen auch sonst alles Lob. Die Brauchbarkeit des Werkes erhöhen zweckmäßig angelegte Register, nicht nur über die Ortschaften, sondern auch über die Baumeister, die Bildhauer und Holzschnitzer, Maler, Glockengießer, Goldschmiede u. s. w., über die Kirchenheiligen, über die Grabdenkmäler und Darstellungen von Personen, sowie über die Adelswappen; sie sind für die wissenschaftliche Forschung nach verschiedenen Seiten hin von entschiedenem Werthe.

Zum Schlusse noch ein Wunsch! Die Inventarisirung der Alterthümer geschieht zu einem guten Theile zum Zwecke ihrer Erhaltung. Es sollen dadurch, wie es in dem Inventare der kirchlichen Kunstalterthümer Württembergs treffend heißt, Pfarrer und Stiftsbehörden „sozusagen vor dem ganzen Lande in Pflicht genommen werden, diesen Schatz sorgsam zu behüten und gut in Stand zu halten". Bei Alterthümern in weltlichem Besitze gilt von den weltlichen Behörden natürlich das Gleiche. Das vorliegende Werk läßt an verschiedenen Stellen erkennen, wie manchen Verlust auch unser Jahrhundert jenem Schatze noch gebracht hat. Nicht ohne Verwunderung haben wir ferner gelesen, daß ein Grabstein vom Kloster Marienthal nach Erxleben (S. 143), andere von Nordsteimke nach Groß-Schwülper (S. 174) noch vor einigen Jahren übergeführt worden sind. Möge die Sorge für die Erhaltung der Alterthümer aller Orten so lebhaft werden, daß derartige Verluste hinfort nicht mehr vorkommen können! Möge, solche Gesinnung zu fördern, das vorliegende Werk das Verständniß und die Liebe zu den Denkmälern der heimischen Vergangenheit wecken und stärken! Das wäre der beste Segen, der für unser Land aus ihm erwachsen könnte. P. Z.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. No. 16. Die neue franz. Schnellfeuerkanone. — 17. Rapport d. Braunschw. Landwehr-Verbandes v. 1. März 1897. — Extra No. Kaiser Wilhelm I. — 19. Hundertjahrfeier u. Enthüllung des Kaiser Wilhelm National-Denkmals; L. Engelbrecht, Prolog u. begleit. Text b. d. Festfeier d. Krieger-Vereine. — 20. H. Edel, Herzog Friedrich Wilhelm v. Braunschweig u. seine tapfere Schaar. — 21. Wozu die Mehrung der Flotte? — 19—21. Kaiserl. Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. — 22. Zum 8. Mai: das größte Schiff der Welt; Gemeingefährlichkeit d. Sozialdemokratie. — 23. Engelbrecht, Fern u. Nah! (Gedicht: Grenadiere zu Pferde u. Jägerdetachements.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. Febr.-März. Industrie u. Handel unseres Bezirkes 1896; Aus d. Geschäftsthätigkeit d. Handelskammer: Handelshochschulen. — April. 62. Plenarversammlung d. Handelskammer; Industrie u. Handel 1896; Arbeitsplan d. kaufmänn. Lehrlingsheims zu Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 13. 20. Juni **1897.**

Herzog Friedrich Wilhelm und C. C. Trott.

Von A. Fehler.

Im Vaterländischen Museum zu Braunschweig hebt sich von den ernsten schwarzen Uniformen der Officiere Herzog Friedrich Wilhelm's hell ein rother englischer Officierrock ab. Diese Zusammenstellung versinnbildlicht nicht nur in treffender Weise die enge, treue Waffengemeinschaft, in der des Herzogs tapfere Krieger mit den englischen Regimentern auf der spanischen Halbinsel standen, sondern es hat jene Uniform für unsere Heimath noch eine besondere Bedeutung. Es war ein Braunschweigisches Landeskind, das sie in Ehren getragen, ein wackerer Jüngling, dessen patriotischer Sinn sich nicht dazu verstehen konnte, in französische Dienste zu treten, der vielmehr der drohenden Conscription durch gefahrvolle Flucht sich entzog, glücklich nach England sich rettete und durch des Herzogs Friedrich Wilhelm Vermittlung Anstellung in englischen Diensten fand. Schärpe und Portepee, die neben jenem Officierrocke hängen[1]), sind von dem Herzoge selbst zuerst getragen und dann dem jungen Landsmanne zu seiner Ausrüstung geschenkt worden. Es war dies Carl Crato Trott, der im Jahre 1790 geboren, nach Beendigung des Feldzuges in Sicilien und Spanien zu Göttingen und Berlin studirte, dann in verschiedenen Stellungen wirkte, lange Jahre Amtmann in Salzderhelden war und am 3. Mai 1878 in Hannover gestorben ist. Seine Flucht, sein Eintritt in den englischen Dienst, sowie seine Begegnung mit dem genannten Fürsten sind für die schwere Zeit der französischen Fremdherrschaft so charakteristisch und auch menschlich von so hohem Interesse, daß es sich wohl lohnen dürfte, jene Erlebnisse nach der eigenen Erzählung Trott's hier wiederzugeben Lassen wir ihn daher selbst jetzt zu Worte kommen.

Als ich den Entschluß gefaßt hatte, nach England zu fliehen und mit Fürsprache des Herzogs Friedrich Wilhelm in die englisch-deutsche Legion einzutreten, baten mich ein junger Engländer, Namens Incledon, und Wild, ein früherer Kammerdiener des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, die von meiner Absicht gehört hatten, sie mitzunehmen. Da sie beide kein Französisch verstanden, so fürchteten sie allein der Continentalsperre wegen nicht durchzukommen. Im Juni des Jahres 1810 reisten wir zusammen von Braunschweig ab. Für schweres Geld und durch Bestechung hatten wir uns drei Pässe, die auf die Namen reisender Kaufleute ausgestellt waren, zu verschaffen gewußt. Von Braunschweig bis Hannover ging unsere Fahrt ohne unliebsame Unterbrechung vor sich. Wir stiegen in Hannover in dem Wirthshause „Zum wilden Mann“ ab, das vor dem Aegidienthore lag. Wir beabsichtigten hier die Nacht zu bleiben, wurden aber schon gleich nach unserem Erscheinen durch den Wirth, der ein guter Deutscher war, gewarnt, uns nicht zu lange aufzuhalten. Kaum saßen wir auch beim Abendbrote, als zwei französische Gensdarmen in die Gaststube traten und sich zu uns an denselben Tisch setzten. Im Laufe des Gesprächs mit ihnen wurde mir klar, daß sie von unserer Absicht schon Wind bekommen haben mußten, ja uns wahrscheinlich von Braunschweig aus gefolgt waren. Allerdings schienen sie ihrer Sache, ob wir gerade die ihnen annoncirten Ausreißer seien, noch nicht so ganz sicher zu sein, sonst hätten sie uns wohl sogleich gefangen genommen.

Ich gab nun meinen Begleitern einen Wink, unauffällig zu verschwinden, während ich mit den Gensdarmen weiter trank und mich lebhaft mit ihnen unterhielt. Als ich nun ihren Argwohn beschwichtigt zu haben glaubte, ging ich unter Zurücklassung meines Hutes aus der Thür, um den Anschein zu erwecken, als würde ich nur kurze Zeit fortbleiben. Auf der Diele kriegte unser wackrer Wirth mich schon zu fassen und sagte mir: „Laufen Sie nur schnell zu dem hinteren Thore hinaus, Ihre Gefährten sitzen schon auf dem angespannten Wagen. Ich schenke den Gensdarmen derweil tüchtig ein“. Ich drückte ihm die Hand und stürzte hinaus. Damit unsere Verfolger durch das Rollen des Wagens nicht argwöhnisch werden sollten, hatte der umsichtige Wirth vor dem hinteren Ausgange des Wirthshauses anspannen lassen. Ich sprang auf den Wagen und wir rollten in die Nacht hinein.

Bis Bremen ging die Fahrt verhältnißmäßig glatt, zuerst begünstigte uns ja die Dunkelheit der Nacht, so

1) Rock, Schärpe und Portepee sind von Trott's Tochter, Frau Marie Fehler, dem Vaterländischen Museum zur Aufbewahrung übergeben worden.

daß wir unseren Verfolgern einen tüchtigen Vorsprung abgewinnen konnten, denen der Wirth wohl auch tüchtig eingeschenkt haben mußte; sonst hätten sie mit ihren schnelleren Pferden uns wohl wieder eingeholt. In Bremen hatte ich eine Empfehlung an ein Handelshaus, welches mir wieder ein Empfehlungsschreiben an ein Haus in Oldenburg gab. Auch nach Oldenburg kamen wir noch unbehelligt und hier tauschte ich das Empfehlungsschreiben wieder gegen ein anderes an ein Haus in Varel ein.

Wir waren schon ziemlich in die Nähe von Varel gelangt, als wir heftiges Schießen hörten und zwar aus derselben Richtung, die wir einschlagen mußten. Wir hielten an und beriethen mit dem Kutscher, was zu thun sei. Da tauchte plötzlich aus dem Dunkel der Nacht ein Reiter neben unserm Wagen auf. Er mußte unsere Berathung gehört haben, denn er sagte sogleich: „Das Schießen, was wir hören, wird wohl von einem Gefechte zwischen französischen Douaniers und Schmugglern herrühren, die englische Waaren durchzuschmuggeln versuchen. Sie dürfen auf diesem Wege nicht bleiben, sonst kommen Sie dazwischen. Ich kenne die Gegend hier genau. Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie auf einem Seitenwege nach Varel führen, auf dem wir sicher sind“. Wir folgten ihm und hatten unser Vertrauen nicht zu bereuen; er führte uns glücklich nach Varel, wo wir gegen 4 Uhr Morgens anlangten. Wir stiegen in einem Wirthshause ab, in welchem viele französische Officiere lagen. Unsere Päße wurden geprüft und richtig befunden. Nun galt es aber doch, auf möglichst unauffällige Weise aus ihrem Gesichtskreise zu verschwinden. Ich nahm den Wirth auf die Seite und eröffnete ihm, daß ich mit meinen beiden Gefährten nach England zu entweichen beabsichtige. Der Wirth war zu unserm Glücke ein zuverlässiger, deutscher Mann und konnte mir einen Zettel an einen Fischer in Dangast, einem kleinen Orte am Jahdebusen, geben. Der würde uns zur Flucht weiter behülflich sein. Da der Wirth gehört hatte, daß ich geläufig französisch sprach, rieth er mir, ich sollte wieder ins Zimmer gehen und mich eifrig mit den Franzosen unterhalten. Er wolle uns während der Zeit einen Wagen verschaffen, denselben hinter seinem Garten halten lassen und unsere Koffer aufladen. Wenn Alles bereit sei, solle der Kellner ins Zimmer kommen und zweimal husten.

Der Plan glückte fast wider Erwarten, wir eilten durch die Hintergebäude, stiegen hinter dem Garten auf und fort ging es, so schnell die Pferde laufen konnten; denn viel Zeit hatten wir nicht zu verlieren. Kamen die Gensdarmen uns erst nach und verständigten sie sich mit den französischen Officieren, so waren wir verloren. Und welch ein Loos mich dann erwartete, der ich es versuchte, mich dem Dienste des Kaisers zu entziehen, wußte ich aus vielen Beispielen nur zu gut.

Der Fischer nahm uns als rechter Deutscher trotz der großen für ihn damit verbundenen Gefahr herzlich auf und stärkte uns mit Speise und Trank, als plötzlich sein Sohn in die Stube stürzte: „Mine Härens, dei Geandorens komet“. Aber der Fischer wußte Rath: „Komet herut“. Und wohin versteckte er uns? Alle drei mußten wir in den einen offen stehenden Schweinekoben kriechen und wurden mit Seegras zugedeckt. Unsere Koffer kamen in den zweiten Schweinekoben und wurden in gleicher Weise verhüllt. Der Wagen, der uns gebracht, war schon wieder fortgefahren. Da hörten wir in unserer sehr unbequemen Lage auch schon Pferdegetrappel und gleich darauf die Stimmen unserer Freunde aus Hannover, die uns bis hierher nachgefolgt waren. Sie fragten den Fischer nach drei Fremden und wo er sie versteckt halte, heraus solle er sie geben. Aber der Fischer blieb kaltblütig: „Ik häbbe keinen sein, säket min Hüs dörch“. Sein Sohn mußte die Pferde halten und er selbst ging mit den beiden Gensdarmen ins Haus, welches sie vom Boden bis zum Keller durchsuchten. Die Schweinekoben entgingen ihrer Aufmerksamkeit, wohl mit aus dem Grunde, weil der Fischer so schlau gewesen war, die Klappen ruhig offen stehen zu lassen.

Doch hatten wir in der kurzen Zeit wahrlich Todesangst genug ausgestanden. Hätten wir nur eine unvorsichtige Bewegung gemacht, oder wäre ein Gensdarm nur auf den Einfall gekommen, mit Säbel oder Bajonett das Seegras ein wenig zu untersuchen, so waren wir verloren. Doch da hörten wir wieder Pferdegetrappel, welches mehr und mehr verhallte, und bald darauf des Fischers Stimme, dessen breites ostfriesisches Plattdeutsch uns wie eines Engels Stimme klang: „Komet herut, mine Härens, sie sind wege“. Er hatte sie auch noch auf falsche Fährte gebracht und hinter einem Wagen hergeschickt, der auf dem Damme entlang fuhr.

Nun beschloß ich, da ich allein des Französischen kundig war, auch allein nach der Batterie zu gehen, die am Jahdebusen stationirt war, und für uns die Erlaubniß zur Ueberfahrt nach Helgoland von dem Capitain der Douaniers zu erhalten zu suchen. Daß dies ein schwieriges Geschäft sein würde und leicht unsere ganze noch übrige Baarschaft verschlingen könnte, wußte ich vorher. „Gelingt es mir, den Capitain zu bestechen, so eile ich zu euch zurück nach dem Fischerhause und winke mit meinem Taschentuche oben an meinen Stock gebunden; dann kommt mir mit dem Gepäck schon entgegen, damit wir keine Zeit verlieren“, so verabredete ich mich mit meinen Gefährten.

An der Batterie angekommen, sagte ich zu einem Unterofficier: „Je voudrais parler au capitaine de la douane“. „Entrez“.[2]) Ich trat in ein großes Zimmer. Grenzwächter und Artillerieofficiere waren darin mit Schach- und Kartenspiel beschäftigt. Der Capitain fragte mich: „Que voulez-vous?“ „Je souhaite de parler avec vous a part“[3]). Er führte mich in ein kleines Cabinet. „Je souhaite d'avoir de vous la permission de m'embarquer avec mes deux camerades pour aller a Helgolande“. „Quelle insolence! Moi! vous donner la permission d'aller a une ile d'ennemie“[4]). Ich antwortete ihm: „Mon

---

2) „Ich möchte den Capitain des Zollamts sprechen“. „Treten Sie ein“.

3) „Was wollen Sie?“. „Ich wünsche Sie allein zu sprechen“.

4) „Ich möchte von Ihnen die Erlaubniß haben, mich

capitaine, un marchand de Varel m'a dit, que vous etes capable de donner cette permission". „Si vous le savez si bien, payez 36 louis et vous pourrez vous embarquer". „Mon capitaine, 36 louis, nous ne les avons pas. Je vous donnerai la moitie". „Vous etes un bon petit marchand, payez et vous pouvez vous embarquer"[5]). So sprach er, mich auf die Schulter klopfend, führte mich ans Fenster und sagte: „Voila le petit bateau, faites vite, si le renfort de Varel vient, je ne suis responsable de rien"[6]).

Ich stürzte zurück, und als ich mit meinen Gefährten an das Ufer zurückkam, wo in einiger Entfernung das kleine Proviantschiff lag, welches uns aufnehmen sollte, stand der Capitain schon dort, nahm sein Geld in Empfang und trieb uns an: „Faites vite, embarquez"[7]).

Nun waren wir zwar bald auf dem Schiff, dessen Capitain uns freundlich aufnahm, aber aus der Gefahr waren wir deshalb doch noch nicht. Denn es war Ebbe und wir mußten auf die zurückkehrende Fluth warten, ehe die Fahrt angetreten werden konnte. Wir wurden zwischen Kisten und Kasten in dem unteren Raume des Schiffes versteckt, aus Angst vor der Ablösung aus Varel, und brachten dort angstvolle Stunden zwischen Häringsfässern und anderen wohlriechenden Dingen zu. Erst als wir an der Bewegung des Schiffes das Eintreten der Fluth merkten, dann auch den Anker aufziehen hörten, athmeten wir etwas freier. Das Schiff begann der Mündung der Jahde zuzusteuern, noch ein paar Stunden und wir waren in einem freien Lande. Vorher schickten aber die Franzosen uns noch ein Boot mit Büchsenschützen nach, die uns zuriefen: „Halt, oder wir schießen". Da sie aber keine Segel hatten, gewannen wir bald Vorsprung und konnten ihre Schüsse mit Hurrahgeschrei beantworten. In offener See hatten wir zuerst ungünstigen Wind und sahen uns plötzlich von einem dänischen Caper verfolgt. Aber unser Capitain war ein unerschrockener Mann und ein tüchtiger Seemann dazu. Er verlachte die Signale des Dänen, sich zu ergeben. Die einbrechende Dunkelheit begünstigte uns, er konnte den Dänen über unsere Fahrtrichtung täuschen und gegen 6 Uhr Morgens konnten wir den freien Boden Helgolands betreten. Auf dieser merkwürdigen Insel befanden sich zur Zeit unserer Landung gegen 10000 Menschen. Magazine mit Kriegsmaterial und große Vorräthe englischer Waaren, die nach Deutschland eingeschmuggelt werden sollten. Nach zwei Tagen konnten wir von dort mit einem Packetboot nach England weiter fahren und landeten in Harwich.

mit zwei Gefährten nach Helgoland einzuschiffen". „Was für eine Unverschämtheit! Ich! Ihnen die Erlaubniß geben nach einer Insel des Feindes zu fahren!"

5) Herr Capitain, ein Kaufmann aus Varel hat mir gesagt, Sie seien im Stande, mir diese Erlaubniß zu geben". „Wenn Sie es so genau wissen, zahlen Sie 36 Louisdor und Sie können sich einschiffen". „Herr Capitain, 36 Louisdor, die haben wir nicht. Ich will Ihnen die Hälfte geben". „Sie sind ein guter, kleiner Kaufmann, zahlt und Ihr könnt Euch einschiffen".

6) „Sehen Sie da das kleine Fahrzeug, machen Sie schnell, wenn die Verstärkung aus Varel kommt, stehe ich für nichts mehr ein".

7) „Machen Sie schnell, daß Sie sich einschiffen".

Schon in dieser Hafenstadt Englands machte die allgemeine Wohlhabenheit, ja der Reichthum der Einwohner, die gesetzliche Ordnung, die überall herrschte, verbunden mit dem Bewußtsein der Sicherheit des Besitzes, das alle Bewohner zur Schau trugen, einen tiefen Eindruck auf mich. Unwillkürlich trat im Gegensatze hierzu das Bild meines unglücklichen Vaterlandes vor meine Seele. Was hatte ich dort von Jugend auf wahrgenommen? Tiefste Verarmung und Muthlosigkeit der Besiegten, ungesetzliche Willkür, Bedrückung und Erpressung von Seiten der Sieger, — das waren die Spuren, die des Corsen Siegeszüge in Deutschland zurückgelassen! Wie schon so oft stieg auch jetzt wieder das Gefühl glühenden Hasses gegen den Urheber all dieses Elends in mir auf. Aber hier war ich ja nun in dem einzigen Lande, welches dem Tyrannen noch nicht unterworfen war. Von hier aus konnte ich gegen ihn ins Feld ziehen, ich zählte die Stunden, bis das geschehen konnte. Aber meine Geduld sollte noch auf viele Proben gestellt werden.

Mein Freund Incledon konnte, weil er Engländer war, gleich von Harwich nach London weiterreisen. Wild und ich mußten aber erst die Erlaubniß dazu abwarten. Mr. Green, ein Onkel Incledon's, mußte sich für uns verbürgen, ehe wir sie bekamen. Durch die Bestechung der Douaniers war ich fast von allen Geldmitteln entblößt, fand jedoch bei Mr. Green herzliche Aufnahme. Ich richtete ein Schreiben an den Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, in welchem ich ihm meine Flucht mittheilte und ihn bat, mir eine Anwartschaft auf eine ensigney in seinem Corps zu geben. Der edle Herr ließ mir mittheilen, er könne dies noch nicht thun, weil die jungen Männer, die im Jahre 1809 den Zug mit ihm gemacht hätten, die erste Anwartschaft auf Officiersstellen hätten. Dies war ein harter Schlag für mich, und ich war fast schon entschlossen, als gemeiner Soldat in die englische Armee einzutreten, als Mr. Green mir auf das Entschiedenste abrieth: „Never take such a step, it would make you unhappy for ever"[8]).

Aber was sollte ich nun thun? Mein höchster Wunsch konnte noch nicht erfüllt werden, aber für die Zukunft gab ich die Hoffnung darauf noch nicht auf. Arbeiten wollte und mußte ich in der Zwischenzeit. Da gab Mr. Green mir eine Empfehlung an den Reverend Mr. Steinkopf, der ausgedehnte Verbindungen hatte. Dieser würdige Mann ging mit mir zu einem Mr. Kapp, der ein großes Geschäft besaß und mich auf Mr. Steinkopf's Empfehlung als jüngsten Commis für 20 Lstrl. für das viertel Jahr engagirte. Ich dankte Gott, daß ich nun vor Mangel geschützt war und meinen Unterhalt selbst erwerben konnte, doch war meine Aufgabe nicht leicht. Ich mußte schon Morgens um 6 Uhr, spätestens um 7 Uhr an die Arbeit gehen, weil ich die kaufmännischen Ausdrücke im Englischen erst lernen mußte. Nach drei Monaten erhielt ich 25 Lstrl. anstatt 20 Lstrl., welches meinen Eifer verdoppelte.

Mr. Steinkopf hatte mich drei ältlichen Geschwistern,

8) Niemals thun Sie solch einen Schritt, es würde Sie für immer unglücklich machen".

die zur Herrenhuter Gemeinde gehörten, empfohlen. Bei diesen braven Leuten bezog ich eine gute, billige Wohnung und aß auch bei ihnen. So verlief mein Leben längere Zeit in regelmäßiger Thätigkeit. Ich verdiente mir so viel, daß ich meinen Unterhalt bestreiten und mich auch wieder besser kleiden konnte.

Da ging ich eines Sonntags im Park spazieren, an diesem Tage meine Erholung, als Major Baron von Nordenfels mich freundlich anredete, wie es mir erginge.

Er freute sich zu hören, wie ich mich durchschlug. Doch bat ich ihn noch einmal um seine Vermittlung bei dem Herzog von Braunschweig, denn mein höchster Wunsch war und blieb, in der englischen Armee als Officier angestellt zu werden.

Nach einigen Wochen erhielt ich einen Brief von Nordenfels, ich möge mich bei ihm melden, denn der Herzog wolle mich empfangen. Ich begab mich nach Belmonthouse, der Residenz des Herzogs, wo mich Nordenfels in Empfang nahm und mir sagte, der Herzog sei erfreut, daß ich mich so brav in London erhalte. Darauf trat der Herzog aus dem Nebenzimmer und ich befand mich diesem deutschen Helden gegenüber. Er mochte meine tiefe innere Bewegung bemerken, denn er reichte mir leutselig beide Hände und sagte: „Es freut mich, junger Mann, daß Sie sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine Selbständigkeit hier in London errungen haben. Gern möchte ich Ihnen meine Anerkennung bezeugen, was denken Sie ferner zu thun?“ Ich erwiderte: „Durchlaucht, mein größter Wunsch ist, in der englischen Armee eine Officierstelle zu erhalten. Wenn ich mich auf Ew. Durchlaucht berufen darf, werde ich vielleicht im Regiment Roll ankommen können“. „Ich werde mit dem Baron Roll sprechen“, sagte der hohe Herr und entließ mich sehr gnädig. Durch meinen Schneider, der auch für das Regiment Roll arbeitete, wußte ich, daß im Regimente eine ensigney frei war. Ich schrieb an den Baron Roll, bat um Anstellung und bezog mich auf den Herzog.

In zwei Tagen erhielt ich Antwort. Baron Roll schrieb, wenn ich der englischen und französischen Sprache mächtig sei und 80 Pfund Sterling besäße, um mich zu equipiren, so würde er mich vorschlagen. Ich lief sogleich zu Mr. Green, der meine Freude von Herzen theilte und sich sogleich erbot, mir das fehlende Geld vorzustrecken. Auch mein braver Schneider sagte zu mir: „Ich equipire Sie von Kopf bis zu Fuß. Sie sollen mit mir zufrieden sein. Ich verlange nur einen Handschein von Ihnen, daß Sie mich bezahlen wollen, when convenient“ [9]).

An Baron Roll schrieb ich nun, ich könne alle Bedingungen erfüllen, die 80 Pfund Sterling hätte ich zwar nicht, doch meine Freunde würden sie mir vorschießen.

Von meinem Principal Mr. Kapp war ich schon auf meinen Antrag hin entlassen, hatte also nichts mehr zu thun, und wartete nun sehnlichst auf Antwort von Baron Roll, die aber nicht kam. Acht Wochen brachte ich in Ungewißheit zu, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, schließlich dachte ich, ein Opfer meiner Aufrichtigkeit geworden zu sein und verfiel in Schwermuth.

Da besuchte mich eines Sonntagmorgens mein Freund Incledon. Er erschrak, als er mich sah: „Mein Himmel, was fehlt Dir!“ Als er den Grund hörte, lächelte er: „Sei doch nicht kleinmüthig, komm, begleite mich, vielleicht bringt Dich die frische Luft auf andere Gedanken“. Ich ließ mich überreden mitzugehen. In Parliament street angekommen, trat er in Darly's Hotel ein und zog mich mit. Hier rief er sogleich: „Waiter, breakfast“ [10]), und zu mir gewandt: „Komm flink, hier wollen wir frühstücken und Du sollst die Zeche bezahlen“. „Mach keine dummen Witze“, sagte ich, „mir ist nicht darnach zu Muthe“. „Ich wette, Du thust es“, war seine Antwort und zum Kellner gewandt forderte er die London Gazette. Als der das Blatt brachte, hielt mein Freund es mir dicht unter die Augen. Und was las ich an der Stelle, auf die sein Finger wies?

C. C. Trott, gentleman, to be enseign in the Rolls Regiment [11]).

So erhielt ich die erste Nachricht meiner Anstellung. Mein Freund hatte sie schon in der Zeitung gelesen und sich diesen Scherz mit mir erlaubt. Diese Zeitung kaufte ich mir, und nach einem sehr vergnügten, von mir bezahlten Frühstücke gingen wir sogleich nach dem Agenten für das Regiment Roll, der mir gratulirte und mir die Ordre vom Waroffice gab. In sechs Wochen sollte ich mich völlig equipirt bei dem Depot in Lymington melden.

Nun lief ich zu meinem Schneider und bat ihn, mich in 14 Tagen völlig zu equipiren, was er mir auch versprach und wirklich ausführte. Auch Mr. Green erneuerte sein Versprechen mit herzlichen Glückwünschen, nur meine Wirthe, die drei Herrenhuter Geschwister, waren höchst unglücklich, daß ich, solch ein guter, junger Mann, ein Mörderhandwerk ergreifen wolle: „Poor Mr. Trott, we pity You indeed“ [12]).

Dann aber drängte mich mein Herz, dem edlen Herzog von Braunschweig meinen Dank für seine Fürsprache auszudrücken. Bei der Audienz fragte mich der hohe Herr, woher ich meine Equipirung beschaffe. Als ich ihm der Wahrheit gemäß erwidert hatte, daß sowohl Mr. Green als auch mein Schneider mir Vorschuß auf meinen Handschein gegeben hätten, befahl er einem Diener, ihm eine rothe englische Schärpe und ein Portepee zu bringen. „Schärpe und Portepee schenke ich Ihnen“, sagte er zu mir, „ich habe beides schon einige Male getragen“.

Für diesen erneuten Beweis seiner fürstlichen Huld vermochte ich ihm kaum mit Worten zu danken. Mehr meine Augen als meine Lippen mochten ihm verrathen, wie stolz mich der Besitz dieser beiden Dinge machte.

Nach zwölf Tagen machte ich dem Herzog noch einmal meine Aufwartung, diesmal in voller Uniform, die prächtig war. Der Herzog empfing mich mit sichtlichem Wohlgefallen. „Baron von Nordenfels wird Ihnen zwei

9) „wann es Ihnen paßt“.

10) „Kellner, Frühstück“.

11) „Herr C. C. Trott zum Fähnrich ernannt in Rolls Regiment“.

12) „Armer Herr Trott, wir bedauern Sie aufrichtig“.

Empfehlungen an den Major Gomer und an Capitain Fauche in Lymington mitgeben, folgen Sie dem Rathe dieser beiden Herren. Meine besten Wünsche für Ihre Laufbahn geleiten Sie". So entließ er mich höchst freundlich, indem er mir die Hand reichte.

Das war mein Abschied von dem Herzoge, dessen Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Es sollte mir nicht vergönnt sein, wie ich im Laufe der nächsten Jahre mir oft heiß wünschte, ihn im befreiten Deutschland wieder zu sehen Als er den Heldentod bei Quatrebras fand, stand ich noch beim Regiment in Spanien und die Kunde seines Todes, die uns später erreichte, erfüllte unsere Herzen mit tiefster Trauer. Auch er eins unter den vielen Opfern für die Befreiung des Vaterlands!

Erläuterungen und Zusätze zu Richard Andree's „Braunschweiger Volkskunde"

von Dr H. Jellinghaus.

(Schluß statt Fortsetzung.)

S. 39 wird gefragt, ob der Name der Wipper deutsch sei, indem auf die Unstrut und Saale sowie auf die hinterpommersche Wipper hingewiesen wird. Die pommersche W. wird von Colonisten benannt sein und die andern sind wohl alle deutsch. Eine ganze Reihe Namen, welche mit Wip beginnen, werden das dänische vibe, altn. vepja = Kiebitz enthalten: die rheinische Wupper, in ihrem Oberlaufe Wipper genannt; die Wippert bei Hilter, Kreis Iburg, die Wippe (Ems) bei Harsewinkel; die Wipperau (Ilmenau) Kreis Uelzen; die Wippenbeke oder Wipperke b. Winterswyk in Geldern; der Wippernbach bei Osnabrück, 1606 genannt; der Wipper, Berg bei Corbach; Wippingen an der Ems (Kiebitzwiesen). Wippingen Kreis Hümmling; ter Wupping (zur Kiebitzwiese) in Groningen; vielleicht auch die von A. genannte Flur Wippe b. Sottmar.

Gegen die Erklärung der zahlreichen Bachnamen Lutter — allein in der Provinz Hannover giebt es vier — als „lautere Au" hat sich Lohmeyer mit Recht erklärt. Programm Altena 1894. Da könnte umgekehrt eher das osnabr. lutter-Bodensatz, Schlamm in einzelnen anderen Namen stecken.

Assel (Asle) ist wohl sicher Asloh, d h. Eschenloh, so gut wie Asseln bei Unna (Ascloon), der Asseler Wald an der Diemel (Aslon) es sind. Ztschr. f. westfälische Gesch. 20, 135.

Calbecht Calkbechte) wird Kalkbrennerei heißen und mit westf. buihen, einen Stock im Backofen erhitzen und krümmen, zusammenhängen [1]).

Halchter. Auch die beiden westfälischen Haltern heißen alt Halahtron, — tre, Haletere. Der zweite Theil ist tere, dere = Baum. Der erste Theil wird das in agſ. Ortsnamen häufige halh sein, welches kaum mit hal (Halle) identisch sein möchte, wie man meint.

Reppner (Repenarde) wird in Repen — harde, Salder in Sal-dere zu trennen sein.

Schapen. Das westf. Schapen entstand aus Skapham, Scapahamme, ist Schafhamm, d. h. Schafwinkel.

Velstowe. Das stove ist jedenfalls gut deutsch. Ein stave ist in Schleswig der Stumpf eines Baumes, dann die Stammstätte einer Familie im Gegensatze zum Zweighofe. Altn. stofn, stafn. Auch Andree giebt unten S. 74 stoben, m. in der ursprünglichen Bedeutung „Baumstumpf" an. Die englischen Namen auf -stow und -stock, -stoke werden meist nicht Baumstumpf, sondern wie die schleswigsche Bedeutung ausweist, eine englische Stammansiedlung im Gegensatz zu den Zweigniederlassungen bedeuten.

Die Zusammenstellung der Flurnamen und Forstorte (S. 41—85), aus alten Flurbeschreibungen gewonnen, ist mit werthvollen Zusätzen von Walther versehen. Die Bach- und Hügelnamen werden hier wohl nur sehr unvollständig genannt sein.

Ein Bisterbeck, häufig vorkommend, wird nicht ein trüber Bach, sondern ein durch dunklen Wald fließender sein; bister heißt wild. Man „verbiestert" sich im Walde.

Bei Bockhorn hätte auf bâke, bók = hd. Baake hingewiesen werden müssen.

Das Wesentliche an einem Bräuel oder Brühl (S. 46) ist nicht die Umzäunung, sondern daß er sumpfiges Buschholz enthält, für Schwarzwild geeignet.

Auch in Braunschweig kommt ein Brautwinkel und Brautloch vor. Ein Brautberg in Lippe. Brudfeld, Brudhoj, in Schleswig. Brudager bei Svendborg. Der Brutkamp bei Albersdorf mit 3 Steindenkmälern. Die Visbecker Braut in Oldenburg. Auf der Brutkoppel bei Barlohe in Holstein mußte ehedem jedes Brautpaar 2 Bäume pflanzen, die 1838 gefällt sind. Vgl. „Am Urdsbrunnen" 2, 28.

Ob man die Butterberge ꝛc auf die Honigbutter, die Nahrung der Bienen, beziehen darf? Kehrein bezeichnet Butterberge als Striche besonders guten Landes. In Pronstorf (Holstein) ist Buttersteig ein Steig auf schwerem Boden [2]).

Donnerberg. „Wem es Freude macht, kann dabei an Thonar und allerlei mythologische Beziehungen denken". Aber die zahlreichen Donnersberge sind doch z. Th. nachweislich Gerichts- und Opferstätten gewesen. So der Donnersberg bei Warburg (Thueneresberch, Dunnersberg) Thunerswe (Osnabr. Ukbuch). II № 357) ist doch direct Donars-Wid (Hain)!

Die zahlreichen Fahren-berg, -krog, -kamp können aus vare (Weg) oder farn (Farnkraut) kaum alle erklärt werden. Sollte das nordische faar (Schaf) nicht einst auch in Deutschland existirt haben?

Das zwei Mal vorkommende Gitmer, m., wird

---

1) Die Deutung des Kalkbrennens dürfte zutreffen, da am Ostabhange des Salzgitterhöhenzuges eine breite Kalksteinzone verläuft, die bei Salder, Gebhardshagen einerseits und bei Liebenburg andererseits vielfach zu Steinbruch- und Kalkbrennereibetrieb geführt hat. Red.

2) Der Butterberg an der Schunter nördlich Braunschweig ist dürrer, früher mit Heide bewachsener Sandboden und die Heide bietet vorzügliche Bienenweide. Red.

Kälber- oder Fohlen-„Meer“ bedeuten. Ein git ist ein Junges vom Rinde oder vom Pferde, von Ziegen.

Gropenberg wohl nicht zu gropen, (m. Topf), sondern grôpe = Graben, Grube, Rinne.

Die häufigen Hilgen-kampe, -wiesen sollen der Kirche gehörige Grundstücke sein. So dumm ist doch das Volk nicht gewesen, einen Platz heilig zu nennen, weil er der Kirche gehörte. Wahrscheinlich waren es Orte, an denen Heiligenbilder standen[3]).

Ob Hengstlah nicht eher von einer hängenden Lage benannt ist? Die Hengstenberge in Westfalen bedeuten „Hangberge“.

Hittel. Außer dem von Walther erwähnten Hetilo der Werdener Traditionen und Hittloge haben wir Hettlage bei Osnabrück (Hetlogun Trad. Corbej. Hethlage 1240); Brig-Hetlage, Bauerschaft b. Grothe im Osnabr., Hetlage bei Tecklenburg Het kann hier heid, m. (Heidekraut) sein, da th resp. d vor Consonanten mit folgendem Hochtone zu t wird.

Holm, Hollen wohl nicht zu dem übrigens auch gut niedersächsischen hull (Hügel). Hollen tritt, wie Mooyer, Schaumburg S. 52 sagt, als Ackereintheilung auf, wobei freilich seine Etymologie erst recht dunkel bleibt.

Hop, m. Außer dem mehr nordischen und niederländischen hôp = engl. hoop (ringförmiger Schlupfwinkel am Wasser) und dem gewöhnlichen hôp (Haufen) mit gothischem au muß noch ein Wort hôp = Hügel bestanden haben. Skeat erklärt so, daß engl. hope eine Höhlung oder ein Hügel (mound) sei, je nachdem die Krümmung concav oder convex.

Haoga in den Korveyer Traditionen ist nach Dürre (Zeitschr. f. westf. Gesch. 41) entweder das Braunschw. Hohe bei Ottenstein oder Hajen an der Weser.

Ein Ihlenstück, eine Ihlenwiese kann nicht wohl von den Blutegeln (ihlen) seinen Namen haben. Nach Pritzel ist ihle: Schilf.

Wenn die Linde hier der beliebte Thie-Baum ist, so hat umgekehrt der ravensbergische Bauer den Beiglauben, daß ein Hof, auf welchem eine Linde steht, ausstirbt. Man fand sie daher nur bei den Kirchen und den Heiligenhäuschen.

Meßbeck in Esbeck ist natürlich aus am Esbeck entstanden.

Nebeldorn. Das englische maple tree (acer campestre) ist bis jetzt bloß an der Unterweser nachgewiesen. Aber das mnd. mepeldorn ist aus am appeldorn entstanden. Wenn oft gesagt wird, apeldorn sei nicht nur Apfelbaum, sondern auch Hollunder und andere Bäume, so beruht das auf Verwechselung zwischen appel und mêpel (weich). Von seinem weichen, gebrechlichen Holz hat der Hollunder den Namen maple tree im Englischen.

Pottwiese, Pottbracken. Nicht zu pott (Urne), sondern zu potte (Setzling) und potten (pflanzen).

Raff, n., und „im Feldraafe“ ist interessant. Sollte es das in agf. Ortsnamen häufige ráw, ráwe, raéw sein?

Schepplage, Schepwelle. Auch im Osnabr. ein Dorf Schiplage (Scip-, Sciblaghe), dessen Warfen am steilen Rande eines kleinen Thales liegen. Alte Hofstellen Skiplage und Schippelaghe werden in Wiedenbrück und in Engern genannt, ein Schipveld bei Kloster Marienfeld, eine Schiphorst im Münsterschen, in Drenthe und bei Großmimmelage im Osnabr. Vielleicht bestand ein Wort skippen = hüpfen, mengl. skippen. Eine Hüpf -lage, -loh, horst wäre nichts Auffälliges, da vier Ortschaften in Westfalen, die an höchst bescheidenen Abhängen liegen (bei Warendorf, Steinheim, Werl und Spenge) Afhüppe (ton Afhuppe 14. Jh.) heißen.

Referent kann die Erklärung von Schierenberg, Schierholz als schieres, reines Holz nicht für richtig halten. Es ist schieren (nordwestfälisch) = abschneiden, agf. scíre, engl. shire. Also Grenzholz, -berg. Schierke = Grenzeiche.

Eine Schlinge wird nicht ein Band sein, sondern ein „Schlingbaum“, eine Barriere vor einem Waldwege 2c.

Das braunschw. siek bestätigt wieder, daß zwischen dem sächsischen sîk (so auch in England) und dem fränkisch-hessischen sîpen, siefen, seifen, eine feste Grenze existirt.

Ob eine Sülte immer von Salz ihren Namen hat, und nicht vielmehr oft von sülen (beschmutzen, verschlammen) abzuleiten ist?

Teckenberg. Referent kann sich nicht denken, wie ein Berg von der Zecke (Ixodes) seinen Namen bekommen soll. Man hat eine Tikeneburg (1184), einen Teckengowi (1059), eine Tecklenburg bei Dorstfeld, im Kr. Delmenhorst, ein Teckhoek in Flandern, einen Thekenbusch bei Wiedenbrück (1240), ein Teken-coep im Utrechtschen (1335). Da nun in Nordengland tike ein verächtliches Wort für Pferd und Hund ist und man in Westfalen die tiekebaune (kleine Feldbohne) durch Pferdebohne ins dortige Hochdeutsch übersetzt, so muß man ein altes Wort für Pferd in jenen Ortsnamen suchen. Namen wie Techingthorpe bei Gütersloh (1213), Tecklinghausen, Kr. Olpe, Tekendorp bei Quedlinburg, Tekelenburg in Zeeland, Ticceresfeld in der Grafschaft Southampton weisen natürlich auf den alten Psn. Tekko, Teccelo (Westfäl. Ukb. III u. IV) hin. Preuß, Lippische Flurnamen 148, hat auch in der langen „Tecke“, das er mit mnd. tecke f. (Reihenfolge) zusammenbringt. (?)

Totenberge, -kämpe sind von Lohmeyer erklärt worden. Ein toyt, tot ist ein wahrscheinlich vorderkopfähnlich geformter Hügel, Berg. Ein wüstes Tötel lag bei Büsum. Einen Todbjerg in Schleswig will man durch altn. tota = Ast, Gipfel (auch eines Hauses) erklären. Baldon Toot in der Grafschaft Oxford heißt Baudindon im Domsdaybook (don = Hügel).

Walkenbruch, -horst, -brok, -berg, -hoek sind häufig. Walken ist stampfen, z. B. bei der Tuchbereitung. Wie aber verhältnißmäßig einsam gelegene Orte zu diesem Namen kamen, darüber ist historisch nichts bekannt.

3) In den Dorfbeschreibungen wird aber sehr häufig berichtet, daß der heilige Kamp u. s. w. der Kirche gehöre. Red. Ja, weil ein früheres heidnisches oder christliches Heiligthum sich darauf befand. H. J.

Daß in Braunschweig Ost- und West- häufiger sind als Süd- und Nord- wird daher rühren, daß sich sächsisches Land von West nach Ost ausdehnte. In Westfalen, wo das ndd. Land größere Tiefe nach Süden zu hatte, ist Süd- sehr beliebt. Nord- ist als ein unheimlicher Begriff überall seltener. Die Erstreckung mancher Dörfer von Ost nach West (S. 105) hängt mit den vorherrschenden Ost- und Westwinden zusammen, indem diese Anlage größeren Schutz gegen dieselben gewährte.

Siedelungen. Die Dörfer und Häuser (S. 86—147).

Die Braunschweigischen Dörfer sind in der Mehrzahl Haufendörfer. Die Flur war in drei möglichst gleiche Felder so getheilt, daß zu jedem Felde eine Anzahl Wannen gehörte und wegen der verhältnißmäßigen Vertheilung jeder Wanne unter die vorhandenen Hufen in jedem Felde auch von jeder Hufe die ungefähr gleiche Fläche lag.

Das sächsische Haus hat in den Kreisen Wolfenbüttel, Gandersheim und Blankenburg nicht bestanden, sondern das oberdeutsch-fränkische, bezw. thüringische. Aber ein sächsisches Bauernhaus, welches (nach v. Hammerstein-Loxten) wie ein Schafkoben, eine bloße Dachhütte gewesen wäre, hat gewiß nie existirt (S. 110). Schon die gewiß uralte Formel dak un fak spricht dagegen. Merkwürdig, daß die Idee, die Germanen seien so zu sagen auf allen Vieren in das nordische Land eingezogen, trotz aller Gräberfunde aus dem Steinzeitalter nicht verschwinden will. Hammerstein's Behauptung, die Borstel-Dörfer (burstall) seien aus solchen Schafkoben entstanden, ist unglaublich Eine bur war in Deutschland ganz dasselbe, wie im Norden eine by war. Sie kann als einzelne Anlage und gleich als ganzes Dorf gegründet sein. Ebenso wenig kann aber auch die Annahme der Entstehung des sächsischen Hauses aus einer primitiven Hütte mit dem Feuerherde in der Mitte, aus welcher zunächst der Theil, welchen man als flet bezeichnet, entstand" — richtig sein. Ohne die Däle kann das sächsische Haus nie existirt haben. Da Kamerfak und upkamer, die Bezeichnungen für den Wohntheil des Hauses, ein lateinisches Wort enthalten, so möchte oberhalb des Herdes und des Flet vielleicht in vorrömischer Zeit nur ein einziger freier Raum existirt haben.

Die sächsischen Häuser Braunschweigs haben ganze oder halbe Walmdächer. Zu bezweifeln ist Andree's Meinung, daß „in anderen Gegenden die Entwickelung weiter fortgeschritten ist und vollständige Giebel entstanden sind". Die Gr. Ravensberg und das Hochstift Osnabrück z. B. werden immer vollständige Giebel gehabt haben. Merkwürdigerweise sah man dort früher die Wohnungen der Aröder adliger Güter mit abgestumpften (Walm)dächern versehen, aber auch nur diese. Sollte das Walmdach in ganz alten Zeiten ein Zeichen der Unfreiheit gewesen sein?

Der Bretter- oder Lattenzaun um den Hofraum (S. 111) wird nicht das alte sein. Es wird überall der aus großen Zweigen und namentlich Dornen über Pfähle gepflochtene Zaun gegolten haben. — Die lange dör heißt in Westfalen niendör (nieden-Thür) ein Name, der die Benennung der däle von dal (hernieder) beweist. —

Die Verbreitung der Ausdrücke hanebalken und hal (Kesselhaken) wäre zu untersuchen, ersteres Wort ist auch dänisch, letzteres auch englisch. — Bei der Besprechung der Pferdeköpfe auf den Häusern hätte die ältere gründliche Abhandlung von Petersen in den Jahrbüchern f. Schl.-Holst. Landeskunde genannt werden müssen. — Bei dem Hahn auf den Kirchthürmen (S. 127) hätte nicht auf das erste Citat in W. Menzel's Symbolik hingewiesen werden sollen. Der Hahn als Wetteranzeiger ist christlicher Volkshumor, in dem die Menschen als wetterwendisch, zur Zeit der Anfechtung abfallend hingestellt werden.

Wichtig ist für die Geschichte Sachsens die S. 135 gemachte Beobachtung, daß die sächsische Hausgrenze nicht mit der ndd. Sprachgrenze zusammenfällt. „Alle Dörfer im Süden der Stadt sind niemals sächsisch gebaut gewesen". „Die Sprache hat der Sachse weiter nach Süden in thüringisches Volksgebiet getragen". — Aehnlich könnte es in Südostwestfalen liegen, wo sächsische Häuser jetzt sehr selten zu sehen sind.

Gelegentlich der auch in Braunschweig geltenden Meierrechte ist zu erwähnen, daß die Bezeichnung Meier in Ostfalen und ganz Engern geherrscht zu haben scheint, aber an der Grenze Westengerns und Westfalens spurlos verschwindet, um dem Schulten Platz zu machen.

Von ndd. Wörtern fielen Referenten auf:

born, m., in der Bedeutung „künstlicher Brunnen"; wipborn, Ziehbrunnen. Die Wörter püt und sood sind (zufällig?) nicht erwähnt. Die Quelle heißt auch in Westengern welle und nur in Südwestfalen und Südhannover auch spring.

frâdeln, kleine Stücke einer anderen Frucht zwischen Flachs (S. 163). Mnd. wratte, f. Warze.

isschöckeln, Eiszapfen, S. 167. Mnd. isjokel, agſ. ísgicel, westfäl. iskiakel.

arf, das Wockenblatt, S. 172. Wohl mnd. nare, ahd. narwa = Griff, das n im Braunschweigischen zum Artikel gezogen. Mnd. Wb. 3, 158.

emm, n., das Holzgehäuse, durch welches die hintere eiserne Achse am Wagen geht. In Holstein emer oder emmer, m.

nissen, plur., nach auswärts gekrümmte Wagenrungen, ein unbekanntes Wort.

lanken, pl., die an den Seiten der Pferde verlaufenden Lederriemen. Zu westf. lankwage, Verbindungsstange am Wagen, im Brem. Wörterbuch in langwage entstellt. Mnd. Wb. 2, 619. Zu engl. link, Kettenglied.

sîe, f., kurze Kniesense, in Westfalen als plaggensicht, f., bekannte plaggenkwicke, f., Plaggensense, statt plaggentwicke.

flott, m., Rahm (S. 180), ein Wort, das in Ost- und Westengern sowie in Dänemark gilt, während die Westfalen und Thüringer smand, die Holsteiner râm, die Niederländer zaan-dicke, geronnene Milch haben.

swêw, n. (S. 182), schwebende Bedeckung des Butterfaßes, beachtenswerth, weil sonst das Wort sweven,

schweben, in Niederdeutschland nirgends recht populär gewesen zu sein scheint.

hille-bille (S. 185). Der Aufruf zur Wehr geschah durch Schlagen an den Schild.

Leider scheint noch keine Aussicht auf ein braunschweigisches Wörterbuch zu sein. Nach dem, was gelegentlich in Reiche's „Muddersprake" vorgekommen ist, müssen noch eine Menge wenig bekannter Wörter in dem Dialecte vorhanden sein.

Bücherschau.

Adolf Bertram, Hildesheims Domgruft und die Fundatio Ecclesiae Hildensemensis nebst Beschreibung der neu entdeckten Confessio des Kreuzaltars, der Gräberfunde der Domgruft und des nielloartigen Chorfußbodens. Mit 19 Abbildungen. Hildesheim, Lax 1897, VI, 48 S. 8⁰. 2 ℳ 50.

Der Dom in Hildesheim hat im letzten Decennium eine Restauration erfahren, bei welcher der ursprünglich romanische Charakter des Gotteshauses, wie es von vielen Seiten gewünscht war, nicht wieder hergestellt, sondern der Zopf, mit welchem denselben das vorige Jahrhundert versehen hatte, belassen wurde. Die ebenfalls verzopfte Gruft unter dem Chore des Domes war bei jener Restauration nicht mit einbegriffen, sie sollte später ebenfalls unter Beibehaltung der Zuthaten, mit welchen das 17. und 18. Jahrhundert ihre romanischen Formen umkleidet hatte, erneuert werden. Der Banquier Theodor Pistorius in Hildesheim schenkte alsdann zum Jubiläum des Bischofs Wilhelm im vorigen Sommer 20 000 ℳ, um die Domgruft in ihrem ursprünglich romanischen Stile zu erneuern, als bleibendes Denkmal für den hochverdienten und hochbeliebten Bischof. Die Regierung, welcher die Erhaltung des Domes in Folge der Säcularisation des ehemaligen Domstiftes obliegt, bewilligte hierzu jene Summe, welche die einfache Renovirung der Domgruft erfordert hätte, und so konnte denn die alte Gruft wieder so hergestellt werden, wie sie die Erbauer vor Jahrhunderten geschaffen hatten. Dieser Domgruft und ihrer Restauration ist die kleine, aber gediegene Schrift des Domcapitulars Bertram gewidmet. Da die Domgruft noch einen Theil des ersten altfriedischen Domes enthält und mit dem ersten unter Ludwig dem Frommen erbauten Kirchlein nicht blos historisch, sondern auch räumlich und baulich zusammenhängt, so beginnt Bertram seine Darstellung zunächst mit der „Fundatio Ecclesiae Hildensemensis". Dies ist nämlich die älteste ausführliche Nachricht über die Gründung des Bisthums Hildesheims und den Bau der Domkirche, eine Quellenschrift, welche unmittelbar nach dem Tode des Bischofs Hezilo († 1079) geschrieben und bereits von Annalista Saxo benutzt ist, worauf Lüntzel in seiner „Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim" S. 400 bereits aufmerksam gemacht hatte. Trotzdem ist Waitz dieses entgangen, weshalb Bertram ausführlich die Stellen bezeichnet, welche der Annalista Saxo der Fundatio entlehnt hat, um alsdann dieselbe zum ersten Male in vollständigem kritischen Texte mit einer guten Uebersetzung zu bringen. Dadurch ist die Grundlage zum 2. Abschnitte „Zur Baugeschichte der Domgruft" gegeben. Das Resultat dieser interessanten Untersuchung ist folgendes: Die heutige Domgruft besteht aus 3 Theilen, Bischof Altfried († 875) baute den Theil unter der Vierung, Hezilo, welcher den Altfriedischen Dom nach dem Brande erneuerte, fügte das Quadrat unter dem Domchore hinzu, nach seinem Tode († 1079) erhielt der Dom und damit auch die Gruft eine Apsis. Das für die weitesten Kreise interessanteste Capitel behandelt die „Confessio unter dem Kreuzaltare". In der altchristlichen Zeit ruhten unter den Altären vielfach die Leiber der hl. Märtyrer; eine gleiche, bislang unbekannte Einrichtung hat im Hildesheimer Dome auch existirt. Unter dem Kreuzaltare ist das liturgische, allerdings jetzt leere Grab eines Heiligen entdeckt. Bertram beschreibt diese Confessio und sucht die Frage, welcher Heilige hierselbst geruht hat, dahin zu beantworten, daß der Leib des hl. Epiphanius, welchen Bischof Othwin († 984) aus Pavia überführte, hier seine Verehrung fand, bis er im silbernen Ehrensarge auf dem Domchore beigesetzt wurde. Das vierte Capitel „Die Gräber und Gräberfunde der Krypta" behandelt das Grab des Bischofs Adelog († 1190), welches am 29. October 1869 geöffnet wurde, das Grab des hl. Godehard († 1038), das des Bischofs Dithmar († 1044), das des Bischofs Osdag († 989) und das eines unbekannten Bischofs. Die drei letzteren Gräber sind 1896 zum ersten Male geöffnet, sämmtliche waren aus Sandsteinquadern gebildet, die Leiche ruhte auf dem gewachsenen Boden. In allen drei Gräbern fand man das gut erhaltene Skelett, dessen Kopfende nach Westen lag, und kleine Sepulchralkelche. Als letztes Grab der Gruft wird das des Domherrn Franz Anton von Wissocque († 1665) beschrieben, welchem als Restaurator der Gruft eine Grabstelle in derselben bewilligt wurde. Den Schluß dieses Capitels bildet eine kurze Schilderung der Restaurationsarbeiten in und an der Gruft. Das fünfte Capitel bildet einen Anhang, indem es den Gypsfußboden behandelt, welcher ehedem in der Apsis des Domchores lag. Die Bedeutung dieses Fußbodens erhellt aus den Worten Essenwein's: „Die Reste des Fußbodens im Dome zu Hildesheim bilden eines der wichtigsten Denkmäler, die uns aus dem Mittelalter geblieben sind". Außer 10 Abbildungen, welche den Text illustriren, sind noch 3 Tafeln beigegeben. Die erste zeigt die Gräberfunde (Kelche und Patenen) in ³/₄ natürlicher Größe, die zweite das neue vom Professor Küsthardt angefertigte Grabbild des hl. Godehard, die dritte die Reste des Gypsfußbodens.

Wie die vorstehenden Angaben zeigen, enthält die Schrift gar Vieles, das nicht blos für Hildesheim, sondern auch für weitere Kreise von Interesse und Bedeutung ist. Dieselbe sei darum allen Freunden vaterländischer Geschichte und Kunst bestens empfohlen.

Braunschweig. Dr Karl Grube.

Monatsschrift f. Handel u. Industrie. Mai-Juni. Gründonnerstag als Feiertag; Conferenz d. Schulvorstände u Lehrercollegien d. kaufmännischen Fortbildungsschulen im Herzogth. Br.: Sander, das kaufmännische Lehrlingsheim.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 14. 4. Juli **1897.**

Braunschweigs Antheil an der Entwicklung der deutschen Litteratur [1]).

Von Wilhelm Brandes.

Indem wir die Annalen der deutschen Litteratur aufschlagen, um aus ihren Blättern ein Bild von dem zu gewinnen, was unsere engere Heimath, das Braunschweiger Land, und ihre Kinder zu der Entwickelung der nationalen Dichtung Förderliches geleistet oder Schönes und Großes, zum Mindesten Eigenartiges beigesteuert haben, berührt es uns wie ein bedeutungsvolles und glückverheißendes Vorzeichen, daß die früheste Kunde, die überhaupt von deutscher Poesie aus der Vergangenheit zu uns herüberklingt, gerade auf unsern heimischen Boden hinweist. Der Cheruskerfürst, der den römischen Welteroberern ihre Grenze gesetzt hat, Arminius, der Sieger der Varusschlacht und der unbesiegte Gegner des Germanikus, war durch Meuchelmord neidischer Sippen gefallen; aber das Volk trauerte um ihn und sang noch drei Menschenalter später zu der Zeit, als Tacitus seine Annalen schrieb, von seinen Thaten. Von den Weserbergen herüber bis diesseits des Harzes saßen die Cherusker: hier also war der erste geschichtlich erreichbare Germanenheld erwachsen, der seiner Nation Stoff zum Liede gab, und hier, wenn irgendwo, ist auch von ihm gesungen worden.

1) Diesen populären Vortrag, der zuerst am 28. Januar d. J. im Altstadtrathhause zu Braunschweig zum Besten des Marienstifts gehalten, nachmals im Ortsgeschichtsvereine am 12. April zu Wolfenbüttel wiederholt ist, auch noch in Druck zu geben, veranlaßt mich der Wunsch der befreundeten Redaction und zugleich bei manchen Bedenken die Erwägung, daß seit Karl Schiller's verdienstvoller Zusammenstellung im Anhange zu seinem Buche „Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800" ein ähnlicher Ueberblick nicht wieder versucht, in dem halben Jahrhundert seither aber doch viel Altes erforscht und Neues geschaffen ist. Ich habe es jedoch unterlassen, diesen Ausführungen durch Litteraturangaben und Beweisstellen hier nachträglich einen wissenschaftlicheren Anstrich zu geben, nicht bloß, weil darin schwer Maß und Ziel zu finden gewesen wäre, sondern namentlich, weil ich dann auch den Text nach Form und Ton völlig hätte umgestalten und manches aufgeben müssen, was mir an seinem Platze wesentlicher erscheint, als einige Spalten voll Namen, Zahlen und Citate. W. B.

Aber diese Lieder sind im Sturm der Zeiten verklungen, und so hat sich aus der ganzen Heidenzeit schlechterdings nichts erhalten, was man mit Bestimmtheit als Gewächs unseres Bodens in Anspruch nehmen könnte. Und doch haben von allen deutschen Stämmen diejenigen, die sich im Laufe der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter dem Gesammtnamen Sachsen zusammenschlossen, dem Christenthume und der Angliederung an die großdeutsche Monarchie der Franken am längsten widerstrebt. Auch nach der Bezwingung durch Karl den Großen haftete in dieser zähen, eigenwilligen und trotzigen Art der Sondersinn von ehedem: wer im neunten Jahrhundert aus Franken oder Schwaben nach dem Norden kam, der fand sich nicht bloß der Sprache nach, sondern auch nach Denkart und Lebensformen in einer fremden Welt, die darin weit enger mit den Stammverwandten auf der britischen Insel zusammenhing, als mit den Reichsgenossen im Süden. Kein Wunder, daß der niedersächsische Sänger, der unter Ludwig dem Frommen für seine Landsleute die Heilsgeschichte — Schöpfung und Erlösung — in Dichtung umsetzte, daß der Sänger des Heliand sich dabei nicht, wie sein rheinfränkischer Zeitgenosse Otfried von Weißenburg lateinische Vorbilder nahm, sondern die Stilformen des alten heidnischen Volksepos festhaltend den angelsächsischen Poeten der Zeit an die Seite trat, sich auch nicht begnügte, wie der Süddeutsche, die Geschichten der Schrift in deutschen Worten zu erzählen, sondern um seiner Hörer Theilnahme gewiß zu sein, Christus und die Jüngerschaar als einen waltenden Fürsten mit seinen Gefolgsmannen erscheinen ließ und die heiligen Stätten, wie nachmals die deutschen Maler bis auf Dürer es gethan haben, in den Formen und Farben der eigenen Heimath darstellte. Wo der fromme Sänger zu Hause gewesen ist im weiten Sachsenlande, ob wirklich, wie die neueste Hypothese will, in der Helmstedter Gegend, das wissen wir nicht, und so streift ihn denn unsere Betrachtung nur, um rasch auf die helleren Zeiten des nächsten Jahrhunderts überzugehen, in welchem das sächsische Haus der Ludolfinger die Kaiserkrone und für seine Stammesgenossen die Führerschaft im Reiche gewann.

Ein Prachtgeschlecht von Haus aus, so fest und willensstark die Männer, so klug und fromm die Frauen! Nicht erst die fremden Kaiserinnen, die italienische

Adelheid und die griechische Theophano haben das Pflanzreis der antiken Bildung in den rauhen Boden des Sachsenlandes eingesenkt und daraus den Baum der sogenannten ottonischen Renaissance gezogen. Hundert Jahre früher hatten der Stammvater Ludolf und die Stammmutter Oda in dem Wald- und Wiesenthal der Gande unter hörigen Hirten und Bauern das Kloster Gandersheim gegründet; drei ihrer Töchter führten nach einander Stab und Ring der Aebtissinnen unter den Jungfrauen der edlen Geschlechter des Sachsenlandes, die hier von Anfang an nicht bloß der Andacht, sondern auch den Studien sich weihten. Denn zu den ersten Sorgen Oda's hatte die gehört, die Bibliothek des Klosters auszurüsten mit einem Bücherschatze, so reich er zu beschaffen war. Das ist die Stätte, wo sie erwachsen ist und ihr Lied gesungen hat, der „seltene Vogel aus Cheruscia", das Wunder Germaniens und der Stolz Europas, wie die glücklichen Wiederauffinder ihrer Werke zu Beginn des XVI. Jahrhunderts mit humanistischem Ueberschwang sie gepriesen haben, Hrotswith oder Roswitha, clamor validus Gandershemensis, die laute Stimme von Gandersheim, wie sie ihren Namen richtig gedeutet hat. Man hat sie früher zu einer englischen Prinzessin und gar zu einer griechischen Kaisertochter machen wollen, weil man an das Wunder ihrer Bildung mitten im wilden Harzwalde lange nicht glauben mochte, aber das sind, wie ihre angebliche Abkunft von dem mecklenburgischen Geschlecht derer von Rossow, eitel Fabeleien. Schon daß sie nie von ihrer Heimath redet, beweist, daß sie eben zu Hause war. Irgendwo auf einem Adelssitze der Nachbarschaft wird sie um 935 geboren sein. Sicherlich von Kindheit auf mit Leidenschaft den Büchern zugethan, erhielt sie den letzten Schliff gelehrter Bildung durch die ein wenig jüngere Aebtissin Gerberg II., eine Tochter des Baiernherzogs Heinrich, Schwester jener wohlbekannten Herzogin Hadwig von Schwaben, die auf dem Hohentwiel mit dem Mönche Ekkehard von St. Gallen den Virgilius las. Vom Studium der Alten verfiel Roswitha auf ihre Nachahmung. Wie sehr wünschten wir, daß sie das rauhe Idiom ihrer Muttersprache in die festen Stilformen der Antike übergeleitet hätte, wie ihr Zeitgenosse, der deutsche Notker in St. Gallen es versuchte; allein nicht einmal der Gedanke daran wird ihr gekommen sein: sie schrieb, wie sie las, lateinisch. Immerhin, daß sie schrieb und was sie schrieb, macht sie nicht bloß zu der ersten Dichterin deutschen Stammes, sondern weist ihr zugleich den ersten Platz an unter den Poeten des Zeitalters und giebt ihr eine Ausnahmestellung in der ganzen mittelalterlichen Litteratur. Es ist nicht ihr formvollendetes Lobgedicht auf die Thaten Otto's des Großen im epischen Versmaße des Virgil, was sie so hoch stellt, auch nicht die Anmuth und fromme Simplicität, mit der sie in gleichem Maße die Geschichte der Gründung Gandersheims erzählt, — denn dergleichen giebt es aus jener Zeit mehr; es sind vielmehr ihre dramatischen Versuche, die ihr jene Stelle anweisen, es ist die Thatsache, daß sie ohne eine Ahnung von der Theorie dieser Kunstgattung und von dem Wesen des Theaters nur aus der Lectüre des Terenz die Form abstrahirend mit bewundernswürdigem Instinkt die ersten Dramen seit dem Untergange der römischen Welt gedichtet hat und damit noch gut zwei Jahrhunderte allein steht. Gewiß, wer ihre sogenannten Komödien neben die Meisterwerke der Alten und Neuen oder auch nur neben die Durchschnittsproducte unserer Zeit hält, dem erscheinen sie von kindlicher Unbeholfenheit, etwa wie Miniaturen in den Rechtsbüchern des Mittelalters neben Schwind'schen Zeichnungen oder neben Photographien nach dem Leben. Sie verlaufen geradlinig in wenigen kunstlos aneinandergereihten Scenen; die Heiligen, die darin auftreten — Roswitha behandelt lauter Legendenstoffe — sind von engelhafter Tugend, die Heiden von überteuflischer Bosheit, die Actionen bei Hofe voll steifen Ceremoniells, die Martyrien voll roh gehäufter Schrecknisse. Aber mitten dazwischen überraschen einzelne Scenen und Züge des wirklichen Lebens durch eine solche Schärfe der Beobachtung, eine solche Frische der Wiedergabe, soviel intuitive Kenntniß des menschlichen Herzens, eine so realistische Kühnheit im Entwurf, einen so naiven Humor in der Durchführung, daß man der Nonne von Gandersheim doch ein dramatisches Talent ersten Ranges zuerkennen muß: bis an die Schwelle des Reformationszeitalters sucht man in unserer Litteratur nach Aehnlichem vergebens. Zugleich ist es für uns von hohem Interesse, daß sich in eben jenen Zügen, wie besonders in der rücksichtslosen, oft barocken Mischung von komischen und tragischen Elementen, für die sie in der Antike kein Vorbild fand, die realistische Eigenart der nordischen Dramatik gleichsam in der grünen Knospe zeigt, deren volle Blüthe sich sechs Jahrhunderte später in der Dichtung des Angelsachsen Shakespeare entfalten sollte. Roswitha hatte ihre in einer rhythmischen Prosa mit gelegentlichen Reimen abgefaßten Stücke, wie sie in der Vorrede erklärt, dazu bestimmt, dem Unterhaltungsbedürfnisse frommer Christen an Stelle der heidnischen, verführerischen Lustspiele des Terenz zu dienen. Das haben sie denn freilich nicht gethan, nirgends finden wir sie in der Folgezeit erwähnt, nirgends nachgeahmt; und als Conrad Celtes sie aus einer verlegenen Handschrift des Klosters St. Emmeran zu Regensburg ans Licht zog und mit einer Widmung an Kaiser Maximilian herausgab, war die Zeit vorüber, in der sie hätten wirken können.

Für zwei Jahrhunderte versinkt nach Roswitha unsere Heimath wieder in unlitterarisches Dunkel. Nur auf Umwegen hat man zu erweisen unternommen, in Niedersachsen müsse damals und zwar in den mittleren und unteren Volksschichten die deutsche Heldensage, wie fahrende Spielleute sie auf Märkten und in Häusern sangen, eine Zufluchtsstätte gefunden haben, als man ihrer im Oberlande fast vergessen hatte; von der Nordseeküste sei sie dann zu den Nordgermanen gewandert, um im fernen Island für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden. Aber helles Licht geht erst wieder um die Mitte des XII. Jahrhunderts auf und zwar wiederum von einem fürstlichen Hause und diesmal vom Hofe selber: es ist das Haus der Welfen und der Hof Heinrich's des Löwen. Mit Recht nennt Scherer die Welfen dasjenige deutsche Dynastengeschlecht, das am frühesten deutsche

Dichtung gefördert und für die litterarische Bildung des Adels den Grund gelegt habe. Am bairischen Hofe Heinrich's des Stolzen und für ihn und seine Gemahlin, eines „reichen Königes Kind“, die Erbtochter Kaiser Lothar's von Süpplingenburg, hatte der Pfaffe Konrad das fränkische Rolandslied deutsch umgedichtet und ein unbekannter Verfasser die Volkssage von König Rother in Versen bearbeitet. Heinrich's des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, übertrug nun die Pflege der Dichtung in seine niedersächsischen Erblande an seine Hofburg zu Braunschweig. Auch er führte eines reichen Königs Kind heim, Mathilde von England und der Normandie: an ihrem väterlichen Hof zu Rouen mag der junge braunschweigische Edeling Eilhart von Oberge, vielleicht auf der Brautfahrt des Herzogs, die Mär von Tristrant und Isalde in französischer Niederschrift kennen gelernt haben, die er dann heimgekehrt in freier Bearbeitung der deutschen Litteratur aneignete, das erste Rittergedicht des eigentlichen höfischen Stiles, die erste nachweisliche Dichtung deutscher Zunge, in der die Minne mehr als Episode, in der sie ein und alles ist. Uns Modernen ist der Stoff dieses hohen Liedes der sündigen Liebe, die mit dem zwingenden Zaubertranke doch nur äußerlich entschuldigt wird, durch Wagner's Tristan wieder vertraut geworden. Daß die Einführung solcher welschen Romantik kein Gewinn für die damals im Ganzen noch ungebrochene Sitte unseres Volkes war, bedarf keines Wortes. Aber ebenso gewiß ist auch, daß die Dichtung erst damit den starren Panzer abzulegen und den Topfhelm zur Seite zu setzen begann und anfing statt ein gesinnungstüchtiges Dreinschlagen immer wieder mit stereotypen Formeln zu schildern, das menschliche Herz mit seinen unendlich wechselvollen Regungen, inneres Leben und innere Schicksale abzuspiegeln. Auf diesem Wege also war unser Eilhart von Oberge unter den Pfadfindern und Bahnbrechern der erste. Als Dienstmann Heinrich's und seines Sohnes Otto erscheint er bis in den Anfang des XIII. Jahrhunderts in Braunschweiger Urkunden, auch vom Grafen Siegfried von Blankenburg trug er ein Lehen und im Kloster Michaelstein hat er nachweislich einen Theil des Liedes von Tristan und Isolde zuerst vorgelesen. Die Phantasie hat hier wohl ein gutes Recht, sich die Scene auszumalen: an einem sonnigen Herbstnachmittage unter dem Baldachin im falben Grün des Klostergartens den Grafen und etwa als hohen Gast den Löwen von Braunschweig mit ihren fürstlichen Frauen niedersitzen zu lassen, Adel und Klerisei herumzustellen und mitten hinein den jugendlichen Poeten, wie er nach dem Muster der fahrenden Spielleute bald mit gelindem Tone dem Liebesgespräch, bald mit Kraft und Nachdruck dem ritterlichen Gefecht sein Recht werden läßt, nun den Eindruck bei den Hörern vorwegnehmend ein ernstes Wort der Mißbilligung: daz waren bose sinne!, nun Lachen weckend ein Wort kecker Laune in die Erzählung einflicht, während von draußen ab und an der fröhliche Volkslärm des Michaelismarktes dazwischenklingt. Von den höfischen Dichtern hat Eilhart wie natürlich noch am meisten Fühlung mit dem Volksgesange, sowohl in seinen Vorzügen, der naiven Frische der Auffassung, dem liebenswürdigen Humor, der derben Freude an gutem Hieb und tiefem Trunk, wie anderseits in seinen Schwächen, dem technischen Ungeschick zumal im Reime und der ungleichen springenden Darstellung. Seine Tristandichtung ist denn auch nach dieser Seite hin und nach mancher andern weit überholt von Meister Gottfried's von Straßburg übersüßem Liede; doch aber muß sie noch lange ihre Liebhaber im Publicum gehabt haben; denn in späteren Zeiten ist sie noch zweimal erneuert und überarbeitet worden: eben diese Ueberarbeitungen sind auf uns gekommen, die älteste Form nur in geringen Bruchstücken. Nicht minder lassen die späteren höfischen Epen erkennen, daß Eilhart's Gedicht während der ganzen Blüthezeit der ritterlichen Poesie auch von den Dichtern gelesen und benutzt ward, so daß man wohl sagen darf, er habe für jene Kunstgattung, wenn auch noch unvollkommene, doch in den Grundzügen bleibende Typen geprägt.

Noch ein anderes Lied ist an Heinrich's des Löwen Hofe zuerst erklungen, recht ein Gegenstück zum welschen Tristan, ein Lied von deutscher Heldenart und Treue: es ist das älteste der uns vollständig erhaltenen Gedichte vom Herzog Ernst, jenem sagenhaften Kaisersohn, den Neid und Verleumdung mit dem Stiefvater entzweit und zur Empörung getrieben haben, der dann geächtet mit seinem getreuen Grafen Wetzel zum heiligen Grabe fährt und tausend Wunder des Orients erlebt, bis er heimkehrend des Kaisers Gnade wiederfindet. Schon im Tristan ist gelegentlich eine lange Klage eingeflochten über den Neid, der die Großen verfolgt, eine freiere Ausführung des deutschen Dichters im Sinne seines Herrn, von der die welschen Vorlagen nichts wissen, die also unmittelbar aus der Zeitstimmung erwachsen sein muß. Das Epos vom Herzog Ernst aber ist ganz das, was man heute actuell und tendenziös nennt: es setzt außer Heinrich's Kreuzzuge von 1172 auch schon sein gespanntes Verhältniß zum Kaiser voraus, wahrscheinlich auch bereits seinen Kampf und Sturz, seine erste Verbannung nach England und seine Heimkehr 1185. Eben die Aehnlichkeit der Thaten und Schicksale war es, was den uns unbekannten Dichter veranlaßte, zu Ehren seines fürstlichen Herrn die allbekannte und im Liede lebende Herzog-Ernst-Sage in einem halb volksmäßigen, halb höfischen Gedichte so zu gestalten, daß die Parallele für die Zeitgenossen zu greifen war und noch für uns nicht zu verkennen ist. Wie aber hier historische Züge aus dem Leben des Herzogs Heinrich in altes Sagengut hineinflossen und damit verschmolzen, so rankte sich umgekehrt junge Volkssage bald um die historische Person des Fürsten: das Wappenthier, das er sich angenommen, dessen ehernes Bild er zum Wahrzeichen seiner Macht auf seinem Burghofe aufgerichtet hatte, ward lebendig und zum treuen Begleiter Heinrich's auf seiner nun mit den Wundern des „Herzog Ernst“ ausgeschmückten Kreuzfahrt; wie er fast von Allen verlassen, der einst so mächtige Mann, in die Verbannung gezogen und Jahre lang nahezu verschollen war, um dann unversehens wieder im Lande zu erscheinen, die Ungetreuen zu strafen, stille Treue zu lohnen, so läßt die Sage den Todtgeglaubten aus der Ferne jählings

durch die Lüfte zurückfahren gen Braunschweig, um im letzten Augenblicke sein Weib vor einem neuen Ehebunde zu bewahren. So tritt die neue Sage, deren Held der große Welfe ist, neben die alte vom Herzog Ernst, in der er sich nur spiegeln konnte; beide sind wiederholt und mit Vorliebe in der volksthümlichen Poesie der nächsten Jahrhunderte behandelt, beide gegen Ende des Mittelalters zu Volksbüchern in Prosa vernutzt, beide bis in unsere Zeit Lieblingsstoffe der deutschen Dichtung geblieben. Heinrich ist der letzte deutsche Held, dem die Bewunderung des Volkes das widerfahren ließ, was vor ihm Theoderich dem Gothen und Karl dem Franken geschehen war, daß das Immergrün der Sage ihr ganzes Leben überspann. Eine späte Genugthuung ward seinem größeren Gegner Friedrich Barbarossa, indem seit Ende des XV. Jahrhunderts der Volksglaube ihn in den Kyffhäuserberg versetzte, als den Inbegriff deutscher Kaiserherrlichkeit, die versunken schien, doch deren Wiederkunft man erwartete.

Eilhart und der Dichter des Herzogs Ernst hatten für den Hof und höfisch Gebildete gedichtet, auch jener nicht in der niedersächsischen Mundart seiner Heimath, sondern in einem Oberdeutsch, das die Umgangssprache der Vornehmen auch nördlich der Sprachgrenze des Volkes war. Ihre Wirkung ging nach dem Süden. Auf unserm Boden schlugen die beiden Dichtungen keine Wurzeln, blieb die höfische Poesie überhaupt nur ein Gast. Zwar Heinrich's Sohn Otto, der einzige Kaiser aus dem Welfenhause, hatte noch oberdeutsche Sänger an seinem Hofe, auch Walter von der Vogelweide schwur nach dem vielbeklagten Tode Philipp's von Schwaben eine Weile zu seinen Fahnen, ging jedoch demnächst mit klingendem Spiele zu dem neu aufgehenden Gestirne, dem Frühlingskönige Friedrich II., hinüber. Otto's Nachfolger aber, als kleine Dynasten auf die Braunschweigischen Erbgüter beschränkt, hatten anderes zu thun, als den Musen zu huldigen; sie haderten und fochten, erbten und theilten, lebten, litten und starben, ein rauhes streitbares Geschlecht, wie ihre fürstlichen Nachbarn, ohne daß sich, wenn man von Albrecht dem Großen absieht, den die Braunschweiger Reimchronik feiert, um Helm und Herzogshut zu dem Schlachtenlorbeer auch der des Liedes geschlungen hätte.

Im Süden klang das Minnelied und die höfische Epik in ritterlichen Kreisen noch lange fort; hier im Norden vernahm man nichts mehr davon, geschweige denn, daß man selber daran theilgenommen hätte. Im Süden erhob sich demnächst der minderwerthige, aber um so vielstimmigere Chorus der Meistersänger in den Städten zumal des Schwaben- und Frankenlandes; die harten Männer der nordischen Hanse aber thaten ihren Mund außer zum Essen und Trinken wohl zu frommem Gebet und herrischem Gebot auf, zum Singen nicht. Für diese Zeit gilt, was Görres einmal sagt: „Wie aus festem Kiesel schlug die feste Kraft im Norden ab und an den Funken der Poesie hervor, von selbst aber strömt sie im Süden freiwillig sich entladend aus". Die spärliche niederdeutsche Litteratur der Jahrhunderte bis zum Ende des Mittelalters — ich sehe von Chroniken, Rechtsbüchern und dergleichen Prosadenkmälern nützlicher Praxis ab — hat keinen klingenden Namen zu nennen oder hatte ihn bis vor Kurzem nicht. Erst seit einem Jahrzehnt etwa wächst aus den allmählich durchforschten und ans Licht gezogenen Ueberresten dieses Schriftthums eine litterarische Persönlichkeit heraus und zusammen, die, wenn Einer, ein Klassiker, ja **der** Klassiker des Mittelniederdeutschen heißen darf, und dieser Mann ist ein Braunschweiger Stadtbürger, der Zollschreiber oder Stadtkämmerer **Herman Bote.**

Den Mann kannte man lange. In Aufzeichnungen aus der Wende des XVI. Jahrhunderts kommt er vor als Gesinnungsgenosse der zu jener Zeit wieder einmal von den Zünften hart angegriffenen Rathsgeschlechter: in dem namenlos überlieferten „Schichtbuch" das von diesen Händeln ausführlich berichtet, wird erzählt, wie ihn die Aufrührer absetzten, mißhandelten, mit dem Tode bedrohten, weil er ihnen dreifach verhaßt war, als Rathsbürtiger, als Zollbeamter, dem das blinde Volk allen Steuerdruck und die schlechte Münze persönlich zur Last legte, und als schärfste Zunge der patrizischen Partei, von der manches Witzwort und namentlich ein böses Spottgedicht auf die Zünftler im Umlauf war: aus anderer Quelle entnahm man, daß er eine Weltchronik geschrieben habe, die aber verloren schien.

Da wies zuerst Hänselmann im 2. Bande der Braunschweigischen Chroniken nach, daß das Schichtbuch selber ein Werk Bote's sei und würdigte es zugleich in seiner Eigenthümlichkeit, die ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Historiographie sichert. Verlassen ist hier die breite Bahn des hergebrachten uferlosen Chronikenstils zu Gunsten einer planmäßig begrenzten pragmatischen Geschichtsdarstellung; in **einem** Geiste, vom Standpunkte eines conservativen Patrioten, aber ohne Verblendung gegenüber den Sünden und Schwächen der eigenen Partei, und in bewußter abgerundeter Kunstform giebt der Verfasser nur eine sauber aus der Fülle des Geschehenen gelöste Geschichte der inneren Kämpfe um das Stadtregiment in den letzten drei Jahrhunderten. Er erzählt mit epischer Frische, wenn auch oft mit epischem Behagen; die Persönlichkeiten treten scharfumrissen in den Farben des Lebens vor uns hin; auch die eingestreuten Betrachtungen und Vermahnungen kleiden sich in eine originelle, volksmäßig-dichterische Bildlichkeit. Sind dem Verfasser antike Monographien, wie etwa die katilinarische Verschwörung des Sallust, bekannt gewesen, was sich kaum von der Hand weisen läßt, so ist die Freiheit, mit der er solchen Mustern gegenübersteht und seine Zeit- und Volksart wahrt, um so bewunderungswürdiger. Vor Allem aber zeugt die Höhe des Standpunktes, die er einnimmt, wenn man bedenkt, wie er persönlich in die Dinge verflochten war, und was er dabei gelitten hatte, von einer inneren menschlichen Freiheit, die in der bürgerlichen Enge von damals noch unvergleichlich schwerer zu gewinnen war, als heutzutage.

Gleichzeitig konnte Hänselmann nachweisen, daß die verloren gegebene Weltchronik Bote's noch in Halberstadt vorhanden war, freilich eine Durchschnittsarbeit, die auf Kunstwerth keinen Anspruch erhebt. Demnächst aber ward von Hermann Brandes ein Gedicht, das „Boek van veleme Rade", das nur in **einem** Exemplare eines

Lübecker Druckes noch auf uns gekommen ist, als ein Werk Bote's erkannt, und zwar daran, daß der Dichter seinen Namen akrostichisch auf die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte vertheilt hat. Es ist eine Allegorie auf die verschiedenen Stände der Welt vom Bauern bis zum Papste, die als Räder der verschiedensten Art in das große Triebwerk des menschlichen Lebens eingesetzt, jedes seine Aufgabe zu erfüllen haben, wenn nicht das Ganze, in dem auch manches überflüssige, schlechte und zerbrochene Rad steckt, stillstehen und verderben soll. Dieser Grundgedanke ist echt Botisch, ganz im Geiste des Schichtbuchs, die Durchführung der höchst schwierigen Allegorie außerordentlich geschickt und in den Einzelheiten oft von überraschender Originalität, die Verstechnik, zumal der Reim, von einer im Niederdeutschen jener Zeit seltenen Reinheit, die Sprache voll Schlagkraft und bildlicher Fülle. Wer das geschrieben hatte, mußte mehr geschrieben haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hungerjubiläum.

In unserm Jahrhundert ist dreimal eine große und allgemeine Theuerung eingetreten, 1805, 1817 und 1847; die ersten beiden betrafen nur das Korn, die letzte zugleich das nothwendigste Lebensmittel der breiten Volksschichten, die Kartoffeln. In allen drei Jahren war die Folge der Theuerung ein öffentlich hervortretender Nothstand in der Ernährung der Menschen, zweimal auch ein Sinken des Gesundheitszustandes und Vermehrung der Sterblichkeit. Ein halbes Jahrhundert ist seit 1847 verflossen und nur die Siebzigjährigen wissen ihren Enkeln noch von dem Hungerjahre zu erzählen, schlimme Dinge, wie die draußen arbeitenden Eltern vor ihren Kindern das Brot versteckten, wie die Landstraßen von Bettlern wimmelten und man zu allerhand ungewohnter Nahrung seine Zuflucht nahm. Bei dem jetztweiligen Vorwiegen der landwirthschaftlichen Interessen kann es nur heilsam sein, die Zustände jenes Jahres ins Gedächtniß der Lebenden zurückzurufen.

Unser Land Braunschweig hatte damals mit den Verkoppelungen erst begonnen. Der landwirthschaftliche Betrieb vollzog sich noch nach den Regeln der Dreifelderwirthschaft und Hut und Weide nahm einen übergroßen Theil der Feldmarken in Anspruch. So gewann man wenig verkäufliches Getreide und versorgte mit dem Wenigen dennoch sich und die damals so viel kleineren Städte. Außer der näheren Umgebung der Landeshauptstadt hatte nur die Landschaft um den Harz an diesem getreidelosen Hochgebirge ein naheliegendes und regelmäßiges Absatzgebiet, und in langen Reihen schleppten die damals viel zahlreicher vorhandenen Maulthiere der Harzhändler die engen, aber langen Kornsäcke auf ihrem Rücken in die Berge, während eine große Zahl von sogenannten Harzweibern auf ihren mit schneeweißen Leinenlaken überspannten Kiepen die schwere Last an Butter, Speck und Eiern wöchentlich zweimal hinauftrug. So war es Jahrhunderte gewesen, so ging es jetzt noch. Man spann seinen selbstgebauten Flachs, man webte fast in jedem Hause und hatte wenig Bedürfnisse. Bis 1843 war zudem ein zwanzigjähriger Ueberfluß an Getreide vorhanden gewesen, so daß der Wispel Weizen (= 1000 kg) durchweg unter 40, zeitweilig unter 30 Thaler, der Roggen 1824 sogar nur 13 Thaler kostete. Nun aber kamen drei magere Jahre 1844—47, eine rasche Preissteigerung für das Getreide, und im letzten Jahre 1846—47 trat in Folge einer verwüstenden Kartoffelfäule ein Ausfall von 2 Dritteln am Ernteergebniß dieser Frucht hinzu, so daß schon damals Männer, welche die Bedeutung dieses neuen Nahrungsmittels für das Volk erkannten, öffentlich aussprachen: „Dieser Unhold, die Kartoffelpest, schreckt Minister und Nationalöconomen von ganz Europa.“ Sonderbar, das war dieselbe Frucht, die vordem durch Zwang der Regierungen den Bauern zur Zucht in die Hand gegeben werden mußte! Weil man in Süddeutschland zu jener Zeit (und theilweise jetzt noch) wenig Kartoffeln baute, so ging dort auch das hungrige Jahr ohne die argen Mißstände vorüber, die anderwärts zu Tage traten. Denn nicht Deutschland allein, das damals nach seinen heutigen Grenzen 30 Millionen Einwohner zählte, auch England, Frankreich, Holland und Oesterreich hatten denselben Mißwachs erfahren.

Untersuchen wir die Ursachen der Theuerung genauer, so finden wir auch schon zu jener Zeit, daß bei den Preisschwankungen Manches zusammenwirkte. Es war zunächst nach den voraufgegangenen zwei ungünstigen Ernten kein Vorrath mehr da; nun kam 1846 eine „unergiebige“, also nicht einmal eine ganz traurige Ernte in Getreide, aber zum Unglück in halb Europa eine überaus schlechte Kartoffelernte; hinzutrat eine empfindliche Mäuseplage, die den für das folgende Jahr ausgesäeten Klee zerstörte, so daß, als die Kornpreise im Sommer 1847 die höchste Höhe erreichten, auch die Ernährung des Viehes erschwert war. Ueber die Ursache aber der verheerenden Kartoffelfäule stritt man hin und her; ein Pilz sollte es nicht sein. Neben diesen natürlichen Ursachen wirkte ein nicht zufälliger anderer Umstand mit. In Folge der seit drei Jahren stark gestiegenen Kornpreise hatte man in England beschlossen, im Sommer 1847 die Zollschranken auf einmal ganz fallen zu lassen, die bis dahin das Faß Mehl auf 55 Frcs., statt 45 Frcs. in den Häfen des Festlandes, vertheuert hatten. Die Speculation benutzte diese Aufhebung des Zolles im Voraus, indem sie ungeheure Mengen Getreide und Mehl aus Europa und Amerika in den Hafenmagazinen Englands aufspeicherte. Die Preise in den deutschen Häfen stiegen auffällig und das Binnenland mußte folgen, bis im März 1847 der Parikurs mit London erreicht war und die Speculation sich zurückzog. Gleichwohl aber hielt die Preissteigerung noch bis Mai an, wo man schon auf eine gute Ernte für 1847 rechnen konnte.

Wir stellen die Höchstpreise für Lebens- und Futtermittel in den beiden theuren Jahren 1805 und 1817, sowie in dem billigsten Jahre 1824 in einer Tabelle zusammen und reihen daran die Preise für 1846 und 47 in ihrer außerordentlichen Steigerung.

Der Wispel = 40 Himpten = 1000 kg	1805 ℳ	1817 ℳ	1824 ℳ	1846 Johannis ℳ	1846 Weihnachten ℳ	1847 Mai ℳ
Weizen	435	336	75	180	216	381
Roggen	360	258	39	147	213	351
Gerste, 40 Himpt. = 800 kg . .	249	204	33	99	147	270
Hafer, 40 Himpt. = 600 kg . .	180	108	24	72	84	144
Erbsen, 40 Himpt. = 1000 kg .	339	240	42	135	201	300
Heu, der Centner zu 50 kg . .	—	—	—	1,35	1,80	2,40
Stroh, das Schock zu 300 kg . .	—	—	—	9,—	9,—	11,25
Kartoffeln, 1 Hpt. = 25 kg . .	—	—	—	2,50	3,—	3,50

Das bedeutet beim Roggen eine Preisschwankung bis zum Neunfachen, beim Weizen bis zum Fünffachen! Wollten wir aber den Geldwerth von heute den Preisen von 1847 zu Grunde legen, so würde der Wispel Weizen 1847 mindestens das Doppelte, 762 ℳ, und ein Pfund Roggenbrot 45 ₰ gekostet haben oder jetzt kosten.

Die Folgen solcher Theuerung der Lebensmittel äußerten ihre Wirkung natürlich in der Ernährung zuerst der ärmeren, bald auch der mittleren Volksschichten in bedenklicher Weise. An die Thür der Armuth klopfte schon vor Anfang des Winters der Hunger Man benutzte Gerste als Zusatz zum Brotkorn in solchem Maße, daß im März 1847 die einheimische Gerstenernte aufgebraucht war; man geizte selbst mit dem Sauerteig, indem man Natron und Salzsäure als Gährungsmittel benutzte. Als dann die Brotlaibe immer kleiner wurden, schmähte man zuerst auf die Bäcker, dann auf die Kornhändler; zuletzt aber erkannte man, daß die von England in den deutschen Häfen angelegten Preise die Vertheuerung verursachten und wandte sich nun nach der starken Ausfuhr dorthin zum Ersatz nach Rußland, wo Deutschland ein Vierteljahr lang die allerhöchsten Preise zahlen mußte, während es von den englischen Terminspeculanten (im uneigentlichen Sinne) nur hohe Preise bekommen hatte. Als im Frühling die Elbe wieder schiffbar wurde, bezog man Kartoffeln hauptsächlich aus Böhmen; von Magdeburg aus gingen sie mit der neuen Bahn bis Halberstadt, und von dort mußten die Bespannten von Stadt und Kreis Blankenburg sie umsonst in den ausgehungerten Harz verfahren. Aber welche Preise! 7 ℳ der Centner! Es kann nicht Wunder nehmen, wenn man in aller Herren Ländern nach Ersatzmitteln für die althergebrachte Nahrung suchte. In England pries man gebratene Kohlstrünke als trefflichen Ersatz für Weißbrot und Roastbeef, und in Deutschland braute man, auch um dem Branntweintrinken entgegenzuwirken, ein Kartoffelbier, das wie jene Kohlstrünke bald dem allgemeinen Gespötte verfiel. Statt Korn nahm man dann in England Zuckersprit zum Branntweinbrennen, auch aus Quecken und Pastinaken sollte der Schnaps nicht schlecht schmecken, während in Holland Zucker und Sago zum Bierbrauen verwandt wurde. Im Braunschweigischen Magazine empfahl ein Herr v. B. wildwachsende Zuthaten für die Nothküche und versichert ganz ernsthaft: „Der verhungert in dem Hungervierteljahre (April, Mai, Juni) gewiß nicht, der darin weiter nichts zu essen hätte, als Kraut und Wurzeln der Kuhblume (Löwenzahn)“, ohne anzugeben, ob er diese Gewißheit aus wenigstens vierteljährigen Erfahrungen an sich selbst entnommen, oder etwa aus den chemischen Untersuchungen über den Nährstoffgehalt jener Pflanze geschlossen habe. Ferner empfiehlt derselbe: Wurzeln von Bocksbart, Engelwurz, Feldnelke, Glockenblume und Kalmus, auch isländisch Moos, das im Harze wächst, junge Tannzapfen, Pilze u. dgl. In Hehlen a. d. Weser buck der vom Prediger gegründete Armenverein ein Brot mit einem Drittel Zusatz gedörrten und zermahlenen Roggenstrohes (Häcksel) und schickte Proben des Brotes „aus Strohmehl“ an die Speiseanstalt für Bedürftige in der Stadt Braunschweig Ueber den Befund dieses Brotes in seinem Geschmack schweigt die städtische Geschichte jener Tage. In Wien und Paris stellte man gar ein Runkelrübenbrot her, das dem deutschen Gaumen sonst nicht behagen wollte, vom „Braunschweiger Gewerbeverein“ jedoch empfohlen wurde. Auch hierbei wurde ein Theil Rüben zu zwei Theilen Mehl genommen; erst die öffentliche Warnung der „Agronomischen (!) Zeitung“ ließ davon Abstand nehmen, während ein sogenanntes Kartoffelbrot in derselben Mischung sich länger gehalten zu haben scheint.

Schließlich griffen Menschenfreunde und Regierungen zu zwei scheinbar erfolgreicheren Maßregeln. Von Hannover aus sandte eine Gesellschaft für Verbreitung des Pferdefleischgenusses, der sich in der Noth der Zeit auch der bekannte Senior der dortigen Geistlichkeit, Bödecker, angeschlossen hatte, einen Roßmürbebraten nach unserer Hauptstadt an den Humanitätsverein, und eine Commission hochangesehener Männer, deren Namen mitveröffentlicht sind, kostete am 7. Mai 1847, selbstverständlich auf dem Weißen R o s s e, die gute Gabe und befand sie für köstlich. Aber auch diesmal hören wir von einer allgemeinen Sucht nach dieser neuen Leckerei nichts. — Tiefer eingreifend war der von mehreren Seiten, insbesondere von den Mäßigkeitsvereinen, die sich im Jahre vorher in ganz Deutschland zusammengeschlossen hatten, ausgegangene Vorschlag eines Verbots des Branntweinbrennens aus Korn und Kartoffeln. Jedes Gut, jede Domäne hatte zu jener Zeit eigene Brennerei; aber obwohl ein derartiges Verbot einen gewaltsamen Eingriff in eine blühende Industrie bedeutete, obwohl auf den Domänen das Brennereirecht

mit verpachtet war, und obwohl sich der weit berühmte Landwirth Koppe in Wollup (Brandenburg) mit der Begründung dagegen wandte: „Man dürfe die Industrie nicht strafen, wo der mangelhafte Betrieb des Ackerbaues als die vornehmste Ursache des Nothstandes anzusehen sei“, so erfolgte doch in mehreren Staaten, und am 8. Mai 1847 durch Beschluß der hiesigen Regierung und des Ständeausschusses auch bei uns das Verbot, bis zum 15. August aus Korn oder Kartoffeln Branntwein zu brennen. In der Begründung der Maßregel wird deutlich ausgesprochen, daß die Volkswohlfahrt solches fordere. Hatte man doch bei der Frühjahrsbestellung schon halbe Kartoffeln, ja auch nur Fruchtaugen gepflanzt! In Bayern versuchte man sogar das Einbeizen der Saatkartoffeln mit Alaun, ähnlich wie noch heute beim Weizen, um sie vor der Fäule zu schützen.

Der Strohmangel war im Frühling des Hungerjahres besonders in den Kreisen Gandersheim und Holzminden groß, so daß man trotz des Preises von 11,25 ℳ für das Schock (1,87 ℳ für den Centner) und der weiten Entfernung ganze Wagenzüge von dort aus dem Kreise Wolfenbüttel Stroh heimfahren sah. Mit dem Korn, wovon der Bauer immerhin noch verkaufen konnte, hielt man strenge Haus, um sich die hohen Preise zu Nutze zu machen. Verfasser erinnert sich aus jener Zeit noch des mütterlichen Zuspruchs an einen Knaben, dem das schimmlig gewordene Brot zuwider war: „Junge, it! Wer schimmelig Brot it, dei find't wat“! Auch hörte man damals öfters den aus alter, böser Zeit überkommenen typischen Ausdruck: Dat leiwe Brot! Die Kinder selbst der Bauern kamen zum Schrecken der Lehrer wieder barfuß zur Schule, und in Schaaren zog Alt und Jung in die Wälder, um Buch zu fegen. In das heißgemachte Buchöl stippte man anstatt der Kartoffeln dann Brot. Die Volksredensart und Essenseinladung: „Komet, willt en Homann anbieten“ (Kommt, wollen einen Happen anbeißen, d. h. essen), hatte in jenem Jahre vielfach eine wörtliche Bedeutung und eitel Brot wurde in vielen Häusern gegessen.

Die öffentliche Wohlthätigkeit griff denn auch bald ein, da das geordnete Armenwesen, dessen Verwaltung damals noch in den Händen der Kirche lag, gegen die bittere Noth nicht aufkommen konnte. In Stadt und Dorf thun sich Herzen und Hände auf, um Speise und Feuerung zu beschaffen, ganz freiwillig, ohne Klassengegensatz. In der Hauptstadt sammelt der Bürgerverein zuerst unter seinen Mitgliedern Gelder, dann setzt er eine Commission zur Unterstützung städtischer kranker und verschämter Dürftigen ein, die aus den Armenanstalten keine Unterstützung empfingen. Ein anderer Verein errichtet eine Speiseanstalt für Arme. Der Herzog übergiebt 1000 Thaler, das Ministerium 500, für jeden Verein zur Hälfte; der Magistrat erläßt Ende 1846 einen Aufruf und erhöht zugleich die Unterstützungen: die Bürger steuern kräftig zu, ein Ball im Hoftheater giebt seinen Reinertrag an die erstgenannte Commission, während Karl von Holtei die Einnahmen seiner ersten zwei Vorlesungen der eigenen Dramen in Braunschweig zum Ankaufe von Feuerung schenkt. Bei der Rechnungsablage im Herbst 1847 konnte jene Commission über eine Einnahme und Ausgabe von 2578 Thalern, die Speiseanstalt aber über 225 000 verabreichte Portionen und einen Kostenaufwand von 6039 Thalern sich ausweisen. Aehnliche Gegenmaßregeln linderten in den kleineren Städten die Noth, während auf dem Lande meist die Barmherzigkeit im Stillen helfend eintrat.

Das Hungerjahr ging vorüber, ohne daß der sonstige finstere Begleiter solcher Nöthe, die Seuche und großes Absterben der Menschen, hinzukam. Ganz so schlimm wie 1817 waren die Zustände doch nicht geworden; hatten doch in jenem Jahre von Schöppenstedt aus ganze Scharen Bettler die Gegend um Asse und Elm heimgesucht. Ganz leicht aber überwand Deutschland den letzten scheinbar so folgenschweren Roggenmangel im Jahre 1891 bei nur mäßiger Preissteigerung, denn damals waren die Kartoffeln gerathen und wir haben Eisenbahnen bis zu glücklicheren Gegenden. Schließlich erlebte man dann im Herbst 1847 eine gute Korn-, sehr gute Kartoffel- und erstaunliche Obsternte, nur das Futter versagte einigermaßen, so daß Fleisch- und Butterpreise hoch blieben. Vor uns liegt eine anspruchslose kleine Lithographie aus der Hofsteindruckerei in Ballenstedt, die in einem braunschweigischen Landpfarrhause unter Glas und Rahmen bisher aufbewahrt wurde. Oben auf dem Bilde kniet ein betender Landmann auf kahler Feldflur, darüber der Spruch Ps. 71, 1: Herr ich traue auf dich; laß mich nimmermehr zu Schanden werden; darunter seitwärts links und rechts ein säender und ein mähender Bauer und unten ein vollbeladener Erntewagen mit der Erntekranz und Fahne tragenden Landarbeiterschaar und der Umschrift: Erntesegen 1847. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich u. s. w. In der Mitte des Bildchens steht: Gedenket noch oft der theuern Zeit 1846 bis 1847, als der Scheffel (80 ϐ) Weizen 5 Thlr. 10 Sgr., Roggen 5 Thlr. 10 Sgr., Gerste 3 Thlr. 20 Sgr., Hafer 1 Thlr. 25 Sgr., Kartoffeln 2 Thlr und ein Pfund Brot 2 Sgr. kostete. Schließlich erinnern wir an eins der braunschweigischen Kirchengebete für den Hagelfeiergottesdienst, in welchem es heißt: Behüte uns vor theuren Zeiten. K. Kn.

Zur Geschichte des Wolfs im ehemaligen Fürstenthume Blankenburg.

Von Ed. Damköhler.

Ueber das Vorkommen des Wolfs im Gebiete des ehemaligen Fürstenthums Blankenburg scheint nur Stübner zu berichten, in dessen Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, 2. Theil, 1790, S. 95 es heißt: „Im Jahre 1715 wurden drey Wölfe im Ramsergrunde Hüttenröderforst geschossen und todt gehezt; 1730 erlegte man einige bei Tanne; 1732 verfolgte man sieben durch die Braunlager- und Tannerforst; 1741 lies sich noch einer im Stiegischen Reviere sehen“. Weitere Zeugnisse für das Vorkommen dieses Raubthieres sind daher vielleicht nicht unerwünscht. Die

Copia eines an Dieterich Siegmund v. Kropf, zu Katzenstedt Erbsaßen, gerichteten Schreibens vom Jahre 1654 lautet:

Wol Edler Vester
Vielgeneigter guter Freundt,

Demnach die Gemeine zu Cattenstedt sich höchlich beschwehret, daß sie die Vorigen beyden Jahre das stücke Viehes zu Beasnung der Wölfe allein schaffen müssen, und ihr ihnen darinnen gar nicht zu statten kommen wollen; Solches aber der ohne das sehr geringen und erschöpften Gemeine allein zu schwer fället, euch die Außrottung des Unthieres so wol als der Gemeine zum Besten gereichet, ihr auch in dergleichen Oneribus publicis in Ansehung der Gemeine den dritten Strang ziehet[1]): So thun an statt des Durchlauchtigsten Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Augusti, Hertzogen zu Braunschw. und Lünäburg, Unsers Gnädigsten Fürsten und Herrn, Wir an euch hiemit zu Verläßig begehren, für uns freundlich gesinnet, daß ihr bey der in der Fürstl. Wol-s-Ordnung einverleibten strafe der 20 thlr dies Jahr und zwart inner 8 tagen a dato ein Pferd oder Kuh dem Förster vor die Schieß-Hütte schaffet, auch in künftigen Jahren, je um den dritten Wurf[2]) es ebenmäßig also haltet, und darran nicht den geringsten[3]) oder Verzug erscheinen laßet. Daran erstattet ihr J. F. G. befehle, den Willen, und gnädiger Verordnung, und wir seyn euch zu freundlicher Dienst Erweisung angeflißen. Signatum Blankenburg den 29. November Ao. 1654.

Fürstl. Braunschw. Lünäbrg. Officirer und Forstbeambte daselbst,

Concordantiam
testor
A Seesemann
Cam. Secr.

Ein gedrucktes Mandatum, „Daß die Unterthanen keine Baum-Martern noch Wolffes-Risse[4]) bei Spuhr-Schnee ausgehen sollen", vom Jahre 1708, hat folgenden Wortlaut: Demnach man gantz mißfällig vernehmen müssen, was gestalt einige Stiegische und Allröhdische Unterthanen diesen Winter bey gefallenen Spuhr-Schnee sich unterfangen die Baum-Martern auszuspühren, und den Wolffes-Riß nachzutrachten, wodurch denn alle Dikkungen in den Forsten dergestalt durchgelauffen worden, daß weder Wolff noch Thier, vielweniger eine Sau sich legen und stecken können, sondern alles vertrieben und verjaget worden sey, welcheß unzuläßige, und der Wildbahn zum Ruin gereichendes schädliche Wesen man aber also weiter einreissen zu lassen nicht gemeynet; als wird allen und jeden zum Stiege und Allrode befindlichen Unterthanen Krafft dieses alles Ernstes anbefohlen, sich dessen hinführo gäntzlich zu enthalten und weder Baum-Martern noch Wolffes-Risse bey fallenden Spuhr-Schnee auszugehen, widrigen unverhoffenden Fals derjenige so darüber weiter also wird betreten werden, zum ersten mahle mit 2 Rtl. bestraffet und zum andern mahl mit harter Leibes Straffe beleget werden soll, wornach sich ein jeder also zu achten, und vor Ungelegenheit zu hüten, auch, damit diese Verordnung zu eines jeden Notiz und Wissenschaft desto besser gelangen möge, der Amtmann Herweg zum Stiege dieselbe denen Unterthanen jedes Orts vor denen Kirchthüren öffentlich verlesen und publiciren zu lassen. Blankenburg den 7. Jan. 1708.

Noch eine handschriftliche Verfügung vom Jahre 1731, die sich auf Wolfsjagden bezieht, liegt mir vor und hat folgenden Wortlaut:

Demnach Beschwerde eingekommen, was gestalt zur Wolffes Jagt in Hüttenrodischer Forst so wenig aus der Stadt Haßelfelde einige Mannschaft, als auch aus der Gemeine zu Hüttenrode die Benöhtigte Pferde zu Erhalten gewesen, mithin dadurch verursacht worden, daß sothane in ziemlicher Anzahl daselbst Befindliche Raubthieren entkommen und denenselben der Gebühr nach ohngeachtet alles von denen Jäger Burschen dero Behueff angewandten Fleißes nicht nach gesetzet noch dieselbe befreyset werden können, als wird denen sämbtlichen Beambten krafft dieses anbefohlen, sofort auf Erhaltung dieses denen Geschwornen in einem jeden Dorfe ernstlich anzudeuten, das wenn von dem Ober Forst und Jäger Meister Von Wolfskehl in denen obern, und von dem Forst Meister Von Langen in denen Unter Forsten einige Mannschaft und Pferde zum Wolfs Kreysen aus denen Unter jedem Ambte etwa der Wolffs Jagt zu Nächst Belegenen Dorfschaften verlanget werden, solche sofort ohne den geringsten aufenthalt und anfrage von denen Geschwornen und Bauermeister in jeder Gemeine verabfolget und darunter allenthalben nicht der geringste Mangel verspüret werden möge, und wenn auf Ankündigung derer Ober Forst Bedienten das Wolffskreysen würklich geschehen und geendiget worden, so haben die Geschwornen selbiger Gemeine solches nochmahls dem Fürstl. Ambte zu Melden, die es dann an Fürstl. Cammer schriftlich zu berichten haben, wonach sich die Beamten sambt und sonders zu achten, von diesem Umlauf Abschrift zu nehmen, daß praesentatum nebst denen Nahmen darunter zu schreiben so gleich von ohrt zu ohrt weiter und der Letztere denselben an Hero zur Fürstl. Cammer wiederum ein zusenden hatt. Uhrkundl. des Fürstl. Cammer Secrets und daneben gesetzten Unterschrift gegeben Blankenburg d. 20ten Februar 1731

(L. S.) S v Münchausen.

[1]) d. h den dritten Theil der Lasten traget.
[2]) jedes dritte Mal.
[3]) fehlt ein Wort, wahrscheinlich „Mangel".
[4]) Frisch, Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch II, S 456b erklärt Wolfs-Riß als reliquiae agni vel ovis aut cervi a lupo devorati. vergl Grimms Wtb. 1. S. 872, 8. So ein Jäger das Wild ausgat, wo es sein Läger habe; ausgehen ausspüren.

Bücherschau.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. No 1. Steinmeyer, Darstellung von Farbstoffen, Arzneimitteln, Diphtherieserum 2c. zu Höchst a. M. — 2. R. Blasius, Neues Hygienisches aus Berlin; H. Kirnka, Giftewirkung der schwefligen Säuren u. ihrer Salze. — 3. H. Pudor, was ist Erkältung? Walter, zur Bedeutung des Formalins als Desinfectionsmittel. — 4. W. Bode, Rathschläge an Trinker und ihre Freunde. — 5 Weidlich, Lüftung der Canäle; wie pflegt man seinen Körper? — 6. A. Edel, der Schularzt; wozu ist die Hautathmung da?

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 15. 18. Juli **1897.**

Wilhelm Henke.

(Geb. 1834, gest. 1896.)

Schon seine Vorfahren werden dem Professor der Anatomie Wilhelm Henke die Theilnahme der Braunschweiger sichern. War doch sein Großvater der letzte hervorragende Theologe der Universität Helmstedt, von dem es bekannt sein dürfte, wie er sich in Kassel, in Paris mühte, dem Herzogthume seine Hochschule zu erhalten, und wie er 1809 starb tiefbekümmert darüber, daß sein Mühen vergeblich geblieben. Treu der angestammten Liebe hat dann Ernst Henke, der Vater Wilhelm Henke's, das Hauptstudium seines Lebens dem ruhmreichen Lehrer der braunschweigischen Universität, Georg Calixt, gewidmet, hat von 1828 bis 1833 eine Docentenstelle am Collegium Carolinum bekleidet und endlich von 1836 bis 1839 zwischen seinen beiden Professuren in Jena und Marburg als Consistorialrath in Wolfenbüttel das theologische Streben im Herzogthume gefördert.

Aber daß er einer unserer Gelehrtenfamilien entstammt, ist nicht der einzige Anspruch, den Wilhelm Henke an die Aufmerksamkeit weiter Kreise unter uns hat. Die hohen Verdienste, welche er als Lehrer der Anatomie besessen, mögen von den Fachgenossen allein recht zu würdigen sein; seine Untersuchungen über das Schöne gehören allen Gebildeten.

Man kann über schöne Gegenstände in dreifacher Art schreiben. Der Philosoph lehrt, welche Stellung das Schöne unter all den Sachen habe, die unseren Geist beschäftigen, was es in seinem letzten Grunde bedeute. Der Kunstgeschichtsschreiber erzählt die Lebensgeschichte der Künstler, beschreibt ihr Gebilde, lehrt, wie ein Künstler auf den andern wirkte, wie Männer und Werke von ihrer Zeit beeinflußt wurden. Zwischen dem tief eindringenden Forschen des Philosophen und dem weit umfassenden Lehren des Kunsthistorikers in der Mitte steht die Aufgabe des Kunstkritikers. Er hat zu prüfen, welches die Wirkung eines Kunstwerkes auf den Menschengeist sei, wie die einzelnen Künste ihre ähnlichen Ziele auf verschiedenen Wegen verfolgen, was an den geschaffenen Werken nothwendiger Bestandtheil, was willkürlich sei. Die Arbeit des Kritikers fordert einen feinen und kräftigen Verstand. Gilt es doch für ihn, zum Theil flüchtige und immer schwer deutbare Eindrücke festzuhalten und mit einander zu vergleichen. Lessing war der erste Wegfinder auf diesem Gebiete und es wird jetzt allgemeiner anerkannt, daß Wilhelm Henke sein hervorragendster Nachfolger unter uns gewesen ist.

In der Jugend trat Henke Mancherlei entgegen, wodurch seine Theilnahme für die Kunst erweckt wurde. Fünfjährig mit seinen Eltern aus Wolfenbüttel nach Marburg verpflanzt, sah er in der alten Lahnstadt eine Fülle von gothischen und Renaissancebauten an seinen Wegen. Während er heranwuchs, wurde der Wunderbau der St. Elisabeth-Kirche von Professor Lange mit hohem Verständniß restaurirt. Aber mehr als alles Andere wirkte der Einfluß des Vaters. Von den Bestrebungen unserer classischen Litteraturepoche durchdrungen, auf Reisen nach London, Paris, Rom mit den leuchtendsten Schöpfungen der Baumeister, Maler, Bildhauer bekannt geworden, in reichem Gemüthe die Eindrücke hohen menschlichen Geisteslebens bewahrend und von ihnen mit unfehlbarem Gedächtniß, mit Lebhaftigkeit und Heiterkeit erzählend, hat Professor Ernst Henke jede Seele, die sich ihm hingab, über die Enge alltäglichen Sorgens hinausgehoben, hat er Schüler und Kinder für das Ideal erwärmt. Freilich die Art des Vaters, welche an allen Erscheinungen gute und böse Seiten fand und erwog, immer weiter lernend nicht leicht zum Abschluß des Urtheils kam, lag dem Sohne fern. Wie die Mutter, eine Tochter des Philosophen Fries, das Bedürfniß hatte, sich von Dingen und Menschen eine feste Meinung zu bilden, daß sie wahr oder unwahr, gut oder böse seien, so lehnte auch Wilhelm Henke es ab, die vielerlei Ansichten, welche über die Gegenstände seines Studiums ausgesprochen waren, kennen zu lernen, versenkte er sich in sorgfältige Betrachtung des Dinges selbst und ruhte nicht, bis ihm auf sein Forschen eine bestimmte Antwort geworden war. Kein Zweifel, daß eine lange Jugendkrankheit diese Geistesrichtung förderte. Die mangelhafte Ausbildung eines Fußes erforderte eine Reihe von Operationen und viel Zurückhaltung von dem Verkehr mit Altersgenossen. Das hat schon dem Knaben lange Zeiten einsamen Sinnens gegeben und hat dem Charakter eine stets beibehaltene bescheidene Zurückhaltung verliehen, die um so herzgewinnender war, weil man sie mit geistiger Ueberlegenheit verbunden wußte.

Der warme und lehrreiche biographische Nachruf,

welchen Professor Froriep[1]) seinem Vorgänger zu Tübingen gewidmet hat, hebt mit Recht hervor, daß die kunstkritischen und die anatomischen Arbeiten Henke's, so weit sie auf den ersten Blick von einander abzustehen scheinen, doch einer gemeinsamen Wurzel entsprangen. „Der Mensch ist des Menschen tiefstes Studium", war ein Lieblingscitat des Vaters. Und wenn der Sohn die Theile des menschlichen Körpers und ihre Lage zu einander, wenn er der Glieder Bewegungen erforschte, es kam ihm doch zuletzt nicht auf die Theile an, es handelte sich ihm um das Ganze, um das Leben. Er spürte dem Geisteshauche nach, welcher in und um die Glieder webt, und versuchte zu erforschen, wie die seelischen Vorgänge sich in den körperlichen ausdrücken. Wohl achtete er darum auch sorgfältig auf das, was er am lebendigen Menschen sah: aber theils ist solches Beobachten durch unsere Sitten beschränkt, theils bieten Sculptur, Malerei, Bühne hervorragend gut gebildete Menschen und die in starker Thätigkeit. So hat denn Wilhelm Henke seine klaren Augen fest an Bilder, Sculpturen, dramatische Vorführungen geheftet und hat uns eine Reihe von selten zu erlangenden, durchaus neuen Aufschlüssen gegeben.

Unmöglich, hier alle ästhetischen Arbeiten Henke's zu charakterisiren, oder auch nur anzuführen. Was er über den Bau der antiken Tragödie und über die Aufführungen Shakespeare'scher Dramen gesagt, wie er überzeugend darlegt, von wie hoher Bedeutsamkeit bei diesen letzteren das stumme Spiel sei, welche Lehren er über die Haltung des menschlichen Körpers, den Einfluß der Stellung des Kopfes auf das Sehen vorgetragen, wie er die Räthselfrage über die richtige Wiederherstellung der Venus von Melos löst, seine eingehende Studie über slawischen und germanischen Typus unter den Deutschen, darin er Luther und seine Kurfürsten mit ihren breiten Backenknochen als Vorbilder des slawischen, Bismarck und Moltke als Beispiele des germanischen Typus aufstellt — alle diese und viel andere höchst lehrreiche Darlegungen gilt es bei Seite lassen, um doch wenigstens an zwei Gedankengängen Henke's Art anschaulich zu machen.

Seine erste größere Arbeit nahm ihren Ausgang von der Gruppe des Laokoon[2]). Lessing hatte unter Benutzung derselben Sculptur den Unterschied von malenden und dichtenden Künsten unserem Verständniß erschlossen. Malerei und Plastik, lehrt Lessing, haben das im Raume Ruhende zum Gegenstande; sie schaffen für das Auge. Die Dichtkunst giebt das sich in der Zeit Fortbewegende wieder; ihr lauscht das Ohr. Henke nimmt diese Lehre gegen mancherlei später entstandene Einwürfe in Schutz. Er weist zunächst nach, daß von bewegten Gegenständen (einem rollenden Rade, einem fallenden Steine) kommende Lichtstrahlen auf unserer Netzhaut zu schnell wechseln, als daß wir deutliche Bilder bekämen. Nur wo wir einer Bewegung mit dem Auge zu folgen vermögen, wie dem Zuge der Wolken, dem sanften Fluge mancher Vögel oder auch da, wo in der Bewegung Ruhepunkte eintreten, bei denen sie angehalten werden könnte, sind wir im Stande, Bewegtes zu sehen und nur was wir sehen, dürfen wir malen oder bilden. Die Augenblicksphotographien haben uns gezeigt, wie ein springendes Pferd seine Beine während eines Sprunges in die verschiedensten Lagen bringt. Viele dieser Lagen haben wir am lebendigen Thiere nie beobachtet, weil sie zu flüchtig sind. Sie würden uns daher, gemalt, das Bild eines springenden Pferdes nicht vorführen. Wohl aber geschieht das, wenn man ein Pferd steigend, mit beiden Hinterfüßen auf der Erde ruhend und mit beiden vorderen sich erhebend darstellt, weil wir das springende Pferd so während eines Momentes gesehen haben. Ein laufender Mann darf nur in dem Augenblicke abgebildet werden, wo der Schwerpunkt seines Körpers über einem aufgesetzten Fuße ist, wie wir es an dem borghesischen Fechter sehen, also in einer Stellung, darin er sich auch länger halten könnte. Der griechische Künstler nun läßt den Laokoon, wie Winkelmann und Lessing richtig beobachteten, nicht schreien und zwar deshalb nicht, fügt Henke hinzu, weil das Ausathmen der Luft im Schrei eine zu schnell vorübergehende Sache ist. Der Laokoon des Bildhauers seufzt und wie Henke weiter ausführt, hat er eben die Luft voll eingesogen und das Wiederausstoßen der Luft hat noch nicht begonnen. Der Seufzer ist auf seinem Ruhepunkte angelangt, in Regungslosigkeit erstarrt. Wer jemals ein Kind beobachtete, das nach schmerzlichem oder erschreckendem Eindruck die Luft so im Seufzer anhielt, der weiß, daß dieser Augenblick, ehe der Schrei erfolgt, endlos zu dauern scheint, und wer einen Erwachsenen schwer (etwa bei einer Operation) leiden sah, der empfand, daß sein stummes tiefes Athmen einen viel stärkeren Eindruck von Weh machte, als ein Schrei. Bei furchtbarem Schmerz fühlt der Mensch das Bedürfniß nach möglichst großer Aufnahme von Luft. Bemerken wir, daß er hiernach ringt, so erkennen wir seine tiefe Erregung. Der Laokoon wird uns vom Bildhauer in dem Augenblicke gezeigt, da das Kämpfen gegen die den Helden einschnürenden Schlangen vergeblich geworden ist, da der giftige Biß eben in der Seite des Opfers haftet und nun auf das Streben das Leiden folgen muß. Auf dieser Höhe seines grausen Schicksals angekommen, verharrt der Unglückliche im tiefschöpfenden Seufzer.

Was hier im Werke des Bildhauers dargestellt ist, vollzieht sich ähnlich in jeder Tragödie. Auch in ihr giebt es einen Mittelpunkt, zu dem sie emporsteigt und von dem sie herabsinkt. Auch in ihr folgt auf eine Zeit überwiegend hoffnungsvollen Strebens eine Zeit vorherrschend qualvollen Leidens. Zwischen beiden durchlebt der Held einen Höhepunkt, die Katastrophe, bis zu dem es aufwärts, von dem aus es abwärts geht, einen Höhepunkt, der das ganze Geschehen im Drama zu einer Einheit zusammenfaßt. Wenn Johanna d'Arc im Anblick des Lyonel erstarrt und nun aus der kampfesfrohen Siegerin ein liebendes, leidendes Mädchen wird, wenn Clavigo, sich noch einmal für seine Liebe erwärmend, voll Freude ruft: Marie! Marie!, um dann doch, weil er fühlt, daß die Empfindung nicht mehr zu ihrer alten Kraft erstarkt, in die Klage ausbricht: Marie — Marie

1) Wilhelm Henke. Biographische Skizze von August Froriep, im: Anatomischen Anzeiger vom 12. Nov. 1896, B. XII No. 19 und 20, S. 475—495.

2) W. Henke, die Gruppe des Laokoon oder über den kritischen Stillstand tragischer Erschütterung. Leipzig und Heidelberg, Winter 1862.

— Marie, Wallenstein, nachdem er sich heldenmüthig erhoben, die Truppen durch seinen Anblick zum Gehorsam zu bringen, wenn er nun, ein gebrochener Mann, vom Balkone zurückkehrt, die schottische Königin, welche sich zu den Füßen der Elisabeth erniedrigt hat und, zurückgewiesen, aufsteht, anzuklagen, wo sie eben bat — sie alle erleben diesen Augenblick der Entscheidung, diese Pause des Seufzers.

So wird denn derselbe Gegenstand von dem bildenden und dem dichtenden Künstler wiedergegeben, aber von jedem anders. Von dem Anfang, Fortgang, Ende des Ereignisses vermag die Sculptur nicht zu erzählen; aber den Hauptmoment stellt sie in all seinen Theilen vor uns hin. Der durch Einathmen hervorgetriebene Brustkorb, der schwach geöffnete Mund, die durch den Schmerz auf die Augen niedergedrückten Fleischtheile der Stirn, die ganze in einem Empfinden gespannte Haltung der Glieder lassen uns die Wucht des kritischen Augenblicks deutlich und dauernd erkennen. Im Drama ist dieser Höhepunkt auch da: aber er geht schnell an uns vorüber. Kaum secundenlang erstarren Haltung und Gesichtsausdruck des spielenden Künstlers. Dagegen erleben wir in zwei Acten, wie das Ereigniß anhebt, wie es einem Gipfel zustrebt, im dritten Acte fühlen wir, daß die Entscheidung naht, wir verstehen ihre Nothwendigkeit, wenn sie eintritt, und sie wirkt im vierten und fünften Acte fort bis zu ihren letzten Folgen.

Diese Krisis ist keine einheitliche und darum keine schöne, in sich abgerundete Erscheinung. Das Kämpfen, das hier endet, und das Leiden, das von hier anhebt, klingen in diesem erhabenen Momente zu einer Dissonanz zusammen, zu einer Dissonanz, welche eine Auflösung fordert. Da eine solche im irdischen Geschehen nicht eintritt, so weist die Krisis in das Jenseit. Die Würde aber, mit welcher der Held sein Schicksal trägt, macht uns gewiß, daß seine Seele Antheil an einer höheren Ordnung der Dinge hat. Das Leiden, das ihn zermalmt, erhebt ihn. Es erweist sich, daß er dem Verderben unerreichbar ist.

Indem der ästhetische Anatom von der Beschreibung einer körperlichen Thätigkeit ausging, hat er uns so zu feinen geistigen Vorgängen emporgeführt und hat uns zuletzt eine Durchsicht in die Welt eröffnet, in der unser Aller Heimath liegt.

Der Ernst, das tief eindringende Studium, welches Henke den Gebilden der Kunst entgegenbrachte, hat ihn früh zu den Werken Michel Angelo's geführt und ihn lange in ihrer Betrachtung erhalten; geben sie doch dem Forscher bedeutende und lohnende Räthsel. Der Aurora und der Nacht, dem Giovannino und dem Platonismus des großen Florentiners hat er Einzelschriften gewidmet, hat die Malereien an der Decke der sixtinischen Kapelle eingehend gewürdigt und in dem Aufsatz „Die Menschen des Michel Angelo im Vergleich mit der Antike" zum Verständniß des Bildhauers der Renaissance einen maßgebenden Aufschluß geliefert. Man findet die wichtigsten dieser Untersuchungen in seinen „Vorträgen über Plastik, Mimik, Drama. Rostock, W. Werther 1892".

Die griechischen Künstler sahen und bildeten den lebendigen, sich seines vollen Bewußtseins erfreuenden Menschen. Sie stellten den Körper fast immer dar, wie er, von klaren Beweggründen geleitet, seine Glieder mit Einheitlichkeit lenkt. Diesen Eindruck empfangen wir von den vielen in Ruhe befindlichen Götter- und Heldenbildern des alten Hellas. Auch wo die Gestalten in Kampf und Leiden, wie auf den Tafeln von Pergamon oder in der Laokoongruppe wiedergegeben werden, da bewegen sich doch alle Glieder zu einem gemeinsamen, klaren Ziele. Selbst wenn die Griechen einmal einen Trunkenen, eine Schlafende bildeten, geben sie den Gelenken nur leichte, anmuthige Einbiegungen, als wäre das sie haltende Bewußtsein nur leise verhüllt.

Für Michel Angelo ist es charakteristisch, daß er die Zustände des mangelhaften Bewußtseins, an deren Darstellung die Griechen meist vorübergingen, mit Vorliebe zum Gegenstande seiner Arbeiten macht. Ihn fesseln sowohl die Menschen, welche durch rein körperliche Anstrengung, Ermüdung, Schlaf, Trunkenheit gehindert waren, in den Gebrauch ihrer Geisteskräfte zu treten, als auch diejenigen, welche in Sinnen, Studium, Trauer versunken, die Herrschaft über ihre Körper aufgaben. In beiden Fällen sind die Glieder sich selbst überlassen, geben sich dem Gesetz der Schwere hin, hängen willenlos in ihren Gelenken. Aus beiden Zuständen erfolgt dann wohl ein leises Erwachen, das sich zunächst in einer vereinzelten Bewegung bekundet. Solche Zustände zu schildern konnte nur einem Manne gelingen, der, nicht auf die Beobachtung des lebendigen Menschen beschränkt, durch lange anatomische Studien wußte, wie sich die von keinem Willen gehaltenen Glieder lagern, sich gegeneinander stemmen, der wußte, bis wie weit sie in ihren Gelenken gebogen werden können. Michel Angelo vermochte uns die aus tiefem Schlafe erwachende Aurora zu bilden, wie sie traumverloren ihre Hand nach dem Schleier streckt. Seine Madonna ist im Schmerz um den auf ihrem Schooße ruhenden Sohn ganz erstarrt und hebt nur in lautloser Klage die linke Hand. Der Adam der sixtinischen Kapelle ruht mit der ganzen rechten Körperhälfte noch fest auf der Erde, zeigt nur in der linken beginnendes Leben, das der nahende Gott ihm einflößt.

So ist denn der italienische Künstler Führer auf den Bahnen einer neuen Bildhauerei geworden. Die Griechen beschränkten sich gern auf den engern Kreis Anmuth umflossenen, geistdurchdrungenen Lebens. Ihre tragischen Dichter selbst vermieden es, darüber hinauszugehen, vermieden es, Wahnsinnige vorzuführen. Erst als sein Anfall von Unklarheit vorüber, tritt Ajax auf ihre Bühne. Der große Tragiker der Renaissance, Shakespeare, zeigt uns seine Helden gern im Bann der Geistesstörung. Die späteren Zeiten haben eine lebhaftere Theilnahme für die Höhen und Tiefen menschlichen Daseins gehabt; schienen diese doch die Geheimnisse des Geisteslebens völliger zu erschließen. Es drängt Nichts, den Florentiner über die Athener zu erheben. Diesen und Jenem sind von ihren Lebenstagen die Aufgaben gestellt und beide haben ihre Aufgaben in vollendeter Art gelöst.

Die hier gefundenen Gegensätze offenbaren sich auch in unserer mimischen Kunst. Der größeste Theil unserer Schauspieler begnügt sich damit, den Raum durch an-

muthige Bogenbewegungen der Arme, durch schöne Stellungen auszufüllen. Für Ballet wird das ja voll genügen, für die Oper zumeist. Aber unter den dramatischen Schauspielern giebt es heute hervorragende Künstler, welche über die gewohnten Wellenbewegungen hinausgehen, eine Jungfrau von Orleans bei ihrer Vision mit starr vorgestreckten Armen, eine Luise Miller vor der Lady Milford in steifer Haltung, die nur durch ein vereinzeltes, schulmeisterliches Aufrecken der Hand unterbrochen wird, darstellen. Wir werden auch diese Art verstehen und uns wird sie besonders ergreifen: denn „Nichts ist schön, was nicht wahr ist“, und in den Augenblicken höchster Erregung macht der Körper so vereinzelte, eckige Bewegungen, nicht aber anmuthvolle. Henke hebt hervor, daß der nach der ersten Art gestikulirende Schauspieler mehr für das Auge als Bild wirke, während Gesten der zweiten Art den Fortschritt der Handlung empfindlicher machen, in höherem Maße dem Worte des Dichters dienen.

Wir brechen den Bericht über Henke's Untersuchungen mit einem Gefühl des Ungenügens ab. Seine Beispiele, seine gelegentlichen Ausblicke, sein Zusammenfassen, seine Beurtheilung in das Hauptthema einschlagender Dinge, sein Citiren erläuternder Dichterworte, all das ist so treffend und so lehrreich, daß man gern immer mehr mittheilte. Wer über künstlerische Dinge zu lesen gewohnt ist, weiß, wie auf diesem Litteraturgebiete die Phrase, die Menge äußerlicher Ueberlieferungen, der unklare Schwindel sich breit machen. Wir bewältigen dicke Bücher und sind so klug, als vorher. Wie Regentropfen von einem Kautschukmantel prallt das Gelesene von unserem Gedächtniß ab. Oder wir fischen eine Reihe von Notizen über Farbe, Marmorarten, Schulen, Zeiteinflüsse auf, die uns über den eigentlichen Werth der Kunstwerke Nichts sagen. Die kurzen Aufsätze von Lessing und Henke sind in jedem Satze lehrreich und verdoppeln unseren Genuß, weil wir durch sie begreifen, warum uns die schönen Schöpfungen gefallen.

Henke war ein klarer Geist, beruhend auf einem klaren Gemüthe. Frei von Sucht nach Besitz und Ehren, hat er mit idealem Streben die Wahrheit gesucht. Unbekümmert um äußeren Erfolg und praktische Verwendbarkeit seiner Resultate, hat er Zeit und Kraft eingesetzt, den ergriffenen Gegenstand zu erfassen, zu deuten. „Sie haben uns den Zusammenhang zwischen Anatomie und Aesthetik gegeben“, sagte der berühmte Vischer dem jungen Docenten, als die Schrift über Laokoon erschienen war. Henke ist der Arbeit auf beiden Gebieten treu geblieben, beide durch selbständiges Denken fördernd. Marburg, Rostock, Prag, Tübingen haben ihm Lehrstühle eröffnet, seine schon angebahnte Berufung nach Berlin ist nur durch Professoreneifersucht vereitelt, Zürich hat seine ästhetischen Leistungen noch besonders geehrt, sein Landesherr ihm den höchsten Orden und persönlichen Adel verliehen. Er hat in tief glücklicher Ehe lebend seine Kinder zum Dienst für das Ideal erzogen, ein weiter Kreis dankbarer, bewundernder Freunde und Schüler hat zu ihm aufgeschaut; aber in all dem blieb ihm, einem echten deutschen Gelehrten, als Trägerin seines Lebens, als ihn beherrschende Macht die Sehnsucht nach weiter eindringendem Erkennen. Wir aber hoffen, daß auch ihm sich das Wort erfüllen wird: „Was du als Schönheit hier empfunden, wird dort als Wahrheit Dir entgegengehn“.

Otto Eggeling.

Braunschweigs Antheil an der Entwicklung der deutschen Litteratur[1]).

Von Wilhelm Brandes.

(Fortsetzung.)

In der That wies bald darauf Professor Walther in Hamburg zwei weitere niederdeutsche Dichtungen, die bisher herrenlos gewesen waren, mit zwingender Wahrscheinlichkeit dem Zollschreiber von Braunschweig zu: erstlich ein 1711 zu Helmstedt gedrucktes, in der Urschrift seither verloren gegangenes Gedicht „De Koker“ (Köcher), das viele Hunderte von Volkssprichwörtern, bildlichen Redensarten, Gleichnissen in buntem Durcheinander an einer Reimkette zusammenschließt, sodann aber — und damit tritt Bote unter die fortwirkenden Kräfte der deutschen Litteratur — das verlorene Original des „Till Eulenspiegel“. Längst war erkannt, daß der Straßburger Eulenspiegel des Thomas Murner von 1515 eine niederdeutsche Vorlage gehabt haben muß, auch daß die Angaben über die Herkunft dieses Schelmes aller Schelme und das Lokal einer unverhältnißmäßig großen Zahl seiner Schwänke auf Braunschweigischen Ursprung hindeuten. Die genauere Prüfung der in die hochdeutschen Versionen übernommenen niederdeutschen Worte und Wendungen durch Walther und Hänselmann ergaben nun so deutliche Spuren der eigenthümlichen Ausdrucksweise Bote's, daß kaum ein Zweifel bleibt. Auch die Tendenz des Volksbuches stimmt zu der seinigen: treibt doch Till seine groben Possen zum größten Theil auf Unkosten städtischer Handwerker, und gerade in Braunschweig spielt die den Zünftlern so ärgerliche Geschichte von der Katzenjagd der Kürschner, an die auch Bote's früher erwähntes Spottgedicht angeknüpft zu haben scheint. In anderen Späßen werden fürstliche Höfe und geistliche Herren zu Narren gehalten, und mit beiden Mächten stand das Stadtregiment von Braunschweig damals nicht zum Besten. So kann man sagen, daß der Patrizier den Bauernwitz zum Bundesgenossen genommen hat, um die Feinde oben und unten dem Lachen der Welt preiszugeben, und er hat damit einen beispiellosen Erfolg gehabt; denn kein deutsches Volksbuch ist so oft erneuert und aufgelegt, wie der Eulenspiegel, keins hat einen so internationalen Namen gewonnen, ja kein dichterischer Schatten dieser Zeit — außer dem des Doktors Faustus — ist so oft im Laufe der folgenden Jahrhunderte wieder heraufbeschworen und mit neuem Leben erfüllt, wie der Bauernsohn von Kneitlingen am Elmwalde. Das derbe XVI. Jahrhundert von Hans Sachs bis Fischart hatte an ihm freilich seine besondere Freude, aber noch einer unserer jüngsten vielverehrten Modepoeten, Julius Wolff, erntete seine ersten und verdientesten Lorbeeren mit einem „Till Eulenspiegel redivivus“.

Und damit sind die Akten über Bote wohl noch nicht geschlossen. Im Jahre 1498, vermuthlich anderthalb Jahrzehnte nach dem „Eulenspiegel“, ist aus derselben Lübecker Officin, die das „Boek van veleme Rade“ gedruckt hat, der unsterbliche niederdeutsche „Reynke de Vos“ hervorgegangen — kein Original, sondern eine Uebersetzung aus dem Vlämischen, aber diejenige Fassung, in der das Gedicht seine klassische Geltung nicht nur für unsere Litteratur gewonnen hat. Die Sprachformen dieses Gedichtes von der Welt wirklichem Lauf, des realen Gegenstückes zu dem Idealbilde jener Allegorie, weisen, wie Walther schon früher gelegentlich gezeigt hat, ebenfalls viel eigenthümlich Braunschweigisches auf, und will's Gott so schiebt sich vielleicht, wie schon Eulenspiegel's Kappe, auch noch einmal der Spitzkopf Reineckes beiseite, und das dicke kluge Haupt unseres Meisters Herman — wie er sich selber in Botentracht vor dem Schichtbuch abgemalt hat — kommt dahinter zum Vorschein.

Bote hat, was von ihm gedruckt ist, anonym erscheinen lassen, selbst den Handschriften nirgends, auch nicht in der Weltchronik, seinen Namen beigefügt. Das ist in alter Zeit nichts Seltenes; aber unser Landsmann hatte dazu sicherlich noch seine besonderen Gründe: er war dem Volke ein bestgehaßter Mann, der nicht noch mehr Odium unnütz auf sich laden mochte, und auch unter den Männern vom Rathe, deren Standpunkt er vertrat, mochte es damals genug steifständige Herren geben, die, wenn sie darum gewußt, es dem Zöllner schwer verdacht hätten, daß er neben seiner amtlichen Schreiberei noch Zeit zu papierenen Allotrien solcher Art erübrigte. Auch Bote wird allein gestanden haben und fast ein Fremdling gewesen sein in der guten nahrhaften Stadt. Jedenfalls hat sich auf lange hinaus keiner gefunden aus der Bürgerschaft, der seine Wege weiter gegangen wäre. Was aber an Dichtervolk von auswärts hineingerieth, Humanisten etwa wie **Nikodemus Frischlin** als Leiter der Martinsschule, das hat sich baldigst wieder von dannen gehoben.

Vielmehr geht nahezu Alles, was die nächsten drei Jahrhunderte bis zum achtzehnten einschließlich in Stadt und Land Förderliches für die schöne Litteratur gebracht und gethan haben, wiederum entweder unmittelbar von den Landesfürsten aus oder im letzten Grunde auf sie zurück. Mit dem ersten protestantischen Herzoge **Julius** beginnt 1568 die Reihe der um Wissenschaft und Kunst wohlverdienten Regenten Braunschweigs und sie reicht fast ununterbrochen herab bis auf Karl Wilhelm Ferdinand. Das Verdienst dieser Herren ist mannigfaltiger Art. Sie schaffen den freien Studien und schönen Künsten neue Heimstätten in ihrem Lande, sie ziehen hervorragende Geister aus aller Fremde herbei oder rüsten heimische aus, daß sie draußen wirken, sie versuchen sich auch selber — und nach dem Maßstabe der Zeit mit großem Erfolge — auf verschiedenen Gebieten, zumal auf dem der Dichtung.

Zwar Julius selber war noch nicht der gelehrte Mann, für den man ihn nachmals wohl ausgegeben hat: er baute seine **Universität Helmstedt** zu einer Hochburg der reinen Wittenberger Lehre, nicht der freien Wissenschaft, auch nicht etwa zu einem Musensitze im engeren Sinne, aber er ließ sich doch schon gern gefallen, daß die Studenten herüber kamen an sein Hoflager nach Wolfenbüttel und ihn mit der Aufführung einer deutschen Komödie ergötzten, und vielleicht ward gerade durch diese und dergleichen Veranstaltungen in seinem Sohn und Nachfolger **Heinrich Julius** die Liebe zum Schauspiel erweckt, die ihn vor allen deutschen Fürsten der Zeit auszeichnete und den stärksten Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Bühne hat üben lassen. Heinrich Julius war bei Leibe kein Theaternarr, er war zunächst ein wirklicher Gelehrter, in theologicis gleich wohl beschlagen, wie im corpus iuris, zugleich aber ein sorgsamer und eifriger Landesvater und des wunderlichen Kaisers Rudolf II. vertrautester Rath und treuester Freund trotz des Unterschiedes der Confession. Erholung aber von all den schweren und ernsten Dingen suchte er zumal im Anfange seiner Regierung einerseits in der Musik, zu deren Pflege er den namhaftesten Tonkünstler seiner Zeit Michael Prätorius als Leiter der schon von seinem Vater Julius eingerichteten Hofkapelle nach Wolfenbüttel berief, anderseits aber und vor Allem im Theater.

Bis auf seine Zeit hatte Deutschland keine Schauspielkunst gekannt, weil berufsmäßige Mimen und stehende Bühnen fehlten: im Mittelalter hatten zuerst Kleriker und Laien die Weihnachts- und Passionsspiele in und vor den Kirchen selber aufgeführt, dann Bürgersöhne geistliche und weltliche Stücke auf offenem Markte, und so war auch seither das ganze XVI. Jahrhundert hindurch, in welchem als einzige Neuerung die humanistische Schulkomödie sich eingebürgert hatte, das Bühnenspiel dem gelegentlichen Dilettantismus überlassen geblieben. Diesem Stillstande auf der naiven Stufe Hans Sachsens ein Ende zu machen, bedurfte es eines Anstoßes von außen, er kam von England. Dort hatten schon seit hundert Jahren Prinzen des königlichen Hauses — der blutige Richard Gloster voran — und Herren des hohen Adels Schauspielertruppen in ihren Diensten gehalten, seit 1576 gab es in London auch öffentliche Bühnen in rasch wachsender Zahl, und schon hatten befeuert durch die allverbreitete Theaterleidenschaft ihres Volkes Marlowe und Shakespeare ihre ersten Meisterwerke auf die Bretter gebracht.

Was diese von den Londoner Bühnen verdrängten, die ungeschlachten Tragödien und groben Clownspäße ihrer Vorläufer, das brachten jetzt wandernde englische Schauspieler zu uns herüber, und es war hier noch immer neu und eindrucksvoll genug, um Beifall und Lohn zu finden. Zwar die erste nachweisbare Truppe, die 1586 von Dänemark nach Sachsen kam und in Dresden vor dem Kurfürsten spielte, kehrte bereits im folgenden Jahre über Danzig in die Heimath zurück. Aber um 1590 finden wir eine neue Truppe am Hofe zu Wolfenbüttel, die nicht sobald wieder davongeht, vielmehr dauernd im Dienste des Herzogs bleibt, andere Landsleute von drüben nachzieht, sich aus Deutschen ergänzt und damit die Schauspielkunst auf unserem Boden heimisch macht. In den nächsten Jahrzehnten sind dann andere englische Truppen durch ganz Nord-

und Mitteldeutschland gezogen, sie haben andere fürstliche Gönner gefunden, z. B. den Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, aber der Ehrentitel, die erste stehende Bühne Deutschlands errichtet und gehalten zu haben, gebührt dem Herzog Heinrich Julius. Und einen zweiten gewann er sich hinzu. Anfangs spielten die Fremdlinge natürlich ihr mitgebrachtes Repertoire, aber bald gab der fürstliche Dramaturg seinen Gesellen andere Aufgaben, indem er auch sein eigener Theaterdichter wurde. Von 1593 bis 94 sind 11 Stücke von ihm im Druck erschienen, die zweifellos alle zuvor über die Hofbühne gegangen waren. Originale im strengen Sinne kann man sie freilich nicht nennen, der Herzog benutzte durchweg deutsche, auch italienische Vorlagen; aber die Form, die er ihnen gab, war für Deutschland etwas völlig Neues: zum ersten Male verwandte er statt der kurzen Reimpaare nach englischem Muster eine natürlich fließende Prosa, dazu übernahm er den Narren der englischen Bühne als stehende lustige Person John Clant oder Jean Bonzet — wir haben damit den Ahnherrn des Hanswurst vor uns, der nachmals so ungebührlich auswuchern und so kläglich enden sollte — und endlich verwendete er zur Erhöhung komischer Effekte die Volksmundarten, zumal das heimische Platt in sehr ausgiebigem Maße. Die kurze Posse vom Wirth mit den drei Gesellen, die unser Hoftheater gelegentlich an einem der historischen Lustspielabende mit zur Aufführung zu bringen pflegt, giebt nur einen dürftigen Begriff von des Herzogs Kunst: den vollständigsten wohl seine alttestamentliche „Susanne“, denn hier sind alle Töne angeschlagen vom rohesten und drolligsten des kauderwelschenden John Clant und der zankenden Marktbauern bis zu dem nach dem Maße der Zeit wirklich vollendeten Kunstton des Dialogs, in dem die beiden Alten ihren schändlichen Plan feststellen, und zu dem schweren Ernst der verklagten Frau und des verzweifelnden Gatten. In einem andern Stück, dem „Vincentius Ladislaus“, legt der Dichter dem Helden zahllose Lügenmären, wie sie von Jägern und Soldaten umliefen, in den Mund, und man glaubt den Freiherrn von Münchhausen auf Bodenwerder schon anderthalb Jahrhundert im voraus zu hören. Bisweilen gehen die Verwickelungen und die Schelmenstücke über die Grenze des sittlich Erlaubten hinaus, dann macht der fürstliche Poet wohl kurzen Proceß und läßt zum Schluß hinter der letzten possenhaften Scene das ungetreue Weib oder den betrügerischen Wirth vor versammeltem Publico vom Teufel holen. Mit und trotz alledem sind die Schauspiele des Herzogs wie die ersten, so auch weitaus die besten Dramen, die der Einfluß der englischen Schauspieler in Deutschland angeregt hat, auch die beliebtesten im Publicum: fanden sich doch geschäftige Federn, die sie durch Umwandlung der Prosa in die hergebrachten Reimverse auch dem Geschmacke der älteren Generation mundgerecht zu machen suchten. Aber je länger je mehr überwog das Neue: dazu trug nicht wenig der Umstand bei, daß der Nachschub der Schauspieler aus England inzwischen auch die vollendetsten Stücke Shakespeare's, Hamlet, Lear, Othello, wenngleich verkürzt und vergröbert, mit herübergebracht hatten. Eine 1620 gedruckte Sammlung ihres Repertoires, die auch deutsche Originalien enthält, läßt erkennen, daß alle Elemente beisammen waren, aus denen ein dramatisches Genie — Gervinus verlangt nur einen zweiten Heinrich Julius — eine klassische deutsche Bühne hätte schaffen können. Dies Genie blieb aus, und es kam der dreißigjährige Krieg

Danach ist Alles wieder wüst und öde: wüst auch die verlotterten Schauspielerbanden, die zuchtlos, bald auch ehrlos herumzogen, und öde ihr Repertoire, die Haupt- und Staatsactionen und die Hanswurstiaden. An dem kümmerlich apanagirten Hofe Ferdinand Albrecht's des Wunderlichen von Braunschweig-Bevern läßt man sich ja wohl die namhafteste dieser Truppen, zumal die Veltensche, ab und an gefallen, für einen so glänzenden Hof, wie den seines Bruders Anton Ulrich zu Wolfenbüttel, paßt sich das nicht mehr. Da steht neben der neu aufgekommenen Oper wiederum das alte Liebhaberschauspiel, in dem jetzt Prinzen und Prinzessinnen, Hofherren und Hofdamen agiren, in Blüthe. Bunte Schäfereien, Singspiele und Antiken mit der Allongenperrücke hat Anton Ulrich selbst in seiner Jugend in ziemlicher Anzahl verfaßt und vor seinem Herrn Vater, dem alten August, in Scene setzen helfen — dem „weisen“ August, der von seinem Prinzensitze Hitzacker die herrliche Bibliothek, die er dort zu sammeln begonnen, mit nach Wolfenbüttel gebracht hatte, um hier bis an sein Ende weiter zu sammeln und in der „Augusta“ das zweite Bildungscentrum seines Landes neben der Helmstedter Universität zu schaffen, das dereinst auch der schönen Litteratur noch ungeahnte Dienste leisten sollte. Dagegen hat das höfische Theaterwesen in Wolfenbüttel und demnächst in Braunschweig, obwohl alle Wechsel der Mode eifrig mitgemacht wurden, und man der Reihe nach die gereinigte französische Bühne der Neuberin, die deutsche und die italienische Oper, und wieder die frühclassischen Bestrebungen der Prinzipale Ackermann, Döbbelin u. A. patronisirte, im Verlauf des ganzen XVIII. Jahrhunderts keinen Einfluß mehr auf die ernsthafte litterarische Production geübt. Ebensowenig läßt sich das von dem sonst vortrefflichen Nationaltheater und der Hofbühne des XIX. Jahrhunderts behaupten; nur das verdient wohl Hervorhebung, daß der vielgenannte Theaterdirector und Dramendichter Klingemann im Jahre 1829 auf Befehl Herzog Karl's II. Goethe's Faust gegen den Rath und die Meinung des Dichters selber zuerst auf die Bretter gebracht und damit für die deutsche Bühne gewonnen hat.

Wir müssen noch einmal zu Anton Ulrich zurückkehren. Die erwähnten Singspiele sind nicht das Beste, was er geschrieben hat, auch nicht seine geistlichen Lieder. Obwohl zum Theil rührende Zeugnisse einer aufrichtigen, sehnenden Frömmigkeit, stehen sie doch weit hinter den drei Kernliedern zurück, die unser Land zu dem großen Schatze des evangelischen Kirchengesanges beigesteuert hat, des Nicolaus Decius „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ aus dem XVI., des Andreas Bucholtz „Meinen Jesum laß' ich nicht“ aus dem XVII. und Johann Joachim Eschenburg's „Dir trau' ich Gott und wanke nicht“ aus dem XVIII. Jahrhundert. Anton Ulrich's Lutherthum war nicht so fest fundirt,

daß er diesen Ton hätte finden können: trat er doch im Alter sogar zur katholischen Kirche über. Aber auf einem anderen Felde ist er um die Wette mit dem eben genannten Stadtprediger Bucholtz zu Braunschweig epochemachend thätig gewesen, das ist das Feld des Prosaromans. Den verschiedenen Romanformen des XVII. Jahrhunderts hat er — ich lasse Bucholtzen's weitschichtige Phantastereien bei Seite — die Gattung des historischen oder richtiger antiquarischen Romans beigesellt. Zwar seine fünfbändige „Durchlauchtige Syrerin Aramena“ spielt noch in einem schäferlichen Patriarchenzeitalter, in dem Biblisches und Alamodisches wunderlich durcheinandergeht, aber seine „Römische Octavia“ behandelt auf ihren 6822 Seiten ernstlich die römische Kaisergeschichte von Claudius bis Vespasian. Der Gegensatz des Christenthums und des Heidenthums in dem Schoße der ewigen Stadt, drunten in den Katakomben und droben in den Tempeln und Palästen giebt den ernsten Grundton ab, romantische Liebesepisoden und blutige Kriegs- und Staatsaffären die munteren Obertöne. Jene Seite befriedigte die frommen Gemüther — wie denn Goethe's mütterliche Freundin, das Fräulein von Klettenberg, durch diese Jugendlektüre ihre schwärmerische Richtung erhielt — die Episoden ergötzten die vornehme und die galante Welt. Für diese kam noch ein anderer Reiz hinzu: Anton Ulrich ist nicht blos eine Art von Dahn oder Ebers des XVII. Jahrhunderts, sondern auch ein wenig der Samarow seiner Zeit gewesen, indem er in jenen Episoden unter antiken Masken Hofgeschichten der jüngsten Vergangenheit erzählte, so namentlich außer der vielberufenen Geschichte der Prinzessin von Ahlden die seiner eigenen Jugend. Doch das hat für uns nur ein Curiositätsinteresse; die eigentliche Bedeutung der „Octavia“ liegt darin, daß sie wie gesagt ein Erstling der historischen Gattung in Deutschland, zugleich aber eins der frühesten Muster eines schlichten und gebildeten Romanstils gewesen ist. Nicht umsonst hatte der fürstliche Verfasser die Unterweisung des trefflichen Altvaters der deutschen Grammatik und Stilistik, Justus Georg Schottelius, genossen, des Mannes, dem wir das erste umfassende Hauptwerk über deutsche Sprachkunst verdanken, nicht umsonst wie fast alle hervorragenden Mitglieder seines Hauses im XVII. Jahrhundert, der „fruchtbringenden Gesellschaft“ angehört, diesem patriotischen Bollwerke gegen die Sprachverwilderung und -verderbniß jener Zeit. Und noch ein Drittes soll ihm schließlich, wie seinem Ahnen Heinrich Julius und dem wunderlichen Beveraner gedankt sein: indem er, ein fürstlicher Herr, dessen Nachkommen Kaiserkronen trugen, selbst ein deutscher Schriftsteller wurde, hat er vielleicht mehr dazu beigetragen, daß zu Gunsten deutscher Sprache und Dichtung Bresche gelegt wurde in gelehrte Vorurtheile und in die französische Verbildung der vornehmen Stände, als ein großes poetisches Genie es vermocht hätte.

Treten wir aus der Aera Anton Ulrich's in die seiner Nachfolger hinüber, so weht uns eine klarere und kühlere, eine bewegtere und erregendere Luft entgegen, die des Aufklärungszeitalters. Aus dreierlei Elementen mischt sich die deutsche Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts: aus den heimischen, wenn auch erst vom Auslande angeregten, des philosophischen Rationalismus der Thomasius und Wolff, aus den englischen des Deismus, der Freimaurerei und der populären Glückseligkeitsphilosophie und den französischen des Materialismus und der revolutionären Auflösung aller bisherigen Grundlagen des Staats und der Gesellschaft. Nun hat wohl kein deutsches Territorium eine so vollständige Reihe von namhaften und geradezu typischen Vertretern dieser Bewegung auf allen Gebieten, die ihr Hauch befruchtete, aufzuweisen, wie eben unser Land Braunschweig. Unter der Aegide zweier „erleuchteter“ Fürsten — ein Lieblingsausdruck der Zeit — Karl's I. und Karl Wilhelm Ferdinand's, sind hier der Reihe nach die aufklärerische Theologie der verschämten, der gemäßigten und der extremen Richtung in Mosheim, Jerusalem und Teller zu Wort und Wirkung gekommen, die aufklärerische Kritik und Poesie in ihrem besten Manne, dem erlauchten Gaste Gotthold Ephraim Lessing, die politische und sociale Aufklärung französischen Stils mit etwas deutschem Sturm und Drang verquickt in Mauvillon, endlich die aufgeklärte Pädagogik in Joachim Heinrich Campe und seinem Kreise.

Nicht alle diese Männer haben auch für unsere Betrachtung ein besonderes Interesse, aber doch die meisten, und einige andere noch nicht genannte werden sich dazu gesellen. In Lorenz Mosheim, der von 1723 bis 1747 die vornehmste Zierde Helmstedts war, verehrt die Theologie den Begründer der wissenschaftlichen Kirchengeschichte, für uns kommt er in erster Linie als Meister der rednerischen Prosa in Betracht. Seine „heiligen Reden“ haben Epoche gemacht und nicht bloß in der Kanzelberedtsamkeit: mit Recht begrenzte Gustav Schwab seine Mustersammlung neuerer deutscher Prosa schlechthin „von Mosheim bis auf unsere Tage“. In gleicher Richtung ist der Abt Jerusalem sein würdiger Nachfolger; namentlich seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion“, die er auf Veranlassung seines Zöglings, des Erbprinzen, niedergeschrieben hat, dürfen als das in seiner Art vollendetste Erbauungsbuch der Aufklärungsperiode gelten und haben als solches gegolten, wie die zahlreichen Auflagen, die Uebersetzungen in vier fremde Sprachen beweisen: eben das, was diese Erörterungen über Gott und Welt uns Heutigen ungenießbar macht, ihre plane Wohlredenheit und laue Vernünftigkeit, machte in den Augen der Gebildeten von damals ihren Hauptwerth aus.

Vielleicht noch stärker aber, jedenfalls nachhaltiger und vielseitiger, als mit diesen und ähnlichen Schriften hat der „göttliche Mann“, wie ihn gelegentlich die Verehrung der Zeitgenossen nannte, mittelbar durch sein eigentlichstes Lebenswerk auf sein Zeitalter gewirkt, ich meine das nach seinen Plänen vom Herzog Carl 1745 eingerichtete Collegium Carolinum zu Braunschweig. In seinem Geiste sind hier 60 Jahre hindurch tausende von Jünglingen aus den vornehmen und gebildeten Familien Deutschlands und des Auslands für Wissenschaft und Leben vorgebildet worden. „Zur Aufnahme des guten Geschmackes und des bon sens in diesem Lande“ war die Anstalt gegründet: die Schwächen der

in gelehrtem Wesen verknöcherten Universitäten sollten vermieden, bei einer tüchtigen und praktischen Unterweisung in den Fachwissenschaften sollten hauptsächlich die Humaniora und ganz besonders die Muttersprache gepflegt werden. Dies zu erreichen, holte Jerusalem seine Lehrkräfte von auswärts, und zwar mit Vorliebe aus der frischen begeisterten Jugend, die sich schon in ihrer Studentenzeit in Leipzig um die Anfänge einer neuen deutschen Originallitteratur bemüht hatten: Gärtner, Zachariä, Ebert, Konrad Arnold Schmid, zu denen später noch Eschenburg hinzutritt; ihren litterarischen Kreis vervollständigt demnächst der als Landschaftssecretär hierher berufene Hannoveraner Johann Anton Leisewitz.

Man unterschätzt leicht die Bedeutung dieser Männer, wenn man sie nach ihren selbständigen dichterischen Versuchen beurtheilt. Das Wenige, was dem einen und andern einen dauernden Namen in der Litteratur gegeben hat, Zachariä's in jeder Hinsicht studentisches Opus „Der Renommist" und Leisewitzens zweifellos bedeutendes, doch für den jungen Schiller vorbildliches Jugenddrama „Julius von Tarent", liegt vor ihrer Braunschweiger Zeit. Was sie hier gedichtet haben, alle ohne Ausnahme, geht nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus, und nur der könnte auch darin Großes und Schönes finden, der durch das Mikroskop eines liebevollen Lokalpatriotismus Flechten und Moose als Sträucher und Bäume sehen wollte. Schöpfer waren sie nicht, nur Vermittler, aber Vermittler ersten Ranges in mehr als einer Hinsicht. Einmal vermittelten sie den Studirenden mit der Kenntniß des Schönen, das sie als solches erkannt hatten, auch ihre Begeisterung für das Schöne und halfen damit das Publikum der Klassiker heranbilden; eine zweite Vermittlerthätigkeit haben dann ihre beiden tüchtigsten Männer Ebert und Eschenburg mit ungleich größerem nachweisbaren Erfolge geübt zwischen Deutschland und der englischen Dichtung.

Es ist bekannt, daß von der Mitte des Jahrhunderts an allmählich das Einströmen englischer Meisterwerke im Bunde mit der Antike die Befreiung der deutschen Litteratur von der französischen Vormundschaft haben herbeiführen helfen. Weitaus das Meiste und Beste nun, was damals aus England herüberkam, ist von Ebert, Eschenburg und einem dritten Braunschweiger, einem ausgewanderten Landeskinde, durch Uebersetzungen, die für jene Zeit unübertrefflich schienen, unserer Litteratur angeeignet. Dieser Dritte ist Johann Joachim Christoph Bode, als eines gemeinen Soldaten Sohn in Braunschweig geboren, in Schöppenstedt beim Gänsehüten und Ziegelstreichen groß geworden, dann zum Musiker ausgebildet, aber daneben in Helmstedt und Celle mit dem besten Erfolge bemüht, sich von Schülern und verlaufenen Studenten eine Kenntniß der alten und neueren Sprachen zu erwerben, demnächst nach reicher Heirath Verlagsbuchhändler in Hamburg, Lessing's Compagnon und Freund, schließlich, nachdem er längere Zeit nur der Uebersetzerthätigkeit gelebt hatte, Secretär der Gräfin Bernstorff, in deren Diensten er 1793 in Weimar gestorben ist. Ebert hatte mit Glover's Leonidas und der schwermüthigen Elegik Youngs, des Dichters der Nachtgedanken, begonnen; den derber organisirten Bode zogen die großen Humoristen Smollet, Fielding, vor Allem aber Laurence Sterne und Goldsmith's Landprediger von Wakefield an, und seine kecken, sprachmächtigen und auf das Feinste nachempfundenen Verdeutschungen gaben zumal den beiden Letzteren bei uns eine zweite Heimath und ein neues Wirkungsfeld. Eschenburg endlich schenkte neben Stücken aus Ossian und den Volksballaden den Deutschen die erste vollständige Uebersetzung Shakespeare's, zugleich die erste, die des großen Britten würdig war, während er gleichzeitig in seinem gründlichen Werke über Shakespeare's Leben und Schriften die ersten, im Wesentlichen noch unverrückten Fundamente eines wissenschaftlichen Shakespearestudiums auf dem Festlande legte. Im Einzelnen auf die Wirkungen dieser und ähnlicher Arbeiten einzugehen, ist hier unmöglich, auch unnöthig: man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt sowohl in der Litteratur der Zeit, wie in der Geschmacksrichtung des besseren Publikums. Wie stark aber insbesondere hier zu Lande der Eindruck war, das erhellt am besten daraus, daß man schon 1768 daran denken konnte, die „sich immer weiter extendierende" englische Sprache in den Lehrplan der Waisenhausschule aufzunehmen.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

George Pflümer, die Münzen der Stadt Hameln. In 8 Tafeln zusammengestellt. Ohne Ort und Jahr. 20 S. u. 8 Tafeln in Großfol.

In diesem kürzlich auf Kosten des Verfassers gedruckten Buche bietet uns dieser, ein eifriger und erfolgreicher Sammler auf dem Gebiete der Hamelnschen Geschichte, ein Werk liebevoller Pietät gegen diese seine Vaterstadt. Bleibt es auch zu bedauern, daß die Berufsthätigkeit des Mannes seine ursprüngliche Absicht, eine eingehende Arbeit über die Münzthätigkeit der Stadt Hameln zu verfassen, verhindert hat, so ist doch schon das Gebotene als ein neuer Beitrag zur niedersächsischen Münzgeschichte äußerst willkommen zu heißen. Wir erhalten auf 8 Tafeln, die in trefflicher Weise von Georg Alpers in Hannover in Lichtdruck hergestellt sind, eine anschauliche Uebersicht über die Münzen der Stadt, eine gute Grundlage für den Forscher wie für den Sammler. Es werden im Ganzen 73 verschiedene Nummern vorgeführt, in Goldmünzen (c. 1621—68), Thaler (1544—1669), kleine Silbermünzen (1550 bis 1672) und Kupfermünzen (1582—1635) eingetheilt, denen dann noch Marken (№ 74—77) und Wiedergaben von Zinnabgüssen der im Rathhause zu Hameln verwahrten Münzstempel (41 Stück), Marken- und Eichstempel (26 Stück) angeschlossen sind. Der begleitende Text rührt aus der sachkundigen Feder des bekannten Numismatikers Friedr. Tewes in Hannover her. In der etwas sehr knappen Einleitung wird in Betreff der städtischen Münzgeschichte auf Sprenger's „Geschichte der Stadt Hameln" Bezug genommen; es wäre jedenfalls besser auch Meinardus' „Urkundenbuch des Stiftes und der Stadt Hameln", das leider nur bis 1407 reicht, herangezogen worden.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus=Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 16. 1. August **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Braunschweigs Antheil an der Entwicklung der deutschen Litteratur.

Von Wilhelm Brandes.

(Schluß.)

Und noch ein Drittes haben Ebert und Eschenburg vermittelt, Lessing's Berufung in den Herzoglichen Dienst. Vom Frühjahr 1770, wo er nach dem Zusammenbruche seiner hamburgischen Unternehmungen wieder einmal am Markt gestanden und gewartet hatte, wer ihn dingen wollte, bis zu seinem Tode 1781 hat er, wie Jedermann weiß, die Stellung eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel bekleidet, die vor ihm schon Leibniz einmal einige Jahre mit dem Glanze seines Namens geschmückt hatte So freudig Lessing sie annahm, so wenig befriedigte sie ihn auf die Dauer, ja er hat sich je länger je mehr darin eng und unglücklich gefühlt, so daß die letzten, äußerlich gesichertsten Jahre seines Lebens zugleich seine bittersten gewesen sind. Lange Zeit hat man die Schuld daran, von Lessing's häuslicher Trauer und körperlichem Leiden abgesehen, allein den Herzögen, dem Amt und den Verhältnissen zugeschoben, zumal seit Adolf Stahr die Legende vom zu Tode gequälten Märtyrer Lessing in die Welt gesetzt hatte. Mit diesem Aberglauben hat Erich Schmidt gründlich aufgeräumt, aber nun zeigt sich die Neigung, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Schon erscheint Lessing hier und da als der Undankbare und Selbstsüchtige, der Störenfried, der Querulant. Daß es so schwer ist, gerecht zu sein! Es giebt Naturen, die auch die gelindeste, auch die goldenste Kette, an deren Glanz und leisem Klingen neunundneunzig von hundert nur ihre stolze Freude haben würden, als einen unerträglichen, einen aufreibenden Druck empfinden. Solch eine zugleich große und empfindliche Natur war Lessing: wie sein Geist die kühnsten Höhen freien Denkens zu erschwingen nicht müde wurde, so war sein Lebenselement die persönliche Unabhängigkeit. Nicht wie er hier gebunden war, sondern daß er sich überhaupt gebunden hatte, schon die Vorstellung dieser Gefangenschaft im Amt ohne Ende ließ ihn in Wolfenbüttel nicht froh werden. Sie hätte ihn auch anderswo, in Berlin, in Mannheim, in Wien nicht froh werden lassen. Aber an keiner dieser Stätten, das dürfen wir anderseits dreist behaupten, hätte er in der Gebundenheit so frei er selber sein dürfen, wie es ihm hier verstattet war und blieb, so lange die Fürsten sich irgend im Stande fühlten, dem Sturm, der von allen Seiten, im Lande und im Reiche, sich gegen den Herausgeber der Fragmente erhob, Trotz zu bieten. Thatsächlich hat Lessing doch seine Fehde gegen Goeze und Genossen so weit durchfechten dürfen, wie es ihm selber nur lieb sein konnte, er hat dann seine „Erziehung des Menschengeschlechts", er hat daneben, wie zu Anfang die „Emilia Galotti", diese schärfste Verdammung der Fürstenwillkür, so zum Schluß den „Nathan", die dichterische Verklärung des Standpunktes, den er in den erbitterten Kämpfen um die Fragmente eingenommen hatte, ruhig von Wolfenbüttel ausgehen lassen dürfen, ohne ernstlich etwas befürchten zu müssen. Daß er dies gedurft hat als fürstlicher Beamter im Zeitalter des Absolutismus, wenn auch des aufgeklärten, das ist der Antheil unseres Ländchens an Lessing's Lebenswerke und wahrlich keins der geringsten Verdienste Braunschweigs um die Entwickelung der deutschen Litteratur.

Nur einen ganz bescheidenen Platz daneben, aber doch auch einen, darf schließlich ein Büchlein beanspruchen, das im Geburtsjahr des „Nathan" 1779 zu Hamburg erschien und sich „Robinson der Jüngere zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder von Joachim Heinrich Campe" betitelte. Der Verfasser, trotz seiner Jugend — er war 1746 zu Deensen bei Stadtoldendorf geboren — bereits ein hochberühmter Pädagoge, hatte an einen Gedanken Rousseau's anknüpfend den „Robinson Crusoe" des englischen Romandichters Daniel Defoe, ein Buch, das schon während des ganzen Jahrhunderts in Deutschland viel gelesen, übersetzt und nachgeahmt war, zu einem Erziehungsbuche verarbeitet. Nicht der gerade beispiellose Erfolg dieses Werkchens, dessen litterarischer Werth an sich nicht eben groß und mit dem des Originals nicht zu vergleichen ist, veranlaßt mich, es hier einzureihen, auch nicht die angenehme und dankbare Erinnerung, die wohl die Meisten von uns dem alten Freunde unserer Jugend bewahren, sondern die Thatsache, daß Campe's Robinson und sein nächstes, eigentlich besseres Buch, „die Entdeckung von Amerika", als die Erstlinge der Jugendschriftstellerei in Deutschland anzusehen sind. Gewiß hatte er Vorläufer — ich erinnere nur an Weiße's „Kinderlieder" und „Kinderfreund" — aber eine specielle Litteratur für die heran=

wachsende Jugend, wie sie allmählich ins Kraut geschossen und heutzutage, indem sie den Geschmack an ernsthafter Lectüre verdirbt, zu einer Gefahr für die geistige Bildung unserer Nation geworden ist, gab es doch vor ihm nicht. Uebrigens will doch auch das etwas heißen, daß trotz Wieland Campe's „Robinson" neben Musäus' „Volksmärchen" das einzige Stück erzählender Prosa der Aufklärungszeit ist, das wirklich lebendig und wirksam geblieben ist in eben der Form, in der es vor mehr als hundert Jahren geschrieben worden.

Was nun nach der Aufklärung in der deutschen Litteratur zu Wort kam, die Genieperiode, demnächst die abgeklärte Reife der klassischen Richtung, daran hat das Braunschweiger Land sammt seinen Bewohnern keinen besonderen Antheil, wohl aber sein Fürstengeschlecht den größten und ehrenvollsten. Ich brauche nur den Namen Anna Amalia zu nennen, um Ihnen das Bild des Musenhofes vor die Seele zu führen, mit dem die echte Tochter Herzog Karl's in unvergleichlich größerem Stile und mit unvergleichlich herrlicherem Erfolge die Tradition ihres Hauses fortsetzte und nach der Braunschweiger „Morgenröthe" den Sonnentag von Weimar für die deutsche Dichtung heraufführte.

In Braunschweig selber schien in der That die litterarische Triebkraft mit der Glanzzeit des alten Collegium Carolinum sich erschöpft zu haben; auch die ganze erste Hälfte des XIX., unseres Jahrhunderts hindurch hat Stadt und Land schlechterdings nichts hervorgebracht, was in dem strenggefaßten Rahmen unserer Betrachtung eine Stelle beanspruchen könnte. Doch soll die gute Heimath dieses Mal darum ungescholten bleiben: sie sammelte und gab auf anderen Gebieten Bestes. Während sich hier an dem neu organisirten Collegium eine Reihe wissenschaftlicher Koryphäen aus Nähe und Ferne zusammenfanden, die Blasius und Otto voran, standen draußen zwei Stadtkinder, eins von der nördlichen Wilhelmstraße und eins von der Reichenstraße, als die unbestrittenen Meister ihrer Wissenschaften an den beiden namhaftesten Universitäten Deutschlands, in Berlin Karl Lachmann, der erste Philologe, in Göttingen Karl Friedrich Gauß, der erste Mathematiker des Jahrhunderts. Rechnet man hinzu, daß gleichzeitig ein dritter Braunschweiger, Ludwig Spohr, dem wie Gauß noch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Wege geebnet hatte, in Cassel den Dirigentenstab des Componisten und den Geigenbogen den besten Meistern ebenbürtig führte, so muß man gestehen: welche Stadt soviel hat und leistet, die mag in Gottes Namen auch einmal Romantik und Junges Deuschland über sich hin und an sich vorbei gehen lassen, ohne sonderlich mitzuthun.

Aber dann kam die Erschütterung der Gemüther vor und während dem wundersamen Völkerfrühling des Jahres 1848 und schlug, mit Görres zu reden, wieder einmal Funken aus dem Kiesel. Zu den lyrischen Sturmvögeln der großen Bewegung hat Braunschweig freilich kein namhaftes Kontingent gestellt — denn den Nachbarn Hoffmann von Fallersleben, obwohl ihn manches mit unserm Lande verband, dürfen wir uns nicht zurechnen — wohl aber pulsirt die Bewegung in den Schöpfungen zweier Dramatiker, Robert Griepenkerl's und des Grafen Hans von Veltheim. Griepenkerl, norddeutschen Eltern in der Schweiz geboren, doch schon als Kind mit ihnen nach Braunschweig zurückgekehrt, hatte sich bereits auf verschiedenen Gebieten der Litteratur ohne größeren Erfolg versucht, als mit einem Schlage sein erstes Drama „Maximilian Robespierre" den fast Vierzigjährigen zu einer deutschen Berühmtheit machte. Sein eigener Recitator trat er in zahlreichen Städten Norddeutschlands von Bremen bis Breslau auf und fand überall begeisterte Aufnahme: als „Messias der deutschen Bühne", als den „deutschen Shakespeare" feierte ihn auch eine ernsthafte Kritik, die nicht im Banne des Erfolges oder eines revolutionären Enthusiasmus stand. Dabei aber blieb es auch. Sein zweites Drama, „die Girondisten", schon im Stoffe weniger dankbar, ließ ein Sinken der Kraft befürchten, und je mehr er dann sich bemühte, durch Zugeständnisse an die Bühnenpraxis und die ruhebedürftiger gewordene Zeit festen Fuß auf dem Theater zu fassen, auch für sich selber endlich irgendwo etwa eine Dramaturgenstellung zu gewinnen, um so weiter entfernte er sich von der Größe seines ersten Wurfes. Die Welt ging an dem alltäglich gewordenen Genie vorbei zur neuen Tagesordnung über, neuen Götzen nach, und als Griepenkerl 1868 in trostlosen Verhältnissen gestorben war, mußten die Nekrologe seine Leistungen in dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen erneuern. Auch unseres Sievers pietätvolles Buch scheint ein schöner Grabstein bleiben zu wollen und nicht der Sockel des Denkmals eines Unsterblichen zu werden. Noch unbefriedigender die Bahn Hans von Veltheim's, des Dichters wie des Menschen: als er sich 1854 mit 36 Jahren erschoß, da war ihm für all sein vielfältiges künstlerisches Bemühen noch nicht ein Lorbeerreis aufgegangen. Seine Dramen, in denen er, ein Verächter der Masse und ihrer großwortigen Führer, den wirren Zeiten Spiegelbilder aus der Vergangenheit hatte weisen wollen, waren fast unbeachtet vorübergegangen und eigentlich schon im Drucke Makulatur geworden. Seither hat sich wohl Einer und der Andere, der ihn zunächst für sich entdeckte, bemüht, ihm zum mindesten bei der zünftigen Litteraturgeschichte nachträglich Anerkennung zu verschaffen, aber auch das ist nicht gelungen. Und doch gehören Beide, wie der Dichter des „Robespierre", so der der „Dramatischen Zeitbilder", zu denen, die nicht vergessen werden sollten: in zweiter Reihe wenigstens, nach Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, verdienen sie ihre bleibende Stelle unter den shakespearisirenden Kraftdramatikern. Was Grabbe durch wüste Grimassen fast immer verfehlt und verdorben hat, das ist ihnen durch jene instinctive Sicherheit des Maßhaltens im Ungeheuren, die sonst nur den echten, großen Dramatikern eigen ist, in ihren besten Werken bisweilen bewunderungswürdig gelungen, daß der Geist der Weltgeschichte selber aus ihren verlegenen und vergilbten Blättern zu uns zu reden scheint. Und das gilt mehr noch als von Griepenkerl von Veltheim, dessen dichterisches Schaffen sich zudem in aufsteigender Linie bewegt: sein letztes Stück „End' und Anfang", dessen Stoff nichts Geringeres ist als der Untergang der alten Welt, der Aufgang des Germanenthums und die stete, ewige Macht der Kirche zwischen und über beiden

— dies Stück, freilich ein Buch-, kein Bühnendrama, zeigt bei einer sprachlichen Virtuosität und einer Schärfe der Charakteristik im Einzelnen, die hinreißend wirkt, eine Weite und Tiefe des historischen Verständnisses und eine Kraft, Zeitströmungen und Ideen sinnlich zu verkörpern, die meines Wissens in der deutschen Dramatik der letzten funfzig Jahre ohne Gleichen ist. Freilich ist die Dichtung kein abgetöntes Aquarell zur Belehrung der reiferen Jugend, wie gerade diese Zeitperiode jetzt gern in Romanen geboten wird, sondern ein gigantisches mit allen starken Farben von Sonnengold und Himmelblau bis zu Feuer und Schmutz herab gesättiges Freskogemälde für starke Augen und Herzen.

Und ein solches Herz hat sich daran entzündet zu dem Versuche, den gleichen Weg zu gehen mit reinerem Sinn und auch mit größerem Bühnengeschick, Hans Herrig. Sein erstes Drama „Alexander“ verräth am deutlichsten den vorbildlichen Meister und ist zugleich des Jüngers beste Leistung. Trotzdem gehört auch dies, noch viel mehr aber die späteren Dramen Herrig's bis hinab zu seinem letzten „Columbus“, zu den typischen Werken jener redlichen Talente, die in der Mitte wandelnd zwischen dem Genie und der Routine leer ausgehen: das Genie holt sich den Nachruhm herab, die Routine den klingenden Lohn des Tages herauf, das brave Talent aber, dem zum Genie die Kraft, zur Routine die künstlerische Gewissenlosigkeit fehlt, hat den Achtungserfolg und im Uebrigen das Nachsehen. Ich hätte darum Herrig nicht erwähnt, wenn er nicht einmal doch mit einem glücklichen Wurfe der Mann des Tages gewesen wäre und sich sogar nahe daran gesehen hätte, der Reformator des ganzen deutschen Theaterwesens zu werden. Das war vor 14 Jahren, als sein wohlgelungenes Lutherfestspiel überall mit Feuereifer aufgeführt und mit Begeisterung aufgenommen wurde, nicht bloß als ein Mittel zur „Erweckung des evangelischen Volksbewußtseins“, wie man es pries, sondern auch als der Erstling einer deutschen Volksbühne der Zukunft. Herrig selber hat damals diese Volksbühne, die ohne Decoration, mit bescheidenen Costümansprüchen an jedem Orte aufgeschlagen und von Dilettanten, vom Volke selber wie in Oberammergau, beschritten werden sollte zu dramatischen Darstellungen schlichtester, volksthümlichster Art, in einer eigenen Schrift ausführlich begründet und empfohlen. Die Zeit aber hat gelehrt, daß man aus der Noth keine Tugend machen soll: wir können nicht zur Shakespearebühne zurück, noch weniger zum Volkstheater des Mittelalters. Was dies eine Mal gefallen hatte, weil es neu und „stimmungsvoll“ war und so gutem Zwecke diente, das konnte sich auf die Dauer gegenüber dem zweifellos Vollkommneren, an das man doch längst gewöhnt war, nicht halten. Mit einer Enttäuschung endete so die Bahn eines redlich Strebenden, dem man Herder's Wort aufs Grab schreiben möchte: voluit, quiescit — er hat gewollt, nun ruht er!

Und nun zu guterletzt von all den Todten einen Schritt vorwärts noch zu dem einzigen, Gottlob! Lebendigen, den wir mit Stolz zu nennen haben, wenn man uns fragt, wen heute Braunschweig zu dem Aufgebote der dichterischen Größen Deutschlands stellt — Wilhelm Raabe. Wie ich den Namen ausspreche, wird mir warm ums Herz, und ich wünschte, die Frist, die mir hier zugemessen ist, begönne, statt daß sie dem Ende zudrängt. Es ist mir oft in dieser Stunde schwer geworden, mich zu beschränken, abzuweisen und zusammenzudrängen, wo ich mich frei hätte ergehen mögen, nirgends mehr, als hier. Doch die Rücksicht auf den Rahmen des Ganzen, den ich nicht am Schluß noch sprengen darf, gebietet mir, auch hier kurz zu sein. Die deutsche Litteratur der Gegenwart hat in Wilhelm Raabe den einzigen Humoristen großen Stils, der seit Jean Paul unter uns erschienen ist. Denn der köstliche Humor Fritz Reuter's, der allen Enttäuschungen und Verfehlungen zum Trotz selbst über Festungswälle und Gefängnißmauern noch das Panier einer unverwüstlichen Lebenskraft und Lebensfreude schwingt — soviel wir ihm auch danken und so sehr wir ihn lieben, Meister bleibt er doch nur, solange er naiv sich auf das Stoffgebiet und den Gesichtskreis eigenster persönlicher Erfahrung beschränkt. Jeder Schritt über diese Grenze hinaus ist ein Wagniß von zweifelhaftem Erfolge, und selbst innerhalb seines Bereiches kann es geschehen, daß der Dichter, wie in „Kein Hüsung“, den Humoristen verleugnet und von seinem Gegenstande ergriffen in den Bann leidenschaftlicher Empfindung geräth. Anders der weltumfassende, der reflektirende Humor: zwar wurzelt auch er in einer Naturanlage, auch er wird keinen Augenblick den innigen Zusammenhang mit dem Boden, aus dem er gewachsen ist, und das liebevolle Mitempfinden mit dem Leben, das ihn umgiebt und das er wiedergiebt, verlieren, zugleich aber sucht er eine Höhe der Erkenntniß und inneren Freiheit zu gewinnen, von der herab er wiederum alles Treiben und Wähnen der Welt im weitesten Sinne unter sich sieht, also daß er das Nächste und scheinbar Fernste, das Kleinste und Größte, Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen und sub specie aeternitatis Menschen und Dinge in ihrem eigentlichen Werthe zu zeigen vermag; diese Erkenntniß, in deren Lichte Leid und Lust des Lebens ausgeglichen und überwunden erscheint, diese Freiheit, die Andern mitzutheilen, der Zweck seines Schaffens ist, setzt eine ungeheuere Cultur voraus. Der naive Humorist giebt in wenigen Werken sein Bestes und wird dann erlahmen, der reflektirende muß nothwendig wachsen, wie er weiterschreitet. So hat Wilhelm Raabe seit vierzig Jahren dem deutschen Volke die Gaben seines Humors geboten, schwerwiegende und eigenartige Gaben, auch einem ernsteren Geschmacke nicht immer recht, vollends für den Kindersinn der Masse, die an luftigen, schillernden Seifenblasen ihre Freude hat, meist zu schwer und herbe. Aber unbekümmert um Beifall oder Ablehnung, Gunst oder Gleichgültigkeit des Publicums und der Kritik, keiner Clike angehörig, auch in trüben Zeiten nur auf sich selber und sein Gewissen gestellt, hat er still seine Saat weiter gestreut und gewartet, daß sie aufgehe. Nun ist sie aufgegangen, lange schon, und lohnt ihn mit der Liebe einer treuen, stetig wachsenden Gemeinde, soweit deutsche Herzen schlagen, mit der Anerkennung der Kunstrichter, die sein fester Gang gezwungen hat, ihm nachzudenken und nachzugehen, und mit der Achtung der Mitstrebenden,

der Alten, wie der Allerjüngsten: denn sein Standpunkt, einmal über die Tagesmeinungen und -parteien gewonnen, ist eben darum nicht veraltet und kann nie veralten. So sieht ihn Deutschland unter den wenigen Dichtern der Gegenwart, deren Werken Dauer oder nach der kurzlebigen Menschen Ausdruck Unsterblichkeit in Aussicht steht, in erster Reihe.

Wir Braunschweiger aber haben zu ihm noch ein besonderes Verhältniß oder sollten es doch haben. Denn der Mann, der 1857 in seinem Erstlingswerke gelobte: „Deutschland, großes Vaterland, vergesse ich dein, so werde meiner Rechten vergessen!“ und der dies Gelöbniß in Zeiten, wo es ein Schmerz war, ein Deutscher zu sein, und wieder in Zeiten, wo das Vaterland seiner zu vergessen schien, mit gleicher Treue in jeder Zeile, die er schrieb, gehalten hat — er ist zugleich in einem Maße das Kind und die Stimme unserer engeren Heimath, wie kein Anderer unter Allen, denen wir auf unserer langen, wechselvollen Wanderung durch die Jahrhunderte begegnet sind.

Blicken wir zurück: unverkennbar waren überall die gemeinsamen Züge des niedersächsischen Stammes, die feste, derb zugreifende Art in Ernst und Spaß, die Vorliebe für die charakteristische, nicht die schöne Linie als Mittel der Kunstdarstellung, die Neigung, die eigene, besondere Persönlichkeit zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen, unverkennbar auch von Anfang an der durch die Umstände begünstigte Stammestrieb, den Zusammenhang mit den Sachsen drüben jenseits der Nordsee aufrecht zu erhalten; aber mit wenigen Ausnahmen hätte das, was so geschaffen ward, auch ebenso gut in Lübeck oder Bremen, in Mecklenburg oder Holstein oder Hannover ans Licht treten können.

Wilhelm Raabe aber wurzelt mit all seinem Empfinden, Schauen und Schaffen im Braunschweiger Lande: aus ihm ist er entstammt, zu ihm zweimal aus der Fremde, soviel sie auch zu bieten hatte, was wir nicht bieten können, zurückgekehrt, in ihm hat er vier Fünftel seines Lebens zugebracht, ihm gehört jenes „goldene Heimathsgefühl“, das Adolf Stern vor Allem seinen Dichtungen nachrühmt. Da liegen sie von der Weser und dem „Odfelde“ bis zum „Dräumling“ und wieder bis zu den Harzbergen, die kleinen, stillen Städte, aus denen Raabe's Helden ausziehen, die Dörfer, Höfe, Mühlen und Forsthäuser, die „alten Nester“, in die sie heimkehren, wenn sie der Welt das Ihrige abgewonnen haben oder auch ihnen die Welt da draußen zuviel geworden ist, und mitten inne diese unsere gute alte Stadt, deren jähes Auswachsen zur Großstadt sich auch in seinen Geschichten spiegelt, die Stadt der „versunkenen Gärten“, des „Krähenfeldes“ und des „Vogelsangs“. Und auf diesem Boden haust oder hauste in Waldwinkeln, Handwerkerstuben und Hinterhäusern, selten im ersten Stock der Straßenseite, neben soviel alltäglichem auch das viele wunderliche Volk, das durch seine Bücher geht und das Kopfschütteln des ganz Modernen erregt, in dessen „Milieu“ es nicht paßt. Da sind sie endlich auch gezogen und geritten, die festen Männer vergangener Tage, die Raabe's seherischer Blick erschaut und seine Kunst in wenigen Strichen uns lebendig gemacht hat, der „Junker von Denow“ und „Lorenz Scheibenhart“ und Klaus Eckenbrecher und so viele Andere bis herab zu dem herrlichen Kleeblatt des „Odfeldes“ und zu den Mitkämpfern des schwarzen Herzogs und zu den großdeutschen Schwärmern für „Mutter Germania“.

So lebt der Dichter in seiner Heimath, und so lebt diese Heimath, Land und Volk, Gegenwart und Vergangenheit, in seinen Werken und wird mit ihnen und durch sie fortleben, will's Gott, in ferne und fernste Zeiten!

Medailleure am Hofe der Herzöge Heinrich Julius und Friedrich Ulrich in Wolfenbüttel[1].

Von P. J. Meier.

Es wäre ohne Zweifel eine höchst dankenswerthe Aufgabe, die Beziehungen des welfischen Herzogshauses zu den bildenden Künsten und seine Verdienste um deren Förderung im Zusammenhang und auf Grund archivalischer Forschungen zu bearbeiten, und es ist sicherlich nur eine Frage der Zeit, wann diese Aufgabe gelöst wird. Aber wenn es schon sonst kein Fürstenhaus giebt, wo sich Jahrhunderte lang ununterbrochen von einer Generation zur andern warme Liebe und wahres Verständniß für die Kunst vererbt hat, so darf man sich nicht verhehlen, daß gerade bei den Welfen oft sehr weite Lücken klaffen, die von derartigen Bestrebungen mehr oder weniger völlig leer sind, und es ist ganz besonders zu bedauern, daß gerade zur Zeit der höchsten Blüthe deutschnationaler Kunst, in der Zeit der Frührenaissance bis fast zum Ende des XVI. Jahrhunderts, bedeutendere Schöpfungen im Auftrag oder unter Anregung der braunschweigischen Fürsten nicht entstanden sind; vor Allem hat seit den Tagen Heinrich's des Löwen, die im Blasiusdom den Bau der ersten monumentalen Kirche des gebundenen romanischen Stils in Norddeutschland sahen, die bildende Kunst mit einer einzigen Ausnahme weder am Hofe der braunschweigischen noch der lüneburgischen Linie jemals die Führung auch nach außen hin übernommen. Wie Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, um von den Jahrhunderten vorher zu schweigen, seine ganze Kraft erst an die Vertheidigung seines katholischen Glaubens, aber auch seines größtentheils der neuen Lehre zugewandten Landes gegen den schmalkaldischen Bund, später an eine äußerst erfolgreiche Verwaltung setzte, so wandte sich sein lutherischer Sohn, Herzog Julius, der nicht weniger wie sein Vorgänger als sorgsamer Landesvater gerühmt wird, vor Allem der Einführung der Reformation zu, die schönen Künste ließen aber beide leer ausgehen. Das sollte erst durch Heinrich Julius anders werden. Kunst und Wissenschaft, von denen wenigstens die erste so lange in Wolfenbüttel vernachlässigt war, sind gleichmäßig von ihm gepflegt worden, die Kunst insbesondere in allen ihren

---

1) Der Aufsatz wiederholt die Ergebnisse einer eingehenderen wissenschaftlichen Untersuchung, die in den Blättern für Münzfreunde 1896, Sp. 2038 ff. veröffentlicht ist.

Zweigen. Wie er die erste stehende Bühne an seinem Hofe hielt, wie er selbst als der erste unter den deutschen Fürsten für die Bühne Dramen schrieb, die in der Litteraturgeschichte ihre feste Stellung fanden, wie er den bedeutenden Musiker Michael Prätorius nach Wolfenbüttel zog, so verkünden noch heute der schöne Bau des Juleums in Helmstedt und die herrliche Hauptkirche in Wolfenbüttel, Schöpfungen des aus Weimar gebürtigen Paul Francke, das Interesse, das der hochsinnige Fürst auch der bildenden Kunst entgegenbrachte.

Dasselbe wiederholt sich im Kleinen bei einem besonderen Zweige der bildenden Kunst, der namentlich im XVI. und XVII. Jahrhundert eine ganz hervorragende Rolle im Kunstleben Deutschlands gespielt hat, und dem die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, der Medailleurkunst. Was heute die Photographie ist, das war damals die Bildnißmedaille. Schon in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Italien namentlich durch den großen Maler Vittore Pisano zugleich ins Leben gerufen und zu ihrer höchsten Blüthe gebracht, wurde diese Kunst, wie wir jetzt wissen, durch Mailänder Künstler, namentlich durch Gian Marco Cavallo im Jahre 1506 nach Hall in Tirol getragen, der bedeutendsten Münzstätte der österreichischen Erblande, in der 1484 die ersten, auch künstlerisch hochstehenden Thaler geschlagen waren, aber nun auch die ersten deutschen Medaillen gefertigt wurden. Bald wurden dann Nürnberg und Augsburg, wie überhaupt in der bildenden Kunst, so auch in der Medailleurkunst die Hauptwerkstätten in Deutschland. Eine endlose Reihe dieser äußerlich von Italien übernommenen, aber in durch und durch deutschem Geiste gedachten und ausgeführten Bildnisse ist uns erhalten, und wir kennen bei vielen den Künstler, der sich oft auf ihnen genannt hat. Ebenso, wie in Italien, aber im Gegensatz zu späteren Jahrhunderten, die nur die Prägung kennen, wurden diese Medaillen durch Guß hergestellt, nur wählten die Deutschen statt des leicht knetbaren Wachses, das die Italiener vorzogen, zur Anfertigung der Modelle Holz, — und zwar meist Buchsbaumholz — oder Sohlenhofer Kalkstein, die beide dem liebevollen Eingehen der Deutschen auf die kleinsten Einzelheiten des darzustellenden Kopfes entgegenkamen und so scharf geschnitten wurden, daß beim Guß, der die schroffen Uebergänge mildert, noch immer genug Schärfen zurückblieben. Diese echtdeutsche Kleinkunst fand nun aber bei den welfischen Fürsten des XVI. Jahrhunderts nur sehr selten Eingang. Zwar kennen wir Gußmedaillen Heinrich's d. J., Erich's von Kalenberg, Franz' von Gifhorn, Julius', die von trefflicher Arbeit sind, aber sie sind ganz vereinzelt geblieben und fast alle gelegentlich, bei vorübergehendem Aufenthalt der Fürsten in Süddeutschland oder in den Niederlanden in Auftrag gegeben worden. Wieder war Herzog Heinrich Julius der erste, der einen Medailleur, vermuthlich einen Goldschmied, dauernd, wie es scheint, beschäftigte und wohl geradezu an seinen Hof zog; wenigstens besitzen wir eine Reihe von Medaillen aus dem letzten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts von ihm und seiner Gemahlin Elisabeth, die gemeinsamen Stil verrathen und auch auf den Bildnißthalern des Herzogs von 1589 bis 1597 Nachahmung fanden. Aber es ist nicht bekannt, wer der begabte, realistisch, bisweilen freilich auch flüchtig arbeitende Künstler war; nur wissen wir, daß eine künstlerisch viel höher stehende, von einem anderen Meister herrührende Medaille von 1582, die den Herzog im Alter von 18 Jahren darstellt und von der nur ein Exemplar (im Herzogl. Museum) bekannt ist, nach einem als Oelbild völlig kunstgemäß ausgeführten, jetzt im Museum zu Gotha befindlichen Entwurf Adam Offinger's, des Hofmalers des Herzogs in Gröningen, ausgeführt ist, wobei aber der Medailleur trotzdem seine Eigenart wahrte.

Das Interesse des Herzogs Heinrich Julius für Medaillen wurde dann mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts lebhafter. Aus diesen Jahren besaßen wir nämlich schon immer eine große Anzahl solcher kleinen Kunstwerke (27 im Ganzen), die von Sammlern hoch bezahlt werden, aber so selten sind, daß auch das Herzogl. Museum nur einen kleinen Theil der ganzen Reihe sein eigen nennt. Diese künstlerisch bedeutenden und namentlich bei einem hohen Relief in außerordentlicher Schärfe ausgeführten Medaillen lassen sich, auch wenn wir von dem Künstlermonogramm absehen, auf den ersten Blick als Werke eines Meisters erkennen. Sie zeigen nämlich nahezu ausschließlich die sinnbildliche Darstellung eines Spruches, der um die Darstellung herumläuft und auf der Rückseite entweder das Herzogswappen oder einen Vers, der den Sinnspruch der Vorderseite weiter ausführt, z. B. auf der Vorderseite einen Adler, dessen Brust durch einen Pfeil durchbohrt ist und die Worte bis pereo, auf der Rückseite den Vers:

> Diesen Pfeil hab selbst gefiedert ich,
> Der böslich jetzt verwundet mich;
> Das ist der Lohn, so in der Welt,
> Für erzeigte Wohlthat gefällt.

Sie fallen in die Jahre 1610 bis 1612 und sind bei v. Praun, Vollständiges Braunschw.-Lüneb. Münz- und Medaillencabinet № 138, 141—162, 164—166, 241 aufgeführt und größtentheils bei Rehtmeier, Braunschw.-Lüneb. Chronik, Taf. XI—XV, oder bei Seeländer, Gentis Brunsvico-Luneb. numismata ac monetae, Taf. 19, 24—26, 32, 33 abgebildet; auch rühren von demselben Meister her eine Medaille von 1603 mit dem Reiterbild des Herzogs, sowie die auf seinen Tod von 1613 und die auf die Belagerung der Stadt Braunschweig durch Friedrich Ulrich von 1615, und gerade die beiden letzten, mit den Bildnissen der Herzöge geschmückten müssen als die Hauptstücke der ganzen Reihe gelten. Wichtig ist nun, daß, abgesehen von diesen drei Stücken, die Medaillen fast sämmtlich von ungerechten Anfeindungen und Verläumdungen des Herzogs sprechen, die dieser mit Ergebenheit und frommem Sinn ertrug, und es kann kein Zweifel sein, daß sie sich auf den langjährigen erbitterten Streit des Fürsten mit seiner Stadt Braunschweig beziehen, zumal da derselbe Gedanke in den von Heinrich Meibom d. Aelt. gedichteten Versen eines Holzschnittes des Elias Holwein in Wolfenbüttel mit dem herzoglichen Bilde begegnet, der jedem Theile der bei Jacob Lucius in Helmstedt erschienenen „Braunschweigischen Händel“ beigegeben ist. Auch dürfen wir

vermuthen, daß nicht allein der Auftrag zu diesen Schaustücken, sondern auch die Auswahl der Sinnsprüche, die Bestimmung der Darstellungen, ja auch die Verse vom Herzoge selbst herrühren.

Dem künstlerischen und geschichtlichen Interesse aber, das diese Medaillen somit gewähren, gesellt sich schließlich noch ein technisches, und erst hierdurch wird ihre hohe Bedeutung für die Medaillenkunst überhaupt in das rechte Licht gestellt. Während nämlich die Medaillen, soweit sie von hohem Relief sind, während des ganzen XVI. und eines großen Theils des XVII. Jahrhunderts ausschließlich durch Guß hergestellt sind, die geprägten Medaillen dieser Zeit aber das flache Relief der gewöhnlichen Münzen zeigen, vereinigen jene Medaillen des Herzogs Heinrich Julius das hohe Relief der gegossenen und die allgemeine Herstellungsweise der flachen Medaillen, beweisen aber dadurch, daß sie nach einem ganz neuen Verfahren geprägt sind, und zwar demselben, das seit jener Zeit immer weitere Verbreitung fand und schließlich im XVIII. Jahrhundert allgemeine Geltung gewann, bis erst in unserer Zeit die künstlerisch höher stehende Gußtechnik daneben wieder aufkam. Jenes Verfahren beruht nämlich auf der Anwendung einer Prägemaschine, aber nicht des zuerst (1566) in Hall in Tirol nachweisbaren sog. Walzwerks, dessen beide Rollen das Bild der Vorder- und der Rückseite wiederholt vertieft eingeschnitten zeigen und sobald sie gedreht wurden, Gepräge neben Gepräge auf einen durchlaufenden Streifen (Zain) des betreffenden Metalls drücken, sondern der Spindelpresse, die, durch eine lange Querstange in Bewegung gesetzt, Oberstock und Unterstock des Gepräges stets ganz genau und gleichmäßig auf den Schrötling wirken läßt und die daher unter Vermeidung des sog. Doppelschlags in einer beliebigen Anzahl von Stößen den Schrötling bearbeitet, bis dieser auch die tiefsten Stellen der Stempel wiedergiebt. Denn die Benutzung des Walzwerks ist für die Medaillen des Herzogs aus dem Grunde ausgeschlossen, weil ihr hohes Gepräge unbedingt einen wiederholten Druck erfordert, das Walzwerk aber nur ein einmaliges Durchziehen des Schrötlings gestattet. Nun hat bisher der Lothringer Nicolaus Briot, ein erfindungsreicher Kopf und unermüdlicher Kämpfer für seine neuen Ideen, ein Mann, der sein Amt als Münzmeister an der Königlichen Münzstätte in Paris in Folge der Anfeindungen seiner neidischen Amtsgenossen aufgeben mußte, dann aber an der Münze in London eine umfassende Thätigkeit entfalten konnte, als Erfinder des Spindelwerkes, des sog. Balancier, gegolten. Briot hat jedoch erst 1615 seine Denkschrift über die neue Maschine eingereicht und ist gar erst 1625 von Paris, wo er sie nicht in Thätigkeit setzen konnte, nach England gegangen, seine Erfindung war also offenbar noch nicht bekannt, als der Medailleur des Herzogs Heinrich Julius eine ganz ähnliche Maschine in Anwendung brachte. Und selbst in dem Fall — der übrigens nicht einmal wahrscheinlich ist —, daß die Spindelpresse schon vorher bekannt war, beruht das Verdienst des Künstlers wenigstens auf ihrer erstmaligen Anwendung für hoch erhabene Medaillen: er ist daher geradezu als Vater der modernen Medaillenkunst zu bezeichnen, und am Herzoglichen Hofe in Wolfenbüttel ist die erste Medaille dieser neuen Art geprägt worden.

Wer aber war dieser Künstler?

Er hat sich auf nahezu allen seinen geprägten Medaillen mit H R bezeichnet, aber da ein etwas älterer, im Kurfürstenthum Sachsen thätiger Künstler sich ebenso bezeichnete, so wurde der Wolfenbüttler Monogrammist einfach als dessen Sohn angesehen und machte als solcher die Wandlungen mit durch, denen der sächsische H R unterworfen war, hieß also zuerst Heinrich Reitz d. J., und sobald dieser als eine ganz apokryphe Persönlichkeit, als wahrer Verfertiger der sächsischen Stücke aber der Leipziger Goldschmied Hans Reinhard nachgewiesen war, Hans Reinhard d. J. genannt. Die Aufklärung brachte endlich ein jüngst veröffentlichter, auf der Bibliothek in Wolfenbüttel befindlicher Brief Herzog Philipp's von Pommern-Stettin vom 22. Juli 1615 an den Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer, der dem Herzog bei der Erwerbung von Kunstgegenständen so erfolgreichen Beistand leistete, aber auch für sich selbst sammelte. Herzog Philipp berichtet hier, daß ihm 4 silberne Schaumünzen mit sinnbildlichen Darstellungen zugegangen seien, die wir auf Grund seiner Beschreibung als Werke unseres H R noch nachweisen können, unter ihnen die Sterbemedaille auf Heinrich Julius von 1613 und die Belagerungsmedaille Friedrich Ulrich's von 1615; dann fügt er aber noch zwei äußerst wichtige Angaben hinzu, erstens, die Stücke seien in Stahl geschnitten und gedruckt oder geschoben (entweder verschrieben für „geschroben“ = „geschraubt“ oder gleichbedeutend mit „gedruckt“), wodurch die oben vermuthete Anwendung der Spindelpresse erwiesen wird, und zweitens, der Meister heiße Heinrich Rappuß. Dieser Mann war aber schon anderweitig bekannt, denn bereits Cuno nennt in den Memorabilia Schöningensia als seinen Urgroßvater Heinrich Rappost, Hofgoldschmied und Juwelier bei Herzog Friedrich Ulrich und zugleich Schloßhauptmann in Wolfenbüttel, und es kann ferner kein Zweifel sein, daß ein gleichnamiger Meister, der 1579 auf 10 Jahre als Hofgoldschmied in Berlin angestellt wurde, aber schon 1574 dort das Bürgerrecht erworben hatte, und von dem wir Gußmedaillen brandenburgischer Fürsten z. B. von 1588 nachweisen können, der Vater des in Wolfenbüttel thätigen Künstlers ist. Sodann aber sind wir im Stande, diesen auch urkundlich in Wolfenbüttel nachzuweisen, freilich nicht im herzoglichen Archiv, sondern im Kirchenbuch der Hauptkirche B. M. V., das 1612 begonnen ist und für die Geschichte der am fürstlichen Hofe thätigen Künstler bei dem Mangel an sonstigen Nachrichten eine — bisher freilich nur sehr wenig benutzte — Quelle ersten Ranges bildet. Hier ist nun der „Capiten“ Heinrich Rappost einmal als Taufzeuge, mehrmals als Vater von verstorbenen Kindern und schließlich selbst als Todter am 3. Januar 1616 aufgeführt. Aus den Angaben über seinen Vater und aus dem Umstand, daß nicht sein Sohn Heinrich Julius, der nach Cuno's Mittheilung später Hofgoldschmied der Herzogin Anna Sophia in Schöningen war, sondern, wie wir gleich

sehen werden, ein anderer Goldschmied sein Geschäft weiter fortsetzte, daß jener also offenbar noch nicht das dazu erforderliche Alter erlangt hatte, können wir den Schluß ziehen, daß Heinrich Rappost im besten Mannesalter starb. Aber nicht allein seine Heirath, sondern auch die Geburt seiner sämmtlichen Kinder, von denen im ganzen 6 nachweisbar sind, müssen vor dem Jahre 1612 stattgefunden haben, da das Kirchenbuch ihrer nicht gedenkt. Zu Lebzeiten des Vaters starben 2 Kinder, 2 andere im Jahre 1618, außer Heinrich Julius blieb dann nur noch eine Schwester am Leben, die nebst der Mutter aber auch schon 1646 als todt, aber nicht in Wolfenbüttel beigesetzt bezeichnet werden. Aus der Ehe des Heinrich Julius R. mit Elisabeth Hedwig Klagholz stammte eine Tochter, die mit dem Schöninger Kämmerer und Rathsherrn Joh. Heinr. Cuno († 1716) vermählt und Mutter des erwähnten Rectors am Anna-Sophianeum Sigism. Andreas Cuno war, und ein Sohn, der Geh. Grenz- und Forstsecretair Franz Philipp (geb. in Schöningen 1651, gest. in Wolfenbüttel 1698), mit dem die Familie im Mannesstamm ausgestorben zu sein scheint.

Man durfte schon aus dem Umstande, daß die geprägten Medaillen des H R mit dem Jahre 1615 endigten, auf den bald darnach erfolgten Tod des Meisters schließen, aber auf Grund des weiteren Umstands, daß spätere Medaillen auf Herzog Friedrich Ulrich von ganz derselben Art H V P und G W gezeichnet waren, vermuthen, daß Rappost's Geschäft, als er gestorben war, nach einander in verschiedene Hände kam. Daß mit den Buchstaben H V P der hervorragende Medailleur Hans von (der) Pütt gemeint sei, wußte man bereits. In seiner „Fortsetzung der Joh. Neudörferschen Nachrichten von berühmten Künstlern und Handwerkern“ berichtet Andreas Gulden von ihm, daß er (bis 1650) in Nürnberg lebte, wo er für Gustav Adolf 1632 eine Erzbüste — übrigens auch eine große Medaille — arbeitete, und daß er nach seinem Fortzug von Nürnberg in Cassel gestorben sei. Weitere Nachforschungen ergaben, daß „am 14. Febr. 1653 Johann von der Pütt von Nürnberg, Goldschmied und Wachsbossirer seines Alters 61 Jahr“ in der Altstadt Cassel begraben worden sei, daß er also im Jahre 1590 oder 1591 geboren sein mußte, und ferner daß der 1619 gestorbene Nürnberger Goldschmied Johann Philipp v. d. Pütt vermuthlich sein Vater gewesen war. Pütt's Medaillen auf Friedrich Ulrich wiesen darauf hin, daß er, wie bemerkt, eine Zeit lang auch in Wolfenbüttel thätig gewesen, ja daß er wegen der vollkommenen Uebereinstimmung seiner Arbeiten mit denen von Rappost in dessen Werkstätte gelernt, gearbeitet und, da er sich nach des Meisters Tode derselben Prägemaschine bedient hat, dessen ganzes Geschäft übernommen haben muß. Nun pflegt dies in den Zeiten des Zunftzwangs in der Form zu geschehen, daß der Nachfolger im Geschäft die Wittwe seines Vorgängers heirathet, und das wird uns in der That durch das Wolfenbüttler Kirchenbuch bestätigt, das beim Jahre 1617 die Eintragung hat: „Item den 9. [März] hat auch Hans von der Pütte mit Frau Magdalenen Herrn Heinrich Rappost's nachgelassener Wittwe Hochzeit gehalten.“ Am 11. Januar 1618 hat dann Pütt eine Tochter Anna taufen lassen und in den Jahren 1620 und 1621 mehrmals Gevatter gestanden. Aber zwischen 1624 und 1626 muß er Wolfenbüttel verlassen haben; denn 1624 hat er noch eine Medaille ganz in der Art der Rappost'schen mit Hülfe der Spindelpresse gearbeitet, deren er sich, wenn wir Guldens Worte richtig verstehen, in Nürnberg nicht mehr bediente, aber bereits 1626 hat der Meister G W, der nun wieder in genauem Anschluß an Pütt schafft, eine Medaille auf Friedrich Ulrich gearbeitet und bezeichnet. Und auch hier läßt sich der Uebergang des Goldschmiedegeschäfts mit Hilfe des Kirchenbuchs genau feststellen. Am 29. April 1621 heirathete nämlich der Goldschmied Georg Weiß von Nürnberg die Jungfrau Anna von der Pütt, gewiß Hans v. d. Pütt's Schwester, und ihn haben wir auch in dem „Goldschmied Georg in Rappost's Hause“ zu erkennen, der am 24. Februar 1622 und am 19. Mai 1628 ein Kind zur Taufe bringt. Ihm hat also Pütt bei seinem Fortgang von Wolfenbüttel sein Geschäft übergeben. Dann verliert sich aber jede Spur von ihm. Bei den Schrecken, von denen Wolfenbüttel damals heimgesucht war, ist dies nicht zu verwundern. Nach der Schlacht bei Lutter a. B. blieb eine dänische Besatzung auf dem Schloß, die den unglücklichen Herzog wie einen Gefangenen hielt und sich sogar am fürstlichen Silberschatz vergriff, um daraus die bekannten Hahnreithaler zu prägen, und vom December 1627 bis zum August 1643 hausten hier die Kaiserlichen. Die Zahl der Bürger sank damals von 1200 auf 150, und wer nicht der furchtbaren Pest zum Opfer fiel oder durch zwingende Umstände an den Ort gebunden war, nahm den Wanderstab in die Hand. Das wird auch bei Georg Weiß geschehen sein, da ich ihn unter den Todten dieser Jahre nicht aufgefunden habe; wohin er sich aber gewendet, wissen wir ebensowenig, als wir spätere Medaillen von ihm kennen. Selbst nach der endlich im Jahre 1644 erfolgten Rückkehr des Herzoglichen Hofes in die alte Residenz vergingen noch viele Jahre, bis wieder ein namhafter Medailleur hier seine Thätigkeit entfaltete. Die weitere Durchforschung des Wolfenbüttler Kirchenbuches wird uns hoffentlich noch einmal bestimmtere Nachrichten auch über diesen und andere spätere Meister geben. Jetzt aber gilt es noch einmal auf die drei oben behandelten Künstler zurückzukommen. Denn nachdem wir deren enge Verbindung mit dem Hofe und rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Medaillenprägung kennen gelernt haben, müssen wir uns fragen, ob nicht die zahlreichen ovalen Gußmedaillen jener Zeit, die sog. Gnadenpfennige mit den Bildnissen der Herzöge Heinrich Julius und Friedrich Ulrich, sowie der Herzoginnen Elisabeth und Anna Sophia denselben Ursprung, wie die geprägten Medaillen haben. Zwar ist deren Herstellung eine ganz andere. Während es sich bei den geprägten Medaillen darum handelt, die Darstellung — sei es vertieft für den Stempel, sei es erhaben für das Modell, das dann gehärtet und vertieft in den Stempel geschlagen wurde — in Eisen zu schneiden, modellirte der Künstler bei den Gußmedaillen

das Modell aus Wachs — denn dieses hatte seit der zweiten Hälfte des XVI Jahrhunderts auch in Deutschland für diesen Zweck Aufnahme gefunden. Aber erstens ist es auch in diesem Fall der Goldschmied, der das Modell liefert, und zweitens findet sich besonders in der Darstellung der Bildnisse zwischen beiden Reihen eine solche Uebereinstimmung, daß an dem gleichen Ursprung derselben gar nicht zu zweifeln ist. Das ist aber insofern von besonderer Bedeutung, als bei der schwierigen Herstellungsart des eisernen Prägestempels die den Wachsmodellen und Gußmedaillen anhaftende künstlerische Weichheit z. Th. verloren geht, uns also erst die Letzteren eine rechte Vorstellung von der Bedeutung wenigstens der beiden ersten Medailleure geben; ihre Werke gehören mit zum Besten, was die damalige Zeit auf diesem Gebiet geschaffen hat. Aber freilich stehen die drei Künstler nicht auf der gleichen Höhe. An Befähigung überragt Hans v. d. Pütt selbst seinen Meister Heinrich Rappost: mit seiner großen geprägten Medaille auf Friedrich Ulrich, die das Brustbild des Herzogs in ovaler Barockeinfassung zwischen Lorbeer- und Eichblättern darstellt, hat jener das schönste Stück der ganzen Reihe geliefert, vor Allem auch, was die Füllung des Medaillenrunds betrifft. Und es scheint, als ob Pütt noch zu Rappost's Lebzeiten wenigstens einen ovalen Gnadenpfennig auf denselben Herzog selbständig gearbeitet hat. Aber er hat sich auf dieser Höhe nicht gehalten. Erweckt es schon von seiner Lebensführung keine gute Vorstellung, wenn Andreas Gulden von ihm berichtet, daß er nach Cassel ausgewandert sei, weil er in Nürnberg sehr liederlich gelebt hätte, und daß er dort in Armuth gestorben sei, so läßt sich ein rascher Niedergang seiner Kunst auch an seinen Werken selbst deutlich wahrnehmen. Die große geprägte Medaille auf Gustav Adolf von 1632, ja schon die noch mit Hilfe der Prägemaschine, also gewiß noch in Wolfenbüttel hergestellte und daher ältere Medaille auf Kaiser Ferdinand zeigen eine handwerksmäßige, jedes Schwunges entbehrende Auffassung. Aber es sind doch immerhin fleißige Arbeiten. Bedenklich dagegen ist der Umstand, daß es Medaillen giebt, zu denen einfach die alten Rappost'schen Stempel hervorgeholt und unter ganz roher Aenderung der Jahreszahl undatirt sind. So ist es denn auch kein Zufall, daß der Meister noch nach seiner Verheirathung und Aufnahme in die Innung zweimal den Aufenthalt wechselte und schließlich in Noth und Elend sein Leben beschloß. Von Anfang an der unbedeutendste unter den drei Künstlern war Georg Weiß: seine Arbeiten übersteigen niemals das Mittelmaß der damaligen Leistungen. Aber nichts ist doch mehr im Stande, die Bedeutung eines Rappost und Pütt zu kennzeichnen, als der Umstand, daß ein namhafter Formenschneider, wie Elias Holwein, aber neben ihm auch andere Holzschneider und Kupferstecher sich die Medaillen zum Vorbild nahmen und nicht allein deren bildliche, sondern auch deren sinnbildliche Darstellung ganz getreu nachbildeten. So scheint es, als ob besonders Rappost nicht allein auf seinem engeren Gebiet allgemein in Deutschland die Führung übernommen hat, sondern am Hofe zu Wolfenbüttel die Stellung inne gehabt hat, die sonst damals dem Maler gebührte.

Kurze Nachrichten.

Aus den Oelperschen Gemeinderechnungen. Die Gemeinderechnung des Dorfes Oelper aus dem Jahre 1813, geführt durch den Ortsvorsteher Johann Christoph Oppermann, enthält einige bemerkenswerthe Posten, die uns in die Verhältnisse, insbesondere in die Kriegslasten jener Zeit einen deutlichen Blick thun lassen. Es heißt hier u. A.:

An den Herrn Kaufmann Krause für Hafern, welchen die Französische Cavallerie erhalten, so in Oelper im Quartier war . . . . 455 ₰.

Für 2 Ackerwagen, welche nach Magdeburg zur Kriegsfuhr geschickt und nicht gekommen sind, ist an den gewesenen Eigenthümer derselben dafür bezahlt 80 ₰.

Für 2 Pferde und einen Halben Ackerwagen, so nach Magdeburg zur Schanzen-Arbeit geschickt und nicht wieder gekommen sind, an die gewesenen Eigenthümer derselben dafür bezahlt . . . . 95 ₰.

Der Schluß der Rechnung lautet: Compensando hat Rechnungsführer an Vorschuß geleistet 567 ₰ 10 ggr.

Die Rechnung vom Jahre 1814 enthält noch folgende Posten:

Einen Nachschuß für 2 Pferde zur Lieferung nach Magdeburg bezahlt mit . . . . 20 ₰.

Für 2 Kühe, so für die Französische Einquartirung hieselbst geschlachtet, wurden bezahlt . . . 48 ₰.

Für einen Anker Brantewein, so die Französische Einquartirung erhalten . . . . 8 ₰.

Für ½ und ¼ Faß Bier, so die Französische Einquartirung erhalten . . . . . . 11 ₰ 18 ggr.

Für das Gesetz-Bulletin an den Herrn Canton Maire Harten zu Wettlenstedt bezahlt . . . 4 ₰.

An den Herrn Canton Maire Harten zu Wettlenstedt Servis bezahlt . . . . . 5 ₰ 13 ggr 4 ₰.

An den Einnehmer Holzberg hieselbst für Französische Einquartirung bezahlt. . . . . 40 ₰.

An den Großkothsassen Andreas Mayer hieselbst Einquartirungsgeld für einen Französischen Officier für ein Monat bezahlt. . . . . 20 ₰.

Auch im Jahre 1815 sind derartige Ausgaben noch verzeichnet:

An den Einnehmer Holzberg hieselbst für Einquartirung bezahlt . . . . 50 ₰.

An den Großköther Julius Oppermann Einquartirungsgeld für 60 Mann russische Cavallerie auf eine Nacht bezahlt . . . . 12 ₰.

An den Herrn Kreis-Amtmann Helmuth und Herrn Kaufmann Löbbecke zu Braunschweig den Beitrag für die verwundeten Krieger bezahlt mit . . . 105 ₰.

Th. R.

Neues Braunschw. Schulblatt. No 10 u. 11. H Tiemann, Aberglaube und Volksschule. — No. 12–14. Der Religionsunterricht d. Volksschule in s. Beziehungen zu Staat u. Kirche (nach Prof. Dr. Holtzmann).

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 17. 15. August **1897.**

Wilhelm Horn und Bruno Eyferth †.

Im Laufe der letzten Monate hat die Herzogliche Kammer zwei Männer durch den Tod verloren, die nicht nur hier in reichem Segen ihres Amtes walteten, sondern durch ihre Thätigkeit sich auch über die Grenzen unseres Herzogthums hinaus eines wohlbegründeten Rufes erfreuten und daher auch an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben dürfen: den Geheimen Kammerrath Wilhelm Horn und den Bergrath Bruno Eyferth. Der eine war im Forst-, der andere im Bergfache thätig; beiden gemeinsam aber war das überwiegende Interesse, das sie den wissenschaftlichen Fragen ihres Berufes und verwandter Gebiete entgegen brachten. Beide gingen unvermählt durch das Leben; beide genossen inner- und außerhalb ihres Amtes nicht nur wegen ihrer Kenntnisse und Geistesgaben, sondern auch wegen der Gediegenheit ihres Charakters und der Liebenswürdigkeit ihres Wesens eine allgemeine Liebe und Werthschätzung. Ihr Andenken wird daher bei uns in Ehren bleiben.

Ludwig Wilhelm Horn[1]) wurde am 8. April 1829 in Wolfenbüttel geboren. Sein Vater Johann Heinrich Christian Horn, der als Sergeantmajor unter Herzog Friedrich Wilhelm den Feldzug von 1815 mitgemacht hatte, war Canzlist am Landesgerichte, später Obergerichte zu Wolfenbüttel († 11. März 1860). Seine Mutter Wilh. Dorothee geb. Weniger, eine Tochter des verstorbenen Fähnrichs Christoph Weniger vom Landregimente in Hameln, starb noch im Wochenbette am 10. Mai 1829. Der Sohn war das einzige Kind der Ehe, die erst am 10. Juni 1828 geschlossen war. Eine zweite Heirath, die der Vater am 1. December 1830 mit Joh. Henr. Ernestine Schäfer († 15. April 1851) einging, blieb ohne Nachkommenschaft. Wilh. Horn besuchte die Bürgerschule und das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er zu Michaelis 1846 mit dem Zeugnisse der Reife zum academischen Studium verließ. Da er sich dem Forstfache widmen wollte, so machte er zunächst bei seinem Oheime, dem Revierförster Ernst Wilh. Horn in Gandersheim, die vorgeschriebene zweijährige Lehrzeit durch und bezog dann Michaelis 1848 für zwei Jahre das Collegium Carolinum zu Braunschweig, an dem damals in bestem Mannesalter Theodor Hartig lehrte. Nachdem er darauf im Sommer 1851 das erste Forstexamen, das sog. Anstellungsexamen, mit Auszeichnung bestanden hatte, begab er sich Michaelis desselben Jahres nach Göttingen, um hier noch weitere zwei Jahre naturwissenschaftliche und cameralistische Studien zu treiben. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er im Forstreviere Seesen beschäftigt, doch mußte er seine Stellung bald wieder aufgeben, da er von einer schweren inneren Krankheit heimgesucht wurde, die jahrelanges Siechthum zur Folge hatte. Endlich wieder genesen, wurde er 1861 als Hülfsarbeiter Herzoglicher Kammer zugetheilt, der Behörde, die er von jetzt ab auf längere Zeit nicht wieder verlassen sollte. Am 1. August 1865 erhielt er die erste Anstellung als Forstgehülfe. Im folgenden Jahre bestand er, wiederum mit Auszeichnung, die zweite Staatsprüfung, das sog. Beförderungsexamen. Am 1. Juli 1868 wurde er zum Kammerrevisor, am 1. März 1872 zum Kammersekretär, am 25. April 1875 zum Assessor, am 1. October 1876 zum Kammerassessor und im Jahre darauf zum stimmführenden Mitgliede der Herzogl. Kammer, Direction der Forsten, ernannt. Inzwischen (1. Januar 1877) war er auch der Vorstand der forstlichen Versuchsanstalt geworden, die auf sein eifriges Betreiben neu errichtet worden war, und wenige Jahre später (1880) wurde er ferner an die Spitze der Forst-Einrichtungs-Anstalt gestellt, die man zum Zwecke einer einheitlichen Organisation im Betriebe der Staatsforsten ebenfalls auf seine Anregung neu ins Leben gerufen hatte. Zum 1. Juli 1878 erhielt er den Titel eines Kammerraths, zum 8. Mai 1893 den eines Geheimen Kammerraths. Seit W. Dommes' Abgange (1. October 1892) war Horn das älteste technische Mitglied der Forstdirection und Vorsitzender der Herzogl. Forstprüfungscommission, der er als Mitglied schon seit 1876 angehörte. Noch in voller Rüstigkeit mit gewohntem Eifer seinen Amtsgeschäften nachgehend, traf ihn plötzlich ein Schlagfluß; nach vierzehntägigem, schwerem Krankenlager machte der Tod am 4. April 1897 seinem Leben ein Ende.

Horn hat, wie bereits erwähnt, fast seine ganze Dienstzeit auf Herzoglicher Kammer zugebracht. In den practischen Forstdienst ist er wenig gekommen; ein

---

1) Vgl. über ihn Forstwissenschaftliches Centralblatt. 19. Jahrg., S. 343 f.

eigenes Revier hat er selbständig niemals verwaltet. Wenn er auch, so weit seine Gesundheit dies zuließ, den Freuden der Jagd nicht abhold war, so bestand doch seine Hauptneigung in der Pflege des Waldes; ihr war vor allem seine amtliche und wissenschaftliche Wirksamkeit gewidmet. Da er in der Kammer das Referat über das gesammte forstliche Culturwesen des Herzogthums zu führen hatte, so war zunächst dieses der Hauptgegenstand seiner Arbeit. Hier hat er sich um die Forsten unseres Landes ein bleibendes Verdienst erworben; insbesondere ist ihm zu danken, daß die schon 1866 zum Grundsatz erhobene reichliche Einsprengung von Nadelhölzern in die Laubholzverjüngungen der Forsten inzwischen auf allen dazu geeigneten Standorten in größerer Ausdehnung unausgesetzt betrieben ist und bereits anfängt, werthvolle Früchte zu tragen. Auch die Verbesserung der Forstvermessung, einer Arbeit, die der Forst-Einrichtungs-Anstalt zufiel, betrieb er mit regem Eifer, und nach Kräften hat er die jetzt begonnene neue Landesaufnahme zu fördern gesucht.

Daneben verwandte Horn großen Fleiß auf die ihm unterstellte forstliche Versuchsanstalt, und sorgfältig verfolgte er zugleich die Versuche, die im ganzen Lande umher je nach der Beschaffenheit des Bodens, der Höhenlage u. s. w. mit Bäumen und Sträuchern mancherlei Art auf seine Veranlassung gemacht wurden. Emsig war er darauf bedacht, fremde Baumarten bei uns einzubürgern. In diesen Bestrebungen begegnete er sich mit zahlreichen Fachgenossen anderer Länder, mit denen er bald in lebhaften Verkehr trat. Er hat daher an der Begründung des Vereins deutscher forstlicher Versuchsanstalten regen Antheil genommen, und noch im vorigen Jahre war es ihm eine besondere Freude, die zweite Versammlung des internationalen Verbandes forstlicher Versuchsanstalten vorbereiten zu können, die im Anschluß an die 24. Versammlung deutscher Forstmänner in Braunschweig und zwar hier zum ersten Male auf deutschem Boden tagte. Auch im landwirthschaftlichen Centralverein des Herzogthums entfaltete er als Vorstand der Section für Acclimatisation eine rege Wirksamkeit. So eifrig er aber auch bei solchen Gelegenheiten an der öffentlichen Erörterung gemeinwirthschaftlicher Tagesfragen, wie der Waldrodungsfrage, den Pflanzenacclimatisationsversuchen u. A. sich betheiligte, so ist er doch zu schriftstellerischer Bearbeitung dieser Gegenstände, zu der ihn theoretisches Wissen und reiche Erfahrung auf das Beste befähigt hätten, nur durch gelegentliche Mittheilungen in Zeitschriften gekommen. Von umfangreichen Veröffentlichungen, die zu veranstalten sonst seinen Neigungen wohl entsprochen haben würde, hat ihn abgesehen von der Menge seiner Dienstgeschäfte wohl auch die Besorgniß abgehalten, seine Untersuchungen noch nicht zum Abschlusse gebracht zu haben. Aber mögen litterarische Werke sein Gedächtniß der Nachwelt auch nicht überliefern: seiner Tage Arbeit lebt fort in dem Gedeihen unserer heimischen Wälder, deren Pflege sein Leben und seine Liebe galt.

In politischer Beziehung stand Horn auf entschieden freisinnigem Boden. Er berührte sich hier vielfach mit den Anschauungen, denen der verstorbene Rechtsanwalt Albert Baumgarten in Wolfenbüttel huldigte, mit dem er von der Schulzeit her nah befreundet war. Wie dieser, so war auch er für eine streng rechtmäßige Erledigung der Braunschweigischen Thronfolgefrage, wobei allerdings mehr das feste Rechtsbewußtsein als die Anhänglichkeit an die angestammte Dynastie entscheidend sein mochte.

Nicht zu hohen äußeren Ehren, aber zu einer geachteten Stellung in der Wissenschaft stieg der zweite der oben genannten Todten auf. Oscar Bruno Eyferth wurde am 23. Juni 1826 zu Holzminden als jüngstes Kind des Inspectors der dortigen Stahl- und Eisenfabrik Karl Phil. Theod. Eyferth geboren; seine Mutter Henr. Fried. Amalie war eine geborene Häberle. Der Sohn ging anfangs in die Bürgerschule zu Holzminden, seit 1835, wo der Vater als Hütteninspector nach Zorge versetzt wurde, in die dortige Schule. Daneben durch Privatunterricht vorbereitet, besuchte er von Michaelis 1838 bis Ostern 1840 das Gymnasium zu Blankenburg, darauf je $1\frac{1}{2}$ Jahr lang erst das Progymnasium und dann das Realgymnasium zu Braunschweig. Zu Ostern 1843 schied er aus der ersten Classe des letzteren nach einjährigem Besuche aus. Er wollte sich dem Berg- und Hüttenfache widmen und meldete sich daher zunächst bei der sog. Communionverwaltung, der die Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich gehörigen unterharzischen Berg-, Hütten- und Salzwerke unterstanden, doch ward er hier abgewiesen, da der Andrang von Bewerbern ein überaus großer war und die Gestalt Eyferth's, der, sonst gesund, an einer geringen Krümmung der oberen Brustwirbel litt, nicht kräftig genug erschien. Er wurde dann in Braunschweig zugelassen, wo er die erste der vorgeschriebenen Prüfungen, das sog. Hütteneleveneramen, im Juni 1844 sehr gut bestand Er ward nun als Hütteneleve in Zorge beschäftigt. Ostern 1846 bezog er zu theoretisch-wissenschaftlicher Ausbildung das Collegium Carolinum zu Braunschweig, auf dem er mehrere Jahre verblieb. Im Juni 1852 bestand er sodann das zweite, das sog. Hüttenofficianteneramen; seine wissenschaftliche Bildung ward hier als eine hervorragende bezeichnet, und er würde das Prädicat „ausgezeichnet“ erhalten haben, wenn er für den practischen Hüttendienst eine völlig gleiche Befähigung nachgewiesen hätte. Durch Rescript vom 29. September 1852 wurde er als Hüttengehülfe bei der Oberhütteninspection in Rübeland angestellt, unterm 26. November 1854 aber als Hüttenschreiber nach Zorge versetzt. Hier blieb er bis zum Jahre 1861, wo er an Stelle seines verstorbenen Schwagers Wiebrecht († 21. November 1860) zum Kammersekretär in Braunschweig ernannt wurde. Im Jahre 1876 wurde er Assessor und endlich unterm 12. December 1889 nach dem Rücktritte des Berghauptmanns A. v. Strombeck Kammerassessor und außerordentliches Mitglied der Direction der Bergwerke. Zum 8. Mai 1896 erhielt er den Titel eines Bergraths. Wenn auch in letzter Zeit mitunter kränklich, hatte er dennoch nach wie vor mit größter Pflichttreue seine Geschäfte versehen, als ihn am 17. Juni dieses Jahres eine Herzlähmung befiel, die ihm den Tod brachte.

Da Eyferth unvermählt war, so lebte er die letzten

Jahrzehnte zusammen mit seiner verwittweten Schwester O. Wiebrecht, für deren Familie er in selbstlosester Weise das fürsorgende Haupt war. In den Mußestunden, die seine Dienstgeschäfte ihm ließen, beschäftigte er sich eifrig mit naturwissenschaftlichen Studien, besonders mit der Naturgeschichte der mikroskopischen Süßwasserbewohner. So lange seine Augen es gestatteten, trieb er zu dem Ende auf das emsigste mikroskopische Untersuchungen. Die Ergebnisse seiner Arbeiten hat er in mehreren Werken niedergelegt, die in Fachkreisen nicht nur in Deutschland, sondern, wie die Uebersetzung eines seiner Bücher in das Englische beweist, auch im Auslande verdiente Anerkennung fanden. Wie er alle Bestrebungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, so viel er konnte, zu fördern suchte, so war er auch im Jahre 1862 unter den Begründern des Vereins für Naturwissenschaft in Braunschweig, zu dessen Vorstande er bis zum Jahre 1868 gehörte. In diesen wie in allen Kreisen, mit denen er in Verkehr kam, war er ebenso wegen seiner soliden Kenntnisse, wie wegen der Bescheidenheit seines Wesens und der steten Hülfsbereitschaft, die er im Leben bewies und auch noch nach seinem Tode durch letztwillige Verfügung bethätigte, ein allgemein geachteter und beliebter Gesellschafter.

Die Werke, die er veröffentlichte, sind folgende:

1. Die mikroskopischen Süßwasserbewohner in gedrängter Uebersicht vorgeführt. Mit einer Lichtdrucktafel. Braunschweig, 1877.
2. Die einfachsten Lebensformen des Thier- und Pflanzenreichs. Systematische Naturgeschichte der mikroskopischen Süßwasserbewohner. Mit 5 Lichtdrucktafeln. Braunschweig, 1878. 4°.
   (Ins Englische übersetzt im Amer. Quarterly Microscopical Journal 1879—80).
3. Dasselbe. 2. vermehrte Auflage. Braunschweig, 1885. 4°.
4. Schizophyten u. Flagellaten. Supplementheft zu der Systemat. Naturgeschichte. Mit 2 Lichtdrucktafeln. Braunschweig, 1879. 4°.

Invaliditäts- und Altersversicherung.

Von Hans Hassel.

Die für das Herzogthum Braunschweig nach dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze zum 1. Januar 1891 ins Leben gerufene Versicherungsanstalt Braunschweig wird von Staatsbeamten verwaltet, welche in gewissen Geschäften an collegiale Behandlung im Vorstande gebunden sind, dem Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten angehören.

Die in dem Markenerlös liegende Haupteinnahme ist durch die Ausführungsbestimmungen des Herzoglichen Staatsministeriums insofern ungleich sicherer begründet, denn in manchen anderen Anstaltsbezirken, als hier in weitem Umfange dem Arbeitgeber das Recht und die Pflicht des Klebens genommen ist, vielmehr Gemeindebehörden und Krankencassen die Beiträge einziehen und die Marken einkleben; während dadurch einerseits vom Publicum das viel geschmähete Kleben ferngehalten wird, ist andererseits eine so große Sicherheit und Regelmäßigkeit der Beiträge erzielt, daß die Versicherungsanstalt Braunschweig trotz ihres verhältnißmäßig kleinen Bezirks von Anfang an mit reichlichen Beiträgen rechnen konnte und schon gegenwärtig für die aus den bisher vereinnahmten Beiträgen gesetzlich erwachsenen Lasten und Verpflichtungen zu Gegenleistungen volle Ueberdeckung hat. Zwar sind im Laufe der ersten 6 Jahre die jährlichen Einnahmen aus dem Markenverkauf von 920 000 ℳ auf 1 200 000 ℳ gestiegen; indessen kann eine Steigerung um den 10. Theil des Gesammtbetrages im Laufe von 6 Jahren nicht ohne Weiteres zu Ungunsten der beitragspflichtigen Bevölkerung verwerthet werden, indem man behauptet, es seien darnach in den ersten Jahren erheblichere Beiträge hinterzogen. Controle ist auch hier nöthig und wird hier seit 1892 regelmäßig ausgeübt: wenn man aber die während 6 Jahre beobachtete Stetigkeit der Beitragssteigerung um jährlich 15—20 000 ℳ ins Auge faßt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß noch andere Ursachen mitwirkten, als etwa anfängliche Beitragshinterziehung. Die im Herzogthume lebhaft entwickelte Industrie wird bei Ausdehnung ihres Wirkungskreises auch Vermehrung der Invaliditäts- und Altersversicherungsbeiträge hervorgerufen haben und die im Herzogthume nicht minder bedeutungsvolle Landwirthschaft erfreuet sich solcher Kraft, daß keinenfalls aus etwaiger Noth der Landwirthe eine Einschränkung der Arbeitsleute und folgeweise der Beitragsleistung hervorginge. Daß sich diese beiden Hauptgruppen der Berufe der arbeitenden Bevölkerung im Herzogthume etwa die Wage halten, zeigt die Betheiligung beider an den Hauptleistungen der Versicherungsanstalt, den Invaliden- und den Altersrenten: während bei ersteren jährlich die Industrie mit mehr als der Hälfte aller Renten, die Landwirthschaft mit etwa 1/3 aller Renten betheiligt ist, drehet sich das Verhältniß bei den Altersrenten annähernd um, was zunächst beweiset, daß in Folge Erreichung höheren Alters im landwirthschaftlichen Berufe die Altersrente für dessen Angehörige eine passende Beihülfe ist, ferner aber darthut, daß, weil im Herzogthume im Laufe der ersten 6 Jahre etwa 1 100 000 ℳ an Altersrente, dagegen etwa 330 000 ℳ an Invalidenrente ausgezahlt sind, die Landwirthschaft die Früchte des Gesetzes in größerem Umfange genossen hat und genießt, als die Industrie Da nun weiter die Absterbeordnung der Altersrentner eine viel langsamere ist, als die der Invalidenrentner, so ergiebt sich hieraus eine verhältnißmäßig vortheilhaftere Betheiligung derjenigen Berufe, deren Arbeiter ein höheres Lebensalter erreichen, denn wenn auch der beitragzahlende Arbeiter leider die Sicherheit der ihm für den Fall der Invalidität gewährleisteten Rente noch nicht hoch schätzt, und bei nicht in die Augen springenden alsbaldigen eigenen Vortheilen aus der Versicherung letztere unterschätzt, so steht doch sicher derjenige sich am besten, welcher bei Erreichung hohen Alters die Invalidenrente erst spät oder gar nicht in Anspruch zu nehmen braucht; hat er auch mit seinen Beiträgen für die Anderen gearbeitet, so hat er doch einerseits das sichere Gefühl der Versorgung für den Fall gehabt, daß ihn Siechthum treffen sollte, und andererseits erhält er

durch Altersrentengenuß in nur wenigen Jahren den Betrag seiner Einzahlung zurück.

Wie sich die Absterbeordnung gestaltet, thut die nachstehende Tabelle dar; entgegen den Tafeln der Lebensversicherungen ergiebt sich, daß die Wahrscheinlichkeit, schnell zu sterben, nachdem sie bis zum 31. Lebensjahre gestiegen ist, von da bis zum 66. Lebensjahre ständig abnimmt, daß mit anderen Worten die Versicherten in den jüngeren Lebensaltern als Rentenempfänger nicht lange mehr zu leben haben. Wenn darin ein Gegensatz zu den Lebensversicherungstafeln liegt, so ist derselbe leicht erklärlich, indem letztere mit gesunden Menschen rechnen, während die hier aufgemachte Rechnung nicht nur mit zum Theil schwer kranken, sondern auch mit solchen Menschen sich beschäftigt, die durch ihre häuslichen und Einkommens-Verhältnisse meistens schwer bedrängt, also nicht in der Lage sind, ihrem Zustande entsprechende Pflege sich angedeihen zu lassen. Mehr den Erfahrungen der Lebensversicherungen wird sich die Sterbeordnung bei den Altersrentnern nähern, wo die höheren Lebensalter höhere Sterbenswahrscheinlichkeit aufweisen, als die jüngeren Altersclassen. Auffällig ist die Thatsache, daß (mit Ausnahme der Frauen unter 81—76 Jahren bei den Invalidenrentnern) die Frauen eine erheblich geringere Sterbenswahrscheinlichkeit aufweisen, als die Männer; worauf läßt das schließen? Daß die Männer stets und besonders auch in jüngeren Jahren bei vielleicht mangelhafterer Ernährung anstrengendere Arbeiten als die Frauen verrichten? Daß also der Unterschied zwischen stärkerem und schwächerem Geschlecht im Hinblick auf die Jedem zugewiesenen Bethätigungsgebiete zu Ungunsten des stärkeren ausfällt? oder sollte, da bis zum 31. Lebensjahre eine besonders große Sterbenswahrscheinlichkeit für die Rente beziehenden Männer besteht und da diese zum größeren Theil der Industrie angehören, also in größeren Städten leben, die daselbst entschieden ungesundere Lebensart und Lebensführung bei vielen jüngeren Männen einen Keim zu frühem Siechthum legen?

(Tabelle siehe nebenstehend u. S. 133.)

Die Versicherungsanstalt kann neben den gesetzlich festgelegten Aufgaben noch andere Ziele in's Auge fassen, deren Verfolgung vom Standpunkte der Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen aus geboten oder zweckmäßig erscheint. Das Gesetz hält zwei Gesichtspunkte auseinander, indem unter dem Titel der Vermeidung bezw. Abwendung von Rentenbelastung Krankenfürsorge gestattet ist und indem durch Anlegung von Vermögen der Versicherungsanstalt über die Grenze der Mündelsicherheit und zu billigem Zinsfuße die großen Bestände der Versicherungsanstalt Arbeiterwohlfahrtszwecken dienstbar gemacht werden. Die Krankenfürsorge wird und muß sich zu einem der wichtigsten Zweige der Thätigkeit der Versicherungsanstalt herausbilden, da durch diese Fürsorge den Versicherten unendlich viel mehr genützt wird, als ihnen, wenn sie erst invalide geworden sind, durch die Invalidenrente zugewendet werden kann; letztere ist jetzt noch gering; aber was nützt ihr Anwachsen mit der Zeit der Beitragsleistung, wenn nach der obigen Tabelle den Männern, also den Familienvätern unter allen Umständen

A. Invalidenrentenempfänger:

Geburtsjahr	Geschlecht	bis Ende 1896 bewilligte Renten	bis Ende 1896 gestorbene Rentner	von je 100 Rentnern starben	Altersjahre
1875/71	Männer	27	15	55,56	21—25
	Frauen	14	5	35,71	
	Zusammen	**41**	**20**	**48**,78	
1870/66	Männer	37	24	64,86	26—30
	Frauen	11	3	27,27	
	Zusammen	**48**	**27**	**56**,25	
1865/61	Männer	61	37	60,66	31—35
	Frauen	11	2	18,18	
	Zusammen	**72**	**39**	**54**,17	
1860/56	Männer	72	35	48,61	36—40
	Frauen	9	2	22,22	
	Zusammen	**81**	**37**	**45**,68	
1855/51	Männer	70	39	55,71	41—45
	Frauen	12	4	33,33	
	Zusammen	**82**	**43**	**52**,45	
1850/46	Männer	111	42	37,84	46—50
	Frauen	15	5	33,33	
	Zusammen	**126**	**47**	**37**,30	
1845/41	Männer	115	48	41,74	51—55
	Frauen	29	7	24,14	
	Zusammen	**144**	**55**	**38**,19	
1840/36	Männer	185	64	34,59	56—60
	Frauen	39	11	28,21	
	Zusammen	**224**	**75**	**33**,48	
1835/31	Männer	232	76	32,76	61—65
	Frauen	63	13	20,64	
	Zusammen	**295**	**89**	**30**,17	
1830/26	Männer	285	99	34,74	66—70
	Frauen	58	10	17,24	
	Zusammen	**343**	**109**	**31**,78	
1825/21	Männer	87	37	42,53	71—75
	Frauen	21	7	33,33	
	Zusammen	**108**	**44**	**40**,74	
1820/16	Männer	16	7	43,75	76—80
	Frauen	5	3	60,00	
	Zusammen	**21**	**10**	**47**,62	
1815 u. früher	Männer	7	2	28,57	81 u. mehr
	Frauen	—	—	—	
	Zusammen	**7**	**2**	**28**,57	
Zusammen	Männer	1305	525	40,23	mehr als 20
	Frauen	287	72	25,09	
	Zusammen	**1592**	**597**	**37**,50	

B. Altersrentenempfänger:

Geburtsjahr	Geschlecht	bis Ende 1896 bewilligte Renten	bis Ende 1896 gestorbene Rentner	von je 100 Rentnern starben	Altersjahre
1826/22	Männer	801	120	14,98	70—74
	Frauen	235	29	12,34	
	Zusammen	**1036**	**149**	**14,38**	
1821 17	Männer	660	284	43,03	75—79
	Frauen	238	87	36,55	
	Zusammen	**898**	**371**	**41,33**	
1816/12	Männer	248	150	60,48	80—84
	Frauen	77	30	38,96	
	Zusammen	**325**	**180**	**55,38**	
1811 u. früher	Männer	70	53	75,71	85 u. mehr
	Frauen	12	6	50,00	
	Zusammen	**82**	**59**	**71,95**	
Zusammen	Männer	1779	607	34,12	mehr als 69
	Frauen	562	152	27,05	
	Zusammen	**2341**	**759**	**32,42**	

nur eine verhältnißmäßig kurze Rentengenußzeit und in denjenigen jüngeren Jahren, wo sie meist noch unversorgte Kinder haben, eine der Sterbenswahrscheinlichkeit entsprechend abgekürzte Bezugszeit offen steht. Da gilt es, eine Krankenfürsorge zu organisiren, welche, wenn irgend möglich, das Leiden des Einzelnen an der Wurzel fassend, dasselbe beseitigen oder doch zu solchem Stillstande bringen kann, daß der Kranke nicht allein Linderung seiner Noth erfährt, sondern auch seiner Familie als Ernährer wiedergegeben wird. Dank der der hiesigen Versicherungsanstalt nach der obigen Schilderung gegebenen Bewegungsfreiheit in Folge sicherer Begründung ihrer Einkünfte konnte hier von vornherein das Augenmerk auf diese vorbeugende Thätigkeit gelenkt und den Aerzten des Herzogthums schon im Frühjahr 1892 durch ein Rundschreiben an's Herz gelegt werden, wo immer sie es für nöthig oder nützlich hielten, da die Hülfe der Versicherungsanstalt im Interesse besserungsfähiger oder zu beseitigender Leiden von Versicherten in Anspruch zu nehmen. Langsam aber stetig nahmen die Anträge und die Bewilligungen zu; von 548 M im Jahre 1892 stiegen die Ausgaben der hiesigen Versicherungsanstalt im Jahre 1896 auf mehr als 25 000 M für Heilverfahren und der diesjährige Etat enthält 50 000 M dafür. Nach 5jährigen Arbeiten und Erfahrungen darf man annehmen, daß sowohl auf Seiten der Versicherungsanstalt, wie auf Seiten ihrer wichtigsten und unentbehrlichsten Beistände, der Aerzte, welche in frühzeitigster Empfehlung den Hebel der Verbürgung besten Erfolges besitzen, ein erstes Stadium des gegenseitigen Einarbeitens überwunden ist. Nicht ungünstig ist für die Aussichten eines neuen Zeitabschnittes, daß die Versicherungsanstalt bereits am 19. Juni dieses Jahres eine Heimstätte hat eröffnen können, welche durch rationelle Anstaltspflege einen weit nachhaltigeren Erfolg verbürgt, als von der bisher geübten freien Pflege in Kurorten zu erwarten war. Alle Versicherten, welche einer in Anwendung des hygienisch-diätetischen Heilverfahrens bestehenden Krankenfürsorge bedürfen, werden nunmehr der streng geregelten, ärztlich überwachten und im ganzen Tagesverlauf gegen Extravaganzen Sicherheit bietenden Anstaltspflege unterworfen. Im Jahre 1896 hatte die hiesige Versicherungsanstalt mehr als 60 solcher Pfleglinge meist in St. Andreasberg; die Eröffnung der Heimstätte und die immer zunehmende Aufmerksamkeit der Aerzte sowohl wie der Versicherten auf Nutzung der gebotenen Wohlthat wird die Zahl bald vermehren und wenn überhaupt so viele Versicherte solcher Pflege benöthigt sind, wie mit 40 Betten bei je ¼jähriger Nutzung durch den Einzelnen in viermaliger Umfolge in Jahresfrist 160 Kranke Aufnahme finden können, so kann die Versicherungsanstalt nur wünschen, daß die getroffene Einrichtung im vollsten Umfange in Anspruch genommen werde und nie ein Bett leer bleibe. Auch auf die Möglichkeit der Erweiterung der Heimstätte ist für alle Fälle beim Bau sogleich Bedacht genommen. Die Heimstätte liegt im Gemeindebezirk Stiege dicht bei dem anhaltischen Weiler Friedrichshöhe an der Eisenbahn Gernrode—Hasselfelde etwas mehr als 400 m über der Nordsee, hat alle Räume nach Süden und dahinter einen Corridor in jedem der beiden Stockwerke und ist umgeben von mittelhohem, theils gemischtem, theils reinem Buchenbestande, welcher auf wenig merklich ansteigendem Terrain von der Heimstätte aus anmuthige Spaziergänge bietet, die zum Gebäude stets thalabwärts führen. Neben dem Betriebe der Heimstätte wird die Versicherungsanstalt, wie bisher, besonderer heilkräftiger Wirkung sich erfreuende Orte von solchen Kranken aufsuchen lassen, welche z. B. in Oeynhausen, Nauheim, Wildungen Genesung von ihren Leiden erhoffen dürfen. Je länger, desto mehr drängt sich aber auch hier die Ueberzeugung auf, daß in der Lungentuberkulose ein Leiden zu bekämpfen ist, welches in schrecklicher Weise am Volksmarke zehrt und für dessen Beschränkung am meisten aufzuwenden sein wird[1]).

Nicht allein die Krankenfürsorge wird vorbeugend den Eintritt oder die Verschlimmerung chronischer Leiden verhüten können, sondern auch die Sorge für gesunde, geräumige, helle und sonnig gelegene Wohnungen ist als noch früheres Vorbeugemittel wirksam. Wer einen Blick gethan hat in die in unseren alten Straßen durch die Bevölkerungszunahme entstandene Ausnutzung aller möglichen und unmöglichen Räume zu Wohnzwecken, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß in solchen Winkeln der Keim zu allem Elende liegt, welches häufig über die darin hausenden Familien kommt. Schwierig ist die Frage, wer den Bau von zweckentsprechenden Arbeiterwohnungen in die Hand nehmen soll; die Versicherungsanstalt kann es nicht; aber sie kann Geld dazu herleihen und in billiger Verzinsung und mäßiger regel-

1) Vgl. hierüber auch die Ausführungen im Br. Magazin II. Jahrg. (1895) S. 165.

mäßiger Tilgung bei Zinseszinsrechnung den Schuldnern erhebliche Vortheile bieten, welche es ermöglichen, auch bei theuren Grundpreisen annehmliche Wohnungen zu mäßigen Miethpreisen herzustellen. In der Stadt Braunschweig hat die hiesige Versicherungsanstalt bereits seit dem ersten Jahre ihres Bestehens mit der hiesigen Baugenossenschaft Darlehusverkehr unterhalten; inzwischen ist eine Baugenossenschaft noch in Wolfenbüttel in's Leben gerufen, welche auch bereits Geld erhalten hat; im übrigen Herzogthume ist die Versicherungsanstalt auf den Verkehr mit einzelnen Grundstückseigenthümern beschränkt; sie hat sich aber nicht gescheuet, die daraus entstehenden Schwierigkeiten und Gefährdungen über sich zu nehmen und bereits reiche und gute Erfahrungen gemacht. Seit einigen Jahren stehen jährlich 200 000 ℳ zu diesem Zweck zur Verfügung, welche in Einzelbeträgen gegen $3^1/_2$ %ige Verzinsung und 1 %ige Tilgung, sowie gegen hypothekarische Sicherstellung so ausgeliehen werden, daß bei massiven Bauten $^2/_3$, bei Fachwerksbauten 60 % des Grundstücks- und des Brandversicherungswerthes die Beleihungsgrenze bilden; Verzinsung und Tilgung sind so vereinigt, daß jährlich $4^1/_2$ % des ersten Darlehusbetrages zu zahlen sind, wodurch nach $43^3/_4$ Jahren Tilgung der Schuld erreicht wird. Bis Ende 1896 sind weit über 100 Grundstücke mit rund 650 000 ℳ beliehen und zwar ist die Ausleihung meist an Versicherte als Eigenthümer erfolgt. Hat auch in einem Falle einmal die Versicherungsanstalt ein inzwischen weiter veräußertes Haus durch Subhastation erwerben müssen, so wird sie es sich nicht verdrießen lassen, den Versicherten auf diese Weise zur Verbesserung ihrer Lage zu Hülfe zu kommen.

Die Erfahrungen, die man mit der Zeit auf dem erst durch die Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 erschlossenen, bis dahin staatlich völlig unerforschten Gebiete der Arbeiterversicherung sammelt, werden im weiteren Ausbau des begonnenen Werkes Mängel beseitigen und Lücken ausfüllen helfen; soviel ist gewiß, daß der hochselige Kaiser Wilhelm I. und sein bewährter Kanzler der unbemittelten Bevölkerung eine Fürsorge eröffnet haben, welche schon Erstaunliches geleistet hat und deren Wirkungen für spätere Geschlechter um so wichtiger und fühlbarer werden können und müssen, als die unausbleibliche Ausgestaltung nach Ueberwindung der Lehr- und Uebergangszeiten die Thätigkeit der einzelnen Versicherungszweige noch fruchtbarer als bisher machen wird, zumal z. B. im Gebiete der Invaliditäts- und Altersversicherung fast im ganzen Deutschen Reiche mehr als nöthige Mittel schon angesammelt sind.

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig [1]).

Von Th. Voges.

12. Urnenfelder.

Die Steinkisten vom Oesel und vom Elm, von Beierstedt und Gr.-Biewende gehören der neolithischen Zeit an. Trotz der Zähigkeit aber, mit der sonst Völker an den althergebrachten Sitten und besonders an den Begräbnißgebräuchen hängen, ändert sich doch auch bei uns allmählich die Art und Weise, die Todten der Erde zu übergeben. In der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends vor Christi Geburt, nach Virchow etwa in der Zeit von 800—600, beginnt man damit, die Leichen zu verbrennen, wie es die Bewohner des Südens längst gethan. Wenn aber jene Steinkisten leider nur vereinzelt angetroffen wurden, so ist die Zahl der Felder, auf denen die Brandreste der Leichen beigesetzt sind, nicht unbedeutend. Von Benzingerode, wo am Fuße der Harzberge die Hünensteine aufragen, von Timmenrode nahe der Teufelsmauer bis hin zur Allerniederung lassen sich die Heidenkirchhöfe und Urnenfelder nachweisen. Allein im nördlichen Theile unseres Landes werden 30 Orte genannt, in deren Nähe solche Begräbnißstätten liegen, und von Zeit zu Zeit werden noch neue entdeckt.

Im südwestlichen Theile sind bislang keine aufgefunden worden. Da aber in Godelheim solche vorhanden sind, da sie sich ferner in Nettlingen und sonst in der Nähe von Hildesheim finden, so werden sie bei einiger Aufmerksamkeit sich auch an der Leine, am Hils und Ith nachweisen lassen.

Soweit sich jetzt übersehen läßt, tritt die Sitte, die Brandreste der Todten zu bestatten, auch bei uns in verschiedener Weise auf. Da ist zunächst in einer Grube aus Steinplatten eine kleine Grabkammer zusammengefügt, die ein oder mehrere Thongefäße enthält. Ein weitbauchiger Topf ist mit den ausgeglühten und zerbrochenen Knochen angefüllt, zwischen denen manchmal kleine Bronze- oder Eisensachen liegen. Daneben steht wohl ein Beigefäß, ein Henkeltöpfchen oder eine Schale. Nachdem die Steinkiste zugedeckt, wurden ringsum und oben darauf Bruchsteine gepackt und dann alles mit Erde beworfen. Ob ursprünglich noch ein kleiner Hügel die Stelle des Grabes kennzeichnete, oder was für ein Erinnerungsmal sonst errichtet war, läßt sich nicht mehr nachweisen. Bis jetzt scheint Beierstedt den einzigen Urnenfriedhof zu haben, wo die Urne so in einer in den Erdboden eingesenkten Steinkiste steht.

An anderen Orten stellten die alten Bewohner die Urne auf den gewachsenen Boden und wölbten dann ohne Weiteres einen Erdhügel darüber. So war es auf dem einen Theile des Heidenkirchhofes von Hohenassel [2]). Diese Grabhügel, die in Mecklenburg und Pommern Kegelgräber genannt werden, scheinen sich außer dort im Vorholze am längsten auf dem Elme und den benachbarten Höhenzügen erhalten zu haben. Vor 120 Jahren waren sie hier noch recht häufig. Die Gegend um Schöningen, so schrieb damals der Rector Ballenstedt, ist vorzüglich reich an Begräbnißhügeln. In einem Bezirke von wenig Meilen ist fast kein Ort, wo nicht dergleichen Hügel entdeckt sind. Man erinnert sich solcher Menge von alten Denkmälern bei keiner Provinz Niedersachsens. Um Harbke, eine kleine Meile von Schöningen gelegen, trifft man auf dem Timiansberge viele zirkel-

---

1) Vgl. Br. Mag. 1896, No. 25, S. 195 ff.

2) Langerfeldt, Die Todtenhügel bei Hohenassel. Br. Magazin 1852, No. 20, Seite 163.

förmige Hügel mit Urnen und Knochen an. Nicht weit davon im Walde ist eine Anhöhe, der Blanberg genannt; auf diesem sind etliche zwanzig Hügel von regulärer Figur, die am Fuße ihrer Rundung oder um ihren Mittelpunkt mit großen Steinen, in einen Zirkel gestellt, umgeben sind, worin Urnen, Knochen, Asche, Kohlen, Ringe und Instrumente gefunden worden. Unweit des blauen Berges in dem Holze beim Kloster Marienborn erblickt man eine andere Anhöhe mit einer großen Anzahl solcher Begräbnißhügel[3]).

So ähnlich waren auch die Hügelgräber gebaut, die der alte würdige Dünnhaupt bei Lelm und Langeleben ausgrub. Auch in Lauingen waren ursprünglich Hügel über den Urnen aufgeworfen. Im Elze sind noch einige Kegelgräber dieser Art vorhanden.

Die große Mehrzahl unserer Urnenfriedhöfe hatte aber weder Steinkisten noch Hügelaufwurf, sondern die Töpfe standen frei in der Erde und bildeten mit vielen andern oft lange Reihen, wie solches z. B. von dem Heidenkirchhofe am Hees bei Drütte bezeugt wird.

Es kommt auch vor, daß die Brandreste gar nicht in eine Urne gethan wurden, sondern man häufte die Knochen und Kohlen sammt der Asche auf der Brandstätte zusammen und errichtete einen Hügel von Erde darüber. So war es z. B. an einer andern Stelle im Walde bei Hohenassel[4]).

Von dieser großen Zahl vorchristlicher Todtenstätten ist nun freilich bis jetzt recht wenig mitzutheilen. Sie harren noch ihres Erforschers. Bei einigen erinnert nur der Name „Heidenkirchhof" daran, daß hier die Alten ihre Ruhestätte gefunden haben. An andern Orten deuten zerstreute Scherben roher Arbeit ein heidnisches Todtenfeld an. Zuweilen kommt da auch eine bunte Perle oder ein grünrostiges Schmuckstück ans Licht des Tages: Gaben, die einst die Hinterbliebenen einem geliebten Verstorbenen mit in die Urne legten. Die älteste Erwähnung solcher Funde finden wir in den Berichten des Pastors Dünnhaupt zu Lelm. Auf dem Heidenkirchhofe zu Grasleben fanden sich „eiserne Ringe, Hefte von Messing und Kupfer, auch blaue durchsichtige Ringe von Schmelzglase"[5]). Zuweilen wird auf solchen Urnenfeldern auch wohl ein Gefäß ausgepflügt, dann aber als vermeintlicher Geldtopf sofort zerschlagen. Auf manchen dieser Stätten haben dann auch Alterthumsfreunde nach Urnen gegraben, nicht um die Erkenntniß der Vorzeit zu fördern, sondern nur um ein paar Töpfe zu gewinnen, einige Bronzenadeln, Eisenfibeln u. dergl. zu bekommen, und wenn ein günstiges Geschick über diesen Funden waltet, gelangen sie wohl in eine öffentliche Sammlung. Freilich, was für geringen Werth haben doch diese einzelnen Sachen, da Fundberichte meist fehlen! Regelrecht erforscht ist, wenn wir von Dünnhaupt's Arbeiten absehen, nur das Gräberfeld von Beierstedt[6]). Die meisten Alterthümer hat außerdem Lauingen geliefert.

3) Ballenstedt, Der erste Versuch über einige Merkwürdigkeiten der braunschweigischen Länder. 1771. S. 5.
4) Langerfeldt, a. a. O., S. 161.
5) Dünnhaupt, Beiträge. S. 238.
6) Die Ausgrabungen zu Beierstedt. Von Th. V. Harzzeitschrift 1894. S. 575.

13. Das Urnenfeld von Lauingen.

Nordwestlich von Lauingen (unweit Königslutter) erheben sich niedrige Sandhügel, die mit Heide und Fuhren bewachsen sind. Dort liegt der Urnenfriedhof, der sich ganz nach dem Rieseberge hinaufzieht. Große Strecken sind schon unter den Pflug genommen, andere sind noch unberührter Heidegrund. Auf letzterem befanden sich niedrige künstliche Hügel, ungefähr 40 bis 80 cm hoch, welche Urnen enthielten. Auch am Rande der in den Sandboden tief einschneidenden Feldwege traten die Töpfe zu Tage. Hier hat in den Jahren 1868 und 1869 der Abt Thiele und später, bis in die jüngste Zeit hinein, H. Mülter gegraben.

Die Urnen standen frei in der Erde und waren nach Mittheilung eines Augenzeugen mit flachen Schalen aus Thon bedeckt. Es fanden sich oft mehrere Töpfe dicht nebeneinander, schwarz glänzende und roh gebrannte manchmal an gleicher Stelle.

Das Herzogl. Museum besitzt aus Lauingen zwölf Thongefäße (No. 1102—1113), nämlich acht Urnen und vier Schalen. Sämmtliche Stücke sind von brauner Farbe und ganz einfach und schmucklos. Eine napfförmige Urne hat einen knopfartigen Ansatz, eine andere einen Henkel. Die Schalen, von denen die eine einen Schnurhenkel hat, dienten wahrscheinlich als Deckel. Auch das städtische Museum hat sieben Urnen, unter denen No. 520 hervorragt. Sie hat eine Höhe von 70 cm. Die Mündung ist recht groß und hat einen niedrigen senkrechten Rand. An der Umbruchstelle sitzen 4 Schnurhenkel.

Unter den Beigaben finden sich mehrere Fibeln. Das Herzogl. Museum bewahrt eine Bronzespange, No. 1447, bei der die Sehne oberhalb der Drahtrolle, in der ein Stift oder Dorn steckt, hinläuft. Der Fuß des Bügels ist nach vorn umgeschlagen, und dieser aufstrebende Ast ist nicht wieder mit dem Bügel verbunden, sondern endet frei mit einem Doppelknopfe. Zwei ganz ähnliche Bronzefibeln befinden sich noch im Mülter'schen Nachlasse zu Königslutter. In den Windungen steckt als Achse ein Eisendraht, dahinter liegt die Sehne. Auffallend ist, daß der stark gekrümmte Bügel zweimal und zwar nach verschiedenen Richtungen hin durchbohrt ist. Diese beiden Fibeln lagen mit mehreren kleinen Bronzespiralen in einer Urne.

Eine vierte Fibel derselben Art besitzt das städtische Museum No. 403. Diese Bronzefibeln mit oberer Sehne und freiem Schlußstück gehören der Früh-La-Tène-Zeit an.

Außer diesen Bronzespangen sind auf dem Lauinger Urnenfelde auch Eisenfibeln gefunden. No. 589 im städtischen Museum ist eine Fibel, bei der die Sehne vor der Rolle hinläuft und einmal um den Bügel herumgeschlagen ist. Die Nadel ist abgebrochen. No. 591 daselbst ist eine Eisenfibel, deren Fuß vorn heraufgeschlagen und mit dem Bügel verbunden ist. Sie ist ein Kennzeichen der mittleren La Tène-Zeit

Es haben sich im Lauinger Urnenlager noch andere Beigaben gefunden. Da ist im städtischen Museum ein kleiner Bronzeohrring, No. 486, dessen dünne, kreisrunde Platte mit mehreren concentrischen Kreisen geziert ist,

während am Rande noch ein Kranz von ganz kleinen Buckeln herumläuft. Der Draht an der Rückseite ist wie ein Bügel stark gekrümmt in Form eines Dreiviertelkreises.

Ferner befinden sich in Mülter's Nachlaß noch einige Schmucknadeln. Die eine ist aus Bronze; am geraden Stifte Gruppen von Einkerbungen. Oben ist ein flacher Knopf. Die zweite ist eine Schwanenhalsnadel, deren Kopf ein Schälchen aus Bronze bildet, deren Stift aber bereits aus Eisen gebildet ist. Bei einer anderen Schwanenhalsnadel fehlt der Kopf. So sehen wir auch hier, wie das Eisen die alten Bronzeformen nachahmt.

Noch liegt da in Königslutter eine seltene Bronzenadel. Der Stift zeigt wieder die Schwanenhals-Ausbiegung. Darauf steht ein Bronzering, der nach den drei freien Seiten hin mit je einem kleineren Ringe verbunden ist, die noch einen kleinen Fortsatz als Schlußstück haben. Eine Nadel dieser Art mit dem interessanten Kopfe ist sonst auf einem braunschweigischen Urnenfelde noch nicht gefunden worden.

Zu den Laninger Bronzefunden gehören auch noch einige kleine Spiralen, die bereits oben erwähnt wurden. Aehnliche liegen im Herzogl. Museum No. 1473 und 1474.

An Eisensachen sind noch Fibeln zu erwähnen, die aber durch den Rost ganz unkenntlich geworden sind, ferner Haken und Ringe. Ein zerbrochenes und verrostetes Eisenstück hat eine Bronzekugel mit einem winzigen Kettchen daran.

In einer großen Urne, die aber zerfallen ist, lagen auf den Knochen sechs verschiedene eiserne Sachen, darunter auffallender Weise ein Pferdezaum und sonst noch Ringe, die zweifelsohne zum Pferdegeschirr gehörten; ferner ein Gürtelhaken und ein Messer, zuletzt noch das Bruchstück eines Hakens mit einem Bronzeknopfe. Das Messer hat einen Dorn und einen geraden Rücken. Jener Zaum erinnert an das Wort des Tacitus: Jedem werden seine Waffen, einigen auch ihr Roß in das Feuer mitgegeben.

Unter den sonstigen Kleinigkeiten von Laningen mögen noch genannt werden Schaber und Messer von Feuerstein und eine blaue Perle mit gelbem Auge.

Aus welcher Zeit stammt nun das Urnenfeld von Laningen? Das zu bestimmen kann bei der geringen Zahl der erhaltenen Fundstücke nur als ein Versuch bezeichnet werden. Zweifellos ist es später als Beierstedt. Dort am Heese finden sich noch sorgfältig erbaute Kämmerchen mit Steinen umpackt, hier am Rieseberge stehen die Urnen frei in der Erde, ehemals, wie es heißt, von Hügeln bedeckt. Mancher Laninger Fund erinnert noch an Beierstedt. So findet sich hier wie dort die lange, gerade Bronzenadel. Beiden Urnenfeldern gemeinsam sind auch die Schwanenhalsnadeln mit schalenförmig gehöhltem Knopfe. Aber während sie am Heese noch ganz aus Bronze gefertigt sind, ist am Rieseberge der Stift bereits aus Eisen. Doch hat Beierstedt freilich auch Schwanenhalsnadeln mit einfacherem Knopfe ganz aus Eisen.

Größer ist der Unterschied in Bezug auf die Fibeln. In Beierstedt ist noch gar keine Fibel gefunden. In Laningen dagegen treten Bronzefibeln mit freiem Endstück auf neben solchen mit verbundenem Fuße. Während jene, wie bereits bemerkt, der Früh-La-Tène Zeit angehören, bezeichnen letztere die Mittel-La Tène-Zeit. Auch der eiserne Gürtelhaken mit den Bronzeknöpfchen weist auf diese Zeit hin.

Wenn somit Laningen jünger ist als Beierstedt, so ist es wiederum älter als Watenstedt; denn hier finden sich bereits Armbrustfibeln, die der römischen Zeit zugeschrieben werden. (Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Ueber „das **zweiherrige Dorf Woltorf** und die preußisch-braunschweigische Grenze bei demselben“[1]) hat Dr Rich. Andree einen interessanten Aufsatz im Globus (B. 72 No. 1) veröffentlicht, der die eigenthümlichen politischen Verhältnisse dieses Ortes eingehend schildert. Er weist zunächst die Mangelhaftigkeit der kartographischen Darstellung nach, die jene Verhältnisse in neuerer Zeit, zumeist in Folge einer Ungenauigkeit der sonst vorzüglichen Papenschen Karte, gefunden haben. Auf Grund genauer Aufnahmen liefert er uns dann zwei neue Karten, von denen die eine die Feldmark Woltorf mit der Vertheilung der preußischen und braunschweigischen Ackerstücke, die andere die Vertheilung der preußischen und braunschw Höfe und Grundstücke innerhalb Woltorfs klar vor Augen führt. Schachbrettartig liegen preußische und braunschweigische Gebietsstücke (jene etwa $^2/_3$, diese $^1/_3$) durcheinander; dazu kommen drittens noch einige Theile, die gemeinschaftlichen Besitzes sind. Der Verfasser fügt dem noch mancherlei Erklärungen und Zusätze über die communalen, kirchlichen u. a. Verhältnisse des Ortes hinzu und geht auch auf seine Vergangenheit ein. Es scheint, als wenn die früheren Besitzverhältnisse im Dorfe die Theilung der Landeshoheit, die anfangs dem Stifte Hildesheim und dem Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel zustand, veranlaßt haben.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. No. 13. Pfarreinkommen. — 14 u. 15. Knopf, Grundlegende Missionsarbeit in unseren Gemeinden. — 16. Etwas zum Gründonnerstag üb. 1. Cor. 11, 23 ff. — 16—17. Kirchenrath Brodkorb †. — 18. Aus Junction City. — 19. Pfründensystem; Schall, Orthodox oder liberal. — 20. Die 7. ordentl. Landessynode. — 21. Eißfeldt, Anklage d. Pastor Hartung in der Landessynode — 22 u. 23. Die Stunde von Cäsarea Philippi. — 24. Die Beerdigung der Selbstmörder. — 25. Zur Gesangbuchfrage; katechet. Behandlung einiger Hauptpunkte des II. Artikels durch d. Anhänger d. neuern Theologie. — 26. Eine anderweite Gestaltung des Predigerseminars.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 21. Die 7. ordentl. Landessynode. — 22—23. Die Fortschritte des kirchl. Lebens. — 24. Aus d. kirchl. Leben. — 25—26. Landessynode u. Schule. — 27. Der 8. evang.-sociale Kongreß. — 28. Das deutsche Hilfswerk in Armenien. — 29—30. Landessynode u Gesangbuch. — 31. Meyer, Die neuaufgefundenen „Herrenworte“. — 32. Die Landessynode und die Katholiken.

1) Vgl. einen früheren Aufsatz im Br. Mag. vom 1. April 1848 S. 105 ff.: Einige Bemerkungen über das zweiherrige Dorf Woltorf von H. J. Stegmann.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 18. 29. August **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

Die Stätte, auf welcher die Stadt Braunschweig an den Ufern der Oker sich jetzt erhebt, war schon früh ein Handelsplatz. Die Oker theilte sich an dieser Stelle in mehrere Arme, wodurch bequeme Uebergänge, sowie die Anlage von Brücken und Dämmen ermöglicht wurde. Die Uferhöhen (Klinte) gewährten dem Platze den nöthigen Schutz und machten ihn dadurch auch als Lagerstelle für die Waaren geeignet. In Folge dessen führten Handelsstraßen von Nord nach Süd und von West nach Ost an dieser Stelle über den Fluß.

Dazu kam, daß die Oker in alten Zeiten bis Braunschweig schiffbar war. Von der See wurden daher die Waaren auf Schiffen bis hierher geschafft, um sodann auf den Landwegen weiterbefördert zu werden. So wurde der Ort für den Handel ein wichtiger Platz.

Bei der Bedeutung, die Braunschweig später als Haupt des sächsischen Städtebundes und als Hauptstadt des dritten, sächsischen Quartiers der Hansa erlangte, stellte sich auch hier früh das Bedürfniß heraus, Mittheilungen in gesicherter und geordneter Weise nach anderen Handelsplätzen gelangen zu lassen. Hieraus entstanden, wie überall, die ersten Anfänge der Post, die Botenposten der Stadt.

1. Städtische Boten-Posten.

Die ersten städtischen Botenposten sind in Braunschweig zur Zeit der Hansa nach den benachbarten und befreundeten Städten eingerichtet worden. Wenn in dem Stadtbuche vom Jahre 1268 der Priester Egidius als ein Bote des James von der Putten in Gent erwähnt wird, so kann dieser von einer Einzelperson abgesandte Bote füglich nicht zu den Postboten gerechnet werden. Auch die bereits im Jahre 1330 aufgeführten Rathsboten scheinen nur dem Rathe und der Kaufmannschaft, jedoch der Allgemeinheit wenig gedient zu haben. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte besonders eine Familie des Namens „Bratherig“ für den Rath der Stadt Botendienste zu verrichten. In den „Diarien“ der Stadt kommt häufig vor „Bratherig rediit et rettulit“. Er hatte dem Magistrate mündlich zu berichten, was er gesehen und gehört hatte. Ueber seine wichtigeren Mittheilungen wurden dann Protocolle aufgenommen.

Die Boten wurden vom Rathe zur Unterhaltung einer regelmäßigen Verbindung nach und von den Magistraten der befreundeten Städte, sowie zur Erlangung von politischen Neuigkeiten aus entfernten Gegenden, von den Kaufleuten außer zur Briefbeförderung auch zu mündlichen Bestellungen und zu Einkäufen benutzt.

Nach den im Archive der Stadt Braunschweig vorhandenen Urkunden sind im Jahre 1354 für reitende Boten folgende Vergütungen gezahlt worden:

nach Hildesheim, Schöppenstedt und Goslar je 1 Schilling,
nach Harzburg 2 Schillinge.

In der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel stammen die ersten Nachrichten über das Botenwesen aus dem Jahre 1358. Es sind die Nordhäuser Wachstafeln mit den Angaben über den Lohn der Postboten.

Für die Beförderung von Briefen sind im Jahre 1385 in Braunschweig folgende Taxen angegeben:

nach Wolfenbüttel . . . 3 Pf.
„ Goslar . . . . 8 „
„ Halberstadt . . . . 14 „

In den Rechnungen aus den Jahren 1402 und 1475 finden sich Ausgaben für ein neues „Brieffaß“, sowie für eine „Masch“ (Behältniß, Tasche) zu des Kaisers Briefen.

Unter den Namen der Boten finden sich viele aus Patricier-Geschlechtern, z. B. v. Veltheim, v. Vechelde, v. Damm, v Strombeck u. A. Diese gehörten nicht zu den gewerbsmäßigen Boten, sondern wurden als Beamte der Stadt (Rathsschreiber 2c.) neben der Ueberbringung von Briefen mit Verhandlungen in Stadt-Angelegenheiten und mit dem ritterlichen Schutze von Reisenden beauftragt. Ueber die Beschäftigung eines gewerbsmäßigen Boten giebt der „Ordinarius des Rades“ aus dem Jahre 1408 im 93. Abschnitte Aufschluß. Es heißt hier: „Ok holt de rad in der Oldenstad, der gantzen Stad to gude eynen boden. De schall gan edder ryden dem rade ouer velt myt breuen edder myt warue alse ome de rad dat bevelet. Wen he to hus is, so schall he warden up den rad lyk eynem burmestere, unde helpen

den burmesteren, wyn schenken, offte des behöff is, sunder anne den schenkelpenninghen hefft he neynen deyl. Unde schal dem rade sweren synen eyd [1]).

Die Kosten, welche die reitenden Boten in Folge von Beschädigung von Pferden ꝛc. beanspruchten, wurden bald so groß, daß Rath und Gilden hierüber in Streitigkeiten geriethen. Es wurde daher im Jahre 1389 vereinbart, für alle reitenden Boten einen gemeinschaftlichen Marstall einzurichten, in welchem die Pferde der Boten auf Kosten der Stadt unterhalten wurden. Der „Marstaller" erhielt ein Gehalt von 200 Gulden Münze und mehrfache Naturallieferungen. Die Abfertigung der gewerbsmäßigen Boten wurde durch Anschlag und Ausruf bekannt gemacht, damit auch Privatpersonen Gelegenheit erhielten, Briefe durch sie zu befördern.

Aus den Büchern der Stadt geht hervor, daß die im Solde des Raths stehenden Boten außer mit Pferden auch mit Kleidung versehen wurden. Der den Postboten gelieferte Anzug hat sich nicht viel von der Bürgertracht der damaligen Zeit unterschieden und nur wenig auffallende Postboten-Abzeichen aufzuweisen gehabt. Die Ausrüstung der Postboten richtete sich danach, ob die Boten zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen ihre Reise zurücklegten. Die beste Beschreibung über die Tracht der Postboten des 15. und 16. Jahrhunderts läßt sich auf Grund von Bildern geben, mit welchen eine sehr werthvolle, der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel gehörende Bibel von Niclas Glockendon, einem Schüler Albrecht Dürer's, geziert ist [2]). Hier sind Postboten zu Fuß und reitende Postboten in Farben vom Maler dargestellt. Als Abzeichen tragen die Postboten auf dem Oberarm oder auf der Brust kleine Schilder, auf welchen Preußische, Sächsische, Braunschweigische u. a. Wappen dargestellt sind. Die Kleidung der Postboten zeichnet sich durch leuchtende Farben aus. Ist das Beinkleid roth, so ist der Rock blau und umgekehrt; auch kommt es vor, daß selbst ein und dasselbe Beinkleid aus Stoffen von verschiedenen Farben hergestellt ist. Ueber den Rock wird noch ein Wettermantel mit Capuze getragen. Als Kopfbedeckung ist entweder eine Kappe mit Ohrenklappen oder ein niedriger Filzhut mit Krempe vorhanden. Ferner tragen die Postboten zu Fuß Schuhe oder niedrige Stiefel, ein kurzes Schwert und einen langen Stock, der als Bergstock und als Spieß zu gebrauchen ist.

Die reitenden Postboten sind mit langen Stiefeln und Sporen, sowie mit einem langen Schwerte ausgerüstet. Zur Beförderung der Brief- und Packetsendungen tragen die Postboten entweder einen Briefbeutel oder einen Ruckſack oder auch ein Holzgestell (Kraxen), wie es jetzt noch in den Alpenthälern üblich ist.

Der bedeutendste Postbotenkurs, welcher Braunschweig berührte, führte von Nürnberg nach Hamburg. Diese Postbotenfahrt wurde allwöchentlich einmal an den Endpunkten abgefertigt.

Die Postverbindungen anderer Städte wurden dem Publikum ebenfalls bekannt gegeben und durch anschließende Botenverbindungen nutzbar gemacht. So wird z. B. die Einrichtung eines Postkurses von Hildesheim nach Köln (Rhein) in einem Schreiben der „Churfürstlich Cölnischen im Stift Hildesheimbschen verordneten Räthe" vom 5. Januar 1601 der Braunschweigischen Regierung angekündigt.

Nach den im Stadt-Archive zu Braunschweig aufgefundenen Acten führt der hier zuerst eingerichtete regelmäßige Botenkurs zufolge eines Schreibens der Kramergilde und der gesammten Kaufmannschaft an den Bürgermeister und Rath der Stadt Braunschweig nach Antwerpen. Es heißt in diesem vom 12. Juli 1644 datirten Schriftstücke, welches auf Grund einer „bei unserer dieser Zeit Jahrs gewöhnlichen Morgensprache und Zusammenkunft" beschlossen wurde, u. A.:

„Da ja notorium und bekanndt, das von langen Zeiten, ultra tempus memoriale, sothane gewiße cautionirte Boten von dieser guten Stadt Braunschweigk eintzig und allein, da diese Handlung noch uff die Stadt Antwerpen gangen, ördentlicher weise bestellet und ruhig erhalten und gelassen worden, dabey es dan billig unter diesen beiden von etzlichen hundert Jahren hero durch die Hänsische Societät vereinbahrten löblichen Städten ohne die geringste eintracht verbleiben solte."

In Folge der Unruhen in den Niederlanden und der unruhigen Zeiten während des 30jährigen Krieges änderten sich diese Verhältnisse. Braunschweig suchte sich in ein mit geringeren Gefahren verbundenes näheres Handelsverhältniß zu Hamburg, Bremen und Lübeck zu setzen. Im Stadt-Archive finden sich daher nur Vereidigungen von Boten nach diesen Orten vor.

Da diese Verpflichtungen auch über die Nebenbeschäftigung der Boten und über ihr Verhältniß zur Kaufmannschaft Auskunft geben, so wird nachstehend von den vorhandenen Eidesformeln der „Hamburger bothen eydt" mitgetheilt.

„Ihr sollet schweren, daß ihr eines erbarn raths vnnd aller gemeinen kaufleute getrewer bothe, denselbigen auch dienstlich sein und alle ehr, guten willen vnnd freundschafft beweisen wollet.

Zum andern: Die brieffe so sie euch vberantworten, dazue alles waß sie euch behandigen an guet vnndt gelde, getrewlich zu rechte bringen dem einen als dem andern, vnnd dorin nichts ansehen weder freundtschafft, gunst, gabe noch einigerley geschencke, besonder dasselbig waß euch befohlen wirdt getrewlich vorrichten, vnnd von dem gelde so euch vberzuführen mitgegeben vnnd vberantwortet wirdet, nicht mehr als die gebuer nehmen wollet.

Zum dritten, daß ihr ewere gewiße reyse wollet warten, nemblich wan ewer einer zu hause kompt, nicht lenger zu Braunschweig pleibe dan drey tage, vnnd den virden tag gewißlich wiederumb reysen, vnnd nach niemandes brieffen, sie weren dan einem erbarn rath alhie zu Braunschweig zuestendig, warten, imgleichen zu Hamburg nicht lenger dan drey tage vorharren, auch den

1) Vgl. Ludwig Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. I. B. S. 170.

2) Im Archiv für Post und Telegraphie № 6 vom Jahre 1875 vom Ober-Bibliothekar Professor Dr von Heinemann beschrieben.

vierden tag wiedermmb von Hamburg scheiden, vnnd also die gantze reyse in neun tagen mit gottes hülffe vorrichten, es were dan daß solches echte noth, wetter vnnd windt oder erhebliche vrsachen vorhinderten.

Zum vierden sollet jhr keine kaufmannschafft treiben in Braunschweig, nur alleine in ewerm hause waß entzlen ist, vnnd nichts bey gantzen eder halben lasten, auch tunnen, centnern eder hunderten, bey packen, stucken eder techern zu vorkauffen mechtig sein.

Zum funfften sollet ihr auch ingleichen keine Kaufmannschaft treiben, in ewerem hause oder auff dem marckte waß zu vorkeuffen daß jegen vnnd wieder die kramergilde gehort edder vorede, es were von siden, wüllen eder allerhandt specerie, dröge eder natte wahren, vnnd keines außerhalb der gilde metzubrengenn von sothanen wahren, es wurde dann von denselben an gute luthe bei ihnen vorschriebenn

Daß ihr solches alles stete vnnd vheste wollet halten, so wahr euch gott helffe vnnd sein heiliges wortt.

Actum 16. July ao ect. 93 (1593) vor dem herrn burgermeister Curdt von Strombeck vnnd secretario Valentin Cruger."

Der Handel der Braunschweiger Kaufleute mit Hamburg muß sehr bedeutend gewesen sein, denn dorthin gingen von hier zwei Braunschweiger Boten und der Nürnberger Bote.

Als jedoch diese Boten sich Unregelmäßigkeiten in der Bestellung in Hamburg zu Schulden kommen lassen, beschweren sich in einem Schreiben vom 15. September 1643 „die Eltisten der Börse zu Hamburg" bei Jürgen Achtermann, dem Bürgermeister der Stadt Braunschweig, darüber, daß Briefe aus Braunschweig nicht zu rechter Zeit eingebracht werden, bald durch den Nürnberger Boten, bald durch andere Personen bestellt und eingeliefert werden. Es solle, so beschließen sie, ein eigner und gewisser Botte hierzu bestellet und angenommen werden. Der Bürgermeister und der Rath der Stadt Braunschweig erwidern am 26. September 1643, „daß sie die Mängel wegen der Unruhe des Orts" bislang nicht beseitigen konnten, daß sie aber jetzt das „Bottenwesen" also zu bestellen gedenken, daß man sich darüber zu beschweren keine Ursache haben werde. Die Börsen-Aeltesten in Hamburg bleiben jedoch bei ihrem Verlangen, jetzt auch einen Boten einzustellen und erhoffen, „daß man die Sache nicht weiter difficultiren" werde. Auch der Bürgermeister und Rath der Stadt Hamburg nehmen sich der Sache an und richten am 2. December 1643 die Bitte nach Braunschweig, eine gewisse Ordnung zwischen den Boten beider Städte einzurichten, auch dem Braunschweiger Boten zu untersagen, in Hamburg Briefe aus den Häusern abzuholen. Bürgermeister und Rath der Stadt Braunschweig verlangen jedoch mit großer Hartnäckigkeit in Rücksicht auf den Vortheil für den Handel ihrer Kaufmannschaft das Fortbestehen des alten Herkommens. Das bezügliche Schreiben vom 12. December 1643 ist sehr interessant und wird daher hier vollständig wiedergegeben.

„Wir haben nicht unterlassen, auff Ew. Ehrb. Weisen in nechstvergangener Wochen empfangenes schreiben vom 2. hujus die darinn erwehnte Botten betreffendt unsere darbey nicht weinig interessirte Bürger, insonderheit an Kramern und Kauffleuten, darüber gebürlich zu vernehmen: welche sich dan darauff folgendes inhalts erkläret, das es von undenklichen Jahren also, und nicht anders, herobracht seye, das die Kramer nebst den Kauffleuten alhie allein die Hamburger Botten bestellet und angenommen, und niemals jeniger sothaner Botten, daselbst zu Hamburg bestellet, oder auch dessen von nöthen gewesen seye: zumal auch den hiesigen Kramern und Kauffleuten daran am meisten gelegen were, als welche durch dieselbe nicht allein bloße Schreiben überschicken, sondern auch guten theils ihre wahren alda, zu Hamburg, einkauffen, auch einpacken und bey denselben mit überbringen ließen: Dahero dan sothane gute und bekante Leute alhie darzu bestellet und angenommen werden müssen, welche darzu satsamb qualificiret und begläubiget weren, damit Sie dieselbe darzu, ohn besorgende gefahr und schaden (gestalt Sie dan auch deßwegen bey ihrer annehmung bürgliche caution alhie bestellen müssen), sicher und nützlich gebrauchen, und denselben sothane Verrichtungen wol zugetrawen konten:, In fernerer und mehrer erwegung, das von denselben viel mehr Wahren von Hamburg aus anhero als von hier dorthin erhandelt und gebracht würden, und also den hiesigen Kauffleuten und Kramern zum meisten an solchen Botten gelegen, derowegen auch von Ihnen desto billiger, gleich wie auch von alters und bißhero iedesmal geschehen, bestellet werden müsten: Zumal auch, wan ein ander Botte von Hamburg aus, wider das alte Herokommen, zu sothanen Brieffen bestellet werden solte, die hiesigen Hamburger Botten darbey nicht würden bleiben, noch sich darvon erhalten können und also das gemeine commertium zwischen den Unserigen und Ew. Ehrb. Weisen Bürgern, mit beider theile schaden und Nachtheil merklich würde verhindert werden: Und ob gleich der Nürnberger Post halber bißhero etwas hinderung oder ungelegenheit, bey diesen ohn daß unsichern und irregular Zeiten vorgefallen, und die Brieffe nicht allemal zu rechter Zeit gelieffert sein möchten: Were doch nunmehr die anordnung alhie gemacht, daß die brieffe durch die hiesige Botten derogestalt richtig zeitlich und gebürlich bestellet werden solten, daß deswegen gar kein mangel zu verspüren seyn, in eventum auch derselbe sofort geändert werden solte: Mit hochfleißiger bitte, es auch in diesem bey dem alten und unverrückten herokommen und Ihnen (den hiesigen Kauffleuten und Krämern, als welchen auch vorangedeuteter ursachen halber, daran am meisten gelegen) allein zustendigen gerechtigkeit, die Hamburger botten zu bestellen ohn nachtheilige und Ihnen schädtliche änderung an diesem ortt (sintemal man dießfals auf andere angezogene Exempel und etwa freywillige concessiones, so Ihnen als tertiis et interessentibus gar nicht praejudiciren könten, nicht zu stehen, noch dieselbe zu attendiren hette), verbleiben zu lassen, und deßwegen keine nicht herobrachte ohnleidliche Newerung zu verstatten, noch sonsten Weiterung zu verursachen.

Weil uns dan auch schon vorhin obangeregtes altes herkommen nicht unbewust ist, auch ohnnöthige Newerungen nicht unbillig verhütet werden, die dan auch

ohn daß selten etwas gutes oder nützliches zu würcken pflegen:

Als bitten wir freundtlich, es bei sothanem kündtlichen herokommen ohnverändert verbleiben zu lassen. Solches wirdt unter andern, auch zu fernerer erhaltung verwandtlichen vertrawens und guter Correspondentz ersprießlich dienen, wir sinds nebst den Unserigen, hinwieder freundt- und behaglich zu erwiedern bereitwillig und erböttig, uns allerseits darmit dem starken gnadenschutz des Allerhöchsten schließlich empfelendt. Geben unter unser Stadt Signet den 12. Decembris Ao. 1643.

Bürgermeister und Rath der Stadt Braunschweig".

Hierauf wird von Hamburg erwidert, „daß doch jede Stadt einen Boten halten könne, und daß auch der Hamburger-Bote „Bürgliche Cautionen" bestellen werde, wie die Braunschweiger-Boten, sowie daß das Bottenwesen nicht in ein Kauff- Einpack- und Ueberbringung der Wahren, sondern fürnemlich in Bestellung der Briefe bestehet". Die Erörterungen werden hartnäckig fortgesetzt. Braunschweig beruft sich auf das alte Herkommen, welches von Hamburg angezweifelt wird, da vordem die Briefe bald dem Nürnberger Boten, bald einem andern, bald reisenden Kaufleuten mitgegeben werden mußten, insbesondere wenn es sich um Wechselbriefe handelte, welche „von keiner geringen importans".

Nicht mit Unrecht wird in einem Schreiben vom 22. Juni 1644 von Hamburg Folgendes angeführt:

„Denn daß daraus, daß wir biß dato keinen Boten auf Braunschweig bestellet gehabt, folgen solte, Ew. Ehrb. Weisen wehren allein berechtiget, einen Boten von Braunschweig auß anhero zu bestellen, uns aber solche Freiheit benommen, kann man dießseits nicht absehen, wiederstrebt dem täglichen praxi und observance, so gehalten wirdt unter Städten vnd Borsen, welche Kaufmannschaft belieben und fortsetzen, gestalt wir uns dan dießfals auf Lübeck, Dantzig, Amsterdam und mehr anderen Oertern, da solches uns wiederfahren, beziehen thun. Gelanget demnach an Ew. Ehrb. Weisen unser freundtnachbarliches suchen, Sie wollen zu fernerer aufnehmung und befohderung der commercien in eine gewisse Botten - Ordnung mit unserer Börse treten." Der Rath der Stadt Braunschweig geht auch hierauf nicht ein und stützt sich dabei auf ein Schreiben der Kaufleute Braunschweigs vom 12. Juli 1644, aus welchem auch die auf den Handel und Verkehr bezüglichen Stellen hier Platz finden mögen. „Wir laßen den benachbarten und anderen Städten, so mit vnns handeln, als Goßlar, Northausen, Halberstadt, Hildesheimb, Quedlinburg, Osterroda, Wernigerode und vielen anderen, gerne ihre Botten allein, nötigen vnns wieder altes Herkommen zu Niemandt, sondern dancken dem lieben Gott für unsere Nahrung und stücklein Brodt. Ist wahr, und offenbar, das für Jahren, wie auch itzo alhier zween ordinari Hamburger Botten bestellet sein, so wöchentlich auf Hamburg, wie auch die Nürenberger Botten reißen u. s. w. Weil die hiesige zween Botten zu aller gnüge die Briefe bestellen können, auch darzu richtig von unseren **Bodenherrn** gehalten werden sollen", so würden, sagen sie, ihre alten Beziehungen gelockert und sie selbst verursacht werden, „das wir unsere Seiden, und andere kostbahre Kramerwaaren, auch Englische und Holländische Laken (Tuche) hinfüro wieder zu Ambsterdam aus der ersten Handt, da wir am einkauff und Gelde die Beßerung haben, Jngleichen die Fetten- und Hokenwaaren zu Enkhußen (Enkhuizen) Embden, Gröningen, weil der wegk dahin noch offen, suchen und holen, und dero Behuf nötige Posten oder Botten . . . bestellen mugen u. s. w."

Schließlich mußte der Rath der Stadt Hamburg, um die streitige Sache zu Ende zu führen, Gewaltmaßregeln gegen die Braunschweiger Boten ergreifen, wodurch denselben das Einsammeln der Briefe unmöglich gemacht wurde. Aus der Zähigkeit aber, mit welcher der Rath der Stadt Braunschweig gegen den Hamburger Boten sich aufzulehnen versucht, geht hervor, welchen Werth die eigenen Boten für die Stadt, insbesondere für den Handelsstand, hatten. Für diesen machten die Boten Einkäufe, beförderten Waaren und auch — da sie in Eidespflicht standen und Caution gestellt hatten — Wechsel und baares Geld. Nach Bedürfniß beförderten die Boten die Sachen zu Fuß oder zu Pferde mittels Felleisen oder mittels Karren-Wagen, auf welchen auch Reisende fortgeschafft wurden. Die Stadt unterhielt solche Boten nach Hamburg, Bremen, Köln, Erfurt, Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt und suchte sich nach allen Seiten hin des Botenwesens zu bemächtigen.

Wenn in dem bereits erwähnten Schreiben vom 12. Juli 1644 bemerkt wird: „Wir laßen den benachbarten und anderen Städten, so mit Uns handeln, als Goßlar, Northausen, Halberstadt, Hildesheimb, Quedlinburg, Osterode, Wernigerode und vielen anderen, **gern ihre** Botten", so muß die Richtigkeit dieser Redewendung auf Grund der im Stadt-Archive verwahrten Schreiben angezweifelt werden. Nach einem Schreiben des Rathes vom 17. November 1651 hat die Stadt die Boten nach Halberstadt und Quedlinburg seit Jahren unterhalten und ist sehr bemüht, die Schwierigkeiten, die gegen die Boten erhoben werden, zu beseitigen.

Als aber die Stadt Braunschweig nun gar zwei Boten nach Halberstadt einstellt, erläßt die „Churfürstlich Brandenburgische in's Fürstenthum Halberstadt verordnete Regierung" den Befehl, wonach die Briefe nur in das Churfürstl. Posthaus gebracht werden dürfen.

Wenn sie als Grund für diesen Erlaß anführt, daß die Briefe von Halberstadt nach Braunschweig durch die Churfürstl. Brandenburgische Post hätten befördert werden können, so ist das zutreffend. Denn seit September 1649 wurde eine kurbrandenburgische Post von Berlin nach Cleve über Halberstadt und Braunschweig befördert. Zu dem Ende war auch in Braunschweig ein kurbrandenburgisches Postamt eingerichtet, das jedoch nur bis Juni 1682 bestand. Die Post wurde von dieser Zeit an über Hildesheim geleitet, ohne Braunschweig zu berühren.

Ueber die Taxen, welche bei den Botenposten, insbesondere des Nürnberg-Hamburger Kurses zur Erhebung kommen, giebt eine Uebersicht, welche aus der Zeit von 1670 bis 1680 stammt, Aufschluß. Hiernach war z. B. zu zahlen:

„Von einem einfachen Briefe, bis 1 Lth. schwer, 12 Kreuzer, von 2 Lth. 16 Krz., 3 Lth. 20 Krz., was aber 4 Lth. und darüber wieget, soll vom Lth. bezahlen 5 Krz., von Actis aber 6 Krz., — ven Briefen und Actis, so das Pfund erreichen, 1 Fl. 30 Krz. vom Pfund.

Sollten aber Packet vorkommen, so 2, 3 und mehr Pfund wiegen, so sollen vom Pf. nur 45 Krz. bezahlt werden. Von Waaren-Packeten, vom Pfund biß Hamburg 12 Krz., was den Viertel Centner erreicht 3 und und 3/4 Gulden.

Vom halben Ctr. 7 1/2 Gld.

Vom ganzen Ctr. 15 Gld.

Von Geburt und Lehn-Brieffen, von jedem Stück anderthalb Gulden.

Von Silber-Geld, dessen gemeiniglich 100 Gulden 4 Pfund wiegen, solle bezahlt werden vom Pfund 15 Krzer.

Sollte aber jemand Gold und Jubelen, dem Bothen-Schaffer unangezeigt, mit unter das Silber-Geld thun, und selbe verlohren werden, solte der Bot nicht mehr zu bezahlen schuldig sein, als vor Silbergeld, ungefehr 25 Fl. vor Pfund. Desgleichen, so jemand Jubelen oder Gold in die Waaren-Packet unangezeigt thun, und also um ein geringes Porto durchzubringen trachten würde, soll der Both im Verlierungs-Fall nicht mehr als den bloßen Werth der Waaren, wie solcher erweislich dargethan wird, zu bezahlen schuldig sein.

Dahingegen, wann Gold und Jubelen aufgegeben und angezeigt weren, sollen die Boten, vermittels des Botenschaffers, nach Billigkeit mit dem Aufgeber sich vergleichen.

Herauswärts soll es gehalten werden, wie hineinwärts, ꝛc. ꝛc.“

Daß diese Botenanstalten auch den Fürsten des Landes dienstbar sein mußten, ist sicher. Daneben unterhielten aber die Fürsten auch noch ihre eigenen Boten. (Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

(Fortsetzung.)

14. Die Steinkiste von Ferchau-Kuhfelde.

Auf der Feldmark des untergegangenen Dorfes Ferchau bei Kuhfelde, zwei Stunden von Salzwedel in der Altmark, wurde eine Steinkiste aufgedeckt, welche eine Aschenurne enthielt, in der außer einem Feuersteinkeil eine Spirale und eine Fibel von Bronze lagen. Die Urne ist zertrümmert, die Beigaben befinden sich jetzt im städtischen Museum zu Braunschweig, und aus diesem Grunde möchte es wohl gestattet sein, die Gegenstände hier kurz anzuführen.

Die Bronzespirale (No. 102) hat bei 8 cm Durchmesser neun bis zehn Windungen. Der Durchschnitt des starken Drahtes ist rautenförmig, das Endstück ist verbreitert und mit eingekerbten Strichornamenten verziert; sonst ist der Rücken nur regelmäßig eingekerbt.

Die Bronzefibel (No. 103) ist ein ganz seltener Gegenstand, ein hohler, länglichrunder Körper, 11 cm lang, von einem Querdurchschnitt, der weder rein quadratisch, noch rein kreisrund ist. Die Form dieser Fibel erinnert am ehesten an die länglichen Perlen in der Schnur, die unter dem sog. römischen Eierstabe hinläuft. Rückwärts ist das Stück schlitzartig offen, und hier springen zwei Oesen vor, deren Löcher mit den Oeffnungen an den Enden des Körpers in einer Richtung stehen. Auch außen sitzen an einer Seite zwei Oesen. Von oben bis unten ziehen sich etwas vortretende Riefen hin, die eingekerbt sind. Zwischen den äußeren Oesen dagegen zeigen sich parallele Linien mit ausgezogenen und punktirten Halbkreisen. Undset nennt es ein merkwürdiges Stück gegossener Bronze, das an den Bügel gewisser italischen Fibeln erinnert[1]).

Montelius hält es nicht für eine Fibel. Seiner Meinung nach ist es eine Dose oder Schachtel, deren Deckel fehlt. Letzterer ist offenbar durch eine Stange festgehalten gewesen, welche durch die Oesen ging. Das Geräth war zum Aufhängen bestimmt. Es stammt wahrscheinlich aus der fünften Periode der Bronzezeit[2]) Montelius rechnet dieselbe von 750 bis 550 vor Chr.

15. Urnen vom Schwarzen Berge bei Helmstedt.

Nordwestlich von Helmstedt liegt rechts von der nach Emmerstedt führenden Landstraße der Schwarze Berg. Hier wurden im Jahre 1824 zufällig mehrere Urnen gefunden. Der Stadtdirector Bode aus Braunschweig stellte darauf Nachgrabungen an und förderte weitere zehn Urnen zu Tage[3]). Diese waren zum Theil schon in der Erde verletzt, doch gelang es ihm, mehrere derselben unbeschädigt herauszunehmen. Sie hatten gleiche Form, aber verschiedene Größe. Der untere Theil war bauchig gewölbt, der obere Rand etwas verbreitert. Kein Gefäß hatte Verzierungen. Alle waren mit platten Deckeln verschlossen, nur eine Urne war mit einem umgekehrt darauf gesetzten Napfe zugedeckt. Der Inhalt bestand aus Knochen, Asche und Sand. Vier Gefäße enthielten an Beigaben aus Bronze und Eisen fünf Gegenstände.

1. Eine Fibel mit ovalem Bügel. Sie ist kahnähnlich gewölbt und mit zwölf Punktkreisen verziert. Der Fuß ist nach vorn in die Höhe geschlagen, mit dem Bügel verbunden und hat am Ende zwei Knöpfe übereinander. Feder und Nadel sind von Eisen und stark vom Rost angegriffen. Diese Spange darf wohl der mittleren La Tène-Zeit zugewiesen werden. (Herzogl. Museum No. 1452.) Siehe Undset, Eisen, S. 231.

2. Eine Bronzefibel. Bügel schmal, drahtähnlich. Der Fuß mit Doppelknopf nach vorn vorgeschlagen, frei

---

1) Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, S. 231. Er weist dabei auf die Zeitschrift für Ethnologie VII, Verhandl S. 148, Taf. X hin, doch war mir diese nicht zugänglich.

2) Gütige briefliche Mittheilung des Herrn Professor Dr. O. Montelius.

3) Bode, Nachweisung über einige im Herzogthume Braunschweig in der Gegend von Helmstedt gemachte antiquarische Entdeckungen, in: Kruse, Deutsche Alterthümer, Band III. Halle 1828. Seite 115.

endigend. Früh La Tène. (Herzogl. Museum No. 1448.) Sie hat große Aehnlichkeit mit der daneben liegenden Fibel No. 1447 aus Lauingen.

3. Eine Fibel von Eisendraht, vom Roste zum Theil schon aufgelöst. Der Fuß ist umgeschlagen und um den mittleren Theil des Bügels gewickelt.

4. „Ein Halsschmuck von einer künstlich geformten steinartigen Masse an einer kupfernen Kette befestigt. Tafel II, Fig. 5". Nähere Mittheilungen können nicht gemacht werden, da dies Stück sich nicht auffinden ließ[4]).

5. Ein großer, fast kreisrunder, offener Halsring aus Eisen, zu drei Viertheilen von einer Bronzehülse umschlossen. Ein Stück dieser Hülse, etwa ein Viertel, zeigt abwechselnd größere und kleinere Wulste. Durchmesser 20 cm. (Herzogl. Museum No. 1606.)

16. Die Todtenhügel bei Hohenassel.

Westlich von dem Dorfe Hohenassel im Amte Salder liegt ein Wald, darin ist ein „Heidenkirchhof" mit zahlreichen Grabhügeln. In den Jahren 1850—1852 veranstaltete Herm. Langerfeldt, damals Forstgehülfe in Hohenassel, hier an zwei verschiedenen Stellen Ausgrabungen[5]). Von den an dem ersten Orte befindlichen 65 Hügeln ließ er 10 öffnen. Sie zeigten eine von den übrigen braunschweigischen Gräberfeldern ganz abweichende Bestattungsweise. Diese Hügel waren 0,50 m bis 2,30 m hoch und hatten 3,40 m bis 8,50 m Durchmesser. In der Mitte derselben fand sich auf der Sohle weder eine Steinkiste, noch eine Graburne, vielmehr traf Langerfeldt hier eine Anhäufung von verbrannten Knochenresten, Asche und Kohlen. Die Gesammtmenge der Knochen bewies, daß sie nur je einem menschlichen Körper angehört hatten. Unter der Sohle der Hügel zeigte sich die Erde wie von der Hitze des Feuers aufgerissen. Aus der Lage der Knochenreste und der Asche schien hervorzugehen, daß die Körper der Verstorbenen hier an Ort und Stelle verbrannt, die Reste des Scheiterhaufens zusammengehäufelt und darüber der Erdhügel aufgeworfen sei. In einem Hügel lagen in dem Brandhäufchen drei nagelähnliche Stückchen Eisen von 2,4 cm Länge. In einigen anderen Hügeln fanden sich rostzerfressene Eisenstücke, vielleicht die Reste einer Messerklinge. Einmal lag zwischen den Knochen „das Bruchstück eines Eisendrahtgeflechtes in drei etwa 2,4 cm weiten Bronzeringen von starkem Draht".

Ein Hügel dieser Gruppe enthielt Reste von unverbrannten Knochen und ein Schädelstück.

Die Zeit, aus der diese Grabhügel mit den Brandhäufchen stammen, läßt sich, bevor nicht weitere sorgfältige Ausgrabungen veranstaltet sind, nicht feststellen. In Scandinavien trifft man bereits am Schluß der Bronzezeit hin und wieder Gräber, welche auch nur aus Ansammlungen gebrannter Knochenreste bestehen, die in einer Grube liegen und nur von einem flachen Steine bedeckt sind. Diese Gräber, im Norden Brandpletter genannt, gehen auch noch bis in die Eisenzeit hinein[6]).

In Ostpreußen, wo die Brandhäufchen, wie in Schweden, ebenfalls in einer Grube liegen, erscheint diese Art der Beisetzung im 3. Jahrhundert nach Chr. und zieht sich dann bis ins 5. Jahrhundert hinein[7]).

An einer andern Stelle des Buchenwaldes von Hohenassel zählte Langerfeldt 120 Hügel. Diese waren unbedeutender als die erstbeschriebenen, etwa 0,50 m bis 0,75 m hoch, aber von 5 bis 11 m Durchmesser. Er öffnete deren acht und fand in jedem auf der Sohle einen Aschenkrug. Diese Gefäße waren von verschiedener Form und Herstellung, manche schlicht, andere mit „Mäandern und Zeichnungen verziert, anscheinend ein umgelegtes Flechtwerk nachahmend".

Da die Gefäße nicht mehr vorhanden sind, so ist dieser Hinweis auf die Muster von Werth[8]). Töpfe mit dem Mäanderornament fanden sich auf dem Urnenfriedhofe zu Darzau, der nach Hostmann in die Zeit von etwa 50 nach Chr. bis 250 fällt, und sind für die ältere römische Periode charakteristisch.

Das Gewicht der in einer solchen Urne enthaltenen Knochen- und Aschenreste schwankte zwischen 1½ bis 2 Pfund. Dazwischen lagen hin und wieder kleine Knochenplättchen mit concentrischen Kreisen und gleichlaufenden Linien. Aehnliche verzierte Knochenstückchen fand Dünnhaupt in einigen Urnen von Lelm=Langeleben[9]). Auch Hostmann traf solche bei Darzau. Es sind wohl Bruchstücke von Kämmen[10]).

An Metallsachen fand Langerfeldt in den 8 Gefäßen nur ein sehr kleines Bruchstück eines Bronzedrahtes.

So sind auch hier, ähnlich wie in Lelm und anderen Urnenlagern, nur dürftige und geringfügige Beigaben vorhanden. Vielleicht waren die Waldleute hier im Vorholze wie dort auf dem Elme schlichte, einfache Menschen, die nicht viel Schmuck und Zierrath besaßen. Doch findet sich dereinst wohl noch mehr; geht doch die Sage, daß hier auf dem Heidenkirchhofe in einem jener Hügel ein goldener Wagen verborgen sei! Da aber Ausgrabungen an andern Orten nicht selten die Wahrheit solcher Ueberlieferungen bezeugt haben, so ist diese Sage auch hier nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Nicht unmöglich ist es, daß in diesen Hügeln, wenn auch kein goldenes Geräth, so doch ein werthvoller prähistorischer Schatz verborgen liegt.

17. Der Urnenfriedhof von Lelm=Langeleben.

Die nach den Dörfern Lelm und Langeleben in den beiden Museen zu Braunschweig bezeichneten Urnen stammen von ein und demselben Platze her. Lelm liegt

---

4) Wie sich später herausgestellt hat, bestand dieser Gegenstand aus mehreren bunt emaillirten Glasperlen, die mit einer kleinen Bronzekette zusammengebackt waren. P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. S. 119.

5) C. H. Langerfeldt, Die Todtenhügel bei Hohenassel. Braunschw. Magazin 1852, Stück 20.

6) Montelius, Kultur Schwedens, S. 81, 91—93.

7) O. Tischler, Katalog der prähistor. Ausstellung zu Berlin, S. 400.

8) Langerfeldt brachte die ausgegrabenen und mühevoll zusammengeleimten Urnen in die Capelle von Hohenassel. Hier standen sie längere Zeit, dann wurden sie von Dachdeckern und andern Arbeitern zerschlagen.

9) Dünnhaupt, Beiträge. Fig. 15.

10) Hostmann, Urnenfriedhof von Darzau, Tafel XI, Fig. 15.

an der Ostseite des Elmes, jetzt eine Strecke vom Walde entfernt, Langeleben noch nicht 3 km weiter westlich, ziemlich auf der Höhe und ringsum vom Walde umgeben. Der Urnenfriedhof liegt eine Viertelstunde Weges südwestlich von Lelm auf einer allmählich ansteigenden Höhe im „Alten Haine“. Die hier gefundenen Urnen werden nach dem Dorfe Lelm benannt, weil hier in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der alte Pastor Johann Christian Dünnhaupt[11]) zu Lelm zuerst Urnen gegraben hat. Er war der erste Mann im Lande, der den Spaten in die Hand nahm, um durch sorgfältige Arbeit die Alterthümer, die der Boden barg, ans Tageslicht zu fördern. Ueber die Ergebnisse seiner eifrigen Thätigkeit berichtete er in seinem Buche: Beiträge zur Deutschen Niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern. Helmstedt 1778. Aus dem 10. Capitel dieses Werkes sind die folgenden Mittheilungen zusammengestellt.

Die Grabstätte von Lelm und Langeleben war schon an den Hügeln wahrzunehmen. Um den Unerfahrenen ein Bild davon zu geben, gebraucht Dünnhaupt ein Gleichniß. Man nehme, so sagt er, in Gedanken verschiedene halbe Kugeln, stelle sie mit der flachen Seite auf eine Ebene, drei, fünf oder mehr Schritte von einander. In solchen gewölbten Hügeln, die etwa 2 bis 3,40 m Durchmesser und, damals noch, kaum 60 cm Höhe hatten, standen die Urnen. Drei Hügel waren etwas höher. Die Erde derselben war bei allen locker, meist auch von anderer Farbe. In den Hügeln standen die Urnen ganz frei, kaum 57 cm tief. Nur einmal fand Dünnhaupt eine Schale, welche in einem durch vier ziemlich große unbehauene Steine gebildeten Raume stand. Nicht immer befand sich die Urne in der Mitte des Hügels, bald gegen Westen, bald gegen Süden und wo man sie nicht vermuthete. In einem besonders großen Hügel, der fast 90 cm hoch war und einen Durchmesser von 4,5 m hatte, war die Mitte leer. Dagegen stand am Außenrande an der Südseite und beinahe am Fuße eine kleine, schwarze Urne und anderthalb Meter weiter gegen Westen, noch in demselben Hügel, eine zweite ähnliche. In jener Urne lag auf zarten Knöchelchen — eine Seltenheit — eine Knochenscheibe. Auch noch ein anderer ansehnlicher Hügel, der Vorzügliches zu versprechen schien, erwies sich in der Mitte leer, und wieder kamen dann beinahe am Fuße des Hügels an seiner Südseite zwei Urnen zum Vorschein.

Die Größe der Urnen ist sehr ungleich. Jene, worin die Knochenscheibe lag, ist nur 9,5 cm hoch. Die größte, die Dünnhaupt gefunden, war 19 cm hoch. Auch an Form und Gestalt sind sie sehr verschieden. „Etliche haben einen weiten Bauch und gehen kugelförmig zu. Andere haben einen breiten Fuß. Wiederum andere einen übergebogenen Hals oder Rand“. Keine einzige hatte einen Deckel, Henkel oder Handhabe. Eine Urne war ganz flach, kaum 9,5 cm hoch, hatte aber 24 cm im Durchmesser. Sie ging unten so spitz zu, daß man sie nicht hinstellen konnte und befand sich darum auch, wie schon bemerkt, zwischen vier unbehauenen Steinen (Es ist wahrscheinlich eine jener flachen Schalen, womit die Urnen an anderen Orten, z. B. in Lauingen und Beierstedt, zugedeckt waren.)

Auch der Farbe nach sind die Urnen sehr verschieden. Einige sind schwarz, und dies sind die seltensten und besten, die auch mit vielen Strichen und Linien gezeichnet sind. Wenn man sie mit einem nassen Pinsel bestreicht, so geben sie eine recht glänzende Schwärze von sich. Sie sind alsdann anzusehen, als wären sie glasirt oder mit einem schwarzen Firniß überzogen. Andere sind eisenfarbig und außen rauh. Dünnhaupt meint, der Thon dieser Gefäße sei mit Hammerschlag oder Eisenglätte vermischt worden. (Zweifellos sind dies Urnen, zu denen der Thon mit Quarzkörnern und Glimmerstückchen vermengt wurde.) Noch andere sind braun, und darunter sind die dicksten und stärksten. Die röthlichen und gelben Gefäße sind die schlechtesten und gebrechlichsten.

Was die Ornamente anbetrifft, so äußert Dünnhaupt gelegentlich, daß dieser oder jener Topf mit Linien oder Reifen, Strichen und Grübchen verziert sei. Ein andermal spricht er von kreuzförmigen Linien und von Grübchen in Gestalt eines Dreiecks. Auf der von seinem Sohne gezeichneten Tafel, die dem Buche angehängt ist, haben einige Gefäße wagerecht umlaufende Linien, Zickzackbänder, regelmäßig wiederkehrende Gruppen von vertieften Punkten, Grübchen und Sternen.

Der Inhalt der Urne bestand in Asche, Erde und Knochen. Beigaben aus den Urnen von Lelm-Langeleben sind nicht vorhanden. Der Pastor Dünnhaupt sagt darüber: Es wurde mir mitgetheilt, daß man in den Urnen vom Heidenkirchhofe bei Grasleben eiserne Ringe, Hefte von Messing und Kupfer, auch blaue durchsichtige Ringe von Schmelzglas finde. „Von dergleichen Sachen ist in meinen Urnen nichts befindlich. Die ausgeworfene Erde habe ich mit allem Fleiße durchsucht, auch unter dem Stand der Urnen, in der sogenannten wilden Erde, etliche Fuß tief graben lassen; aber ich habe in keinem einzigen Hügel das Geringste angetroffen“[12]). Doch müssen hier zwei Gegenstände erwähnt werden, die er beschrieben hat und auch auf der angehängten Tafel unter Fig. 15 darstellen ließ. In einer Urne, die etwa 10 cm hoch war, fand sich ein wenig Asche vermischt mit einigen zarten Knöchelchen und darin lag auch, wie bereits bemerkt, eine zerbrochene Knochenscheibe mit concentrischen Ringen. Auf einem Reifen am Rande standen 16 Punktkreise. Diese Scheibe war so dick wie etwa der Rücken von einer starken Messerklinge und hatte, nach der Zeichnung, 2,4 cm Durchmesser. Dergleichen zerbrochene Stückchen fanden sich auch noch in einigen größeren Urnen.

In einem niedrigen Hügel stand eine besonders schöne, schwarzglänzende Urne, aus feingeschlemmtem Thone gemacht. Darin lag eine etwas gekrümmte Bronzeröhre 4,5 cm lang, die in der Mitte der Länge nach aufgeschlitzt war. Sie ist dem Anscheine nach (Fig. 13) nicht gegossen, sondern aus Bronzeblech zusammengebogen, vielleicht das Bruchstück eines großen Ringes[13]).

11) Vgl. über ihn Braunschw. Magazin 1895, S. 41 f.

12) A. a. O., S. 238, 236.

13) Ein ganz ähnliches Stück lag in einer Urne von Darzau. (Hostmann, Urnenfriedhof Tafel XI, 18.) Ein anderes bildet Undset ab, das von einem Begräbnißplatze

In einem Hügel entdeckte der sorgsame Forscher außer der Urne zweierlei Farben, eine die fahl war, aber etwas ins Helle fiel, die andere roth. Von dieser wurde zu Hause eine Probe gemacht, Holz zu färben, die sehr gut ausfiel.

Soweit die Nachrichten, die Dünnhaupt in seinem Werke mittheilt. Wo sind nun diese Urnen geblieben? Vielleicht haben sie das Schicksal so mancher andern Privatsammlung getheilt. Die Gegenstände, die mit so lebhaftem Eifer, mit so großer Mühe zusammengebracht waren, bildeten einen sorgfältig behüteten und mit Stolz gezeigten Schatz ihres Besitzers. Den Erben aber, wenn auch von ihnen zunächst als theueres Andenken noch bewahrt, standen sie bald im Wege. Hier und da bekam wohl ein lieber Bekannter ein Stück geschenkt, bei einem Umzuge wurden sie bei Seite gestellt, vielleicht auch verkauft, und zuletzt verfielen die Urnen dem Schicksal aller Töpfe: sie zerbrachen.

Eine schwärzliche Urne, die an der Südseite eines ansehnlichen Hügels stand, kam nachgehends, wie Dünnhaupt S. 231 berichtet, nebst anderen in das Fürstl. Naturalien-Cabinet zu Braunschweig. In der That besitzt das Herzogliche Museum vier Urnen, die von Lelm-Langeleben stammen. Alle vier sind napfförmig, von geringer Standfläche, aber von weiter Oeffnung. No. 1351 ist schwärzlichgrau und gänzlich unverziert. Die unter No. 1114 und 1116 verzeichneten sind hellgrau und haben am Halse zwei ringsum laufende parallele Linien. Die schönste Urne ist No. 1115. Sie ist schwärzlich, am Halse bilden schräggestellte Doppellinien ein breites Zickzackband, darunter zieht sich um die Schulter herum ein Streifen, der in regelmäßigen Zwischenräumen Gruppen von drei Grübchen aufweist. Dies Gefäß enthält auch noch den ursprünglichen Inhalt.

Später hat dann Hans Mülter[14]), damals Besitzer der Mühle zu Erkerode, hier gegraben und die gefundenen Urnen nach dem Dörfchen Langeleben benannt. Er berichtet darüber in seinem Skizzenbuche: Das schon durch den Pastor Dünnhaupt zu Lelm vor mehr als hundert Jahren bekannt gewordene Urnenfeld zu Langeleben liefert bei genauer Nachforschung immer noch ansehnliche Resultate. Die dortigen Hügel, deren Zahl hundert weit übersteigt, sind sämmtlich aufgegraben, allein zwischen den Hügeln in der flachen Erde sind Urnen noch massenhaft zu finden. Wie lange Jahrhunderte mag diese Stelle, „der alte Hain“ genannt, zum Begräbnißplatze gedient haben!

Mülter bringt dann zwölf Zeichnungen von Urnen, nach denen man schließen darf, daß die Gefäße der La Tène-Zeit angehören. Neun sind napfförmig, die andern gleichen mehr Töpfen. Einige sind gänzlich unverziert, andere haben nur etliche Linien und Streifen ringsum, noch andere zeigen senkrechte, muldenartige Vertiefungen oder Striche mit Punkten.

Unter den im städtischen Museum befindlichen Gefäßen, die von Lelm-Langeleben herrühren, sind besonders zwei merkenswerth. No. 534 ist napfförmig, mit flachen, muldenartigen Vertiefungen. No. 784, von hellgrauer Farbe, hat längliche Buckeln, zwischen denen schmale, streifenartige Erhöhungen sind. Es ist wohl das schönste Stück von dieser Fundstätte.

In einer Urne fand Hans Mülter ein Knochenstückchen mit vier Gruppen von concentrischen Kreisen. Aehnliche Stückchen lagen in den Darzauer Urnen, sie erwiesen sich hier als Theile von Haarkämmen[15]).

(Fortsetzung folgt.)

in Posen stammt. Er bezeichnet es als Bruchtheil von einem Bronzeringe und weist es der La Tène-Zeit zu. (Das erste Auftreten des Eisens. Tafel XII, 27. S. 90.)

14) Vgl. über ihn Br. Mag. 1895, S. 43.

15) Chr. Hostmann, der Urnenfriedhof bei Darzau. Tafel XI, 15. S. 109.

Bücherschau.

Wanderkarte von Braunschweig und Umgebung. Bearbeitet vom Deutschen Kartographischen Institut in Berlin, Verlag von A. Graff. Maaßstab 1 : 75 000. 1 ℳ 20.

Von dem gedachten Institute war bereits vor etwa zwei Jahren eine Wanderkarte der Umgebung Braunschweigs herausgegeben, bei deren Bearbeitung im Wesentlichen die älteren Generalstabskarten benutzt sein dürften. Diese erste Ausgabe lieferte ein Bild unserer Gegend, welches der Wirklichkeit in keiner Weise entsprach. Verzeichnete sie doch ausgedehnte Anger- und Heideflächen, welche bereits vor Jahrzehnten in blühende Ländereien verwandelt waren, als noch vorhanden. Diese und zahlreiche andere Unrichtigkeiten, — selbst die Ortsnamen waren zum Theil entstellt, — hinderten ihre Verbreitung als Touristenkarte, sie konnte nur als Reclametafel für Geschäftsempfehlungen Verwendung finden.

In der vorliegenden neuen Bearbeitung sind jene Irrthümer zwar größtentheils beseitigt, doch vielfach noch neuere Umgestaltungen unberücksichtigt geblieben. So ist im Lehndorfer Felde noch die alte Wegeanlage verzeichnet, welche durch die im vorigen Jahrzehnt ausgeführte Separation wesentlich verändert ist. Auch die durch Anlage der städtischen Rieselfelder bei Steinhof in den Feldmarken Völkenrode, Watenbüttel und Wendezelle herbeigeführten umfangreichen Veränderungen haben keine Berücksichtigung gefunden. Unvollständig ist auch das Wegenetz an anderen Stellen eingetragen, in mehreren Bezirken, so namentlich in den Gemarkungen der Kreise Peine und Gifhorn fehlt dasselbe fast vollständig. Für eine Wanderkarte muß es auch als ein Mangel bezeichnet werden, daß sich die Feldwege in keiner Weise von den Gräben und Feldmarksgrenzen abheben. Bei Angabe der Amts- und Kreisgrenzen sind die Bearbeiter in den gewöhnlichen Fehler verfallen, indem sie das zweiherrige Woltorf als ganz in preußischer Hoheit belegen markiren.

Den in neuerer Zeit auch an Touristenkarten gestellten Anforderungen entspricht die in Rede stehende Wanderkarte mithin nur in beschränktem Maße.

Monatsschrift für Handel u. Industrie. Juli. Preisaufgabe. In welcher Weise kann die kaufmännische Fortbildungsschule auf die Charakterbildung des jungen Kaufmanns einwirken?: Jahresbericht des kaufmännischen Lehrlingsheims zu Br.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 19. 12. September **1897.**

Ein Jugendgedicht Gellert's.

Von Dr. Carl Schüddekopf.

Zwei Mal hat das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine Verbindung mit dem russischen Herrscherhause der Romanows geschlossen; in beiden Fällen aber hat sich eine ehrgeizige Familienpolitik an den Erwählten gerächt und anstatt der erhofften Fürstenkrone ihnen die Dornenkrone des Leidens auf's Haupt gedrückt. Am bekanntesten ist das Loos der unglücklichen „Prinzessin von Wolfenbüttel", wie sie von romanhafter Dichtung genannt worden ist, der Enkelin Anton Ulrich's, des ruhmsüchtigsten unter den braunschweigischen Herzögen. Wie ihre ältere Schwester Elisabeth Christine als Gemahlin des künftigen Kaisers Karl's VI., so schien auch die Prinzessin Charlotte Christine Sophie als Schwiegertochter Peter's des Großen an der Seite des Czarewitsch Alexei einer glänzenden Zukunft entgegen zu gehen. Zu ihrer Vermählung erschien denn auch eine Fluth von Gelegenheitsgedichten der überschwänglichsten Art, die Minzloff in seinem Werke „Pierre le Grand dans la littérature étrangère" (Petersburg 1872) S 415 ff. — nicht ganz vollständig — anführt. Aber das so laut gepriesene Geschick der Fürstin wandelte sich bald zum traurigsten Loos; nach unwürdigen Leiden an der Seite ihres rohen, ausschweifenden Gatten starb sie, ein Opfer seiner brutalen Mißhandlungen, bereits am 1. November 1715 in Petersburg.

Ein Gegenstück zu ihrem Schicksal bildet das Verhängniß, welches ihren Vetter Anton Ulrich den Jüngern, den zweitältesten Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II., ereilte, zugleich eine der düstersten Episoden in der an Greuelthaten so reichen Geschichte Rußlands. Am 28. August 1714 geboren und nach seinem Großvater benannt, der sich dies kurz vor seinem Tode ausbat, mußte er als jüngerer Prinz, wie die meisten seiner Brüder, in fremden Diensten sein Glück suchen und lebte seit seinem achtzehnten Jahre in Rußland. Nachdem er sich in den Feldzügen gegen die Türken und Tataren unter Münnich ausgezeichnet hatte, wurde er, von der Czarin Anna und dem österreichischen Hofe begünstigt, im Jahre 1739 mit der Großfürstin Anna Karlowna, der Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, verlobt, die als Nichte der Czarin die präsumtive Thronerbin war.

Auch zur Feier dieser Verbindung stimmten die Gelegenheitsdichter, und andere gab es damals kaum, ihre Leier; darunter einer, der unsere Aufmerksamkeit verdient, Christian Fürchtegott Gellert. Ueber seine dichterischen Anfänge ist bisher wenig bekannt geworden; fertig und abgeschlossen, so scheint es, tritt er mit seiner größten Leistung, den „Fabeln und Erzählungen", an die Oeffentlichkeit. Von früheren Jugendversuchen wissen wir nur durch Cramer's Andeutungen in seiner Gellertbiographie, so von einem allegorischen Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters und von einem Liede auf den Abschied einer Freundin, die der Dichter jedoch sämmtlich vernichtete, da sie nach „verwerflichen Mustern" gebildet waren. Er sei, so sagt Gellert selbst, in Gefahr gewesen, in einem Gedichte Copie von Günther, Neukirch und Hanke zugleich zu werden und fürchtet, er würde nie einen sichern Geschmack erhalten haben, wenn er nicht, im Jahre 1741, zum zweiten Male nach Leipzig gekommen wäre und sich dort in der Gesellschaft der Bremer Beiträger weiter gebildet hätte.

Aus dieser ersten Periode hat sich nun wenigstens ein gedrucktes Gedicht des vierundzwanzigjährigen Dichters erhalten, das bisher gänzlich unbekannt geblieben ist, da er es einer Aufnahme in seine Werke nicht gewürdigt hat: eine Ode nämlich auf Anton Ulrich's Vermählung. Daß Gellert eine solche Veranlassung, die ihn als Sachsen wenig oder gar nichts anging, benutzte, erscheint wunderlich; doch ist zu bedenken, daß die Gelegenheitsdichtung jener Zeit mit wahrer Gier auch die fernliegendsten Stoffe aufgriff, und daß Gellert wahrscheinlich unter dem Einflusse seines Lehrers Gottsched stand, der zu dem braunschweigischen Hofe nahe Beziehungen unterhielt. Den Herzog Ludwig Rudolf hat er öfters besungen, so „als Derselbe im 1734 Jahre in dem Lauchstädter Bade, bey der Tafel die Gnade gehabt hatte, dem Verfasser auf den Flor des deutschen Parnasses zuzutrinken" (Gedichte 1751, 1, 67), und dem älteren Bruder Anton Ulrich's, dem Herzoge Karl I., stand er bei der Gründung des Collegii Carolini rathend zur Seite. Nicht unwahrscheinlich also, daß er seinen Schüler Gellert auf dieses für den braunschweigischen Hof anscheinend so ruhmvolle und folgenschwere Ereigniß hinwies. Gellert's Gedicht zeigt denn auch, in Metrum und in

Sprache, den unverkennbaren Einfluß der Gottsched'schen Schule; die Reimstellung der zehnzeiligen Strophen (ababccdeed) kehrt seit Günther oft wieder und die dichterisch höchst unbedeutenden Gedanken und Phrasen lassen sich fast sämmtlich aus älteren Vorbildern belegen.

Das Gedicht, von dem eine frühere Auflage bereits im Jahre 1739 erschienen sein muß, ist bisher nur in einem Exemplar (der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel) bekannt, das auf 6 Blättern in groß Folio mit den prächtigen Breitkopf'schen Typen gedruckt ist; der Titel lautet:

ODE / auf den / heutigen Flor von Rußland, / bey der hohen Vermählung / Des / Durchlauchtigen Prinzen / Anton Ulrichs / aus dem Hause Braunschweig, / Mit Ihro Rußisch Käyserlichen Hoheit / Anna / heutigen Namens, / gebohrner Prinzeßinn von Mecklenburg, / aufgesetzt von Christian Fürchtegott Gellert. / Im Monath Julius 1739. / Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf. / Zweyte Auflage 1740.

Zur Charakterisirung des Gedichtes werden einige Strophen genügen. Es beginnt:

Erhabner Herr,
beglückter Prinz!
O möchtest Du von meinen Chören,
In der entferntesten Provinz,
Nur einen Thon der Ehrfurcht hören!
Itzt, Anton Ulrichs Heldenmuth!
Itzt gieb dem deutschen Phöbus Glut,
Und stärke diesen Gott im Singen!
Es soll der besten Flöten Schall,
Mit deines Namens Wiederhall,
Beherzt ins tiefste Norden dringen.

Nach einer Verherrlichung von Anton Ulrich's Heldenthaten wird dann das braunschweigische Herrscherhaus gepriesen:

Du solltest noch den Ockerstrand,
Entschlafner Vater! jetzt regieren:
Wie würde, großer Ferdinand![1])
Dich Deines Prinzen Hoheit rühren.
O daß die Vorsicht Deinen Sarg
Nicht wenig Jahre noch verbarg,
Um Dir die Wahrheit zu verpfänden;
Es könnte Braunschweigs Fürstenglück
Sich eher keinen Augenblick,
Als mit Europens Dauer enden.

Ja bis zu dir, beeiste Don,
Ist Braunschweigs wärmend Licht gedrungen.
War nicht Dein zweyter Peter schon
Aus Ludwig Rudolphs Blut entsprungen?
Itzt sucht in Anton Ulrichs Brust
Das tapfre Rußland seine Lust,
Das Land voll Glück und Ehrenseulen;
Das, wenn es sich noch höher schwingt,
Den Maßstab schon zum voraus zwingt,
Die Welt ganz anders abzutheilen.

In den folgenden Strophen — die Ode zählt deren nicht weniger als neunzehn — preist der Dichter in schwülstigstem Ton das Glück Rußlands unter der Czarin Anna's Regierung, rühmt Peter den Großen, aber daneben auch August den Starken von Sachsen als Feldherren und Kulturträger und schließt mit der Prophezeihung an Anton Ulrich:

O Prinz! durch Ivans Enkelinn,
Durch Deine Braut, durch dieß Vereinen,
Muß einst den Rußen der Gewinn
Des göldnen Alters noch erscheinen!
Aus Deiner Ehe tritt ein Held,
Ein andrer Peter, in die Welt,
Und zeigt die angebohrnen Gaben:
Wenn er mit Philipps Sohne weint,
Daß seine Väter Rußlands Feind
Nicht für sein Schwerd gesparet haben.

Jauchzt, Völker bey dem Nevafluß!
Erfüllt durch Eure Jubelchöre
Die Klüfte von dem Caucasus,
Die Hügel an dem schwarzen Meere!
Daß auch das Volk in Daghestan
Das hohe Fest vernehmen kann!
Singt, Dichter, welche Rußland schützet!
Singt, euer Lied klingt stets erhöht:
Weil Annens Strahl der Majestät
Stets eurer Dichterblut erhitzet.

Selten ist die bis zur Unwahrheit gesteigerte Ueberschwänglichkeit eines Gelegenheitsgedichtes durch den Verlauf der Dinge härter Lügen gestraft worden, als in diesem Falle. Nur kurze Zeit war es dem jungen Paare beschieden, die erste Stelle im russischen Reiche zu behaupten, um sodann den Rest ihres Lebens in Elend und Verbannung zuzubringen. Am 20. August 1740 wurde ihnen der von Gellert als ein zweiter Peter der Große gepriesene Sohn geboren, der in der That wenige Wochen alt als Iwan III. auf den Thron gelangte; aber seine nominelle Regierung fand schon nach einem Jahre und sechszehn Tagen durch den von Peter's des Großen Tochter Elisabeth geführten Staatsstreich ein jähes Ende.

Die Eltern des unmündigen Czaren hatten sich ihrer hohen Stellung nicht gewachsen gezeigt. Anton Ulrich besaß, wie kein Geringerer als sein Schwager Friedrich der Große über ihn urtheilt, keine nennenswerthen Eigenschaften, außer einem den Welfen angebornen Muthe. Während der Regentschaft des allmächtigen Herzogs Biron wurde er von diesem, und als er nach dessen Sturze Generalissimus der russischen Truppen geworden war, von Münnich in den Schatten gestellt und gedemüthigt, auch sein Verhältniß zu seiner Gemahlin war kein allzuzärtliches. Anna selbst, die von verschiedenen Zeitgenossen als indolent und träge geschildert wird, trug die Last der Staatsgeschäfte nur ungern und verweilte am liebsten in den intimsten Hofkreisen. So war es nicht schwer für die energische, von ihrem Leibarzt Lestocq geleitete Tochter Peter's des Großen, eine Regierung zu stürzen, die keine Partei zu ihrer Stütze, keinen Anhang zur Seite hatte, deren Interessen mit denen des Landes nicht zusammenhingen, und die, durch einen Zufall auf den Thron erhoben, durch einen Zufall von demselben gestürzt erschien. Nicht ohne Grund

[1]) Ferdinand Albrecht II., der Vater Anton Ulrich's, starb nach sechsmonatlicher Regierung am 13. September 1735.

schrieb damals ein Zeitgenosse: „Alle Russen bekennen, daß es bloß des Beistandes einer Anzahl Grenadiere, eines Kellers voll Branntwein und einiger Säcke mit Geld bedürfe, um zu machen was man wolle“. In der That gelang es Elisabeth mit 100 Mann des Preobraschenskischen Garderegiments die Umwälzung zu vollführen. Ohne Blut zu vergießen bemächtigten sich diese in der Nacht zum 25. November 1741 der Regenten; Anton Ulrich hatte sich bereits niedergelegt, als die Verschworenen in sein Schlafzimmer drangen. Zwei Grenadiere warfen die Bettdecke um ihn, trugen ihn so zu dem auf ihn wartenden Schlitten, wo sie einen Pelz auf den Fürsten warfen, und führten ihn zum Palaste der Elisabeth; dort wurde er vier Tage lang in einem dunkeln Zimmer bewacht. Die neue Czarin scheint Anfangs der gestürzten braunschweigischen Familie ein besseres Loos zugedacht zu haben, als dasjenige war, welches ihr später zu Theil wurde. Offenbar gedachte sie die Entthronten ungefährdet ins Ausland zu entlassen. Bei der nächtlichen Scene der Aufhebung der ganzen Familie hatte sie sogar zärtliche Worte für den kleinen Czaren, den sie bedauerte. Aber Elisabeth fühlte sich auf dem usurpirten Throne nicht sicher; bald nach dem Staatsstreich ward ein Complot entdeckt, durch welches Elisabeth ermordet und Iwan III. wieder auf den Thron erhoben werden sollte. Dazu kamen allgemeine politische Gründe, welche die Kaiserin bewogen, ihre Intentionen in Betreff der braunschweigischen Familie zu ändern und sie in Rußland streng bewachen zu lassen. Diese weiteren Schicksale Anton Ulrich's und seiner Angehörigen sind zuletzt von Brückner in seiner Schrift „Die Familie Braunschweig in Rußland im achtzehnten Jahrhundert“ (Petersburg 1876) behandelt, der wir hier in der Kürze folgen. Der junge Czar Iwan wurde von seinen Eltern und Geschwistern, deren noch vier geboren wurden, getrennt und nach der Festung Schlüsselburg geführt, wo er vierundzwanzigjährig eines — wie jetzt feststeht — nicht natürlichen Todes starb. Anton Ulrich aber mit seiner Familie wurde, nachdem er anderthalb Jahr in Riga, dann in Dünamünde internirt gewesen war, auf Cholmogory, einem Inselstädtchen der Dwina, unweit von Archangel und 40 Werst vom Eismeer entfernt, gefangen gehalten. Hier lebte die Familie unter der strengsten Aufsicht; nur der Statthalter hatte den Schlüssel zur Wohnung der Gefangenen, die selbst der Wundarzt nicht ohne seine Begleitung betreten durfte. Zur Unterhaltung waren, außer dem Kartenspiel, nur russische Kirchenbücher gestattet. — Wiederholt flehte Anton Ulrich die Czarin Elisabeth und ihre größere Nachfolgerin Katharina um seine Befreiung an; es war vergebens, und der alternde, zuletzt erblindete Herzog mußte bis an sein Lebensende in der Verbannung schmachten, aus der ihn erst der Tod am 4. Mai 1774 erlöste. Sechs Jahre darauf gab Katharina seinen Kindern die Freiheit und ließ sie auf einer Fregatte zu ihrer Großtante, der verwittweten Königin Juliane von Dänemark bringen, die ihnen das Städtchen Horsens im Stifte Aarhus zum Aufenthalte anwies; dort lebte die letzte von Anton Ulrich's Töchtern, Katharina, einsam und freudlos bis zum 7. April 1807.

So traurig verlief auch diese ausländische Verbindung eines braunschweigischen Fürstenkindes, die unser bekannter Fabeldichter Gellert einst überschwänglich gefeiert hatte.

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Fortsetzung.)

2. Fürstlich bezw. Herzoglich Braunschweigische Posten.

Wie sich aus den vorhandenen Archivalien nachweisen läßt, sind die ersten Fürstlich Braunschweigischen Posten zu Anfang oder in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts begründet worden, und zwar von dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel.

In Acten, welche sich im Herzoglichen Landes-Haupt-Archive zu Wolfenbüttel befinden, wird durch ein Schreiben des Herzogs Heinrich des Jüngern vom 29. April 1564 an „Heinrich von Veltheims selig verlassene Erben“ zuerst „unser Post-Reitter Hans Albert, Schwartzen Alberts seligen Son“ erwähnt. Es ist dies der erste Fürstliche Postbeamte, der uns mit Namen bekannt ist.

Dieselben Acten enthalten einen Postbericht, der wohl als das älteste Schriftstück dieser Art bezeichnet werden darf. Das Blatt weist die Schriftzüge des 16. Jahrhunderts auf und berichtet über die Posten der Zeit, die von „Einspennigern“, einzelnen Boten, besorgt wurden. Das Schriftstück lautet folgendermaßen:

„Vertzeichnis der Einspenniger wie sie reisen solln.

Erstlichen Borchart Marten einspenniger, Hanß von Sulingen, Hinrich Muller, Curdt von der Stolzenaw, Zacharias von der Lippe, Hanß Fischer, Arend von Minden.“

Ordinari Post von hinnen nach Ringelheimb.

Wirdt Montages und Donnerstages abgeferttiget vmb drey Vhr nachmittages vndt kombt nach Ringelheimb vmb 9 auffn abent vnd also in 6 stunden.

Nach Schöningen.

Wirdt die Post Dienstags vnd Freidages auch nachmittages vmb 3 vhren abgeferttiget vnd kompt in der nacht vmb 11 Vhr vnd also in 8 stunden.

Nach Steinbrugk.

Sonnabends vnd mittwochens vmb 3 Vhr nachmittags abgeferttiget Kompt auffn abendt vmb 9 vhr vnd also in 6 stunden nach der Steinbrugke.“

Eine Jahreszahl ist auf dem Schriftstücke nicht angegeben. Da aber ermittelt werden konnte, daß der unter den „Einspennigern“ genannte Zacharias von der Lippe im Jahre 1589 angestellt wurde, so wird das Blatt wohl erst aus dieser Zeit stammen. Es ist aber anzunehmen, daß diese Posten schon geraume Zeit vor Aufstellung des Postberichts bestanden haben.

In die Regierungszeit des Herzogs Heinrich des Jüngern fällt auch die Einrichtung einer regelmäßigen Botenpost vom Fürstlichen Hoflager über Seesen, Herz-

berg, Langensalza, Coburg, Bamberg nach Ansbach. Die Post, welche jedenfalls schon vor 1589 [1]) bestanden hat, mußte die Strecke, welche auf 52 Meilen festgesetzt war, in 15 Tagen zurücklegen.

Unter Herzog Heinrich d. J. bestand auch eine Spanische (Niederländische) Post, die, wie es in den Wolfenbüttler Acten bezeichnend heißt, „zwuschen des Königs Majestät zu Hispanien oder an Ihrer Königl. Majestät stath der Regierung der Niederlande und dem Fürstl. Hause Braunschweig, dieses Wolfenbüttelischen theils, der in den Niederlanden und der ortter unblangst ein Zeit lang gestandener Kriegsempörung halber gehalten worden war“.

Nach dem Tode des Herzogs am 11. Juni 1568 wurde die Post jedoch von seinem Nachfolger, dem Herzog Julius, wieder aufgehoben. Es entsprach diese Maßregel der politischen und religiösen Stellung des Fürsten, der ein ebenso eifriger Anhänger der protestantischen Kirche, wie sein Vater ein Parteigänger der katholischen Partei, eine Verbindung mit dem spanischen Niederlanden nicht gebrauchte. Hatte er doch auch den Orden des goldenen Vließes, den sein Vater getragen hatte, und der auch ihm verliehen werden sollte, dem Könige Philipp II. zurückgesandt. Es erfolgte jene Aufhebung der Post bald nach seinem Regierungsantritte. Denn schon unterm 15. August 1568 trifft er Fürsorge, daß die armen Leute in Hohen-Eggelsen durch die Verabschiedung des „Hispanischen Postreiters“ keinen Schaden erleiden.

Wenngleich Herzog Heinrich d. J. während seiner Regierung (1514—1568) seinem Wahlspruche treu „mein Zeit in Unruh“ fast immer in Kriege und Fehden verwickelt war, so hat er doch trotzdem der Landesverwaltung sich mit Ernst und Eifer und vielem Verständnisse angenommen, an viele Einrichtungen die bessernde Hand gelegt, insbesondere auch Bergbau, Handel und Gewerbe gehoben. Sein Sohn, der Herzog Julius, setzte diese Bestrebungen in erhöhtem Maße fort, so daß Handel und Wandel immer mehr in seinem Lande erblühten. Es war natürlich, daß die Verbesserung der fürstlichen Posteinrichtungen hiermit gleichen Schritt halten mußte.

Herzog Julius hatte ein wachsames Auge auf den Gang der Posten, der seinen Anforderungen keineswegs genügte. So erließ er am 2. November 1585 von Gandersheim aus ein Schreiben „an die Verordneten Statthalter und Räthe zu Wulfenbüttel, wie sie mit der Post sich vorhalten sollen“. „Nachdem“, heißt es hier, „die sachen alhie deromassen vorfallen, das eine eilende gewisse Post zwuschen diesem unserm jtzigen furstlichen Hoflager alhie und unser Vestung Wulfenbüttel alda stets gehen mus, Wir aber befinden, das eine grosse unrichtigkeit darin gehalten wirdet, . . . dahero wir geursacht, eine gewisse ordnung dieser wegen zu machen, also, das jedes tags die Briefe, so von hinnen gehn Wulfenbuttel abzuschicken, unserm Ambtman zugestellet sollen werden, derselb dan gegen abent vmb vier Vhr, vnd sonst nicht die Post abefertigen, dieselb dan vmb elf Vhr oder je zwuschen elfen und zwolfen zunachts in vnserm Kloster Ringelem gewislich ankomen vnd von dannen ferner, wie wir deshalben vnserm Abten doselbs Befehel geben vnd derselb darzu notturfftige Versehung gethan, in schleuniger eil zu euch vnd also gehen sol, das die allwege des Morgens vmb Sieben alda sein können. Da dan Schreiben vorhanden, so anhero müssen, dieselben habt Ir solcher Post wider zurügk mitzugeben, womit dieselb gleichwol widerumb zurück zu fertigen. Vnd begeren demnach gnediglich, Ir wollet gleiche Ordnung alda auch halten, die Post jedes Abents, wen man die Vestung schliessen wil, etwa vmb vier Vhr bey euch anhero, doch gleicher gestalt vf Ringelem, doselbst die Post so wol von euch als hiraus ernewert werden sol, abefertigen vnd außer deme, es sey dan sonderlich viel vnd gros daran gelegen, keine Boten nach Ringelem noch anhero thun, auch solche vnsere anordnung vf der Canzley, Hofstuben, im Ambte, vf der Regierung und sonsten — sich menniglich darnach hab zurichten, vnd wer briefe anhero an uns zu senden, dieselb gegen bestimbte Zeit an gehorend ort vf vnser Cantzley daselbst zu vberantworten —, offentlich anzeigen und der gebuer darob halten. Darzu veranlassen wir uns und seint euch zu vorigen gnaden wol gewogen.“

Die hiernach getroffenen Einrichtungen müssen aber dem Herzoge nicht genügt haben. Denn bereits am 8. Januar 1586 erläßt er abermals an die Räthe im Fürstenthume Kalenberg eine Verfügung mit der Aufforderung, eine Postordnung zu berathen, die nach dem (hier folgenden) Wortlaute des Schreibens nicht nur für den Hof und die Behörden, sondern auch für das Publicum Gültigkeit haben soll.

„Von Gottesgnaden Julius Hertzog zue Braunschweig vnnd Luneburgh ꝛc. Unsern gunst zuuorn. Ehrbare Räthe vnnd liebe getrewe. Als wir vf negst gehaltenenn Landtägen zu Ganderßheim vnnsern gemeinen Landtstenden vertröstung gethaen, Vff vnsern Embtern hin vndt wieder gewisse Poste zuuerordnen, Wobey Sie vnnd ein Jeder vnser vnderthan Ihre Briefe vnd Supplicationes an gehörige örtt vberschicken, auch Resolution vnnd Antwortt bekommen könten, Vnnd solches auch wegen vnser Ambtaußzuge vnnd anderer Taglichs an die Beambten an: vnd abschickenden brieffe halben, ohn das die notturfft erfurdert, So begeren wir hiemit gnediglich, Ihr wollet vff Jetziger Visitation eine solche Postordnung durch beide vnsere Furstenthumb Wolffenbuttelschen vnd Calenbergischen theils, deßgleichen die Grafschafft Hoya berathen vnnd verfassen, Darans ein Jeder vnser Ambtman auch Vnderthanen wissen mugen, auf was Zeit vnd Tag in der Wochen, auch welche stunde tags oder Nachts, Item wohin vnnd an welchen ortt Sie Ihre Ambts Außzuge vnnd briefe zu bringen vnd daruf bescheidt vnnd erclerung zu erwartten haben mugen, Damit auch hinfurtter nicht ein Jeder Ambtman Allezeit eigene Botten mit den Außzugen vnd Anderm anhero abferttigen vnnd schicken durffe, sondern solches aus einem Ambt in das andere gebracht, vnnd also durch eine Person zugleich weiter fortgefurdert werden muge, Vnnd Vus dieselbe Ordnung schrifftlich vberschicken,

1) S. Oesterreich, Ueber das Postwesen 1816.

oder in ewrem wieder Anlangen alhie vbergeben. Des versehen Wir Vnns vndt seindt Euch sambt vndt sonders zu gnaden geneigt".

Auch Postverbindungen mit den benachbarten Staaten kamen zur Einrichtung. So wurde im März 1576 von dem Herzoge mit dem Kurfürsten August v. Sachsen eine Post von Wolfenbüttel über Halberstadt nach Leipzig und Dresden vereinbart.[2]) Ferner wurde eine Post nach Magdeburg über Helmstedt schon zu dieser Zeit unterhalten[3]), desgleichen mit dem Kurfürsten August von Sachsen eine Post von Dresden über Halberstadt nach dem Braunschweigischen Hoflager vereinbart und im März 1576 eingerichtet[4]). Auch vom Sitze der Markgräflichen Regierung in Ansbach ging seit dem 28. Mai 1589 eine Botenpost über Bamberg, Coburg, Gotha, Langensalza, Herzberg und Seesen nach der Residenz[5]).

Ebenso lagen dem Herzoge die Posten nach dem Süden, nach Heidelberg und Stuttgart, sehr am Herzen. In einem Schreiben vom 25. April 1587 bittet der Herzog den Landgrafen Wilhelm zu Hessen in Cassel, diese Posten zu bestimmten Tagen und Stunden abfertigen zu lassen. Letzterer will hiernach seinen „Bottenmeister" mit Anweisung versehen und fügt sogar hinzu: „Was aber sonst eilige brieve und sachen, daran gelegen und die keinen Vertzugk leyden können, belangt, dieselbige wollen wir Extraordinarie oder sonst mit unseren Lakeyen abfertigen."

Von Interesse ist auch noch die am 26. Oktober 1588 erfolgte Bestallung und Verpflichtung des „geheimen Postreuters Cornelius Hessel von Coblentz," die sich im Originale noch erhalten hat.

Sehr bemerkenswerth sind neben den Bestallungen auch die Besoldungen der fürstlichen Boten. Ihr Lohn erfolgte nicht immer in baarem Gelde, sondern wurde häufig auch durch Verleihung von Gerechtsamen ꝛc. ausgeglichen.

In einer Bestallung vom 9. November 1571 durch Herzog Heinrich d. Jüngeren heißt es unter Anderm: „Daß wir unsern lieben getreuen Hansen von Bethmar vor Unsern Einspännigen Cammerboten und Postreuther, auch mitverwalter unserer Sierßer Holzung bestellt und angenommen haben, bestellen und annehmen ine dafür hiemit und in kraft dieses Brieffes, also daß er uns und unsern Erben mit einem tüchtigen reisigen Pferde und Harnisch zu jeder Zeit Dienst gewertig vnd sonst so geputzt vnd gestaffirt wie andere Vnsere reisige Knecht vf vnserm Marstall sein ... vnser silbern Cammerbuchsen sampt seinem Posthorn führen soll". Eine weitere besondere Art der Besoldung eines „reisigen Postreuters" findet sich in der Krugverschreibung über den Krug der Festung Steinbrück vom 1. März 1589. Hiernach wird dem vormaligen Reisigen und Futterknecht des Herzogs Julius von seinem Nachfolger, dem Herzog Heinrich Julius, der Krug dergestalt verschrieben, daß er „vor einem reisigen Postreuter und Landt-Einspänniger diene und unsere Postbriefe, welche zur Steinbrugke Jedesmahls anlangen, nach unser Postverordnung vnseumblich, an Ende und orten sie gehören, wolnerwart bringe, sich auch für einen Landt Einspännigen auf alle nothfelle gebrauchen lasse. Dagegen wollen wir Ime nicht allein 12 Gulden Muntz zu Jerlicher besoldung und 2 fl. Hueffschlag und ein Unser Sommer- und Winterhoffkleidung und auf sein Pferdt 12 Scheffel Habern Braunschweigischer Maes und zum Haus Deputat 2 Scheffel Roggen und 2 Scheffel Gersten geben laßen, sondern ehr sol auch solch Krueg und Biersellung vor unsre Vestung die Zeit seines Lebens aller Pflicht und Vnpflicht frei nach seinem besten nutz vnd bequemigkeit genießen und gebrauchen. ... Was ehr auch bei uns in oder von unsern sachen siehet, höret, erfahret und Inne wirdet, solches uns und den unsern zu schaden, verweiß und nachteil, (soll er) nicht nachschwatzen, Sondern Alles stil und verschwiegen in seine gruben behalten getrewlich und vngefehrlich".

Wegen Bestrafung ungetreuer Bedienten und Boten wurde bereits am 1. August 1594 eine Landesfürstliche Constitution erlassen, deren Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Unter Anderem heißt es in derselben:

„Wenn auch ein Bote, dem Geld über Land zu tragen, versiegelt oder unversiegelt, vertrauet, dasselbige stehlen, damit entlaufen oder es in andere Wege betrüglich entfremden würde, so soll derselbige, wenn sich die Summe auf 20 Gulden Münze erstreckte, mit dem Strange vom Leben zum Tode gerichtet, und da es unter 20 Gulden seyn würde, mit Staupenschlagen des Landes ewig verwiesen, oder aber, da es gar wenig, mit Gefängniß oder zeitlicher Verweisung gestraft werden"[6]).

Durch die vorstehend angeführten Zeugnisse ist bewiesen, daß auch in Braunschweig, wie in vielen anderen Staaten (Kurbrandenburg, Kursachsen), Landesposten bereits geraume Zeit bestanden, als am 16. Juni 1595 Leonhard von Taxis zum „General Oberſten Postmeister" im heiligen römischen Reich vom Kaiser Rudolf II. ernannt wurde[7]).

War auch schon früher in verschiedenen Geschichtswerken[8]) die Behauptung aufgestellt worden, daß das Herzogthum Braunschweig bereits um Anfang oder Mitte des 16. Jahrhunderts Landesposten besessen habe, so war dafür ein sicherer Beweis bislang noch nicht erbracht worden. Diesen liefern uns erst die oben mitgetheilten Schriftstücke, nach denen wir, wie schon erwähnt, den Herzog Heinrich d. J.[9]) als den Begründer der Braunschweigischen Landesposten anzusehen haben.

---

2) Schaefer S. 10. Mathias S. 348.
3) Mathias S. 345.
4) S. Schaefer S. 10 Mathias S. 323.
5) S. Mathias S. 324.

6) Am 25. Februar 1773 wurden diese Bestimmungen dahin abgeändert, daß die ungetreuen herrschaftlichen Boten erst dann mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden sollten, wenn sie 100 Thaler und darüber unterschlagen und entfremdet hätten.

7) Hiernach ist die Angabe im Archiv für Post und Telegraphie No. 10 vom Jahre 1879 (S. 313): „Die erste Post in den Braunschweig-Lüneburgischen Landen wurde im Jahre 1616 von Taxis angelegt", nicht richtig.

8) Mathias, S. 345. Schaefer, S. 156. Archiv No. 13 v. 1874, S. 386.

9) Mathias, Ueber Posten und Postregale, S. 345 ebenso Schaefer, Geschichte des Sächsischen Postwesens,

Wie des Herzogs Sohn Julius, so suchte auch dessen Sohn und Nachfolger, Herzog Heinrich Julius, die bestehenden Einrichtungen zu verbessern und neue Postverbindungen zu gewinnen. So wurde z. B. der Anschluß an die von der Hildesheimischen Regierung eingerichtete Botenpost zwischen Hildesheim und Köln von Braunschweig aus bei Beginn des Jahres 1701 hergestellt.

Ferner wird durch einen Befehl des Herzogs Heinrich Julius vom 28. März 1606 versucht, die Unregelmäßigkeiten bei den Amtsposten abzustellen. Es heißt darin u. A.: „Das Du, bey vermeidung unser höchsten Ungnade und schweren Straffe vor Dich und Deine untergebene Schreiber und Vögte die gewisse und unfeilbare und ernstliche Anordnunge thust, damit sowol die durch unsere obristen Lieutenambte, Rittmeistere und andere Befelhabere als durch unsern Bottenmeister postirende Brieffe hinfüro alda zur ungebür und unser höchsten Gefahr, wie leider bis dahero geschehen, nicht liegen bleiben, sondern so Nacht als Tags, bey getrewen wollaufenden, auch wo nötig reitenden Posten fortgeschicket . . . werden mögen“.

Daß die schon erwähnte Post nach Magdeburg auch bis Berlin durchgeführt wurde, geht aus der Post- und Botenordnung des Kurfürsten Johann Sigismund zu Brandenburg v. 20. Juni 1614 hervor[10]). Hiernach erhielten sowohl die Boten von Berlin nach Braunschweig und Wolfenbüttel, als auch die Fürstlichen Postboten von Braunschweig und Wolfenbüttel nach Berlin für jeden Gang 3 Thaler, in Kriegszeiten jedoch nur 2½ Thaler Lohn und 3 Gr. tägliches Zehr- und Wartegeld.

Hatten die Taxis'schen Posten bislang im Braunschweigischen keinen Eingang gefunden, so wurden doch die auswärtigen taxischen Postämter vom Herzoge benutzt, wie aus der Verfügung von Michaelis 1616 zu ersehen ist. Der Herzog versprach darin, für Beförderung seiner Sachen und Briefe an den Taxischen Postmeister von der Bergden zu Frankfurt a. Main jährlich dreißig Reichsthaler zu zahlen. Für dieselben Bemühungen erhielt der Taxis'sche Postmeister Baltasar Lange in Hamburg nach einem Erlasse des Herzogs von Michaelis 1633 eine Vergütung von jährlich vierzig Reichsthalern.

Am 23. November 1627 ersuchte Kaiser Ferdinand II. den Herzog, „ihm zu sonders angenehmen gnädigsten Gefallen, dem Grafen Leonhard von Taxis unverweigerlich zu verwilligen, seine Posten dort einzuführen“. Diesem Ersuchen wurden von dem Fürsten und der Stadt Braunschweig zunächst keine Hindernisse entgegen gestellt, jedoch blieben alle fürstlichen und städtischen Posten bestehen. Die alten Amtsposten sind aber, wie der Herzog Friedrich Ulrich in einem Erlaß vom 16. Juni 1629 sich ausdrückt, „bey gegenwertigen zerrütteten Zeiten fast gantz abgengig geworden“.

Der Herzog befiehlt daher, daß die „Schreiben, so bald dieselben in des Botenmeisters Compert oder sonst vff dem euch anbefohlenen Ampt anlangen, ungesenmbt und schleunig mit vffgezeichneter Zeit vnd Stunde des Vberliefferns zur nechstgelegenen Ambtspost nicht allein fortgeschicket, sondern auch deßwegen jedesmals recognition und recepisse abgegeben werde.“

Im Jahre 1634 wurde vom Herzog Georg von Braunschweig in seiner Eigenschaft als General des Niedersächsischen Kreises eine Reitpost von Weimar über Erfurt, Haßleben, Sondershausen, Clettenberg nach Braunschweig angelegt[11]). Wenn die Post zunächst nur in Folge des Krieges eingerichtet wurde, so hat sie doch auch dem öffentlichen Wohle dienen sollen und gedient. Denn der Herzog sagt in seinem Erlasse über die Einrichtung dieser Post vom 5. October 1634 unter Anderem: „hierunter wird das gemeine Wesen gefördert.“

Die Unruhen und Verheerungen, denen die Städte während des dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren, hatte Braunschweig durch Geschenke an freundliche und feindliche Truppen nach Möglichkeit von sich abzuwenden gewußt und dadurch veranlaßt, daß hier nicht, wie in vielen anderen Städten, eine völlige Störung des Handels eintrat. Es ist sogar anzunehmen, daß der Handel verhältnißmäßig sich hob, insbesondere dadurch, daß andere Städte in Folge der Bedrückungen durch den Krieg mit Braunschweig nicht mehr concurriren konnten. Daher trat auch das Bedürfniß nach einer Verbesserung der Postverbindungen ein. Neben den fürstlich Braunschweigischen und städtischen Posten war die taxische Verwaltung (Reichspost) vorhanden. Letztere begnügte sich jedoch damit, die Postverbindung zwischen Frankfurt a. M. und den Seestädten Bremen, Hamburg ꝛc. herzustellen. Ein unternehmender Mann, der Fuhrherr Röttger (Rüttger) Hinüber in Hildesheim konnte deshalb im Jahre 1640 mit dem Plane hervortreten, Posten nach den nächstgelegenen Städten Hamburg, Hannover und Braunschweig einzurichten.

In einem im Jahre 1652 gedruckten Postberichte heißt es unter Anderem: „Das zu behuff desto geschwinderer Vortkommung der reisenden Persohnen Wöchentlich zwo bequeme Post-Caleschen zwischen Hamburg, recta über Haarburg auff Zell, Hannover und Hildesheimb, wie nicht desto weniger zwischen Bremen, Zell und Braunschweig, Item von Bremen auff Hannover und Hildesheimb dergestalt angeordnet worden, das ein jeder in gewisser Zeit und stunde undt umb billige Gebühr an nachfolgende Orther, wie unten specificirt, mit uberkommen kan“. Am 7. Januar 1641 wurde die Genehmigung hierzu und insbesondere zu einer Post nach Gandersheim vom Herzoge August ertheilt. Nach den Acten des Stadtarchivs in Braunschweig und nach dem vorgefundenen Postberichte wird aber die Post in Braunschweig erst im Jahre 1652 eingerichtet und von Rüttger Hinüber

S. 156, sagen beide gleichlautend, Herzog Heinrich der Jüngere habe in Braunschweig 1569 Landesposten begründet. Die Thatsache ist nach den jetzt ermittelten Urkunden richtig, die Jahreszahl jedoch falsch, denn der Herzog Heinrich der Jüngere starb bereits am 11. Juni 1568. Die Anlegung der ersten Posten erfolgte nach den mitgetheilten Urkunden bereits vor 1568.

10) Mathias Seite 348.

11) Archiv für Post u. Telegraphie № 12 vom Jahre 1880.

dem Hans Behren übertragen worden sein. So zeitgemäß die Einrichtung war, so wurde doch von mehreren Seiten, namentlich vom Rathe der Stadt Braunschweig, Einsprache gegen sie erhoben. Wiederholt sind wegen dieses hartnäckigen Widerstandes gegen die Hinüber'schen Posten, sowie gegen die schon früher erwähnte Einstellung eines Hamburger Boten über den Rath der Stadt Braunschweig ungünstige Urtheile gefällt worden. Wenn man jedoch in Betracht zieht, daß durch diese Einrichtungen die Boten der Stadt, welche das Interesse der Kaufmannschaft am besten wahrnahmen, geschädigt wurden, so kann man das Verhalten des Rathes wohl erklärlich finden. (Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

(Fortsetzung.)

18. Einzelfunde vom Olla und vom St. Annenberge.

Am Olla, nördlich von Eilum, sind häufig beim Sand- und Grandgraben Aschenkrüge gefunden. Anscheinend finden sie sich ohne alle Ordnung, bald näher, bald entfernter von einander. Nach Form und Größe sind sie sehr verschieden, außer eigentlichen Urnen kommen Näpfe und Krüge oder Flaschen vor. Einige sind ohne jede Verzierung, andere zeigen Kreise, herabhängende Bögen und Bänder. Sie enthielten schwarzgraue, weiche Erde und verbrannte Knochen. Schmucksachen oder Geräthe sollen sich in ihnen nie vorgefunden haben [1]).

Die meisten dieser Urnen sind zertrümmert. Mitunter wurden sie an Polterabenden als sog. Klapppötte verwendet. Diejenige, welche im städtischen Museum steht, scheint die einzige zu sein, die gerettet wurde (No. 522). Es ist ein Napf von 16 cm Höhe. Der untere Theil ist ausgebaucht. Der Hals steigt senkrecht auf. Ueber der Umbruchstelle läuft ein breites Zickzackband hin, aus dessen unteren Winkeln kurze, senkrechte Streifen aufsteigen.

Außer den Urnen fanden sich hier auch noch Skelette.

Die Vermuthung mancher Freunde der Vorgeschichte, daß der St. Annenberg bei Helmstedt, der die Lübbensteine trägt, auch noch allerlei uralte Waffen und Werkzeuge berge, ist bestätigt worden. So wurde hier eine durchbohrte Axt von Grünstein ausgegraben, deren Bahnende fast schneideförmig zugespitzt ist. Dies Stück kam in den Besitz des Herrn Jerôme von Bosse zu Braunschweig [2]).

In der Grandgrube, die jetzt am Südende des Berges angelegt ist, fand sich eine Lanzenspitze aus Feuerstein, die ein Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule in Helmstedt erwarb.

Unweit der Lübbensteine ist auch vor Jahren die Klinge eines Bronzeschwertes zum Vorschein gekommen. Hans Mülter, der davon gehört hatte, sah sie in den Händen von Kindern, die damit in Helmstedt auf der Straße spielten, und erwarb sie. Sie ist jetzt im städtischen Museum (No. 465).

In jener Grandgrube sind zu verschiedenen Zeiten auch drei Urnen gefunden Eine wurde zertrümmert, die beiden andern sind erhalten und befinden sich noch in Helmstedt.

19. Die Funde im Hainholze bei Helmstedt.

Im Hainholze, einer Waldung östlich von Helmstedt, fand sich vormals eine große Zahl wohlerhaltener Grabhügel, die zum Theil über 1 m hoch waren. Im Jahre 1825 öffnete der Stadtdirector Bode aus Braunschweig drei solcher Hügel. Sie enthielten nach seinem Bericht eine Steinkammer, worin die Urnen standen [3]). Auf dem Grunde lagen große Steinplatten. Mehrere Steine (in der beigegebenen Abbildung sind es sechs) von regelmäßiger Form bildeten eine Kammer, welche wieder von Platten bedeckt war. Die Urnen waren ganz zerfallen. Einige Scherben zeigten Verzierungen. An Beigaben fand sich nur eine Bronzenadel. Dies ist wahrscheinlich die unter No. 1559 in Herzogl. Museum befindliche Nadel, die am obern Ende drei durch Hohlkehlen verbundene Wulste hat und fein eingeritzte Querlinien zeigt.

Die Ausgrabung förderte aber noch einen bedeutsamen Fund ans Tageslicht. Als nämlich eine der Steinkammern ganz zerstört und auch der Grundstein hinweggenommen war, fand man hier die Reste eines menschlichen Gerippes, einen großen Theil des Schädels, der Arm- und Beinknochen, an welchen keine Spuren der Verbrennung bemerkt wurden. Neben dem Schädel fanden sich zwei Fibeln von Silber, und zwar lagen sie so, daß sie wahrscheinlich als Ohrgehänge gedient hatten. Nach der beigegebenen Abbildung zu schließen, haben beide Spangen gleiche Form. Es sind sog. Wendenspangen, wie sie, aus Bronze gearbeitet, in den germanischen Begräbnißstellen des nordwestlichen Deutschlands am häufigsten vorkommen. Aus Silber fand sich in Niedersachsen eine solche Fibel nur noch im Urnenfriedhof von Darzau. Das älteste Stück einer Wendenspange lag zu Xanten in einem Grabe, das aus der Zeit des Kaisers Tiberius (14—37) stammt. In unseren Gegenden treten gegen Ende des 1. Jahrhunderts diese Fibeln auf.

In Jütland werden sie zusammen mit römischen Sachen gefunden [4]).

Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß die bandförmige Fibel, welche unter No. 1457 in Herzogl. Museum aufbewahrt wird, eine der beiden Spangen ist, die Bode 1825 ausgrub. Wenigstens hat sie große Aehnlichkeit mit der Fibel 8 b auf Tafel II des Berichtes. Nur ist sie nicht aus Silber, sondern, da sie

---

1) Hilmar v. Strombeck, Funde von Alterthümern im Braunschweigischen. Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen. 1864. S. 355.

Mittheilungen in H. Mülter's Skizzenbuche im städtischen Museum.

2) Schiller, Fundstätten vorchristlicher Alterthümer. Helmstedt.

3) Kruse, Deutsche Alterthümer. Band III. Halle 1828. S. 118.

4) Chr. Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau. S. 63—67. Tafel VIII. Fig. 8.

ganz mit grünem Roste bedeckt ist, aus Bronze. Dieser Fund ist aber darum so bedeutsam, weil durch die Fibel klargelegt wird, daß in unseren Gegenden um's Jahr 100 nach Chr. Geb. nicht ausschließlich der Leichenbrand herrschte, sondern daß auch die Todten hier und da noch nach der alten Weise begraben wurden.

20. Einzelfunde aus römischer Zeit.

Es ist wohl nicht anzunehmen, daß jemals römisches Kriegsvolk durch die nordharzischen Vorlande gezogen ist. Wohin aber die Cohorten ihren Fuß nicht setzten, da stellten sich doch die römischen Händler ein. Durch Wälder und Furthen kamen sie mit ihrem Maulthier und Karren und brachten den Bewohnern die Erzeugnisse der Werkstätten, die in den Provinzen am Rhein oder an der Donau standen. Manches Geräth freilich, mancher Schmuck mag auch als Beutestück in die Heimath gelangt sein. Vereinzelt sind im Lande Braunschweig hier und da solche römische Gegenstände an's Tageslicht gekommen. So befindet sich im Herzogl. Museum ein römischer Löffel, No. 1572. Als Fundort ist Blankenburg-Benzingerode angegeben. Die Schale ist sehr flach, vorn rund, das zugespitzte Ende liegt etwas unter dem Stiele, der hier ein Knie bildet. Länge 14 cm. Ein ganz ähnlich geformter Löffel aus Silber ist in Mainz gefunden worden[5]).

Zu den fremden Erzeugnissen, die unsere Vorfahren von den wandernden Händlern eintauschten oder verkauften, gehören auch die Kämme. Bei der geringen Breite der Knochen konnten sie nur schmal und lang sein, oder sie waren aus mehreren Stücken zusammengenietet. Von jener Art sind zwei Stück vorhanden, die bei Helmstedt und bei Schöningen gefunden wurden. (Herzogl. Museum, Antiken-Sammlung No. 1284 u. 709.) Sie bilden schmale Rechtecke mit 6 und 9 langen Spitzen, der obere, nicht zerschnittene Theil ist durchbohrt.

Ganz ähnliche Kämme lagen zu Mainz unter römischem Bauschutt und mit römischen Geräthen zusammen. Andere wurden in Rheinhessen und in Würzburg gefunden[6]).

Je länger, je mehr verbreitete sich auch im innern Deutschland das Geld. In unseren Museen und in den Sammlungen der Münzfreunde sind zahlreiche römische Stücke vorhanden, aber selten ist angegeben, wo und unter welchen Umständen dieselben aufgenommen wurden. Von den sicher bezeugten Funden seien hier folgende angeführt.

Im Jahre 1875 fand eine Frau auf einem Rübenfelde bei Salder einen gut erhaltenen Aureus des Augustus. Die Vorderseite zeigt das Bildniß des Kaisers mit der Umschrift Caesar Augustus. Die Rückseite trägt in einem Eichenkranze die Worte ob civis servatos[7]). Diese Goldmünze kam in die Sammlung des Zimmermeisters A. Rieß zu Braunschweig.

Bei Esbeck im Amte Schöningen sind in einem urbar gemachten Theile des zum dortigen Rittergute gehörigen Holzes am Elme, dem sog. neuen Gehäge, römische Münzen gefunden worden. Die älteste davon ist ein silberner Denar des Trajan vom Jahre 114 oder 115 n. Chr. Ein anderer Silberdenar ist zwischen 200 und 205 unter dem Kaiser Septimius Severus geprägt worden. Das letzte Stück ist eine Kupfermünze des gallischen Prätendenten Tetricus etwa vom Jahre 270 n. Chr.[8]).

Es müssen hier auch noch zwei Silbermünzen eingefügt werden, die im städtischen Museum liegen. Die erste ist von Antoninus Pius (138 bis 161) und ist im Bruche bei Königslutter gefunden. Die zweite ist ein Denar der Julia Maesa, der Großmutter des Kaisers Elagabalus oder Heliogabalus, welcher von 218—222 regierte. Auch diese Münze ist bei Königslutter gefunden.

In der Sammlung des Wolfenbüttler Ortsvereines für Geschichte und Alterthumskunde, die im Landes-Hauptarchiv befindlich ist, wird ein Münzfund aufbewahrt, der im Jahre 1866 beim Stukenroden im Forstorte Söhlenpump, vier Kilometer südöstlich von Gandersheim, gehoben wurde. Es sind 32 römische Münzen, von denen etwa zehn Stück unkenntlich sind. Die andern sind von Marc Aurel, Septimius Severus, Alexander Severus und seiner Mutter, der Julia Mamäa, von Maximinus, Gordianus Pius und Philippus. Sie umfassen demnach die Zeit von 161 bis 249 nach Chr. Geburt. Ihre Einführung und Verbreitung im Gebiete der alten Cherusker erfolgte aber jedenfalls erst geraume Zeit später.

(Fortsetzung folgt.)

5) Lindenschmit Sohn, Das römisch-germ. Central-Museum. Tafel XXII. Fig. 18.

6) Abgebildet bei Lindenschmit, Alterthümer u. h. Vorzeit. II. Band. 11. Heft. Tafel 4. Nr. 1—3.

7) Cohen Aug. 207. Mommsen erwähnt die Münze in seinem Vortrage: Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Sitzungsberichte der königl. Akademie der Wissenschaften 1885. 1. Halbband. S. 81 Anm.

8) Hilmar v. Strombeck, Funde von Alterthümern im Braunschweigischen.
Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1864. S. 359.

Bücherschau.

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 24 Kriegervereine u. Socialdemokratie; Roegglen, Rede zur Fahnenweihe in Bornhausen. — 25 Ein neuer Militair-Fesselballon; Wehrsteuer; Verluste im Kriege, haben sie mit der Verbesserung der Feuerwaffen zugenommen? — No. 1—2. Ordentl. Delegirten-Versammlung zu Harzburg; Verluste im Kriege; Baars, zum Stamm commandirt. — 3. Verband deutscher Kriegs-Veteranen; Oberst Rittmeyer †; Kaiser Wilhelms I. militairische Schriften; Beerdigung oder Verbrennung? — 4. Besuch d. d. Kaiserpaares in Petersburg; Graf v. Blumenthal. — VII. Bericht über Erhaltung der Kriegergräber bei Metz. — 5. L. Engelbrecht, zum 2 September (Gedicht); derselbe, zwei Abende (im Riesengebirge); Bilder aus der türkischen Armee.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. No. 11 bis 13. Generalversammlung d. landwirthschaftl. Centralvereins d. Herz. Br.; engl. Buttereinfuhr. — 14 Hagel; Werthbestimmung des Saatgutes. — 15. Zuckerrübenbau in Oesterreich. — 16. Landwirthsch. Zustände in Bosnien u. d. Herzegowina — 17. Schrewe, Milch-Register und Fett-Untersuchung der Heerde.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 20. 26. September **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Stadt Braunschweig, die allmählich fast zu der Stellung einer freien Reichsstadt emporgestiegen war, sich dem Herzoge Rudolf August im Jahre 1671 hatte unterwerfen müssen, wurde der Streit wegen der Hinüberschen Post beigelegt. Die Herzöge standen dem Unternehmen sehr wohlwollend gegenüber. In einem Erlasse des Herzogs Christian Ludwig vom 19. August 1641 wurden Hinüber „und seine Bediente“ auch von „Einquartierung und anderen oneribus personalibus“ ganz befreit.

Auf ein neues Gesuch des Hinüber verfügte derselbe Fürst unterm 7. Juli 1643, daß zwar, wenn „Briefe, Personen oder andere Sachen“ durch extraordinaire Post fortgeschickt werden, dafür das Porto aus der Zahlkammer bezahlt werden, daß dagegen alle Briefe, die ankommen und abgehen mittelst der regelmäßigen Posten und den Herzog oder „dero vielgeliebten Herren Brüder Liebden“ angehen, es sei in oder außerhalb Landes, die Portofreiheit haben sollten. Auch ist durch diese Verfügung gestattet, daß in den Posthäusern ein Trunk Bier für die durchreisenden Fremden „eingezogen“ werde, jedoch verboten, „Bier zu feilem Kauf über die Deele außerhalb solches Posthauses zu schenken“.

Nach einer Verordnung vom 13. April 1659 hatte von den Hinüber'schen Posten Hilmar Deichmann in Braunschweig die Verwaltung folgender Strecken zu übernehmen:

Braunschweig—Celle—Lüneburg—Hamburg,
Celle—Nienburg—Verden,
Braunschweig—Wolfenbüttel—Goslar—Osterode,
Braunschweig—Helmstedt—Halberstadt—Magdeburg.

Im Jahre 1663 schloß Deichmann auch mit der Stadt einen Vertrag ab.

Besondere Aufmerksamkeit widmete der Herzog August den Amtsposten. Gegen die hier wiederum vorgekommenen Unregelmäßigkeiten erging am 26. August 1648 eine Verfügung, die auch aus dem Grunde bemerkenswerth ist, weil darin das Beschreiben der Briefe mit Tag und Stunde des Abgangs und der Ankunft (an Stelle des Abdrucks der jetzigen Aufgabe- und Ankunftsstempel) angeordnet ist.

Ueber die beschleunigte Beförderung der Briefe an den Herzog aus den entfernter liegenden Bezirken des Landes, zumal aus dem Wesergebiete, ist am 8. März 1665 ein interessanter Befehl erlassen, in dem zuerst der Stundenzettel Erwähnung geschieht.

Am 14. Mai 1667 und am 17. August 1678 erschienen besondere Postordnungen. Auch nach ihnen waren die Taxis'schen Reichsposten in dem bisherigen Bestande nur geduldet. In Art. 2 der Postordnung vom Jahre 1667 wird unter Anderem verordnet, daß die fremden reitenden Posten zur Zeit noch geduldet werden sollen, den Verwaltern derselben jedoch nicht gestattet sei, die Posten umzulegen. Letztere sollen sich an „dieser gnädigen Toleration vergnügt halten“. Gleichzeitig wurde im Jahre 1678 dem Drost Stechinelli[1]) das General-Erb-Postmeister-Amt in den Braunschweigisch-Lüneburgischen Landen vom Gesammthause verliehen. Hierdurch wurde von den Fürsten dargethan, daß sie in ihren Landen ebenso wie der Kaiser in seinen Erblanden über das Postwesen verfügen konnten.

Trotz der Belehnung des Stechinelli wachte die Fürstliche Regierung über die Posteinrichtungen, wie aus einem Schreiben der Fürstlichen Räthe vom 24. August 1681 an den Amtmann zu Gandersheim hervorgeht, in dem über die Heranziehung von Herrendienst-Leuten zu Postfuhren die Rede ist.

Aus Allem erhellt, daß die Postverhältnisse in Braunschweig zu dieser Zeit sehr verwickelter Art waren. Es sind Posten von fünf verschiedenen Verwaltungen, die wir im Vorstehenden kennen gelernt haben, und zwar:

---

1) Auf Francesco Maria Capellini, genannt Stechinelli, war der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle bei seinem Aufenthalte in Venedig im Jahre 1652 aufmerksam geworden; er hatte ihn wegen seiner Ehrlichkeit und geistigen Veranlagung in seinen Dienst genommen und nach und nach mit den höchsten Aemtern belehnt. Auch der Kaiser erkannte seine Dienste an, indem er ihn 1688 als „von Wickenburg“ in den Adelstand und 1705 in den Freiherrnstand erhob. An dem von ihm in Braunschweig erbauten Hause (Altstadtmarkt 8) ließ Stechinelli in Erinnerung an seine Herkunft über den Fenstern abwechselnd einen Bettlerhut und eine Rosette, sowie an der Ecke des Hauses seine Figur als Bettler-Knabe anbringen.

1) die Fürstlich Braunschweigischen Posten,
2) die Kurbrandenburgische Post,
3) die Taxische Reichspost,
4) die Hamburg-Nürnberger Botenpost und
5) die städtischen Botenposten.

Die Kurbrandenburgische Post bestand hier von 1649 bis 1682 (vergl. S. 140) für die Strecke von Berlin nach Cleve. Sie wurde von der Stadt sehr zuvorkommend behandelt. Im Jahre 1652 gab der Rath Befehl, daß die nach Thorschluß eingehenden Brieffelleisen für das kurbrandenburgische Postamt über die Oker gezogen würden, während die Postsachen der Taxischen Reichspost erst am anderen Morgen Eingang erhielten. Es war jedoch dem kurbrandenburgischen Postmeister Caspar Pröver bei schwerer Strafe verboten, andere Briefe als solche für die kurbrandenburgische Post anzunehmen und zu befördern. In Folge mehrfacher Beschwerden, die bei dem Bestehen so verschiedenartiger Postanstalten nicht ausbleiben konnten, mußte dieses Verbot öfter wiederholt werden.

Ueber den Personen-Verkehr der damaligen Zeit zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel liefert das Manual des Posthalters Justus Scherer in Wolfenbüttel interessante Angaben.

„Specificatio: Wieviel Personen und Packete allemahl mit dem Postwagen von hier nach Braunschweig gefahren und auch wieder von Braunschweig anhero gekommen, alles bei Heller und Pfennig angeschrieben, item was ich zu Behuf des Postwesens dann und wann ausgegeben und angewandt“.

„1681 Sonnabend, den 2. Juli. de Braunschweig dießmahl ist nicht eine, auch für keinen Heller anherokommen, Sonntag und Montag nichts hin und her, Dienstag nichts hin und her“.

Also in 4 Tagen nicht eine Person befördert!

Wenngleich vom Kaiser gegen die Verwaltung des Stechinelli Verwahrung eingelegt wurde, so hat Letzterer doch sein Amt bis zum Jahre 1682 verwaltet. Zu dieser Zeit verkaufte er mit lehnsherrlicher Bewilligung sein Amt als „General-Erb-Postmeister“ in den gesammten Braunschweigischen Landen an den Geheimrath und Ober-Hofmarschall Edlen — nachmaligen Grafen — von Platen für den Preis von 26000 Species-Reichsthalern. Aus diesem Anlaß wurde am 9. August 1682 von den damals gleichzeitig regierenden Herzögen des Hauses Braunschweig, nämlich Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel, Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg und Ernst August von Calenberg-Grubenhagen die „Fürstliche Braunschweig-Lüneburgische revidirte und erneuerte Post-Ordnung“ erlassen. Diese Postordnung kann wohl als eines der ältesten[2]) Gesetze dieser Art bezeichnet werden. Uebrigens ist sie wohl erst im Jahre 1683 ausgegeben. Denn nach einer vorliegenden Verfügung des Geheimen Raths ist die gedruckte Post-Ordnung den Aemtern am 7. Juni 1683 zur Beobachtung mitgetheilt worden.

Im Anschluß an diese Postordnung wurde von den Herzögen Rudolf August und Anton Ulrich am 7. Januar 1689 ein „offenes Edict“ erlassen, durch welches dem Art. 5 der gedachten Postordnung der „gehörige effect“ gegeben werden sollte. Hiernach wurde bestimmt, „daß niemand von Unsern Unterthanen, so sich des Fuhrwerks bedienen, bei Straffe drei Rthlr. einige Passagirer oder reisende Persohnen, so auf einer Postroute und solchem Wege, auf welchen ordentliche Post-Stationen angeleget, mit abgewechselten Pferden zu reisen gemeinet, oder auch (2) bey einer Post an einem Ohrte ankommen und auf einer solchen Postroute weiter fort oder zurück wollen, wie auch (3) welche an einem Ohrte, wo eine Post-Station ist, ob sie gleich mit der Post nicht angekommen, Pferde zur Miethe nehmen und auf einer Postroute fort wollen, annehmen, weniger dieselbe in den Wirthshäusern oder sonsten aufsuchen und an sich ziehen, sondern vielmehr dieselbe, wenn sie sich bey ihnen angeben, an das an einem solchen Ohrte verordnete Posthaus verweisen sollen, hingegen aber mögen dieselbe jedesmahl und zuforderst bey denen Braunschweigischen Meß-Zeiten, wann einige Leuthe vorhanden, so wegen bey sich habenden schweren Packen oder Güter sich der Post nicht bedienen können oder auch mit einerley Pferden mehr als eine Tage-Reise thun wollen, wenn gleich dieselbe mit der Post angekommen, auf einer solchen Postroute woll fortbringen und damit ihre Nahrung suchen ꝛc.“

Wie nach der Postordnung von 1682 außer den bereits bestehenden Boten-Posten keine Boten-Läufer geduldet wurden, damit dem Fürstl. Postwesen kein Abbruch geschähe, so war auch das Recht, Reisende zu befördern, bis auf wenige Ausnahmen, der Fürstl. Postverwaltung vorbehalten. Zuwiderhandlungen wurden „mit Gefängniß oder ander willkürlichen Strafe ernstlich angesehen“. Die Boten, welche nur noch zwei Personen befördern durften, wurden durch die Recognitions-Gebühr so bedrückt, daß sie bald mit ihren Abgaben in Rückstand kamen. So gab nach den Stadtbüchern der Bote von Brinken die Erklärung ab: „er könne bei dem geringen Verkehr die Rückstände nicht zahlen. Er müsse bei seiner erbärmlichen Constitution seinen halbtodten Leib auf den Postwagen werfen und nach Hamburg torquiren lassen. Dieserhalb wolle er lieber das Unternehmen aufgeben“.

Ueber einen anderen Postkurs erfahren wir durch einen undatirten Postbericht aus alter Zeit: „Wie die Ordinari-Kutsche von Hall auf die Fürstl. Anhaltische Residentz-Stadt Bernburg und von dar ferner nacher Braunschweig abfährt, worauff sie zukömmt, und wann sie wieder zurück gelanget“. Derselbe ist ohne Jahreszahl, wird aber wahrscheinlich innerhalb der Jahre 1686 bis 1690 erschienen sein.

Am 17. October 1692 wurde durch eine Verordnung festgesetzt: „Auf waß maaß undt auf welche Zeit die Bestellung und Ueberbringung der Brieffe im Lande anstatt der Amts-Posten geschehen soll“. Daß die Verordnung auch für das Publikum bestimmt war, geht aus der Verfügung der Fürstlichen Cammer hervor: „Demnach Serenissimus ꝛc. gnädigst resolviret, anstatt der bisher gebrauchten Ambtspost, zu schleuniger Fortbringung der Brieffe, auch zu sublevation der Unterthanen gewisse Postreuter zu bestellen ꝛc.“

---

[2]) In Preußen erschien die erste Postordnung erst am 10. August 1712.

Ferner ist ein Erlaß der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich, d. d. Braunschweig, 5. Februar 1694, vorhanden, wonach eine Ueberwachung des rechtzeitigen Eintreffens der Postillone durch Eintragungen in die Pässe (Stundenzettel), sowie die Instandsetzung der Straßen vorgeschrieben wird.

Ein neuer Postkurs wurde durch Verfügung vom 20. Juni 1705 von der „Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. freyen Bergstadt Clausthal" auf Goslar und Wolfenbüttel bis Braunschweig angelegt und am Montag, dem 29. Juni 1705, zuerst befahren. Die Post ging Montag und Donnerstag von Clausthal, Mittwoch und Sonnabend von Braunschweig ab.

Am 1. Januar 1709 trat ein „Reglement wegen der nach dem Hartz- und Weeser-District neu angelegten und bestellten Brieff-Bothen" in Kraft.

Einen guten Ueberblick giebt uns wenige Jahre später über die Postverbindungen unserer Heimath der 1714 erschienene, verbesserte Braunschweigische Post- und Contor-Kalender, welcher einen Bericht über die abgehenden und ankommenden Posten enthält. Hiernach verkehrten zu dieser Zeit in Braunschweig folgende Posten:

A. Abgehende und ankommende Posten:

1. Nach und von Celle, Hamburg, Hannover, Bremen und anschließende Kurse (Schweden, Dänemark ꝛc.)

Abgehend:	Ankommend:
Montag um 1 Uhr N.	Montag, Freitag 10 Uhr Vorm.
Dienstag „ 3 „ „	
Freitag „ $6^1/_2$ „ V.	
„ „ 3 „ N.	

2. Nach Hildesheim, Eimbeck, Holzminden, Minden, Cöln, Coblentz, Trier und anschließende Kurse nach den Niederlanden und nach Frankreich.

Abgehend:	Ankommend:
Montag 10 Uhr Vorm.	
Mittwoch 7 „ „	(nicht angegeben)
Freitag 1 „ N.	
Sonnabend 6 „ Vorm.	

3. Nach und von Halberstadt, Quedlinburg, Halle, Dresden, Breslau ꝛc. und weiter nach Böhmen, Polen, Littauen ꝛc.

Abgehend:	Ankommend:
Montag, Dienstag, Freitag $10^1/_2$ Uhr Vorm.	Montag, Freitag $6^1/_2$ Uhr Vorm.

4. Nach und von Seesen, Goslar, Gittelde, Lindau, Göttingen, Cassel, Nürnberg, München und weiter nach Italien:

Abgehend:	Ankommend:
Montag 11 Uhr Vorm.	Dienstag, Freitag 4 Uhr Nachm.
Freitag 11 „ „	

Ein noch umfangreicheres Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Posten giebt uns ein Braunschweigischer Kalender vom Jahre 1716.

Daß die Braunschweigische Regierung auf die genaue Befolgung der Vorschriften der Postordnung vom 9. August 1682 hielt, beweist eine Verfügung vom 16. October 1732 an den Postmeister Schultzen in Braunschweig, daß er sich über die Postknechte keine gerichtliche Entscheidung anmaßen solle. In dem an ihn gerichteten Schriftstücke heißt es unter Anderem: „Bürgermeister und Rath in Braunschweig haben sich beschweret, daß, als ohnlängst der dortige Bürger und Postillion Rischbieter eine Frau aus Oelper, mit Name Anne Ilse Thielen, auf öffentlicher Heerstraße muthwilliger Weise übergeritten, und sie solchen Frevel untersuchen wollen, Ihr Euch dagegen gesetzet und Euch in dieser Sache einer Cognition anmaßen wollen. Wann Ihr Euch aber aus der Postordnung und deren §. 27 zu bescheiden, daß Euch dergleichen nicht zukomme, maßen es darin bei der Disposition der gemeinen Rechte gelassen worden, so habt Ihr Bürgermeister und Rath daselbst bei der vorhabenden Untersuchung dieser Sache weiter keine Hinderniß zu thun, und darüber, daß Ihr solches gethan, Eure Verantwortung fordersamst einzuschicken. Wir ꝛc."

Die nach der vorbezeichneten Postordnung von allen Fürsten des Hauses Braunschweig-Lüneburg dem Grafen v. Platen übertragene Würde eines General-Erb-Postmeisters war nach einem von der Hannoverschen Linie aufgestellten Vertrage vom 27. October 1735 auf dessen Sohn Graf Georg Ludwig von Platen übergegangen. Hiervon erhielt jedoch die Braunschweigische Regierung erst durch ein Schreiben vom 21. October 1735 Mittheilung. Am 3. März 1736 erfolgte hierauf eine fürstliche Resolution, daß durch den neuen Vertrag die vom Gesammthause „beliebte Verfassung der Posten" ganz unterbrochen sei. In Braunschweig war mit Ludwig Rudolf die Braunschweig-Wolfenbüttelsche Linie ausgestorben und mit Herzog Ferdinand Albrecht II. die Braunschweig-Bevernsche Linie am 1. März 1735 zur Regierung gelangt. Der Sohn des Letztern, der Herzog Karl I., erließ nun im Anschluß an die Resolution von 1736 eine Verordnung, daß vom 1. März 1738 an das Postwesen „als ein Fürstliches Domainenstück behandelt werden solle".

Auf die nach der Postordnung unerlaubte Mitnahme von Personen, Briefen und Packeten wurden die Behörden durch Erlaß des Herzogs vom 18. März 1744 mit folgenden Worten hingewiesen: „Wir vernehmen, daß die hiesigen Bier- und Frachtfuhrleute, zum merklichen Schaden der Post-Aemter vielfältig Personen und schriftliche Paquets aufnehmen, und nach Braunschweig hin- und zurückführen. Wie wir aber diesen Mißbrauch fernerhin zu gestatten nicht gemeynt sind, also habet ihr solches ernstlich zu verbieten, und ihnen die Andeutung zu thun, daß demjenigen, der solches ferner zu thun sich gelüsten laßen wird, die Fuhr nicht wieder erlaubt seyn solle". Andererseits war aber die Regierung auch auf die Verbesserung der Postverbindungen ernstlich bedacht. So wurde „zum Besten des Publici und Commercii Unserer Lande" durch Verfügung Herzog Karl's vom 26. Juni 1743 eine fahrende Post von Braunschweig über Wolfenbüttel nach Holzminden statt der bisherigen Boten vom 28. Juni 1743 ab eingerichtet, wodurch insbesondere die amtlichen Geldsendungen „füglicher und sicherer" Beförderung erhalten sollten.

Ferner wurde im Jahre 1745 eine Post nach Cassel, „auf der geradesten Route" über Wolfenbüttel, Lesse

und Northeim, sowie am 29. December 1746 die erste fahrende Post nach Vorsfelde und Calvörde eingerichtet.

Die Regierung Herzog Karl's I., welcher Braunschweig so viele segensreiche Einrichtungen verdankt, hat auch zuerst die Land-Briefbestellung eingeführt, und zwar schon durch die Verordnung vom 26. Mai 1744. Die hierdurch geschaffenen Einrichtungen sind zwar noch von der einfachsten Art, aber als erste Anfänge doch der besonderen Erwähnung werth. Aus der Verordnung werden daher die wichtigsten Bestimmungen in Nachstehendem wiedergegeben:

„Es sind Unseres Gn. Herrn Durchlaucht gn. resolviret, in höchst Deroselben Landen künftig eine durchgängige Communication dergestalt zu unterhalten, daß wöchentlich einmahl an alle und jede Orte derselben, auch diejenigen, wohin sonst ordentlicher Weise keine Posten noch Boten abgehen, die nöthige Bestellung von Wolfenbüttel ab und wieder dahin geschehen könne ꝛc. Als wir nun des Dafürhaltens sind, daß sothane gnädigste Intention am besten werde zu erreichen stehen, wenn aus denen durch die Posten bisher nicht berührten Dörfern und Oertern wöchentlich einer von denen darin befindlichen Hauswirthen, und zwar ohne Unterschied, es sei Ackermann, Halbspänner, Köther oder Brinksitzer, wie bey denen Gemeinwerken nach der Reihe, einmahl entweder an das nächste Amt, wenn solches näher als die erste Post-Station, oder aber als ein sonstiges Dorf, alwo die Post ohnedem passiret, belegen ist, andergestalt aber nach dergleichen Dorfe oder der nächsten Poststation und zwar auf solche Tage, da die Posten ankommen und abgehen, abgefertiget und durch denselben die Briefe und Memorialien abgeschicket, auch die darauf zu erwartenden Antworten und Resolutionen wieder mit zurückgebracht werden ꝛc."

Sodann werden die „Ober- und Beamte befehliget" zu berichten, „ob und an welchen Orten dazu sichere und im Schreiben erfahrene Leute vorhanden oder andergestalt die Schulmeister dabey zu gebrauchen sein möchten."

Zum Bestellbezirk von Braunschweig gehörten die 4 Pfahldörfer des Eichgerichts und die Dörfer der Gaugrafschaft Saningen.

Vom 2. Januar 1745 ab ließ derselbe Fürst zweimal wöchentlich die „Braunschweigischen Anzeigen"[3]) ausgeben. Sie wurden bei Friedrich Wilhelm Meyer gedruckt und in dem fürstlichen Hof-Postamte[4]) in Braunschweig sowie auch in allen übrigen fürstlichen Postämtern ausgegeben.

Aus dem 2. und 28. Stücke des Blattes ist zu ersehen, wie zu jener Zeit die in Braunschweig eingegangenen und die daselbst aufgegebenen, unbestellbaren Postsendungen behandelt wurden. Im ersteren Falle wurden die Namen der Empfänger mit dem Hinzufügen öffentlich bekannt gegeben, daß „die Addressen davon nicht auszufragen gewesen; und werden demnach diejenige, an welche solche Briefe gehören, dieselbe allda empfangen können". Im zweiten Falle heißt es: „Ferner sind an nachspecificirte Auswärtige Orte und Addressen folgende Briefe zwar aufgegeben und fortgeschicket, welche aber, weil diejenige, an welche solche kommen sollen, nicht auszukundschaften gewesen, hinwieder remittiret worden, und also von denen Aufgebern zurück gefordert werden können".

Wie schon früher von der Regierung gegen die Beförderung von Personen durch Private vorgegangen war, so suchte man vom 22. October 1748 ab dieser unerlaubten Beförderungsweise durch Einführung von Post-Passir-Zetteln nachdrücklich zu steuern.

Auch in anderer Beziehung war die erforderliche Achtung vor den Posten und deren Beamten noch nicht vorhanden. So wurde unter Anderem durch Herzog Karl I. am 7. Januar 1749 darauf hingewiesen, daß wiederholt gegen die Vorschriften verfahren wäre, insbesondere hätten die Bauern „sich unterstanden, mit beladenen und ledigen Wagens, des von den Postillions gegebenen Signals ohngeachtet, den Posten statt der gebührenden Ausweichung freventlich die Passage zu disputiren und sie muthwilliger Weise in ihrem Lauf zu hindern, auch wol gar sich mit Thätlichkeiten gegen die Postillions und Posten zu vergehen". Unter Hinweis auf die Postordnung wird daher bestimmt, daß alles Fuhrwerk, es fahre den Posten vor- oder entgegen, und bestehe in Chaisen, beladenen oder ledigen Wagen und Karren, jedoch die sehr schweren mit 6 und mehr Pferden bespannten Fracht-Wagen ausgenommen, ohne Unterschied allen ordinairen und extra fahrenden Posten, auf das von den Postillions durch das Post-Horn gegebene Zeichen, bei fünf Thaler und, nach Befinden, bei mehrerer Strafe ausweichen, auch solche Strafen ohne Nachsicht von den Uebertretern exequiret werden sollen". Ferner wird auf die längst verordnete Wegebesserung hingewiesen und gleichzeitig bestimmt, daß allen Posten gestattet sei, sich anderer Neben- und Feldwege zu bedienen. Die Pfändung oder Ausspannung der Pferde ist verboten. Die Unterthanen sind gehalten, auf Verlangen die nöthigen Vorspann-Pferde zu stellen und zwar gegen Bezahlung von 9 gg für jedes Pferd und jede Meile.

Von besonderem Interesse sind die von der Fürstlichen Cammer erlassenen Ausführungs-Bestimmungen zu dem „Rescript Serenissimi" vom 21. October 1749, wonach schon zu dieser Zeit in allen Dörfern des Landes „eine Art von einer Post-expedition" eingerichtet werden soll. Nach dem Rescripte erhält das Fürstliche Postamt Braunschweig den Befehl, „so wol die Fürstl. Beamten, als auch die Schulmeister und andere zu dem Werke auf den Dörffern zu brauchende Persohnen wegen Erhebung und Berufung der Porto-Gelder, nicht weniger in Absicht auf die Oerter, Tage und Stunden, da die Briefe und Paqueter auf die durch die Aemter gehende Posten auf-, und von denselben wiederum abzugeben mit nöthiger Anweisung und Instruction zu versehen".

---

[3]) Vgl. über deren Geschichte den Aufsatz in den ersten Nummern des Jahrgangs 1895 der Br. Anzeigen.

[4]) Hier wird das Postamt in Braunschweig zum ersten Male als „Hof-Postamt" bezeichnet. Wahrscheinlich ist die Bezeichnung schon einige Jahre früher erfolgt, da bereits 1731 von dem Fürstlichen Hof-Postmeister Meyer die Rede ist.

Die ersten Bestimmungen über portofreie Sendungen finden sich in den Verordnungen vom 18. October und 22. December 1753.

Wie gut schon um diese Zeit die Postverbindungen im Lande waren, zeigt eine Verordnung des Herzogs Karl vom 13. Mai 1757, die folgendermaßen lautet: „Nachdem nunmehro die Einrichtung in unsern Landen gemacht ist, daß die mehrsten Aemter und alle Städte und Flecken durch Posten berühret werden; so finden Wir gnädigst gut, daß alle Mandata, Rescripta, Commissoria, besonders auch alle Acta, welche an Magistrate, Aemter, Gerichte, auch an Unsere Amts-Gerichts- und obrigkeitliche Personen ergehen, durch die Post, und nicht mehr, wie bishero geschehen, durch Bothen insinuirt werden. Ihr habt also zu verfügen, daß alle solche Sachen hinführo gleich nach der Ausfertigung auf die Post gebracht und franquirt werden“.

Im Jahre 1760 gingen bei der Fürstl. Cammer, als vorgesetzter Behörde der Postverwaltung, von einigen Amts-Unterthanen, welchen die ordinairen Post-Fuhren überlassen waren, Beschwerden darüber ein, daß sie mit weiten Kriegs-Fuhren belegt und dadurch abgehalten würden, ihre ordinairen und extraordinairen Postfuhren zu leisten. Da hierdurch das Postwesen „in größte Unordnung und Verfall gerathen würde“, so wird am 12. Juli 1760 eine Verfügung erlassen, Postfuhrleute „mit dergleichen Kriegsfuhren in natura allerdings zu übersehen, dagegen aber derselben Concurrenz zu qu. Prästationen pro rata in Gelde verrichten zu lassen“.

Für den Dienstbetrieb bei den Postanstalten wurden mehrfach Verfügungen erlassen, von welchen hier einige Auszüge Platz finden mögen:

Am 2. Mai 1759 wird vom Fürstl. Post-Departement der Befehl ertheilt, die mit der Post zu versendenden Gelder künftig in tüchtige Beutel zu packen.

Ueber die Höhe der Vergütungen für Postbeförderungen, die allerdings zu dieser Zeit nur 1—2 Mal wöchentlich erfolgten, sind folgende Angaben von Interesse:

Der Amtsdiener zu Campen erhielt „für die Transportirung der Briefe von Campen nach Flechtdorf jährlich 2 Thaler“, der Gerichtsdiener zu Wendhausen für das Austragen der Briefe jährlich 2 Thaler.

Ueber die Bestellung und Aushändigung der Postsendungen sind ebenfalls noch einige Verordnungen vorhanden. Darin wird unter Andern auf die sichere Ablieferung der Gelder an die Empfänger hingewiesen, insbesondere auch darauf, daß die Hauswirthe die Briefe für Fremde annehmen und besorgen sollen. Ferner ist schon im Jahre 1762 bestimmt worden, daß die eingegangenen Briefe und Gelder für Unteroffiziere und gemeine Soldaten „an ihre Chefs“ ausgeliefert werden sollen.

Es erschien auch ein „Reglement wegen der Schaffner, Wagenmeister und Postillions“ am 11. Februar 1766, nachdem Beschwerden eingegangen waren, daß die Wagenmeister und Postillone nicht nur von den Passagieren ein ungebührliches Trinkgeld forderten, sondern auch mit den Wirthen, wo die Posten anhielten, wegen der Zehrung im Einverständniß stünden, sowie daß die Passagiere von Denjenigen, welche ihre Koffer und Passagierstücke abholten und fortschafften, „zur Ungebühr übersetzet würden“. Auf „Serenissimi“ höchsten Befehl wurde daher von der „Fürstl Braunschw.-Lüneb. zu den Post-Sachen verordneten Commission“ unter Andern verordnet: Es soll von den Postillonen bei den ordinairen Posten von jedem Passagier „auf einer Poststation, sie sei 2, 3 und mehrere Meilen“, nicht mehr als 1 ggr. eingefordert, auch vor den Krügen und Wirthshäusern nicht eigenmächtig vorgefahren und gehalten werden. Die Schaffner und Postillone sollen unterwegs in den Krügen und Wirthshäusern für ihre Rechnung zehren. Die Wagenmeister und Kofferschieber sollen nicht mehr als 1 ggr., bei mehr ablegenen Wohnungen 2 ggr. und bei sehr weit entfernten 3 bis höchstens 4 ggr. Trinkgeld nehmen. Die bei den ordinairen fahrenden Posten beschäftigten Schaffner waren zugleich ernstlich angewiesen, auf das Betragen der Wagenmeister und Postillone gegen die Passagiere genau Acht zu geben 2c.

Durch höchste Verordnung vom 23. November 1767 wurde bei dem Hof-Postamte eine Zeitungs-Expedition errichtet. In jener Verordnung heißt es: „Demnach Uns unterthänigst vorgetragen worden, von was für Nutzen es seyn würde, wenn nach dem Beispiel der Leipziger- und anderer Zeitungs-Expeditionen bey Unserm hiesigen Hof-Postamte eine Anstalt errichtet, und dadurch möglich gemacht würde, daß sowol alle deutsche, als in anderen Sprachen abgefaßte Zeitungen für billige Preise zu bekommen, dieser Zweck aber nicht zu erreichen stehe, wenn nicht die Verschreibung derer Zeitungen einzig und allein der Expedition beygeleget werde; So verordnen wir hierdurch in Gnaden, daß mit dem Anfange des künftigen Jahres alle und jede, die auswärtige Zeitungen verlangen, schuldig und gehalten seyn sollen, solche einzig und allein aus gedachter Fürstl. Zeitungs-Expedition zu nehmen 2c.“.

Ueber dieselbe Zeitungs-Expedition erschien später, am 21. April 1778, eine „geschärfte gnädigste Verordnung,“ wonach diejenigen, welche auswärtige Zeitungen, es sey auf welche Art es wolle, sich kommen lassen, und selbige nicht von hiesiger Fürstl. Zeitungs-Expedition allein nehmen, für jeden Contraventions-Fall mit einer Strafe von zehn Thaler — halb für den Denuncianten und halb zum Besten der Armenanstalten — belegt werden sollen“.

„Wie es mit dem fälschlich angegebenen oder verschwiegenen Werthe derer Poststücke gehalten werden solle,“ darüber bestimmt die Verordnung vom 2. Februar 1770 Folgendes:

„Wenn künftighin bey Aufgabe der Geld-Paquete und kostbaren Poststücke der Werth derselben verschwiegen und selbige darauf beschädiget, oder ohne erweisliche Schuld der Postbedienten verlohren worden, soll gar keine Vergütung stattfinden, wenn der Werth aber fälschlich angegeben, nicht nur das nach solchem zu bestimmende Postgeld nachgezahlet, sondern auch der 10te Theil des bey der Aufgabe verschwiegenen Betrages an Gelde oder Werthe für verfallen geachtet und confisciret werden, auch zu dem Ende den Postbedienten obliegen, bey angemerkten Unrichtigkeiten resp. den Aufgeber, oder den

Empfänger solcher Geld-Paquete in's Post-Comtoir vorzufordern, und von demselben zu verlangen, daß in ihrer Gegenwart resp. die Gelder nachgezählet, der Werth ausgemacht, auf befundene Unrichtigkeit aber die Bezahlung des bey der Aufgabe verschwiegenen Quanti zum 10ten Theil bewerkstelliget werde".

Durch dieselbe Verordnung wurden auch die Posteinlieferungsscheine eingeführt mit den Worten: „Dagegen aber wollen und verordnen Wir hiermit, daß nicht nur über alle bey Unsern Fürstlichen Postämtern aufgegebene und bis auf 2 Thlr. am Werthe betragende Poststücke ein auf Ein Jahr lang verbindlicher Postschein unweigerlich ertheilet, sondern auch, wenn Geldbriefe, Contanten und sonstige Poststücke vom Werthe auf Unsern Fürstlichen Posten wider Verhoffen verloren gehen sollten, selbige dem Aufgeber, wenn er dem obigen gemäß den Werth gehörig declariret hat und den darüber erhaltenen Postschein vorzeigen wird, alsofort und ohne den geringsten Aufenthalt und Unkosten aus Unserer Fürstlichen Post-Casse vergütet werden" 2c. Beim Verlust der Poststücke „in auswärtigen Territoriis" soll dem Aufgeber jegliche Beihülfe geleistet werden, „zu einem mehrern aber sind Unsere Posten nicht gehalten." — In Bezug auf die Hergabe von Vorspann-Pferden wurde am 14. Mai 1771 vom Herzoge verordnet, daß nicht nur die Ackerleute und Halbspänner, welchen bislang diese Leistung auferlegt war, sondern „alle zu den Riegewerken in den Gemeinden verbundene, auch von den gemeinschaftlichen emolumenten participirende bespannete Einwohner eines jeden Dorfes ein oder zwei angeschirrete Pferde zum Vorspann oder zum Reiten stellen, diejenigen Kothsassen aber, die sich im geringsten darunter schwierig bezeigen, mit ihren Pferden von der Gemeinde-Hued und Weide gänzlich ausgeschlossen und darauf ferner nicht geduldet werden sollen". (Forts. folgt.)

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

(Fortsetzung.)

21. Römische Funde aus Urnenfeldern.

Auch auf Urnenfriedhöfen und Begräbnißstätten haben sich zufällig und vereinzelt Gegenstände römischer Herkunft gefunden, so daß man vielleicht diese Todtenfelder der römischen Kaiserzeit zuschreiben darf. Es kommen hier Lucklum am Elm, Nettlingen unfern Hildesheim und Helsungen an der Teufelsmauer in Betracht.

Schon vor längerer Zeit wurden in Lucklum Urnen, Steingeräthe und Bronzesachen zu Tage gefördert. Bereits ums Jahr 1849 entdeckte der Kantor Schmidt der Schmiede gegenüber am Rande der großen Mühlenbreite die ersten Urnen, und es wurden hier etwa 30 Stück ausgegraben. Andere fanden sich später in der kleinen Mühlenbreite und im großen Garten. Auch die Umgebung des Tuffsteinbruches erwies sich als reiche Fundstätte. Hier stieß man im Frühjahre 1867 auf eine außerordentlich große Urne, in welcher sich vier jener eigenthümlichen durchbohrten Thonkörper befanden, die man als Webegewichte bezeichnet [1]). Sie sind etwa 13 cm hoch. Zwei davon kamen in die Thiele'sche Sammlung und stehen jetzt als No. 1073 und 1074 im Herzoglichen Museum. Dieses bewahrt von den vielen Lucklumer Thongefäßen nur eine Schale und einen Napf (No. 1071 und 1072). Die Schale ist roh, dickwandig, auch der Napf ist unverziert.

Von Beigaben der Lucklumer Urnen hat sich ein dreieckiger Einschlagkamm erhalten (Städtisches Museum No. 552), der, stark beschädigt, ehemals wohl 14 cm lang war. Als einzige Verzierung dienen Riefen, die mit den Seiten parallel laufen. Die Theile sind durch kleine eiserne Niete zusammengehalten [2]). Hostmann sieht diese Kämme als ausländische Waaren, nämlich als italische Erzeugnisse, an [3]).

In den Rheingegenden werden solche Kämme, oft noch reicher verziert, in alemannischen und fränkischen Gräbern gefunden. Sie stimmen jedoch in Technik und Ornamentik vollkommen mit jenen überein, welche in den römischen Niederlassungen gefunden worden [4]).

Das bedeutsamste Stück vom Lucklumer Urnenfelde jedoch ist ein Bronzegefäß, das im schwarzen Boden auf dem Tufflager gefunden wurde. Es kam gleichfalls mit der Thiele'schen Sammlung in das Herzogliche Museum und steht jetzt in der Antikensammlung. Das Gefäß hat die Form einer großen bauchigen Kanne, deren Hals sich wieder verengt. Der Rand ist nach außen umgelegt. Ein Henkel fehlt. Innen zeigen sich Spuren von Vergoldung. Die Höhe beträgt 32 cm. Es lag ein Deckel, angeblich von anderer Masse, darauf.

Ein zweites Bronzegefäß stammt aus dem Urnenfriedhofe von Nettlingen. Dies Dorf liegt in der Provinz Hannover, östlich von Hildesheim. Südlich vom Orte erhebt sich eine waldige Höhe, das Vorholz, und hier hat Thiele Ausgrabungen veranstaltet. Fünf Thongefäße davon sind in das Herzogl. Museum gekommen (No. 1197—1201). No. 1197 ist eine napfförmige Urne, deren Wandung drei vortretende, längliche Erhöhungen zeigt, die von Strichen begleitet werden. Darüber hin zieht sich ein schmales Band, das zwischen parallelen Riefen sich kreuzende Zickzacklinien hat. No. 1198 ist ebenfalls ein Napf mit einigen wagerechten Strichen. Die anderen Stücke sind ganz einfach. No. 1201 ist ein kleines, rohes, napfförmiges Gefäß, das dem Kinderspielzeug gleicht, wie es hier und da auf Urnenfeldern zu Tage tritt.

Wichtiger als diese Thongefäße ist der römische Bronzekessel, der 1859 auf dem zweiten Höhenzuge südlich von Nettlingen, rechts von der Straße nach Grasdorf, gefunden wurde. Er steckte in einer wellenförmigen Erhöhung im Acker, der ehemals Anger war. Der Kessel, in der Mitte bauchig erweitert, ist gehämmert, Gehänge, Deckel und Beschläge sind gegossen. Der

1) C. Schiller, Fundstätten. Lucklum.
2) Ein ganz ähnlicher Kamm ist bei Virnheim in der Provinz Starkenburg im Großherzogthume Hessen gefunden. Lindenschmit, das römisch-germanische Central-Museum Tafel VII No. 23.
3) Urnenfriedhof bei Darzau. S. 109 u. 111.
4) Lindenschmit, Alterthümer u. h. Vorzeit. Band I. Heft IX. Tafel 6.

Henkel hat oben eine Oese, dann jederseits einen Dorn und endigt in Schlangenköpfe; die Beschläge sind geflügelte Menschenköpfe. Unter dem Boden, der mit concentrischen Kreisen bedeckt ist, finden sich drei untergelöthete Fußballen.

Dieser Bronzekessel stand angeblich in einem noch weiteren, aber niedrigeren Bronzegefäße. Daneben lag ein eisernes Messer.

Ein ganz ähnlicher Bronzekessel befindet sich im Museum zu Lüneburg. Sein Fundort ist leider unbekannt[5]).

Bei dem Klostergute Helsungen, einem Vorwerk der Domäne Börnecke unfern Blankenburg, wurde am Hauerholze auf dem Steinberge im Jahre 1850 eine Steinkiste geöffnet, welche einen reichen und merkwürdigen Inhalt darbot[6]). Neben einer Aschenurne lag eine Axt von Diabas, verschiedenes Bronzegeräth und eine römische Lampe. Alle diese Gegenstände hat das Städtische Museum erworben. Die Urne (No. 104) ist 14,5 cm hoch, der untere Theil ist stark gebaucht, fast kugelförmig. Der Hals ist hoch und steigt senkrecht auf. Das Gefäß ist aus freier Hand geformt und hat an der Schulter sechs flache ringsum laufende Streifen.

Die römische Lampe (No. 111) ist aus einem gelbrothen Thone gefertigt und hat die gewöhnliche Form, nur an zwei Stellen des Randes zeigen sich bandartige Vorsprünge. Der Griff ist abgebrochen.

Die Axt von Diabas (No. 105) ist dreieckig und gegen das gerade abgeschnittene Bahnende hin durchbohrt.

Neben diesen Gegenständen lag verschiedenes Bronzegeräth, so eine Schmucknadel, deren Scheibe unter dem Knopfe durchbohrt ist, mehrere Armringe, von denen einer in regelmäßigen Abständen drei Kerben zeigte, und ein kleiner, zierlicher Hauer von einem Frischling.

Gefäß, Axt und Bronzeschmuck allein würden das Grab der Bronzezeit zuweisen; aber die Lampe rückt dasselbe in die römische Zeit hinein.

22. Perlen.

Wer auf vorgeschichtliche Spinnwirtel fahndet, jene durchlochten meist rohen, seltener verzierten Thonkugeln, welche die alten Spinnerinnen an ihre Holzspindel steckten, erhält in der Regel die aus Steingut gearbeiteten Wirtel, welche bei uns vielfach an Schlüssel gebunden werden und darum auch Schlüsselsteine heißen. Nur dann und wann bekommt der Sammler einen alten Wirtel, viel seltener jedoch findet er Thon- oder Glasperlen, die hier und da vereinzelt auf dem Acker gelegen hatten. Derlei Schmuckstücke sind in unseren Sammlungen bis jetzt nur in ganz geringer Zahl vertreten.

Bei Adersheim im Amte Wolfenbüttel kam ein gerippter Wirtel zu Tage von etwa 2 cm Länge. Tischler bestimmte denselben als römische Thonperle, die ehemals bläulich oder grünlich glasirt gewesen sei. (Herzogl. Museum No. S. 852). Von dieser Art scheint nur dies eine Stück in unserm Lande gefunden zu sein.

Auch Glas- und Emailperlen sind als Einzelfunde nur in geringer Zahl vorhanden. Eine stammt aus Bahrdorf im Amte Vorsfelde, eine andere aus Ahlum im Amte Wolfenbüttel und eine dritte aus Beierstedt im Amte Schöningen. (Herzogl. Museum No. S. 978, 875 und 957).

Die Emailperle aus Bahrdorf ist aus dunklem Glas hergestellt; ringsum läuft ein weißes Zickzackband.

Bei der Ahlumer Perle, die ebenfalls ganz dunkel ist, bilden zwei sich verschlingende Wellenlinien von weißlicher Färbung fünf längliche Felder, in denen je ein blaues rundes Auge steht.

Die Beierstedter Perle ist flachgedrückt und schwarz. Ringsherum laufen zwei blaugrüne Linien, zwischen denen sich ein rother Zickzackfaden hinzieht.

Beide Arten, die Thon- wie auch die Glasperlen, sind in Europa weit verbreitet und finden sich häufig gemeinsam. Sie liegen in den rheinischen Museen, wie in den hannoverschen Sammlungen. Aus den Torfmooren von Butzke im Kreise Belgard sind neben zahlreichen Bernsteinperlen auch diese glasirten Thon- und Glaskügelchen erhoben worden. Weiterhin kamen sie bei Schwetz an der Weichsel zum Vorschein, ferner bei German am Frischen Haff und bei Kapsethen in Kurland. Ganz gleiche finden sich auch unter den Schmucksachen von Kertsch am Schwarzen Meere. Ja selbst die Grabfelder des fernen Kaukasus haben dieselben glänzenden und bunten Perlen geliefert. Die wenigen bei uns gefundenen sind denen von Dalla-Koban, Nischni-Koban und aus der Karza-Schlucht so ähnlich, daß, wenn man unsere zwischen sie legen wollte, sie dort durchaus nicht als fremde Stücke anzusehen wären.

Bei der großen Aehnlichkeit aller dieser Funde vom Rheine bis hin zum Kaukasus liegt der Gedanke eines gemeinsamen Ursprungs derselben nahe, wenigstens müssen sie in gleicher Weise nach denselben Mustern hergestellt sein. Die ältesten Werkstätten, die solche Schmuckstücke lieferten, standen in Phönicien und Aegypten. Von hier aus gelangten die Perlen auf Handelswegen auch nach Südeuropa. Später ließen sich die Erzeuger solcher Waaren auch auf der italischen Halbinsel und am Rhodanus nieder und wurden so die Lehrmeister der Italiker und Gallier.

Bei uns erscheinen die Perlen, wie sich aus dem Grabfelde von Beierstedt ergiebt, schon vor der Eisenzeit. Wie die Bronzen sind sie ein sicherer Beweis für die ausgebreiteten Handelswege jener Jahrhunderte.

(Fortsetzung folgt.)

5) Lindenschmit, das römisch-germanische Central-Museum. Tafel XXV. Fig 30.

6) Vergl. Leibrock, Chronik der Stadt und des Fürstenthums Blankenburg Band I, S. 19.

Bücherschau.

Im **Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik**, herausgegeben von Dr Heinrich Braun, hat der Landgerichtsrath W. Kulemann einen Aufsatz über „das deutsche Vereins- und Versammlungsrecht“ veröffentlicht. Der Verfasser giebt darin zunächst eine Uebersicht über die historische Entwickelung dieses Rechtes und über den zur Zeit im Reiche und in den einzelnen Bundesstaaten herrschenden Rechtszustand. Eine eingehendere Berücksichtigung findet dabei das preußische

Recht. Sodann bespricht er die verschiedenen Versuche, durch eine Verschärfung des Vereins- und Versammlungsrechtes die Socialdemokratie zu bekämpfen, insbesondere den dem preußischen Abgeordnetenhause unterm 12. Mai 1897 vorgelegten Gesetzentwurf. Zum Schluß erwähnt er die vom Reichskanzler und vom Minister von Bötticher in der Reichstagssitzung vom 27. Juni 1896 ertheilte Zusicherung, daß die in einzelnen Bundesstaaten bestehenden Vorschriften, wonach politische Vereine nicht mit einander in Verbindung treten dürfen, durch die betheiligten Regierungen aufgehoben werden sollten, und sucht darzulegen, daß dieses Versprechen durch den Gesetzentwurf vom 12. Mai 1897 nicht in sinngemäßer Weise erfüllt sei. — Wenngleich in dem Aufsatze die braunschweigischen Verhältnisse nur beiläufig behandelt werden, so ist er doch für jeden Braunschweiger von großem Interesse, weil auch bei uns das erwähnte Verbot noch immer zu Recht besteht und bei der nächsten Tagung der Landesversammlung ohne Zweifel ein Gesetzentwurf, welcher die Aufhebung dieses Verbotes bezweckt, zur Berathung gelangen wird.

In **G. Schmoller's Jahrbuche für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft** hat der Finanzrath Dr F. W. R. Zimmermann unter der Bezeichnung „Einflüsse des Lebensraums auf die Gestaltung der Bevölkerungsverhältnisse im Herzogthume Braunschweig“ eine statistische Arbeit veröffentlicht, in der er an der Hand von Tabellen die Wirkung der geographischen Verhältnisse auf Dichtigkeit, Verschiebung und Zunahme der Bevölkerung des Herzogthums und seiner Theile im Einzelnen nachweist. Die mit Sorgfalt und Sachverständniß aufgestellten Tabellen beziehen sich auf den Einfluß der geologischen Gestaltung, der Höhenlage, der Anbaufähigkeit des Grund und Bodens, des Zuckerrübenbaues, des Unterschiedes zwischen Feld und Wald, der Wasserzüge, der Eisenbahnen, der Straßenzüge, der Industrie, der Städte und der Separationen. Durch den Text werden die Tabellen in sachgemäßer Weise erläutert. — Daß die Bevölkerung eines Landes durch die äußeren Verhältnisse ihrer Umgebung sehr beeinflußt wird, unterliegt zwar kaum noch einem Zweifel. Dieser Einfluß ist auch wiederholt von Geographen wissenschaftlich dargelegt worden. Es besteht aber unseres Wissens noch für keinen Gebietstheil Deutschlands eine Bearbeitung wie die vorliegende, in der die Tragweite der in Frage kommenden Einflußmomente ziffermäßig nachgewiesen ist. Diese Arbeit wird daher Geographen und Statistiker ohne Zweifel lebhaft interessiren und voraussichtlich die Anregung geben zu ähnlichen Untersuchungen für andere Landschaften. Hoffentlich wird auch der Verfasser die in Aussicht gestellte fernere Arbeit über die Einwirkung der natürlichen Verhältnisse auf die Zahl und Größe der Ansiedelungen des Herzogthums bald folgen lassen.

W. Kühne. Die natürlichen Lebensbedingungen und das menschliche Leben. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1897. VIII und 144 S. 8°. 1 ℳ 50.

Wenn man heutzutage den Titel einer neuerschienenen Broschüre liest, der von naturgemäßem Leben, natürlichen Lebensbedingungen oder Aehnlichem redet, so kommt Einem zunächst gar kein anderer Gedanke, als daß es sich wieder einmal um eins der zahlreichen „Lehrbücher“ irgend einer neuen epochemachenden Naturheilmethode handelt. Um so angenehmer wird man durch das vorliegende Büchlein enttäuscht, das sich, bei näherem Zusehen, überhaupt nicht als ein Lehrbuch einer Naturheilmethode erweist, sondern als ein „Führer in gesundheitlichen Fragen“ oder sagen wir als populärer Leitfaden der Hygiene.

Verfasser hat die Fülle des Stoffes in 7 Abschnitten untergebracht, von denen die ersten vier zusammengefaßt die natürlichen Lebensbedingungen darstellen, nämlich die Bedeutung I. der Luft, II. des Wassers, III. der Wärme und des Lichtes und IV. der Erde, entsprechend den alten 4 Elementen: Luft, Wasser, Feuer, Erde.

Im zweiten Theile, der die Abschnitte 5 bis 7 umfaßt (V. das organische Leben, VI. das physische Leben, VII. das Culturleben) ist das menschliche Leben geschildert, wie es unter dem Einflusse der natürlichen Bedingungen und der Cultur sich gestaltet.

Das Werkchen ist durchaus wissenschaftlichen Charakters, hat aber dabei den Vorzug, gemeinverständlich und interessant geschrieben zu sein, so daß es für jeden Gebildeten eine nicht nur belehrende, sondern auch unterhaltende Lectüre bildet. Die äußere Ausstattung, gutes Papier, schöner Druck und äußerst mäßiger Preis vervollständigen den guten Eindruck. Wir können daher das Büchlein nicht nur jedem Lehrer, Beamten, Fabrikleiter als sehr nützlich empfehlen, sondern auch jedem Arzte, der seine hygienischen Kenntnisse in angenehmer Weise auffrischen will.

Braunschw. Landwirthschaftl. Zeitung. No. 18. Beurtheilung von Hagelschäden. — 19. Danger, z Conservirung v. Pfählen — 20. Obsthandel in Amerika und in Deutschland. — 21. Zweckmäß. Behandlung des Stallmistes. — 22 Pott, Herstellung v. Melassefutter. — 23 Schetter, Formobstzucht; Waldbaumsaaten; Ernteerträge i. d Amtsgerichtsbez. d. Herzogth. 1896. — 24—25. Arens, Behandlung u. Besetzung von Teichen. — 25—26 Frühjahrs-Versamml d. Central-Ausschusses des landwirthsch. Centralvereins z. Br. — 27. Bongartz, Lage d. Viehzucht. — 28. Spargelfliege u. deren Bekämpfung; Schutz unserer Obsternten durch Obstmadenfallen: Aufzucht v. Schweinen in England. — 29. Maercker, E. Lichtpunkt (Spiritusglühlicht); neueste Wendung in der Leguminosenfrage; Schirmer, späte Möhreneinsaat; Werth der Rübenköpfe. — 30. Backhaus, Reinigung der Milch. — 31. Maercker, unreine Beschaffenheit d. ausländ. Getreides — 32. Berichte d. Stånd Ausschusses d. d. Landwirthschaftsraths; Lehnert, Handel m. Zucht- u. Zugvieh. — 33. Monilia-Epidemie u Kirschbäume. — 34 Maercker, Untersuchungen üb. einige Erntemethoden; landw Haushaltungsschule zu Helmstedt. — 35. Maercker, Futterwerth v Fabrikabfällen; Faulen der Kartoffeln. — 36. Lorenz, Schutzimpfung gegen Rothlauf der Schweine. — 37. Behrens, Obstbaumschädlinge. — 38. Empfiehlt sich e. polizeil. Verordnung, daß die Mager- u. Buttermilch auf 85° C. erhitzt und der Centrifugenschlamm verbrannt wird?; Dröscher, Einbürgerungsversuche mit d nordamerik. Krebs. — 39. Erhaltung d. Stickstoffs im Stalldünger; Lehmann, Fütterung der Schweine.

Evangelisches Gemeindeblatt. No. 33—37. Die versunkene Glocke v. Gerhart Hauptmann. — 38. O. Eggeling, eine ergreifende Klage (des franz Dichters Loti um den verlorenen Glauben).

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 21. 10. October **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Fortsetzung.)

Die Postverbindungen, welche in letzter Zeit besonders nach der Weser und nach dem Harze verbessert waren, wurden dann auch durch Einrichtung von Posten nach den Königl. Preußischen Landen erweitert. Es sind deswegen in den Jahren 1759 und 1771 in Berlin Postconferenzen abgehalten worden, die am 26. October 1771 einen Postreceß zwischen Preußen und Braunschweig zur Folge hatten. Vollzogen ist dieser im Namen König Friedrich's des Großen und Herzog Karl's I. von dem Preußischen Kriegs- und Postrathe Pape und von dem Braunschweigischen Postrathe Graefe. Später (21. Juli 1777) ist der Vertrag nach längeren Verhandlungen bis zum Jahre 1792 ausgedehnt worden.

Aus den Vereinbarungen mögen folgende Punkte hervorgehoben werden.

Dem Uebelstande, daß bis dahin eine Königliche und Herzogliche reitende Post sowohl von Berlin, Magdeburg &c. als auch von Emmerich, Wesel &c. nach Wolfenbüttel und Braunschweig nicht vorhanden war, und daher die Briefe von Berlin und Potsdam in Wolfenbüttel und Braunschweig erst nach 8 bis 9 Tagen eintrafen, wurde dadurch abgeholfen, daß sowohl von Preußen als auch von Braunschweig reitende Posten nach Hornburg eingerichtet wurden, die wöchentlich zwei Mal gingen. Ferner wurden über die fahrenden Posten von Braunschweig nach Helmstedt und Magdeburg und von Braunschweig nach Halberstadt, sowie über die Extraposten, Couriere und Estafetten Bestimmungen getroffen. An Porto kamen für einen Brief (bis zu 1 Loth) auf dem neuen Postkurse u. A. folgende Taxen zur Erhebung:

von Berlin nach Braunschweig und Wolfenbüttel 3 gg 6 ₰,
von Potsdam nach Braunschweig und Wolfenbüttel 3 gg — ₰,
von Halle nach Braunschweig und Wolfenbüttel 2 gg 6 ₰.

Auf Veranlassung des Herzogs verboten Bürgermeister und Rath der Reichsstadt Goslar den dortigen Bürgern durch Erlaß vom 1. Mai 1771, in der Bürgerschaft, wie bisher geschehen, Briefe und Päckereien zu sammeln und nach Wolfenbüttel oder Braunschweig zu bringen. Im folgenden Jahre wurde durch eine Verordnung vom 14. Januar mit Rücksicht auf die den Postfuhrleuten wegen der sehr theuren Futterpreise verwilligten starken Zulagen an Fuhr- und Rittgeldern bestimmt, daß die Fürstliche Postkasse in etwas wiederum entschädigt werde, und deshalb die Personen-Taxe um 1 gg auf jede Meile, die Päckerei- und Victualien-Taxe um 16²/₃ bis 20 % erhöht. Die Taxen für Briefe, Geldpäckereien, Acten &c. blieben die alten.

Kurz darauf — am 8. Juli 1772 — erschien eine Verordnung wegen der Erhaltung der in Stand gesetzten und der übrigen Wege. Auf Antrag der Fürstlichen General-Wegebesserungs-Commission sollen die in Stand gesetzten Wege, die ja auch heute noch als Muster hingestellt werden, durch beständige Aufsicht und Nachbesserung vor allem Verderb nach Möglichkeit durch besondere bestellte Wegewärter „verwahret" werden.

Während des 7jährigen Krieges stand Herzog Karl I. als treuer Bundesgenosse auf Seiten seines Schwagers, König Friedrich's des Großen. Als nach der Schlacht bei Hastenbeck der größte Theil des Herzogthums von den Franzosen besetzt wurde, ward in Braunschweig eine französische Feldpost eingerichtet, die auch ein s. g. schwarzes Cabinet gründete; der Herzog ließ daher die Einwohner warnen, Briefe gefährlichen Inhalts dieser Post zu übergeben. Doch bald wurde durch Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Bruder des regierenden Herzogs und einen der ausgezeichnetsten Feldherren des großen Königs, das Land von den Franzosen wieder gesäubert.

Durch höchste Verordnung vom 22. Juli 1776 übertrug der Herzog commissionsweise dem Stadt-Magistrate die Criminal-Jurisdiction über die Fürstl. Post-Officianten in der Stadt Braunschweig. Die Inquisitions-Kosten sollten jedoch dem Magistrat aus der Fürstl. Cammer-Casse vergütet werden. Am 1. Januar 1779 trat die am 14. December 1778 vom Herzoge erlassene neue Posttaxe in Kraft. In demselben Jahre (6. Mai 1779) erschien eine scharfe Verordnung gegen die unbefugte Beförderung von Personen zur Meßzeit. Eine Strafe von 30 Thalern mußte erlegen, wer außer den Fremden, die er hergefahren, Andere mit fortführte. Bald darauf

(7. Oct. 1779, vgl. Br. Anz. No. 82) folgte eine Verfügung, die den Postbeamten entgegenkommendes Verhalten zur Pflicht machte, sie andererseits aber gegen jede Ungebühr von Seiten des Publikums nachdrücklich in Schutz nahm.

Ueber die Bestellung der Briefe ꝛc. giebt uns die Bekanntmachung der Fürstl. Cammer vom 20. Januar 1780 näheren Aufschluß. Es heißt darin unter Andern: „Daß die Briefträger Sendungen an Personen, die ihnen unbekannt sind, besonders in den Messen, an die Hauswirthe abzugeben haben, daß diese sie aber in Empfang zu nehmen und darüber einen Postschein zu quittiren, auch zu dem Ende besonders die Namen der in ihren Häusern in den Messen aufgenommenen Juden sogleich bei dem Fürstl. Post-Comptoir anzuzeigen hätten“.

Zu dieser Zeit bestanden in 41 Orten Fürstl. Braunschweigische Postämter und Postexpeditionen. Im Jahre 1787 erging an sie die Verfügung, ein richtiges „Ordrebuch“ zu halten. In demselben Jahre erhielt der Geheimrath v. Bötticher die Oberaufsicht über das Postwesen.

Da die Klagen über die Taxischen Postbeamten immer mehr zunahmen, worüber an anderer Stelle zu berichten ist, so befahl der Herzog die Aufhebung der bisher geduldeten Taxischen Reichsposten. Das Ministerium ordnete sie am 1. Juli 1790 durch eine Bekanntmachung an. Auf diese nimmt das Fürstl. Hof-Postamt Bezug, indem es am 5. Juli 1790 u. A. bekannt macht:

„Man wird sich äußerst angelegen seyn lassen, daß das hiesige Postwesen im Wesentlichen auf dem alten Fuße verbleibet, mit Absonderung der etwaigen Mängel, dergestalt die fernere Einrichtung zu treffen, daß die Korrespondenz zur Zufriedenheit des Publikums noch mehr möglichst beschleunigt werde“. Dieses Versprechen ist auch erfüllt worden. Nach einer amtlichen „Nachricht“, „an welchen Tagen und Stunden die sämmtlichen Posten in Braunschweig abgehen und ankommen“, (herausgegeben im Jahre 1793 vom Fürstl. Hof-Postamte) haben zu dieser Zeit bereits folgende Posten bestanden:

a. Fahrende Posten:

wöchentl. 32 abgehende Posten u. 29 ankommende Posten, und zwar

nach	bezw.		von
10 Posten	Wolfenbüttel	=	7 Posten.
1 „	Seesen (Cassel ꝛc.)	=	1 „
2 „	Blankenburg (Leipzig ꝛc.)	=	2 „
2 „	Halberstadt (Halle, Leipzig ꝛc.)	=	2 „
2 „	Celle (Bremen ꝛc.)	=	2 „
2 „	Goslar (Clausthal ꝛc.)	=	2 „
1 „	Schöppenstedt (Schöningen ꝛc.)	=	1 „
2 „	Lüneburg (Hamburg, Lübeck)	=	2 „
2 „	Helmstedt (Magdeburg, Berlin)	=	2 „
4 „	Hildesheim	=	4 „
2 „	Hannover (Osnabrück)	=	2 „
1 „	Vorsfelde (Calvörde)	=	1 „
1 „	Holzminden (Cassel)	=	1 „
Sa. 32.			Sa. 29.

b. Reitende Posten:

wöchentl. 35 abgehende, 33 ankommende Posten und zwar

nach:	bezw.		von:
6 Posten	Wolfenbüttel	=	6 Posten.
2 „	Minden (Westfalen)	=	2 „
2 „	Goslar	=	1 „
2 „	Nordheim (Cassel ꝛc.)	=	2 „
2 „	Holzminden	=	2 „
2 „	Hildesheim	=	2 „
2 „	Halberstadt (Berlin ꝛc.)	=	2 „
6 „	Celle (Hamburg ꝛc.)	=	4 „
2 „	Holland (England ꝛc.)	=	2 „
2 „	Blankenburg (Leipzig ꝛc.)	=	2 „
2 „	Bremen (Lübeck ꝛc.)	=	2 „
2 „	Northeim (Süd-Deutschland ꝛc.)	=	3 „
1 „	Schöppenstedt (Schöningen)	=	1 „
2 „	Holzminden (und Cöln ꝛc.)	=	2 „
Sa. 35.			Sa. 33.

Hiernach verkehrten also im Jahre 1793 in Braunschweig wöchentlich 129 abgehende und ankommende Posten. Die mit diesen Posten zu befördernden Postsendungen mußten nach dem Postbericht ½ bis 1 Stunde vorher eingeliefert werden. Das Postcomptoir wurde alle Tage Morgens um 7 Uhr geöffnet und Abends um 10 Uhr geschlossen.

Nachrichtlich wird auf dem Postbericht bemerkt, daß in der Zeitungsexpedition bei dem hiesigen Herzoglichen Hof-Postamte auf alle politische und gelehrte Zeitungen, sowohl einheimische als auswärtige, welche nach Serenissimi Verordnungen vom 23. November 1767 und vom 21. April 1778 nur einzig und allein in gedachter Zeitungsexpedition bestellet und genommen werden dürfen, Pränumeration angenommen wird.

Ueber die erste Uniformirung der Postbeamten erließ am 24. Januar 1791 das Fürstl. Br.-L. Post-Departement folgende Verfügung: „Serenissimus haben geruhet, Höchstderoselben sämmtlichen Postbedienten unterm 14. dieses Monats die Tragung einer eigenen Uniform zu gestatten“. Die Uniform bestand aus einem dunkelblauen Rocke, stehendem Kragen und kleinen Aufschlägen von ganz hellgelber Farbe, hellgelbem Unterfutter, Weste und Beinkleidern von derselben Farbe als die Aufschläge und einem schlichten schwarzen Hute mit einer schwarzen seidenen Bandschleife. Den Ober-Postbedienten, Postmeistern und den bei dem hiesigen Hof-Postamte angestellten wirklichen Secretairen ist überdies „ausschlußweise noch vergönnt, auf den Kragen und Aufschlägen eine Goldstickerey setzen zu lassen, auch goldene Epauletts, ein golden Port-d'Epee und ein goldenes Cordon um den Huth zu tragen“.

Das Einsammeln von Geld zu Neujahr haben sich die Postillone zu dieser Zeit durch sog. Neujahrblasen erleichtert. Durch Verordnung vom 12. December 1791 wird jedoch „solche Art von Bettelei“ bei Strafe untersagt.

Ein Unfug anderer Art wurde, wie aus dem nachfolgenden Erlasse des Pro-Rectors der Julius-Karl-

Universität in Helmstedt vom 11. Mai 1797 hervorgeht, durch die Studenten verübt. „Wie wir mit vielem Mißfallen", heißt es da, „vernehmen müssen, daß denen vielfältig ergangenen und oft wiederholten öffentlichen Verbothen ohngeachtet, bey Ankunft der hiesigen Posten verschiedener Unfug ausgeübet, indem diese nicht allein außerhalb der Stadt zu Pferde und zu Fuße eingeholet und unter heftigem Schreyen und Ruffen auf der Gasse bis an's Posthaus begleitet, sondern auch zu größester Beschwerde derer Ankommenden in's Posthaus eingedrungen, die passagieres turbiret, auch bei Ablesung der Post- und Abforderung der Briefe allerhand wider die Ehrbahrkeit und gute Sitte laufende Handlungen vorgenommen worden."

Eben darauf bezieht sich auch eine Bekanntmachung des Fürstl. Postdepartemens vom 11. Mai 1797.

Ueber die Abholung der angekommenen Gelder und sonstigen Poststücke wurde am 10. Juni 1798 bestimmt, daß dieselben bald nach der den Empfängern darüber zugegangenen Notiz und (außer der Nachtzeit) höchstens nach einer Zeit von 4 Stunden abgeholt werden müßten, weil „man für deren Sicherheit nicht länger einstehen und verantwortlich sein könne".

Ungeachtet mancher Verbesserungen im Postwesen erging noch am 25. October 1799 die Verfügung, „daß die Passagieres auf die bey sich führenden Koffers und sonstige Sachen selbst Acht haben und dafür sorgen müssen, daß solche von den Postillons bey jeder Wechselung auf dem Postwagen wohl verwahrt, und weder in den Posthäusern vergessen werden, noch unterwegs verloren gehen" ꝛc. Begründet wurde diese Anordnung damit, daß die Postschaffner und Postillone mit den übrigen, auf der Post vorhandenen Packeten genug zu thun hätten. Bei entstehendem Verluste von Passagierstücken konnte kein Regreß an die Postverwaltung oder an die Postbeamten genommen werden.

Die unbefugte Beförderung von Briefen und Packeten durch Boten wird durch Bekanntmachung vom 3. April 1799 nochmals verboten, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß einige Harzweiber und Boten von Goslar und aus anderen Ortschaften am Harze, sowie die Schöninger Schleichboten sich damit abgäben, Briefe und Packete zu sammeln und zu befördern. Es wurde daher die Einrichtung getroffen, daß gedachte Harzweiber und Boten in den Thoren visitirt wurden.

Das Post-Comptoir des Fürstl. Hof-Postamts, welches bislang von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends offen gehalten war, wurde vom 8. März 1806 ab in der Zeit von 12—1½ Uhr Mittags geschlossen.

So stand es um das Braunschweigische Postwesen, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena Herzog Karl Wilhelm Ferdinand des Landes verjagt wurde, von dem nun die Franzosen Besitz ergriffen. Es wurde ein Theil des Königreichs Westfalen.

Der neue König Jerome Napoleon errichtete unter Aufsicht des Finanz-Ministers in Kassel eine stehende General-Verwaltung der Posten für das ganze Königreich. Hierauf folgte am 31. October 1808 ein Königliches Decret über einen Tarif für die Posten, Extraposten und das öffentliche Fuhrwesen, gültig vom 1. Januar 1809. Da vor Allem große Beträge an die Regierung für den Hof abgeführt werden sollten, so wurden sogleich höhere Taxen eingeführt, ein einfacher Brief bis 8 G. kostete im Orte und für die Entfernung

bis 1 Meile 15 ct
„ 4 Meilen 20 „
„ 8 „ 30 „ ꝛc.

Bereits am 30. September 1810 wurde eine neue Organisation der General-Verwaltung der Posten ꝛc. angeordnet. Die Verwaltung wurde nunmehr einer General-Direction übertragen, welcher Kreis-Post-Directoren untergeordnet waren. Unter diesen standen die Postämter, Postexpeditionen und Posthaltereien.

Waren früher bei Ankunft der Posten die Sendungen sofort abzuholen gewesen, so wurde jetzt von dem Königlich Westfälichen Post-Amte in Braunschweig am 30. August 1808 eine Verfügung erlassen, daß bei Ankunft der Posten die Briefe und Adressen nicht sofort von den Briefbestellern auf hiesigem Postamte in Empfang genommen werden könnten, sondern daß ein Jeder zu warten hätte, bis ihm die Sendungen in seine Behausung gebracht würden.

Für die Geschichte des Braunschweigischen Postwesens ist es ein großer Verlust, daß zu dieser Zeit sämmtliche Braunschweigischen Post-Akten nach Kassel eingefordert und von dort theils gar nicht, theils unvollständig zurückgekommen sind. (Vergl. den Bericht der Herzogl. Postdirection vom 25. Mai 1833 an das Herzogl. Staats-Ministerium.)

Nach der Schlacht bei Leipzig ging die Fremdherrschaft zu Grunde, und damit endeten auch die Westfälischen Posten. Die ihrer Throne beraubten Fürsten kehrten in ihre Lande zurück und stellten die früheren Verwaltungen wieder her. So auch Herzog Friedrich Wilhelm, der Sohn Karl Wilhelm Ferdinand's, welcher nach seinem denkwürdigen Zuge im Jahre 1809 mit seiner schwarzen Schaar in England ein Asyl gefunden hatte. Zunächst wurde durch ein Umlaufschreiben des Fürstl. Post-Directoriums vom 7. Februar 1814 ein Expeditions-Verfahren eingerichtet, wonach alle Postämter unter sich und die Postexpeditionen mit dem nächsten Postamte die Briefsäcke auszuwechseln hatten. Nach einer Uebereinkunft mit dem Königl. Hannov. General-Postdirectorium waren mehrere Hannov. Postämter (wie Bremen, Celle, Clausthal, Göttingen, Harburg, Hamburg, Hannover, Peine ꝛc.), ebenso wie die inländischen Postämter, in Bezug auf den Briefpostverk hr zu behandeln.

Sodann wurde unterm 12. Februar 1814 in Betreff der Taxen und Verordnungen bei den Herzoglich Braunschweigischen Posten vom Herzoge u. A. Folgendes verfügt: „Wir haben es eine Unserer ersten Regierungssorgen seyn lassen, das Postwesen in unseren Landen zu reorganisiren und bei demselben diejenigen Abänderungen und Verbesserungen eintreten zu lassen, wodurch der für den Verkehr und das allgemeine Wohlseyn so wichtige Dienst der Posten gesichert und befördert und zugleich Unsere Unterthanen alle diejenigen Erleichterungen und Bequemlichkeiten, welche dieselben von einem wohleingerichteten Postwesen zu erwarten berechtigt sind, zu Theil werden können. Hierzu gehört vorzüglich auch

die Festsetzung regelmäßiger und möglichst herabgesetzter Post-Taxen 2c.

Danach betrug das Porto für Briefe (je 1 Loth)

auf $1^1/_2$ Meilen — gg. 6 ₰,
bis 3 „ — „ 9 „
„ 6 „ 1 „ — „
„ 10 „ 1 „ 6 „ 2c.

Bei Organisation der Behörden, insbesondere der Herzogl. Cammer, wurde dieser Behörde das Postwesen unterstellt, jedoch nur hinsichtlich der Rechnungsführung und Kosten-Aufsicht. Eine Aenderung hierin trat ein, als unterm 28. Januar 1830 neben der Cammer ein Finanz-Collegium (vom 1. April 1830 ab) eingerichtet und diesem die Verwaltung der Posten, jetzt „Postdirection“, zugetheilt wurde. Die Postdirection war jedoch als eine für sich bestehende Behörde zu betrachten, auch als solche berechtigt, mit anderen Behörden „nach Maßgabe der gegenseitigen Beziehungen zu communiciren.“ Die von der Postdirection an den Herzog oder an das Staats-Ministerium zu erstattenden Berichte mußten aber zuvor im Finanz-Collegium berathen und beschlossen werden.

Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm, der auf dem Schlachtfelde von Quatrebras-Waterloo den Heldentod starb, und nach Vertreibung seines ältesten Sohnes, Herzog Karl's II., wurden unter der nun folgenden, mehr als 50jährigen segensreichen Regierung des Herzogs Wilhelm (1831—1884) die Posteinrichtungen wesentlich verbessert. Bereits am 13. August 1832 erschien eine Postordnung für das Herzogthum Braunschweig, in welcher es unter Anderm heißt: „Es ist uns nicht entgangen, daß die Postanstalten der hiesigen Lande ihrem wichtigen Zwecke nicht vollkommen entsprechen 2c.“

Es zeigte sich die Nothwendigkeit, zugleich die das Postwesen betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, welche theils veraltet, theils in vielen einzelnen Verordnungen zerstreut und mit den in den Nachbarstaaten bestehenden Grundsätzen nicht in Einklang waren, einer Revision zu unterwerfen. In Folge dessen erging eine neue Verordnung, welche u. A. klare Bestimmungen über die Verpflichtungen und Rechte der Postbeamten und Postanstalten enthält. Ebenso werden über den Schutz des Postregals gegen Beeinträchtigungen, Ersatzleistungen 2c. genaue Bestimmungen getroffen. Ferner bringt die Verordnung Vorschriften über Porto-Taxen, über die ordinairen Posten, Extra-Posten, über die „Couriere und Staffetten“, sowie über die Zeitungs-Expedition. In Bezug auf die Taxen schließt sich diese Verordnung im Allgemeinen an die vom 12. Februar 1814 an. Am 1. April 1833 trat die neue Postordnung dann in Kraft. — Hierdurch und durch die mit den Nachbarstaaten Preußen und Hannover getroffenen Vereinbarungen suchte die Braunschw. Postverwaltung die hervorgetretenen Mängel zu beseitigen und sich in den Genuß von Vortheilen zu setzen, auf die sie wegen der geographischen Lage des Landes beim Abschluß von Postverträgen gerechte Ansprüche zu haben glaubte. Wenn bei den Verhandlungen häufig die Zähigkeit sich zeigt mit welcher die Braunschw. Postverwaltung ihre Forderungen vertritt, so muß dabei berücksichtigt werden, daß dieses wesentlich deshalb geschehen ist, um die sehr gesunkenen Posteinkünfte zu heben.

Zunächst wurde mit der Königl. Preuß. Postverwaltung verhandelt. Hierbei war die Preußische Verwaltung durch den Geheimen Postrath Schmückert, die Braunschweigische durch den Chef des Postwesens, Postdirector Salzenberg, vertreten. Nach dem noch vorhandenen Entwurfe eines Vertrages sollte der Preuß. Postverwaltung die Ausübung aller Postgerechtsame im Herzogthum Braunschweig auf die Dauer von 50 Jahren — vom 1. Januar 1835 ab — gegen Zahlung einer jährlichen Entschädigung von 25000 Thalern überlassen werden. Dieser Vertrag ist jedoch nicht zum Abschluß gebracht worden. Vielmehr wurde der Königl. Hannoverschen Postverwaltung gegen dieselbe Entschädigung von 25000 Thalern jährlich die Ausübung der Post-Gerechtsame, jedoch auf kürzere Zeit (von 1835 bis 1842), laut Vertrag vom 5. April 1835 übertragen. Hierdurch trat die Convention vom 21. December 1815, sowie die nachträgliche Verabredung vom 3. Juni 1817 — mit Ausnahme von Art. 2 — außer Wirksamkeit. Auch wurden die Taxen der letzten Postordnung (Gesetz vom 24. April 1835) wieder geändert und den Hannoverschen Taxen gleichgestellt. Die bisherigen Extrapost-, Courier- und Estafetten-Taxen blieben jedoch bestehen.

Auch mit Preußen kam im April 1839 im Anschluß an die in den Jahren 1802 und 1819 getroffenen Vereinbarungen eine allgemeine Post-Convention zu Stande, wodurch u. A. die an Braunschweig zu zahlende Transit-Vergütung für die Königl. Preuß. Brieffelleisen bei der Berlin-Coblenzer Schnellpost über Braunschweig auf 1500 Thaler jährlich festgesetzt wurde. Nachdem ferner, wie es in dem betreffenden Aktenstücke heißt, von der Königl. Preuß. Oberpostbehörde der Wunsch zu erkennen gegeben war, behufs einer rascheren Briefpost-Verbindung zwischen dem östlichen Theile der Preuß. Monarchie einerseits, und der Provinz Westfalen, der Rheinprovinz, Frankreich, Belgien 2c. andererseits, gemeinschaftlich mit den Oberpostbehörden in Hannover und Braunschweig eine tägliche Briefpost zwischen Magdeburg und Münster auf dem Wege über Braunschweig und Hildesheim einzurichten, und nachdem von den Oberpostbehörden in Hannover und Braunschweig zu einer solchen auch für den Correspondenz-Verkehr ihrer eigenen Postanstalten nützlichen Anlage bereitwilligst zugestimmt war, so wurden als Commissarien ernannt von Preußen der Geheime Postrath Schmückert, von Hannover der Oberpost-Inspector Friesland und von Braunschweig der Postrath Ribbentrop.

Nach dem nun getroffenen Abkommen hatte Preußen an Braunschweig statt des Transit-Portos eine Vergütung von 3600 Thalern, von der Zeit an jedoch, wo der Weg zwischen Helmstedt und Erxleben chaussirt sein würde, eine solche von 3200 Thalern zu zahlen. Da die Post wegen der verabredeten schnellen Beförderung reitend oder mittelst eines einspännigen Kariols befördert werden sollte, so durften ihr nur Briefe und politische Zeitungen überwiesen werden. Zeitschriften und Broschüren, sowie die in's Gewicht fallenden Dienstbriefe,

auch sonstige schwerere und minder eilige Sendungen sollten den acht vorhandenen Posten zugeführt werden.

Auch für den inneren Dienstbetrieb gelangten Neuerungen und Verbesserungen zur Einführung. Kurz vorher — am 20. Juni 1831 — war der erste Briefkasten aufgestellt worden. Aus der bezüglichen Bekanntmachung des Herzogl. Hof-Postamts ist hervorzuheben, daß der Briefkasten nur für die Abgabe der unfrankirten Briefe zur größeren Bequemlichkeit des hiesigen Publikums angebracht war. Im Jahre 1844 wurden dann noch 21 Briefkasten in der Stadt aufgestellt. Die bereits im Jahre 1744 eingeführte Land-Briefbestellung einfachster Art erhielt im Jahre 1836 eine wesentliche Verbesserung.

Das im Jahre 1791 erlassene Uniforms-Reglement wurde im Jahre 1833 durch veränderte Vorschriften ergänzt, insbesondere waren danach die Beamten jetzt zum Tragen der Uniform im Dienst verpflichtet. Das Reglement erfuhr dann noch in den Jahren 1838, 1853 und 1860 Abänderungen, so daß bis zur Einführung der Reichs-Uniformen verschiedene Uniforms-Reglements vorhanden gewesen sind.

Ueber den Personen-Verkehr dieser Zeit giebt eine zufällig aufgefundene Statistik interessanten Aufschluß.

Während des Zeitraumes von einem Jahre, und zwar vom 23. November 1834 bis 23 November 1835, sind („mit der Journalière“) befördert

von Braunschweig nach Wolfenbüttel	2337	Personen
und von Wolfenbüttel nach Braunschweig	2135	„
	Sa. 4472	Personen.

Ueber die damaligen Einnahmen der Postverwaltungen ist aus den Staatshaushaltsetat bei Etat V (Posteinkünfte) Näheres zu ersehen.

Hiernach haben z. B. die Einnahmen betragen für:

die Finanz-Periode	1834/36	71 000	Thaler
„ „	1837/39	75 000	„
„ „	1840/42	73 500	„
„ „	1846/48	100 000	„

Nachdem am 19. October 1841 der Vertrag wegen Anschlusses des Herzogthums Braunschweig an den Deutschen Zollverein vom 1. Januar 1842 bis Ende December 1853 abgeschlossen war, hielt die Herzogliche Regierung für angemessen, mit Rücksicht darauf, daß Hannover dem Zollverein nicht angehörte, mit Preußen ein Vertrags-Verhältniß einzugehen, wie solches bis dahin mit Hannover bestanden hatte. Der Vertreter Preußens machte von dem Anerbieten Braunschweigs an Hannover am 13. October 1841 Mittheilung und sprach dabei die Hoffnung aus, daß nach dem Anschluß von Hannover an den Zollverein die Postverhältnisse zwischen Hannover und Braunschweig fortbestehen würden.

Erwähnenswerth ist, daß von der Braunschweigischen Regierung, vertreten durch den Postrath Ribbentrop, jetzt und auch später der Vorschlag auf Herabsetzung der Portosätze gemacht wurde, worauf Preußen sofort einging. In dem bezüglichen Antwortschreiben des Preußischen Vertreters, Geh. Postraths Schmückert, vom 25. November 1842, heißt es u. A.: „Wenn es der Wunsch der Herzogl. Braunschw. Regierung ist, den Postverkehr zwischen Braunschweig und Sachsen durch möglichst billige Portosätze zu erleichtern, wird von Seiten des Königl. Preuß. Post-Departements dazu mit Vergnügen nach Kräften die Hand geboten“ ꝛc.

Sehr schwierig gestalteten sich die Verhandlungen über die Transit-Gebühren bei Gelegenheit der Eröffnung der Eisenbahn von Magdeburg über Oschersleben nach Braunschweig im Jahre 1843 und von hier nach Hannover im Jahre 1844. Es war wiederum der Fall, daß Braunschweig mit Rücksicht auf die geringen Post-Einnahmen, wie schon früher bemerkt, Forderungen stellte, die Preußen nicht bewilligen wollte. Dieselben Schwierigkeiten wiederholten sich, als 1848 der vereinbarte Vertrag von Braunschweig wieder gekündigt worden war. Dazu kam noch, daß, wie aus einem Briefe des Preuß. Geheimen Postraths Schmückert vom 27./28. November 1848 an den Postrath Ribbentrop hervorgeht, der Vertreter Braunschweigs dem Preußischen Bevollmächtigten den Verdacht ausgedrückt hatte, daß er nicht mit redlichster Absicht bestrebt sei, eine entsprechende Verständigung zwischen den Regierungen so schnell als möglich zu Stande zu bringen. Letzterer verwahrt sich hiergegen und will gern die Hand dazu bieten, daß ein anderer Commissär ernannt wird. Dieser Fall trat jedoch nicht ein. Der Vertrag wurde mit Vortheil für Braunschweig abgeschlossen.

Inzwischen war der am 5. April 1835 mit Hannover abgeschlossene Vertrag erloschen, und die Herzoglichen Posten hatten wieder ihre vollständig selbständige Verwaltung erhalten. Zur Regelung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Hannover und Braunschweig wurde am 3. December 1842 in Braunschweig ein neuer Vertrag vom 1. Januar 1843 ab geschlossen Hiernach sollten die Postverbindungen zwischen beiden Ländern, sowie zwischen Braunschweig und den freien Städten Bremen und Hamburg so angesehen werden, als ob sie unter einer und derselben Verwaltung ständen.

Der Verkehr mit Hannover einerseits und besonders mit Preußen andererseits wurde in ganz neue Bahnen gelenkt durch die Eröffnung der schon erwähnten Eisenbahnen nach Magdeburg und Hannover. Für Preußen und Hannover kommen nach dem Braunschweigischen Gesetz vom 15. Juni 1849 die dort geltenden Taxen in Anwendung, so daß für Sendungen nach Preußen die Preußische, für solche nach Hannover die Hannoversche Taxe maßgebend war, eine dritte, Braunschweigische Taxe aber für Sendungen innerhalb des Herzogthums galt. Im inneren Postdienstbetriebe waren durch Eröffnung des Eisenbahn-Verkehrs wesentliche Veränderungen erfolgt. Im Bahnhofsgebäude zu Braunschweig wurde schon im Jahre 1842 eine Postexpedition errichtet. (Schluß folgt.)

Beiträge zur Vorgeschichte des Landes Braunschweig.

Von Th. Voges.

23. Die Hünensteine bei Benzingerode.

Am Fuße der Harzberge sind unfern Benzingerode zwei mächtige Felstrümmer aufgerichtet. Der größte

Stein steht nordöstlich vom Dorfe im „langen Steinfelde“ und ist 3,72 m hoch, 1,30 m breit und 1,10 m dick. Der zweite Stein, von jenem 1114 m nach Südosten entfernt, ist 3,10 m hoch, 1,95 m breit und 0,70 m dick. Er liegt im Göddehuser Felde, das bereits zur Derenburger Gemarkung gehört. Der dritte Felsblock, der kleinste, ist in den vierziger Jahren von einem Einwohner des Dorfes zerschossen worden. Er lag abermals 1114 m südöstlich von dem zweiten Steine entfernt wieder auf Benzingeroder Feldflur, und seine Maaße werden auf 2,57 m und 1,40 m angegeben[1]). Die Steine stehen im Zuge der Längenachse des Regensteines. Einsam, und von den geschichtlichen Werken und Bauten durch Jahrhunderte getrennt, ragen sie auf, die ältesten Denkmäler weit umher. Fremdartig erscheinen sie uns in der Gegenwart. Wer richtete sie auf? Welchen Zweck hatten sie? Niemand vermag Antwort zu geben. Kein Heldenbuch thut es uns kund, kein altes Pergament weiß, was sie bedeuten. Dem Wanderer aber wird folgende Sage erzählt:

Es ist schon manches Jahrhundert vergangen, da lebte auf dem Felsen, der nun der Regenstein heißt, ein Ritter, der eine schöne Tochter hatte. Um die bewarben sich drei Riesen. Doch da alle drei gleich tüchtig waren, ward dem Fräulein und ihren Eltern die Wahl schwer. Endlich wurde vereinbart, daß Derjenige sie heimführen solle, der im Steinwerfen Meister sei Da schleuderten vom Regensteine die Hünen ihre Felsblöcke auf das freie Feld hin, das sich gegen Nordwesten ausbreitet, und der eine Stein fiel hinter Heimburg nieder, der zweite ward bis an den Hellbach geworfen. Der dritte Riese aber packte das größte Felsstück und warf es noch weiter bis in die Nähe von Benzingerode, und weil dieser somit der Sieger war, gewann er das Fräulein vom Regenstein. Die drei Felsblöcke aber hießen hernach die Hünensteine.

Wer sich aber mit dieser Sage nicht begnügt, wer wissen will, welche Bedeutung die Steine einst gehabt, muß sich schon umsehen, ob nicht in anderen Ländern ähnliche Denkmäler standen oder noch da sind, von deren Aufrichtung uns gewisse Kunde erhalten blieb. Und wirklich findet sich in allen Erdkreisen und zu allen Zeiten diese Erscheinung. Schon die Israeliten hatten die Gewohnheit, bei feierlichen und außergewöhnlichen Gelegenheiten solche Steine aufzustellen. Als Jacob auf seiner Flucht von der Himmelsleiter geträumt hatte, richtete er den Stein, darauf er geschlafen, zu einem Mal auf, und als er nach zwanzig Jahren wieder heimzog, setzte er abermals einen Denkstein zur Erinnerung an den Bund, den er mit Laban geschlossen. Später, als seine Nachkommen nach langer Wanderung an den Jordan kamen und nun das Land der Verheißung vor ihren Augen lag, da verordnete Josua zwölf Männer, die sollten ein jeder einen Stein aus dem Strome nehmen und aufrichten zu einem Zeichen. Wenn dann die Kinder später ihre Väter fragen würden und sprechen: Was thun diese Steine da? dann sollten die Alten ihnen erzählen, daß hier der Durchgang geschehen sei, „und es sollen diese Steine den Kindern Israels ein ewig Gedächtniß sein“.

Nach einem großen Siege der Israeliten über die Philister nahm Samuel einen Stein, setzte ihn auf das Schlachtfeld und sprach: Bis hieher hat uns der Herr geholfen!

Reich an solchen Denkmalen sind die nordischen und die westlichen Länder Europas. Für Schweden gab Odin diejenigen Gesetze, die früher bei den Asen gegolten hatten. Ueber der Asche aller Derer, die besonderen Muth bewiesen hätten, sollten Bautasteine errichtet werden, und so ist es lange nachher gehalten worden[2]). Diese Denkmale waren anfangs nur unbehauene und unbeschriebene Felsstücke, erst zur Vikingerzeit wurden Runen eingeritzt, und man sicherte dadurch sich und seinen Verwandten ein dauerhafteres Gedenken als nur durch die Ueberlieferung allein[3]). Häufig trifft man die Steinsäulen in der Bretagne. Hier stehen sie bald einzeln, bald in Gruppen oder Reihen und dann zuweilen in großer Zahl beisammen. Es sind darunter erstaunlich hohe Steine; einer mißt 10 m, ein anderer 15 m, ja der größte von allen hat sogar 19 m Höhe. Aus der Sprache der Bretonen stammt auch das Wort Menhir, d. h langer Stein, womit diese Denkmale oft bezeichnet werden. Die Menhirs der Bretagne gehören nach den Untersuchungen der französischen Forscher dem jüngeren Steinzeitalter und dem Anfang der reinen Bronzezeit an[4]).

Bei der Betrachtung der heimischen Steinsäulen darf wohl an ein Gesetz erinnert werden, das Karl der Große nach der Unterwerfung unserer Vorfahren erließ. In seinem Capitular von 789 verbot der Frankenkönig den Sachsen, weder bei Bäumen, noch bei Felsen oder Quellen Lichter anzuzünden oder andere gottesdienstliche Gebräuche (Gelübde oder Opfer) zu verrichten[5]). Freilich muß hier zunächst an natürliche Felsen gedacht werden.

Aus dem Mittelalter haben sich hier und da an Wegen und Stegen Steine und Platten erhalten, die manchmal nur ein schlichtes Kreuz zeigen, zuweilen auch mit Ornamentik kunstreich verziert sind. Einige weisen sogar Inschriften auf. Die Ueberlieferung berichtet, daß an solchen Orten ein Mensch erschlagen worden sei. Wieder in anderen Gegenden stehen Steinkreuze an den Landstraßen und bezeichnen, wie die geschäftige Sage erzählt, ebenfalls die Stelle, wo ein Mord geschah[6]).

---

1) Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. II. 468.

2) Snorre Sturlason, Heimskringla. Ynglingasaga Cap. 8.

3) Geijer, Geschichte Schwedens, S. 20. Montelius, Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, S. 193.

4) Hoernes, Urgeschichte des Menschen S. 98, 100.

5) Mon. Germ. hist. Legum Tomus I, S. 64.

6) Bei uns zu Lande finden sich zwei solcher Denkmale, deren Inschrift jene Ueberlieferungen zu bestätigen scheint. Auf einem Steine bei Scharfoldendorf meldet eine schon etwas verwitterte Umschrift in gothischen Majuskeln: Hic. fvit. interfectvs. H'mann. Parvi (oder Parv f.) B'toldi. Auf einer großen Platte, die unfern Stadtoldendorf auf einem Feldwege liegt, steht die Inschrift: Hic let Engelhart sin Levent to Midvasten. God late on (?) Mordkreuze finden sich mehrfach vor

Auch zu Grenzmarken eignen sich aufgerichtete Felsstücke am natürlichsten. Wie jetzt an Rainen und Feldscheiden kleinere Steine stehen, so dienten früher dazu auch größere. Noch jetzt finden sich solche z. B. im Walde über dem Dorfe Breitenkamp auf dem Vogler. Sie bezeichnen die Grenze zwischen dem braunschweigischen und dem hannoverschen Gebiete. Ein anderer alter Stein vom Jahre 1585 steht auf einem Plane am Eisenbahndamm zwischen Stadtoldendorf und Arholzen. Hier stießen die Feldfluren der vier auf dem Steine verzeichneten Dörfer zusammen.

Auch in fernen Gegenden stößt der Reisende auf ähnliche Denkmale. L. Catat fand in Madagaskar „stehende Steine" einzeln oder gruppenweise. Sie tragen weniger einen religiösen Charakter, sondern sollen vielmehr Erinnerungszeichen an wichtige Ereignisse, wie Siege, gerichtliche Entscheidungen, feierliche Gelübde und sonstige Thaten der Vorfahren sein. Ebenso dienen sie auch zum Gedächtniß der Todten, welche fern von der Heimath dahingingen. Nebenbei schreibt ihnen das Volk allerlei übernatürliche Kräfte zu, erweist ihnen daher eine gewisse religiöse Verehrung[7]).

Noch in unseren Zeiten wurde ein Felsenstück an einer bedeutsamen Stelle aufgerichtet. An der Oker, unfern Schladen und Burgdorf, steht jetzt auf dem Hügel, wo einst die stolze Kaiserpfalz Werla sich erhob, ein mächtiger Findlingsblock.

So zeigen diese Beispiele die mannigfachen Beweggründe, die zur Aufrichtung jener Felsen und Steine führten. Einmal sind es Denkmale an eine wichtige Begebenheit aus dem Leben eines Mannes, einer Familie, eines Volkes. Dann wieder Erinnerungszeichen an einen Helden. Hier ist es ein Salbstein, ein Heiligthum, dort eine Grenzmarke. Bald dieses oder jenes allein, bald mehreres zusammen sind diese Menhirs gewesen. Und dieser Art mögen auch die beiden Steine von Benzingerode sein. Uns erscheinen sie jetzt als rohe Felsblöcke, den Alten waren es bedeutsame, heilige Zeichen, unzerstörbare Denkmale eingesenkt in den theuren Boden der Heimath.

Bücherschau.

C. Langerfeldt, Wegweiser durch die Geschäfte eines Gemeindevorstehers im Herzogthum Braunschweig. Zusammengestellt im Auftrage des Herzogl. Staats-Ministeriums. Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer 1896. VIII und 357 S. 8⁰. 5 ℳ 20.

Wenn der Herr Verfasser des vorbezeichneten Buches in dem Vorworte bemerkt, kein Sachverständiger werde leugnen, daß der 22. ordentliche Landtag des Herzogthums Braunschweig einem wirklich vorhandenen und vielseitig empfundenen Bedürfnisse Ausdruck gegeben habe, indem er an die Herzogl. Landes-Regierung den Antrag richtete, „ein die wichtigsten Reichs- und Landesgesetze wiedergebendes oder jene doch nachweisendes Handbuch, welches zugleich als Dienstinstruction für Gemeindevorsteher benutzt werden könne, oder neben einem Handbuche solcher Art eine besondere kurz gefaßte Dienstinstruction für Gemeindevorsteher auf Staatskosten anfertigen und zum Verkaufe zu billigem Preise bereit stellen zu lassen" — so ist ihm darin unbedingt beizupflichten. Es ist in der That heutzutage für den Vorsteher einer Landgemeinde kein leichtes Stück Arbeit, sich bei den verschiedenartigsten, an ihn von Behörden und Privaten gestellten dienstlichen Anforderungen und Anfragen in den einschlägigen reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen zurechtzufinden. Für diesen Zweck bietet der „Wegweiser" in der That eine vorzügliche Grundlage. In verständiger Beschränkung ist sich der Verfasser seiner Aufgabe stets bewußt geblieben. In gedrängter Kürze, ohne der Vollständigkeit Abbruch zu thun, giebt er dem Gemeindevorsteher die Möglichkeit, sich über alle derartige Fragen, welche an ihn herantreten können, zu unterrichten.

Die Anordnung des Stoffes in drei Abtheilungen:
1) Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden,
2) Orts- und landespolizeiliche Angelegenheiten,
3) Sonstige Staats- und Verwaltungs-Angelegenheiten
in insgesammt 41 Paragraphen ist eine übersichtliche und sachgemäße. Als besonders zweckmäßig ist die Beifügung zahlreicher Muster zu protocollarischen Verhandlungen, Bekanntmachungen, Tage- und Rechnungsbüchern, Steuer-Rollen ꝛc. zu bezeichnen, welche eine genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse ersehen lassen.

Der erste Haupttheil (§§. 1—14) schließt sich bei der Erörterung der „Verwaltung der Landgemeinden" den einzelnen Abschnitten der Landgemeinde-Ordnung vom 18. Juni 1892 an. Mit Recht wird hervorgehoben, daß eine eingehende und wiederholte Beschäftigung mit der Landgemeinde-Ordnung für jeden Vorsteher unerläßlich sei; mit Recht ist es daher insbesondere auch bei diesen Erörterungen vermieden worden, allzusehr in Einzelheiten einzugehen. Besonders beachtenswerth, weil aus der Praxis geschöpft, sind die Ausführungen über die Art der Geschäftsführung des Gemeindevorstehers (Seite 11 ff.) und über die Kassen- und Buchführung des Gemeinde-Einnehmers (Seite 16 ff.).

Zweckmäßig wäre vielleicht auch noch besonders auf eine sichere Aufbewahrung der Gemeindegelder hinzuweisen. In dieser Beziehung wird öfters noch recht leichtsinnig verfahren. Manche alte Kiste unter dem Bette eines Vorstehers oder Einnehmers könnte hierfür den Beweis liefern.

Auch wäre vielleicht noch ein Hinweis darauf wünschenswerth gewesen, daß bezüglich der Hebung der Gemeindesteuern vielfach noch nicht richtig verfahren wird. Die nach dem Voranschlage aufzubringenden Steuern werden auch heute noch in vielen Gemeinden nicht in regelmäßigen (vierteljährlichen) Zeiträumen, sondern „nach Bedürfniß" gehoben. Eine geregelte Cassenverwaltung, welche alle der Gemeindecasse obliegenden Verpflichtungen rechtzeitig erfüllt, ist bei diesem Verfahren nicht möglich. Mancher Lehrer wartet am 1. des Monats längere Zeit vergeblich auf die ihm gesetzlich zukommende (Seite 39, Absatz 6) Gehaltsquote.

---

unseren Dörfern, so in Barnstorf unfern Schöppenstedt, bei Sehlde in der Nähe von Ringelheim. Von anderen Steinkreuzen weiß die Sage nichts zu berichten.

7) Globus Bd. 67, No. 16.

Je geordneter aber diese Verhältnisse sind, desto besser steht es um die Verwaltung der Gemeinde. Die größeren Gemeinden werden daher — bei der nicht unerheblichen Vermehrung der Schreibereien — auf die Dauer nicht umhin können, Gemeindeschreiber anzustellen, d. h. Personen, deren Haupt- bezw. ausschließliche Beschäftigung darin besteht, dem Gemeindevorsteher einen Theil der Schreibereien, Führung der mannigfachen Listen 2c., abzunehmen und zugleich die Obliegenheiten des Gemeinde-Einnehmers wahrzunehmen, die Gemeinde-Registratur in Ordnung halten u. s. w.

Sehr beachtenswerth ist die Zusammenstellung über die das Schulwesen betreffenden Gesetze 2c. (§. 9), welche die Uebersicht über diese in der Gesetz- und Verordnungs-Sammlung weit zerstreuten Bestimmungen ganz wesentlich erleichtern. Ingleichen die Ausführungen über die Armenpflege in den Landgemeinden und das damit in Verbindung stehende Gesetz über den Unterstützungswohnsitz.

In dem zweiten Haupttheile „orts- und landespolizeiliche Angelegenheiten" (§§. 15—32) werden in übersichtlicher und gedrängter Kürze, aber dabei doch vollständig die mannigfachen Obliegenheiten aufgeführt, welche dem Gemeindevorsteher in seiner Eigenschaft als Ortspolizeibeamter und in Mitwirkung bei der Ausführung der Reichs- und Landes-Gesetzgebung über Veterinär-Polizei (Reichs-Viehseuchen-Gesetz 2c.), Gesundheitspolizei (Impfgesetz, Nahrungsmittel-2c. Gesetz), sowie bei der Ausführung der zur Zuständigkeit der Herzogl. Kreisdirectionen gehörenden landespolizeilichen Angelegenheiten (Baupolizei, Straßen- und Wege-Polizei, Wasser- und Fluß-Polizei u. s. w.) obliegen. Besonders sind hier die im Anhange mitgetheilten Muster-Formulare zu beachten.

Im dritten Haupttheile („Sonstige Staats- und Verwaltungs-Angelegenheiten" §§. 33—41) enthält der Wegweiser zunächst einen Ueberblick über die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Beurkundung des Personenstandes (Standes-Aemter), des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit und der socialpolitischen Gesetze über Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung.

Nachdem alsdann in dem §. 36 („Militairangelegenheiten") insbesondere noch die Bestimmungen der „Deutschen Wehrordnung" und des Gesetzes über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden und im Kriege erläutert und im §. 39 („Wahlen") das — an sich ja schon äußerst klare und übersichtliche — Wahlgesetz für den Braunschweigischen Landtag und das Reichstags-Wahlgesetz in ihren Hauptbestimmungen wiedergegeben sind, behandelt der Verfasser in §. 40 („Landes-Cultur") die Ablösungs-Ordnung und die neue Gemeinheits-Theilungs-Ordnung vom 20. December 1834 und das Gesetz, betreffend die Ausübung der Forsthoheit und Forstaufsicht über Privatforsten vom 30. April 1861.

In dem Sammel-Paragraphen 41 („Verschiedenes") giebt der Wegweiser dann noch Auskunft über verschiedene Einrichtungen, deren Kenntniß für den Gemeindevorsteher von wesentlichem Interesse ist. Hier sei nur auf die „Bauprämien" und auf die von der Invaliditäts- und Alters-Versicherungs-Anstalt Braunschweig gewährten Darlehen zur Herstellung von gesunden und preiswerthen Arbeiter-Wohnungen hingewiesen.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf Einzelheiten weiter einzugehen. Hierüber setzt man sich am besten gelegentlich mit dem Herrn Verfasser in Verbindung, zumal derselbe in seiner Vorrede im Hinblick auf eine erforderliche neue Ausgabe diesen Wunsch ausdrücklich ausspricht.

Eine solche Neu-Redaction des „Wegweisers" wird sich in der That bald als wünschenswerth herausstellen. Unsere Zeit ist schnelllebig und bezüglich der Fabrikation von Reichs- und Landesgesetzen äußerst fruchtbar. Man denke nur an die ständigen Revisionen und Ergänzungen der Reichs-Gewerbe-Ordnung, eines Gesetzes, in welchem sich, wie in keinem anderen, der Wechsel der wirthschaftlichen Anschauungen wiederspiegelt. Auch sind die Ausführungen des Herrn Verfassers über die Gemeindesteuern (§. 7) und die Verwaltung der Staatssteuern (§. 38) in Folge der inzwischen eingeleiteten Reform unseres Steuerwesens nicht mehr völlig zutreffend.

Der Werth und die Brauchbarkeit des Buches wird aber dadurch nicht beeinträchtigt. Es wird Niemand dasselbe aus der Hand legen, ohne sich an den zweckmäßig geordneten, klaren und übersichtlichen Ausführungen erfreut und durch dieselben belehrt zu haben. Der „Wegweiser", dessen Werth noch durch ein genaues Sachregister erhöht wird, ist nicht nur für den Gemeindevorsteher ein unentbehrliches Hülfsmittel: jedem Verwaltungsbeamten, einem Jeden, welcher sich für unsere staatlichen und communalen Einrichtungen interessirt, kann die eingehende Beschäftigung mit diesem Werke nur dringend empfohlen werden. K.

Neues Braunschw. Schulblatt. No. 15 und 16. Ebeling, der deutsche Aufsatz in der Volksschule unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Minimal-Lehrplans. — 17 u. 18. Fr. Regener, zur Geschichte der sokratischen Lehrform. — 19. H. Ohse, die Kinder fahrender Leute der Jetztzeit.

Evangelisch-lutherische Wochenblätter. Nr. 27 u. 28. Entwickelung der Inneren Mission mit besonderer Rücksicht auf das Herzogth. Braunschweig. — 29. Predigt des P. v. Seidewitz-Leipzig. — 29 u. 30. Witzig, Ansprache über Hebräer 13, V. 9. — 30—33. Beste-Stadtoldendorf, die Sühnung der menschl. Sünde durch das vollkommene Opfer Jesu Christi. — 34. Zur Gesangbuchfrage. — 35 bis 36. Die allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeits-Vereine. — 36—37. Sonntagsruhe u. Lustbarkeiten. — 38. Zur Wunderfrage; Geschichten zu Kinderliedern; die neu entdeckten „Sprüche Jesu".

Monatsschrift für Handel u. Industrie. August. Preisaufgabe von Ritzau-Blankenburg: In welcher Weise kann die kaufmännische Fortbildungsschule auf die Charakterbildung des jungen Kaufmanns einwirken?

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 6. Werbt für die deutsche Flotte; Bilder aus der türkischen Armee; Arbeit u. Arbeiter. — 6 u. 7. Livonius, die Schlachtschiffe in ihrer Ausgestaltung bis zur Gegenwart. — 7. Alexander v. Kraatz-Koschlau; Mahnworte; Untergang des Torpedobootes S. 26.

Monatsblatt f. öffentliche Gesundheitspflege. No. 7. Zahlenmäßige Darstellung der Entwickelung und des Umfangs des deutschen Ferienkolonie- und Heilstättenwesens und der Geldaufwendungen dafür; Hans Holste, Beerdigung oder Verbrennung?

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 22. 24. October **1897.**

Zur Geschichte der Stadt Braunschweig in der Franzosenzeit.

Von Heinrich Mack.

Als im Jahre 1890 in der Aegidienhalle zu Braunschweig die Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus der Zeit von 1806 bis 1815 veranstaltet wurde, konnte man an dem Eifer sowohl, mit dem weite Kreise das Unternehmen zu Stande bringen halfen, als auch an dem regen Besuche, den die fertige Ausstellung fand, deutlich erkennen, wie lebhaft im Lande Braunschweig noch heute der Franzosenzeit gedacht wird. Und wie sollte das anders sein! Hat nicht das Unwetter, das damals Deutschland durchtobte, an unserer engeren Heimath seine ganze Wuth ausgelassen? Hat es ihr nicht die edelsten Blüthen geknickt, sie in ihren Grundfesten erschüttert? Ist nicht dem Volke der Braunschweiger die schlimmste Demüthigung aufgezwungen worden, hat es nicht schwere Opfer an Gut und an Blut darbringen müssen, ja hat nicht fast jeder Einzelne das Unheil an seinem eigenen Leibe erfahren? Darum glühte hier auch der Haß gegen den Franzosen so heiß wie nur irgendwo anders in Deutschland, darum ward auch hier die Zerschmetterung des Feindes begeistert als herrliche Erlösung empfunden. Und alles das ist ja nicht etwa schon in nebelhafter Ferne versunken, sondern wirkt noch mit den lebendigen Farben und der greifbaren Körperlichkeit des jüngst Vergangenen auf unsere Seelen. Noch hüten viele Familien die Ueberlieferungen der Großeltern aus den Franzosenjahren als theures Gut, noch schwillt manchem das Herz in freudigem Stolze bei dem Gedanken an den Urgroßvater, dessen Liebe für heimische Sitte und Art, dessen Treue gegen den angestammten Fürsten, dessen Mannesehre in dem Feuer harter Noth und schwerer Gefahr als echt erfunden wurden.

Sonach dünkt es uns eine dankbare Aufgabe, über eine neue Erwerbung der Braunschweiger Stadtbibliothek zu berichten, die für die Geschichte jener Jahre nicht ganz ohne Wichtigkeit ist. Es handelt sich um ein Quartheft grünlichen Schreibpapiers in buntem Umschlage, 78 Seiten stark, von denen die ersten 75 ein Tagebuch vom October 1806 bis ebendahin 1809 füllt, während die 76. Seite leer ist und auf den letzten beiden, von derselben Hand wie das Tagebuch geschrieben, zwei altbekannte Spottgedichte stehen, deren eines gegen die Preußen, deren anderes gegen Napoleon sich richtet. Näheres Zusehen lehrt nun allerdings, daß wir es hier nicht mit einem Tagebuche im eigentlichen Sinne des Wortes zu thun haben. Weder an jedem Tage, noch für jeden Tag sind Eintragungen gemacht worden, vielmehr hat der Verfasser, wie Schrift und Stil, auch kleine Irrthümer in den Daten beweisen, in der Regel einige Wochen verstreichen lassen, bis er von neuem die Feder ansetzte, um das zu berichten, was inzwischen in der Stadt Braunschweig allgemein oder bloß für ihn und die Seinen Bemerkenswerthes sich ereignet hatte. Hieraus ergiebt sich ohne weiteres, daß diese Aufzeichnungen in Braunschweig entstanden sind, wer sie aber dort niederschrieb, liegt nicht so offen zu Tage. Zunächst lassen die Schriftzüge auf einen weiblichen Verfasser schließen, und dazu stimmen vortrefflich die Naivetät der Darstellung sowohl, wie gewisse Eigenheiten des Inhalts. Nebensächliche Aeußerlichkeiten treten sehr in den Vordergrund. Der bei verschiedenen Festlichkeiten entfaltete Pomp und Prunk wird eingehend geschildert, die Beschreibung von Uniformen mit großer Genauigkeit gegeben, Stattlichkeit und Schönheit fremder Soldaten mehrfach hervorgehoben und die sonst lobende Charakteristik eines Einquartierten mit dem für ein Frauenzimmer gewiß sehr bezeichnenden Tadel beschlossen: vom Sprechen hält er nicht viel. Dafür bleiben dann andrerseits Vorgänge und Zustände ganz außer Acht, die ein Mann sicherlich nicht mit Stillschweigen übergangen haben würde. Insbesondere erfahren wir nichts über die finanziellen Gebahrungen der neuen Gewaltiger als Contributionen, neue Steuern, Zwangsanleihen, nichts über den hierdurch wie durch die unaufhörlichen Einquartierungen herbeigeführten Vermögensverfall so vieler Bürger. Dies die gewiß triftigen Gründe, die uns die Urheberschaft des Tagebuches einer Frau zuschreiben lassen; aber dabei brauchen wir noch nicht stehen zu bleiben. Ungemein häufig erwähnt die Verfasserin einen Verwandten, zugleich die einzige Person, die sie als solchen bezeichnet: sie nennt ihn „den Schwager Schneider". Ferner berichtet sie zum 25. Januar 1808 ohne irgend welche nähere Angabe die Geburt eines Mägdleins Namens Bertha. Nachforschungen in den

Braunschweiger Anzeigen und in den Kirchenbüchern haben ergeben, daß sich dieser Eintrag nur auf die am genannten Tage geborene und am 21. Februar zu St. Andreä getaufte Tochter Bertha Auguste Friederike des Bürgers und Kaufmanns Johann Gerhard Schneider beziehen kann. Da drängt sich natürlich die Vermuthung auf, der Schwager Schneider und Johann Gerhard Schneider seien ein und dieselbe Person, und diese Vermuthung läßt sich zur Gewißheit erheben. Johann Gerhard Schneider betrieb nach Ausweis der Adreßbücher in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in dem am Nadelklinte belegenen Hause No. 954, jetzt No. 9 daselbst, eine Ellenwaarenhandlung. Dazu paßt ausgezeichnet, daß die von der Verfasserin erwähnten Nachbaren, wie gleichfalls die Adreßbücher lehren, sämmtlich in dieser Gegend, am Nadelklinte, am Neuen und am Alten Petrithore wohnten, dazu paßt weiter, daß jene einmal von „dem Platze vor unserem Hause“ spricht, dazu paßt endlich, daß sie über den Ausgang des Jahres 1807 schreibt: „Wir feierten den Sylvesterabend mit dem Verkauf von Handschuhen und Tüchern an die Franzosen“. Freilich, wer diese Stellen auf Johann Gerhard Schneider's Haus und Geschäft beziehen will, muß annehmen, eine Schwägerin Schneider's, eben die Schreiberin des Tagebuches, habe bei ihm gewohnt. Und dem war allerdings so. Hänselmann hat in seinem Buche über Karl Friedrich Gauß[1]) auf den Briefwechsel hingewiesen, der sich nach der Uebersiedlung unseres berühmten Landsmannes an die Georgia Augusta im November 1807 zwischen ihm und seiner ersten Frau einer- und den Ehepaaren Schneider und Köppe in Braunschweig andererseits entspann. Sophie[2]), Johann Gerhard Schneider's Frau, und Dorette, die Gattin des Kaufmanns Karl Köppe, waren Schwestern und seit Kindesbeinen mit Frau Johanne Gauß eng befreundet, ein Verhältniß, das auch die Männer einander nahe gebracht hatte. In den erhaltenen Briefen der Gauß'schen Gatten nun begegnen uns nicht nur dieselben Braunschweiger Familien, die auch in dem Tagebuche eng verbunden erscheinen, sondern vor allem geht aus ihnen hervor, daß in Johann Gerhard Schneider's Hause eine unverheirathete Schwester seiner Frau mit Namen Albertine lebte. Als Demoiselle Henriette Christine Albertine Müller steht sie im Kirchenbuche von St. Andreä unter den Pathen jener zu Anfang 1808 geborenen Bertha Schneider. Für diese Albertine Müller, die ihrerseits am 11. November 1787 als Tochter eines Lohgerbermeisters auf dem Bruche[3]) geboren war[4]), dürfen wir nach allem die Verfasserschaft des Tagebuches in Anspruch nehmen.

Wie schon die Beziehungen zu Gauß und seiner Gattin lehren und viele Stellen des Tagebuches bestätigen, gehörte der Köppe-Schneider'sche Familienkreis dem besseren Bürgerstande an. Dessen Stimmungen und Anschauungen also müssen sich in Albertinens Berichte vornehmlich widerspiegeln, und das ist das eine, was uns diesen werthvoll macht. Denn bisher ist in den Darstellungen der Geschichte unserer Heimath während der Franzosenzeit die gerade für derartige Perioden so bedeutungsvolle Volksstimmung sehr zu kurz gekommen, woran außer der üblichen Bevorzugung der militärischen und diplomatischen Ereignisse nicht zuletzt der entschiedene Mangel an guten und bequem zugänglichen Quellen die Schuld trägt. Hier haben wir nun eine Quelle, die einen unmittelbaren Einblick in das Denken und Fühlen einer breiten Schicht der hauptstädtischen Bevölkerung gewährt und also das Versäumte in etwas wenigstens nachzuholen ermöglicht. Doch auch innerhalb des engern Rahmens der hergebrachten Betrachtungsweise bedeutet das Tagebuch eine Bereicherung des historischen Wissens. Denn, was in großen Zügen schon längst bekannt war, tritt uns hier vielfach in ausführlicher, zahlreiche neue Einzelnheiten beibringender Schilderung entgegen und gewinnt dadurch beträchtlich an Plastik. Diese Behauptungen zu beweisen, muß natürlich der Inhalt des Buches, so weit er eigenartig und neu erscheint, für sich selber sprechen. Wenn dabei auch Erläuterungen, Kürzungen und eine sachliche Gruppirung des Stoffes unvermeidlich sind, so werden wir doch im Uebrigen uns möglichst eng an die Worte der Verfasserin anschließen[5]), weil bei so individuell gefärbten Aufzeichnungen Inhalt und Form ein untrennbares Ganze bilden.

I.

Es wäre ganz falsch, glauben zu wollen, der Krieg zwischen Napoleon und Preußen im Jahre 1806 sei von den Braunschweigern mit deutschnationalen Gefühlen verfolgt worden. Denn ein entwickeltes Nationalgefühl weiterer Kreise gab es damals in Deutschland überhaupt nicht, und für die nationale Bedeutung gerade Preußens fehlte es vollends an Verständniß, hatte doch die Begeisterung für Friedrich's Thaten der Empörung über den Baseler Frieden und die Politik in der hanöverschen Frage Platz machen müssen. Aber auch die nachbarlichen Sympathien unserer Voreltern für Preußen darf man nicht zu hoch anschlagen. Die preußische Strammheit und der preußische Hochmuth wirkten, namentlich aus so großer Nähe, eher in entgegengesetztem Sinne. Demgegenüber fielen die engen Beziehungen des herzoglichen Hauses zum preußischen Hofe und Heere kaum ins Gewicht. Vor allem ward die Uebernahme der Feldherrnschaft durch Karl Wilhelm Ferdinand wie von ihm selbst, so von seinen Unterthanen rein als Privatsache betrachtet und ihm von vielen der letzten sogar als mit dem Wohle des Landes unvereinbar schwer verdacht. Das führt uns auf den Standpunkt, den die große Masse der Braunschweiger, Gebildete wie Ungebildete, beim Ausbruch des Krieges von 1806 einnahm: wenn nur ihr Land in seiner Ruhe und seinem Wohlstande nicht gestört wurde, mochten die eisernen Würfel fallen, wie sie wollten. Immerhin verschloß man sich dabei der Erkenntniß nicht, daß Braunschweig

1) Leipzig 1878, S. 87.

2) Nicht Betty, wie a. a. O. steht.

3) Dort wohnte auch Gauß' Schwiegervater, der Weißgerbermeister Osthoff: Hänselmann a. a. O. S. 67.

4) Sie starb, ledig geblieben, am 27. März 1829.

5) Starke Verstöße gegen Orthographie und Grammatik, die sich in großer Zahl finden, sind auch bei wörtlichen Anführungen stillschweigend verbessert.

von einem etwaigen Siege der Preußen nichts, von einem solchen der Franzosen sehr viel zu befürchten habe.

Wer das erwägt, den wird die große Kürze und Nüchternheit des Berichts über die Thüringer Schlachten und ihre nächsten Folgen, mit dem das Tagebuch anhebt, nicht weiter Wunder nehmen. Drückten diese Ereignisse auch der Demoiselle Müller die Feder in die Hand, so viel vermochten sie doch nicht, ihr ein Wort patriotischer Klage über die vernichtenden Niederlagen des preußischen Heeres zu entlocken. Selbst die geringfügigste Aeußerung des Mitleides mit dem doppelt furchtbaren Geschick des todwunden, landflüchtigen Herzogs suchen wir vergebens. Nur an einer Stelle kommt in die trockene Aufzählung der Thatsachen etwas Leben und Farbe. Nachdem zum 16. October die Ueberbringung der Botschaft von der Niederlage bei Auerstädt durch den Hauptmann Meier erwähnt ist, heißt es weiter: „Den 17. wurde im Schlosse, in der Kammer, am Leihhause mit Gewalt gepackt. Den Nachmittag um 4 Uhr reisete die Herzogin unter lauter Thränen ab; die ganze Stadt war voll Angst und Noth“. Nun, eine Bemerkung ähnlichen Sinnes macht die Schreiberin so bald nicht wieder. Die Franzosen rückten zwar am 26. October ein, aber sie benahmen sich weit manierlicher als man erwartet hatte. Freilich wurden Contribution und Einquartierung von vornherein unangenehm empfunden, vermochten aber doch nicht die Bevölkerung mit einem Schlage zu glühendem Hasse gegen die Fremden zu entflammen. Dazu hätten schon rohe Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten gehört, wie sie eben anfangs kaum vorkamen. Ganz allmählich nur brachen jene Gefühle sich Bahn, deren kräftige Aeußerungen wider das französisch-westfälische Regiment unvergessen geblieben, und die wir deshalb als von Anfang an und allgemein vorhanden anzunehmen geneigt sind. Die erste Regung von Unzufriedenheit erwähnt unser Tagebuch bei der Beschreibung der großen Illumination, die am 2. December, dem Krönungstage Napoleon's, veranstaltet wurde. Da lesen wir zum Schluß: „Der Hofbuchbinder Voigts“ — er wohnte auf dem Bohlwege — „hatte sein Haus auch lieblich illuminirt und über der Hausthür den Vers: Vive Napoleon, vive son bon coeur! An seinem Hause sollen aber Excesse begangen sein“. Indessen muß man sich hüten, nach diesen Excessen, wenn sie wirklich begangen wurden, die allgemeine Volksstimmung zu beurtheilen. Denn einmal forderte Engelhard Voigts, der sonst noch dadurch bekannt geworden ist, daß er in seinen der Dichtkunst geweihten Mußestunden mit überwältigendem Erfolge dem blühenden Blödsinn huldigte, durch seine ekelhaft aufdringliche Franzosenschwärmerei solche Angriffe des Pöbels geradezu heraus. Und andrerseits können wir aus demselben Tagebuche nicht eine, sondern viele Stellen beibringen, die uns noch lange nach jenem 2. December Bürgerschaft und Franzosen in bestem Einvernehmen zeigen. Die wichtigsten davon werden in den folgenden Abschnitten mitgetheilt und ebendort auch des näheren nachgewiesen werden, in welcher Weise sich der oben schon berührte Stimmungswechsel vollzog. Hier kam es zunächst nur darauf an, festzustellen, mit welchen Gefühlen die Braunschweiger in die Zeit der Fremdherrschaft hineingingen.

II.

Bekanntlich sandte Karl Wilhelm Ferdinand, auf seiner Flucht in Braunschweig angelangt, den Oberhofmarschall von Münchhausen an Napoleon ab, um ihn zur Anerkennung der Neutralität des am Kriege nicht betheiligten Herzogthums zu bewegen. Münchhausen richtete nichts aus: Braunschweig wurde für erobertes Land erklärt. Anfang November trat der französische Gouverneur, Divisionsgeneral Bisson, seinen Posten an, neben ihm stand der Intendant Daru, ein Bruder des bekannten Generalintendanten der Großen Armee. Sonst wurde an dem Regierungsapparate einstweilen nichts geändert, insbesondere blieb das Ministerium im Amte, dessen Seele der tüchtige Gustav Anton von Wolffradt war. Bisson's Privatleben war, wie aus Wolffradt's Briefen erhellt, nichts weniger als erbaulich. „Ein Ungeheuer von Figur an Größe und Dicke“ fröhnte er den Tafelfreuden im Uebermaße, auch erhob er, obwohl verheirathet, alsbald eine der Huldinnen des französischen Theaters in Braunschweig zu seiner Maitresse[6]). Dabei aber fehlte es ihm keineswegs an Gutmüthigkeit, so daß sein Regiment wohl zu ertragen war und Wolffradt in einem Briefe[7]), worin er den Fortgang des Mannes meldet, ihn „unser guter Dicker“ nennt. Nur Worte des Lobes hat Wolffradt für Daru[8]), der, von Bisson's Schwächen frei, an Verdiensten um das Land ihm mindestens gleichzustellen ist, insofern er trotz der ihm speciell obliegenden gehässigen Aufgabe, den Braunschweigern so viel Geld abzupressen als möglich, sich den Ruf eines humanen Mannes zu wahren wußte. In dem Tagebuche kommt sein Wirken naturgemäß wenig zur Geltung; die einzige Stelle indeß, die über bloße namentliche Erwähnung hinausgeht, ist bezeichnend genug. Es wird dort ein „Festin“, das Daru am 21.[9]) Juni 1807 den Pfleglingen des großen Waisenhauses gab, mit folgenden Worten beschrieben. „Sie mußten sich alle nach der Kirche mit ihren Lehrern, Waisen-Vater und Mutter in seinem Logis versammeln, wurden da prächtig gespeist und bekamen jeder ihr Quantum Wein. Unter jedem Couvert für die Großen lag ein Thaler, für die Kleinen ein halber Thaler, und die Waiseneltern bekamen jeder auch was“. Kaum mehr wird von Bisson erzählt und auch nur Günstiges. Mit großer Befriedigung wird sein respectvolles Benehmen bei der Parade der gleich zu Beginn der Occupation gebildeten Bürgermiliz am 23. November 1806 geschildert: wie er in einem Wagen mit vier Schimmeln angefahren kommt, wie er mit glänzender Suite die Fronten abschreitet und das Salutiren der Bürgerofficiere aufs höflichste erwidert.

---

6) v. Wolffradt an den Grafen Mellin in den „Denkwürdigkeiten eines ehemaligen Braunschw. Ministers . . . mitgetheilt von A. P[ütter]“, Deutsche Rundschau Bd. 46, S. 60.

7) An den Landdrosten v. Schrader in Wolfenbüttel 1807 Febr. 25.

8) Z. B. Deutsche Rundschau Bd. 46, S. 60.

9) Demoiselle Müller setzt es auf den 26., das richtige Datum ergiebt sich aus einem Briefe Wolffradt's an Schrader vom 22.

Wohl begreiflich dies Behagen, denn zu jenen Officieren gehörten auch Johann Gerhard Schneider und sein Schwager Köppe. Lehrt uns die Erzählerin hier, daß Bisson die nützliche Kunst verstand, der menschlichen Eitelkeit zu schmeicheln, so rühmt bald darnach auch sie seine Gutherzigkeit. In der Nacht vom 6. zum 7. December brach auf Polemann's Cichoriendarre vor dem Steinthore ein Feuer aus, bei dem Albertine Bisson thatkräftig eingreifen läßt, indem sie schreibt: „Der Gouverneur kam zu Fuß und legte Hand mit an; er benahm sich sehr gut". Doch liegt hier möglicher Weise eine Verwechslung mit dem Commandanten Uny vor, da Polemann in seiner durch die Anzeigen veröffentlichten Danksagung[10]) nur diesen besonders nennt.

Schon im Februar 1807 ward Bisson aus Braunschweig abberufen, sein Nachfolger war der Divisionsgeneral Rivaud. Trotz mancherlei Reibungen zwischen Rivaud und Wolffradt, der nach wie vor die Interessen des Landes gegenüber den französischen Forderungen mit großer Entschiedenheit vertrat, stellt ihm dieser das Zeugniß eines sehr braven Mannes aus[11]). Die Bürgerschaft führte sich nicht gerade gut bei dem neuen Gouverneur ein. „Am 1. März", erzählt das Tagebuch, „sollte wieder große Bürgerparade sein; sie kam aber nicht zu Stande, weil die Gemeinen von ihren Officieren nicht beordert waren: der Gouverneur war etwas böse darüber". Dieser Aerger hielt jedoch nicht lange vor, vielmehr gestaltete sich Rivaud's Verhältniß zu den Braunschweigern so vortrefflich, daß er bei seinem Abgange im März 1808 mit dem Magistrate, dessen Haupt der durch und durch ehrenfeste und dem Herzoglichen Hause treu ergebene Wilmerding war, fast herzlich zu nennende Abschiedsschreiben wechselte[12]). Das ist um so höher anzuschlagen, als inzwischen zu dem stetig wachsenden Druck der Einquartierungs- und andern Lasten noch die Vernichtung der Selbständigkeit des Herzogthums sich gesellt und die Volksstimmung nicht unbeeinflußt gelassen hatte. Unter welchen Umständen das dem Lande auf Grund des Tilsiter Friedens zugedachte Schicksal in Braunschweig bekannt wurde und wie man hier die Nachricht aufnahm, davon entwirft das Tagebuch ein anschauliches Bild. Am 27. Juli 1807 ward der Marschall Berthier in der Stadt erwartet, wo mancherlei Vorbereitungen zu festlichem Empfange getroffen waren. Aber vergeblich harrte man am 27. so gut wie am 28. „Die Anstalten zur Illumination", fährt Albertine Müller fort, „waren gemacht; um dieses nun doch nicht ganz vergeblich gethan zu haben, so wurde vom Gouverneur beschlossen, den zukünftigen Tag als den 29sten das Friedensfest zu feiern. Von 8 bis 10 Uhr sollte nichts verkauft werden. Den Morgen um 11 Uhr ging der Hof und alle Ministers ꝛc. nach der Katholischen Kirche, wo Messe gelesen und das Te Deum gesungen wurde. Den Abend war freie Comedie und Ball am Hofe, wozu alle Bürgerofficiere mit ihren Frauen eingeladen wurden. Schneider und ich wir gingen nach der Comedie, Köppe zum Balle, und der brachte die gewisse Nachricht mit, daß wir westfälisch würden. Es herrschte eine rechte tiefe Stille in der Stadt am Friedensfeste wegen dieser Publikation".

Erst im December 1807 trat König Jerome wirklich die Herrschaft über sein neues Reich an; bis dahin hatte es einer provisorischen Regierung unterstanden. Um dieselbe Zeit löste sich das braunschweigische Ministerium auf, Rivaud schied erst am 5. März 1808 von seinem Posten. Tags darauf wurde, wie überall im Königreiche, so auch in der Stadt Braunschweig dem neuen Herrscher gehuldigt. Diesen in Person kennen zu lernen, hatten dann die Bürger zwei Monate später das zweifelhafte Glück. Schon seit dem December 1807 war, wie Demoiselle Müller berichtet, auf den Empfang gerüstet, der denn auch sehr prunkvoll ausfiel und deshalb in dem Tagebuche mit aller Umständlichkeit beschrieben wird. Hier nur das Wesentliche daraus. Am 16. Mai abends in Richmond angekommen, hielt Jerome am 17. morgens inmitten eines glänzenden Reiterzuges von adliger und bürgerlicher Ehrengarde, Gardecavallerie und Gensdarmen zwischen Spaliers von Truppen und Schützenbrüdern hindurch seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Vor dem Augustthore bot ihm der Maire die Schlüssel der Stadt dar, an einer Ehrenpforte bewillkommnete ihn eine Deputation der Kaufmannschaft und überreichte ein Gedicht. Am Aegidienmarkte war in zwei Halbkreisen eine von Tannen umschattete Tribüne errichtet: hier standen Knaben und Mädchen in spanischer Tracht und opferten[13]). „Als der König" — von hier ab geben wir nicht nur den Inhalt, sondern auch die Worte des Tagebuchs wieder — „durch die Tribüne auf den Aegidienmarkt kam, wurde ihm von einem 2jährigen Kinde, als Engel gekleidet, ein Gedicht überreicht, und es sagte folgende Worte: „Lieber König, ich bitte für mich und mein Vaterland". Der König soll sich sehr darüber gefreuet haben. Von da ging der Zug nach dem Schlosse. Den Nachmittag zeigte sich der König immer am Fenster, den Abend ging er im Schloßgarten spazieren, den Abend war die Stadt erleuchtet. Den anderen Tag ritt er nach Salzdahlen und von da nach dem Exercierplatze, wo er Revue hielt. Den Abend war Ball im Medicinischen Garten[14]), hier hielt er sich aber nur eine Stunde auf. Er hat da nichts genossen, die übrige Gesellschaft hat es sich aber desto besser schmecken lassen: viele sind tu[15]) besoffen gewesen. Den andern Tag hat er ganz in Ruhe zugebracht, und es waren keine Festivitäten. Den 20ten war den Abend Masquerade. Hier hielt er sich nur ohngefähr eine Viertelstunde auf, und den 21ten morgens um 4 Uhr fuhr er nach Blan-

10) Braunschw. Anzeigen 1806, 97. Stück, Mittwoch 10 December, Sp. 3046.

11) Deutsche Rundschau Bd. 46, S. 60

12) Rivaud's Schreiben datirt vom 5, die Antwort des Magistrats vom 6. März; beide Stücke im Stadtarchiv.

13) Das Programm für die Empfangsfeierlichkeiten (Braunschweig, Friedr. Vieweg) sagt hierüber: Arrivant au marché de St. Egide Sa Majesté sera recue par une centaine des enfans de la ville habillés en costume antique allemand et presentés par deux hommes celebres dans l'art de l'education.

14) Vergnügungslocal mit großem Saale auf dem Terrain der heutigen Reichspost.

15) D. i. tout

kenburg. Die Schützen und dgl. waren wieder in voller Parade da; hierüber hat er sich sehr gefreuet".

Man würde lügen, wenn man bestreiten wollte, daß diese Schilderung den Patriotismus der guten Braunschweiger in ein recht schlechtes Licht setzt. Doch läßt sich Verschiedenes anführen, was uns hierüber ein wenig trösten kann. Erstens: die andern Städte des Königreiches, die Jerome mit seinem Besuche beehrte, machten es nicht besser. Sodann aber: es war doch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bürgerschaft, der sich in so ausschweifendem Servilismus gegen den fremden Eindringling gefiel, vornehmlich die Schicht der reichen und gutsituirten Leute, die — natürlich nicht ausnahmslos — im Interesse ihrer Geldbeutel und ihrer Stellungen um die Gunst des neuen Herrschers zu buhlen für nöthig hielten. Man wird uns ersparen, den Beweis dafür durch Namennennung erbringen zu müssen; Kundige wissen, daß es nicht schwer fallen würde, wissen auch, daß gerade in diesen Kreisen die Fremdherrschaft bis zuletzt eifrige Anhänger gehabt hat. Und andrerseits ist doch sehr unwahrscheinlich, daß in der Stadt, wo es im September zum Straßenkampfe kam[16]), noch ein Vierteljahr vorher die Masse der Bürger sich aus Begeisterung für die westfälische Herrlichkeit überschwänglichem Jubel hingegeben haben sollte.

Am Nachmittage des 11. Aprils 1809 traf der König zu einem zweiten Besuche in Braunschweig ein, diesmal von der Königin begleitet. Sein Aufenthalt währte eine volle Woche, wird aber dessenungeachtet im Tagebuche viel kürzer abgefertigt als der erste Besuch. Nach flüchtigem Himweis darauf, daß der Empfang ebenso festlich gewesen sei wie das vorige Mal, läßt sich Demoiselle Müller folgendermaßen vernehmen. „Den Abend war Comedie, und Herr Klingemann hat sich die Mühe gegeben, ein Stück auf die Ankunft des königlichen Paars zu verfertigen[17]). Der König hat aber keinen Gefallen daran gefunden, es zu sehen[18]), und es war auch eigentlich nicht passend, denn der Stammvater der Deutschen spielte eine Hauptrolle darin. Ein Lustspiel von Kotzebue[19]) folgte diesem Stück und dieses wurde den Abend 2 Mal gegeben, erst vor der Ankunft und dann während des Hierseins der hohen Herrschaften. Man konnte es mit Recht Wirrwarr nennen, und wie viele hatten sich nicht auf das erste Stück gefreuet und fanden sich nun so getäuscht. Den 12ten war wieder Comedie: es wurde auf hohen Befehl aufgeführt „das natürliche Gemälde"[20]) und „die Beichte"[21]) von Kotzebue. Das letzte wurde aber zuerst aufgeführt, weil sie erst um halbacht Uhr kamen. Sie blieben aber bis das 1te Stück ganz vorbei war, ich habe sie den Abend in der Comedie recht genau gesehen. Den 13ten war Maskerade. Diese ging um 8 Uhr an; der König und die Königin kamen um halb 10, hielten sich 5 Minuten in der Loge und ohngefähr ebenso lange auf dem Saale auf. Der Bohlweg war erleuchtet, und eine ungeheure Menge Fackelträger begleiteten den Wagen: dieses hatte die Municipalität besorgt. Ich war mit Volbers[22]) im 4ten Rang in einer Loge. Den 19. morgens um 7 Uhr fuhr der König unter Begleitung der Bürgergarde zu Pferde aus dem Petrithore".

So zeigt im ganzen trotz der größeren Kürze unser Tagebuch die zweite Anwesenheit des Königs im selben Lichte wie die erste Damit soll nicht bestritten werden, daß nicht doch vielleicht schon im Vergleich zum vorigen Male der Empfang und die Feierlichkeiten auf einen kühleren Ton gestimmt waren, nur legt eben das Tagebuch kein Zeugniß dafür ab. Denn Albertine Müller dachte und fühlte kaum anders als im vorigen Jahre, war noch so weit von patriotischem Zorne entfernt, daß sie es Klingemann zum Vorwurf machen konnte, dem Stammvater der Deutschen in seinem „Opfer der Künste" eine Hauptrolle zugetheilt zu haben. Aber die Erschießung der Schill'schen Gefangenen im Juli und der diese Mordscenen ablösende Einzug Herzog Friedrich Wilhelm's und seiner Schwarzen sammt dem glorreichen Kampfe bei Oelper weckten wie viele Andere, so auch die Tagebuchschreiberin aus ihrer Gleichgültigkeit auf. Das beweisen die Worte, die sie etwa sechs Wochen nach dem Treffen von Oelper dem dritten Besuche Jerome's widmet. „Den 8ten September mittags um 12 Uhr kam der König. Dieses Mal fanden keine Feierlichkeiten statt, und das Publikum bekümmerte sich sehr wenig um ihn. Den 9ten ritt er nach dem Schlachtfelde und ließ sich die Gegenden, wo was vorfiel, ganz genau zeigen. Den 10ten September segelte Seine Majestät um 10 Uhr aus dem Petrithore wieder ab". Schade, daß das Tagebuch gleich darauf abbricht, sonst würde uns gewiß noch manche Aeußerung entgegenschallen, die nicht minder zum Herzen spräche als das so erfrischend respectwidrige „Absegeln Seiner Majestät". (Fortsetzung folgt.)

16) Darüber im 3. Abschnitte Näheres.

17) Opfer der Künste. Ein lyrisches Vorspiel mit Chören und einem allegorischen Ballet.

18) D. h., wie erst durch die nächsten Sätze ganz klar wird, er setzte es vom Spielplan ab.

19) Nach Ausweis des Theaterzettels „Das Landhaus an der Heerstraße. Ein Lustspiel in 1 Act", nicht etwa, was man aus dem Folgenden zu schließen versucht sein möchte, „Der Wirrwarr", der mit seinen vier Acten unmöglich an demselben Abend zweimal hätte aufgeführt werden können.

20) Clementine, oder: Das natürliche Gemälde. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen, aus dem Französischen von Madame Weißenthurn.

21) Auf dem Theaterzettel steht dafür „Der Klausner, oder: Das Geständniß. Lustspiel in 1 Act" des nämlichen Dichters. Da aber Albertine selbst im Theater war, wird an ihrer Angabe festzuhalten und eine abermalige Aenderung des Spielplans anzunehmen sein.

22) Haupt dieser Familie vermuthlich Stell- und Rademacher Joh. Heinr. Volber, am Alten Petrithore 899 (heute No. 14).

Das Postwesen in Braunschweig.

Von Richard Schucht.

(Schluß.)

Nach einer Bekanntmachung des Herzogl. Hof-Post-Amtes vom 8. Februar 1848 wurde zur Beschleunigung der Abgabe der für Bewohner der Stadt bestimmten Brief-Sendungen bereits eine sechsmalige Bestellung ausgeführt und zwar regelmäßig bei Ein-

treffen der Posten und Eisenbahnzüge um 7 V., 9 V., 11 V., 2½ N., 5½ N. und 7½ N. An den Sonntagen fiel die zweite Bestellung um 9 V. aus. Außerdem gelangten diejenigen Briefe, welche vom Absender auf der Adresse durch irgend eine verständliche Bezeichnung zur eiligen Bestellung empfohlen waren, und welche der vorgerückten Tageszeit wegen durch Briefträger an demselben Abend nicht mehr bestellt werden konnten, durch expresse Boten gegen Vergütung eines Extra-Bestellgeldes von ½ bis ¾ gg, je nach der Entfernung der Wohnung des Empfängers vom Postdienstlocale, zur Bestellung. Auch konnten die Sendungen nach vorgängiger schriftlicher Erklärung sowohl bei der Ausgabe-Expedition des Hof-Postamtes (in der Stadt), als auch bei der inzwischen auf dem Bahnhofe eingerichteten II. Abtheilung des Hof-Postamtes abgeholt werden. Die Leerung der Stadt-Postbriefkasten fand bereits 5 Mal, um 5¾ V., 10¼ V., 12½ N., 4 N., 6 N. statt. Die Stadtbriefe fanden Bestellung bei dem 1., 3., 4., 5. und 6. Umgange.

Im Jahre 1850 wurde die Herzogl. Eisenbahn-Commission (mit derselben wurde später auch die Telegraphie verbunden) und die Herzogl. Postdirection vom 1. Juli ab zu einer Behörde vereinigt, die den Titel „Herzogliche Eisenbahn- und Post-Direction" erhielt und dem Herzoglichen Staats-Ministerium unmittelbar unterstellt war. Der bisherige Vorstand der Herzogl. Post-Direction, Postdirector Ribbentrop, wurde zum Geheimen Finanzrathe und erstem Mitgliede dieser Behörde ernannt. Die neue Behörde entfaltete auf dem Gebiete des Postwesens unter Leitung des letztgenannten Beamten ebenfalls eine rege Thätigkeit.

Am 31. März 1851 wurde eine Verordnung über die Zulassung und Prüfung zum Eisenbahn- und Postdienste erlassen. Die Anwärter mußten mit dem Zeugnisse vollständiger Reife zum Abgange und guter sittlicher Führung folgende Lehranstalten besucht haben:

a. entweder das Herzogliche Collegium Carolinum in Braunschweig
b. oder die Primaclasse eines inländischen Gymnasiums
c. oder die erste Classe des Realgymnasiums zu Braunschweig.

Die Anwärter erhielten den Titel „Bahn- und Postaspirant, bezw. Bahn- und Posteleve". Nach bestandenem Beamten-Examen wurden die Bahn- und Post-Eleven nach Maßgabe der eintretenden Vacanzen in die etatmäßigen Stellen der Bahn- und Post-Beamten befördert.

Die auf Grund dieser Verordnung angenommenen und geprüften Beamten waren beim Uebergange des Braunschweigischen Postwesens auf den Norddeutschen Bund im Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienste ausgebildet.

Eine wichtige Veränderung in Bezug auf den Verkehr mit den fremden Post-Anstalten erfolgte auf Grund des Gesetzes vom 24. December 1851. Hierdurch wurde der Beitritt des Herzogthums zu dem Deutsch-Oesterreichischen Postvereine vom 1. Januar 1852 ab ausgesprochen. Zu derselben Zeit — vom 1. Januar 1852 ab — erfolgte die erste Ausgabe der Braunschweigischen Francomarken zu 1, 2 und 3 Sgr. Die Marken zeigten das springende Braunschweigische Pferd mit der Herzogskrone darüber. Erst nach Einführung der Freimarken konnte die Benutzung der Post-Briefkasten in der jetzt üblichen Weise stattfinden. Ueber sämmtliche von der Braunschweigischen Postverwaltung ausgegebenen Francomarken, Francocouverts und Franco-Postanweisungen erfolgt gleich an dieser Stelle die folgende Zusammenstellung:

1852. 1. Januar. Francomarken
à 1 Gr. (rosaroth), à 2 „ (blau), à 3 „ (braungelb) — weißes Papier, farbiger Druck.

1853. 1. März. à 1 Sgr. (gelb), à 2 „ (blau), à 3 „ (roth) — farbiges Papier, gewöhnlicher Schwarzdruck.

1855. 1. August. Francocouverts mit Stempel
à 1 Gr. gelb,
à 2 „ hellblau,
à 3 „ rosaroth.

1856. 1. März. Francomarken
zu 3 Pfennigen, dunkelbraunes Papier,
zu 4 Silberpfennigen, weißes Papier.

1857. 1. März. Francomarken zu 12 Pfennigen im Gesammtwerthe, mit je 4 Abschnitten à 3 Pfennige, dunkelbraunes Papier.

1863. 1. Januar. Francomarken zu ½ Groschen, grünes Papier, gewöhnlicher Schwarzdruck.

1865. 1. September. Francomarken
zu ⅓ Groschen (4 Silberpfennige) mit schwarzem, „ 1 „ „ rosarothem, „ 2 „ „ blauem, „ 3 „ „ hellbraunem — Drucke auf weißem Papiere.

Francocouverts mit Stempel
à 1 Groschen, rosaroth,
„ 2 „ blau,
„ 3 „ hellbraun.

Franco-Postanweisungen mit Stempel im Jahre **1865**
zu 1 Groschen auf rosarothem Papier (bis 25 Thlr.),
„ 2 „ „ blauem „ („ 50 „).

(In der Reichspostverwaltung wurden die Franco-Postanweisungen mit Stempel erst später eingeführt.)

Hier soll gleich angeführt werden, daß für Stadt-(Orts-) Briefe, die in größerer Anzahl (mindestens 10 Stück) aufgeliefert wurden, bereits vom 1. Januar 1863 ab eine ermäßigte Taxe eingeführt wurde. Für diese Briefe, welche von demselben Absender gleichzeitig aufgeliefert und frankirt werden mußten, waren zu entrichten:

für 10 Stück	2½ Gr.
über 10—20 Stück	5 „
„ 20—50 „	7½ „
„ 50—100 „	10 „
„ 100 Stück nach Maßgabe der vorstehenden Sätze.	

Die Briefe wurden nicht mit Freimarken beklebt, sondern nur mit einem besonderen Aufgabestempel bedruckt, wozu später rothe Stempelfarbe zu benutzen war [1]).

Die sämmtlichen Braunschweigischen Post-Werthzeichen wurden am 31. December 1867 zuletzt ausgegeben und verloren am 1. Januar 1868, dem Einführungstermine der Norddeutschen Werthzeichen, ihre Gültigkeit.

Im Landbriefträger-Dienste, über den bereits aus den Jahren 1744 und 1836 berichtet ist, traten umfassende Verbesserungen vom 1. Mai 1853 ab ein. Von dieser Zeit an wurden die Postsendungen nach allen Landgemeinden des Herzogthums nur durch besonders verpflichtete Landbriefträger zur Bestellung gebracht, und zwar nach den 48 Orten des Postamts Braunschweig täglich (mit Ausnahme des Sonntags).

Die im Jahre 1856 eröffnete Eisenbahn von Braunschweig nach Kreiensen wurde von Braunschweigischen Bahnposten in derselben Weise befahren, wie die 1840 eröffnete Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg, während auf den 1843 und 1844 eröffneten Strecken Magdeburg—Oschersleben—Braunschweig und Braunschweig—Hannover Preußische Bahnposten verkehrten.

Auch über den Verkehr dieser Zeit mögen hier einige statistische Angaben Platz finden:

Stückzahl der im Herzogthume Braunschweig beförderten Briefe.

1854 — 2. 161 856 Stück.
1855 — 2. 265 505 „
1856 — 2. 479 126 „
1857 — 2. 546 094 „
1858 — 2. 644 025 „
1859 — 2. 738 215 „

Wesentliche Verbesserungen traten ein, als am 15. December 1860 eine Instruction über das Expeditions- und Rechnungsverfahren zur Einführung kam. Jetzt wurden auch die beiden Abtheilungen des Hof-Postamts wieder im Hof-Postamts-Gebäude vereinigt. An Stelle der zweiten Abtheilung des Hof-Postamts, welche bislang auf dem Bahnhofe eingerichtet gewesen war, trat hier nun eine Postexpedition.

In Folge des Münzgesetzes vom 10. Mai 1857 und des Postvereins-Vertrages vom 18. August 1860 wurde das Gesetz über die Portotaxe vom 4. December 1862 am 1. Januar 1863 in Wirksamkeit gesetzt. Bald nachher erschien das „Postgesetz für das Herzogthum Braunschweig“ vom 1. Juli 1864, welches gleichzeitig mit dem dazu erlassenen „Reglement über die äußere Behandlung und die Beschaffenheit der Postsendungen bei der Auf- und Abgabe“ vom 1. Januar 1865 ab Geltung erlangte [2]).

Am 1. Juni desselben Jahres kam das Gesetz vom 4. April 1865 wegen Abänderung mehrerer Vorschriften über die Portotaxe zur Anwendung. Hiernach trat u. A. im inneren Verkehr eine Ermäßigung der Gebühr für baare Einzahlungen in der Weise ein, daß für eine Einzahlung bis 25 Thaler eine Gebühr von 1 Groschen und für eine solche bis 50 Thaler eine Gebühr von 2 Groschen zur Erhebung kam. Gleichzeitig wurde für den inneren Verkehr zuerst die Postanweisung eingeführt, während im Verkehr mit anderen Staaten die Einzahlung noch auf Briefen ꝛc. zu erfolgen hatte. Die am 10. October desselben Jahres erfolgte Eröffnung der Holzmindener Bahn machte die Aufhebung zahlreicher Posten und die Einrichtung Braunschweigischer Bahn-Posten zwischen Braunschweig und Holzminden nothwendig.

Das Jahr 1866 führte zu der Vereinigung der norddeutschen Staaten im Norddeutschen Bunde, dessen Verfassung am 25. Juni 1867 veröffentlicht wurde. Nach Artikel 48 dieser Verfassung sollen das Post- und das Telegraphenwesen für das ganze Gebiet des Norddeutschen Bundes als einheitliche Staatsverkehrsanstalten eingerichtet und verwaltet werden.

Diese verfassungsmäßige Bestimmung trat am 1. Januar 1868 in Kraft.

Von demselben Zeitpunkte an erhielten Gültigkeit: Das Gesetz über das Postwesen des Norddeutschen Bundes, das zugehörige Reglement, die Instruction für die Postanstalten des Norddeutschen Postgebiets, den Expeditionsdienst ꝛc.

War das Braunschweigische Expeditions- und Rechnungsverfahren auch in einigen Grundzügen mit den Bundes-Bestimmungen übereinstimmend, war auch ein sorgfältig ausgearbeitetes Braunschweigisches Postgesetz vorhanden, so mußten diese Einrichtungen selbstverständlich nun den Bundes-Verordnungen weichen. Jedoch hatte die Braunschweigische Postverwaltung die Genugthuung, daß bei der Berathung des Gesetzes über das Postwesen des Norddeutschen Bundes auf das Braunschweigische Postgesetz Rücksicht genommen wurde, sowie, daß manche Einrichtung der Braunschweigischen Postverwaltung, die zunächst nun in Fortfall kam, später im Bundes- bezw. Reichspostdienste wieder Geltung erhielt. So hatten die Herzoglich Braunschweigischen Posten mehr als 300 Jahre bestanden, als sie am 1. Januar 1868 in wohlgeordnetem Zustande auf den Norddeutschen Bund übergingen.

Braunschweiger Volksdeutungen.

Von Otto Schütte.

Volksdeutungen finden sich bei allen Völkern aller Zeiten, aber am meisten in der Sprache der Deutschen.

---

1) Diese ermäßigte Taxe ist erst später in Wegfall gekommen.

2) Als Vater dieser und der noch vor Errichtung des Norddeutschen Bundes erlassenen postalischen Gesetze und Verordnungen gilt der als Mitglied der Herzoglichen Eisenbahn- und Postdirection dem gesammten Postwesen des Herzogthums vorgesetzte Finanzrath Rudolf Schottelius, später Kaiserlicher Oberpostdirector und Geheimer Postrath († 31. März 1881). Schottelius, der vielfach schriftstellerisch thätig gewesen ist, hat eine reiche Sammlung von Materialien zur Geschichte des Braunschweigischen Postwesens hinterlassen, die von seinen Erben dem Herzoglichen Landes-Hauptarchive in Wolfenbüttel überwiesen ist. Auch der Postdirector Wilhelm Harmes († 3. Juni 1884), der letzte Vorstand des Herzogl. Hof-Postamts, das im Jahre 1871 die Bezeichnung „Kaiserliches Postamt“ erhielt, hat amtlich eine Schrift über das Postwesen in Braunschweig verfaßt, bei der er jedoch den von Schottelius gesammelten Stoff nicht hat benutzen können.

Das ist bezeichnend, denn es zeugt von geistiger Thätigkeit. Das Volk legt einem jeden Worte, das es nicht versteht, einen Sinn unter und bildet so häufig das Unverstandene in sorgloser Hingabe an den Gleichklang um, mag die Entstellung auch noch so unwahrscheinlich oder sinnlos sein. Diesen Umwandlungen unterliegen am meisten mißverstandene Fremdwörter, aber auch viele deutsche Wörter haben eine Veränderung erfahren. Daß auch der Sprachgeist des Braunschweigischen Volkes nicht unthätig war, mögen die folgenden Beispiele beweisen. Ich beginne mit entstellten Fremdwörtern.

Das älteste Beispiel finde ich in einer Braunschweigischen Urkunde aus dem Jahre 1478, wo der heilige Thomas von Canterbury zu einem S. Thomas von Cantelberg gemacht ist, das unverstandene englische bury = Wohnsitz also in das deutsche Berg verwandelt ist.

So wird die Kartoffelsorte Magnum bonum zu Mank de Bohnen, der Geranium zu Grüninum, das irish stew zu Eierschuh, der Parforcekohl zu Profoßkohl. Die marinirten Häringe erscheinen im Munde des Soldaten passend als einmarschirte Häringe, der Filetbraten als ein Defilirbraten.

Liquor wird in der Apotheke gefordert als Likwort, Calomel als kaltes Mehl.

Das unverstandene griechische poly in Polytechnikum wird an polnisch angelehnt, so daß die Anstalt als Polnischtechnikum bezeichnet wird, das Museum wird gedeutet als Beschum.

Wer Jura studirt, also ein Juriste werden will, der studirt upt Gerüste. Der Revierförster wird zu einem Reviehförster, die Secundärbahn zu einer Secretärbahn, das Veloziped passend zu einem Flitzepe, die Sinecure in schöner Anlehnung zu Sündekure.

Wie der Chemiker im Volksmunde zu einem Komiker gemacht wird, so erscheint der Reservelieutenant als Conservelieutenant, der Marineofficier als Margarineofficier, die edlen Araberhengste als Rhabarberhengste.

Bei dem Ausbringen eines Hochs setzt das Volk gewöhnlich zu dem deutschen „er lebe" noch das lateinische „vivat" hinzu. Da ihm dies unverständlich ist und fifat gesprochen wird, so erfährt es scherzhafte Verdrehungen. So kann man neben dem „hei lewe fif Faut hoch" auch die echt volksthümliche Verdrehung hören: „hei lewe fif Fatt hoch", manchmal auch „hei lewe en Verfatt hoch".

Die Redensart, seine Glossen über etwas machen, ist beim Volke beliebt. Wie aber der Berliner seine Galoschen über etwas macht, so macht der Braunschweiger seine Kolossen darüber, indem er das unverstandene Wort an Koloß anlehnt.

Von den Krankheiten wird der Typhus zu einem Diefuß, die Influenz bekannterweise zu der Infanlenzia, der chronische Husten zu einem chronologischen, der schmerzhafte Rheumatismus zu Reißmerdichtig oder Reiß mich stich mich.

Wer etwas unternimmt, um nur die Zeit hinzubringen, thut es verpasterlantant (pour passer le temps) oder tanterlantant. Wer sich nicht wohlanständig benimmt, den wird statt der mores (Sitten) Moritz oder Moses gelehrt oder es wird an ihm statt eines Exempels ein Exemplar constatirt.

Die Aversion wird, weil Abneigung vorschwebt, zu einer Abversion, der Spion zu Spionier wegen des Zeitwortes spioniren und des Hauptwortes Pionier.

Die Kastorwolle wird verdreht zu Pastorwolle, der Mechanismus in humorvoller und vielleicht absichtlicher Weise zu Mechanichtsnutz, das Telephon zu einem Sprechanismus, was hermetisch verschlossen ist, wird zu einem Herrmöglichstverschlossenen.

Das Fernrohr wird im Anklange an Perspectiv und ähnliche Wörter zu einem Perkuckewit, der Respirator einfach zu dem bekannteren Registrator.

Der St. Annenberg bei Helmstedt heißt im Volksmunde der Zetannenberg, wiewohl auf ihm keine Tannen stehen.

Gegenüber den vielen umgedeuteten Fremdwörtern ist die Zahl der deutschen Wörter, die eine Umwandlung erfahren, gering.

Daß der Kohlmarkt in Braunschweig mit dem Kohle nichts zu thun hat, sondern aus Kohlenmarkt entstanden ist, ist bekannt. Der Witz der Kinder macht die Billierstraße zu einer Verlierstraße, der Witz der Erwachsenen bezeichnete das Haus, in dem früher die Abwässer der Stadt nach dem Rote-Röckner'schen Verfahren gereinigt wurden, als Rothes Röckchen. Schleswig-Holstein stammverwandt, von dem früher viel gesungen wurde, wird scherzhaft umgedeutet zu Schleswig-Holstein strampel an de Wand. Der Fährthurm, jetzt nur noch ein Wirthshaus zwischen Schöningen und Hötensleben, heißt im Plattdeutschen stets Füerthoren, ist also fälschlich an Feuer angelehnt.

Statt des freundlichen Wunsches „schlaf wohl" hört man häufig im Volke „slap Wost", „denn kannste morgen froih wecke äten".

Statt Salbeithee wird häufig Allfeinthee, statt des Schweinfurter Grün Schweinefuttergrün verlangt. Die Schlickerbahn wird in Anlehnung an Schlitten zu einer Schlitterbahn. Der Dorn am Körper — Leichdorn — wird, weil er so leicht sich ausbreitet, zum Leichtdorn.

Manche Leute gehen ins Theater, um den „Fliegenden Kalender" oder den „Lohgrün" zu sehen.

Wenn wir sagen, du bist so schwarz wie ein Mohrenbrenner, so meinen wir eigentlich die Moorbrenner, es schwebt uns aber die schwarze Hautfarbe der Mohren dabei so vor, daß wir an die Brenner des Moores gar nicht mehr denken.

Nun noch ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. Als so viel von den Röntjenstrahlen die Rede war, wurde ich eines Tages gefragt, was das man eigentlich sei mit den Strentjenstrahlen. Der Frager, der von dem Entdecker nichts wußte, hatte also den Namen an die ihm bekannte Strentje angeglichen.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 23. 7. November **1897.**

Beschaffung der zum Bau von Wohnhäusern erforderlichen Geldmittel [1]).

Von Hans Hassel.

Das mir gestellte Thema beschränke ich auf den Bau von Arbeiter-Wohnhäusern, da die heutige Versammlung den hiesigen Spar- und Bauverein fördern soll und dieser die Errichtung gesunder und preiswerther Arbeiter-Wohnungen zum Ziele hat. Ferner werde ich nicht alle denkbaren Wege erörtern, die Jemand gehen kann, um die Kosten eines Hauses durch Erlangung von Hypothekgläubigern oder sonst wie zu decken; denn daß das Herzogliche Leihhaus, Bankiers und Bankinstitute, sowie Privatleute gern ihr Geld in bescheidenen Grenzen gegenüber dem Grundstückswerthe und zum üblichen Zinsfuße auf Häuser ausleihen, ist bekannt genug, um darüber Worte zu verlieren: wer einigermaßen creditwürdig ist, der bekommt auch die nöthigen Hypotheken zusammen, wenn er bauet; je nach seinem Geschick in der Aufsuchung wohlwollender Gläubiger und in der Verwaltung des Hauses, vor Allem aber nach dem, was der Bauherr selbst an eigenem Capital in das Haus stecken kann, wird er sich wohl darin fühlen und wirthschaftlichen Nutzen davon haben. Diese allgemeineren Gesichtspunkte interessiren hier nicht. Hier gilt es, darzulegen, wie es möglich ist, das zum Theil aus Arbeiterkreisen stammende Vermögen der Invaliditäts- und Altersversicherungs-Anstalt außer seinem directen gesetzlichen Zweck, der Gewährung von Invaliden- und Altersrenten, noch weiter den Arbeitern wieder nutzbar zu machen, und zwar wie es mit Zuwendung besonderer Vortheile gesetzlich möglich und praktisch durchführbar ist.

Das Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz gestattet, das Vermögen der Versicherungsanstalt in anderer, als der die Regel bildenden, mündelsicheren Weise bis zum vierten Theile des Gesammtbetrages anzulegen; wollte die Versicherungsanstalt bei Beleihung von Arbeiterwohnhäusern die Grenze der Mündelsicherheit innehalten, so würde den Hauseigenthümern kein besonderer Vortheil erwachsen, da sie bis zu jener Grenze des Werthes ihres Hauses von staatlichen und gesellschaftlichen Geldinstituten, sowie von Privaten stets Geld bekommen können. Es ist aber bei Berathung des Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetzes ausdrücklich durch Regierung und Volksvertretung betont, daß die Versicherungsanstalten in Anwendung der erwähnten Bestimmung Aufwendungen zu Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen machen sollten; und was ist Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtung im eigentlichsten Sinne des Wortes, wenn nicht die Schaffung von gesunden, geräumigen und preiswerthen Arbeiterwohnungen? Um dazu beizutragen, dürfen also die Versicherungsanstalten das ihnen anvertraute Vermögen bis zu einem gewissen Theile nach weniger strengen Grundsätzen anlegen, als es regelmäßig geschehen muß. Die mündelsichere Anlage erfolgt in gesetzlich bestimmten Werthpapieren oder in sicheren Hypotheken. Der Begriff der Sicherheit der letzteren ist nicht gesetzlich festgelegt, wird vielmehr im Aufsichtswege für die mit Vermögensverwaltung nach Mündelart befaßten Institute und Personen geregelt; als Regel hat sich aber ziemlich fest herausgebildet, daß mehr als 50 % des Brandversicherungswerthes von Häusern nicht als mündelsicher erachtet werden. Das ist vom Standpunkt der vorsichtigen Vermögensverwaltung aus völlig richtig, denn die Mündelsicherheit begreift in sich die nach menschlichem Ermessen völlige Sicherung gegen alle wirthschaftlichen Gefahren, die bei Ausleihung von Geld möglich sind; und jene Regel hat zu ziemlich sicheren Grenzen der Beleihung von Grundstücken mit ersten, zweiten und in fernerem Range stehenden Hypotheken geführt. Soll aber neben vorsichtiger Verwaltung der Standpunkt der Schaffung von Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen in's Auge gefaßt werden, so muß nicht nur ein billiger Zinsfuß, sondern auch eine thunlichst hohe Beleihungsgrenze gefunden werden. Selbstverständlich darf trotzdem die Versicherungsanstalt die Vorsicht bei Anlegung des Vermögens nicht außer Acht lassen, denn ihr Vorstand haftet hinsichtlich seiner gesammten Geschäftsführung wie ein Vormund seinem Mündel. Allein unter gewissen Voraussetzungen ist erfahrungsmäßig genügende Sicherheit auch vorhanden, wenn mehr als die Hälfte des Grundstückswerthes beliehen wird. Die Braunschweigische Versicherungsanstalt hat von Anfang ihres Bestehens an Arbeiterwohnhäuser bis zu $^2/_3$ und $^3/_4$ des Werthes beliehen, indem sie in Anwendung der gesetzlichen Er-

---

1) Vortrag gehalten im Spar- und Bauverein zu Wolfenbüttel am 10. October 1897.

laubniß die Wohnungsverhältnisse zu verbessern strebte, aber auch meinte, in kleinen Anfängen den Grund dazu legen zu können, daß durch allmähliche Gewöhnung der Arbeiterkreise an gesunde und geräumige Wohnungen der Gesundheitsstand der Versicherten gehoben und dadurch wiederum die Häufigkeit der Invaliditätsfälle verringert und hinausgeschoben werde. Eine Beobachtung der Invaliden- und der Altersrenten-Zahlungen lehrt zweierlei: erstens, daß die Altersrente vom Einzelnen verhältnißmäßig länger als die Invalidenrente bezogen wird, sowie daß insbesondere Invaliden-Rentner im Alter von 26 bis 35 Jahren am schnellsten dahinsterben, und zweitens, daß das platte Land verhältnißmäßig mehr Alters- und weniger Invalidenrentenempfänger aufweist als die Städte. Daraus folgt unwiderleglich, daß das Leben in den Städten aufreibender ist als auf dem Lande. Neben den vielerlei an Geld und Gesundheit zehrenden Vergnügungen, welche in den Städten leider hauptsächlich der heranwachsenden Jugend sich bieten, tragen einen großen Theil der Schuld an frühzeitigem Siechthum die unzulänglichen Wohnungen, in welchen Viele ihr Dasein fristen müssen, sei es, daß sie nicht die Mittel haben, bessere Wohnungen zu beziehen, sei es, daß es an letzteren überhaupt fehlt. Bei dem seit Jahren bestehenden unaufhörlichen Wachsthum der Städte ist es unbedingt erforderlich, der Wohnungsfrage gerade der minder bemittelten, das Gros des Wachsthums ausmachenden Volkskreise Aufmerksamkeit zuzuwenden und aufzuachten, nicht nur, daß durch Bauunternehmer eine ausreichende Zahl von Wohnungen bereitgestellt wird, sondern auch, daß der Preis der Wohnungen sich in mäßigen Grenzen hält und dafür das zur Annehmlichkeit Nothwendige geliefert wird. Wer sich in seiner Wohnung wohl fühlt, wird nicht danach verlangen, unnützen und aufreibenden Vergnügungen nachzugehen, und wer ordentliche Wohn- und Schlafräume mit ausreichenden Fenstern nach Straßen oder Plätzen hat, wird nicht so sehr Krankheit und Siechthum ausgesetzt sein, als wer mit der Familie auf unzureichende Räume in Hinterhäusern und engen Winkeln alter Gassen angewiesen ist.

Haben wir bislang die der Versicherungsanstalt nach gesetzlichem Ausspruch und nach den Motiven dieses Ausspruches gegebene Freiheit in der Förderung von Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen betrachtet, so wollen wir nun sehen, wie im Bezirk der Versicherungsanstalt Braunschweig davon Gebrauch gemacht wird. Dafür, daß eine möglichst hohe Beleihungsgrenze erreicht werde, beansprucht die Versicherungsanstalt, daß von vornherein Tilgung des Darlehns erfolgt, indem sie sich sagt, das Haus wird eine Reihe von Jahren zwar im Werthe unverändert bleiben, alsdann aber durch Abnutzung um so schneller im Werthe sinken; daher muß der Eigenthümer von Anfang an mäßige Tilgungsraten leisten, welche sein Eigenthum allmählich frei machen und der Versicherungsanstalt ein mit den Jahren stetig verringertes Risico gewähren. Beleihet man ein Haus bis zu $^2/_3$ oder $^3/_4$ des Werthes, so braucht in vielen Fällen der Eigenthümer, wenn er nur einiges Capital bis dahin sein Eigen nennen und zum Bau verwenden konnte, kaum eine zweite Hypothek aufzunehmen, keinenfalls bedarf er einer dritten Hypothek: er wird also mit nur wenigen Gläubigern befaßt und tritt bei dem Hauptgläubiger, der Versicherungsanstalt, in so bequeme, aber doch so fest geregelte Bedingungen ein, daß bei einiger Obacht auf vorsichtige Verwaltung des Hauses der Segen seines Fleißes nicht ausbleiben kann. An Zinsen fordert die Versicherungsanstalt $3^1/_2$ % jährlich, deren Entrichtung mit der Tilgung so vereinigt wird, daß jährlich $4^1/_2$ % des ersten Darlehnsbetrages zu zahlen sind, worin bei der erstjährigen Zahlung $3^1/_2$ % Zinsen und 1 % Abtrag des ersten Darlehnsbetrages, später $3^1/_2$ % Zinsen des jeweiligen Capitalrestes und ein entsprechend vergrößerter Abtrag stecken, so daß binnen $43^3/_4$ Jahren die Schuld überhaupt getilgt, also diese mit ersparten Zinsen erfolgende zunächst 1 %ige Tilgung weit günstiger ist, als eine 2 %ige jährliche Tilgung, neben welcher die Zinsen des Capitalrestes gesondert gezahlt werden. Die Versicherungsanstalt will weiter keinen Nutzen ziehen aus ihrem Vermögen, als einen mäßigen Zinsfuß, und kann die Abträge immer wieder nutzbar machen, also den Schuldnern die geschilderte große Erleichterung gewähren. Für jeden Fall wird ein Tilgungsplan ausgerechnet, aus welchem für jedes der $43^3/_4$ Zahlungsjahre zu ersehen ist, was von der Jahreszahlung auf Zinsen und was auf Abträge entfällt und wie groß der Capitalrest am Ende jeden Jahres ist. Außerdem sind zu jeder Zeit außerordentliche Abträge zulässig, welche alsdann die Aufstellung eines neuen Zins- und Tilgungsplanes nöthig machen.

Dafür, daß die Versicherungsanstalt so geringe Zinsen — gering ist nicht nur der Zinsfuß an sich, sondern insbesondere für die hohe Beleihungsgrenze — und so bequeme Tilgung fordert, stellt sie gewisse Bedingungen, deren Erfüllung im baulichen und gesundheitlichen Interesse liegt und bei der billigen Darleihung nicht schwer fällt, auch die Baukosten nicht so beeinflußt, daß nicht doch die Wohnungen noch billiger vermiethet werden können, als in Häusern, welche stärkere Hypothekenlasten haben. Da es schon mehrfach vorgekommen ist, daß Darlehnsanträge abgelehnt werden mußten, weil die Häuser nicht den bezeichneten Anforderungen genügten, so kann nur dringend empfohlen werden, daß der Darlehnsantrag unter Vorlegung der Bauzeichnung bereits vor Beginn des Baues oder doch in einem solchen Stadium des letzteren gestellt werde, wo noch die Berücksichtigung von besonderen Bedingungen möglich ist. Auch mag hier hervorgehoben werden, daß nicht selten Antragsteller erst kommen, wenn der Bau vollendet ist und die Bauschulden binnen kürzester Frist, oft binnen wenigen Tagen bezahlt werden sollen. So schnell läßt sich die Frage, ob dem Antrage zu entsprechen sei, nicht erledigen. Mag auch die Bauzeichnung leicht zu übersehen sein, die Creditwürdigkeit des Antragstellers bleibt stets zu prüfen. Die Versicherungsanstalt darf nicht durch das billige Angebot des Geldes so sehr zum Bauen verleiten, daß leistungsunfähige Leute daraufhin Hauseigenthümer werden. Also ist frühzeitiger Antrag besonders im Interesse der Darlehnssucher gelegen. Ueber die Persönlichkeit des Antragstellers wird bei den Ver-

trauensmännern der Versicherungsanstalt Erkundigung eingezogen. Die baulichen und die Eigenthums-Verhältnisse lassen die Zeichnungen und der Grundbuchauszug ersehen. In baulicher Hinsicht wird vor Allem gefordert, daß jede Wohnung eine eigene Küche hat und daß die mindestens nothwendigen zwei Kammern und eine Stube angemessen groß, insbesondere Kammern nicht unter 3 Meter breit sind. Auch soll zu jeder Wohnung ein abgeschlossener Keller und Bodenraum gehören. Auf dem Lande hat schon mancher Antrag abgelehnt werden müssen, weil nur eine gemeinsame Küche für mehrere Wohnungen vorgesehen war und in Folge langjähriger Gewohnheit eines derartigen Zustandes die Nothwendigkeit je einer besonderen Küche dem Darlehnssucher nicht klar zu machen war; es ist wohl unzweifelhaft, daß, wo mehrere Familien auf tägliche, ja stündliche gemeinsame Benutzung desselben Raumes angewiesen sind, leicht Zwist entsteht; die Gelegenheit dazu soll in den von der Versicherungsanstalt beliehenen Häusern abgeschnitten werden.

Als Beleihungsgrenze gilt im Allgemeinen der Maßstab von 2/3 bei massiven und von 60 % bei Fachwerksbauten des Brandversicherungs- und des Platzwerthes der Gebäude; bei den massiven Häusern der Baugenossenschaft in Braunschweig ist man bis zu 75 % jener Werthe und beim hiesigen Spar- und Bauverein, welcher Fachwerk baut, bis zu 66 2/3 % jener Werthe gegangen, da das Genossenschafts-Vermögen und die Organisation eine gewisse höhere Sicherheit bietet, als wenn man nur das Pfandobject im Auge hat. An Privatpersonen kommen nur Versicherte als Hauseigenthümer in Betracht; Bauunternehmer werden nicht berücksichtigt und Arbeitgeber haben bislang nur wenige Anträge gestellt. Bei Beleihung der Häuser von Versicherten ist man in letzterer Zeit etwas vorsichtig deshalb geworden, weil zuweilen der Brandversicherungswerth so hohe Zahlen aufweiset, daß eine darnach bemessene Innehaltung der erwähnten Beleihungsgrenze gefährlich sein könnte. Es wird daher stets eine Rechnung der Rentabilität des betreffenden Hauses nach den Miethpreisen der Wohnungen aufgemacht und geprüft, ob daraus Verzinsung und Tilgung des erbetenen Darlehns und Tragung der sonstigen Lasten möglich ist. Die Erfahrungen sind bislang nicht ungünstig; ein vor einigen Jahren in der Zwangsversteigerung der Versicherungsanstalt zugefallenes Haus ist inzwischen ohne Verlust weiter veräußert, und es steht zu hoffen, daß einige noch zuweilen säumige Zinszahler allmählich die Lasten der ersten Periode nach dem Bau überwinden werden. Bisher sind rund 700 000 ℳ diesem Zwecke durch die Versicherungsanstalt im Herzogthume dienstbar gemacht und weitere Anträge werden gern bearbeitet. Einige Hunderttausend Mark würden schon noch mehr darauf verwendet sein, wenn nicht im vorigen und im laufenden Jahre die Braunschweiger Baugenossenschaft zum Einstellen ihrer Thätigkeit genöthigt gewesen wäre; sie hat Grundstücke erworben, deren Bebauung in Folge Beschlusses der städtischen Behörden nicht angeht; mangels weiteren verfügbaren Capitals kann die Genossenschaft anderen Baugrund nicht erwerben. Hoffentlich gelingt es den von der Versicherungsanstalt eingeleiteten Verhandlungen, Mittel und Wege zu finden, um der Braunschweiger Baugenossenschaft wieder aufzuhelfen, damit das Vermögen der Versicherungsanstalt in der oben bezeichneten Weise auch in der Stadt Braunschweig, wo es besonders nöthig ist, wieder nutzbar wird; denn dort, wo eine Baugenossenschaft besteht, giebt die Versicherungsanstalt Geld zu Neubauten nur an die Genossenschaft und an Niemanden sonst. Die Nothwendigkeit aber der Verbesserung der Arbeiter-Wohnungen in der Stadt Braunschweig wird Keiner bestreiten, der die stetige Bevölkerungszunahme daselbst bedenkt und ein offenes Auge für die Wohnungsverhältnisse z. B. auf der Langenstraße, dem Nickelnkulk und in ähnlichen dicht bevölkerten Stadttheilen hat. Kann die Baugenossenschaft auch nicht durchgreifend und ausschließlich bessern, so kann sie doch hier und da förderlich werden und vorbildlich wirken. Die Braunschweiger Baugenossenschaft und der Wolfenbütteler Spar- und Bauverein sind bislang im Herzogthume die einzigen derartigen Einrichtungen und zwar auf verschiedener Grundlage: in Braunschweig können die Genossen unter gewissen Bedingungen das Eigenthum eines Genossenschaftshauses erwerben, was in Wolfenbüttel statutarisch unmöglich ist; man will hier die genossenschaftliche Verwaltung der vom Spar- und Bauverein errichteten Häuser stets in der Hand behalten in der Befürchtung, die Genossen möchten als Hauseigenthümer in die Fehler vieler Hausbesitzer den Miethern gegenüber verfallen; mithin ist die Absicht solcher Einrichtung sehr beachtenswerth und hat sicherlich gute Erfolge zu erwarten, da die Hausverwaltung durch die Genossenschaft stets objectiver und uneigennütziger sein wird, als wenn das Haus in's Eigenthum eines Genossen gelangt; allein durch gewisse Bedingungen und Beschränkungen läßt sich auch im letzteren Falle der Einfluß der Genossenschaft auf verständnißvolle, den Absichten derselben entsprechende Verwaltung sichern und beide Arten von Genossenschaften stellen eine glückliche Vereinigung von Capitalisten und Arbeitern dar, um in Ausgleichung der unsere Zeit beherrschenden Classengegensätze den minder bemittelten Volkskreisen zu Hülfe zu kommen und ihnen wirthschaftliche sowohl wie gesundheitliche Vortheile zuzuwenden. Die Schaffung solcher Einrichtungen ist nicht leicht; es steht aber zu wünschen, daß das Beispiel, welches nunmehr neben der großen Stadt Braunschweig die kleinere Stadt Wolfenbüttel gegeben hat, auch in anderen kleinen Städten des Herzogthums Nachahmung finde.

Zur Geschichte der Stadt Braunschweig in der Franzosenzeit.

Von Heinrich Mack.

(Schluß.)

III.

Was in dem beendigten Abschnitte über das Verhältniß der Stadt Braunschweig zu den fremden Gewalthabern mitgetheilt worden, konnte bei der Beschaffenheit unserer Quelle nur lückenhaft und oberflächlich sein. Um

so reicher aber fließt diese, wenn wir uns jetzt den Berührungen und Beziehungen zuwenden, die in den Jahren 1806 bis 1809 zwischen der Bürgerschaft und der Soldateska stattfanden und sich entwickelten. Mit großer Gewissenhaftigkeit führt Albertine über die Durchmärsche und Einquartierungen, auch über das Verhalten der Truppen Buch, Nachrichten, die namentlich deshalb werthvoll sind, weil sie immer wieder an dem Beispiele des Schneider'schen Hauses zeigen, welche Opfer dabei dem Einzelnen auferlegt wurden.

Die erste Einquartierung bei Schneider am 21. October 1806 stellten die durchflüchtenden Preußen: es war ein Feldwebel vom Regimente des Herzogs von Oels, wie das Tagebuch besagt, ein recht artiger Mann. Auf länger hin blieb er ohne Nachfolger, denn die Stärke von 400 Mann, in der die Franzosen Ende October in Braunschweig einrückten, ward anderthalb Monate hindurch nicht überschritten, so daß Einquartierung bei den Bürgern kaum nöthig wurde. Erst am 14. December eröffnete ein französisches Infanterieregiment, das auf eine Nacht im Petrithordistricte einquartiert wurde, den Reigen der Durchzüge größerer Truppenmassen, die indeß zunächst noch ziemlich vereinzelt blieben. Zwar folgten bereits am Abend des ersten Weihnachtstages 1100 Italiener, aber während des ganzen Januars trafen nur, wenn auch in großer Zahl, kleinere Detachements ein, und erst Mitte Februar wieder bald nach einander ein französisches Cavallerie- und ein gleichfalls französisches Infanterieregiment. Von diesem bekam Schneider auf eine Nacht zwei Mann ins Quartier, sehr junge, artige Leute, vielleicht die ersten Franzosen, die sein Haus beherbergte. Aus dem nächsten Monat merkt das Tagebuch nur an, daß 300 französische Husaren an den beiden Ostertagen in Braunschweig Rast machten und sich sehr roh und wild benahmen. Eine schlimme Zeit begann dann, als mit dem letzten Drittel des Aprils 1807[23]) die große Militärstraße über Braunschweig gelegt wurde. „Was zu der Großen Armee ging, kam in das Hohethor, und was davon herkam, in das Augustthor". Jene Welle wälzte viele erst ausgehobene Truppen mit sich fort, diese zahlreiche Verwundete und Gefangene. Für die Gefangenen, Russen, Polen und Preußen, die in der traurigsten Verfassung anlangten — von 300 am 8. Mai eintreffenden Russen wird gesagt, daß sie, ein Bild des Schreckens und des Mitleids, kaum ihre Blöße hätten bedecken können —, regte sich die Mildthätigkeit der Braunschweiger in erfreulichem Maße. Einen ganz andern Anblick gewährten 1500 Mann kaiserliche Garden, die am 13. Mai einmarschirten. Schneider wurden davon zwei Sergeanten ins Quartier gelegt, desgleichen am 18. Mai zwei badische Jäger, am 20. und 22. Conscribirte, am 23. ein Sergeantmajor mit seiner Frau, die zu einer in Wagen auf dem Wege nach Danzig befindlichen Abtheilung von 500 Seesoldaten gehörten und deren Gutmüthigkeit hervorgehoben wird, am 25. nach Frankreich zurückkehrende Verwundete und am 30. endlich Bedeckungsmannschaften eines Gefangenentransportes. Durch all' den Trubel aber ließen sich die Braunschweiger ihre gerade fällige Maschfreude nicht stören, und die fremden Gäste waren auch durchaus keine Spielverderber. „Jetzt ist Masch und so viele Kriegsunruhen" seufzt Albertine auf, fährt dann aber merklich erleichtert fort: „Der Gouverneur und Intendant schießen beide mit. Es ist ein sonderbarer Anblick, die vielen Blessierten auf der Masch zu sehen; vorzüglich war es den Mittewochen sehr voll davon. Sie tanzten aber alle, die nur irgend konnten, nach Herzenslust auf Jeck's Garten mit den Braunschweigerinnen". Wie wenig diese den Fremden gegenüber die Spröden spielten, tritt wenige Zeilen weiter noch deutlicher zu Tage. „Den 4. Juni gingen die Fürst-Primas'schen Truppen[24]), die hier beinahe 7 Monat in Garnison gewesen sind, zur Großen Armee: sie gingen sehr ungern aus Braunschweig. Sie wurden beim Ausmarschiren von einer großen Menge Menschen begleitet, und vorzüglich waren es viele Mädchens, von denen noch sehr viele rührend Abschied nahmen".

Im Juni dauerten die Durchmärsche in verstärktem Umfange fort, so daß jetzt Petri- und Steinthor das Hohe- und das Augustthor entlasten mußten. Am 22. kamen allein 5000 Mann, darunter 3000 Bayern aller Waffengattungen, die erst am 24. früh in der Richtung auf Lüneburg wieder abgingen. Mittags rückten dafür ungefähr 1500 Mann badische Truppen ein, zum Theil Garden, so schöne, große Leute, wie sie dem Tagebuche zufolge bislang in Braunschweig noch nicht gewesen waren. Außerdem kamen am selben Tage 800 französische Conscribirte und immer noch Verwundete. So gab es auch in diesem Monat für Schneider häufige Einquartierung, wenngleich nie mehr als zwei Mann auf ein Mal. Im Juli trat eine Art Pause ein. Zwar kamen noch täglich Truppen, aber doch nicht so große Massen, und nur an drei Tagen wird Einquartierung im Schneider'schen Hause erwähnt. Was indessen der Juli versäumte, holte der August nach. Im letzten Drittel des Monats passirte die kaiserliche Garde in drei Staffeln von zusammen 11 000 Mann und 5500 Pferden[25]) die Stadt, und jede Abtheilung machte hier einen Rasttag, ehe sie nach Hannover weiter marschirte. Die erste traf am 23. ein, die zweite, im Tagebuche Füsiliergarde genannt, am 25., die dritte, als Hauptgarde und Grenadiers zu Fuß bezeichnet, am 26. „Die Häuser waren beinahe alle doppelt bequartiert" wird berichtet, und das empfand man um so härter, als es eben Garde war. Denn wenn wir von der Füsiliergarde lesen, sie sei die beste gewesen und hätte am wenigsten verlangt, so ist das durchaus relativ zu verstehen, heißt es doch gleich darnach: „Im ganzen sind es sehr kostbare Gäste, die den Leuten viel Verdruß und Aerger gemacht haben und viele Kosten". Andrerseits wird freilich

23) In einem Briefe an Schrader vom 17. April kündigt Wolffradt das Inkrafttreten der Route Northeim—Seesen — Lutter a. B. — Braunschweig auf den 20. an, Albertine erwähnt die vollendete Thatsache zuerst unterm 28. April.

24) Rang und Titel eines Fürst-Primas des Rheinbundes hatte bei dessen Gründung Karl Theodor v. Dalberg, der frühere Kurfürst von Mainz, erhalten.

25) Diese Zahlen gab das Billetieramt an: Wilmerding an die übrigen Magistratsmitglieder Aug. 20 (Stadtarchiv).

auch nicht verschwiegen, daß die unbequemen Gäste etwas draufgehen ließen. „An Gelde fehlte es ihnen nicht, und sie haben hier recht vielen was zu verdienen gegeben; auch wir haben viel an sie verkauft“.

Ruhiger verliefen dann wieder die nächsten Monate, aber der Frieden kam deshalb noch immer nicht zu seinem Rechte. Am 13. October wurden Johann Gerhard Schneider zwei Mann aus der Kaserne auf einen Monat ins Haus gelegt. Und im Anschlusse an diese Mittheilung klagt Demoiselle Müller: „Vom October 1806 bis zum 5. November 1807 sind hier an fremden Truppen durchgekommen 4510 Officiere, 98 706 Unterofficiere und Gemeine[26]), und der Durchmarsch hat noch kein Ende“. Die zweite Hälfte des Novembers brachte sogar eine neue Steigerung des Drucks. Auf ein Regiment polnischer Ulanen, das am 16. gekommen war, folgte am 20. ein Infanterieregiment der polnisch-italienischen Legion, und dieses verließ Braunschweig erst im März des nächsten Jahres wieder. Es scheint anfangs eine Art Straf- und Polizeigarnison gewesen zu sein, wenigstens vermuthet Wolffradt[27]), Grund für das Bleiben der „Polaco-Italiens“ sei die französischerseits angenommene Betheiligung von Braunschweigern an den verrätherischen Umtrieben, denen man damals im Amte Gifhorn auf die Spur gekommen sein wollte[28]). Für Wolffradt's Vermuthung spricht erstens, was er selbst über Entstehen und Wachsen jenes Verdachts der Franzosen anführt, dann aber auch der Umstand, daß die Polen alsbald die Bürgermiliz in ihrem gesammten Wachtdienst ablösten. So ging das Jahr trübe genug zu Ende, um so mehr, als auch an durchmarschirenden Regimentern wiederum kein Mangel war, und es Einquartierung bis zum Ueberdruß gab. Und wie das alte Jahr schloß, so begann das neue. „2 Tage Einquartierung, nun wird's doch wohl ein Ende haben. Mit nichten! wir waren noch beim Essen, da kamen schon wieder 2 heilige Engels. Es waren Chasseurs, sie kamen aus der Gefangenschaft und blieben eine Nacht“. Dies eine Stelle aus Albertinens Neujahrsbericht, bemerkenswerth deshalb, weil hier die Verfasserin zum ersten Male ihren Aerger über den unwillkommenen Besuch in einem spöttischen Euphemismus Luft macht, wie sie es seitdem öfter thut.

Zwischen dieser ersten Einquartierung des Jahres 1808 und der letzten, die sich am zweiten Weihnachtstage einstellte, kam das Schneider'sche Haus vor gleicher Inanspruchnahme nie auf längere Zeit zur Ruhe. Manche Woche mußte es mehrmalige Belegung über sich ergehen lassen, zuweilen auch Dauergäste aufnehmen. Zu den französischen Regimentern, die noch immer in Bewegung waren, gesellten sich jetzt die westfälischen Truppen. In Braunschweig wurden nacheinander das 3. und 2. Linieninfanterieregiment errichtet[29]), wozu für jedes mehrere Monate nöthig waren: beider Rekruten lagen zeitweilig in Bürgerquartieren. Im November passirte das 1. Linieninfanterieregiment auf seinem Marsche von Magdeburg nach Kassel die Stadt, und am 10. December bekam diese zum Ersatz für das 2. Infanterieregiment, das am 6. nach Kassel abgerückt war, die 1. Kürassiere auf mehrere Monate in Garnison. Was die Franzosen anbelangt, so verschlechterte sich ihr bisher im ganzen gutes Verhältniß zu den Bürgern im Laufe des Jahres beträchtlich. Das tritt zunächst hervor in den Bemerkungen, zu denen das Gebahren des Soult-schen 36. Infanterieregiments, das am 2. April — wenige Tage vor der großen Ueberschwemmung — in Braunschweig einen Rasttag hielt, Albertinen Anlaß gab. „Dieses waren“, sagt sie, „recht unbescheidene Gäste, und es wird noch mancher Wirth an sie denken. Auch wir hätten beinahe Händel mit ihnen bekommen. Von den Officieren[30]) sind allein 36 Klagen eingelaufen“. Einige Monate später brachten dann gar die französischen Uebergriffe jenen oben schon kurz erwähnten Aufruhr zu Wege, der in Kassel den Grund zu dem nachmals sehr entwickelten Mißtrauen gegen die Braunschweiger legte. Unsere Quelle schildert die Vorgänge sehr lebhaft. „Sonntags den 4. September entstand eine fürchterliche Schlägerei zwischen 3 französischen Gensdarmen und den Bürgern; in der Comedie war der Streit entstanden. Hinter der Petrikirche war ein wahres Blutbad, und hier wurde Lüttge[31]) erschlagen. Der Tumult dauerte bis spät in die Nacht. Den andern Morgen ging es von neuem wieder los. Man stürmte Meiers beinahe das Haus[32]), und des Mittags um 12 Uhr wurde der Brigadier Lefebre in einer Portechaise unter Bedeckung der Bürger und Gensdarmen nach dem Hospital gebracht. Der Pöbel war aber so aufgebracht, daß sie ihn durchaus aus der Portechaise reißen wollten, um ihn zu tödten. Die Gensdarmen wurden mit Steinen geschmissen, und die Wuth war so groß, daß sich des Abends alles wieder zusammenrottirte, um das Hospital zu stürmen. Was von Militär hier war, hatte sich versammelt, und es wurde, da die Unruhe zu groß wurde, auf den Straßen geschossen, eine Frau wurde getödtet[33]) und ein Knabe verwundet“.

Die letzte Einquartierung des Jahres 1808 registrirend bricht unsere Berichterstatterin in den Wunsch aus: „Wollte der Himmel, es wäre für immer die letzte!“ Nun, an die Erfüllung dieses Wunsches glaubte sie sicher

26) Bis zum 15. März 1807 waren es nach einem Schreiben Wolffradt's an Schrader von diesem Tage erst rund 18 000 gewesen.

27) Brief an Schrader Nov. 20.

28) Das Nähere außer bei Wolffradt in dem trefflichen Buche Fr. Thimme's „Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der Französisch-Westfälischen Herrschaft 1806—1813“ I, 1893, S. 421 ff.

29) Dazu im Frühling 1809 das 6. Ein westfälisches Regiment war übrigens schon vor dem Königreich im Frühjahr 1807 geschaffen und sein 3. Bataillon in Braunschweig errichtet worden.

30) D. i. wohl: über die Officiere.

31) Der auf der Kannengießerstraße wohnhafte Glaser Joh. Gottfr. Rud. Lüttge.

32) Hier hatte, wie uns anderweitig überliefert ist, der gleich nachher erwähnte Lefebre, der Urheber des Streites, sein Quartier. Ebendaher wissen wir, daß das Haus am Bäckerklinte lag; vermuthlich handelt es sich um No 8, wo damals das Garngeschäft von Joh. Jul. Meyer Wwe. u. Sohn war

33) Des Gärtners Heinrich Barnstorff auf der Mauernstraße Ehefrau.

selbst nicht, daß aber das kommende Jahr die Stadt mitten in das Toben des Krieges hineinversetzen würde, daran dachte sie wohl noch weniger. Die ersten Monate freilich ließen sich ganz gut an, aber schon der Mai zeigte ein sehr verändertes Gesicht. Bis in die Mitte des Monats fürchtete man, daß Schill auf Braunschweig marschiren werde, und rüstete sich durch Einberufung der Förster des Okerdepartements und andere Maßregeln zu seinem Empfange. Am 20. rückten dann holländische und westfälische Truppen ein, wie es hieß, auf unbestimmte Zeit, doch zogen sie bereits am 22. hinter dem Schill'schen Corps her wieder ab. In der ersten Hälfte des Junis galt es mit mehreren westfälischen Regimentern sich abzufinden, die auf dem Marsche ins Sächsische gegen die Oesterreicher begriffen waren. Machten sie den Bürgern gerade genug zu schaffen — Schneiders hatten zeitweilig vier Mann im Quartier, und im Tagebuche tauchen die „heiligen Engels“ wieder auf —, so hub doch der wahre Tanz erst an, als am 14. und 15. Juni[34]) das 6. und das 9. holländische Regiment frisch vom Stralsunder Blutbade her, jedes mit mehreren Hundert Schill'scher Gefangener, in Braunschweig anlangten. „Die Aufführung der Holländer“, schreibt Albertine, „war ordentlich empörend. Beinahe in allen Häusern war Streit und Zank: auf den Straßen theilten sie Schläge aus, daß es die Art hatte, wer sie nicht auf der Stelle hinbrachte, wohin sie verlangten“. Da kann man das Entsetzen verstehen, das manchen erfaßte, als sich am 19. Juni das falsche Gerücht verbreitete, die Holländer — nach gehaltener Rast waren sie den Westfalen auf den Kriegsschauplatz gefolgt — wären im Rückzuge und würden Braunschweig plündern. „Viele, die am Augustthore wohnten und die in der Nacht aufgeklopft wurden, packten und verbargen ihre Sachen in der größten Eile“.

Bis in die letzten Tage des Junis hatte Schneider ununterbrochen seine Einquartierung, der Juli dagegen, so furchtbar er durch die Erschießung der Schill'schen Gefangenen wurde, war in der Hinsicht nur mäßig belastet. Am 30. wurde Braunschweig sogar von allen Truppen und den französischen Behörden dazu geräumt: auf die Nachricht vom Herannahen des schwarzen Herzogs hieß es: Ab nach Kassel! Kaum jedoch war Friedrich Wilhelm am Morgen des 2. Augusts auf Hannover weitermarschirt, so kamen auch die Ausgerissenen zurück, aber nicht allein. Lassen wir darüber dem Tagebuche das Wort! „Um 5 Uhr sah man die beliebten westfälischen Gensdarmen wieder auf den Straßen reiten.... Es wurde starke Einquartierung angesagt, und jeder Wirth sollte sich auf gut Essen schicken. Man wurde nun wieder angst und bange, denn es waren fürchterliche Gerüchte im Umlauf. Es hieß, die Holländer kämen und diese würden plündern, die Erlaubniß wäre ihnen dazu ertheilt. Um 8 Uhr kam denn das 1te westfälische Cürassierregiment, und diesem folgte bald darauf das 1te und 6te westfälische Infanterieregiment und ein Regiment Holländer. Diese Regimenter hatten den vorigen Abend die Affaire mit dem Herzog gehabt, sie betrugen sich sehr brutal und machten viele Pretensionen“. Schneiders freilich kamen, wie dann weiter berichtet wird, an diesem Tage noch leidlich davon. Statt der ihnen zugedachten zwei nahm nur ein Mann sein Quartier in ihrem Hause und kein Holländer, sondern ein Westfale und ein alter Bekannter obenein, der zwar gewaltig auf den Herzog schimpfte und das Treffen bei Oelper vom Standpunkte des miles gloriosus schilderte, sonst aber eine ehrliche Haut war. Daß indessen unsere Freunde nicht übermüthig wurden, dafür sorgte der folgende Tag zur Genüge, dessen Verlauf Albertine mit kräftigen Strichen gewiß wahrheitsgemäß gezeichnet hat. „Den 3ten August nachts um 1 Uhr marschirten die Westfalen in Eilmärschen ab, sie dachten den Herzog einzuholen. Um 8 Uhr folgten den Westfalen 2 Regimenter Holländer. Sie kamen aber in einer Viertelstunde zurück, um sich mit noch 3 Regimentern Holländer zu vereinigen; diese waren in Wolfenbüttel in Quartier gewesen und hatten da tüchtig gehaust. An ordentliche Einquartierung war nicht zu denken, sie quartierten sich selbst ein: welche Häuser hatten nun gar keine und welche ganze Schaaren. Wir hatten 8 Mann, worunter einige recht böse Kerls waren. Im Anfange waren es wahre Wüthriche, die alles mit Toben und Schreien verlangten. Jeder verlangte eine Porzellanpfeife — sie erhielten sie auch, einige Hemden und Strümpfe rc. — auch dieses wurde ihnen um Ruhe und Frieden willen gegeben. Doch nun wurde es zu arg: sie verlangten Geld und drohten mit Plünderung. Da wurde der Capitain geholt und dieser brachte sie nun zur Raison. Uebrigens gegessen und getrunken haben sie merkwürdig; sie waren fast alle betrunken. Um 3 Uhr nachmittags verließen uns denn diese unangenehmen Gäste, jeder bekam denn ohne das Essen einen vollen Buddel Schnaps und ein Paquet Toback mit auf den Weg, einige taumelten ganz betrunken aus dem Hause. Jede Viertelstunde wurde bis zum Abmarsch gezählt, und wir dankten unserm Gott, als wir die Ungethüme auf dem Rücken sahen, daß es noch so gnädig abging. Bei vielen haben sie noch weit ärger gehaust: sie haben gehauen, gestochen und beinahe geplündert. Gegen 4 Uhr ging alles aus dem Petrithore auf Hannover zu, sie schimpften und fluchten gewaltig auf den Herzog“. Damit war das Aergste überstanden. Die versprengten Westfalen, die in zahlreichen Trupps, ohne Gewehr und Tornister, noch hinter dem Gros herkamen und die eben geräumten Quartiere bezogen, erregten nur die spöttische Verachtung der Braunschweiger. Nachdem auch sie verschwunden, kehrte man wieder in das gewohnte Geleise der mehr oder weniger häufigen Durchmärsche kleinerer Abtheilungen zurück, die mit ihren Scherereien das ihrige dazu beitrugen, die durch die Ereignisse des Sommers geweckten patriotischen Gefühle wach zu halten.

IV.

Diesen Ereignissen soll unser letzter Abschnitt gewidmet sein. In ihnen gipfelt ja Braunschweigs Geschichte

34) So nach dem Tagebuche; nach (K. Fr. v. Vechelde), Ferdinand v. Schill und seine Schaar. 2. Ausg., Braunschweig 18-8, S. 96, am Nachmittage des 17. Junis, nach Spehr im Braunschw. Tagebl. 1869 No. 172 am 17. und 18. Juni. Vechelde's Angabe dürfte ganz auszuscheiden sein, da auch er von zwei Transporten spricht. Ob aber das Tagebuch oder Spehr recht hat, ist einstweilen nicht festzustellen.

während der Jahre der Erniedrigung, sie gehen von allem, was bei uns in jener Zeit sich zutrug, am weitesten über die Grenzen des bloß localhistorischen Interesses hinaus, sie nehmen endlich dieser ihrer Bedeutung gemäß in dem Tagebuche der Demoiselle Müller rücksichtlich der Ausführlichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderung die ersten Stellen ein. Besonders viele bisher unbekannte und von der gängigen Darstellung abweichende Züge enthält der Bericht über die Erschießung der Schill'schen Gefangenen, der darum die wörtliche Wiedergabe lohnen dürfte. Der Ankunft der Gefangenentransporte in der Mitte des Junis wurde schon gedacht. Zu ihrer Unterbringung wurden die Reitbahn im Mosthause, das alte Zeughaus bei der Brüdernkirche und das Militairgefängniß am Augustthore verwandt; am letzten Orte verwahrte man insbesondere die gefangenen Officiere. Durch werkthätiges Mitleid suchte die Bürgerschaft die Noth der Unglücklichen nach Kräften zu lindern. Ein Theil der Gefangenen ward demnächst weitertransportirt[35]), die übrigen bis zur Entscheidung über ihr Geschick in Braunschweig belassen. Hier möge nun das Tagebuch selbst einsetzen. „Den 16. July fuhr ich in einer lustigen Gesellschaft nach der Asse und Hedewigsburg. Den 17. July kamen wieder günstigere Nachrichten in Hinsicht des Krieges, schrecklichere aber für die armen Schill'schen Gefangenen, denn von diesen sollte ein großer Theil erschossen werden. Ueber 2 davon ist das Todesurtheil schon gesprochen und wurde den 18. July morgens um 5 Uhr vollzogen[36]). Der eine davon war ein Wachtmeister, ein sehr schöner Mensch, der andere ein Bäckergeselle. Dieser hat die Ohnmacht bekommen, als ihm das Urtheil vorgelesen wurde, und alles mögliche angewandt, um Pardon zu erlangen. Den folgenden Tag gab es keine Mordscenen, den 20. July aber eine ganz empörende. 8 Unglückliche wurden zur Schlachtbank geführt, worunter 2 Husaren waren, die allgemeine Achtung sich erwarben, sogar bei ihren Richtern. Sie gingen Hand in Hand zum Tode mit der größten Fassung und Ruhe, und ihr Letztes war noch: „Es lebe der edle Major Schill, wir sterben für Freiheit und Vaterland!“ Die übrigen 6 wurden durch diese beiden auch ordentlich muthig und erlaubten sich manche Schimpfreden, die ihnen untersagt wurden, woran sie sich aber nicht kehrten und es noch schlimmer wiederholten. Einer von diesen schenkte seine Pfeife und sein Taschenbuch einem jungen weinenden Mädchen zum Andenken[37]), einige davon starben mit den Pfeifen im Munde. Den 21. July[38]) wurden wieder 4 erschossen; auch diese waren sehr gefaßt und starben mit dem Namen Schill im Munde. Die achte sowohl als die letzten viere wurden des Morgens um 4 Uhr erschossen. Ein Kranker sollte des Mittags um 12 Uhr erschossen werden, doch dieser starb, ehe die Henkersstunde kam; dieses war ein Pastorensohn ohngefehr 3 Meilen von hier[39]). Den folgenden Tag sollten wieder welche von dieser Welt, und das Grab war schon gegraben. Da kam eine Staffette und brachte Pardon und Nachricht, wie es den übrigen ergehen sollte. Ein Theil davon wurde zum Kugelschleppen condemnirt, welche wurden unter die Regimenter gesteckt, und einige erhielten ihre Freiheit. 4 kamen von den Erschossenen jedes Mal in ein Grab; der Ort, wo es war, ist nicht weit von St. Leonhard und der nemliche, wo Grittemann[40]) erschossen ist. Die Gräber sind vom Publiko mit Rasen belegt und mit Blumen bepflanzt und mit Kränzen mit bunten Papierschnitzeln und passenden Versen daran geschmückt. Arme und Reiche, alles wallfahrtet zu den Gräbern der armen Unglücklichen und weinet dort eine Thräne des innigsten Mitleidens. Dies ist in mancher Hinsicht eine fürchterliche Woche, und es herrscht eine solche dumpfe Stimmung, die sich gar nicht beschreiben läßt“.

Fast jedes Wort dieser Erzählung predigt klar und eindringlich, wie das über die Schill'schen verhängte Blutgericht besser als alles andere geeignet war, den Boden für den Empfang Herzog Friedrich Wilhelm's zu bereiten. An Friedrich Wilhelm klammerte sich die Hoffnung auf das baldige Ende einer Herrschaft, die in so grausigen Mitteln ihre Sicherung suchte; um so begeisterter schlugen ihm jetzt die Herzen seiner Unterthanen entgegen. Aufrichtige Begeisterung leuchtet wie aus den andern zeitgenössischen Berichten über den Zug des Herzogs, so aus dem der Demoiselle Müller hervor, dessen Werth überhaupt mehr darin liegt, daß er bisher

35) Nach Vechelde a. a. O. S. 100 am 23. Juni und zwar alle bis auf die nachher erschossenen vierzehn. Diese seien als westfälische Unterthanen dem in Braunschweig niedergesetzten Special-Militair-Tribunal zur Aburtheilung überwiesen. Im Widerspruch damit läßt, wie wir gleich sehen werden, das Tagebuch eine viel beträchtlichere Anzahl in Braunschweig zurückbleiben. Auf wessen Seite wir uns bei diesem Zwiespalt zu stellen haben, ist leicht zu entscheiden. Von vornherein ist nach dem Verlaufe des Schill'schen Zuges klar, daß unter den mehr als 550 Gefangenen gewiß nicht bloß 14 westfälische Unterthanen waren. Viel durchschlagender aber ist es natürlich, wenn wir in dem Abschiedsbriefe, den einer der Vierzehn, der Unterofficier Christian Mühlenberg, am 19. Juli nach Hause schrieb, die Worte lesen: „. . . also sind . . . allemahl von 10 Mann einer zum Tode verurtheilet“. (Br. Mag. 1865 St. 19, S. 204.) Von Decimirung sprechen übrigens außerdem die freilich nicht ganz gleichzeitigen Aufzeichnungen des Bürgermeisters Wilmerding (Stadtbibliothek, Bode'sche Sammlung), die auch in allen nachher noch zu erwähnenden Differenzpunkten zwischen Vechelde und dem Tagebuche mit diesem übereinstimmen.

36) Vechelde S. 105 behauptet, bei der ersten Execution seien 7, bei der zweiten 4 und bei der letzten 3 Verurtheilte erschossen worden, die entsprechenden Zahlen des Tagebuchs und Wilmerding's sind 2, 8, 4. Mühlenberg's Mittheilung, er sei am 19. mit noch 8 Kameraden zum Tode verurtheilt, und dies Urtheil solle am 20. vollstreckt werden, läßt sich viel besser mit der zweiten Angabe als mit der Vechelde's in Einklang bringen.

37) Vechelde nennt S. 107 als Geber den Husarenwachtmeister Baudau, als Empfängerin die nachherige Ehefrau des Wollarbeiters Wickert.

38) Nach Vechelde S. 105 fand die letzte Execution am 22. Juli statt.

39) Vechelde erwähnt S. 105, daß der Jüngste der Erschossenen Sohn eines Geistlichen gewesen sein solle.

40) Der Sergeantmajor Grüttemann vom 2. westfälischen Linieninfanterieregiment war wegen Unordnung im Dienste degradirt und, als er in Wuth darüber seinen Oberst durch einen Pistolenschuß verwundet hatte, am 28. October 1808 erschossen worden. (Vgl. Spehr im Br. Tagebl. 1868 No. 279.)

schon Bekanntes vollauf bestätigt, als daß er viel Neues brächte. Es genügt deshalb eine knappe Inhaltsangabe unter Einflechtung der bezeichnendsten Stellen. Nachdem bereits am 30. Juli die halbe Stadt zwischen dem Augustthore und Wolfenbüttel den Herzog vergeblich erwartet hatte, strömten in aller Frühe des 31. die Bürger wieder hinaus. Um Mittag traf dann Friedrich Wilhelm in Wolfenbüttel ein. „Hier waren schon eine große Menge Braunschweiger versammelt, und der Jubel war groß: man riß ihn beinahe vom Pferde vor lauter Freude und Herzlichkeit“. In Wolfenbüttel wurde einige Stunden gerastet, so daß sich die Ankunft der ersten Schwarzen in Braunschweig bis um 8 Uhr abends verzögerte. „Dieses waren der älteste Girsewald mit einem blessirten Cameraden, beide zu Pferde. Ein lautes Vivatrufen begleitete sie bis in die Stadt. Diese vollzogen gleich eine gute That: sie erlöseten die armen Gefangenen, die im Augustthorsgefängniß saßen. Es waren noch einige vom Schill'schen Corps, die übrigen waren Deserteurs, sie hatten ungeheure Ketten an sich[41])“. Der Herzog und das Gros seiner Truppen marschirten erst um 10 Uhr ein. „Ihn umgaben einige Fackelträger, und alles, was nur rufen konnte, das rief, und alle außer wenigen zeigten die innigste Liebe zu ihrem tapfern, unglücklichen Fürsten“. Unter solchem Jubel zog Friedrich Wilhelm dem Schlosse zu. „Durch den Schloßbau[42]) war der Schloßplatz mit Brettern vernagelt, diese wurden aber gleich eingestoßen und weggerissen, und auf des Erbprinzen Flügel[43]) stieg er auf einige Stunden ab; es konnte hier auch ein jeder zu ihm kommen“.

Für die Truppen war mit Rücksicht auf die Nähe des Feindes Biwak auf der Petrithorpromenade befohlen, nur Verwundete und Kranke sollten einquartiert werden, von denen Schneiders zufällig Mann und Frau für diese Nacht erhielten. Die Schwarzen aber hatten auf allgemeine Einquartierung gehofft und hielten mit ihrer Unzufriedenheit nicht zurück. „Die Jäger“, heißt es im Tagebuche hierüber, „wurden nach dem Platze vor unserm Hause geführt und sie glaubten hier Billets zu erhalten. Als dieses aber nicht der Fall war, wurden sie ordentlich unmuthig und warfen sich unter unser Fenster und sagten, sie wollten zum Herzog gehen, sie wollten auf einige Stunden nur Quartier haben. Durch dieses Murren wurde denn ihr Wunsch erfüllt .... Es war ihnen nicht zu verdenken, daß sie etwas unmuthig wurden, denn diese hatten nun seit 8 Wochen keine Ruh' noch Rast gehabt und waren auf Braunschweig verwiesen ... Sie wurden aber gleich heiter und froh und gingen mit dem Rufe „Es lebe unser Herzog“ in die Quartiere .... Wir blieben beinahe die ganze Nacht auf, und mancher von den Unmuthigen wurde von uns mit einem Trunke Bier gelabt und nach den Quartieren zurechtgewiesen“. Natürlich wird das denkwürdige Nachtlager des Herzogs nicht vergessen, erzählt, wie am andern Morgen die Domestiken der Vornehmen und die kleinen Bürgersleute mit Frühstück hinauseilen und selbst die Armen ihr Scherflein darbringen, ausführlicher dann der Mittagsspeisung gedacht. „Zum Mittagsessen schickte alles, was schicken konnte, und es war ein großer Ueberfluß an Lebensmitteln. Die Armen hatten sich manches zu erfreuen, und die Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, auszutheilen. Für die Officiere war ... eine große Tafel ... unter Bäumen an dem schönen Berge[44]) ... gedeckt ... Der Herzog aß hier aber nicht mit, sondern in Schusters Hause auf dem Walle[45]). Als das Essen beinahe beendigt war, kam der Herzog, und es ertönete nun unter voller Musik ein lautes dreimaliges Vivat aus allen Kehlen. Hierauf wurde ihm ein Glas eingeschenkt, und er ließ nun seine Krieger und Bürger hochleben“.

Aber die begeisterte Freude der Bürger wird bald durch schwere Bangigkeit verdrängt. Um 4 Uhr rücken die Schwarzen aus dem Petrithore dem anmarschirenden Feinde entgegen, und jene denken an die Folgen eines etwaigen Zurückweichens und sehen im Geiste schon den Halberstädter Straßenkampf in Braunschweig wiederholt. Viele freilich lassen es sich nicht nehmen, zum Zuschauen hinauszueilen, und auch an solchen fehlt es nicht, die auf die Proklamation des Herzogs hin die ausgetheilten Waffen ergreifen und den zurückgebliebenen Husaren auf die Wahlstatt folgen. Gegen 7 Uhr hört man in einiger Entfernung unaufhörliches Schießen. Rasch nähern sich Kanonen- und Pelotonfeuer. „Man flüchtete nun in die Häuser, die Klappen wurden fest zugemacht, und wir erwarteten nun unser Schicksal; bald hieß es: sie retiriren, und bald: sie siegen“. Um halb 9 wird der Kanonendonner immer fürchterlicher und schallt aus immer größerer Nähe, um 9 kommt endlich frohe — allerdings, wie heute wohl jeder weiß, irrige — Siegesnachricht. Gleichzeitig langen, heiter und vergnügt, die ersten Verwundeten an, während Friedrich Wilhelm erst nach Mitternacht mit einem Theile seiner Truppen zurückkehrt. Eine Erneuerung des Kampfes am nächsten Tage befürchtend legt man sich ängstlich nieder.

Auch auf das Treffen selbst geht das Tagebuch ein, ohne jedoch unser Wissen darüber zu vermehren. Ebenso vermag Albertine Müller über die Fortsetzung des Zuges Friedrich Wilhelm's Neues nicht mitzutheilen, aber es freut uns doch, daß sie den Helden in lebhaftem Mitgefühl bis zu seiner glücklichen Ankunft auf Helgoland begleitet. Noch mehr aber freuen wir uns über die Worte, mit denen sie unmittelbar nach Erwähnung der Friedensfeier am 29. October das Tagebuch schließt: „Es ist jetzt die Mode, sich à la Oels zu tragen: sowohl die Vornehmen wie die Geringen, alles hat die Farbe“. Es war Frühling geworden in Braunschweig!

41) Wilmerding giebt die Zahl der Befreiten auf einige dreißig an. Auch er sagt, daß Schill'sche Gefangene darunter gewesen seien, was ja wiederum zu Vechelde's Darstellung (s. o. Anm. 35) nicht paßt.

42) Gemeint ist der Umbau, den die Stadt Jerome zu Liebe ausführen ließ. (Vgl. Spehr a. a. O. No. 258, 265.)

43) Dem rechten.

44) Wohl identisch mit dem heutigen sog. Rosenberge vor der Wehrbrücke.

45) Die aneinanderstoßenden Häuser der Güterbestäter Christ. Schuster und Jorns waren damals die einzigen an der Petrithorpromenade. Sie sind ziemlich unverändert geblieben und haben jetzt die Nummern 30 und 29.

// Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 24. 21. November **1897.**

Die Theilnahme der Braunschweigischen Truppen an dem Türkenkriege 1663/64.

Von O. Elster, Prem.-Lieut. a. D.

Wenn ich es unternehme, die Theilnahme der Braunschweigischen Truppen an dem Türkenkriege 1663/64 zu beschreiben, obgleich dies bereits mehrfach geschehen ist, so in der Geschichte der Hannoverschen Armee von Generallieutenant v. Sichart u. a. a. O., so hat mich hauptsächlich der Grund dazu bewogen, daß in jenen Schilderungen nur die Acten des Hannoverschen Archivs benutzt wurden und daß dadurch die Theilnahme der speciell Braunschweig-Wolfenbüttelschen Truppen nur oberflächlich berührt ward. Ich nahm Gelegenheit, die Acten des Herzoglichen Landesarchivs zu Wolfenbüttel einzusehen und fand in ihnen so manches Neue und von den früheren Darstellungen dieses Krieges Abweichende, daß eine abermalige Bearbeitung wohl gerechtfertigt erscheint. Die vorliegende Darstellung kann nunmehr als eine den Gegenstand erschöpfende angesehen werden, da sie nicht nur auf den Acten des Hannoverschen, sondern auch auf denen des Wolfenbüttelschen Archivs beruht.

Auf die allgemeinen politischen Verhältnisse der Zeit bei Ausbruch des Türkenkrieges 1663 gehe ich nicht näher ein. Bekannt ist, daß die Habsburgische Monarchie bereits seit Langem unter dem Ansturm der türkischen Heerschaaren zu leiden hatte, die nur mit größter Anstrengung vor den Mauern Wiens zurückgehalten werden konnten. Durch das Vordringen der Türken bis Budapest, durch die Besetzung zahlreicher fester Plätze in Ungarn, durch die Wildheit und den Fanatismus der kriegerischen Schaaren, deren tollkühner Tapferkeit und taktischen Gewandtheit die schwerfälligen europäischen Truppen nicht gewachsen waren, entstand aber nicht nur für Ungarn und die Oesterreichischen Kronländer eine ernste Gefahr, sondern auch das übrige deutsche Reich, ja das ganze westliche Europa mußte besorgen, wie einst von den hunnischen Horden, so jetzt von den türkischen Reiterschaaren überfluthet zu werden. Die christliche Religion, die europäisch-christliche Cultur, die Freiheit und Wohlhabenheit der Völker und Länder des Westens wurden durch den Sieg der türkischen Waffen vollständig in Frage gestellt. Denn, wie die Folgezeit gelehrt hat, waren die Türken kein die Cultur und Bildung förderndes Volk, sondern sie wirthschafteten überall als aussaugende und ausraubende Eroberer, die die unterworfenen Völker zu ihren Sclaven erniedrigten. Es mag in heutiger Zeit der Ohnmacht der Türkei sonderbar klingen, aber im 17. Jahrhundert waren die Türken die gefährlichsten Feinde Deutschlands und des westlichen Europas. Die Türken waren der „Reichsfeind“ des römischen Reiches teutscher Nation und der Kampf gegen die Türken galt fast so verdienstlich, wie einstmals die Theilnahme an einem Kreuzzuge. Als daher im August 1663 der Großvezier Achmed Köyrsli ein österreichisches Heer am Gran-Fluß schlug und sich anschickte, mit einer großen Armee gegen die österreichischen Erbstaaten vorzudringen, erkannten die deutschen Reichsstände die Gefahr für das Reich sehr wohl und erklärten den Kampf gegen die Türken auf dem Reichstage zu Regensburg für einen Reichskrieg, zu dem alle Stände des Reichs ihr Contingent zu stellen hatten. Selbst Frankreich versprach für seine Besitzungen in Elsaß und Lothringen ein Hülfscorps nach Ungarn zu schicken.

Der niedersächsische Kreis hatte ein Contingent von 6820 Mann zu stellen. Dieses niedersächsische Kreiscontingent darf aber nicht mit den Braunschweig-Lüneburgischen Truppen zusammengeworfen werden, wie das in den obengenannten Quellen geschieht. Das Niedersächsische Kreiscontingent bestand aus einer Reiter-„Esquadron“ unter dem Obristlieutenant von Schack und einem Regiment zu Fuß unter dem Obrist von Ende. Das Stift Magdeburg, Dänemark, Holstein, Lübeck und andere Niedersächsische Stände stellten zu diesem Contingent ihre Truppen, während die Herzöge von Celle, Hannover und Wolfenbüttel ein selbständiges Truppencorps ausrüsteten. Die Braunschweigischen Truppen wurden daher, wie sich das aus einer später mitzutheilenden Liste ergiebt, nicht mit zur Reichsarmee der Kreise gezählt, sondern sie hießen wie die Brandenburger und Franzosen „Reichsauxiliar-Truppen“ oder „Auxiliar-Völker“. Aus der Verwechselung dieser Auxiliar-Völker mit den Kreis-

truppen sind in den früheren Darstellungen mancherlei Irrthümer entstanden.

Die Welfischen Herzöge beschlossen, ein Reiterregiment zu 4 Compagnien, jede zu 105 Pferden, das Regiment mithin 420 Pferde, und ein Infanterie-Regiment zu 6 Compagnien, jede zu 150 Mann, das Regiment mithin 900 Mann stark mit 9 Regiments-Geschützen, zur Kaiserlichen Armee zu entsenden. Die beiden Regimenter sollten zu einem gemeinschaftlichen „Corps d'Armée" unter einem Befehlshaber vereinigt werden. Der commandirende General und der Kriegscommissar sollten gemeinschaftlich ernannt und die Kosten und Unterhaltung des Generalstabes sowie der Artillerie und die Verpflegung der Truppen aus einer gemeinschaftlichen Kriegskasse bestritten werden.

Als Commandeur des Corps d'Armée gewann man den tapfern und kriegserfahrenen Grafen von Hohenlohe, der zum Generallieutenant ernannt wurde. Die Truppen der drei Herzöge führten den gemeinschaftlichen Namen eines braunschweigisch-lüneburgischen Corps.

Zu dem Reiter-Regiment sollten die Herzöge von Wolfenbüttel und Hannover je eine Compagnie, der Herzog von Celle zwei Compagnien stellen, weil dieser zwei Reiterregimenter unterhielt, während die erstgenannten Fürsten nur je ein Reiterregiment besaßen. In den Wolfenbüttelschen Acten ist jedoch von einer Wolfenbüttelschen Reitercompagnie nichts zu finden, obgleich über die Wolfenbüttelschen Fuß-Compagnien sehr genaue Angaben vorhanden sind. Es muß daher zweifelhaft erscheinen, ob Wolfenbüttel überhaupt eine Reiter-Compagnie stellte.

Zu dem Infanterie-Regimente stellte jeder der drei Fürsten zwei Compagnien. Die Infanterie führte zu zwei Drittel Musketen, zu einem Drittel Piken. Die Pikeniere waren mit Bruststücken, Sturmhauben und halben Armschienen versehen. Jedes Contingent führte drei Geschütze mit entsprechender Anzahl von Feuerwerkern und Constablern mit sich.

Herzog Christian Ludwig von Celle hatte als Kreisobrister die Formirung des Corps übernommen und versammelte die Truppen bei Herzberg und Osterode am Harz.

Auf die Ausrüstung des Reiterregiments ward ganz besondere Sorgfalt verwandt. Es war durch Schönheit seiner Mannschaft, Pferde und Equipagestücke ausgezeichnet. Die Reiter trugen weiße lederne Casquets, Küraffe und eiserne Handschuhe; als Angriffswaffen führten sie lange Degen und ein Paar Pistolen. Chef und Oberst des Regiments ward der tapfere und kriegserfahrene cellische Obrist Hans Christoph von Rauchhaupt, Erbherr auf Drebnitz und Hohenthurm. Außer diesem, der die Leib Compagnie besaß, standen bei dem Regiment als Compagniechefs: Major v. Lüderitz, Rittmeister v. Hardenberg, Rittmeister Lueder.

Ueber die Wolfenbüttelsche Infanterie sind die Angaben vollständig erhalten. Commandeur der Wolfenbüttelschen zwei Compagnien und der ihnen beigegebenen drei Geschütze war der Oberstlieutenant vom Regiment z. F. Jean Jacques de Rolli, der auch Chef der einen Compagnie war. Chef der zweiten Compagnie war Hauptmann Johann Root. Die Liste der ausrückenden Truppen, durch den Regimentsquartiermeister aufgestellt, giebt folgende Formationen der beiden Compagnien:

Obristlieutenant Rolli's Compagnie:

		Diener	Pferde
1	Obristlieutenant . . .	4 Diener u.	8 Pferde,
1	Lieutenant (?)	2 „ „	4 „
1	Fähnrich (von Ende)	1 „ „	2 „
2	Sergeanten	— „ „	— „
1	Führer	— „ „	— „
1	Captain d'Armes . .	— „ „	— „
1	Fourier	— „ „	1 „
1	Musterschreiber . . .	— „ „	1 „
1	Feldscherer	— „ „	1 „
3	Spielleute.	— „ „	— „
3	Corporale.	— „ „	— „
16	Gefreite	— „ „	— „
105	Gemeine.	— „ „	— „
Sa. 137	Mann.	7 Diener u.	17 Pferde.

Hauptmann Johann Root's Compagnie:

		Diener	Pferde
1	Hauptmann (Root).	3 Diener	6 Pferde,
1	Lieutenant (Löber) .	2 „	4 „
1	Fähnrich (Müller) .	1 „	2 „
2	Sergeanten	— „	— „
1	Führer	— „	— „
1	Captain d'Armes . .	— „	— „
1	Fourier	— „	1 „
1	Musterschreiber . . .	— „	1 „
3	Spielleute	— „	— „
3	Corporale.	— „	— „
16	Gefreite	— „	— „
103	Gemeine.	— „	— „
Sa. 134	Mann.	6 Diener	14 Pferde.

Summe beider Compagnien 271 Mann, 13 Diener, 31 Pferde.

Artillerie:

Drei Geschütze mit 13 Artillerie-Pferden, 8 Connestabel, Wagenmeister u. s. w.

Gesammtsumme mithin 292 Mann und 44 Pferde. Der Quartiermeister, welcher diese Liste aufstellte, bemerkt dazu: „Ausmarschirt den 31. August 1663. Gott geleite sie hinaus und wieder hinein." — Der Wunsch des braven Quartiermeisters sollte nur in geringem Maße in Erfüllung gehen; viele der Ausmarschirten sahen ihre Heimath nicht wieder.

Das Wolfenbüttelsche Contingent wurde in Lauterberg bei Osterode einquartiert, von wo aus der Obristlieutenant de Rolli am 6. September an den Herzog August über Ankunft des Contingents und Musterung der Truppen durch Herzog Christian Ludwig von Celle bei Herzberg berichtet. Ueber den Zustand der Truppen spricht sich Oberstlieutenant de Rolli sehr befriedigend aus, Unordnungen, Desertionen oder dergl. sind nicht vorgekommen.

Das Reiterregiment musterte Herzog Christian Ludwig bereits am 2. September bei dem Schlosse Katlenburg, ermahnte dasselbe, sich tapfer zu halten, versprach: „vor die im Felde gebrechlich werdenden zu sorgen und

die, so in die Sclaverei der Türken gerathen sollten, loszukaufen". Denjenigen Officieren, welche schlechte Feldausrüstung hatten, schenkte er „Feld-Reit-Klepper".

Das Infanterie-Regiment, welches durch den Obersten von Sommerfeld zu Osterode errichtet war, musterte der Herzog am 6. September mit dem Reiterregiment Rauchhaupt gemeinsam bei Herzberg, wobei die Infanterie neue Fahnen erhielt und beide Regimenter durch den Wolfenbüttelschen Oberst Schanz auf die Häuser Wolfenbüttel, Celle und Hannover vereidigt wurden.

Oberst v. Sommerfeld, welcher, wie Anfangs bestimmt, das Infanterie-Regiment commandiren sollte, stellte dem Herzog bei dieser Gelegenheit in sehr verständiger Weise vor, daß wegen der Verpflegung der Truppen im Felde bessere Vorkehrungen getroffen werden müßten. Herzog Christian Ludwig nahm diese Vorstellungen aber sehr ungnädig auf, enthob Oberst Sommerfeld des Commandos und verlieh dieses dem Obristlieutenant, späteren Obristen von Müchеln[1]). Obrist Sommerfeld nahm deshalb in Celle seinen Abschied und trat in Hannoversche Dienste.

Die Quartierliste des Corps war nach vollständiger Formirung desselben folgende:

1. Generalstab.

Graf von Hohenlohe, Generallieutenant,
Hauptmann Ratte, Kriegsagent und Regimentsquartiermeister.
von Bardeleben, Ober-Kriegscommissär,
Block, Auditeur und Staatssecretär,
Rose, Oberfeldscherer.

2. Cavallerie:

Reiter-Regiment Oberst v. Rauchhaupt.

1. Compagnie	Rauchhaupt	105 Pferde,
2. „	Major Lüderitz	105 „
3. „	Rittmeister v. Hardenberg	105 „
4. „	Rittmeister Lueder	105 „
		420 Pferde.

3. Infanterie:

Infanterie-Regiment Oberst v. Müchеln.

Leibcompagnie (Celle)	135 Mann ca.
Obristlieutenant Rolli's Compagnie	135 „ „
Major Schnell's Compagnie	135 „ „
Hauptmann Root's Compagnie	135 „ „
Hauptmann Schmitt's Compagnie	135 „ „
Hauptmann von Hohnstedt's Compagnie	135 „ „
	810 Mann ca.

4. Artillerie:

3 Geschütze	Wolfenbüttel	mit 13 Pf. u.	8 Mann,
3 „	Celle	„ 13 „ u.	8 „
3 „	Hannover	„ 13 „ u.	8 „
Sa. 9 Geschütze		mit 39 Pf. u.	24 Mann.

Total: Stab: 5 Officiere, Cavallerie: 420 Pferde, Infanterie: ca. 810 Mann, Artillerie: 9 Geschütze, 39 Pferde, 24 Mann.

Die Bewaffnung, Ausrüstung und die Exercier- und Gefechtstaktik der Truppen war noch dieselbe, wie unter Herzog Georg im dreißigjährigen Kriege. Nach einer Richtung hatte sich die Reiterei aber wieder verschlechtert, indem das zweite Pferd und der Bursche jedes Reiters, welche Herzog Georg schon vor 25 Jahren abgeschafft hatte, um seiner Reiterei größere Beweglichkeit zu verleihen, wieder eingeführt waren. Der Troß des Heeres wurde dadurch natürlich sehr vermehrt und die Disciplin und Ordnung nicht gerade gefördert.

Diesen jungen Burschen wohnte indessen ein gewisses militärisches Gefühl inne. Sie hatten sich zum Scherz Standarten beigelegt, auf welchen Ratten und Mäuse abgemalt waren. Als die Bagage des Corps in Ungarn vor der Festung Sigeth von den Türken überfallen wurde, schlossen sich die Burschen zu einer Schwadron zusammen und leisteten tapferen Widerstand. Leider wurden sie größtentheils von den Türken niedergehauen, die ihre Ratten- und Mäuse-Standarten als ernstliche Kriegstrophäen nach Constantinopel sandten.

Der Marsch der Braunschweigischen Truppen ging durch Thüringen und Sachsen auf Böhmen und zwar laut den Wolfenbüttelschen Acten über Allstedt, Querfurth, Weißenfels, Chemnitz, Marienberg durch den Böhmerwald auf Prag. Die Verpflegung war oft eine mangelhafte. Die Fürsten, durch deren Länder der Marsch ging, und namentlich auch Kaiser Leopold I. hatten in durchaus ungenügender Weise für den Unterhalt der Truppen gesorgt. So lange die Braunschweiger durch Sachsen und Böhmen marschirten, wurden sie jedoch im Allgemeinen gut und unentgeltlich von den Quartierwirthen verpflegt, weil der Kriegscommissar von Bardeleben dem Corps voransreiste und die Regierungen aufforderte, die Truppen unentgeltlich zu verpflegen, da sie ja gegen den gemeinsamen Reichsfeind kämpfen sollten. Wollte der Quartierwirth sich die geleistete Verpflegung bezahlen lassen, so müsse er das mit dem Soldaten abmachen, der gehalten sei, seine Bedürfnisse aus seinem Solde zu bestreiten. Diese letztere Bestimmung hatte einige Excesse zur Folge, da die Soldaten sich weigerten, die Quartierwirthe zu bezahlen. Aus Furcht vor Gewaltthätigkeit der Soldaten ließen die Einwohner in den meisten Fällen ihre Vergütungsansprüche fallen.

Unter den Wolfenbüttelschen Truppen scheinen indessen Excesse nur sehr wenig vorgekommen zu sein. Ein Schreiben des Obristlieutenant Rolli vom 26. September aus Muhawitz in Böhmen (Act. mil. Wolf. II. 68) schildert den Zustand des Regimentes als befriedigend. In einem Schreiben aus Budweiß vom 7. October meldet er, daß ein Musketier von der Compagnie des Hauptmanns Hohnstedt wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit arkebusirt worden sei.

In Böhmen wurden die Soldaten, so weit es das verhältnißmäßig arme Land vermochte, gut verpflegt. Auch sorgte der kaiserliche Marschcommissär Selkirch, ein freundlicher, humaner Mann, in jeder Weise für die

1) Oberst v. Müchеln marschirte jedoch nicht mit dem Regimente, sondern holte dasselbe erst in Wien oder gar erst auf dem Marsche nach Steiermark ein. Für ihn führte Oberstlieutenant de Rolli auf dem Marsche das Regiment.

fremden Soldaten. Doch schilderte er unvorsichtiger Weise die Lage der österreichischen Truppen in Ungarn, das ungesunde Klima, den Mangel an Lebensmitteln in solch schwarzen Farben, indem er den Untergang so vieler braver Leute beklagte, daß eine wahre Panik unter den Soldaten entstand. Während der Nacht und an den folgenden Tagen fanden vielfache Desertionen statt. Die Deserteure gingen meistens nach den Braunschweigischen Landen zurück, wurden dort aber aufgegriffen und mit einer starken Escorte nach Ungarn nachgeschickt.

Die Wolfenbüttelschen Acten wissen jedoch von diesen vielfachen Desertionen nichts. Im Gegentheil berichtet Obristlieutenant de Rolli sehr günstig über den Zustand und die Haltung seines Regiments an den Herzog August, so daß vielleicht die Desertionen nur bei dem Reiterregiment vorkamen.

In Oesterreich fanden die Braunschweiger eine schlechte Aufnahme, die vor Allem durch den Haß gegen sie als Protestanten veranlaßt war. Selbst Kaiser Leopold soll undankbar genug gewesen sein, den braunschweigischen Hülfstruppen seine Geringschätzung zu zeigen, indem er dem Grafen Hohenlohe die Bitte, die Truppen durch Wien zu führen, abschlug. Nur der Durchmarsch des Reiterregiments Rauchhaupts, dessen Vortrefflichkeit Hohenlohe hervorhob, wurde gestattet[2]).

Die Cavallerie marschirte also in Parade durch Wien und erregte wegen der schönen Pferde und der stattlichen Ausrüstung der Reiter allgemeines Aufsehen. Die Infanterie mit den Geschützen mußte jedoch einen weiten Umweg machen, was große Mißstimmung erregte. Als Graf Hohenlohe dies dem Kaiser mittheilte, setzte dieser auf den 11. November eine Musterung an.

Die Infanterie und Artillerie war an diesem Tage auf dem „Wiener Berge", eine Meile von Wien, mit geöffneten Gliedern, die Officiere vor der Front, zur Parade aufgestellt. Der Kaiser kam auch mit einem großen, glänzenden Gefolge, ritt vor die Mitte der Linie, nahm den Salut der Officiere entgegen, indem er schweigend den Hut lüftete, und ritt, ohne ein Wort der Begrüßung selbst an den Grafen Hohenlohe zu richten, wieder davon. Niemand bekümmerte sich um die Truppen mit Ausnahme des Kaiserlichen Hofnarren, eines häßlichen, verwachsenen Zwerges in reicher, aufgeputzter Kleidung, der zum größten Amüsement der Soldaten durch die geöffneten Reihen ritt, als sollte er die Truppen mustern.

Die Soldaten amüsirten sich übrigens vortrefflich bei dieser Musterung, über die Obristlieutenant Rolli unter dem 27. 8 (a. St.) an den Herzog August berichtet, ohne die seltsame Abnahme der Parade durch den Hofnarren zu erwähnen.

Der Marsch der Braunschweigischen Truppen ging dann nach Steiermark, um sich hier mit dem Corps des Grafen Nicolaus Serini, Palatin von Ungarn, zu vereinigen, der gegen den Willen des Kaiserlichen Generalissimus der Armee, Montecuculi, während des Winters Streifzüge mit seinen Truppen, den Braunschweigern und einigen anderen Reichstruppen, gegen die Türken unternehmen wollte. Jedenfalls wäre es verständiger gewesen, die durch den langen Marsch ermatteten Truppen einige Zeit ruhen zu lassen und dem Plan Montecuculi's beizustimmen, im Frühling mit vereinten Kräften den Feldzug zu beginnen, als durch Winterexpeditionen die Truppen in nutzloser Weise zu schwächen, da an einen entscheidenden Schlag doch nicht gedacht werden konnte. Graf Serini wußte jedoch seinen Plan bei dem Kaiser durchzusetzen, es wurden ihm zu seinen Expeditionen die braunschweigischen, bayerischen und andere deutsche Hülfsvölker zur Verfügung gestellt, mit denen er 15000 Ungarn und Kroaten vereinigte. Die deutschen Hülfsvölker hatten eine Stärke von 8—9000 Mann. Die so gebildete Armee führte 12 Feldstücke (darunter 9 Braunschweigische) und einen Mörser mit sich. Daß mit diesen Truppen mit der geringen Artillerie die festen, von den Türken besetzten Plätze erfolgreich nicht anzugreifen waren, ist erklärlich.

Auf dem Marsche nach Steiermark kamen einige Excesse vor, wie Obristlieutenant Rolli berichtet. So wurde der Captain d'Armes Hans Heinrich Stille von der Leibcompagnie des Obristen von Mücheln wegen Insubordination zum Tode verurtheilt, von Obristlieutenant Rolli jedoch zu Spießruthen begnadigt.

Das Braunschweigische Hauptquartier des Grafen Hohenlohe befand sich in Petau, einer kleinen Stadt im südlichen Steiermark an der Drau, etwa 20 Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt. Hier lag auch ein Münstersches Regiment z. F. und eine Fürstlich Württembergische Compagnie z. F. — Die Braunschweigische Infanterie quartierte mit der Compagnie des Hauptmann Schmidt und einer halben Compagnie des Hauptmann v. Hohnstedt in Petau selbst, eine halbe Compagnie Hohnstedt in der Vorstadt, die 4 anderen Compagnien und der Stab in dem benachbarten Dorf Fridau und einigen anderen kleinen Dörfern[3]).

In diesen Quartieren fielen mehrere Excesse vor. So erstach, wie Rolli unter dem 24. December berichtet, ein Reiter von der Compagnie des Obristwachtmeisters Luederitz einen Fahnenjunker; als ihm unter der Bedingung, daß er beim ersten Gefecht einen Türken lebend oder todt bringen sollte, das Leben geschenkt wurde, erwies er sich undankbar genug, mit mehreren Kameraden ein Complot anzuzetteln und zu den Türken überzugehen. Ein Reiter von dem Westfälischen Regiment des Obristen Post ward im Streit erschossen, ein Reiterjunge erschoß ein schwangeres Weib. Von dem Münsterschen Regiment ward ein Führer von einem Musketier erstochen und von der Württembergischen Compagnie erschoß ein Soldat sein eigenes Weib, wofür er mit dem Schwerte hingerichtet und dann auf's Rad geflochten wurde. Auch über mehrere Krankheiten und eine Desertion berichtet Obristlieutenant Rolli. Sodann fährt er in seinem Schreiben fort:

---

2) Die Berichte des Obristen v. Mücheln, des Obristlieutenants Rolli und des Kriegscommissärs von Bardeleben an den Herzog August erzählen von diesen Vorgängen nichts.

3) Act. mil. Wolf. Bericht des Obristlieutenant Rolli aus Oberstorff, 3 Stunden von Schackathurn, vom 24. 14. Dec. 1663. Schackathurn war Residenz des Grafen Serini.

„Ihro Excellenz der Graf von Hohenlohe ist vergangenen Freytag durch unser quartier nach Schackathurn gereiset, daselbst den Grafen Serini zu besuchen, wohin ich des anderen Tages auch bin geritten und demselben aufgewartet, und befunden, daß der Graf Serini den Herrn General-Lieutenant sehr wohl empfanget und tractiret, er ist aber des anderen Tages nach der Mahlzeit wieder nach Petau gereiset, und es wird der Herr Graf Serini von einem jedem vor sehr civil und verständig gehalten. Es wird auch intendiret, dafern der Frost mögte Bestand haben, eine Parthy in die Türkey zu wagen, denn es scheint, dieweil ein Hausen Flecken umb Kanissa liegen, so nur mit Palisaten befestigt, daß wir die wohl möchten attacquiren, und dieselben totaliter ruiniren und in Brandt stecken, damit Kanissa umb so viel schlechter Zufuhr haben kann. Des Herrn Graf Serini seine Leute, wenn es nur Wetter ist, thun täglich in die Türkey einfallen, und die meiste Zeit der Herr Graf Serini selber mit ihnen und bringen allemahl gute Beute heraus. Ein acht Tage vor unser Ankunft sind über 40 000 Tartaren und Türken in Willens gewesen, in des Grafen Serini Insel zu fallen, als er solches vernommen, hat er mit 300 Pferden sich aufgesetzet und 200 zu Fuß mit zwei kleinen Regimentsstücken folgen lassen, wie Er mit seinen 300 Pferden an daß Wasser kommen, hat er schon über 3000 Tartaren herüber befunden, dieselben aber alle zurück in das Wasser getrieben, und sind über zwey Tausend ersoffen, und in den Scharmützeln sind die Musketirers mit den kleinen Stücken angekommen, dieselben haben sie auf den Feind gerichtet und in dem Wasser jämmerlich erschossen, und hat der Graf Serini noch über 1200 Pferde auß dem Wasser bekommen, aber lauter Kracken, so Er für ein oder zwey Thaler hat verkaufen lassen; nach geschehenem Verlust sind die Türken wieder zurückgegangen. Das Cölnische Regiment, so unter des Grafen von Waldeck Commando, ist vor wenigen Tagen angelanget, und wie ich vernommen, sollen über die anderthalb Hundert unter Weges entwichen seyn, wie auch von anderen Regimentern viel entgangen, biß dato halten sich aber keine besser als die Braunschweiger und man kann sie unter anderen wohl kennen, will auch mit göttlicher Hülffe verhoffen, Sie werden bey ihrer Schuldigkeit verharren".

Dieser Bericht des Obristlieutenant Rolli widerspricht mithin der oben mitgetheilten Nachricht aus dem Hannoverschen Archiv, daß unter den Braunschweigern viele Desertionen bereits in Böhmen vorgefallen seien.

In Petau traf der Graf Serini am 19. December ein und verabredete mit dem Grafen Hohenlohe sofort einen Streifzug gegen die Türken.

Der türkische Großvezier hatte mit seinen Truppen fast alle festen Orte an der ungarischen Grenze besetzt, so Warazien, Kanizsa, Sigeth, Fünfkirchen und Esseg. Von Belgrad aus konnte diesen türkischen Abtheilungen stets Hülfe gesandt werden, und da die türkische Armee der christlichen an Zahl und Beweglichkeit weit überlegen war, so war vorauszusetzen, daß das Corps des Grafen Serini große Erfolge gegen den Großvezier nicht erzielen würde. Jedenfalls wäre es rathsam gewesen, ehe man zum Angriff schritt, die Versammlung der gesammten christlichen Armee unter Montecuculi abzuwarten. Aber der Graf Serini, dessen weite Besitzungen von den Türken besetzt waren, wollte nicht länger warten, der Wiener Hof stimmte ihm aus Rücksicht auf seinen Einfluß in Ungarn zu, und so wurde kurz nach seinem Eintreffen in Petau der Feldzug eröffnet. Ueber den Oberbefehl der deutschen Truppen wollten sich Graf Hohenlohe und Graf Serini „freundschaftlich" vergleichen.

Oberst von Rauchhaupt war der erste, welcher einen Streifzug gegen die Türken unternehmen sollte. Mit seinem Reiter-Regiment und 100 Mann Infanteristen sollte er vermittelst Handstreichs die der Grenze zunächst gelegene Stadt Warazien (oder Warasdin) nehmen. Er traf jedoch die Türken, die die Stadt geräumt hatten, nicht mehr an. Auf dem Rückmarsch verlor Oberst v. Rauchhaupt vier Soldaten, die von ungarischen Bauern meuchlings ermordet wurden.

Inzwischen hatte Graf Serini sein Corps versammelt. Außer den Braunschweigischen Truppen befanden sich bei der kleinen Armee einige Kaiserliche und Bayerische Regimenter, sowie die unter dem Grafen Bathiany stehende ungarische Landmiliz.

Am 8. Januar 1664 brach das Braunschweigische Corps von Petau auf, vereinigte sich mit den Kaiserlichen, Bayerischen Regimentern und anderen Reichstruppen, sowie mit den Kroaten des Grafen Serini und der Landmiliz des Grafen Bathiany, überschritt die Mur und marschirte bis Bessinza am linken Drau-Ufer, welcher Ort noch von 200 Türken besetzt war. Diese ergaben sich am 23. Januar und Bessinza ward von einer Abtheilung des Braunschweigischen Corps unter Oberstlieutenant Rolli besetzt. Unter seinem Commando standen auch 300 Kroaten.

Die Armee selbst setzte ihren Vormarsch fort und traf am 28. Januar vor der Festung Fünfkirchen ein, die man am folgenden Morgen erstürmte. Die türkische Besatzung warf sich jedoch in das feste Schloß von Fünfkirchen, aus dem sie nicht vertrieben werden konnte. An dem Sturm auf die Stadt Fünfkirchen hatte Major v. Lüderitz mit 300 Mann des Rauchhaupt'schen Regiments theilgenommen, welche den Vortrab der Armee bildeten

Nunmehr trennte sich die Armee, indem Graf Hohenlohe mit der Infanterie und Artillerie Schloß Fünfkirchen belagerte, Graf Serini aber mit sämmtlicher Cavallerie nach Esseg marschirte, um die dortige Donaubrücke zu zerstören. Das Unternehmen gelang und nach acht Tagen traf Serini wieder vor Fünfkirchen ein.

Man berathschlagte jetzt, ob man das Schloß stürmen oder den Rückmarsch antreten sollte. Graf Hohenlohe und die deutschen Officiere waren für der Sturm, Graf Serini setzte aber die Aufhebung der Belagerung und den Rückmarsch durch, der am 8. Februar angetreten wurde.

Die Arrière-Garde unter dem General Baumbach ward auf diesem Rückzuge durch die Türken angegriffen und wäre verloren gewesen, wenn Oberst Rauchhaupt

nicht mit seinem Reiter-Regiment herbeigeeilt und die Türken vertrieben hätte. Oberst von Rauchhaupt erhielt dafür das alleinige Commando der Arrière-Garde.

Ohne weitere Vorfälle erreichte man Neu-Serinwar an der Mur. Hatte während der ergebnißlosen Expedition unter den Generälen schon keine volle Einigkeit geherrscht, so entstand jetzt über die Vertheilung der Cantonnements ein heftiger Streit. Schließlich ward Graf Hohenlohe mit seinem Corps auf eine Insel des Grafen Serini einquartiert, die durch die Mur und Drau gebildet wurde und auf welcher der Graf eine kleine Festung, die „Neue Festung“ genannt, angelegt hatte. Die „Neue Festung“ wurde später durch 1500 Mann Kroaten und Commandirte aus der ganzen Armee besetzt.

Aber nicht lange sollte sich die Armee der Ruhe erfreuen. Graf Serini hatte den Plan gefaßt, die von den Türken besetzte Festung Kanissa zu überrumpeln und ertheilte an alle Corpscommandanten den Befehl, sich mit ihren Truppen vor Kanissa einzufinden. Hierbei commandirte Graf Strozzi die Kaiserlichen Truppen, Graf Hohenlohe sämmtliche Reichstruppen, Graf Serini und Graf Bathiany die Ungarn und Kroaten.

Die Ueberrumpelung der Festung mißlang jedoch und man schritt nun zu der regelrechten Belagerung, obgleich es an allem Belagerungsmaterial fehlte und man sich erst nach Wien um Ueberlassung von schweren Geschützen, Munition, Proviant und Verstärkung der Fußtruppen wenden mußte. (Fortsetzung folgt.)

Vor 150 Jahren.

Unter den deutschen Regierungen, die im vorigen Jahrhundert Gewerbe und Handel von Staatswegen kräftig zu fördern suchten, steht die Herzog Karl's I. zu Braunschweig und Lüneburg nicht an letzter Stelle. Zahlreich sind die Unternehmungen, die auf dieses Fürsten und seines vertrauten Rathgebers, des Geheimraths Schrader v. Schliestedt, Befehl und Anregung ins Werk gesetzt wurden. Manche von ihnen sind dem Lande zu bleibendem Segen erwachsen, andere haben, weil die natürlichen Grundlagen und Lebensbedingungen fehlten und die Zeitumstände sich als äußerst ungünstig erwiesen, ein mehr oder weniger schnelles Ende gefunden. Zu den Versuchen der letzteren Art gehört derjenige, auf den Schreiber dieser Zeilen die Aufmerksamkeit der Leser für einige Augenblicke lenken möchte. Ihm fiel, als vor Kurzem die Tarife der zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig eingerichteten elektrischen Straßeneisenbahn veröffentlicht wurden, eine Einrichtung wieder in das Gedächtniß, die im Jahre 1747 ins Leben gerufen wurde, seines Wissens aber nur wenige Jahre bestanden hat. Diese wiederum ans Licht zu ziehen, ist dem Verfasser eine angenehme Arbeit und, da seines Erinnerns auf sie bislang nirgends Bezug genommen ist, vielleicht dem einen oder andern Leser nicht unwillkommen. Doch besser als der Verfasser es vermag, spricht der getreue Wortlaut der Verfügung und möge sie daher zunächst hier eine Stelle finden.

In den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1747 Stück 95 wird über eine zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig eingerichtete Schiffahrt Folgendes bekannt gemacht:

VI. Schiffahrtssachen.

„Demnach durch den, im letztverwichenen Herbste vollendeten, Wasserbau zu Eisenbüttel die dritte Schleuse an dem Okerstrome zu Stande gekommen, und nunmehro befrachtete Schiffe, wie von der Gegend über Wolfenbüttel bis dahin, also auch von Wolfenbüttel bis Braunschweig, auf der Oker gelangen können, von wannen sie, mit Ende künftigen Frühjahrs durch den, fast vollführten, Kanal, den Weg in die Schunter, und, bey Fortsetzung der Anstalten, weiter auf der Oker offen finden werden: So haben des Herzogs, Unsers gnädigsten Herrn, Hochfürstl. Durchl. gnädigst befohlen, daß, da eines jeden Umstände nicht leiden, ein ganzes Schiff zu halten oder zu mieten, zu Erleichterung und Vermehrung der Communication zwischen beyden obgedachten Städten, die, zu täglich vorfallendem Transport, erforderlichen Schiffe, dem Publico zum Besten, angeschafft werden sollen, und ist die Anstalt gemacht worden, daß Personen und Sachen, es mögen solche in Kaufmannsgut, Victualien, oder sonst worinn bestehen, für eine sehr leidliche hiebeygefügte Taxe, zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, mit Sicherheit und Bequemlichkeit hin und her gebracht werden können. Damit die Absender der Waaren desto mehr gesichert seyn mögen, nimt das Schiffahrtscomptoir die richtige Bestellung der überlieferten Sachen auf seine Gefahr, und soll es dieses Falls eben so, wie bey den Landposten gebräuchlich, gehalten werden.

Es wird mit dieser nützlichen Einrichtung morgen als den 30. dieses (November), sowol von Wolfenbüttel ab nach Braunschweig, als von hier nach Wolfenbüttel, jedes Orts mit einem Schiffe der wirkliche Anfang gemacht, auch damit ein und alle Tage, bey offenem Wasser, fortgefahren werden.

Die Schiffe gehen an beyden Orten ab Vormittags um 9 Uhr, und kommen an Nachmittages um 1 Uhr.

Taxe,

nach welcher zu Braunschweig und Wolfenbüttel der Transport der Personen und Sachen, von einer dieser Städte bis zur andern, bey der neuerrichteten Schiffahrt fürerst bezahlt werden soll.

	Mgr	₰
1 Person mit Bagage à 1 Centner giebt . . .	4.	—.
1 „ ohne Bagage	2.	—.
Bier, das halbe Faß	6.	—.
1/4 dito	3.	—.
1/8 „	3.	—.
Dagegen zahlen die zurückgehenden ledigen Fässer nichts.		
Wein und Brannteweín, Kaufmannswaaren in Ballots, Kasten und Fässern, frisches und geräuchertes Fleisch, Butter, Käse, Heringe und andere Victualien, imgleichen Obst und Gartengewächse von 1 Centner	1.	4.

Wer dergleichen Victualien, imgleichen Obst und Gartengewächse, von einer Stadt zur andern führet, ist, wenn das mit sich führende

1 Centner oder mehr beträgt, für seine Person frey.
Ein Hirsch oder Schmalthier, Rehe auch wildes Schwein . . . . 2. —".

Eine zweite Bekanntmachung erfolgte im folgenden Jahre und lautet nach dem 101. Stücke derselben Zeitung:

„I. Die Schiffahrt auf der Oker und Schunter betreffend, d. d. Wolfenbüttel, den 5. November 1748. Von Gottes Gnaden Wir Carl, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg u. s. w. fügen hiemit zu wissen, was gestalt Wir sowol zur Vermehrung der Schiffahrt, als auch ins besonder zur Erleichterung der Zufuhr und Aufnahme des Commercii gnädigst resolviret haben, daß, wenn in beyden Städten Braunschweig und Wolfenbüttel ein oder zween Einwohner allein oder gemeinschaftlich ein Schiff auf der Oker halten, und damit ihre eigene Sachen fahren wollen, ihnen solches frey gelassen, den Einwohnern und Bürgern der Stadt Königslutter aber, auf der Schunter Frachtschiffe anzulegen, die völlige Freyheit gnädigst gestattet seyn solle, jedoch mit dem Bedinge, daß bey solchen Frachtschiffen niemand in der Fracht übersetzet, widrigenfalls die Erlaubniß zurückgenommen und eingezogen werden soll.

Diejenigen, welche auf vorbeschriebene Art sich der Schiffahrt bedienen, sollen an keinem andern Orte, als bey den etablirten Schiffsexpeditionen in Braunschweig und Wolfenbüttel, anlanden, daselbst ihre Ladung melden, und von den zollbaren Sachen den verordneten Zoll entrichten, welches dann auf gleiche Weise mit den, auf der Schunter ankommenden, Schiffen bey dem Fallerslebischen Thor also gehalten und beobachtet werden soll.

Damit nun diese Unsere Verordnung desto besser kund werde, und keiner, dem es zu wissen nöthig, sich mit der Unwissenheit entschuldigen möge: So haben wir solche durch öffentlichen Druck zu publiciren und gewönlicher Orten affigiren zu lassen, befohlen.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Fürstl. Geheimen Canzleysiegels.

Gegeben in Unserer Vestung Wolfenbüttel, den 5. November 1748.

Carl (L. S.) A. A. von Cramm".
H. z. Br. u. L.

Außerdem hat der Verfasser nur noch wenige hierauf bezügliche Nachrichten aufzufinden vermocht.

Im Jahre 1755 wird im 66. Stücke der Braunschweigischen Anzeigen der Schiffahrtshof erwähnt, als „nahe dem Bruche" gelegen und im Jahre 1764 im 80. Stücke wird eine Bekanntmachung über einen beabsichtigten Verkauf von zwei Schiffen erlassen; ob mit diesen die zwischen Wolfenbüttel und Braunschweig benutzten, oder solche auf der Schunter verwendeten gemeint sind, ist immerhin fraglich.

Auf diese Schunterfahrt, deren Verbindung mit der Oker durch die Wabe und den noch sichtbaren Canal zwischen Gliesmarode und Braunschweig hergestellt wurde, deutet noch ein Schleusenwärterhaus hin, dessen Lage auf Fr. Knoll's „Plane der Stadt Braunschweig bis zur Landwehr um 1775" verzeichnet ist und östlich des Bültens bei der sog. Langen Wiese und der Pepperwiese lag. Auf einer von E. v. Heinemann herausgegebenen Karte der Umgebung der Stadt Braunschweig aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts findet sich die Lage dieses Hauses nicht mehr verzeichnet.

Aug. Jungesbluth.

Bücherschau.

Ludw. Hänselmann, Das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig. Braunschweig, A. Limbach 1897. XV u. 488 S. 8°. 15 Mark.

Die Schule, von der in diesem Werke die Rede ist, blickt, wie kaum eine andere in der ehrwürdigen Welfenstadt, auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Drei Jahrzehnte nach dem Ende des großen Deutschen Krieges für die Insassen des neu errichteten Waisenhauses ins Leben gerufen, führte sie im Schatten des zu einem Armen-, Waisen-, Zucht- und Werkhause umgestalteten Liebfrauenhospitals lange Zeit ein stilles und bescheidenes Dasein, bis man sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Befehl eines bildungsfreundlichen Fürsten in eine Realschule verwandelte und ihre Thüren auch den Söhnen und den Töchtern der Bürgerschaft aufthat. Gleichzeitig schoß neben und in engster Verbindung mit ihr ein Lehrerseminar, das älteste des Herzogthums, empor. Aber die hochfliegenden Hoffnungen, die man an die Umwandlung geknüpft hatte, scheiterten an der Kärglichkeit der Mittel, der Engherzigkeit der Bureaukratie, dem Brotneid der städtischen Schulmeister, nicht zum wenigsten auch an der Launenhaftigkeit der öffentlichen Meinung, von der ein bürgerliches Gemeinwesen nur selten verschont bleibt. So trat denn allmählich eine Rückbildung ein, und auf der Wende des Jahrhunderts wurde aus der stolzen Realanstalt unter der festen und kundigen Hand eines ausgezeichneten Pädagogen eine schlichte Bürgerschule. In dieser Gestalt war sie Jahrzehnte lang in ihrer Art die Hauptschule der Stadt, bis es den städtischen Schwesternanstalten gelang, sich ihr gleichwerthig an die Seite zu stellen.

Bei der Nachwelt fiel der Entwickelungsgang der Waisenhausschule bald so tief in Vergessenheit, daß Vielen geradezu etwas Neues gesagt wurde, als der Schreiber dieser Zeilen in dem ersten Bande seiner Braunschweigischen Schulordnungen (Mon. Germ. Paedag. I. Berlin 1886) darauf hinwies. Was ihm aber damals über die interessante Anstalt mitzutheilen vergönnt war, mußte sich nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Quellen im Wesentlichen auf die Absichten und Pläne beschränken, die man bei der Errichtung der Realschule im Sinne gehabt hatte. Ueber die Ausführung, vor Allem über die Art, wie sich die Gedanken der Stifter in Thaten und Zuständlichkeiten umsetzten, und in welcher Weise sich dann wieder die Umgestaltung zur Bürgerschule vollzog, vermochte er, trotzdem er es an sorgfältiger Nachforschung nicht fehlen ließ, keine nähere Aufklärung zu geben. Jetzt hat sich nun doch noch wider alles Erwarten an entlegener Stätte ein reiches Aktenmaterial vorgefunden, das, wenigstens für einige Jahrzehnte, die Vergangenheit der Waisen-

hausschule, ihre Verfassung und Verwaltung, ihre Lehrer und Lehrmittel, ihre Vorzüge und Mängel mit einer Deutlichkeit erkennen läßt, wie es nur bei äußerst wenigen Bildungsanstalten der Fall ist. Fürwahr, ein seltener Glücksfall, bedeutsamer noch dadurch, daß er diese werthvollen Quellen den Händen eines Mannes zufließen ließ, der an ihre Bearbeitung mit methodischer Umsicht, eindringendem Urtheil, warmer Begeisterung, vor Allem auch mit jener klaren, lebendigen, anschaulichen, anmuthigen, stellenweise im besten Sinne des Wortes humorvollen Darstellungsgabe herantrat, die dem hochverehrten Herrn Verfasser in ganz besonderem Maße eigen ist.

In der That reiht sich Hänselmann's jüngste Schrift den zahlreichen gediegenen Werken, mit denen er früher schon seine Vaterstadt beschenkt hat, in würdigster Weise an. Was besondere Hervorhebung verdient, ist die Sicherheit, mit der er sich hier auf einem Gebiete, das ihm doch wohl von vornherein nicht so vertraut wie manches andere sein mochte, schnell zu orientiren und namentlich die schulgeschichtlichen Strömungen des vorigen Jahrhunderts, soweit sie sich in der Entwickelung der Waisenhausschule wiederspiegeln, sachgemäß zu schildern verstand. Das Ganze macht den Eindruck eines Gemäldes, auf dem nicht bloß die Hauptpersonen plastisch hervortreten, sondern auch der Boden, aus dem sie hervorwuchsen, der Hintergrund, auf dem sie sich abheben, die kleinen und oft nur scheinbar unwichtigen Nebendinge, unter denen sie stehen, mit einem Worte das Milieu, wie man heutzutage zu sagen pflegt, mit Sorgfalt und seltener Kunstfertigkeit dargestellt sind. Gerade diese Kleinmalerei bildet einen Hauptvorzug des Buches und rückt seine Bedeutung über die Grenzen der Schulgeschichte weit hinaus.

Auf Einzelheiten näher einzugehen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. In dieser Hinsicht genügt es, auf die ausführliche und sachkundige Besprechung hinzuweisen, die das Hauptblatt der Br. Anz. bereits vor mehreren Wochen (№ 255, 15. Sept.) gebracht hat. Dem geneigten Leser aber ist dringend zu rathen, daß er es bei der Recension nicht bewenden lasse, sondern das Buch selbst zur Hand nehme. Durch die Belehrung, die es bietet, durch die Heiterkeit, die die Schilderung drolliger Zustände und Persönlichkeiten wachruft, wird es die aufgewendete Zeit und Mühe reichlich lohnen. Erhebend aber ist es, wenn man aus dieser Schrift erfährt, daß von jenen alten Herren, die an der Waisenhausschule gewirkt haben, die meisten weder durch Noth und Sorge, noch durch Mangel an Ehre und Anerkennung, noch auch durch den Verdruß, den ihnen der Leichtsinn und die Unart ihrer Schüler bereitete, in ihrer Pflichttreue, ihrer Liebe zur Jugend und in der Freudigkeit ihres Wirkens erschüttert worden sind.

Die Ausstattung des Werkes ist musterhaft.

Braunschweig. Koldewey.

Karte von Bad Harzburg nebst Umgebung. Bearbeitet nach amtlichem Material durch Herzogliche Landesaufnahme. Herausgegeben auf Veranlassung des Herzoglichen Badecommissariats. — Maßstab 1 : 10000. 2 M.

Gleich den meisten unserer Touristenkarten genügten auch die früher erschienenen Pläne von Bad Harzburg nebst Umgebung in Bezug auf Genauigkeit der Darstellung nicht den Ansprüchen der neuern Kartographie. Als ein weiterer Uebelstand muß es auch angesehen werden, daß jene älteren Karten die Bergformation nicht mit plastischer Deutlichkeit hervortreten lassen. Diese für einen Kurort von der Bedeutung Harzburgs doppelt empfindlichen Mängel veranlaßten den Herzoglichen Badecommissair Major a. D. Kalbe, sofort nach Beendigung der in dortiger Gegend ausgeführten amtlichen Vermessungen die Herstellung einer neuen Touristenkarte für Harzburg zu bewirken, welche die weitgehenden Anforderungen der Neuzeit berücksichtigen und zugleich für Jedermann leicht verständlich sein sollte. Mit Genehmigung des Herzoglichen Staatsministeriums ist jene Karte unter Leitung des Professors Dr Karl Koppe von der Landesaufnahme bearbeitet und auf Kosten der Badeverwaltung im kartographischen Institute von Petters in Hildburghausen in fünf Farben gedruckt.

Die hohen Erwartungen, welche sich an dieses erste Kartenwerk der Landesaufnahme knüpften, hat dasselbe im vollsten Umfange erfüllt. Seine Ausführung, welche derart anschaulich wirkt, daß der Beschauer sofort über Alles orientirt ist, muß als mustergültig bezeichnet werden. Was die Karte selbst betrifft, so umfaßt sie das Gebiet zwischen Silberborn, Radauwasserfall, Molkenhaus, Rabenklippen, Kattenäse, Butterberg und Bündheim, mithin die bekanntesten Punkte der an Naturschönheiten so reichen Umgebung der jüngsten Stadt unseres Landes. Bei der Größe des Maßstabes konnten nicht nur die Einzelwohnungen, sondern auch die sämmtlichen Häuser in den geschlossenen Wohnbezirken von Bad Harzburg und Bündheim verzeichnet werden. Scharf heben sich ferner die bei Einheimischen wie Fremden gleich beliebten Promenadenwege hervor.

Auch über den namentlich für Kurgäste wichtigen Bestand der benachbarten Waldungen — ob Laubholz, Nadelholz oder gemischter Bestand — giebt die Karte Auskunft. Höhencurven und die reliefartig wirkende Gebirgsabtönung bieten ein körperliches Bild der ganzen Gegend. Durch die eingetragenen Höhen der einzelnen Bergkuppen dient die Karte zugleich zur Förderung der allgemeinen Landeskunde. Kn.

Berichtigung zu Nr. 22.

Unter den S. 173 erwähnten Volbers ist nicht, wie ebenda Anm. 22 vermuthet worden, die Familie des Stellmachers Johann Heinrich Volber, sondern offenbar die des Korn- und Victualienhändlers Johann Caspar Ludwig Volber zu verstehen, die mit Schneiders Wand an Wand, nämlich am Nadeklinte Nr. 955, wohnte. Der Irrthum ist dadurch entstanden, daß J. C. L. Volber im Adreßbuche von 1807 fälschlich Volmer heißt. — An Stelle des Schneider'schen und des Volber'schen Hauses, von denen dieses zugleich an der Langen-, jenes zugleich an der Weberstraße lag, erhebt sich jetzt ein Haus, eben Nr. 9 des Nadeklintes, worin noch heute das inzwischen allerdings in andere Hände übergegangene Volber'sche Geschäft betrieben wird. H. M.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 25. 5. December **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Die Theilnahme der Braunschweigischen Truppen an dem Türkenkriege 1663/64.

Von O. Elster, Prem.-Lient. a. D.

(Fortsetzung.)

Ueber die Belagerung von Kanissa liegen mehrere Berichte des Obristlieutenants Rolli und des Hauptmanns Root an den Herzog August d. J. vor, von denen der erste hier wörtlich folgen mag. Obristlieutenant Rolli berichtet vom 25. April/5. Mai aus dem Lager vor Kanissa: „Ew. Fürstl. Durchlaucht zu berichten, daß wir seyn am 8/18. April nebenst denen Kayserlichen undt Ihro Excellenz des Grafen Serini Leuten vor Kanissa gerücket, denselben Orth belagert undt an dreyen Orten attacquiret. Den ersten Tag haben wir uns in die Schenern, so an dieser Seite des Morastes undt nächsten ihrem Blockhause liegen, gelagert, so ist auch diese Nacht eine „patrie" (Batterie) verfertiget undt des anderen Tages hernach obgemeldetes Blockhaus mit unseren kleinen Regimentsstücken beschossen, daß sie solches haben müssen verlassen, undt es selbst in Brandt gestecket. Von dem Blockhause gehet ein gerader Weg über den Morast, so mit Weiden bewachsen, undt derselbe Weg ist breit gewesen, daß drey Wagen neben einander fahren können, undt mit Stücken Hölzern belegt, gleichwie eine Brücke, so sie auch haben mehrentheils verbrannt, daß man mit keinem Wagen kann mehr überkommen, worüber gleichwohl eine Approsse (approche) mit Faschinen undt Schanzkörben gemacht, daß wir bis dato auf 20 Schritt vor dem Graben kommen, allwo ich damals neben Herrn Hauptmann Root bin commandirt gewesen undt sein auch dieselbe Nacht zwei Kerle geblieben undt fünfe von dem Regimente beschädigt, des Tages eine halbe Cartaune auf den Weg und Abschnitt gerichtet, also daß drey Kerle von dem Stücke geblieben, worunter ein Gefreyter von meiner Compagnie nahmens Anthon Sieseberg, undt auch einer nahmens Ludolf Eberhardt beschädigt. Den 3. Tag, als wir allhier ankommen, seindt erst die groben Stücke von der neuen Festung ankommen, von denen Herren auß der Steyermark (d. h. von den Obercommandirenden, die sich noch in Steiermark befanden), ein groß Versehen, worüber Ihro Excellenz der Graf von Hohenlohe sehr übel zufrieden. Endlich haben wir fünf halbe undt eine viertel Cartaune auf unserer Pattrie beneben den kleinen Regimentsstücken stehen, wie auch einen Mörser, mit welchem wir aber nichts effectuiren können, alldieweil der Morast zu breit. Auf der linken Hand von unserer Pattrie haben wir wiederum eine gerade Linie überführt in der Form eines Laufgrabens, sodaß wir vermeinen, diese Nacht an den Graben zu kommen. Die Vorstadt lieget in die Länge vor der Stadt undt hat nur ein kleines Brustwerk mit Pallisaden besetzet, aber einen ziemlich tiefen Graben, undt der ganze Ort lieget mitten in dem Morast. Die Häuser sind von lauter Holtz undt mit Schindeln bedecket, worüber sie bis dato gearbeitet, solche abzudecken, daß nunmehro so wohl in der Stadt als Vorstadt wenig Häuser mehr bedecket, denn sie sehr den Brand befürchten. Die Kayserlichen und Serinischen Leute haben ihre attacquen recht (gerade) gegen uns über, wie es aber eigentlich beschaffen, ist mir nicht bewußt, allein ich habe vernommen, daß sie ebenfalls als wir Morast vor sich haben, gleichwohl aber nicht so weit, welche auch erst vor drey Tagen ihre Stücke bekommen".

Obristlieutenant Rolli führt dann noch aus, daß die Festung an sich nicht stark, aber wegen des Morastes schwer anzugreifen sei. Man werde wohl noch viel Leute davorlassen und, so fährt er fort, „die Wahrheit zu sagen, so finden sich ihrer auch wenig hier, die den Handel verstehen". Die ganze Stadt sei nicht so groß wie Wolfenbüttel und habe etwa 3000 Mann Besatzung. „Sollte aber der Feind mit d m Entsatz kommen, werden wir die neue Festung wohl wieder suchen müssen. Unsere Armee bestehet in die 30,000 Mann, aber unsere Auxiliar-Völker können wegen des Morastes nicht zu denen Kayserlichen und Serinischen stoßen, daß wir also einander nicht secundiren können".

Zum Schluß des Schreibens folgen Klagen über schlechte Verpflegungsmaßregeln und theuere Lebensmittel.

Die Türken in der Stadt vertheidigten sich tapfer. Ein Bericht vom 3./13. Mai meldet, daß man mit den Approchen weiter vorgerückt sei; der Feind mache jedoch täglich Ausfälle. Bei einem dieser Ausfälle habe er die „Vormacht" (Feldwacht) von 40 Mann bis auf 3 Mann niedergehauen und einen Fähnrich von dem

Pommerschen Contingent, welcher das Commando hatte, gefangen genommen. Dieser verrieth, wahrscheinlich um sein Leben zu retten, alle Stellungen der Belagerer, denn die Türken beschossen sofort in der Nacht und an dem folgenden Tage die einzelnen Stellungen.

Am 2. 12. Mai berichtet Hauptmann Root u. A., daß der die Stadt umgebende Morast 700 Schritt breit sei, und am 6./16. Mai berichtet Rolli über einen heftigen Ausfall und starke Kanonade der Türken, wodurch die Belagerungsarbeiten zerstört und genommen, aber wieder erobert worden seien. Es sei aber wenig Hoffnung, den Ort zu bekommen. Mit den Braunschweigern zusammen lag vor Kanissa ein Münstersches und ein Triersches Regiment und eine Schwedische (Pommersche) Compagnie. Die Kaiserlichen seien besser daran, da sie des festeren Bodens wegen Erdwerke gegen die groben Geschosse aufwerfen könnten, die Braunschweiger könnten wegen des Morastes nur Holzblenden machen, die gegen die Geschosse keinen Schutz gewährten.

Man sieht, daß die Braunschweiger hier den gefährlichsten Posten inne hatten. Im Uebrigen behielt Rolli recht: der Ort fiel nicht in die Hände der Deutschen. Mitte Mai traf die Nachricht ein, daß der Großvezier mit 40,000 Mann und 100 Geschützen von Esseg her auf Fünfkirchen zum Entsatze Kanissa's herbeieilte und nach längeren Erwägungen wurde die Belagerung Kanissas aufgehoben.

Am 1. Juni brach die Armee von Kanissa auf, mußte aber (nach hannoverschen Quellen) Geschütze und Munition zurücklassen, da keine Pferde vorhanden waren. Die Braunschweiger schleppten die Geschütze mehrere Meilen mit sich fort, aber schließlich ließen auch sie die Geschütze im Stich.

Der Großvezier verfolgte die Armee bis Neu-Serinwar. Die Braunschweiger kamen wiederum auf die Insel, auf der sich die „Neue Festung" befand. Die Türken griffen die Braunschweigische Vorhut des Hauptmann von Strauß (in den Wolfenbüttelschen Acten kommt der Name nicht vor) heftig an; von allen Seiten war das 400 Mann starke Detachement des Hauptmann Strauß von türkischer Cavallerie umringt, dennoch gelang es ihm, die Türken zurückzutreiben. Er selbst ward schwer verwundet, sein Detachement büßte 80 Mann ein.

Die Türken belagerten inzwischen die „Neue Festung", welche Graf Hohenlohe entsetzen wollte. Er kam indessen zu spät. Bereits am 1. Juni erstürmten die Türken die Festung, deren Werke noch nicht vollendet waren, und hieben die Besatzung nieder.

Jetzt verlor Graf Serini jeden Muth und schloß mit den Türken einen Separat-Waffenstillstand, ohne den Kaiser zu fragen. Graf Hohenlohe und die Reichstruppen waren in diesen Waffenstillstand nicht mit einbegriffen, sie erhielten am 15. Juli den Befehl, sich zur Hauptarmee Montecuculi's zu begeben, welcher Befehl mit Freuden begrüßt wurde, da man dem Grafen Serini kein Vertrauen entgegenzubringen vermochte.

Der ganze Feldzug unter dem Grafen Serini war ein nutzloses Aufopfern von Kräften, Gut und Blut. Ein einheitlicher Plan lag den Operationen nicht zu Grunde; man marschirte hin und her, von einer Unternehmung zur anderen, ohne den Feinden wirklich Abbruch zu thun. Schließlich mußte man sich wieder in die erste Stellung an der Mur zurückziehen; die Kraft der Armee war gebrochen; die Hälfte der Mannschaft durch Mangel, Krankheit und den Feind aufgerieben; viele Geschütze waren verloren, das Belagerungsmaterial, die Trains in der elendesten Verfassung und in der Hofburg von Wien sorgte man nur in sehr lässiger Weise für den Ersatz an allen Hülfsmitteln. Aus allen diesen Gründen, zu dem noch die Uneinigkeit mit dem Hofkriegsrath in Wien kam, wollte Montecuculi den Oberbefehl anfangs nicht übernehmen; nur auf dringendes Bitten des Kaisers entschloß er sich dazu und traf dann auch am 15. Juni bei der Kaiserlichen Armee ein, welche bei Neu-Serinwar längs der Mur lagerte, um die Festung gegen die Angriffe der Türken zu decken.

Die christliche Armee athmete auf, als der berühmte Feldherr bei ihr eintraf. Zudem langte am 24. Juni ein französisches Hülfscorps unter General Grafen de Coligny an, welches die best disciplinirte und ausgerüstete Truppe der ganzen Armee war und von echtem kriegerischen Geist beseelt wurde. Neidlos erkannten auch die deutschen Hülfsvölker die Ueberlegenheit der französischen Krieger an, während sie die Kaiserlichen nicht sehr hoch schätzten, da sie sich in dem vorangegangenem Feldzuge nicht gerade mit Ruhm bedeckt hatten.

Das Hohenlohe'sche Corps vereinigte sich mit der Armee Montecuculi's an der Raab am 17. Juli und wurde mit zur Besetzung des linken Mur-Ufers verwandt.

In der Kriegführung der christlichen Armee trat jetzt wenigstens ein einheitlicher Plan zu Tage. Freilich Neu-Serinwar war nicht zu halten, die Besatzung verließ die fast zerstörten Festungswerke, welche die Türken dann in die Luft sprengten.

Die türkische Armee rückte nunmehr gegen die Raab vor, während Montecuculi am linken Ufer des Flusses den Marsch der Türken begleitete, ihnen den Uebergang über die Raab und den Marsch auf Wien verwehrend. Wollten die Türken auf Wien vordringen, mußten sie das Hinderniß der Raab überwinden: eine Entscheidungsschlacht erschien daher unvermeidlich und Montecuculi richtete seine Maßregeln danach ein.

Den rechten Flügel der Armee bildeten die Kaiserlichen, das Centrum die Reichstruppen unter dem Grafen Hohenlohe, die Franzosen und einige andere Hülfstruppen standen auf dem linken Flügel. Die Cavallerie stand nicht auf den Flügeln, sondern jedes Contingent hatte die zugehörige Cavallerie im zweiten Treffen hinter sich. Montecuculi's Berechnung, daß die Reiterei den Fußtruppen als Stütze und Halt dienen sollte, erwies sich später als sehr zutreffend.

Eine Zeitlang marschirten die beiden Armeen, nur durch den Raab-Fluß getrennt, neben einander her, die christliche Armee auf dem linken, die türkische Armee auf dem rechten Ufer. Mehrere Male versuchte der Großvezier den Uebergang über den Fluß, ward aber jedesmal zurückgeschlagen; aber alle diese partiellen Ver-

suche sollten nur den Hauptschlag vorbereiten und die eigentliche Absicht verdecken. Indessen ließ Montecuculi die türkische Armee nicht aus den Augen und so bivouakirten die beiden Armeen am 30. Juli in der Gegend von St. Gotthard an der Raab so nahe, daß ihre Vorposten nur durch den Fluß getrennt waren. Eine heftige Kanonade auf beiden Seiten an diesem Tage hatte keine sonderliche Wirkung. Ein Versuch der Türken, am 31. Juli die Raab eine halbe Meile oberhalb St. Gotthard zu überschreiten, ward abgeschlagen. Aber am frühen Morgen des 1. August erneuerten die Türken den Versuch abermals und jetzt mit besserem Erfolge.

Gegenüber den Dörfern Reisenach und Merkendorf befand sich eine Furth durch die Raab, welche hier nur eine geringe Breite besitzt. Auch bildete der Fluß hier nach der Seite der Türken hin einen einwärts gehenden Winkel, was den Türken das Schlagen einer Laufbrücke erleichterte. Die Dörfer Reisenach und Merkendorf bildeten das Centrum der christlichen Schlachtordnung und waren von den Reichstruppen unter dem Grafen Hohenlohe besetzt. Den rechten Flügel bildeten die Kaiserlichen, den linken Flügel die Franzosen unter Coligny, die Brandenburger und einige andere Hülfstruppen. Die erste Linie des Centrums soll nach den bisherigen Schilderungen aus dem Braunschweigischen Infanterie-Regiment von Mücheln und einem fränkischen Regiment von Plaitner bestanden haben, die zweite Linie bildeten mehrere andere Regimenter Reichstruppen, unter ihnen ein Kur-Kölnisches unter dem Grafen von Hallbach. Diese Darstellung ist jedoch falsch, wie wir aus später zu erwähnenden Berichten aus dem Wolfenbütteler Archiv ersehen werden. Vorerst aber wollen wir den Verlauf der Schlacht im Allgemeinen verfolgen.

Der Großvezier beschloß, das Centrum anzugreifen und zu durchbrechen; um seine Absicht zu verbergen, entsandte er mit Anbruch des Tages viel Cavallerie gegen den rechten Flügel der christlichen Armee, wodurch Montecuculi bewogen ward, dorthin Verstärkungen zu schicken und somit das Centrum zu schwächen. Die türkische Cavallerie benutzte zum Uebergange über den Fluß zum größten Theil die Furth bei St. Gotthard, welche von einer großen Anzahl türkischer Geschütze bestrichen wurde.

Gegen 9 Uhr Morgens griff der Großvezier dann mit der Hauptmacht seines Heeres das christliche Centrum bei Merkendorf und Reisenach an, indem unter dem Schutze seiner Artillerie einige Tausend Janitscharen den Fluß überschritten, die Vorposten der Christen zurücktrieben und sich am Ufer festsetzten. In kurzer Zeit ward eine Laufbrücke geschlagen, die mit Fellen und in Firniß getränkten Tüchern belegt ward. Auf dieser Brücke setzte die türkische Cavallerie und Artillerie über, während die Infanterie nachdrängte. Die türkische Cavallerie warf sich mit vollem Ungestüm auf die beiden vorderen Regimenter, hieb einen großen Theil derselben nieder und warf sich dann auf das zweite Treffen, so daß die gesammte Infanterie des Centrums in wilder Unordnung zurückfluthete. Die Artillerie ging verloren und die beiden Dörfer Merkendorf und Reisenach wurden von den Janitscharen besetzt. Das Centrum der christlichen Aufstellung war durchbrochen und die Schlacht schien für die Christen verloren, als die kühne Entschlossenheit des Braunschweig-Lüneburgischen Reiter-Regiments des Obersten von Rauchhaupt dem Gefecht eine andere Wendung gab.

Oberst von Rauchhaupt stand mit seiner Reiterei hinter dem Centrum; als er die Infanterie zurückfluthen sah, ritt er mit größter Entschlossenheit gegen ein Mecklenburgisches und ein Münstersches Reiter-Regiment an, welche sich auch schon zum Fliehen wandten, hieb selbst einige der Fliehenden nieder und brachte die Regimenter „mit Donnern und Fluchen“ zum Stehen. Dann führte er die beiden Reiter-Regimenter gemeinsam mit seinem eigenen Regiment gegen die aus Merkendorf debouchirenden Spahis, die er mit solcher „Furie“ angriff, daß die türkischen Reiter in wilder Flucht zurückeilten. Bis zum Flußufer verfolgte er die Spahis, die in die nach und nach herübergekommene türkische Infanterie Verwirrung brachten. Hier mußte aber Oberst von Rauchhaupt wieder umkehren, da die Janitscharen noch immer die beiden Dörfer Merkendorf und Reisenach besetzt hielten.

Inzwischen hatte jedoch Graf Hohenlohe seine Infanterie wieder gesammelt und führte sie im Verein mit der zu Hülfe eilenden französischen Infanterie gegen die von den Janitscharen besetzten Dörfer vor, die er nach hartnäckigem Kampf wieder eroberte. Die Janitscharen zogen sich nach der Laufbrücke zurück. Hier aber hatte der Großvezier allmählich eine bedeutende Truppenmacht herübergeschafft, so daß Graf Hohenlohe zögerte, ohne Verstärkung die neue Schlachtlinie der Türken anzugreifen.

Jetzt sandte aber Montecuculi zwei kaiserliche Infanterie-Regimenter zur Unterstützung; diese griffen die Türken überraschend in der linken Flanke an, während Graf Hohenlohe sie in der rechten Flanke faßte. Die französische Cavallerie, die Brandenburgischen Hülfstruppen, die bis dahin noch nicht am Kampfe theilgenommen hatten, und einige Kaiserliche Cavallerie-Regimenter stürzten sich auf die Front der Türken, welche sich nach kurzer Gegenwehr zur Flucht wandten. In wilder Eile stürmte Alles zu der Laufbrücke; massenhaft stürzten die Türken in den Fluß oder ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Aber es herrschte unter den christlichen Soldaten eine solche Erbitterung, daß kein Pardon ertheilt wurde. Ueber 16000 Türken wurden niedergehauen oder kamen in dem Flusse um; nur die türkische Artillerie und der größte Theil der Reiterei vermochte sich zu retten.

Soweit die Schilderung der Schlacht nach den hannoverschen Quellen, die namentlich die Tapferkeit des Rauchhauptschen Reiter-Regiments hervorheben und des Infanterie-Regiments v. Mücheln fast gar nicht gedenken. Ziehen wir jedoch die Acten des Wolfenbüttelschen Archivs zu Rathe, so ändert sich doch das Bild in etwas. Das muthvolle Verhalten des Reiter-Regiments Rauchhaupt, das an sich nicht bestritten werden soll, findet in den Wolfenbüttelschen Acten keine Erwähnung. Dagegen scheint die Infanterie des Grafen Hohenlohe, darunter das Braunschweigische Infanterie-

Regiment v. Mücheln, doch einen größeren Antheil an dem Siege gehabt zu haben, als die hannoverschen Quellen verrathen. So berichtet der Kriegscommissar von Bardeleben über die Schlacht nach Wolfenbüttel:

„Soviel ich nun bei meiner Wiederkunft in Wissen gebracht, ist der Feind unter favor seiner Stücke, mit denen er gar frühe zu schießen anpfangen, am 1. d über die verfertigte Brücke an der kleinen Raab mit dem besten Theil seiner Reuter und Janitscharen passiret, bald posto gefaßt und die Anfangs entgegen commandirten Regimenter zu Fuß als Obrist von Endte (von Ende) und Obrist Plaidtner totaliter fast ruinirt, meistlich niedergehauen, darauf weiter in die Reichsarmada unterm Herrn Markgraf von Baden gesetzt und allda wenig Widerstand gemerkt, denen die Kaiserlichen, wiewohl in confusion succurriret, jedoch geringe Hilfe leisten können, also daß es in Wahrheit zum Anfang schlecht hergegangen und ausgesehen, bis hernach auch unsere Fußvölker den Feind etwas halten gemacht und da die Reiterei darzu gekommen und lang tergiversiret, daß sich die Kayserlichen recht in battaglia setzen und die Franzosen auch anmarschiren können, da dann zwar nach Bedeutung des Herrn Generallieutenant Grafen von Hohenlohe und des Herrn Grafen Montecuculi eine Linie formiren undt des Feindes erwarten wollen, der Herr Generallieutenant aber urgiret, daß man avanciren sollte, darauf stracks angesetzt, den Feind zurück und aus dem Dorfe, dessen sich der Türke schon ermeistert hatte, getrieben, worbei die zugleich ankommenden Franzosen tapfer secundirten, undt endlich durch des Höchsten Beistand der Sieg, der anfangs auf unserer Seite gar zweifelhaft ward, davon gebracht. Dem Feinde ist der beste Kern seiner Janitscharen undt Reuterei geblieben undt die allermeisten in dem Wasser ersoffen, undt wenn man das tempo besser observiren und verfolgen können, hätte verständiger Officiere Bericht undt Wissen nach für die ganze Christenheit an diesem Tage ein ewiges Lob undt großer Vortheil mögen gestiftet werden".

Aus diesem Bericht geht hervor, daß unter den beiden Regimentern, auf die der türkische Angriff zuerst stieß, das Braunschweigische Infanterie-Regiment v. Mücheln sich nicht befand, sondern daß die erste Linie aus dem Niedersächsischen Kreis-Regiment des Obristen v. Ende und dem Fränkischen Kreis-Regiment des Obristen oder Obristwachtmeisters Plaitner bestand. Ferner geht daraus hervor, daß das Centrum, das aus Reichs- (oder Kreis-)truppen bestand, unter dem Befehl des Markgrafen von Baden und nicht unter dem des Grafen Hohenlohe stand, ferner daß Graf Hohenlohe und mit ihm das Braunschweigische Infanterie-Regiment den Ansturm der Türken zum Halten brachte und daß erst dann die Reiterei zur Attacke ansetzte, und ferner geht daraus hervor, daß dem Grafen Hohenlohe ein bedeutender Antheil an dem Siege zusteht; denn er führte seine Truppen und doch auch wohl das Braunschweigische Infanterie-Regiment gegen die Ansicht Montecuculi's zum Angriff und vertrieb die Türken aus den schon eroberten Dörfern. Ferner läßt der Bericht Bardeleben's darauf schließen, daß die Verfolgung sehr lässig betrieben wurde.

Fragen wir aber nun, wo das Braunschweigische Regiment und Graf Hohenlohe während der Schlacht gestanden, so kommen wir nach dem folgenden Schreiben des Obrist von Ende vom Niedersächsischen Keisregiment zu den Schluß, daß das Infanterie-Regiment Mücheln auf dem linken Flügel zusammen mit den Franzosen und den übrigen Auxiliar-Truppen gestanden haben muß. Das stimmt auch mit der Angabe überein, daß Graf Hohenlohe's Infanterie im Verein mit der französischen Infanterie die Türken in der rechten Flanke angriff, während die Kaiserlichen die linke Flanke des Feindes attackirten. Dieser Schluß erscheint auch dadurch begründet, daß unter den Kreistruppen die Braunschweig-Lüneburger nicht mit aufgeführt werden (vergl. die folgende Liste der Kreistruppen), daß sie somit zu den Auxiliar-Truppen gehörten, welche den linken Flügel der Armee bildeten. Den Beweis dieser Auffassung giebt der Bericht des Obristen von Ende vom Niedersächsischen Kreisregiment an den Herzog Christian Ludwig von Celle als den Kreisobristen des Niedersächsischen Kreises. Dieser Bericht lautet der Hauptsache nach:

„. . . . . wasmaßen wir 3 Tage vorher allgemach so nahe gegeneinandergestanden, daß man sich hätte wegen des nur dazwischen gewesenen schmalen Flusses (die Raab genannt) mit Pistolen erreichen können, bis letzthin der Feindt, ohngefähr eine halbe Meile von obgedachtem alten Lager bei dem Closter (St. Gotthard), sich moviret undt daselbst sich niedergesetzet, welchen wir dann gefolget undt sind die Kayserlichen auf der rechten Hand, die Kreisarmee in der Mitten und die Reichsalliirten wie auch die Franzosen auf der linken Hand in rechter battalie, wie es sich gehöret, gestanden; selbigen Tages nun passirte nichts, als daß gegen Abend dreimal mit einem großen Geschrei der Feindt sich hören ließ und wenn er solches thut, so hat man zu vermuthen, daß er gewiß darauf etwas tentiren soll, wie denn auch geschehen. Daß er in selbiger Nacht nahe beim Paß posto gefasset undt den anderen Tag etwan gegen Mittag, da von allen Völkern der 4. Theil auf Fouragie aus war, das tempo in acht genommen, (weilen er allemahl die Höhe zu seinem Vortheil gehalten, das er unser ganzes Lager ersehen können), seine Macht bei die 30000 der besten Türken zusammengezogen und zu uns in's Lager zu brechen allerhandt Mittel undt Wege gesucht; wie nun solches von unserer Generalität vermerkt worden, zumaßen der erste Ansatz auf die Reichsarmada, weilen dieselbe recht gegen den Paß, allwo der Feindt sein dessein ins Werk zu richten gedacht, gestanden, gehen würde, seindt 4 Regimenter zu Fuß als die Bayern unter Commando des Herrn Generalwachtmeisters Buche, die Oberpfälzischen unter Commando des Feldzeugmeisters Graf Tucher, die Fränkischen unter dem Obristen Plaitner und dann die Niedersächsischen (also nicht die Braunschweig Lüneburger) dahin beordert worden, um des Feindes intent zu verwehren; wie er aber selbiges inne geworden, ist er mit

seiner Macht (welche er zum übergehen schon weit genug avanciret gehabt) auf uns losgegangen, da es dann gar ein hartes Gefecht mit der Reichsarmee gegeben, daß die meiste infanterie von und in der fourie (furie) verlohren gangen und weilen auch die Postischen Reiter (Westfälisches Kreisregiment des Obristen v. Post), so uns zur rechten gehalten, nicht wohl secundiret, haben die Münsterschen und Tucherschen Fußvölker auch nicht länger Stand halten wollen, denn es ziemblichen an Niedersäbeln gangen, hätte auch letzlichen, nachdem wir dreymal den Feindt poussiret, gar übell aussehen mögen, wenn die Reichsalliirte und die Franzosen uns nicht secundirt hätten, wobei denn die Franzosen mit ihrem Fußvolk undt ihrer Reuterei überaus wohl gefahren undt Gott sey gedankt, die Victorie wieder auf unsere Seite gebracht haben, daß der Feindt in seinem gehabten Vortheil bey die 30 Stück hinterlassen undt weichen müssen. Was nun vor Regimenter zu Pferd und zu Fuß von der Reichsarmada getroffen, daß haben Ew. Fürstl. Durchl. aus beigelegter lista sub lit. A. zu ersehen undt wer von hohen und anderen Offizieren todt geschossen und beschädigt worden; ingleichen gehet hier auch bei eine Liste von dem Niedersächsischen Kreiß-Regiment sub lit. B. was davon eingebüßet, undt weilen ich auch selbst mit einer sechspfündigen Stückkugel ins rechte Bein gar übel verwundet, so nach Grätz in Steiermark beurlaubt." (Schluß folgt.)

Zwei Briefe Fr. Schmidt's an Ernst Wiehe.

Von den großen deutschen Baumeistern der neuesten Zeit hat auf die Gestaltung der jüngsten Monumentalbauten der Stadt Braunschweig vielleicht kein zweiter einen nachweisbar größeren Einfluß ausgeübt als der Dombaumeister Friedrich Schmidt, der in Wien am 23. Januar 1891 gestorben ist. Allerdings war dieser Einfluß nur ein indirecter; er kommt hier vornehmlich in den Werken zweier seiner Schüler zur Geltung, des am 1. August 1894 leider schon verschiedenen Bauraths Ernst Wiehe und des zu unserer Freude noch in voller Schaffenskraft wirkenden Stadtbauraths Ludwig Winter. Schmidt war Beider hochverehrter Lehrer und Meister; er weckte und pflegte in ihnen die Liebe zur Gothik, dem Baustile, in dem jene Beiden ihre großartigsten Schöpfungen ausführen sollten. Wenn wir daher jetzt am Ruhfäutchenplatze gegenüber dem stattlichen Finanzgebäude das prächtige Stadthaus seiner Vollendung entgegengehen sehen, so ist es gewiß nicht unangebracht, mit einigen Worten des Mannes zu gedenken, aus dessen Schule jene beiden Baumeister hervorgingen.

Ein äußerer Grund ist es, der uns zunächst dazu Veranlassung giebt. Es wurden uns von den Hinterbliebenen des Bauraths Wiehe zwei an ihn gerichtete Briefe Fr. Schmidt's zur Verfügung gestellt, die schon an sich durch ihren Inhalt hohes Interesse besitzen. Sie geben uns einen deutlichen Einblick in die Gedanken und Stimmungen, die nach dem Kriege von 1866 Schmidt's Seele erfüllten. Wiehe war im Herbste 1865 nach Wien gekommen, wo er sich eng an Schmidt angeschlossen hatte, der wiederum sehr große Stücke auf seinen strebsamen Schüler hielt. Die Kriegsunruhen hatten Wiehe veranlaßt, plötzlich nach Braunschweig heimzukehren; er kam nicht wieder nach Wien zurück und verabschiedete sich brieflich von seinem verehrten Lehrer. Für diesen war jenes Schreiben ein trauriges Ereigniß. Das frühzeitige Scheiden Wiehe's betrübte ihn, noch mehr aber bedrückten sein Gemüth die tieferen Ursachen, die jenes Scheiden, für ihn ein Anzeichen einer neuen, aber nicht besseren Zeit, bewirkt hatten. Die Trennung vom großen deutschen Vaterlande schmerzte den schwäbischen Pfarrerssohn[1]) aufs Tiefste und erfüllte sein Gemüth mit schweren Sorgen für die Bewahrung und Pflege deutschen Wesens und deutscher Bildung in seiner neuen österreichischen Heimath. Gerade in jetziger Zeit sind die Blicke auch der Deutschen im Reiche mit Spannung auf die Kämpfe gerichtet, die die Deutschen der Habsburgischen Monarchie gegen die erbitterten Feinde unseres Stammes zu führen haben. Da dürfen wohl die Aeußerungen eines Mannes auf Theilnahme rechnen, dessen bange Ahnungen die Gegenwart leider als nur zu richtig erwiesen hat, eines Mannes von der Bedeutung Fr. Schmidt's, dessen Herz in gleicher Wärme für seine hehre Kunst wie für sein deutsches Vaterland schlug.

P. Z.

1.

Mein lieber Herr Wiehe!

Ihr freundliches Schreiben habe ich heute erhalten und kann Ihnen nur sagen, daß ich von dem Inhalte desselben nicht im mindesten überrascht, wohl aber sehr schmerzlich berührt wurde.

Bei Ihrem Abschiede hatte ich die bestimmte Ahnung, daß wir uns für immer trennen würden. Denn unter den obwaltenden Umständen mußte es Sie gewaltsam nach Hause ziehen.

Besonders schmerzlich ist mir Ihr Scheiden, weil diß der erste mich direkt betreffende Akt unserer Scheidung vom großen deutschen Vaterlande ist. Ich leide fürchterlich unter dem Eindrucke der letzten Ereignisse, denn sie haben mir gleichsam den Boden unter den Füßen hinweggezogen.

Mit dem moralischen Rückhalt an Deutschland war es mir möglich, hier einen erfolgreichen Kampf gegen die herrschende vorwiegend sinnliche, zum Theil auch sinnlose Kunstrichtung aufzunehmen; ohne diesen Rückhalt wird der Einfluß des slavischen und magyarischen Elementes gar bald überwuchern, wenn nicht durch eine

---

1) Friedr. Schmidt ist am 22. October 1825 zu Frickenhofen im Württembergischen geboren Er besuchte die polytechnische Schule zu Stuttgart, arbeitete am Dombau zu Köln, wo er das Diplom als Steinmetzmeister erlangte, bestand in Berlin die Baumeisterprüfung, wurde 1858 Professor an der Akademie der bildenden Künste in Mailand, kam 1859 nach Wien, wo er 1862 Dombaumeister von St. Stephan wurde und sein berühmtestes Werk, das neue Rathhaus, ausführte, das am 12. Septbr. 1883 zum 200jährigen Jubiläum der Befreiung Wiens von der Türkengefahr eingeweiht wurde, Er starb am 23. Januar 1891.

günstige Wendung die jüngeren Ihnen bekannten Kräfte rasch zur Geltung gelangen.

Immerhin hat der Schmerz über dieses Hinausgestoßen seyn aus Deutschland mein ganzes Leben vergällt und nur die Hoffnung, daß es mir am Abende meines Lebens vielleicht vergönnt ist, noch den Sieg der guten Sache zu sehen, erhält mich aufrecht. Es ist nunmehr Sache der Deutschen, um so fester an allem volksthümlichen festzuhalten und auch Sie ermahne ich, der Worte nicht zu vergessen, welche ich oft zu Ihnen geredet habe.

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß die einfachen Sätze der Wahrheit in Kunst und öffentlichem Leben, welche ich Euch stets vor Augen halte, in nicht gar ferner Zeit zur vollen Anerkennung gelangen müssen, da sie in voller Uebereinstimmung sind mit dem allgemeinen Streben des Volkes nach Wahrheit, Freiheit und Recht.

Zu Ihrem ferneren Lebenswege wünsche ich Ihnen von Herzen Glück und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Ihrer stets in Freundschaft gedenken werde.

Ebenso bitte ich auch Sie, mir und Ihren hiesigen Collegen stets ein treues Andenken zu bewahren und uns hin und wieder mit Nachrichten über Ihr Wohlergehen zu erfreuen.

Unter den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Wien, 27. July 1866. Fr. Schmidt.

2.

Mein lieber Herr Wiehe!

Ihr telegraphischer Gruß hat mir Ihr letztes freundliches Schreiben mit den schönen Photographieen wieder ins Gedächtniß gerufen, und sage Ihnen für beydes meinen herzlichsten Dank.

Es ist mir bei meinen vielen Sorgen und Kämpfen stets ein erfreuliches Ereigniß, wenn ich sehe, wie meine jungen Mitkämpfer und Gesinnungsgenossen sich meiner in Freundschaft erinnern.

Es thut auch wirklich Noth, daß wir in Freundschaft zusammenhalten und bin ich überzeugt, daß wir durch so vereintes Wirken Großes erreichen werden.

Beiliegend ein paar kleine Photographieen von Fischhorn, welche Ihnen in etwa ein Bild der Wirklichkeit geben. —

Von hier aus kann ich Ihnen nicht sehr viel Neues berichten. Mocker, Wächtler und Jobst sind seit zwei Monaten auf Burg Karlstein zur Aufnahme, da jetzt die Restauration der Burg erfolgen soll.

Das Gymnasium ist glücklich vollendet und eingeweiht und ärgert gewisse Leute unbändig, woraus ich entnehme, daß etwas daran seyn muß.

Die Kirche unter den Weißgärbern ist schon 30′ hoch und kommt künftiges Jahr unter Dach.

Und nun leben Sie wohl und lassen Sie bald wieder etwas von sich hören.

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebenster

Wien, 26./10. 1866. Fr. Schmidt.

Das Lied vom Schäfer und Edelmanne.

Von Otto Schütte.

Das Lied vom Schäfer und Edelmanne ist im ganzen Herzogthume und sicher auch weit über dessen Grenzen hinaus verbreitet. Andree führt in seiner Braunschweigischen Volkskunde S. 352 f. an, daß es dramatisch von Knechten aufgeführt wurde. Mir hat eine alte Frau in Delligsen erzählt, daß es in der dortigen Gegend früher bei Hochzeitsfeiern auf der Landstraße aufgeführt sei, und zwar hieß es die Schäferreihe.

Die Fassung aber, die Andree mittheilt, scheint jung zu sein. Das Lied reicht in eine Zeit zurück, in der der Edelmann als Amtmann noch das Recht hat über Freiheit und Leben des Schäfers. Ist es da denkbar, daß ein Schäfer seinem Edelmanne gegenüber so alle Ehrfurcht verletzt, daß er ihn als „smärig“ bezeichnet? Unmöglich! Daß er den Stolz besitzt, ein verworfenes Mädchen nicht zur Frau zu nehmen, obwohl es aus hohem Stande ist, das ist schon glaublich. Dabei befriedigt der Anfang wenig. Wozu treibt der Schäfer seine Lämmelein vor des Edelmanns Haus? Was sollen sie da? Oder will er Händel suchen mit dem Edelmanne? Daß er dabei den Kürzeren zieht, weiß er wohl. Und ebensowenig befriedigt der Schluß, mag er auch noch so dramatisch sein, denn dem Liede fehlt der Abschluß. Was wird aus dem Schäfer? Bleibt er im Thurme bis zu seinem Tode für sein verwegenes Wort?

Somit glaube ich, daß das Lied in dieser Fassung ein Rest von einem älteren Liede ist, der in jüngerer Zeit, vielleicht erst im vorigen Jahrhundert, mit den niederdeutschen Zusätzen versehen ist. Ich habe das Lied in Harvesse von einem alten Manne in einer Fassung gehört, die uns befriedigen kann. Da treibt der Schäfer seine Lämmelein aus und trifft zufällig den Edelmann, der ihm hoch zu Rosse entgegenkommt. Seine Antworten auf die Fragen des vornehmen Mannes sind freilich selbstbewußt, aber doch bescheiden. In den Thurm wird er gesteckt, weil er die Tochter des Edelmannes als ein verworfenes Mädchen verschmäht Damit ist er abgethan, er sitzt im dunklen Gefängnisse, und der Edelmann redet nicht weiter mit ihm. Dagegen kommen seine nächsten Verwandten und unterstützen ihre Bitte mit dem Hinweise auf reichliche Gaben. Aber ihre Bitten werden abgeschlagen, Schafe und Gold haben für den Edelmann keinen Werth. Da erscheint thränenden Auges die Braut des jungen Schäfers. Um ihren Schatz aus dem tiefen Thurme zu befreien, hat sie sich entschlossen, ihr bestes Gut dem Edelmanne preiszugeben. Und der würdige Vater der Tochter, die nicht aus der Art geschlagen ist, nimmt das Opfer an und befreit den Schäfer aus seiner Haft.

Der Schäfer wohl über die Brücke treibt,
Der Edelmann ihm entgegen reit't.
Der Edelmann nahm sein Hütchen ab
Und bot dem Schäfer einen guten Tag.

„Ach, Edelmann, laß dein Hütchen stehn,
Ich bin ein armer Schäfersohn“.
„Bist du ein armer Schäfersohn
Und hast doch Edelmannskleider an“?

„Die Edelmannskleider, die ich an hab',
Die hat mein Vater mit Gold bezahlt".
„Hat denn dein Vater das Gold so viel,
So sollst du meine Tochter frien".

„Die Edelmannstochter, die mag ich nicht,
Weil sie selbst eine Hure ist".
„Und wenn meine Tochter eine Hure ist,
Dann sollst du, Schäfer, sitzen ganz gewiß".

Der Edelmann ließ den Thurm wohl baun,
Darin soll sitzen der Schäfersohn.

Und als das ward sein Vater gewahr,
„Ach, Edelmann, lassen sie meinen Sohn, bitte, los,
Ich will sie geben zehn Lämmelein".
„Zehn Lämmelein haben für Edelmann keinen Werth,
Euer Sohn soll sitzen bei meiner Ehr".

Und als das ward seine Mutter gewahr,
Sie kam gekrisselt gekrasselt daher,
„Ach, Edelmann, geben sie meinen Sohn wieder los,
Ich will sie geben zwanzig Lämmelein".
„Zwanzig Lämmelein haben für Edelmann keinen Werth,
Euer Sohn soll sitzen bei meiner Ehr".

Und als das ward sein Bruder gewahr,
„Ach, Edelmann, lassen sie meinen Bruder wieder los,
Ich will sie geben dreißig Lämmelein".
„Dreißig Lämmelein haben für Edelmann keinen Werth,
Euer Bruder soll sitzen bei meiner Ehr".

Und als das ward seine Schwester gewahr,
„Ach, Edelmann, lassen sie meinen Bruder wieder los,
Wir wollen sie geben eine Tonne Gold".
„Eine Tonne Gold hat für Edelmann keinen Werth,
Euer Bruder soll sitzen bei meiner Ehr".

Und als das ward seine Liebste gewahr,
Sie kam gekrisselt gekrasselt daher,
Einen Rosenkranz hatt' sie in der Hand,
Sie weinte, daß der Kranz in Thränen floß.
„Einen Rosenkranz hat für Edelmann großen Werth,
Euer Liebster soll los bei meiner Ehr".

Der Edelmann schloß den Thurm wohl auf,
Da kam heraus der Schäfersohn.
„Wer hat dich denn so lange ernährt,
Daß dich nicht haben die Würmer verzehrt"?
„Das hat gethan Mariasohn,
Der ernährt so manchen Schäfersohn".

Die Vasel'schen Gräberfunde im Herzoglichen Museum.

Wie bereits von den Tagesblättern gemeldet wurde, hat die vorgeschichtliche Sammlung des Herzoglichen Museums vor Kurzem eine wesentliche Bereicherung durch ein Geschenk des Herrn Gutsbesitzers A. Vasel in Beierstedt erfahren. Es sind dies die zahlreichen Urnen nebst Beigefäßen und sonstigen Beigaben, die der genannte Herr bei seinen, in den Jahren 1891—94 in der Nähe von Beierstedt, Eilsdorf, Jerxheim und Watenstedt unternommenen Ausgrabungen von vorgeschichtlichen Gräbern gefunden hat. Da diese Ausgrabungen planmäßig und mit großer Sachkenntniß veranstaltet wurden, gewähren sie in ihren Ergebnissen nicht nur im Allgemeinen ein hohes wissenschaftliches Interesse, sondern sind auch insbesondere für die Vorgeschichte unserer engeren Heimath von größter Wichtigkeit. Die Funde sind daher, um das geschlossene Bild, das ihnen ihr früherer Besitzer gegeben hatte, zu bewahren, auch an ihrem neuen Aufbewahrungsort in der vorgeschichtlichen Sammlung des Herzogl. Museums im Wesentlichen so aufgestellt worden, wie sie als zusammengehörig gemacht worden sind.

So sind zunächst im Schrank V diejenigen Gegenstände, die auf dem großen Gräberfelde westlich von Beierstedt gefunden wurden, untergebracht: Urnen (die größeren davon auf dem Schranke), Deckel, Beigefäße der verschiedensten Art und mannigfache andere Beigaben, darunter vor Allem Messer, Nadeln und Ringe von Bronze und Eisen sowie Glasperlen. Die Gegenstände stammen zumeist aus Steinkistengräbern, mit und ohne Steinpackung, und lassen nach Form und Beschaffenheit schließen, daß das Gräberfeld etwa der Zeit von 500 bis 200 v. Chr. angehört haben muß. Ein wesentlich höheres Alter hatte dagegen ein östlich von Beierstedt aufgedecktes Skelettgrab, aus dem sich ein zierliches Töpfchen und ein (leider beschädigtes) Armband von Bronze in der Sammlung befinden.

An die Beierstedter Funde schließen sich im Schrank V und VI diejenigen von Eilsdorf an, die in nächster Nähe dieses unweit von Halberstadt am Huy gelegenen Dorfes während der Jahre 1893 und 94 gehoben wurden und über die schon Th. Voges in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1894 Heft 4" berichtet hat. Auch diese Funde entstammen Steinkistengräbern und gehören ungefähr derselben Zeit an wie die erstgenannten Beierstedter. Am bemerkenswerthesten unter ihnen sind zwei Urnen, die eine eigenthümliche Verbindung von Gesichts- und Thürurnen zeigen, wie man sie bisher noch nirgends beobachtet hatte. Bei diesen Urnen, die also als vorgeschichtliche Unica gelten können und bei Untersuchungen über die sog. Hausurnen zweifellos noch eine große Rolle spielen werden, ist oben in ganz roher Weise ein menschlicher Kopf mit flacher Mütze angedeutet, während vorn in der Mitte des Gefäßes eine viereckige Oeffnung mit Falz und zwei seitlichen Löchern zur Aufnahme und Befestigung der Thürplatte vermittelst eines (jetzt nicht mehr vorhandenen) Thürstabes angebracht ist. Ein weiteres, sehr interessantes Stück dieser Eilsdorfer Gruppe ist eine Urne, die oben fest geschlossen ist und hier nur eine kleine, ungefähr ovale Oeffnung zeigt, die der Thür einer Hausurne gleicht und durch eine Platte verschlossen werden konnte. Von sonstigen Eilsdorfer Gefäßen dürfte noch ein sog. Zwillingsgefäß zu nennen sein, zwei durch einen Henkel mit einander verbundene Töpfchen, eine Form, der man anderswo, besonders in der Lausitz, häufiger begegnet, und endlich verdienen auch noch zwei Urnendeckel, deren Innenseite einen Ueberzug von weißer Farbe hat, besondere Beachtung.

Den Schluß der Sammlung bilden die Fundstücke aus Jerxheim und Watenstedt (Schrank VI), von denen die ersteren aus Gräbern stammen, die denen von Beier-

stedt ähnlich, wohl aber etwas älter als diese waren, während die letzteren einer wesentlich jüngeren Zeit anzugehören scheinen. Denn die Gefäße dieser Gruppe sind nicht nur besonders hübsch und sorgfältig geformt, sondern enthielten auch Beigaben, die, wie z. B. ein Paar sog. Armbrustfibeln, eine emaillirte Perle und ein schlüsselähnlicher Haken aus Eisen, auf die Zeit von etwa 200—500 n. Chr. hinweisen.

So stellt sich diese Basel'sche Sammlung in ihrer Geschlossenheit als eine werthvolle Bereicherung und Ergänzung der schon im Herzogl. Museum vorhandenen vorgeschichtlichen Sammlung dar, für die dem hochherzigen Schenker aufrichtigster Dank gebührt.

Dr Chr. Scherer.

Bücherschau.

F. v. Kaufmann, Mein Beruf. Erfahrungen der landwirthschaftlichen Thätigkeit meines Vaters. In pietätvoller Erinnerung herausgegeben von F. v. Kaufmann. 2. Auflage. (Wolfenbüttel, Commissionsverlag von Heckner 1897.) 175 S. 8⁰. 2 ℳ 50.

In diesen Aufzeichnungen hat der am 9. Juli 1895 verstorbene Landesökonomierath Friedrich v. Kaufmann, der sich durch seine langjährige Bewirthschaftung der Domäne Steuerwald (1846—89), sowie als Director der Kgl. Landwirthschaftsgesellschaft &c. in dem Kreise der deutschen Landwirthe hohen Ansehens erfreute und durch den Erwerb von Linden bei Wolfenbüttel seit 1865 auch zu den Rittergutsbesitzern unseres Herzogthums gehörte, seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Landwirthschaft niedergelegt. Diese bewegte sich noch ganz in den alten, überlieferten Bahnen, als er seine Thätigkeit begann; er erlebte den gewaltigen Aufschwung, den sie dann durch die Männer der Wissenschaft, einen Thaer, Henneberg, Liebig, durch die glückliche Verbindung von Theorie und Praxis gewann, und schließlich den Rückgang, in dem sie durch das Zusammenfallen verschiedener unglücklicher Umstände leider noch heutigen Tages steht. So ist denn das Büchlein ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Landwirthschaft der letzten 50 Jahre im nordwestlichen Deutschland, der auch bei uns auf rege Theilnahme rechnen kann, obwohl in der Entwicklung der hannoverschen Verhältnisse manche Unterschiede mit unseren braunschweigischen — ich erinnere an den weit späteren Beginn der Zuckerfabrikation — nicht zu verkennen sind. Der Verf. knüpft stets an das Selbsterlebte an und geht so von sicherer Grundlage aus zu weiteren Schlüssen, zu allgemeineren Bemerkungen über. Auch die Vorbereitung zu seinem Berufe schildert v. K. eingehend, besonders die Förderung, die er auf Schulze's landwirthschaftlicher Akademie in Jena erfahren, wo er durch Einführung in die Volkswirthschaftslehre u. a. zuerst einen höheren Begriff vor dem landwirthschaftlichen Gewerbe erhalten hat. Wohlthuend berührt die ernste, echt christliche Auffassung des Verfassers von dem Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeiter; er will die Lehre von der Benutzung und Verwendung der menschlichen Arbeit auf ethischer Grundlage aufgebaut wissen. Ein kurzes Geleitwort des Herausgebers, worin in biographischer Hinsicht einige ergänzende Mittheilungen gemacht wären, würde den meisten Lesern willkommen gewesen sein; es ist dies wohl unterblieben, weil der Druck zunächst für die Angehörigen und Freunde der Familie erfolgte, denen hier nur Bekanntes hätte wiederholt werden können. — Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: S. 1—96 Mein Beruf, S. 97—106 Buchführung, S. 107—149 der landwirthschaftliche Betrieb und S. 150—175 die landwirthschaftlichen Arbeiter.

In der **Zeitschrift für bildende Kunst** (N. F. Band IX, Heft 1. Leipzig, Seemann 1897) hat der Geheime Regierungsrath Woldemar v. Seidlitz, der oberste Leiter der Königlichen Kunstsammlungen in Dresden, über unseren berühmten Landsmann Wilhelm Bode aus Anlaß seiner 25jährigen Museumsthätigkeit — am 26. Juli 1872 ist Bode als Assistent bei der Skulpturensammlung des Berliner Museums eingetreten — einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, in dem er in kurzen Zügen die großen Verdienste schildert, die Bode um die Königlichen Museen in Berlin sich erworben hat, wo er mit bewundernswerther Kenntniß, Umsicht und Thatkraft die Gemäldegallerie in die Reihe der ersten Sammlungen Europas erhob, die Skulpturensammlung aus unbedeutenden Anfängen erst schuf und durch den Bau des Kaiser Friedrich-Museums seine hohen Pläne für die Sichtung und Aufstellung der angesammelten Schätze bald verwirklicht zu sehen hoffen darf. Ferner hebt v. S. die erfolgreiche Unterstützung hervor, die Bode auch zahlreichen kleineren Sammlungen in ganz Deutschland in selbstlosester Weise hat zu Theil werden lassen, sowie den wesentlichen Antheil, der ihm an dem Aufschwunge des deutschen Museumswesens überhaupt und damit auch des Kunstlebens und der Geschmacksbildung bei uns zukommt. Kurz behandelt wird auch die ausgebreitete litterarische Thätigkeit Bode's. Nur eine Bemerkung v. S.'s fordert uns zum Widerspruche auf. Er will Bode zu einem Altmärker machen. Da wird er gerade bei der Werthschätzung, die er für ihn empfindet, es uns nicht verdenken können, wenn wir Braunschweiger Bode, der in Calvörde geboren, von Vater- und Mutterseite aus altbraunschweigischen Familien stammt — haben doch schon Vater und Großvater den Namen Wilhelm Bode bei uns zu hohem Ansehen gebracht! — mit Entschiedenheit als Landsmann für uns in Anspruch nehmen. Um so mehr aber stimmen wir in die Wünsche ein, mit denen v. Seidlitz seinen Aufsatz beschließt. Er schreibt hier: „So steht Bode, der jetzt auf dem ganzen Erdenrund als der beste Kenner der alten Kunst anerkannt ist, auch für die Bestrebungen der modernen Kunst als der Vorkämpfer da, auf den sich Aller Hoffnungen richten. Möge es ihm beschieden sein, die Kräfte, die schwere Krankheit ihm genommen, bald in vollem Umfange wiederzugewinnen, damit er auch weiterhin und noch auf lange hinaus der Kunst und ihrer Entwicklung seine Dienste leisten könne". Beigegeben ist der Abhandlung eine Lithographie von J. Beth, welche die Gesichtszüge Bode's in sprechender Aehnlichkeit wiedergiebt.

Braunschweigisches Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Paul Zimmermann
in Wolfenbüttel.

Verlag der Braunschweigischen Anzeigen: W. Laßmann. Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei (A. Buck) in Braunschweig.

Nro. 26. 19. December **1897.**

[Nachdruck verboten.]

Die Theilnahme der Braunschweigischen Truppen an dem Türkenkriege 1663/64.

Von O. Elster, Prem.-Lieut. a. D.

(Schluß.)

Soweit Obrist von Ende, aus dessen Bericht klar hervorgeht, daß der erste Stoß der Türken das Niedersächsische Kreisregiment und das Fränkische Regiment Plaitner traf und daß die zweite Linie das Bayerische Regiment Obristwachtmeister Buch und das Oberpfälzische oder Oberschwäbische Regiment Graf von Tucher nebst dem Westfälischen Reiter-Regiment des Obristen Post bildeten. Die Braunschweig-Lüneburger werden auch in diesem Bericht nicht zu den Kreis-, sondern zu den Reichs-Auxiliar-Völkern gerechnet, was übrigens auch aus den folgenden Listen ganz klar hervorgeht:

A. Liste der Regimenter der Reichsarmee
(dem Bericht des Obristen v. Ende beigefügt).

Cavallerie: das fränkische Regiment Obrist Zobell, das Westfälische Regiment Obrist Post, Niedersächsische Esquadron Obristlieutenant Schack, Bayerische Esquadron Obristlieutenant Nicolai.

Infanterie: Oberschwäbisches Regiment Feldzeugmeister Graf von Tucher, Bayerisches Regiment Generalwachtmeister Buche, Fränkisches Regiment Obristwachtmeister Plaitner, Niedersächsisches Regiment (außer Braunschweiger) Obrist von Ende, Niederschwäbische und Württembergische Truppen unter dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, Westfälisches Regiment Oberstlieutenant ?.

Die Abtheilungen der einzelnen Fürsten der verschiedenen Kreise waren in diesen Kreisregimentern enthalten, mit Ausnahme der Truppen des Hauses Braunschweig.

B. Liste der gefallenen und verwundeten Officiere der Reichsarmee.

Cavallerie: Verwundet: Obristlieutenant Schack (Hieb in den Ellbogen). Todt: Rittmeister Andres und dessen Cornet, der Lieutenant der Compagnie des Rittmeisters Wind von der Niedersächsischen Esquadron.

Infanterie: Regiment Graf Tucher 5 Officiere, ferner Oberst Plaitner, Oberstlieutenant Meyer, 5 Hauptleute, 6 Lieutenants, 7 Fähnriche todt. Der starke Verlust dieses Regiments kam daher, daß es dem ersten Ansturm der Türken entgegentreten mußte.

Bayerisches Regiment Buch: Oberstlieutenant und 3 Hauptleute todt.

Westfälisches Regiment: Obristlieutenant todt und mehrere andere Officiere.

Niedersächsisches Regiment: der Obrist von Ende durch eine Stückkugel verwundet.

Fürstl. Magdeb. Leib-Compagnie: Capitainlieutenant und Fähnrich †.

Von des Obristlieutenant als der dänischen Compagnie: der Obristlieutenant †, Fähnrich schwer verwundet.

Von der Lübeckschen Compagnie hat sich der Lieutenant, so beym Treffen gewesen, durchs Wasser salviert.

Hauptmann Pritzken (Magdeburg.) Compagnie: der Hauptmann und Fähnrich †.

Hauptmann Wiesener's Compagnie (Fürstlich Stift Magdeb.): Lieutenant †.

Hauptmann Biebar's Compagnie (Magdeb.): Lieutenant und Fähnrich †.

Holsteinsche Compagnie, Hauptmann Fahring's Compagnie: Fähnrich †.

Sachsen-Lauenburg. Compagnie Hauptmann Rumer: Hauptmann und Fähnrich †.

Goßlarsche, Nord- und Mühlhausensche Compagnie: Hauptmann und 1 Lieutenant †

Die Zahl der gefallenen und verwundeten Unterofficiere und Gemeinen betrug fast 600.

Die Angaben der hannoverschen Militärgeschichtsschreiber, welche das „Niedersächsische Kreisregiment" mit dem „Braunschweig-Lüneburgischen Regiment" verwechselten, daß das Braunschw.-Lüneburgische Infanterie-Regiment 200 Mann verloren, denen die Türken die Köpfe abgeschnitten, sowie daß das Regiment bei dem ersten Angriff seine Geschütze eingebüßt hätte, sind vollständig falsch. Das geht auch aus der von dem Obrist von Müchelu eingesandten officiellen Verlustliste

hervor, welche sich in den Wolfenblütteler Acten findet. Danach verlor das Braunschweigische Infanterie-Regiment:

- Leibcompagnie des Obristen: Fähnrich Stahmer, 1 Sergeant, 1 Corporal, 2 Mann todt, Sa. 5 Mann.
- Obristlieutenants Rolli Compagnie: Obristlieutenant Rolli schwer verwundet, stirbt nach einigen Tagen, Fähnrich von Ende und 5 Mann todt, Sa. 7 Mann.

Major Schnell's Compagnie: 1 Mann todt.
Hauptmann Root's Compagnie: 10 Mann todt.
Hauptmann Schmidt's Compagnie: 1 Fähnrich, 7 Mann todt, Sa. 8 Mann.
Hauptmann Hohnstedt's Compagnie: 3 Mann todt.

Im Uebrigen war das Regiment bedeutend zusammengeschmolzen, denn eine officielle Präsenzliste (Act. mil. Wolf. II, 68) des Obristen von Mücheln kurz nach der Schlacht weist nur eine Stärke von 10 Officieren, 23 Unterofficieren und 178 Mann, im Ganzen 219 Mann auf. Aber ein glänzender Sieg war erfochten, an dem sowohl das Braunschweig-Lüneburgische Reiter-Regiment Rauchhaupt als auch das Braunschweig-Lüneburgische Infanterie-Regiment von Mücheln ruhmreichen Antheil hatten. Das Braunschweigische Fußvolk brachte gemeinsam mit anderen Hülfsvölkern und namentlich den Franzosen den Angriff der Türken zum Stehen und ohne das kühne und entschlossene Handeln des Obristen von Rauchhaupt, ohne seine glückliche Attacke gegen die türkischen Spahis und Janitscharen, welche das Centrum der christlichen Armee durchbrochen hatten, würde der Sieg der Türken unzweifelhaft gewesen sein. Merkwürdig ist nur, daß die officiellen Berichte des Kriegscommissars von Bardeleben und des Obristen von Ende über die Attacke Rauchhaupts kein Wort enthalten. Die hauptsächlichste Quelle für diese hannoversche Darstellung bildet die wahrscheinlich auf Veranlassung des Herzogs von Hannover verfaßte und gedruckte Darstellung der Theilnahme der Braunschweig-Lüneburger an dem Türkenkriege unter dem Titel: „Des alten Hennecke von Lauenstein kurze doch umständliche Relation der wider die Türken anno 1663 und 1664 angetretenen und nunmehro abgelegten Kriegsexpedition, dargestellt in einem Gespräch, gehalten mit seinem Vetter, Chemma von Deister, 1665.“ — Danach hatte das Regiment Rauchhaupt in der Schlacht ein paar mit Menschenhaut überzogene Pauken und 3 Roßschweife erobert. Der Spahilar-Bassa und Canitze-Bey, zwei höhere türkische Anführer, wurden niedergehauen. Das Regiment Rauchhaupt hatte aber auch schwere Verluste zu verzeichnen, unter Anderen blieben der Regimentsquartiermeister Ratte und der Adjutant Plötze.

Die unrichtige Darstellung der Schlacht in Betreff des Infanterie-Regiments von Mücheln ging bislang durch alle Geschichtswerke. Es ist daher wohl an der Zeit, daß auch hierüber die Wahrheit jetzt an den Tag gebracht werde.

Der Kaiser zeigte sich übrigens für das wackere Verhalten der Braunschweigischen Truppen sehr dankbar. Oberst v. Rauchhaupt erhielt des Kaisers Porträt an goldener Kette durch den Oberbefehlshaber Montecuculi im Hauptquartiere öffentlich angehängt; ferner schenkte ihm der Kaiser einen Ehrensold von 500 Dukaten. Die Oberstlieutenants von Mücheln und Rolli von der Infanterie erhielten 300, Major Lüderitz von der Cavallerie 250, Hauptmann Strauß von der Infanterie 200 Dukaten, das Regiment Rauchhaupt außerdem einen zweimonatlichen und das Infanterie-Regiment einen einmonatlichen Ehrensold.

Herzog Christian Ludwig von Celle war sehr stolz über das brave Verhalten der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen und trank jeden Mittag bei Tafel die Gesundheit Rauchhaupt's und aller braven Officiere und Soldaten in Ungarn

Auch Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel war hocherfreut über diesen Sieg; er ordnete gemäß seiner frommen Gesinnung in seinem ganzen Lande allgemeine kirchliche Dankfeste an.

Zum Schluß mag noch eine kurze Darstellung der Schlacht folgen, welche der Cellische Generalmajor und Drost von Gifhorn, Herr von Melville, giebt, welcher 1664 als Obristlieutenannt und Generalquartiermeister bei dem Kur-Kölnischen Infanterie-Regiment an dem Feldzuge in Ungarn theilnahm. Melville trat später in Cellische Dienste und hat uns eine Beschreibung seines recht abenteuerlichen Lebens hinterlassen, die man in meinem Buche „Bilder aus der Culturgeschichte des deutschen Heeres“ (Leipzig 1892) ausführlich wiedergegeben findet. Hier mag nur die Schilderung folgen, welche Melville über die Schlacht bei St. Gotthard giebt „Wir marschirten“, so schreibt Melville, „längs dem Raabflusse, ebenso der Feind auf der anderen Seite. Es ging bis St. Gotthard. Hier setzten endlich am hellen Tage vor unserem Auge — der Feind sah uns nämlich für Fliehende an — siebentausend Türken über den Strom, mordeten die nieder, die ihnen den Uebergang streitig zu machen suchten, und brachten Schrecken und Furcht unter unsere ganze Armee. Bei so vielen Gelegenheiten dieser Art ich auch war, so erstaunungswürdige Wirkungen eines panischen Schreckens sah ich nie als damals. Es gab ganze Regimenter, wo sich die Soldaten die Köpfe herabhauen ließen, ohne aus ihren Gliedern zu weichen und ohne den geringsten Widerstand zu thun. So hatte sie der Schrecken ergriffen! Sie schrien immer nur mit lauter Stimme zur heiligen Maria; diese mag's nun wohl nicht gehört haben wegen dem Getümmel der Schlacht. Gewiß wäre die Niederlage der Kaiserlichen völlig entscheidend gewesen, wenn nicht die französischen Truppen, die Ludwig XIV. dem Kaiser zu Hülfe geschickt hatte, den Türken den Sieg noch entrissen hätten. Coligny und La Feuillade fielen so zu rechter Zeit auf die Türken ein, daß diese nach dem Strome zurückgetrieben wurden, und der größte Theil ersoff“.

So weit Herr von Melville! Die Kurkölnischen Truppen und die Kaiserlichen scheinen danach keinen großen Heldenmuth bewiesen zu haben, denn daß Herr von Melville nicht von den Braunschweigern oder den

Brandenburgern spricht, geht daraus hervor, daß er die Soldaten zur heiligen Jungfrau beten läßt. Die protestantischen Soldaten Braunschweigs oder der anderen norddeutschen Reichsstände würden nicht die heilige Jungfrau um Hülfe angerufen haben. Auffallend ist, daß auch Melville, der seine Memoiren schrieb, als er Cellischer Generalmajor und Drost zu Gifhorn war, nichts von der wackeren That des Rauchhaupt'schen Reiterregiments in der Schlacht von St. Gotthard erwähnt.

Eine Folge des Sieges der christlichen Armee war, daß sich der Großvezier in möglichster Eile auf Sigeth zurückzog. Mehrere Stimmen erhoben sich in dem christlichen Hauptquartier für die energische Verfolgung der in Unordnung gerathenen türkischen Armee. Montecuculi indessen widersetzte sich dem. Er mochte wohl einsehen, daß er mit einer durch Mangel aller Art, Krankheiten und Gefechte geschwächten Armee, für deren Verpflegung noch dazu keinerlei Vorsorge getroffen war, eine energische Offensive nicht würde durchführen können. Er wollte den gewonnenen Erfolg nicht wieder aufs Spiel setzen; mit einer Zerschmetterung seiner Armee war das deutsche Reich und Wien schutzlos dem Ansturm der Türken preisgegeben, denn eine zweite Armee hatte der Kaiser nicht zu entsenden. Die Türken waren allerdings geschlagen, aber sie besaßen in den Festungen an der Drau und der Donau so starke Stützpunkte, konnten die verlorenen Kräfte in solch kurzer Zeit ersetzen, daß ein zweiter Sieg durch die in ihrem inneren Bestande zerrüttete christliche Armee sehr unwahrscheinlich war. Außerdem knüpften die Türken sehr bald nach der Schlacht bei St. Gotthard Waffenstillstands-Verhandlungen in Wien an, welche Montecuculi nicht stören wollte.

So wurden denn die Truppen der vielen Krankheiten wegen in sehr ausgedehnte Cantonnements-Quartiere gelegt. Aber für den Unterhalt der Truppen ward von Wien aus so wenig gesorgt, daß die Soldaten aus Hunger zu Gewaltmaßregeln gegen die Einwohner gezwungen wurden, was natürlich zu manchen unliebsamen Auftritten Veranlassung gab. Daß die Disciplin der Truppen unter solchen Verhältnissen litt, erscheint natürlich; ebenso daß die Einigkeit unter den Befehlshabern der bunt zusammengesetzten Armee nicht eine allzugroße war.

Auch in dem Braunschweigischen Corps soll große Uneinigkeit geherrscht haben, ja es soll sogar gegen den Grafen Hohenlohe von dem Obristen von Mücheln bei den Braunschweigischen Herzögen eine kriegsgerichtliche Untersuchung beantragt worden sein. Dann wird eine romantische Geschichte erzählt, daß Graf Hohenlohe, um allen Beschwerden seiner Offiziere vorzubeugen, am Tage vor der Niederlegung seines Commandos die vornehmsten Offiziere des Corps zu einem Gastmahl eingeladen und ihnen, als sie sich in weinseliger Stimmung befanden, ein Schriftstück vorgelegt habe, in dem sie ihre Zufriedenheit mit dem Commando des Grafen bekundeten. Ich halte diese Darstellung für falsch und wahrscheinlich nur auf Klatsch beruhend. Die Berichte des Obristen v. Mücheln und des Hauptmanns Root sowie des Kriegscommissars von Bardeben enthalten nichts darüber.

So berichtet Obrist von Mücheln aus dem Quartier Rackenau unter dem 9./19. August, daß Graf Hohenlohe krank nach Pettau zurückgegangen sei. Von den Regimentsstücken seien nur noch die cellischen beim Regiment, die hannoverschen und wolfenbüttelschen seien nach Pettau gesandt, da keine Bespannung vorhanden und alle Constabler todt seien.

Zugleich berichtet der Obrist über den Ersatz des verstorbenen tapferen Obristlieutenants de Rolli, daß sich ein Graf von der Lippe vom Hessischen Contingent für die Stelle gemeldet habe.

Hauptmann Root berichtet vom 10./20. August ebenfalls aus Rackenau, daß der Feind die Raab herunter gezogen sei. Das Regiment liege auf den Dörfern bei Edenburg; Hauptmann v Hohnstedt, sowie Lieutenant Feuerschütz und die drei Wolfenbütteler Constabler seien gestorben; das Regiment habe so viele Kranke, daß es fast keinen Dienst thun könne. Die Lebensmittel, namentlich Brot und Wein, seien sehr theuer. Das Feldmaß Wein koste 20—25 Kreuzer.

Am 17./27. August berichtet Hauptmann Root aus dem Rastquartier Frankenau über eine stattgehabte Verstärkung des Feindes bei Stuhlweißenburg und den Marsch der Armee nach der Donau. Die Verpflegung sei besser geworden, nur der Wein sei sehr theuer.

Am 27. August befürwortet der Kriegscommissar von Bardeleben das Abschiedsgesuch des Obristwachtmeisters Schnelle wegen dessen Kränklichkeit und vom 2. October schreibt Bardeleben dem Herzog August über verschiedene Verpflegungsgegenstände und dankt dem Herzog für seine Sorge um die erkrankten Soldaten.

Anfang October verkündete dann Graf Hohenlohe seinem Corps den Abschluß des zwanzigjährigen Waffenstillstandes von Vasvar und die baldige Rückkehr in die Heimath. Sehr bald wird dann auch der Rückmarsch angetreten, der wiederum durch Böhmen ging. Hauptmann Root führt statt des verstorbenen Obristlieutenant Rolli das Wolfenbüttelsche Contingent zurück. Unter dem 14. October 1664 berichtet er aus Brzeziany, zwei Meilen von Prag, über den Marsch, der durch die Stadt Prag führen solle. Er klagt sehr über Krankheit, ein Lieutenant sei gestorben.

Dann hören wir von den Braunschweigischen Truppen nichts mehr. An der Grenze der Braunschweigischen Lande löste sich das Corps auf und jedes Contingent marschirte auf dem kürzesten Wege nach Haus.

Hauptmann Root scheint eine Zeitlang mit seiner Compagnie in Holzminden und Stadtoldendorf gelegen zu haben. Denn ein Bericht von ihm aus Holzminden vom 9. October 1665 empfiehlt den Lieutenant Löber der Gnade des Herzogs und theilt mit, daß Fähnrich Müller mit einem Theil der Compagnie in Stadtoldendorf liege.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Resultate dieses Feldzuges in Bezug auf Taktik, Ausrüstung und Bewaffnung der Truppen, so sind diese im Allgemeinen recht dürftig. Allseitig erkannte man die große Ueber-

legenheit der türkischen Reiterei im Einzelgefechte und in der Führung der Waffen und des Pferdes an, dennoch beharrte man bei der schwerfälligen Ausrüstung der eigenen Reiterei und der tiefen, geschlossenen Aufstellung. Am meisten litt die Infanterie durch die sie umschwärmende türkische Reiterei. Die Muskete war viel zu schwer und ungeeignet zum schnellen Feuern, um als wirksame Waffe gegen die rasche türkische Reiterei dienen zu können. Montecuculi wollte daher nur ein Viertel Musketiere, aber drei Viertel Pikeniere zum Schutz gegen die Reiterangriffe. Das Infanteriebataillon sollte danach in sechs Gliedern aufgestellt werden, von welchen die beiden ersten mit Musketen, die vier letzten mit Piken bewaffnet werden sollten, um den Attacken der türkischen Reiter einen festen Damm entgegenzusetzen. Man begriff nicht, daß bei der Unvollkommenheit der damaligen Infanterie-Bewaffnung nur eine zahlreiche, gut berittene und gut geführte Reiterei den türkischen Reiterangriffen erfolgreich hätte entgegentreten können. Der Erfolg Rauchhaupt's in der Schlacht von St. Gotthardt hätte diese Lehre freilich geben sollen. Der Hauptfehler aber bestand in der unregelmäßigen Zufuhr von Proviant, von Futter für die Pferde und von Munition. Ohne eine geregelte Zufuhr dieser Dinge, ohne eine geregelte Verpflegung der Truppen, wie sie z. B. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg schon im dreißigjährigen Kriege durchgeführt hatte, war auf die Dauer kein nachhaltiger Erfolg zu erzielen.

Auch die Disciplin der Truppen ließ noch manches zu wünschen übrig. Die Zusammensetzung der Armee aus den Contingenten aller möglichen Fürsten und Reichsstände machte eine einheitliche Leitung fast zur Unmöglichkeit und beförderte die Uneinigkeit an Haupt und Gliedern.

Eine ärztliche Reclame aus dem 15. Jahrhundert.

Bei Gelegenheit der 69. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, die im vergangenen Herbst zu Braunschweig stattgefunden hat, war auch ein Ausflug der Festgäste nach Wolfenbüttel, zur Besichtigung unter anderem der dortigen Herzoglichen Bibliothek, in Aussicht genommen, der dann freilich in Folge ungünstiger Umstände nicht eben zahlreich sich gestaltete. Unter den verschiedenen Gegenständen, die in dem schönen, großen Mittelsaale der Bibliothek für die fremden Besucher zu einer kleinen Ausstellung vereinigt waren, befand sich auch ein Manuscript aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, das diesen Platz nicht sowohl seinem medicinischen Inhalte, als vielmehr einer von den Besuchern kaum beachteten Curiosität seines Einbandes verdankte. Die Innendeckel des letzteren sind nämlich mit den zu einander passenden und sich gegenseitig ergänzenden Hälften eines geschriebenen Plakats beklebt, mit dem ein fahrender Arzt — damals waren die Städte noch nicht so reichlich mit Jüngern des Aeskulap gesegnet wie heutzutage — bei dem Besuche einer nicht genannten Ortschaft deren Bewohnern seine Ankunft meldet und ihnen seine ärztlichen Dienste zur Verfügung stellt. Er wendet sich darin an die gesammte Einwohnerschaft, vornehm oder gering, arm oder reich, gelehrt oder ungelehrt, ohne Unterschied des Geschlechtes und ohne Hervorhebung besonderer Specialitäten seiner Kunst. Die Anzeige ist demgemäß zweisprachig, lateinisch und deutsch, abgefaßt, und es ist bezeichnend, daß, während er in dem offenbar für die besseren Klassen bestimmten lateinischen Texte nicht vergißt, die Mitbringung des ärztlichen Honorars den Rath- und Hülfesuchenden ans Herz zu legen, diese Mahnung in dem an die Aermeren gerichteten deutschen Texte fehlt.

Die Stadt, um die es sich bei diesem immerhin merkwürdigen und selten begegnenden Schriftstück handelt, ist leider nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln, doch muß man in Rücksicht auf den Dialect der deutschen Fassung unbedingt an eine größere Ortschaft Niedersachsens denken. Vielleicht ist selbst dessen alte Hauptstadt Braunschweig gemeint, da sich hier — abgesehen von der in der Ankündigung erwähnten Neustadt (Nova civitas) — auch eine Straße findet, die den Namen „bei St. Johannis“ führte, freilich nicht in der Neu-, sondern in der Altstadt gelegen[1]). Wie dem auch sei, immerhin dürfte der folgende Abdruck des Schriftstücks in diesen den Braunschweiger Angelegenheiten vorzugsweise gewidmeten Blättern gerechtfertigt erscheinen.

A.

Omnibus et singulis honorabilibus dominis litteratis et illitteratis, civibus laudabilibus et personis quibuscumque sexus utriusque. Vobis sit notum, quomodo jam se transtulit hanc ad civitatem quidam nomine Wilhelmus practicus de Dei gratia in Physice arte imbutus. Si quis vestrum existit in quibusdam morbis omnis generis impeditus et graviter ab huiusmodi morborum vi curam et reformationem sanitatis ab eodem postulabit ac petet, adeat eum in domo habitationis, quod proprie vulgariter dicitur „To den wisschen“, apud sanctum Johannem in nova civitate et apportabit mercedem. Tunc ipse de Dei adiutorio liberabit eum ex eius infirmitate et se semper paratum exhibebit etc.

B.

Heren vnde alle vrome lude. Ik do iw to wetende, dat en meister in den künsten der Arstedie hir is gekomen. Yowelk in desser lowliken stad, de gebrecklicheit edder swacheit des liues hadde bynnenwendich edder butenwendich, de bistandes edder hulpe von eme begherden, desuluen sullen gaen in de herberghe „To den wisschen“ by sunte Johann in der nyenstad vnde vraghen na meister Wilhelme. Denne schal de meister mit der hulpe Godes eynem yowelcken geuen rad vnd hulpe doen etc.

O. v. H.

---

1) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter S. 703.

Neckreime,

gesammelt von Otto Schütte.

Ersehen wir schon aus den Bauernreihen, die es fast in jedem Dorfe giebt oder gegeben hat, welche Lust an Reimereien das Volk besitzt, so tritt uns diese heitere Freude noch mehr entgegen, wenn wir unter den vielen Volksreimen die Spott- oder Neckreime herausnehmen, die sich an Vor- und Nachnamen anschließen. Denn auch fast an jeden Familiennamen, der nur einigermaßen einen passenden Reim zuläßt, wird ein Spott- oder Neckvers angehängt. Es ist ein trefflicher Humor, der sich manchmal in diesen Versen zeigt.

Richard Andree führt in seiner Braunschweiger Volkskunde S. 332 eine Reihe von Neckreimen an, die sich an Vornamen anschließen Ich will seine Sammlung hier vervollständigen:

Ernst mit en hölternen Magen
Kann en ganzen Hecht verdragen.

Simson mit der Semmelnkeipe
Sammelt alle Schapscheite.

Heinrich, Peinrich, Pickelmus,
Kumm vor Nacht up use Hus,
Ik will dik warm Beier koken,
Sast bi usen Kater slapen.

Krischan!
Lat de Botter stahn.

Krischan!
Lat de Bratbeeren stahn,
Itt se nich ut,
Heg (= heb auf) se diner Brut.

Krischan, Krischan, Pipendeckel
Kann nich ober't Water recken.

Lute
Mit der witten Tute.

Ludchen
Fritt Stutchen
Alle Dage sebben Pund.

Freue dik, freue dik, freue dik, Fritze!
Morgen kriste ne Timpelmütze.

Fritze! Stiglitze!
Mak Gurkensalat,
Krieg man de Messer un Gabeln parat.

Heinrich, Peinrich, Puppergeselle,
Hat en Paar Schauh von Häunerfelle,
Hei hecket se nich,
Hei pecket se nich,
Boben drei Dage holet se ok nich.

Marie, Marucke,
De dicke, fette Klucke.

Marie, Mara, Marutschkaka,
Ist die ganze Nacht nicht da,
Hat gesungen, hat gesprungen
Mit dem kleinen Müllerjungen

Fritze Fritze Friederich,
Gah nâ Huse un kämme dik,
Denn bit dik de Lüse nich.

Hans! fât de Katte bîn Swanz.

Hennig twei Pennig,
Kartuffelnsalat,
In Botter gebrat,
In Mehl umgewendt,
Dorch de Kehle gebrennt.

Johann! spann an,
De Katte voran,
Den Kater vorup,
In de Fore herup.

Dortchen, Portchen, Rûpennest,
Bist in usen Garen ewest,
Hast uns Aeppel un Bêren estohlen,
Täuw, dik will ik et Fell versohlen.

Henriette, Kammerkätte,
Kammerkuh, das bist du.

Jule mit der Spule
Mit der Schipp Schapp Schupp.

Jule mit der Spule,
Mit der Ruck, Ruck, Ruck,
Jule sitt im Kellerlock
Un flickt en Krenolinenrock.

Lisebettchen — Kammerkättchen

Ottchen, Pottchen, Silberlottchen.

Auch von Neckreimen auf Nachnamen will ich hier eine kleine Auswahl folgen lassen.

Binnewies — makt alle Katten wat wis.

Bote — fällt in de Gote.

Eykenrot — hat kein Brot,
Sleit de Müse im Schappe dot.

Fricke — ritt up de Zicke.

Fricke — hat en Düwel am Stricke,
Let ne wedder lôpen,
Fricke is besôpen.

Fricke — hat en Hahnen am Stricke.

Goes — makt sik en Kloß,
Stickt ne in de Sauc',
Dat smeckt famos.

Hesse — sitt im Messe.

Holland — in Noth,
Hat Wost un kein Brot.

Krickel Krackel Kruse
Hat kein Brot im Huse.

Kükelhahn — springt den Hahnen in'n Kamm.

Matte — hat ne lütje Katte.

Meyer — twei Eier,
Twei lütje, twei grôte,
Fallt alle in de Gôte.

Meyer — wat kost de Eier?
Et Schock en Dreier.

Möhle — backet den Puffer mit Oele.

Nabel — is kompabel,
Itt de Suppe mit der Gabel,
Itt et Fleisch mit en Leppel.
Is dat nicht en rechten Töppel?

Osterloh — dik stickt de Floh,
He, wat sprung de Osterloh.
Otte — fritt et Fleisch ût en Potte,
Let en Leppel drinne stahn,
Seggt doch, de Katte hat't edahn.
Schütte — is nist nütte.
Vogel — flôg taun Fenster rût,
'k dacht', et wörre ne Fleddermûs.
Walckerling — dat Düwelskind,
Wet noch nich, wat Klümpe sind,
Klümpe sind von Mehle,
Un wenn se noch san dicke sind,
Denn gaht se doch dorch de Kehle.
Weber — hat en Käwer.
Willecke — backe mik mal ne Prilleke.

Ein braunschweigisches historisches Volkslied.

Nachstehendes Gedicht hat Herr Einnehmer Külbel in Blankenburg nach mündlicher Mittheilung des Herrn Hornig daselbst niedergeschrieben. Hornig stammt aus Schöppenstedt und hat es etwa in der Mitte der 30er Jahre oft als Schulknabe in den Pausen declamirt, kann aber nicht mehr angeben, woher er es kennt. Wahrscheinlich stammt es aus dem Braunschweigischen. Ob es schon irgendwo gedruckt ist, habe ich nicht ermitteln können. Derselbe Stoff ist von Wilhelm Schröder, Plattdüdsche Schriften Föftes Bändken. 1872, S. 81 behandelt; aber außer Abweichungen im Einzelnen findet sich bei ihm die Schlacht bei Leipzig statt bei Roßbach. Ich erinnere mich, daß mir der Inhalt des Liedes auch von meinem Vater vor etwa 30 Jahren erzählt wurde.

Dei Franzmann is de beste Fint,
Hei mâkt nich vêl Mallör,
Hei singet, lachet, likt [1]) un grînt [2])
Un nennt sin Minsch „mon coeur".
Un sünd dei Mäkens wol nich [3]) dull
Un lât 'nen Narren sin,
San supt hei sik de Pumpe vull,
giwst dû 'nen Oesel Win.
Doch leckertänsch sünd sei tan'n Deil
Un öfters nich tau ören Heil.
Als't einst bi Roßbach Schläe gaw,
Nich vêl tau örer Ehr,
Dâ leipen sei in einen Draw
Bet hîr nâ Brunswik hêr.
En Franzmann tau 'nen Börger kam,
Dei was verwêjen [4]) lütt [5]),
Dei bôt 'ne Woſt un Schinken an
De Hütte un de Mütt [6]),
Dartau ôk Beir und Brannewin
Un dachte, klestern [7]) wart hei wol nich sin.
Dei Franzmann kikt dat allens an,
Kricht nich de Woſt bi'n Zopp,
Let Beir un Brannewin ôk stân
Un schüddelt mit den Kopp.
‚Hab Sik kein junge Huhn im Haus?
Hahahaha! Hab Sik die ganze Trupp.
Mach mi Roti, mach Supp daraus,
Mach Kraut, mach Kohl zur Supp!'
Dat Börgerwif nich recht verstunt,
San kauderwelsch hei kört.
„Wat will hei? 'Nen junken Hunt?"
‚Oui, oui, hab siks gehört'.
Un als de Kêrl drêw dat wîf,
Sprôk dë tau ören Mann:
„Lôp, Hans, de Müller hat de köter fiw',
Un sprik 'ne um einen an".
De Hans mit einen Têben kam,
dei was ganz prickefett,
De frû, de satt den Brâ'n an
(De Franzmann was tau Bedd')
Un sengt un brennt 'ne reine aff,
Mâkt allens ganz genau,
Un dat't 'ne schöne Suppe gaw,
Smit sei den Ris dertau.
San smôrt un kôkt dat lange Tît,
Sei nümmes dar nâ smekt;
Doch als sei glöwt, ‚nû is't san wît',
Den Franzmann sei upweckt.
„Kum, Franzmann, kum, dîn Hunt is gâr",
Röpt sei lût in sin ôr.
De Franzmann wort den Nap gewâr,
Dat [8]) ût dat Bedd' hervôr,
Un hast de nich, san sist de nich,
Vergnügt in sinen Sinn:
„Bring nun die Huhn"! un hastiglich
Brocht sei den Hund herin.
De Franzmann sach den Hunt, wart flau
Un schrî: „O mon dieu, mon dî,
Das ist ja von die Hund wauwau
Un nich die Kikeriki".

E. Damköhler.

Bücherschau.

Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, herausgegeben von K. Kayser. 2. Jahrgang. Braunschweig, A. Limbach 1897. 344 S. 8⁰. 4 Mark.

Schon einmal haben wir Gelegenheit gehabt, auf vorliegende Zeitschrift aufmerksam zu machen (vgl. Br. Mag. 1896 S. 175 f.); sind auch die Bedenken, welche wir damals äußerten, durch vorliegendes Heft nicht ganz zerstreut, so müssen wir doch das hier Gebotene mit Freuden begrüßen. Zunächst giebt Tschackert in dem Artikel über den Magister Joh. Sutel eine liebevoll gezeichnete, z. Th. auf noch unbenutzten Archivalien beruhende Lebensbeschreibung eines Mannes, der zwar nicht zu den führenden Geistern der Reformationszeit

1) lächeln. 2) mit zugekniffenen Augen lächeln (Külbel). 3) wol nich ist mir als richtig angegeben und scheint zu bedeuten „einmal recht". 4) sehr. 5) leutselig. 6) die Hülle und Fülle. 7) wählerisch.

8) so überliefert, aber unklar. Statt dat ist wohl trat zu lesen.

gehörte — selbst der Titel eines „Reformators von Göttingen, Schweinfurth und Northeim“, welchen der Verfasser ihm giebt, ist wohl nur mit Einschränkung zu verstehen —, der aber doch um seines Eifers willen und seiner Thätigkeit für die Ausgestaltung des lutherischen Kirchenwesens in jenen Städten es wohl verdient, der Vergessenheit entzogen zu werden. Näher auf sein Leben einzugehen, müssen wir uns versagen, dem Leser wird vor Allem sein Wirken in Göttingen interessiren. Zwar die Vorgänge, unter denen hier die evangelische Lehre Eingang fand, sind schon anderweitig erschöpfend behandelt (Erdmann, Gesch. d. Kirchenreformation in d. Stadt Göttingen 1888); Neues vermag darum Verfasser im Wesentlichen nur über die Verhältnisse der lutherischen Stadtprediger, denen Sutel als Superintendent vorstand, zu bieten. Anders steht es mit Sutel's zweiter Wirksamkeit in Göttingen 1548 bis 1555, seinem Streite mit dem auch von Braunschweig her und aus den osiandristischen Streitigkeiten bekannten Joachim Mörlin und seinen von Erfolg gekrönten Bemühungen, das Kirchenwesen der Stadt durch die Stürme des Interims hindurchzuführen: hier wird uns eine willkommene Ergänzung unserer Kenntniß der Reformation Göttingens geboten. Wir können dem Verfasser dankbar sein, in dem Leben seines Helden uns ein typisches Bild von so manchem Theologenleben jener bewegten Zeit gegeben zu haben, und in diesem Sinne verdient der Aufsatz die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise. Die beigegebenen umfangreichen archivalischen Beilagen enthalten wohl so ziemlich Alles, was von und über Sutel erhalten ist. Bemerken wollen wir noch, daß vorliegender Aufsatz auch separat erschienen ist. — Einen Einblick in die eigenthümlichen confessionellen Verschiebungen innerhalb der Herrschaft Plesse und des Amtes Neuengleichen (bei Göttingen) läßt uns sodann die folgende Abhandlung von Fr. W. Cuno thun. Zum ersten Male wird hier ein klares Licht sowohl über die evangelische Reformation als auch über die Einführung des reformirten Bekenntnisses im sonst lutherischen Südhannover verbreitet. Wir bedauern es nur, daß dem Verfasser, der z. Z. in einer dieser Gemeinden Geistlicher ist, nicht auch die von Kayser zugefügten braunschweigischen Quellen zu Gebote standen, das Urtheil über die im Interesse eines fanatischen Confessionalismus und einer territorialistischen Uniformirungssucht lutherischen Gemeinden von den Hessischen Fürsten aufgezwungene Aenderung ihres Bekenntnißstandes würde dadurch ein wesentlich anderes werden. — Ueber die beiden anderen Aufsätze können wir uns kürzer fassen. Joh. Meyer handelt über den Ellricher Superintendenten M. Otto Damius († 1728), den Hauptvertreter einer eigenthümlichen, bald dem Pietismus, bald dem Socinianismus zugetheilten Theologengruppe, auf die in neuerer Zeit A. Ritschl wegen ihrer eigenthümlichen Ausbildung der Rechtfertigungslehre aufmerksam gemacht, und Kayser bietet das vom Mainzer erzbischöflichen Commissar Joh. Bruns 1519 aufgestellte Verzeichniß der Gemeindebeiträge aus den Propsteien Nörten und Eimbeck zur Deckung der Kosten der römischen Königswahl Karl's V, durch welches die Frage nach der kirchlichen Organisation dieses Theiles der Mainzer Diöcese gelöst wird. — Analekten und Miscellen, meist aus der Reformationszeit, sowie litterarische Mittheilungen beschließen auch dieses Heft. Aus dem angehängten Mitgliederverzeichnisse ist ein erfreuliches Wachsen des Vereins auch unter den Geistlichen unseres Herzogthums zu constatiren. Möge auch eine litterarische Betheiligung von dieser Seite nicht ausbleiben!

K. S.

Dr. Chr. Scherer, Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit (auch u. d. Titel: Studien zur Deutschen Kunstgeschichte Heft 12), Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897. 139 S. 8°. 8 M.

Dem Reichthum und der Bedeutung der Schätze, die unser Herzogl. Museum auf den Gebieten der Kleinkunst und der decorativen Kunst besitzt, entspricht ihr Bekanntsein selbst in den Kreisen der Fachgelehrten leider nicht in vollem Maße. Vor wenigen Jahren noch ist es z. B. vorgekommen, daß ein namhafter Kunsthistoriker ein Buch über das Email schrieb, ohne des Museums auch nur mit einem Wort zu gedenken, obgleich dieses doch die zweitgrößte Sammlung von Limogen in der Welt besitzt. Der Grund für diese beschämende Thatsache liegt wohl hauptsächlich darin, daß aus den genannten Abtheilungen des Museums, von denen außer der Limogensammlung nur die der Majoliken, Elfenbeine, Bronzen und Porzellane erwähnt sein mögen, in größerem Zusammenhange bisher noch nichts veröffentlicht worden ist, oder, besser gesagt, hat veröffentlicht werden können. Denn das ist nicht möglich ohne eine Reihe langwieriger, kritischer Vorarbeiten.

Eine solche ist nun jetzt in dem vorliegenden Buche über die Elfenbeinplastik der Barockzeit erschienen, dessen Verfasser seit etwa 10 Jahren jene wichtigen Sammlungen des Museums verwaltet.

Abgesehen von dem Kasseler Jacob Dobbermann sind nämlich alle die Meister, die hier behandelt werden, mit mehr oder weniger hevorragenden Werken bei uns vertreten, der in Wien, Rom und Düsseldorf vor und um 1700 arbeitende treffliche Ignaz Elhafen mit drei herrlichen Reliefs bakchischen Inhalts (No. 264, 299, 300), der meist in Dresden, vorübergehend auch in Berlin beschäftigte, nicht minder tüchtige Balthasar Permoser (1650—1732) mit den Figuren der Jahreszeiten von 1695 (No. 207, 490), von denen freilich zwei von Denon entführt worden sind, der Monogrammist PH, in dem Scherer den bisher kaum dem Namen nach bekannten Bildhauer Peter Hencke erkannte, mit fünf Reliefdarstellungen verschiedenen Inhalts (No. 277, 326, 347, 348, 416), ein anderer Monogrammist EE, von dem weiter unten die Rede sein wird, mit acht gleichfalls sehr verschiedenartigen Reliefs (No. 258, 259, 301, 302, 305, 306, 370, 371), Joh. Christoph Ludwig (von) Lücke aus Dresden (s. unten) mit den Figuren des borghesischen Fechters, eines Herkules, der mediceischen Venus und eines Merkur (No. 173—176), ein von Scherer mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesener Sohn desselben, C. F. Lücke, mit einem Bildnißrelief (No. 399),

der Bremer Theoph. Wilh. Freese schließlich mit einer Büste von 1726 (No. 291).

Der Verfasser giebt von jedem der behandelten Meister eine treffliche Würdigung ihrer künstlerischen Eigenart, deren Kenntniß es ihm mehrfach ermöglicht, auch nicht bezeichnete Stücke sicher zu bestimmen. Aber er geht auch mit größtem Fleiß und ganz besonderer Liebe auf die Lebensschicksale der Künstler ein, und nur, wenn man weiß, wie außerordentlich wenig über diese zeitlich uns doch nicht einmal so sehr entlegenen Elfenbeinschnitzer bisher bekannt war, kann man das Verdienst des Verfassers voll würdigen, der zahlreiche und wichtige Daten hat feststellen können. Für den Freund der engeren vaterländischen Geschichte aber ist es von besonderem Werth, daß einige dieser Künstler, auch abgesehen von dem Verkauf ihrer Werke, in Beziehungen zum Herzogthum gestanden haben. Einer der interessantesten unter ihnen, ein echtes Kind seiner Zeit, ist Ludwig (von) Lücke. Im Anfange des XVIII. Jahrhunderts vermuthlich zu Dresden als Sohn des Elfenbeinschnitzers Karl August L. geboren, begegnet er uns zuerst (1728/29) als Modelleur der Meißener Porzellanfabrik, bewährt sich als solcher aber weder hier, noch später in Wien (1750) und im Dienst des Königs von Dänemark (1752—1757). Bezeichnend für Lücke ist es auch, daß der Oberjägermeister v. Langen, der Leiter der Fürstenberger Fabrik, 1751 mit ihm, der sich auf das Geheimniß der Porzellanherstellung viel zu Gute that, in Verbindung trat, Lücke sich auch in Begleitung eines Bruders, ohne Zweifel des für den mecklenburgischen Hof thätigen Elfenbeinschnitzers Karl August, in dieser Zeit nach Fürstenberg begab, hier sich aber sofort unmöglich machte. In fast unbegreiflichem Gegensatz hierzu steht nun, daß derselbe Mann — denn daran kann nach Scherers Beweisführung kein Zweifel mehr sein — wenige Jahre nach seiner Entlassung als Modelleur in Meißen ganz hervorragende Elfenbeinarbeiten für August den Starken und dessen Nachfolger, dann auch für andere Fürsten anfertigt, mit sächsischer Unterstützung Reisen nach Holland, England und Frankreich macht, in Dresden Kunstkabinetsbildhauer wird und nach Ablauf seiner später wieder aufgenommenen keramischen Thätigkeit seit 1767 wieder in Dresden als weit und breit berühmter Elfenbeinschnitzer thätig ist, um schließlich 1780 in Danzig sein Leben zu beschließen.

Noch wichtiger für uns ist der Monogrammist HE, der ausschließlich in Braunschweig, und zwar hier, wie wir sahen, gleich mit acht Elfenbeinarbeiten (zwei davon aus dem J. 1733), sowie einem Alabasterrelief vertreten ist. Denn Scherer scheint mir unwiderleglich bewiesen zu haben, daß das Monogramm nicht in HE, sondern in IE (mit Verbindungsstrich) aufgelöst werden muß, und daß wir in dem Künstler den Joseph Ignaz Eichler zu erkennen haben, von dem sich ein Wachs- und zwei Alabasterreliefs mit voller Bezeichnung im Museum befinden, und der nach Scherers mühseligen Nachforschungen 1714/15 zu Rom als Sohn Joh. Conr. Eichler's, des bekannten Hof- und Kabinetmalers des Herzogs Ludwig Rudolf (in Braunschweig 1717—1725 nachweisbar und in Wolfenbüttel 1730 bis zu seinem Tode 1748) geboren ist, 1731 in Braunschweig, 1732 in Wolfenbüttel — hier später auch als Goldschmied — thätig war, 1761 aber als Geisteskranker in dem Alexii-Arbeitshause in Braunschweig Aufnahme fand und dort am 16. Mai 1763 starb. Von ihm ist, wie Scherer gleichfalls festgestellt hat, sein älterer Bruder Franz Maria Joseph E. zu unterscheiden, der sich 1736 in Wolfenbüttel vermählte, gleich seinem Vater als Maler thätig war und sich noch 1783 am Leben befand.

Von den Mitgliedern dieser Künstlerfamilie ist aber Joseph Ignaz unstreitig der interessanteste. In dem jugendlichen Alter von 17 bis 19 Jahren liefert er Arbeiten in Wachs, Alabaster und Elfenbein, deren Darstellungen er freilich, wie fast alle seine Zunftgenossen, nicht selbständig erfindet, die aber in der Kenntniß und in der Wiedergabe des Nackten alles Lob verdienen und einen festen, sicheren Stil verrathen. Aber es scheint bei dem erfreulichen Anlauf des jungen Künstlers geblieben zu sein. Denn außer einer silbernen Oblatenschüssel, der Bezeichnung nach einer Arbeit des Wolfenbüttler Meisters HE, die vermuthlich aus seiner späteren Zeit stammt und ihn uns als Mitglied der Wolfenbüttler Goldschmiedeinnung zeigt, kennen wir keine Arbeiten von ihm, und Scherer hat gewiß Recht, wenn er mit diesem Umstand die Nachricht von seiner geistigen Umnachtung zusammenbringt, die sich schon früh gezeigt haben mag.

Wir müssen — das werden diese Darlegungen vollauf gezeigt haben — dem Verfasser für seine fleißigen und ergebnißreichen Untersuchungen in jeder Weise dankbar sein, möchten aber zugleich der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser ersten grundlegenden Arbeit recht bald weitere folgen werden. Denn noch bietet die Elfenbeinsammlung, aber außer ihr, wie erwähnt, die anderen bedeutenden Sammlungen der Kleinkunst und der decorativen Kunst im Herzogl. Museum eine große Fülle unbearbeiteten Stoffes.

Das Buch ist mit zahlreichen Abbildungen — meist Autotypieen — auf Tafeln und im Text ausgestattet, die meist den Zweck erfüllen, die Worte des Verfassers zu erläutern; doch hätten einige von ihnen unbedingt besser ausfallen oder doch sauberer abgezogen werden müssen; auch stört es sehr, daß nirgends im Text auf die Tafeln Bezug genommen wird, und diese selbst keinen Vermerk tragen, an welcher Stelle des Buches sie einzuschalten sind. Indessen fallen diese Ausstellungen in erster Linie nicht dem Verfasser zur Last.

P. J. Meier.

Neues Braunschw. Schulblatt. No 20. A. Fricke, Braunschw. Landes-Lehrerverein und seine Thatigkeit Oct. 1896—97; Gliederung des Br Landes-Lehrervereins; der 69. Br. Lehrertag zu Schöningen. — 21. Grahe, Wann fängt das neue Jahrhundert an? — 22 und 23. Bebenroth, Was fordert die Gegenwart von einem deutschen Lehrerseminar?

Braunschw. Landwehr-Zeitung. Nr. 8. Zur Frage der Invalidenpensionen und der Reichsbeihülfen für Veteranen; ein Denkmal aus dem siebenjährigen Kriege (für Herzog Ferdinand von Braunschweig bei der Brückermühle unweit Amöneburg).

